

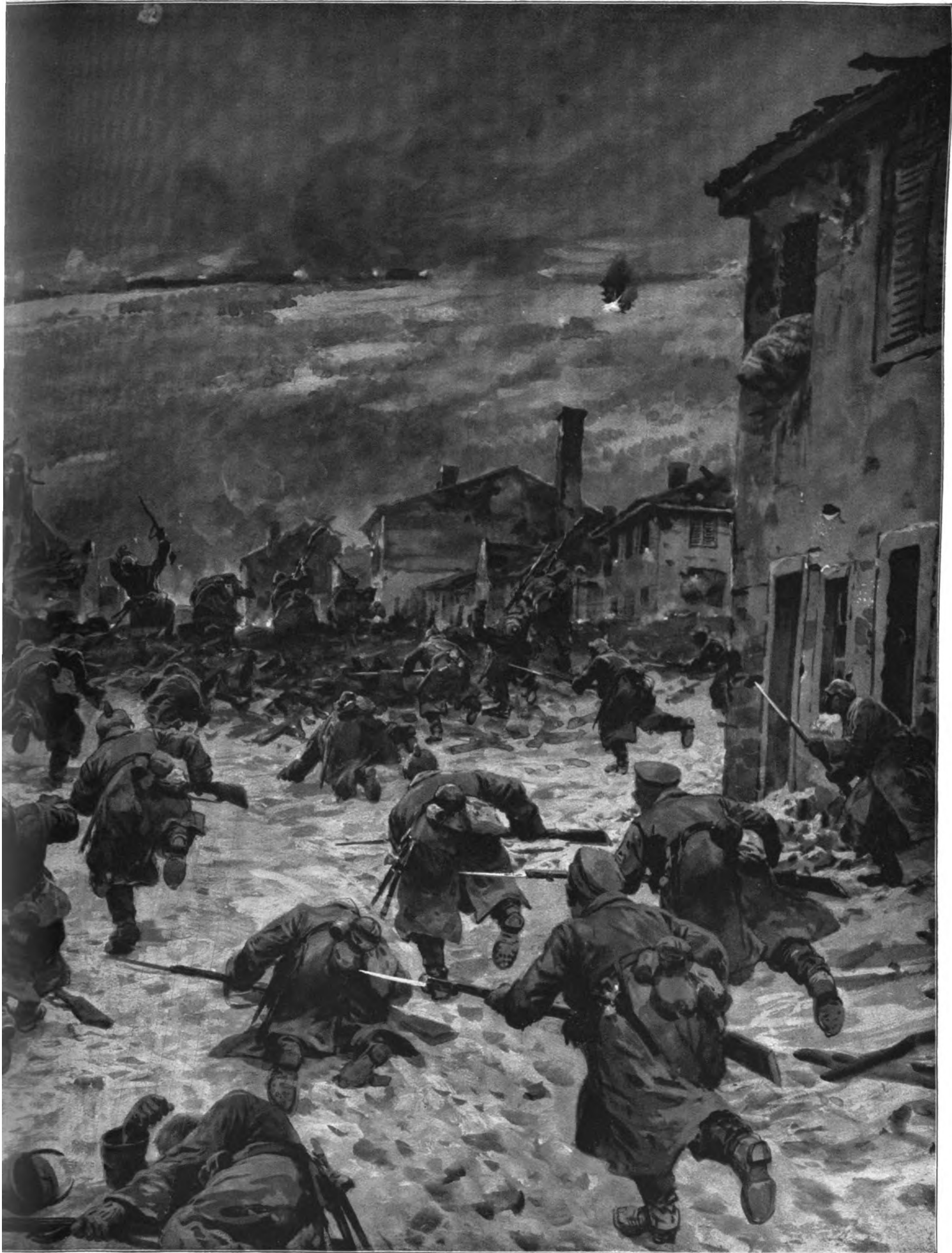
D
522
.I3



Hans W. Schmidt
1916

Erstürmung und Säuberung des Dorfes Douaumont
Nach einer Originalzeichnung des Künstlers





sch Kräftiger Artillerievorbereitung am 2. März 1916.
Smalers Professor Hans W. Schmidt.



Aus illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

Mit Beiträgen von

Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne, Oberarzt der Landwehr Dr. P. Bernoulli, Hauptmann Dr. Walter Bloem, Marineschriftsteller Hans Bruhnsen, Paul Otto Ebe, Oberstudienrat Dr. G. Egelhaaf, Major F. C. Endres, Dr. H. Friedemann, Oberstleutnant a. D. Frobenius, Ludwig Ganghofer, D. v. Gottberg, Dr. P. Grabein, Universitätsprofessor Dr. Haller, Hofrat Hoppe, Eugen Kalkschmidt, Kapitän zur See z. D. v. Kühlwetter, Major a. D. Morath, Kapitänleutnant a. D. v. Nieffen, Walter Dertel, Karl Rosner, Dr. Colin Ross, Major a. D. Schmahl, Geh. Regierungsrat Dr. jur. Seidel, Dr. Alfred Semerau, Generalmajor v. Sprösser, F. Streißler, Chefarzt Sanitätsrat Dr. Vulpus, Privatdozent Dr. Weiß, Dr. Fritz Wertheimer, Privatdozent Dr. Wigand, Professor Dr. Theobald Ziegler, Professor Dr. Waldemar Zimmermann, Maler R. Ahmann, M. Barascudts, Marinemaler Claus Bergen, Fritz Bergen, Professor Hans Bohrdt, W. Brandes, Kriegsmaler Hugo L. Braune, G. Adolf Closs, M. Zeno Diemer, Johs. Gehrts, Schlachtenmaler Fritz Grottemeyer, Georg Hänel, Harry Heußer, Paul Hey, Professor Artur Hoyer, Professor Anton Hoffmann, Professor Fr. Kienmayer, Marinemaler Alex. Kircher, E. Klein, Ludwig Koch, Curt Liebig, D. Merté, Professor Messerschmitt, W. Moralt, Fritz Neumann, M. Plitzner, Adolf Reich, Albert Reich, Orientaler Bruno Richter, A. Roloff, Professor Hans W. Schmidt, Viktor Schramm, Wilhelm Schreuer, Curt Schulz, Professor Hans Rud. Schulze, Professor Chr. Speyer, Professor Karl Storch, Professor Willy Stöwer, Paul Teschinsky, Ewald Thiel, Max Tille, L. Tuszyński, Ernst Zimmer u. a. m.

658 Abbildungen im Text, 25 zum Teil doppelseitige, mehrfarbige Kunstbeilagen, 42 Karten und Pläne im Text sowie ein Kriegskalender, die Ereignisse im ersten Halbjahr 1916 enthaltend.

Vierter Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien / Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



Nachdruck verboten.
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Refer. St.
Moorthamer
5-12-26
11831

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16: 1. 21. 41. 61. 81. 101. 121. 141. 161. 181. 201. 221. 241. 261. 281. 301. 321. 341. 357. 377. 397. 417. 437. 453. 473.		Ostpreußen im Wiederaufbau. Von Baudirektor Reich . . .	198
Der Kampf um den Brückenkopf von Görz . . .	10	Die deutschen Jocker. Von Paul Otto Ebe . . .	199
Die Versenkung eines italienischen Seglers durch ein österreichisch-ungarisches U-Boot . . .	14	Austauschverwundete . . .	206
Das Paßwesen im Kriege. Von Paul Otto Ebe . . .	14	Unsere Torpedos. Von Kapitän zur See z. D. v. Kühlwetter . . .	207
Ein weiblicher Kraftwagenführer an der Ostfront. Von Ernst Friedrich Werner . . .	16	Die Niederwerfung Montenegros und der Feldzug in Albanien. Von Kriegsberichterstatter Walter Dertel . . .	210
Militärbrieftauben. Von Paul Otto Ebe . . .	18	Unser Reichsfinanzminister. Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann . . .	211
General Lodoroff . . .	28	Österreichische Flüchtlingsfürsorge . . .	215
Eine Parade vor unserem glorreichen Generalfeldmarschall . . .	28	Die deutsche Kavallerie im jetzigen Kriege. Von Baron v. Ardenne, Generalleutnant z. D. . .	216
Erstürmung eines englischen Schützengrabens bei Hooge . . .	28	Die Sicherung der Vimyhöhe. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt . . .	230
Die Niederlage der Engländer bei Kesselson . . .	30	Die Kämpfe in Mesopotamien. Von Kriegsberichterstatter Walter Dertel . . .	232
Der Sturm auf Hennemont . . .	34	Joffre-Graben. Von Hans Horsten . . .	235
Französisches Kampfflugzeug und eine neue französische Fliegerbombe . . .	36	Schneeschuhläufer und Gebirgs-Maschinengewehrtruppen . . .	235
Vormarsch durch die Wildnis . . .	36	Die englischen Docks. Von Dr. A. Semerau . . .	236
Die Sachsen in den Vogesen. Von Paul Otto Ebe . . .	38	Überwinden kleiner Gewässer. Von Paul Otto Ebe . . .	238
Erstürmung der Höhe 192 bei Tahure in der Champagne durch die Bayern . . .	50	Erzerum. Von Oberstudienrat Dr. Egelhaaf . . .	239
Bulgarische Küstenwache am Ägäischen Meer . . .	50	Befuch des Deutschen Kaisers auf dem Kalimegdan, der Zitadelle von Belgrad . . .	251
Die Vorstöße der Deutschen gegen die britische Ugandabahn . . .	54	Vor und hinter der Gefechtsfront. Von Paul Otto Ebe . . .	252
Der Mißerfolg der Orientarmee. Von Major a. D. Ernst Morath . . .	56	Württembergische Ruhmestage . . .	254
Deutscher Einspruch gegen die französische Kriegsführung . . .	58	Die 8. Infanteriebrigade erstürmt südlich Baranowitschi die von Petersburg nach Ostgalizien führende Bahn . . .	255
Kriegsopferstätte. Von Paul Otto Ebe . . .	60	Die Neutralität im Weltkriege. Von Geheimem Regierungsrat Dr. jur. Seidel . . .	255
Der Angriff der Araber und Senussi auf Solum und Matruh an der westägyptischen Grenze . . .	70	Moderne Riesenschiffe . . .	259
Sappensturm . . .	71	Admiral v. Capelle . . .	270
In einem Pionierpark. Von F. Groener . . .	75	Die Kriegsbrücke bei Grodno. Von Ingenieur F. Hammer . . .	271
Eröffnungsfeier der Bahnstation Birseba . . .	76	Krieg und Kriegsfürsorge in Hamburg. Von Dr. Zahn . . .	274
Kriegszeitungen. Von Paul Otto Ebe . . .	76	Beschließung der Drei-Zinnen-Fürte durch italienische Artillerie . . .	278
Versenkung italienischer und montenegrinischer Transportdampfer im Hafen von San Giovanni di Medua . . .	78	Soldatengräber. Von Paul Baumann . . .	279
Von den Kämpfen an der mesopotamischen Front . . .	80	Das Bekämpfen feindlicher Flugzeuge . . .	292
Die Erstürmung von Belopolsje durch österreichisch-ungarische Truppen . . .	91	Fliegerangriff auf einen Personenzug bei Donaueschingen . . .	292
Von Südbosnien nach Montenegro und Albanien. Von Major a. D. Ernst Morath . . .	94	Auf dem Vormarsch in Albanien. Von Rifat Gokdovic Pascha . . .	295
Die vierte Isonzo-Schlacht. Von Major a. D. Ernst Morath . . .	95	General der Kavallerie Emil Ritter v. Ziegler . . .	295
Pioniere als Taucher. Von Paul Otto Ebe . . .	98	Im Oberelsaß abgeschossener französischer Kampfdoppeldecker neuester Bauart . . .	296
Englands Mißachtung fremder Hoheitszeichen. Von Kapitän zur See z. D. v. Kühlwetter. I . . .	99	Das Pontonieren. Von Paul Otto Ebe . . .	296
Die Erstürmung des Lovcen. Von Paul Otto Ebe . . .	110	Die erbeutete Kriegskasse . . .	299
Die Einnahme von Novipazar . . .	114	Die Marktwährung im Weltkrieg und der Devisenhandel . . .	310
Der Fesselballon im Kriege. Von Paul Otto Ebe . . .	115	Ein Landwehr-Feldlazarett im Stellungskriege. Von Chefarzt Dr. Vulpus . . .	311
Küstenwache in Island. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt . . .	116	Erzherzog Karl Stephan . . .	314
Englands Mißachtung fremder Hoheitszeichen. Von Kapitän zur See z. D. v. Kühlwetter. II . . .	119	Fahrbare Kriegsbüchereien . . .	315
Geistesgegenwart bei einer Erkundung . . .	120	Aus der Verdun-Schlacht. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt. I . . .	316
Die Einnahme an der Raska. Von Ludwig Ganghofer . . .	128	Bereiteter Gasangriff. Aus dem Tagebuch eines Artilleristen von Hans Horsten . . .	328
Die Verluste der Engländer in den afrikanischen Kolonialkämpfen 1914/15 . . .	132	Kriegsnagelungen . . .	334
Vogelkämpfe. Von Paul Otto Ebe . . .	134	Abweisung eines italienischen Angriffs an der Tosana . . .	336
Unsere Eisenbahnen im Kriege . . .	136	Mit den Bundesbrüdern in den Karpathen . . .	336
Panzerzüge und Panzerkraftwagen . . .	139	Fliegerphotographien . . .	338
Der Abschluß der Kämpfe gegen Montenegro. Von Major a. D. Ernst Morath . . .	150	Kämpfe um den Hartmannsweiler Kopf. Von Paul Otto Ebe . . .	339
Was kostet ein Kanonenschuß? . . .	151	Schwerfegen! Gedicht von Hauptmann Dr. Reinhold Eichader . . .	340
Die Neujahrsschlacht an Bruth, Dniestr und Strypa. Von Major a. D. Ernst Morath . . .	154	Fliegerkämpfe. Von Paul Otto Ebe . . .	354
Die Ipernfront. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt . . .	156	Die große russische Entlastungsoffensive. Von Major a. D. Ernst Morath . . .	355
Rettung einer Regimentsfahne . . .	158	Der Krieg in Ostafrika . . .	363
Marineluftfahrwesen und Flotte im modernen Kriege. Von Paul Otto Ebe. I . . .	158	Aus der Verdun-Schlacht. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt. II. Im Walde von Hennemont . . .	369
Soziale Kriegsfürsorge. Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann. I . . .	167	Der Kampf um Chaulnes und Vihons. Von Dr. Colin Roß . . .	372
Schwebebahnen zur Beförderung Verwundeter . . .	170	Privatbänder. Von Paul Otto Ebe . . .	375
Russische Kulturarbeit auf französischem Boden. Von Chefarzt Dr. Vulpus . . .	170	Colmar Freiherr von der Goltz. Von Major Franz Carl Endres . . .	376
Das Ringen am Isonzo. Von Kriegsberichterstatter Walter Dertel . . .	171	Aus der Verdun-Schlacht. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt. III. Die Kämpfe westlich der Maas . . .	386
Wie die Franzosen Sturm laufen . . .	176	Im Krieg mit den Bergen . . .	388
Marineluftfahrwesen und Flotte im modernen Kriege. Von Paul Otto Ebe. II . . .	178	Im besetzten Mazedonien. Von Reinhard Günske . . .	390
Fischerbarken an Stelle von Dreadnoughts . . .	190	Das Kriegsgeschehen unserer Handelsflotte. Von Kapitän zur See z. D. v. Kühlwetter . . .	391
Charakterköpfe aus dem Großen Hauptquartier. Von Karl Rosner . . .	191	Die Vernichtung des französischen Unterseebootes „Curie“ . . .	393
Rückzug der Russen aus der Gegend von Czartorysk . . .	194	Das englische Gefangenlager auf der Insel Man . . .	394
Soziale Kriegsfürsorge. Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann. II . . .	194	Ein leichtsinniger Streich. Von Walter Bloem. I . . .	404
		Offiziere dabei . . .	406
		Freiheit der Meere. Von Ch. Böhringer . . .	407
		Die Schlacht von Verdun im Urteil der Gegner. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt . . .	410
		Bei Erzellenz v. Dorrer. Von Dr. Dienst, Leutnant d. R. . .	412
		Durch Belgien nach Nordfrankreich. Von Dr. Colin Roß . . .	414

	Seite		Seite
Bekämpfung von Tierseuchen im Felde. Von Oberveterinär Dr. Behn	415	Die Fürsorge für die Kriegsverletzten. Von Professor Dr. Waldeemar Zimmermann. II	458
Der Ottomanische Rote Halbmond. Von Major Franz Carl Endres	416	Die Vergewaltigung neutraler Staaten durch Großbritannien und Frankreich. Von Geheimem Regierungsrat Dr. jur. Seidel	462
Ein leichtsinniger Streich. Von Walter Bloem. II	424	Aus den Tagen von Postawo. Von Kriegsberichterstatter Dr. Fritz Wertheimer	466
Soziale Fürsorge nach dem Kriege. Von Dr. Zahn	427	Gegen Tirol und Kärnten. Von Kriegsberichterstatter Walter Dertel	468
Deutsche Kavallerie im September 1915 bei Wilna. Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne	432	Auf Patrouille. Von Dr. Reinhold Eichader. I	482
Feldwetterstationen. Von Paul Otto Ebe	435	Feldherr und Chef des Generalstabs. Von Baron v. Ardenne, Generalleutnant z. D.	484
Die Fürsorge für die Kriegsverletzten. Von Professor Dr. Waldeemar Zimmermann. I	444	Kriegsbeute. Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt	486
Munitionstransporte	446	Am Narotschsee. Von Kriegsberichterstatter Dr. Fritz Wertheimer	487
Die Kämpfe an Strypa und Dnjestr. Von Kriegsberichterstatter Walter Dertel	446	Blindgänger. Von Paul Otto Ebe	490
Die kulturelle Tätigkeit des k. u. k. Militärgouverneurs in Serbien. Von Rifat Gozđović Pascha	448	Die Fürsorge für die Kriegsverletzten. Von Professor Dr. Waldeemar Zimmermann. III	491
Die Aufstellung Europas. Von Paul Otto Ebe	450		
Der neue italienische Stahlhelm	452		

Kunstbeilagen.

	Nach Seite		Nach Seite
Erstürmung und Säuberung des Dorfes Douaumont nach kräftiger Artillerievorbereitung am 2. März 1916. Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt	Vor dem Titel	mittage des 25. Februar 1916. Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts	228
Rampf um den Brückenkopf von Görz. Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt	8	Der Deutsche Kaiser nimmt auf der Zitadelle (Kaliniegrad) von Belgrad am 20. Januar 1916 den Vortrag über den Übergang der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen über die Donau entgegen. Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt	248
Im Kampf um eine serbische Ortschaft. Nach einer Originalzeichnung von Max Tille	20	Die Kämpfe im Jemen: Niederlage der Engländer bei Scheich Osmani. Nach einer Originalzeichnung von Orientaler Bruno Richter	260
Sturm auf die Höhe 192 bei Tahure in der Champagne. Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt	48	Juden Kämpfen um Verdun: Erstürmung einer französischen Feldbefestigung nach vorhergegangener Beschießung durch Artillerietrommelfeuer. Nach einer Originalzeichnung von Max Tille	288
Krieger des Scheichs der Senussi vertreiben die Engländer aus Matruh. Nach einer Originalzeichnung von Max Tille	68	Ein Landwehr-Feldlazarett im Stellungskriege hinter der Front. Nach einem Originalgemälde von Professor Hans W. Schmidt	308
Österreichisch-ungarische Landwehr vertreibt die in einen Kirchhof nördlich von Czartorysk eingedrungenen Russen am 6. Januar 1916. Nach einer Originalzeichnung von Kriegsmaler Hugo L. Braune	88	Deutsche Torpedoboots auf hoher See auf der Suche nach dem Feind. Nach einer photographischen Aufnahme von A. Renard	328
Erstürmung des Voocen durch österreichisch-ungarische Infanterie nach dreitägigem Ringen am 10. Januar 1916. Nach einer Originalzeichnung von Prof. Anton Hoffmann	108	Zu den Kämpfen um Balona: Österreichisch-ungarische Soldaten in einem Gefecht mit Italienern. Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann	356
Die Bucht von Phaleron. Nach der Natur gezeichnet von Professor M. Zeno Diemer	120	Verteidigung einer eroberten englischen Stellung von etwa 350 Metern Frontbreite am Mertanal nördlich von Ipern. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann	384
Aus den Kämpfen um Ipern: Schwere Munitionskolonnen in Deckung hinter einer Ferme in Fortrin. Nach einem Originalgemälde von Paul Hen	156	Sturm der westfälischen Truppen auf die russischen Feldstellungen am Narotschsee und Ladischbruch. Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt	404
Niederlage der italienischen Garde durch österreichisch-ungarische Truppen, hauptsächlich Bosniaken, an der nördlichen Isonzofront. Nach einer Originalzeichnung von Prof. A. Hoffmann	176	Die Seeschlacht bei Lowestoft am 25. April 1916. Nach einem Gemälde von Marinemaler Prof. Hans Bohrdt	416
Türkische Flugzeuge auf einer Erkundungsfahrt am Suezkanal. Nach einer Originalzeichnung von Prof. Hans A. Schulze	180	Munitionstransport durch das zerstörte Dorf Condé in den Argonnen. Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt	444
Deutsche Torpedobootsbesatzungen retten englische Mannschaften nach dem Seegefecht an der Doggerbank in der Nacht vom 10. zum 11. Februar 1916. Nach einer Originalzeichnung von Marinemaler Professor Willy Stöwer	200	Absführung der englischen Besatzung von Rut-el-Amara durch die Türken nach der Übergabe des Generals Townshend. Nach einer Originalzeichnung von Max Tille	452
Sturm des Infanterieregiments Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin (4. brandenburgisches) Nr. 24 auf die Panzerfeste Douaumont vor Verdun am Nach-		Nächtlicher Kampf bei den italienischen Werken von Campomolon. Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszyński	472

Karten.

	Seite		Seite
Vogelschaukarte von Görz und Umgebung	12	Karte von Südarabien mit der Jemenfront	262
Das Warbartal	24	Vogelschaukarte zu den Kämpfen um Reims und in der Champagne	283
Zur Niederlage der Engländer bei Atlephion	30	Vogelschaukarte zu den Kämpfen um Balona	306
Die asiatische Türkei mit der Bagdadbahn	35	Kartenstücke zu den Kämpfen um Dünaburg, Widsch, Postawo	308
Zu dem Artikel „Die Sachsen in den Vogesen“	38	Die deutsche Front gegen Rußland im April 1916	322
Übersichtsskizze zu den Kämpfen am Isonzo	42	Vogelschaukarte von Nordengland, dem Angriffsziel deutscher Luftschiffe in der Nacht zum 3. April 1916	329
Die vor ihrer Vertreibung innegehabte Stellung der Engländer und Franzosen auf der Halbinsel Gallipoli	43	Karte von Holland	330
Die Front der Verbündeten in Südserbien	56	Das Kampfgelände westlich von Verdun	346
Karte von Westasien (Persien und Afghanistan)	62	Übersichtskarte zu den Kämpfen am Narotschsee	362
Karte von Vorderindien	63	Die hauptstädtlichen Kampfschauplätze im Orient	379
Zu den Kämpfen in Westägypten	70	Die vergeblichen Entsatzversuche der Generale Gorringe und Kearny für General Townshend in Rut-el-Amara	380
Vogelschaukarte des Gebietes Loozen-Cetinje	100	Vogelschaukarte des Gebietes um den Toten Mann nördlich von Verdun	397
Kartenstücke zur Eroberung des Loozen	101	Vogelschaukarte des Gebietes um den Toten Mann nördlich von Verdun	427
Vogelschaukarte zur Neujahrschlacht bei Czernowik und Toporouk	122	Das künftige Europa nach französischer Vorstellung	452
Saloniki und Umgebung aus der Vogelschau	128	Skizze der Sprengungen bei St. Eloi am 27. März 1916	460
Die Kämpfe an der Strypa	154	Skizze des Kampfraumes von Armentières bei Givenchy	460
Vogelschaukarte des Hauptindustriegebietes in England, auf das der große deutsche 29. Luftangriff erfolgte	202	Karte zur Vergewaltigung Griechenlands	466
Kartenstücke zur Raperung des englischen Dampfers „Appam“	208	Kartenstücke zu dem Artikel „Aus den Tagen von Postawo“	468
Kartenstücke zu dem Artikel „Die Sicherung der Bimshöhe“	222	Vogelschaukarte zu dem österreichisch-ungarischen Vordringen in Südtirol	473
Karte des Kampfgeländes vor Verdun mit den eingezeichneten deutschen Frontlinien am 22. Februar und am 10. März 1916	232	Kartenstücke zur Russenoffensive am Narotschsee vom 12. März bis 28. April 1916	486
Vogelschaukarte von Durazzo und Umgebung	246		
Kartenstücke zu den Kämpfen um Messines im Herbst 1914	256		

Kriegskalender zur Original-Einbanddecke

der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/16. Vierter Band

enthaltend die Ereignisse vom 1. Januar bis 31. Juli 1916.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Januar.

1. Englische Angriffe bei Frelinghem, starke russische an der bessarabischen und Strypafront abgewiesen; Jaunde in Kamerun vom Feind besetzt. — 2. Deutscher Erfolg bei La Bassée; heftige russische Angriffe an der bessarabischen, Strypa- und Styrfront abgewehrt. — 3. Schwere russische Verluste bei Toporouh, Otna, Uscieczko und Buczac; d.-u. Erfolg bei Dolje. — 4. Neue heftige Angriffe der Russen in Ostgalizien und an der Grenze der Bukowina, italienische bei Dolje und am Monte San Michele abgewiesen. — 5. Erfolgreicher Fliegerkampf bei Douai; italienischer Angriff bei Dolje abgewehrt; Fortschritte bei Berane und Roschaj. — 6. Die Montenegriner bei Mostowaz, Godula und Roschaj geworfen; das englische „F. 17“ untergegangen; Annahme der Wehrpflicht in England. — 7. Deutscher Erfolg am Hartmannsweilerkopf; russische Angriffe bei Buczac, Toporouh und Karancze abgewehrt; deutscher Flugzeugangriff auf Saloniki. — 8. Deutscher Erfolg am Hirzstein, d.-u. bei Berane; in der Nacht Abzug der englisch-französischen Truppen von Gallipoli. — 9. Deutscher Erfolg bei Massiges; russischer Angriff bei Toporouh abgeschlagen; Botscha bei Berane besetzt; das englische Linienschiff „King Edward VII.“ versenkt. — 10. Französischer Angriff bei Massiges, russische im Kaufasus bei Marman abgewehrt; Berane und der Lowtschen genommen. — 11. Französische Angriffe bei Lemesnil, russische bei Tenenfeld, an der bessarabischen Grenze, am Aras und bei Dltu, italienischer bei Tolmein abgeschlagen; weitere Erfolge bei Budua, Njegusch, Grahowo, Berane und Dugain. — 12. Englischer Angriff bei Armenières, französische bei Lemesnil und Maison de Champagne, russischer am Aras abgewiesen; erfolgreiche Gefechte im Osten; Budua und der Maini Brh genommen; englische Niederlage bei Aden. — 13. Schwere russische Verluste bei Toporouh, Karancze und im Kaufasus bei Reutef; Cetinje genommen; englisch-französische Truppenlandung in Phaleron. — 14. Russische Angriffe bei Czernylj, Toporouh, Karancze, am Korminbach und Arasfluß abgewiesen; d.-u. Erfolg bei Oslawja; Spizza und die Gradinahöhe genommen. — 15. D.-u. Erfolge bei Tolmein und Grahowo. — 16. Montenegro unterwirft sich. — 17. Birpazar und Rjeta besetzt. — 18. Italienische Angriffe bei Usfern und Tolmein, russische im Kaufasus abgewehrt; die deutschen Streitkräfte in Kamerun erreichen das spanische Gebiet. — 19. Englischer Angriff bei Frelinghem, russische bei Toporouh und Bojan abgewiesen. — 20. Russische Angriffe zwischen Pinsk und Czartorysk abgewehrt. — 21. Russische Angriffe bei Berestian abgewiesen. — 22. Deutsche Erfolge bei Neuville und in den Argonnen, d.-u. bei Dolzt; russische Angriffe bei Dubno abgewehrt; Antivari und Dulcigno besetzt; König Nikita nach Brindisi geflüchtet. — 23. Flugzeugangriff auf Dover; Stutari, Nikitsch, Danilowgrad und Podgorika besetzt; englischer Transportdampfer vor Saloniki versenkt. — 24. Deutscher Erfolg bei Neuville; Kämpfe bei Oslawja. — 25. Französische Angriffe bei Neuville abgewehrt; d.-u. Erfolg bei Oslawja; Unterzeichnung der montenegrinischen Waffenstreckung. — 26. Deutscher Erfolg an der Strake Vimy-Neuville. — 27. Kämpfe bei Neuville, Widsy und am Styr; d.-u. Erfolg bei Toporouh; die Gegend von Gulinje besetzt. — 28. Deutsche Erfolge bei La Folie, St. Laurent, Frije und Lihons; französische Angriffe bei Neuville und an der Combreshöhe, russische bei Uscieczko und Berestian abgewiesen; Alessio und San Giovanni di Medua besetzt; Auslieferung von Bierverbandstruppen bei Kara Burnu. — 29. Kämpfe bei Vimy-Neuville und Uscieczko; Zeppelinangriff auf Paris. — 30. Französische Angriffe bei Neuville, russischer bei Wisman abgewehrt; Zeppelinangriff auf Paris. — 31. Englischer Angriff bei Messines abgewiesen; Luftschiffangriff auf Liverpool, Manchester, Nottingham, Sheffield und Great Yarmouth, sowie auf Saloniki.

Februar.

1. Deutscher Erfolg bei Ruchsta Wola, d.-u. bei Uscieczko, am Col di Lana und Matifluß; die „Appam“ in Amerika; Rücktritt Goremykins; Selbstmord des türkischen Thronfolgers. — 2. Deutscher Erfolg bei Hulluch, d.-u. bei Santa Lucia und in der Gegend von Krusa; „L. 19“ verunglückt; deutscher U-Boot-Erfolg in der Themsemündung. — 3. Krusa besetzt und der Jschmi erreicht; d.-u. Kreuzerangriff gegen die italienische Küste. — 4. und 5. Englische Vorstöße bei La Bassée und Messines abgewiesen. — 7. Russischer Angriff bei Tarnopol abgewehrt. — 8. Deutscher Erfolg bei Vimy; Preza in Albanien besetzt; der französische Kreuzer „Admiral Charner“ versenkt. — 9. Deutsche Erfolge bei Vimy und Neuville; französische Angriffe an der Somme, russische an der wolhynischen Front, bei Tarnopol und Uscieczko abgewiesen. — 10. Französische Angriffe bei Vimy und an der Somme, russische am Dryswiatysee und an der

wolhynischen Front abgewehrt; Tirana besetzt; der englische Kreuzer „Arabis“ durch deutsche Torpedoboote versenkt. — 11. Französischer Erfolg bei Mailson de Champagne; russische Angriffe im Norden und vor Tarnopol, italienische vor Tirana abgewiesen; d.-u. Erfolg im Rombongebiet. — 12. Deutsche Erfolge in Flandern, bei Ste. Marie à Py, Lusse und Baranowitsch; Flugzeugangriff auf Ravenna. — 13. Deutsche Erfolge bei Tahure und Obersept; französische Angriffe bei Ste. Marie à Py, italienische im Rombongebiet abgewehrt; Fortschritte in Albanien; der englische Kreuzer „Arcturion“ gesunken. — 14. Deutsche Erfolge bei Ypern und Lens; französische Angriffe bei Tahure und Obersept, italienische im Rombongebiet abgewiesen; Fliegerangriff auf Monza und Mailand. — 15. Englische Angriffe bei Ypern, französische bei Tahure, italienische an der küstenländischen Front abgewehrt; mehrere Forts von Erzerum gefallen. — 16. Erzerum von den Russen genommen; russische Angriffe bei Berestian, italienischer bei San Michele abgewiesen. — 17. Englischer Angriff bei Ypern, französischer an der Somme, italienischer im Rombongebiet abgewehrt; Kawaja besetzt. — 18. Deutscher Erfolg bei Largihen, türkischer bei Gelahie; englischer Angriff bei Ypern, italienischer bei Borgo abgewiesen. — 19. Deutscher Erfolg am Mersanal; russischer Angriff bei Sawitsche abgewehrt; d.-u. Erfolge gegen Durazzo; Berat, Pjusna und Pektin besetzt; Mora in Nordkamerun gefallen. — 20. Englischer Angriff bei Ypern, russischer bei Dünaburg abgewiesen; d.-u. Erfolg bei Rozlow; Flugzeugangriff auf Lowestoft und die Downs. — 21. Deutscher Erfolg bei Souchez; ein Zeppelin über Raviigny verbrannt; Flugzeugangriff auf Mailand. — 22. Deutscher Sieg bei Consonovone; Albanen vor Verdun, deutscher Erfolg bei Heidweiler, d.-u. vor Durazzo. — 23. Weitere Fortschritte vor Verdun und Durazzo; Admiral v. Pohl gestorben. — 24. Neue Fortschritte vor Verdun bis an den Louvemonttrüden, vor Durazzo bis an die Dursteiche. — 25. Fort Douaumont erklüftet; französischer Angriff bei Ste. Marie à Py abgewiesen; die deutschen Schiffe in Portugal beschlagnahmt. — 26. Vor Verdun Champneuville, Côte de Talou und Harbaumont genommen; Fortschritte gegen die Côtes Lorraines; italienische Angriffe bei Monte San Michele und Uzso abgewiesen; Durazzo besetzt; im Mittelmeer der französische Transportdampfer „Provence“ mit 4000 Mann versenkt. — 27. Deutsche Erfolge bei Naurin, an der Maas und in der Woereebene; schwere französische Verluste vor Douaumont. — 28. Fortschritte bei Dorf Douaumont, in der Woere und bei Badonviller. — 29. Deutsche U-Boot-Erfolge vor Le Havre, in der Themsemündung und im Mittelmeer; englischer Kreuzer durch S. M. S. „Greif“ torpediert, letzterer von seiner Besatzung in die Luft gesprengt.

März.

1. Schwere französische Verluste vor Verdun. — 2. Dorf Douaumont genommen; englische Vorstöße bei Ypern, französische im Bolantewald abgewehrt. — 3. Schwere französische Verluste vor Dorf Douaumont und Obersept; deutscher Erfolg bei Mesewitsch; russischer Vorstoß an der Krwa abgewiesen. — 4. Rückkehr der „Möwe“. — 5. Zeppelinangriff auf Hull. — 6. Fresnes gestürmt; deutsche Erfolge bei Mailson de Champagne und La Chalade, d.-u. bei Raprilowka und Tarnopol. — 7. Neue große Erfolge vor Verdun; Fresnes ganz genommen. — 8. Dorf und Feste Vaux genommen; französischer Erfolg bei Mailson de Champagne; schwere englische Schlappe bei Gelahie. — 9. Deutsche Kriegserklärung an Portugal; Fortschritte im Ablainwald und in der Woere; die Franzosen wieder in Fort Vaux. — 10. Deutscher Erfolg bei Ville aux Bois; französischer Angriff vor Verdun abgewehrt; Fortschritte gegen Balona. — 11. Schwere französische Verluste vor Verdun und Obersept. — 12. Russische Vorstöße an der bessarabischen und Dnjestrfront, italienischer bei Selz abgewiesen. — 13. Beginn einer neuen Jfonsoschlacht; alle italienischen Angriffe abgewehrt; Österreich-Ungarn bricht die Beziehungen zu Portugal ab. — 14. Fortschritte am „Toten Mann“; russischer Angriff bei Uscieczko, italienische an der ganzen Jfonsfront abgewiesen; Rücktritt des französischen Kriegsministers Gallieni. — 15. Französische Angriffe bei St. Souplet, Somme Py-Souain und am „Toten Mann“; russischer bei Rozlow, italienische an der Podgora und bei San Michele abgewehrt; Rücktritt des Staatssekretärs v. Tirpiz. — 16. Schwere französische Verluste am „Toten Mann“; d.-u. Erfolg vor Tarnopol. — 17. Russischer Vorstoß am Mladziossee, italienischer bei Selz abgewiesen; d.-u. Erfolg vor Tolmein. — 18. Deutsche Erfolge bei Vermelles und Badonviller; französische Angriffe am „Toten Mann“ und östlich von der Maas, russische bei Dryswiaty-Postaw, am Naroczsee und Dnjestr abgewehrt; d.-u. Erfolge am Tolmeiner Brückentopf und Mzgli Brh; der französische Zerstörer „Renardin“ vor Durazzo versenkt; Luftschiffangriff auf die Bierverbandsslotte vor Saloniki. — 19. Französische

Angriffe bei Baux, russische bei Postaw, zwischen Narocz- und Wiszniewsee, italienische gegen Mrzli Brh und Arn abgewiesen; Uscieczko geräumt; deutscher Erfolg bei Widyn, d.-u. bei Borna und am Rombon; Flugzeugangriff auf Dover, Deal und Ramsgate. — 20. Starke französische Stellungen vor Avocourt gestürmt; russische Angriffe bei Riga, Jakobstadt, Postaw, zwischen Narocz- und Wiszniewsee, italienische am Rombon und Mrzli Brh abgewehrt. — 21. Weitere Fortschritte vor Avocourt; französische Angriffe bei Obersept, starke russische bei Riga, Friedrichstadt, Jakobstadt, Dünaburg, Postaw, zwischen Narocz- und Wiszniewsee, am Rorminbach und an der Strypa abgewiesen. — 22. Französische Stützpunkte bei Haucourt genommen; russische Angriffe bei Jakobstadt, Widyn, zwischen Narocz- und Wiszniewsee abgewehrt. — 23. Ergebnis der vierten deutschen Kriegsanleihe: 10,6 Milliarden; russische Angriffe bei Jakobstadt, Dünaburg und Widyn abgewiesen; Seegefecht an der flandrischen Küste. — 24. Russische Angriffe bei Jakobstadt und Widyn abgewehrt; d.-u. Erfolg bei Burkanow. — 25. Russische Angriffe bei Dünaburg, Postaw, zwischen Narocz- und Wiszniewsee, italienische im Suganatal abgewiesen; vergeblicher Vorstoß englischer Kreuzer und Zerstörer gegen Nordschleswig. — 26. Starke russische Angriffe bei Jakobstadt und Postaw abgewehrt; deutscher Erfolg bei Motznye, d.-u. an der Podgorahöhe. — 27. Kämpfe bei St. Eloi; russische Angriffe bei Postaw und Motznye, bei Bojan und an der Strypamündung, italienische im Doberdoo- und Blödengebiet abgewiesen. — 28. Mehrere französische Stellungen bei Malancourt gestürmt; russische Angriffe am Naroczsee, italienische im Doberdoo- und Blödengebiet abgewehrt. — 29. Französischer Angriff vor Verdun, italienischer vor Götz abgewiesen. — 30. Malancourt gestürmt; Rücktritt des russischen Kriegsministers Poliwanow. — 31. Fortschritte bei Haucourt und Dorf Baux; d.-u. Erfolg bei Dlna; italienische Angriffe am Val und bei Schluderbach abgewehrt; Luftschiffangriff auf die englische Küste von London bis zur Humbermündung; „L 15“ abgeschossen; holländische Vorsichtsmaßnahmen wegen drohender Übergriffe des Biververbandes; feindliche Schiffsverluste durch U-Boote im März: 207 000 Registertonnen.

April.

1. Starke französische Gegenangriffe bei Dorf Baux abgewiesen; Luftschiffangriff gegen die Teesmündung, Middlesborough und Sunderland. — 2. Kämpfe vor Douaumont; Luftschiffangriffe gegen Dünkirchen und den nördlichen Teil der englischen Ostküste. — 3. Deutsche Erfolge bei Douaumont und im Caillietewald, d.-u. im Adamellogebiet; Luftschiffangriff auf Great Yarmouth; Flugzeugangriff auf Ancona. — 4. Französische Angriffe vor Douaumont und im Caillietewald abgewehrt. — 5. Haucourt und ein Stützpunkt östlich davon gestürmt; französische Angriffe im Caillietewald, italienische im Doberdoogebiet, am Ledrosee und im Daonetal abgewiesen; Luftschiffangriff auf Whithby, Hull und Leeds. — 6. Deutscher Erfolg bei St. Eloi, d.-u. am Rauchkofel; französische Angriffe bei Jour de Paris, Avocourt und im Caillietewald, russische am Naroczsee, italienische im Sugana- und Vedrotal abgewiesen; Bundesratsbeschluss betreffend Einführung der Sommerzeit. — 7. Zwei Stützpunkte vor Haucourt und der Termitenhügel gestürmt; deutscher Erfolg am Hilsenfirch, d.-u. im Doberdoogebiet, am Mrzli Brh und an der Rodetta; russische Angriffe am Naroczsee abgewehrt; deutsch-rumänisches Handelsabkommen. — 8. Flugzeugangriff auf Pagenholm. — 9. Fortschritte bei Bethincourt, Avocourt, im Naberwald und auf dem Pfefferrücken; englische Niederlage bei Jelahie. — 10. Englischer Angriff bei St. Eloi, französischer vor Verdun beiderseits der Maas, italienischer bei Riva abgewiesen. — 11. Französische Angriffe bei Avocourt und am Pfefferrücken, russische bei Garbunowka abgewehrt. — 12. Russische Vorstöße bei Baranowitschi und im Kaufalus abgewiesen. — 13. Russische Angriffe bei Garbunowka, am Serwetich, an der Strypa und bei Jaslowiec, italienische bei Novalebo und am Monte Scorluzzo abgewehrt; d.-u. Erfolg am Mrzli Brh, russischer bei Buczac, italienische an der Ponalestraße und am Dossion di Genova. — 14. Schwere französische Verluste vor Verdun; russische Angriffe bei Dünaburg und Korelitschi, italienischer am Mrzli Brh abgewiesen. — 15. Französischer Angriff von Douaumont bis Baux, russischer bei Mischale abgewehrt. — 16. Russischer Vorstoß am Sereth und bei Mischale abgewiesen. — 17. Fortschritte bei Haudromont und Thiaumont; russische Angriffe bei Garbunowka, italienische bei Zagora und am Col di Lana abgewehrt; d.-u. Erfolg im Suganatal; englische Schlappe am Tigris. — 18. Weitere Erfolge bei Haudromont; Trapezunt von den Russen besetzt. — 19. Deutscher Erfolg im Ipernbogen; schwere französische Verluste im Caillietewald; der Col di Lana von den Italienern genommen; Generalfeldmarschall v. d. Goltz gestorben. — 20. Schwere französische Verluste am „Toten Mann“, im Caurettewald, bei Haudromont und Douaumont; russische Angriffe bei Garbunowka, italienische am Col di Lana, im Sugana- und Ponaletal abgewehrt. — 21. Neue schwere Verluste der Franzosen vor Verdun westlich und östlich von der Maas; russische Angriffe bei Garbunowka, italienische bei Monfalcone und am Col di Lana abgewiesen. — 22. Die Gräben bei Ipern wieder geräumt; deutsche Erfolge am „Toten Mann“, d.-u. am Col di Lana; russischer Angriff am Naroczsee, italienischer im Doberdoogebiet, englischer bei Jelahie abgewehrt; Flugzeugangriff auf Pagenholm. — 23. Englischer Vorstoß bei St. Eloi, französische am „Toten Mann“ und bei Thiaumont, italienische im Doberdoogebiet und am Col di Lana abgewiesen; englische Schlappe bei Ratia. — 24. Französischer Angriff am „Toten Mann“, russischer bei Garbunowka, englische Seestreitkräfte an der flandrischen Küste abgewehrt; d.-u. Erfolg bei San Martino; Ausbruch des Aufstandes in Irland. — 25. Deutscher Erfolg bei Celles; italienische Angriffe bei Selz abgewiesen; Rückzug der Italiener bei Votto und Roncagno; Luftschiffangriff gegen London, Ramsgate, Cambridge, Norwich, Harwich, Etaples und Dünkirchen; Flottenvorstoß gegen Great Yarmouth und Lowestoft; das englische „E 22“ versenkt. — 26. Englische und französische Vorstöße an der Westfront, italienische im Sponzgebiet abgewehrt; d.-u. Erfolg am Rombon, deutscher zur See auf der Doggerbank; Luftschiffangriff gegen Wargate und Dünaburg. — 27. Luftschiff- und Flugzeugangriffe

gegen Rjeznica, russische Flughäfen und das russische Linien Schiff „Slawa“; das englische Linien Schiff „Russell“ und das deutsche UC 5 gesunken. — 28. Deutsche Erfolge bei Givendy en Gohelle, am Naroczsee, d.-u. bei Mlynow; französische Vorstöße am „Toten Mann“, italienische am Col di Lana, russische am Ropemberge abgewiesen; Rut el Amara gefallen. — 29. Englische Angriffe bei Givendy en Gohelle, französische am „Toten Mann“, im Caurettewald und bei Thiaumont, italienischer am Topetepah, russischer am Ropemberge abgewehrt; die Stellungen bei Mlynow wieder geräumt. — 30. Kämpfe am „Toten Mann“; italienischer Angriff im Adamellogebiet abgewiesen; Unterwerfung der irischen Rebellenführer; feindliche Schiffsverluste im April durch deutsche und d.-u. U-Boote: 225 000 Registertonnen.

Mai.

1. Französische Angriffe bei Douaumont und im Caillietewald, italienische auf der Croda dell' Ancona und am Ruffredo abgewehrt; Luftschiffangriff auf Moonfand und Borna, Flugzeugangriff auf Pagenholm. — 2. Italienische Angriffe im Adamellogebiet und an der Rotwandspitze abgewiesen; Luftschiffangriff auf die englische Ostküste; „L 20“ zerstört. — 3. Englischer Vorstoß bei Lens, französischer am „Toten Mann“ abgewehrt; Flugzeugangriffe auf Sandwich und Deal, auf das russische Linien Schiff „Slawa“ und auf Ravenna. — 4. Antwort der deutschen Regierung an Amerika wegen Milderung des U-Boot-Krieges; Kämpfe an der englischen Front; deutsche Erfolge südlich von der Somme, bei Avocourt und Haucourt, d.-u. am Rombon; französischer Angriff am „Toten Mann“, italienischer im Marmolatagebiet abgewiesen; Flugzeugangriff auf Valona und Brindisi; „L 7“ über der Nordsee abgeschossen. — 5. Englischer Angriff bei Givendy en Gohelle, französischer bei Vienne le Chateau, italienischer am Rombon abgewehrt; deutsche Erfolge bei Haucourt, d.-u. bei Dlna und Lafram; ein Zeppelin vor Saloniki verunglückt. — 6. Französischer Angriff bei Thiaumont abgewiesen; das englische „E 31“ versenkt. — 7. Die Höhe 304 bei Verdun gestürmt; französische Angriffe bei Thiaumont abgewehrt; Kämpfe bei San Martino und an der Tiroler Front. — 8. Fortschritte bei Haucourt; französische Angriffe bei Höhe 304 und Thiaumont abgewiesen; russische Schlappe am Ropemberge; Torpedobootgefecht bei Ostende. — 9. Fortschritte auf Höhe 304; französischer Angriff in den Argonnen, russischer bei Garbunowka, italienische bei San Martino abgewehrt; weitere türkische Erfolge im Kaufalus. — 10. Französische Angriffe am „Toten Mann“ und an der Höhe 304 abgewiesen; russische Stellung bei Selburg gestürmt. — 11. Englische Stellungen bei Hulluch gestürmt; französische Angriffe bei Jille Morle und Thiaumont, italienische auf dem Mrzli Brh abgewehrt. — 12. Französische Angriffe bei Avocourt, Malancourt, am „Toten Mann“ und im Ablatwald, russischer bei Selburg, italienische bei San Martino abgewiesen; Rücktritt des Staatssekretärs Delbrück. — 13. Französischer Angriff an der Höhe 304, italienischer bei San Martino abgewehrt. — 14. Englische Angriffe bei Hulluch, französische am „Toten Mann“ und Caillietewald, italienische am Monte San Michele abgewiesen; d.-u. Erfolge bei San Martino und Tolmein. — 15. Französische Angriffe an der Höhe 304 und bei Combres, italienische bei San Martino und in den Dolomiten abgewehrt; d.-u. Erfolge im Doberdoogebiet, bei Plava und Tolmein; Einsetzen der d.-u. Offensive in Südtirol: die ersten italienischen Stellungen vom Suganatal bis Koreitz gestürmt. — 16. Französischer Angriff an der Höhe 304, italienische bei San Martino, am Herenfels und Giesfattel, russische im Kaufalus abgewiesen; Fortschritte auf dem Armenterrücken, vor Vielgereuth, im Terragnolaabschnitt und auf der Zugna Torta; Flugzeugangriff auf Venedig; Seegefecht vor der flandrischen Küste. — 17. Französische Angriffe an der Höhe 304 und am Reichsaderkopf, italienische bei Monfalcone und im Col di Lana-Gebiet abgewehrt; Fortschritte im Aftach- und Laintal; der Monte Maggio und die Costa Bella genommen. — 18. Fortschritte bei Haucourt-Esnes; französischer Angriff an der Höhe 304, italienischer bei Monfalcone abgewiesen; die italienischen Werte Campomolon und Tororo genommen, der Col Santo erreicht, Fortschritte im Etschtal. — 19. Deutscher Erfolg in den Argonnen; französische Angriffe bei Haucourt-Esnes abgewehrt; Fortschritte im Suganatal, auf dem Armenterrücken, bei Campomolon und auf dem Col Santo; Flugzeugangriffe auf die englische Küste und Venedig. — 20. Fortschritte auf dem „Toten Mann“, bei Lafram, am Borcolapah, gegen den Pasubio und im Brandtal. — 21. Englische Stellungen bei Givendy en Gohelle, französische an der Höhe 304 gestürmt; feindliche Angriffe dort, bei Haudromont und Baux abgewiesen; neue d.-u. Erfolge bei Lafram, die Cima Mandriola, die Gipfel bis zum Aftachtal und der Monte Majo genommen; Flugzeugangriff auf Dünkirchen. — 22. Feindliche Angriffe bei Givendy en Gohelle sowie beiderseits der Maas vor Verdun abgewehrt; Burgen und der Monte Verena genommen; türkischer Sieg im Kaufalus; Bundesratsbeschluss über Einrichtung eines Kriegsernährungsamtes. — 23. Cumieres gestürmt; englische Angriffe bei Givendy und Hulluch, französische bei Nouvron, am „Toten Mann“ und bei Douaumont, italienischer bei Monfalcone abgewehrt; Fortschritte im Sugana- und Aftatal; Campolongo und der Rempelberg genommen. — 24. Deutsche Fortschritte bei Douaumont; französische Angriffe bei Cumieres und im Caillietewald, italienische bei Beutelsstein abgewiesen; die Cima Cista, Strigen, der Corno di Campo Verde und Chiesia genommen; Flugzeugangriff auf Bari. — 25. Fortschritte bei Thiaumont und Douaumont; der Civaron, die Elferspize, der Höhenrücken bis Meata, der Monte Cimone und Bettale erobert; d.-u. U-Boot-Angriff gegen die Insel Elba. — 26. Fortschritte am Thiaumontwald; französische Angriffe bei Cumieres und Douaumont, italienische am Sief und Arn abgewehrt; das Panzerwerk Casa Matti vor Arfiero, der Monte Moschicce und die Cima Maora genommen. — 27. Schwere französische Verluste am „Toten Mann“ und bei Cumieres; das Panzerwerk Cornolo vor Arfiero und die Talsperre Val d' Assia bei Msiago genommen; der Ruppelapah im Strumatal von bulgarischen Truppen besetzt. — 28. Französische Vorstöße bei Cumieres, russische in Bessarabien abgewiesen; die Italiener bei Canone und Bettale geworfen; der Monte Interrotto, Monte Jebio, Monte Zingarella

und Corno di Campo Bianco genommen. — 29. Deutsche Erfolge am „Toten Mann“, bei Cumières, im Thiaumontwald und an der Schifara; das Panzerwerk Punta Corbin genommen, der Posinabach überschritten. — 30. Fortschritte bei Cumières und im Caurettewald; Arriero, Asiago, der Monte Baldo, Monte Piata und Monte Priafora genommen. — 31. Seeschlacht vor dem Stageratz; französische Angriffe am „Toten Mann“ und an der Caurettelöhe abgewehrt; weitere Fortschritte im Raum von Arriero und Asiago; Ergebnis der d.-u. Mai-offensive gegen Italien: 30388 Gefangene, 313 Geschütze, 148 Maschinengewehre; feindliche Schiffsverluste durch deutsche und d.-u. U-Boote im Mai: 118 500 Registertonnen.

Suni.

1. Englische Angriffe bei Giverny, französische westlich von der Maas und am Bausteid abgewiesen; der Cailletewald gestürmt; d.-u. Erfolge am Grenzée, bei Fusine und Posina, der Monte Barco genommen. — 2. Englische Stellungen bei Jillebete gestürmt, vor Verdun Fort Baux und Dorf Damloup; französische Angriffe beim Cailletewald und bei Baux, russische an der bessarabischen und wolhynischen Front, italienische am Monte Barco und Grenzée abgewehrt; türkische Fortschritte im Kaukasus. — 3. Fortschritte zwischen dem Cailletewald und Damloup; englische Angriffe bei Ypern, französische an der Höhe 304 abgewiesen; Trommelfeuer an der wolhynischen Front; heftige Kämpfe südlich vom Posinatal und vom Monte Cengio bis Asiago. — 4. Englische Angriffe bei Ypern, französische beiderseits der Maas vor Verdun abgewehrt; schwere Kämpfe vom Pruth bis zum Styrnie; Fortschritte bei Posina und östlich vom Alstach-tal. — 5. Französische Angriffe auf dem Fuminrücken abgewiesen; Fortdauer der Riesenschlacht im Osten; die d.-u. Truppen bei Dna zurückgenommen; Untergang des englischen Panzerkreuzers „Hamphire“ mit Lord Ritchener an Bord. — 6. Die englischen Stellungen bei Hooge gestürmt; weitere Fortschritte zwischen Cailletewald und Damloup; Übergabe der eingeschlossenen Besatzung von Fort Baux; Rückzug der d.-u. Streitkräfte an der oberen Putilowka, sonst alle russischen Angriffe abgewehrt; der Busibollo genommen. — 7. Deutscher Erfolg bei Smorgon; russische Angriffe an der Twa und Strnpa abgewiesen; Fortschritte gegen die Italiener; der Monte Lemerle und Monte Meletta genommen. — 8. Französische Angriffe bei Thiaumont und Baux, russische bei Kolki, Nowo Meksiniec, Tarnopol und am Dniestr abgewehrt; Monte Castalgomberto und Monte Sise-mol erobert; der italienische Hilfskreuzer „Principe Umberto“ mit Truppen an Bord durch d.-u. U-Boot versenkt; Bierverbandsblockade gegen Griechenland. — 9. Fortschritte östlich von Verdun; russische Erfolge an der unteren Strnpa und im Raume von Luct, sonst die russischen Angriffe abgewiesen, ebenso italienische zwischen Etch und Brenta; d.-u. Erfolg bei Tolmein. — 10. Deutscher Erfolg bei Krowo; die Russen bei Kolki und Tarnopol wieder geworfen; Rückzug der d.-u. Truppen in der Buzowina; italienische Angriffe an der Südtiroler Front abgewehrt. — 11. Die Russen bei Buczac, Wisniowczyn und Kolki zurückgeworfen; italienische Angriffe an der Südtiroler Front abgewiesen; Rücktritt des Ministeriums Salandra. — 12. Fortschritte bei Douaumont; russische Angriffe am Pruth, an der Strnpa, bei Tarnopol, Sapanow, Dubno, Sokul und Kolki abgewehrt; russische Kavallerie in Snyatin, Horodenta und Torczyn. — 13. Französische Stellungen bei der Thiaumontferme genommen; englischer Erfolg bei Jillebete; russische Angriffe bei Baranowitschi, Bojan und Czernowiz abgewiesen. — 14. Russische Angriffe bei Bojan, Czernowiz, Wisniowczyn, Rndom, Arermeniez, Kowe! und Kolki, italienische im Doberdogengebiet, vor Görz und in den Dolomiten abgewehrt. — 15. Französische Angriffe am „Toten Mann“, russische am Dniestr, bei Bzewlota, Wisniowczyn und im Stochodabschnitt, italienische im Doberdogengebiet und in den Dolomiten abgewiesen; d.-u. Erfolg im Örtlergebiet. — 16. Neue schwere Kämpfe bei Wisniowczyn und in Wolhynien; zahlreiche italienische Angriffe an der ganzen Front abgewehrt. — 17. Französische Angriffe am „Toten Mann“ und im Thiaumontwald, russische bei Kolki, italienische an der Monzofront, bei Primolano und Asiago abgewiesen; deutsche und d.-u. Erfolge in Wolhynien; Czernowiz von den d.-u. Truppen geräumt. — 18. Russische Angriffe am Strnp und Stochod, bei Lopuszno, Gorochow und Lotacz, italienische bei Ruffredo sowie zwischen Brenta und Alstachtal abgewehrt; Fortschritte am Busibollo; Generaloberst v. Moltke gestorben. — 19. Deutscher Erfolg bei Smorgon; die Russen bei Risielin geworfen; russische Angriffe bei Logischin, Kolki, an der Turna und bei Gruziatyn, italienische zwischen Brenta und Alstachtal abgewiesen. — 20. Deutsche Erfolge bei Dünaburg; Fortschritte bei Gruziatyn und an der Turna; italienischer Angriff bei Ruffredo abgewehrt; d.-u. Erfolg an der unteren Wajusa. — 21. Fortschritte bei Sokul und Gorochow; russische Angriffe bei Logischin, Kolki, Luct, Hajworonta und Gurahumora abgewiesen; Bierverbandsultimatum an Griechenland. — 22. Französische Angriffe bei Baux, russische bei Luct, Radziwilow und Beresieczto-Bredn, italienische am Wrgli Brh, auf der Croda dell' Ancona und bei Primolano abgewehrt; russischer Vormarsch gegen Kutn; d.-u. Fortschritte im Örtlergebiet. — 23. Vor Verdun der Höhenrücken „Kalte Erde“, Panzerwerk Thiaumont und der größte Teil von Dorf Fleury gestürmt; weitere Fortschritte der Armee Vinzingen; russische Angriffe bei Mlux, Widyn, Tarnopol und Radziwilow, italienische am Lahner Joch und Kleinen Pal abgeschlagen; die Russen aus Kutn verjagt; Kämpfe bei Rimpolung. — 24. Französische Angriffe östlich von der Maas, russische gegen die Heeresgruppe Vinzingen, bei Tarnopol und Beresieczto, italienische bei Ruffredo und im Örtlergebiet abgewiesen; weiterer Rückzug der d.-u. Truppen in der Buzowina; d.-u. Erfolge bei Holatyn Grn und Torczyn. — 25. Rege Kampftätigkeit an der englisch-französischen Front; französische Angriffe auf „Toten Mann“ und „Kalte Erde“, russische bei Kutn abgewehrt; deutsche Erfolge

bei Sokul; Verkürzung der d.-u. Front zwischen Brenta und Etch. — 26. Französische Angriffe bei Fort Thiaumont und Baux, russische bei Jafobenn, Kutn und Nowo Poczajew, italienische am Monte Tello, im Posinatal, am Rn und Wrgli Brh abgewiesen; deutsche Fortschritte bei Sokul. — 27. Erkundungsvorstöße an der englischen Front abgewehrt; schwere französische Verluste bei „Kalte Erde“ und Dorf Fleury; Dorf Viniewka bei Sokul gestürmt; russische Angriffe bei Kutn, Nowo Poczajew und Torczyn sowie bei Sermil, italienische zwischen Etch und Brenta und im Blödengebiet abgewiesen. — 28. Feindliche Vorstöße an der englisch-französischen Front, abgewehrt; russische Stellung bei Gnessitschi genommen; russische Angriffe bei Smorgon, Nowo Poczajew, Obertyn und Iswor, italienische im Doberdogen- und Görzer Gebiet, zwischen Brenta und Etch abgewiesen. — 29. Feindliche Vorstöße an der englisch-französischen Front, bei Zahure und Maison de Champagne abgewehrt; deutsche Fortschritte an der Höhe 304 und am Jsen-see, türkische bei Sermil und Kermanischah; russische Angriffe bei Viniewka, Obertyn und Arlibaba, italienische im Doberdogengebiet, an der Rärntner Front, zwischen Brenta und Etch abgewiesen; die d.-u. Streitkräfte bei Kolomea zurückgenommen; erfolgreiches Scharmüel deutscher Torpedoboote mit russischen Seestreitkräften bei Hafinge. — 30. Erkundungsvorstöße an der englisch-französischen Front und an der Somme abgewehrt; schwerste französische Verluste bei „Kalte Erde“ und Panzerwerk Thiaumont; russische Stellungen bei Kolki, Sokul und Wiczyng genommen; erfolgreiche Kämpfe bei Luct; russischer Angriff bei Tlumacz, italienische im Doberdogengebiet, an der Rärntner und Südtiroler Front abgewiesen; im Juni 61 feindliche Schiffe mit 101 000 Registertonnen durch deutsche und d.-u. U-Boote versenkt.

Sult.

1. Beginn der großen englisch-französischen Offensive beiderseits der Somme; zwei deutsche Divisionen zurückgenommen; deutsche Fortschritte an der Höhe 304 und bei der Armee Vinzingen; die Worobisowkähöhe bei Tarnopol und die Kristallspitzen im Örtlergebiet gestürmt; französische Angriffe auf der „Kalten Erde“ und bei Thiaumont, russische am Dniestr, italienische bei Selz, im Marmolatagebiet und zwischen Etch und Brenta abgewiesen; Kermanischah von den Türken besetzt. — 2. Schwere englische und französische Verluste beiderseits der Somme; die beiden Divisionen in die zweite Linie zurückgezogen; die „Hohe Batterie von Damloup“ genommen; französische Angriffe bei Thiaumont, auf der „Kalten Erde“ und im Priesterwald, russische gegen die Armeen Hindenburg, Prinz Leopold von Bayern und Vinzingen, bei Kolomea und Tlumacz, italienische im Doberdogen- und Marmolatagebiet, zwischen Brenta und Etch abgewehrt. — 3. Neue Mißerfolge der Engländer und Franzosen beiderseits der Somme; feindliche Vorstöße bei Ypern, La Bassée, Lens und Damloup abgewiesen, ebenso russische Angriffe am Naroczsee, bei Smorgon, Krowo und Wischnew, an der Schifara, in Wolhynien und der Buzowina, italienische von Monfalcone bis Selz, im Sugana- und nördlich vom Posinatal; deutscher und d.-u. Erfolg bei Tlumacz. — 4. Schwere Kämpfe beiderseits der Somme; französische Angriffe bei Thiaumont, russische bei Smorgon, von Jirin bis Baranowitschi, bei Czartoryst, Kolki, Luct, Beresieczto, Barnj, Sadzawka und Kolomea, italienische bei Monfalcone, Selz, Roana und am Posinatal abgewehrt; in der Nordsee ein feindlicher Unterseebootzerstörer durch deutschen U-Boot versenkt. — 5. Hem und Bellow geräumt, sonst keine feindlichen Erfolge an der Somme; französische Angriffe bei Wille aux Bois und beiderseits der Maas, russische von Riga bis Wischnew, bei Gorodischtsche, Darowo, Kostuchnowka, Kolki und Kolomea abgewiesen; russische Erfolge bei Sadzawka und Barnj. — 6. Vergebliche feindliche Angriffe beiderseits der Somme, bei Baux und auf der „Kalten Erde“; schwere russische Verluste am Naroczsee, bei Smorgon, Sokul, Delatyn, Sadzawka und in der Buzowina; Zurücknahme der deutsch-d.-u. Front bei Kolki; italienische Angriffe bei Selz, an der Cima Dieci und am Monte Zebio abgeschlagen. — 7. Schwerste englische und französische Verluste beiderseits der Somme; französische Angriffe auf der „Kalten Erde“ und bei der „Hohen Batterie“, russische am Naroczsee, bei Jirin, Gorodischtsche, Darowo und Buczac, italienische bei Monfalcone, zwischen Cima Dieci und Monte Zebio sowie im Örtlergebiet abgewehrt; deutsche und d.-u. Fortschritte bei Luct und an der oberen Moldawa. — 8. Außer bei Hardecourt alle englisch-französischen Angriffe beiderseits der Somme erfolglos, ebenso russische bei Baranowitschi und in Wolhynien, italienische vor Görz und Monfalcone; d.-u. Erfolg an der oberen Moldawa. — 9. Südlich von der Somme La Maisonette und Barleux zurückerobert; Blaches von den Franzosen genommen, sonst hier alle englisch-französischen Angriffe abgeschlagen, ebenso andere bei Warneton, Armentières, Zahure und in den Argonnen, russische bei Gorodischtsche, am Stochod und bei Luct, italienische an der Cima Dieci, am Monte Interrotto, Monte Corno und bei Valmorbia; in der Adria fünf englische Überwachungs-dampfer durch d.-u. Kreuzer „Novara“ versenkt; Ankunft des Handelsdampfers „Deutschland“ in Baltimore. — 10. Neuerliche schwere englisch-französische Verluste beiderseits der Somme; russische Angriffe an der Stochodlinie, bei Sokul, Zabie und Czeremosz abgewiesen, deutscher Erfolg bei Leintren. — 11. Heftige Kämpfe an der Straße Bapaume-Albert bis Troneswäldchen; schwere französische Verluste südlich der Somme; deutsche Fortschritte gegen Souville und Laufée; französische Vorstöße in der Champagne, russische bei Friedrichstadt, am Naroczsee und Stochod, bei Janowka und Mikuliczyn, italienische am Monte Rasta abgewehrt. — 12. Contalmaison von Engländern genommen; französische Angriffe südlich der Somme, russische am Stochod und bei Buczac, italienische zwischen Monte Rasta und Monte Interrotto, im Posinatal und am Monte Pasubio abgewiesen. — 13. Schwerste französisch-englische Verluste beiderseits der Somme; französische Angriffe bei Souville, russische bei Jarece und

Buczacz, italienische zwischen Cima Dieci und Monte Ratta abgewehrt; in der Nordsee englischer Hilfskreuzer durch deutsches, in der Adria italienischer Zerstörer durch d.-u. U-Boot versenkt. — 14. Kleine englische Fortschritte nördlich der Somme bei Longueval unter stärksten Verlusten; russische Vorstöße bei Lennawaden und Delatyn, italienische im Posinatal und am Borcolapaf abgewiesen; deutscher Erfolg bei Skrobowa. — 15. Englische Angriffe bei Ouillets-Bazentin le petit, französische bei Barleux, Estrées, „Kalte Erde“, Fleury und Craonnelle, russische bei Skrobowa, Torczyn, Nowo Poczajew und Lucina, italienische im Tosanagebiet abgewehrt; Biaches zum Teil zurückgewonnen. — 16. Neue schwere Kämpfe beiderseits der Somme und östlich der Maas; die Engländer in Ouillets eingedrungen; russische Angriffe bei Riga, Torczyn, Burtanow, Zabie, Tartarow, an der Moldawa und am Tschorot, italienische im Seebachtal abgewiesen; die wohnynische Front vor Luch hinter die Lipa zurückgenommen. — 17. Englisch-französische Angriffe bei Pozières, Biaches und Barleux, russische bei Riga, Luch, Radziwilow, Zabie und Tartarow, italienische im Ortlergebiet abgewehrt; die Eisenwerke von Seaham durch deutsche U-Boote beschossen. — 18. Longueval und Delvillegeholz zurückerobert; englische Angriffe bei Ouillets und Pozières, französische bei Barleux, Bellow und „Kalte Erde“, russische bei Riga, Delatyn, Zabie, Jablonica und an der Moldawa, italienische am Mittagkofel und Borcolapaf abgewiesen; Flugzeugangriff auf Riga. — 19. Die Engländer in Longueval und Delvillegeholz wieder eingedrungen, sonst nur schwerste englisch-französische Verluste bei Fromelles und beiderseits der Somme; russische Angriffe bei Riga und Skrobowa abgewehrt; deutscher Erfolg vor Luch, d.-u. bei Sokul; neue Kämpfe bei Zabie und Tartarow; in der Adria zwei feindliche U-Boote durch d.-u. Torpedoboote versenkt; italienische Niederlage in Tripolis gemeldet. — 20. Zahlreiche englisch-französische Angriffe von Pozières bis Vermandovillers unter schwersten Verlusten gescheitert, nur bei Hardecourt die deutsche Front ein wenig eingebogen; russische Vorstöße bei Riga, Werben, Delatyn, Tartarow und auf der Capulhöhe, italienische am Borcolapaf abgewiesen; die deutsch-d.-u. Front bei Werben zurückgenommen; bei Scapa Flow englisches Großkampfschiff erfolgreich durch deutsches U-Boot angegriffen. — 21. Englisch-französische Teilvorstöße beiderseits der Somme, französische Angriffe bei Massiges und Fleury, russische bei Riga, Tartarow und auf der Capulhöhe, italienische nördlich vom Posinatal und bei Paneveggio abgewehrt. — 22. Neue schwerste englische Verluste zwischen Thiepval und Guillemont; französische Vorstöße südlich der Somme und östlich der Maas, russische bei Riga und Beresteczko, italienische Angriffe südlich vom

Suganatal und bei Paneveggio abgewiesen; die d.-u. Front bei Tartarow auf den Karpathenhauptkamm zurückgenommen; Kampf des Kreuzers „Midilli“ („Breslau“) mit starker russischer Übermacht vor Sebastopol. — 23. Die Engländer in Longueval geworfen; französische Vorstöße bei Soncourt und Vermandovillers, russische Angriffe bei Beresteczko, Lobaczewka und am Prislupfattel, italienische südlich vom Suganatal und bei Paneveggio abgewehrt. — 24. Heftigste englisch-französische Angriffe bei Pozières-Maurepas und südlich der Somme abgewiesen; kleiner französischer Erfolg bei Estrées, russischer bei Beresteczko; französische Vorstöße bei „Kalte Erde“, russische bei Riga, Lobaczewka und Overtyn, italienische Angriffe bei Monfalcone, südlich vom Suganatal und am Stiffler Joch abgewehrt. — 25. Engländer in Pozières eingedrungen; sonst alle feindlichen Vorstöße beiderseits der Somme abgewiesen; russische Angriffe bei Gorodischtsche, Beresteczko, Lobaczewka und Radziwilow abgewiesen; deutsche Fortschritte bei der Höhe 304, russische bei Leszniew; deutscher Luftschiffangriff auf Mariehamn (Åland), Flugzeugangriff auf Zerel (Osel). — 26. Englischer Vorstoß bei Warneton, französische Angriffe bei Barleux, „Kalte Erde“, Fleury und Bienne le Château, russische bei Widyn, Liachowitschi, Beresteczko, Radziwilow und Leszniew, italienischer bei Paneveggio abgewiesen; d.-u. Erfolg am Prislupfattel. — 27. Schwere englisch-französische Verluste bei Pozières, im Joureauxwald, bei Longueval und im Delvillegeholz; französische Vorstöße bei Soncourt und Thiaumont, russische Angriffe bei Gorodischtsche, Liachowitschi, Swiniuchy und am Czarny Czeremosz abgewiesen; russischer Erfolg bei Leszniew; deutscher Flugzeugangriff auf Zerel, d.-u. gegen die italienische Ostküste. — 28. Englischer Angriff bei Pozières, russischer am Stochod, bei Luch, Zwiniacze, Monasterzyska und Alunacz, italienischer bei Paneveggio abgewiesen; russische Erfolge bei Trjsten und Erzindjan; Luftschiffangriff auf Lincoln, Norwich, Grimsby und Birmingham. — 29. Englischer Angriff zwischen Ancre und Somme, russische bei Skrobowa, von Stobichwa bis Beresteczko, bei Buczacz und Molodnlow, italienischer bei Paneveggio abgewehrt. — 30. Schwerste Verluste der Engländer und Franzosen von Pozières bis zur Somme; französischer Angriff bei Prunay, russische bei Logischin, Nobel, an der Bahn Kowel—Sarny, an der Turna und Lipa, bei Brodn, Buczacz, Kirlibaba und im Kaukasus, italienischer im Tosanagebiet abgewiesen. — 31. Englischer Angriff beim Joureauxwald und bei Maurepas, französischer bei Monacu und Fleury, russischer am Nobelfee, an der ganzen Stochodfront, bei Burtanow, Welosnow und Molodnlow abgewehrt; Luftschiffangriff auf London und die östlichen englischen Grafschaften.

Ergebnis der zwei Kriegsjahre

vom 1. August 1914 bis 31. Juli 1916.

Befestetes Gebiet: Durch die Mittelmächte 431 000 Quadratkilometer, durch die Feinde vom Elsaß 1000, von Galizien und der Bukowina 21 000, zusammen 22 000 Quadratkilometer.

Kriegsgefangene: In Deutschland 1 663 794, in Österreich-Ungarn 942 489, in Bulgarien rund 38 000, in der Türkei rund 14 000, zusammen 2 658 283.

Kriegsbente in Deutschland, ohne Berücksichtigung der zahlreichen sofort im Felde wieder verwendeten: 11 036 Geschütze mit 4 748 038 Geschossen, 3450 Maschinengewehre, 1 556 132 Gewehre und Karabiner.

Kriegsschiffsverluste (Linienfahrzeuge, Panzer-, geschützte und kleine Kreuzer) auf Seite der Mittelmächte: 30 mit 191 531 Tonnen Wasserverdrängung, davon deutsche 25 mit 162 676 Tonnen, auf feindlicher Seite 49 mit 562 250, davon englische 40 mit 485 220 Tonnen.

Feindliche Handelschiffsverluste: 1303 mit 2 574 205 Tonnen Laderaum.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Als die Serben nach dem Eingreifen der Bulgaren in den Krieg alle bisherige Hoffnung auf einen Sonderfrieden mit den Mittelmächten aufgeben mußten, konnten sie von vornherein nicht erwarten, siegreich aus dem Kampf hervorzugehen. Das einzige, worauf sie bei ihrem Entschluß zu verzweifelterm Widerstand rechnen konnten, war, daß ihnen in entscheidender Stunde Engländer, Franzosen und Russen, vielleicht auch die Italiener, gewiß aber die Griechen Hilfe bringen würden. In dieser Erwartung wurden die Serben bestärkt durch das gar nicht ernst gemeinte Versprechen des englischen Ministers Gren, der ihnen ausdrücklich Englands und Frankreichs mächtige Waffenhilfe zusagte, später aber zugab, daß er dies nur getan habe, um den serbischen Widerstand zum Nutzen Englands bis zum Äußersten aufzustacheln (siehe auch Band III Seite 446). Gren hat das auch erreicht: die Serben haben sich mit unbestreitbarer Tapferkeit verteidigt. Gleichwohl haben sie nicht vermocht, den vollständigen Untergang ihres Staates aufzuhalten.

Am 8. November hatten die verbündeten Truppen bereits über zwei Drittel des alten Königreichs in ihren Besitz gebracht, während die Bulgaren große Teile von Mazedonien an sich gerissen hatten; alles deutete auf das Ende Serbiens hin. An diesem Tage erstreckte sich die Front von Nova Barros nahe der montenegrinischen Grenze im Norden nach Osten hin bis zum linken Ufer der südlichen (bulgarischen) Morava; von hier lief sie südlich in der Richtung auf Bristina, dem sie sich auf rund 25 Kilometer näherte, blieb westlich Gilan und Bazaniza, bog sich bei Askub und noch weiter bei Köprülü bis auf 50 Kilometer westlich der genannten Orte vor und erreichte dann in fast genau östlicher Richtung 15 Kilometer südlich von Istip den Wardar,

von dessen Nordufer aus sie bis an die bulgarische Grenze südlich Strumica verlief (siehe die Kartenfzige Band III Seite 408). In Montenegro war der nördliche Grenzstreifen bereits im Besitz der Österreicher und Ungarn. Vier serbische Armeen versuchten den feindlichen Anprall aufzuhalten, von denen die beiden Flügelarmeen durch die Montenegriner einerseits, durch Engländer und Franzosen anderseits in den Flanken gedeckt wurden. Gegen die Montenegriner kam ein nachdrücklicher Angriff in Gang, während Franzosen und Engländer von den Bulgaren im Stellungskriege festgelegt wurden, was sie indessen nicht hinderte, von großen Taten zu berichten. Auf diese Weise hatten die Serben von der Hilfe ihrer Bundesgenossen so gut wie keinen Nutzen. Der alte Voivode Putnik wollte sich einen Weg zu den mit den Bulgaren im Kampf liegenden englischen und französischen Truppen bahnen und wandte sich gegen Leskovac, um dort durchzubrechen. Die Bulgaren mußten seinem mit überlegenen Kräften durchgeführten Gewaltstoß ausweichen. Natürlich sprach der französische Bericht alsbald von einem glänzenden Siege der Serben, und die Zeitungen beider Westmächte priesen seine weitreichende Bedeutung. Da kam die Nachricht, daß die Bulgaren den Serben Leskovac weggenommen hatten, der serbische Durchbruch zur Vereinigung mit den Truppen des Vierverbandes also mißglückt war. Von einer wirksamen Unterstützung des Putnikschen Versuchs durch Franzosen und Engländer verlautete nichts, und gar bald erfuhren die Serben auch durch andere Vorfälle, wie wenig Verlaß auf die Hilfe ihrer Bundesgenossen war.

Wenn sie nun auch von Engländern und Franzosen im Stich gelassen wurden und Rußland sich überhaupt nicht für sie zu regen vermochte, so blieben sie doch von einigen



Bayrische Gebirgsartillerie eine Pashöhe in Serbien überschreitend. Nach einer Originalzeichnung von Hans Treiber. Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

anderen Verbündeten nicht verlassen: dem früh einsetzenden serbischen Winter und den serbischen Wegen (siehe die Bilder Seite 3). Von letzteren hatte der serbische Oberbefehlshaber gesagt, daß ihre Unergründlichkeit allein ein ganzes Armeekorps wert sei. Dieses schwere Hindernis für einen schnellen Vormarsch in Serbien wurde noch verstärkt durch Regenfälle und Schneestürme, die den zähen Schlamm noch undurchdringlicher machten. Aber auch mit dieser Schwierigkeit verstanden die Streitkräfte der Verbündeten fertig zu werden. Überall im Rücken der vordringenden Heere begannen Eisenbahntruppen und Pioniere ihr Werk. Zerstörte Brücken wurden wiederhergestellt, die vorhandenen Eisenbahnlinien ausgebessert, zahllose neue Feldbahnen gebaut. So konnte der Nachschub von Lebensmitteln, Munition und sonstigem Material ohne besondere Störung vonstatten gehen und auch der Abschub von Gefangenen, Verwundeten und Kranken sich mit verhältnismäßiger Genauigkeit und Ordnung vollziehen. Serbien bekam Verkehrsstraßen, die ihren Namen wirklich verdienten. Als Hilfskräfte beim Wegebau wurden die Gefangenen und die Bevölkerung, diese gegen Entgelt, herangezogen. Auch viele Frauen des kräftigen und urwüchsigten Serbenvolkes beteiligten sich an der Arbeit.

Im Anfang hatte sich die Bevölkerung durch das Ver-

Die serbische Heeresleitung traf ihre Anordnungen mit großem Geschick und verstand es immer wieder, einer Umflammerungsbewegung des Gegners auszuweichen. Allerdings mit Darangabe manchmal recht erheblicher Mengen von Gefangenen, Munition und Kriegsgerät. Einen kräftigen Vorstoß unternahmen die Serben in der Zeit vom 8. bis 10. November und noch an den folgenden Tagen gegen die bulgarische Front in der Linie Leskovac—Branje und kurz danach in der Linie Pristina—Gilan—Domurovici. Während die Bulgaren bei Leskovac den äußerst schwierigen Übergang über die bulgarische Morava vorbereiteten und zunächst der natürlichen Schwierigkeiten Herr zu werden versuchten, zogen dort die Serben ihre Hauptstreitkräfte zu einem Vorstoß zusammen. Sie ließen an anderen Fronten starke Nachhuten zurück und warfen sich mit ihrer ganzen Kavalleriedivision, ferner der Schumadijah-, der Timok- und der Moravadiivision auf die bulgarischen Abteilungen, um in der Linie Leskovac—Branje durchzustößen. Die Bulgaren erkannten die volle Größe der Gefahr und waren sich bewußt, daß der Durchbruch der Serben unter allen Umständen verhindert werden mußte. Sie nahmen ihre schwachen Kräfte zwar etwas zurück, leisteten dann aber erbitterten Widerstand und hielten die Serben derart in Schach, daß ein Teil

der ersten bulgarischen Armee den Übergang über die Morava trotz des serbischen Vorstoßes mit Erfolg wagen konnte. Hiernach gingen die Bulgaren ihrerseits zum Angriff über. So mußte der Plan der Serben hier mißlingen. Um nicht alles preiszugeben, versuchten sie nun an einer anderen Stelle zum Ziel zu kommen. Sie ließen gegenüber den starken bulgarischen Kräften eine beträchtliche Abteilung zurück, die dem Gegenangriff mit allen Mitteln Widerstand zu leisten hatte, und wandten sich mit ihren Hauptstreitkräften gegen die ehemalige türkisch-serbische Grenze, die Linie Pristina—Gilan—Domurovici. Auch alle irgendwie verfügbaren Streitkräfte von den anderen Fronten zogen sie dort zusammen. Es gelang ihnen, die bulgarische Angriffsbewegung, die hier in flottem Vorstreiten war, auf der Linie Jegovki—Sebinke zum Stehen zu bringen. Während dort die Gegner erbittert miteinander rangen, überschritt die serbische Moravaarmee den Kopilassberg, um den nördlich Gilan kämpfenden bul-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Serbische Flüchtlinge verlassen mit ihrer Habe das Kampfgebiet.

sprechen der zurückweichenden serbischen Truppen, bald zurückzukehren, zu Angriffen auf die Sieger verleiten lassen. Das hörte aber sehr bald auf. Abgesehen davon, daß die Besatzung des Landes kräftig durchgriff, um Unruhen zu unterdrücken, gestaltete sich auch die Rückkehr der serbischen Soldaten so ganz anders, als die Bewohner der eroberten Städte und Dörfer erwartet hatten; heruntergekommene, völlig erschöpfte Gefangene waren es, die ihren Landsleuten zuriefen, daß alles aus, alle Hoffnung verloren sei. Die serbische Heeresleitung hatte es anfangs verstanden, durch Aufopferung starker Nachhuten die Hauptmacht immer in Sicherheit zu bringen, und zunächst hatten die Heere der Verbündeten auch mit allen Schwierigkeiten des Kleinkrieges zu kämpfen: jeder Fleck des feindlichen Landes mußte abgestreift werden, um das Einnisten größerer Banden zu verhüten. Nach dem ersten Drittel des Novembers war aber in dieser Richtung keine Gefahr mehr zu besorgen, da nunmehr alle Heeresgruppen der Angreifer Fühlung gewonnen hatten und Schulter an Schulter kämpften; Funkentelegraphie und Flieger, die bisherigen durch Wetter und Gelände stark beeinträchtigten Notbehelfe der Nachrichtenübermittlung, konnten somit durch unmittelbaren Verkehr ersetzt werden, was ein bedeutend rascheres Vorrücken ermöglichte. Die Folge war, daß die serbischen Nachhuten schnell überrannt und immer häufiger und empfindlicher der Kern des weichenden serbischen Heeres selbst getroffen wurde.

garischen Truppen in den Rücken zu fallen. Fast wäre der Plan, der leicht verhängnisvoll hätte werden können, geglückt. Durch geschickte Bewegungen gelang es jedoch den Bulgaren, die kühne serbische Division einzufressen und niederzuzwingen. Noch einmal zogen die Serben bei Perisovic alle verfügbaren Streitkräfte zusammen, um sich von dort aus den Weg nach Rumanowo zu öffnen. Als aber auch dieser letzte Versuch mißlang, zogen sie sich nach der Kossowoebene zurück in dem Bestreben, nach Albanien zu entkommen. Hier wurden die Rückzugslinien enger und verminderten sich zusehends. Die machtvoll vorrückenden verbündeten Truppen drängten in den armseligen Gebieten des südwestlichen Gebirgslandes von Serbien immer größere feindliche Massen zurück. Diese litten dort zu allem übrigen auch noch unter dem Mangel an den nötigen Nahrungsmitteln. In den nächsten Tagen wurde der Nachstoß der siegreichen Bulgaren, Österreicher und Ungarn allerdings schwächer, weil die trostlosen Witterungsverhältnisse trotz vielfacher Bemühung nicht erlaubten, den Nachschub voll aufrecht zu erhalten. Was bisher zur Beförderung des Nachschubs für ein ganzes Armeekorps genügt hatte, erwies sich hier häufig als nicht einmal für eine Brigade ausreichend. Das meiste mußte von Tragtieren geleistet werden, die die steilen Straßen zu den Pashhöhen unter großer Mühsal erkletterten. Seit dem 13. November zogen sich nach Fliegermeldungen die geschlagenen serbischen Divisionen von der bulgarischen

Angriffsfront auf Kurla zurück. Um so mehr galt es, trotz der größten Schwierigkeiten alles zu tun, um die Auflösung des serbischen Hauptheeres weiter zu fördern.

Dies gelang vollkommen im zweiten Drittel des Novembers. Schon die Verfolgung durch die deutschen Truppen südlich Kraljevo brachte am 10. November, als die serbischen Hauptkräfte bereits gegenüber der bulgarischen Ost- und Südfront angriffen, auf dem nördlichen Teil der serbischen Front 4000 Gefangene ein. Die Österreicher und Ungarn schlugen bei Trebinje wieder einen starken montenegrinischen Angriff ab. Überall auf der nördlichen serbischen Front wurde der Eingang in die Gebirgsmaassen Südserviens von den Österreichern, Ungarn und Deutschen erkämpft. Letztere überschritten am 11. südlich der Linie Kraljevo—Trestnik den ersten Gebirgskamm mit einem Gewinn von 1700 Gefangenen und 17 Geschützen. Am 12. November drangen sie weiter im Zbartal (siehe Bild Seite 9 unten) vor und stürmten Bogutovac samt den die beiden Ufer krönenden Höhen, auf denen sich die Serben in einer festen, gut vorbereiteten Stellung mit großer Ausdauer zu halten bemüht waren. General v. Gallwitz kam währenddessen mit seiner Armee nahe an die Höhenkämme des Zastrebacgebirges unter Wegnahme von 1400 Mann, 11 Geschützen, 16 Munitionswagen und einem Brückentrain. Es zeigte sich jetzt, daß dem Gegner die Unwegsamkeit des Landes für den eigenen Rückzug recht gefährlich wurde, so daß er wertvolles, ja unersetzliches Material opfern mußte, wenn er seine Truppen wenigstens einigermaßen beieinanderhalten wollte.

Zimmerhin aber beanspruchte die Überwindung der schwierigen Berge südlich der serbischen Morava trotz größter Anstrengung mehr Zeit als die Eroberung des Hügellandes im Norden. Mit diesem Umstand hatte auch der Durchbruchplan der serbischen Heereslei-



Deutsche Trainkolonnen auf den durch Schnee und Regen überschwemmten Straßen des Moravatales.



Schweres Vorwärtkommen einer deutschen Munitionskolonne auf der grundlosen serbischen Landstraße.



Erbeutete schwere Mörser mit Munition in Krusevac.

Bilder aus Serbien.

Nach Photographien der Verl. Illustrat.-Ges. m. b. H.



Der Einzug deutscher und bulgarischer Truppen in Monast
Nach einer Originalzeichnung von



der Hauptstadt von Neuserbien, am 4. Dezember 1915.
Professor Anton Hoffmann.



Griechisches Militär in Saloniki.

Phot. Photo-Union, Berlin.

tung gegen die bulgarische Macht gerechnet, der jetzt seinen Höhepunkt erreichte. Am 12. November glückte den Bulgaren der Übergang über die südliche Morava, der dort die günstige Wendung brachte. Die Österreicher, Ungarn und Deutschen arbeiteten den Bulgaren also vorzüglich in die Hand, wenn sie sich mit aller Macht dem Sandschak Novipasar zu nähern und so den Serben in den Rücken zu kommen trachteten. Das wichtige Hindernis der Jastrebachhöhen fiel schon am 12. November, wobei 1100 Mann zu Gefangenen gemacht wurden. Am 13. folgte der Abstieg der Armee Gallwitz in das Toplicatal, während gleichzeitig auch die Armee Kővesz nach Süden vorrückte. Dabei verloren die Serben in hartnäckigen Kämpfen abermals 13 Offiziere, 1760 Mann und 2 Geschütze.

Vom Toplicatal führt eine Straße ins Ibartal. Diese Straße und die beiden Täler selbst wurden jetzt von den nach dem Sandschak flüchtenden serbischen Truppen überflutet. Dabei entstand unter dem steten Druck der Armee Gallwitz, die trotz schneidenden Schneesturms siegreich geblieben war, Verwirrung unter den Serben. Zwischen den Klüften Rafina und Ibar säuberte inzwischen General v. Kővesz das Gebirgsland um Aleksandrovac vom Feinde. Im Ibartal hatten brandenburgische und württembergische Regimenter die bis 1450 Meter hohen beherrschenden Berge der Stolovi Planina und des Troglavgebirges in ihre Gewalt gebracht, womit ihnen zugleich die Wasserscheide zur Moravica gehörte. Hier hatten die Serben, um sich Luft zu machen, einen starken Gegenangriff unternommen; doch vermochten sie den Gegner von den erkämpften Punkten nicht zu verdrängen. Dieser konnte sogar sehr bald die Verfolgung wieder aufnehmen und zwischen den 1500 Meter hohen Bergen Orslaglava und Gusarica sowie an beiden Ibarufeln weiter nach Süden vordringen. Die Armee Gallwitz stieß mit ihrem linken Flügel jetzt an der Straße nach Kurschumlja vor, der großen serbischen Quersstraße, auf der von Riš her die Armee Bojadjeff den fliehenden Serben nachdrängte. Die Fortsetzung dieser Straße führt westlich nach Novipasar, südlich nach Pristina. Auf dieser einen wichtigen Straße drängten sich nun die Kolonnen von drei serbischen Heeren unter dem Donner der deutschen Geschütze von Norden, der bulgarischen von Osten. Jetzt galt es für die Serben, die Truppen der Verbündeten am Verlassen der Pässe zu hindern. Es entstanden äußerst verwickelte Kämpfe, da neben den Hauptanmarschstraßen auch die unscheinbarsten Seitentäler gesperrt werden mußten. Aber auch die Aufgabe der Verbündeten war sehr schwierig, namentlich durch die vielfach nötig werdenden umständlichen Umgehungen steiler Berggruppen, von denen der Feind zu verjagen war. Durch uralte Eichenwälder, die sich überall dicht an die Flußläufe drängten, durch fast undurchdringliches Dickicht

erkämpften sich die tapferen und ausdauernden deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Truppen den Weg zu den von Regenwolken, Nebel oder frischem Schnee verhüllten Höhen. Obwohl die gewundenen Straßen mehr schlammigen Wildbächen als Wegen glichen, und trotz immer wiederholten Steckenbleibens, arbeiteten sich Pferde, Wagen und Menschen zu den Pässen empor. Allerdings konnten die schwere Artillerie, der Train und oft auch die Feldküchen den eifrig voranströmenden Kolonnen nicht überall folgen. Dagegen ließen sich für Maschinengewehre und Gebirgskanonen die Packtiere und die zweirädrigen Gebirgsfahrräder (siehe Bild Seite 1) mit Nutzen verwenden; es gelang, dieses für kleinere Unternehmungen unentbehrliche Material auch über die steilsten Saumpfade mitzuführen. Gegen den Hunger schützten sich die Truppen durch mitgetriebene Hammel und Schweine.

Die Serben bereiteten dem Eindringen des Gegners in den ihnen allein noch verbliebenen Rest ihres Landes in verzweifelter Abwehr alle nur erdenklichen Schwierigkeiten. Auch wenn sie auf entlegenen Berggipfeln schon abgeschnitten waren, verteidigten sie sich oftmals noch bis zum letzten Bissen Brot, der letzten Patrone; war auch diese verschossen, so wagten sie vielfach noch einen tapferen Bajonettkampf.

Einzelne Gruppen wukten sich immer wieder irgendwie durchzuschlagen, so daß schließlich mehrere tausend Versprengte in den Bergen umherirrten und das Land unsicher machten. Sie brachen in die Hütten einsamer Bergbewohner ein, beraubten sie der Nahrungsmittel und suchten sich vor allem in den Besitz von Zivildleidung zu setzen, um den Kleinkrieg mit mehr Aussicht fortsetzen zu können. Trotz allem aber fielen der fortschreitenden Verfolgung am 14. November 8500 Gefangene und 12 Geschütze zum Opfer. Daran hatten die Bulgaren den weitaus größten Anteil. Die Zahl der von ihnen gemachten Gefangenen betrug nicht weniger als 7000 Mann, die zwischen dem linken Flügel der Armee Gallwitz und der Armee Bojadjeff bei Prokuplje an der Straße nach Kurschumlja eingeklemmt worden waren und nicht rechtzeitig hatten ausweichen können.

Vom 14. November an blieb die gemeinsame Verfolgung zunächst ohne größere Stöckung im Fluß. An Geschützen wurden vor allem 12-Zentimeter-Mörser erbeutet (siehe Bild Seite 3 unten). Dazu gelangten die Bulgaren in den nächsten Tagen noch in den Besitz von 19 Karren mit Artilleriemunition und brachten auf dem Bahnhof Grejese 150 Eisenbahnwagen an sich. Ferner fielen ihnen bei Prokuplje noch 480 Kisten mit Artilleriemunition, 220 Kisten mit Infanteriemunition und zwölf mit Kriegsmaterial beladene Karren in die Hände, dazu ein Pionierpark mit 16 Brückenfähren. Die Zusammensetzung der Beute zeigte deutlich den Zerfall der serbischen Hauptarmee. Nicht minder vielsagend war folgendes Vorkommnis. Als alle erbitterten Kämpfe gegenüber der todesmutigen Tapferkeit der Bulgaren keinen Erfolg brachten, hatte sich das erste serbische Landwehrregiment zur Meuterei hinreihen lassen und seinen Obersten Prebitschewitsch getötet. Damit fand einer der hauptsächlichsten Anstifter der Mordtat von Serajevo seinen Lohn. Sein Mordgefährte, der serbische Major, der die Attentäter im Bombenwerfen unterrichtet hatte, war schon bei Krusevac gefallen.

Nach schwierigen Kämpfen und entbehrungsreichen Märschen erreichten die Verbündeten am 17. November die allgemeine Linie Javor (nördlich Raska)—Kurschumlja—Radan—Druglica. Kurschumlja fanden die Deutschen von

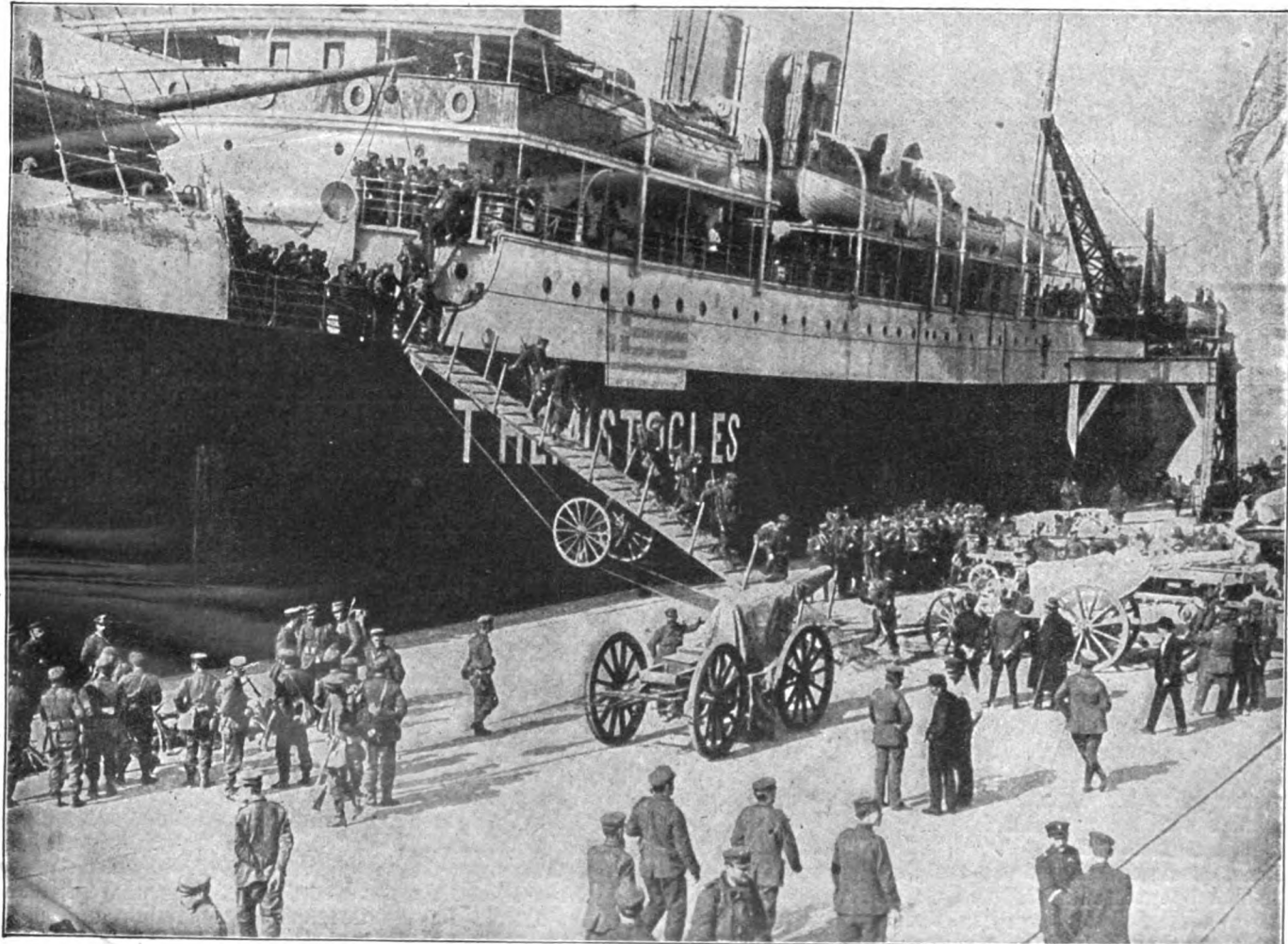
der Hauptmasse der Serben verlassen. Diese hatten aber nicht veräumt, den Ort zuvor gehörig auszuplündern. Nur einige hundert Nachzügler konnten in Kurschumlja abgefaßt werden. Die Verbündeten boten alles auf, den Serben auf den Fersen zu bleiben, was ihnen im wesentlichen auch durchaus glückte.

Die jetzt zunächst bedrohten größeren Plätze der Serben waren Novipasar und Pristina sowie auf dem südlichen Teil der Front Prilep und Monastir. Trotz des Neuschnees auf den Bergen, des Hochwassers in den Tälern, der abgebrochenen Brücken, der elenden Wege, der mangelnden Unterkunft, der schwierigen Verpflegung arbeiteten sich die Verbündeten vorwärts. Allein der 18. November brachte wieder 5000 Gefangene. Die Österreicher und Ungarn hatten die Montenegriner jetzt aus dem Sandschatort Priboj vertrieben, die deutschen Divisionen der Armee Kövez gewannen die Gegend von Raska, die früher der Sitz des serbischen Hauptquartiers gewesen war, und waren somit nur noch einen Tagemarsch von der Hauptstadt des Sandschat Novipasar entfernt. Von der mohammedanischen Bevölkerung wurden die Sieger überall mit aufrichtiger Freude als Befreier von dem harten serbischen Joch begrüßt. Die Bulgaren hatten unterdes Prilep genommen und näherten sich mit großer Schnelligkeit Monastir. Sie bedrohten die Stadt von Norden, Osten und Süden und führten damit zugleich eine die Franzosen an der Tscherna flankierende Bewegung aus. Außerdem schnitten sie serbischen Truppenteile die dort für sie allein noch mögliche Rückzugslinie Resnjea—Ochrida ab, sie dadurch für die Folge zum Übertritt auf griechisches Gebiet zwingend.

An der Tscherna hatten sich die Franzosen schon in zahlreichen Gefechten betätigt, und an der Balanovofront griffen nunmehr auch die Engländer an. Die Tscherna ist ein Nebenfluß des Wardar. Die Franzosen hatten die Bulgaren dort schon in der Nacht zum 13. November angegriffen. Doch wußten diese sich des Gegners sehr bald zu erwehren, obwohl sie ihm gerade damals, wo sie durch die Serben voll beschäftigt waren, nur geringe Streitkräfte entgegenzu-

stellen vermochten. In kräftigem Gegenangriff warfen die Bulgaren den Feind auf das rechte Ufer der Tscherna zurück und nahmen ihm dabei 2 Maschinengewehre mit Bepannung, 2 Gebirgsgeschütze, 53 Mann und 3 Offiziere. In Ausnutzung ihres Erfolges erstürmten sie tags darauf unter Absingung des Liedes „Schäume, Mariça!“ auch stark befestigte französische Stellungen auf dem linken Ufer der Tscherna. Die Tscherna (bulgarisch Karassu) entspringt in der Gegend von Monastir und mündet nördlich von Krivolac in den Wardar.

Die Bulgaren hatten mit ihrem Erfolg an der Tscherna neben anderem erreicht, daß es nun einen Weg aus dem Innern Serbiens und Mazedoniens nach Saloniki (siehe Bilder Seite 6 und 7) nicht mehr gab. Während die fremdländischen Konsuln noch unmittelbar vorher über Monastir nach Saloniki gereist waren, fand das diplomatische Korps den Ausweg dahin schon versperrt. Die Serben selbst dachten an einen Übertritt auf albanisches Gebiet. Doch damit war die albanische Bevölkerung durchaus nicht einverstanden. Und als später die Serben ihren Plan wirklich ausführten, wurde ihnen von albanischen Banden viel Abbruch getan. Schon am 17. November reiste ein serbischer General mit sieben Offizieren im Lande umher, um die serbischen Rückzugstrassen zu erkunden. Solche Vorbereitungen waren in der Tat für die Serben notwendig, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, bei dem Verlassen ihres Vaterlandes aufgehoben zu werden. Am 19. November mußten sie von dem letzten Fleck altserbischen Bodens weichen. Am nächsten Tage besetzten deutsche Truppen Novipasar und nahmen über 4400 Serben gefangen. Die Armee Gallwitz und der rechte Flügel der Armee Bojadjeff kämpften schon um die Zugänge zum Amsjefeld mit seinem Hauptort Pristina. Hier leisteten die Serben noch einmal derart erbitterten Widerstand, daß es sogar fast an allen Stellen zum Handgemenge kam. Auf eigene zurückgehende Abteilungen feuerte die serbische Artillerie, um sie immer wieder zum letzten Ausharren zu zwingen. Enger und enger schlossen aber die Angreifer ihren Ring um den begehrten Platz. Der 21. November brachte



Ein griechischer Transportdampfer lädt im Hafen von Saloniki Truppen des Vierverbandes aus.

Phot. Verl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

wieder zahlreiche Beute: 2600 Gefangene, 6 Geschütze, 4 Maschinengewehre; ferner wurden 50 große Mörser, 8 Geschütze, 4 Millionen Gewehrpatronen in Novipasar in Besitz genommen. Die im Ibartale vordringende österreichisch-ungarische Abteilung nahm ebenfalls am 21. nördlich von Mitrovica vier hintereinander liegende serbische Stellungen und gewann 200 Gefangene, 6 Geschütze, 4 Maschinengewehre, eine Munitionskolonne und zahlreiche Pferde. Bei Pristina machten Deutsche und Bulgaren namhafte Fortschritte, die am 22. November zur Einnahme des Platzes führten; dabei gelang die Gefangennahme von 8000 Serben und die Erbeutung von 44 Geschützen und 22 Maschinengewehren. Dieser Erfolg war nicht leicht zu erringen gewesen. Ähnlich wie es schon an mehreren anderen Orten geschehen war, konnte der Platz nur im hartnäckigen Straßenkampf, an dem auch die Bevölkerung teilnahm, genommen werden (siehe das untenstehende Bild). Der Fall von Pristina war nicht zuletzt dem raschen

völkering nahm den endgültigen Sieg der Verbündeten mit stumpfem Gleichmut hin. Das gequälte Volk, das in den letzten Jahren, misleitet von den gewissenlosen Machthabern, dem seine Geschicke anvertraut waren, mehr als einen schweren Feldzug hatte erleben müssen, machte aus seiner Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht kein Geheimnis. Ebenso wenig aus seinem Groll gegen die Urheber seines Falles, vor allem das Herrscherhaus. König Peter war nach der Niederlage an der bulgarischen Front, wo er selbst in den Reihen seiner Truppen mitgekämpft hatte, zunächst im Kraftwagen geflohen. Als mit diesem nicht mehr weiterzukommen war, setzte er seine Flucht auf der Straße von Kraljevo nach Novipasar in einem unbequemen serbischen Karren fort. Überall mußte er bemerken, daß ihm die Liebe seines Volkes verloren war. In Rasika hatte er Aufenthalt genommen. Dort wurden die Aussichten des serbischen Heeres in einem Kronrat noch einmal erörtert. Dabei erfuhr aber der König von seiner Umgebung eine



Straßenkampf zwischen Serben und Bulgaren. Nach einer Originalzeichnung von Curt Schulz.

Vorstoße einer deutschen Division zu danken, die den Bulgaren ausgezeichnet in die Hände arbeitete. Er raubte dem serbischen Heere die letzte ernstliche Widerstandsmöglichkeit. Wer sich jetzt noch retten wollte, flüchtete der albanischen und der montenegrinischen Grenze zu. Von jetzt an ging die Auflösung des serbischen Heeres unaufhaltsam vor sich, ohne daß die treu zu ihrem Könige stehenden Offiziere es hindern konnten. Die ohnehin lockere Disziplin im serbischen Heere versagte bis zu dem Grade, daß es in zahlreichen Fällen zu offener Meuterei und zur Ermordung von Offizieren kam (siehe Seite 6 unten). Die verzweifelte Wut der Serben richtete sich auch gegen die Gefangenen, von denen namentlich die Bulgaren den serbischen Haß zu spüren bekamen. Auch österreichisch-ungarische Gefangene wurden in zahlreichen Fällen niedergemacht, weil die Serben nicht mehr imstande waren, sie zu beköstigen und mitzuschleppen. Verwundete Österreicher, Ungarn und Deutsche ließ man häufig ohne Nahrung einfach am Wege liegen. Zum Glück fanden sich aber doch einzelne serbische Ärzte und Pflegerinnen wie auch dänische Krankenschwestern, die bei diesen Opfern serbischer Wut aushielten, bis mit der Ankunft der Verbündeten gründliche Hilfe möglich wurde. Die serbische Be-

derartig unfreundliche Behandlung, daß er sich bewogen fühlte, seine Flucht unaufhaltsam fortzusetzen.

Am 23. November fiel auch Mitrovica. Beim Endkampf in der Stadt gerieten den Österreichern und Ungarn noch über 700 Gefangene in die Hände. Die Gesamtbeute bei diesem Erfolge übertraf noch die von Pristina: sie betrug 10 000 Mann, 19 Geschütze, 7 Lokomotiven, 130 Eisenbahnwagen und viel sonstiges Kriegsgerät. Die letzte Hoffnung der Serben sank dahin, als sie erfuhren, daß die Franzosen und Engländer mit einem erneuten Durchbruchversuch gegen die bulgarische Südarmerie nichts erreichen konnten und daß ferner der Rest des serbischen Heeres nördlich von Monastir eine schwere Niederlage erlitten hatte. Dort befehligte General Wassitsch eine Heeresgruppe. Er war jetzt fast gänzlich abgeschnitten und fand nur noch den Weg nach dem Westen, nach Albanien offen, wie auch der von ihm getrennte nördliche Teil der serbischen Armee nur noch in dieser Richtung ausweichen konnte.

Die serbische Regierung zog sich nunmehr nach Brizrend zurück, obwohl sie damit rechnen mußte, sich auch dort nicht lange halten zu können. Es wurde deshalb schon überlegt, ob man nicht nach Ochrida oder Guegeli flüchten sollte.

ndeten
das in
Wacht-
er als
e aus
Sehl.
feines
war
selbst
nächst
eiter
von
sahen
die
Auf-
fer-
tert.
eine



Hans H. Schmidt
1915

Kampf um den 2
Nach einer Originalzeichnung



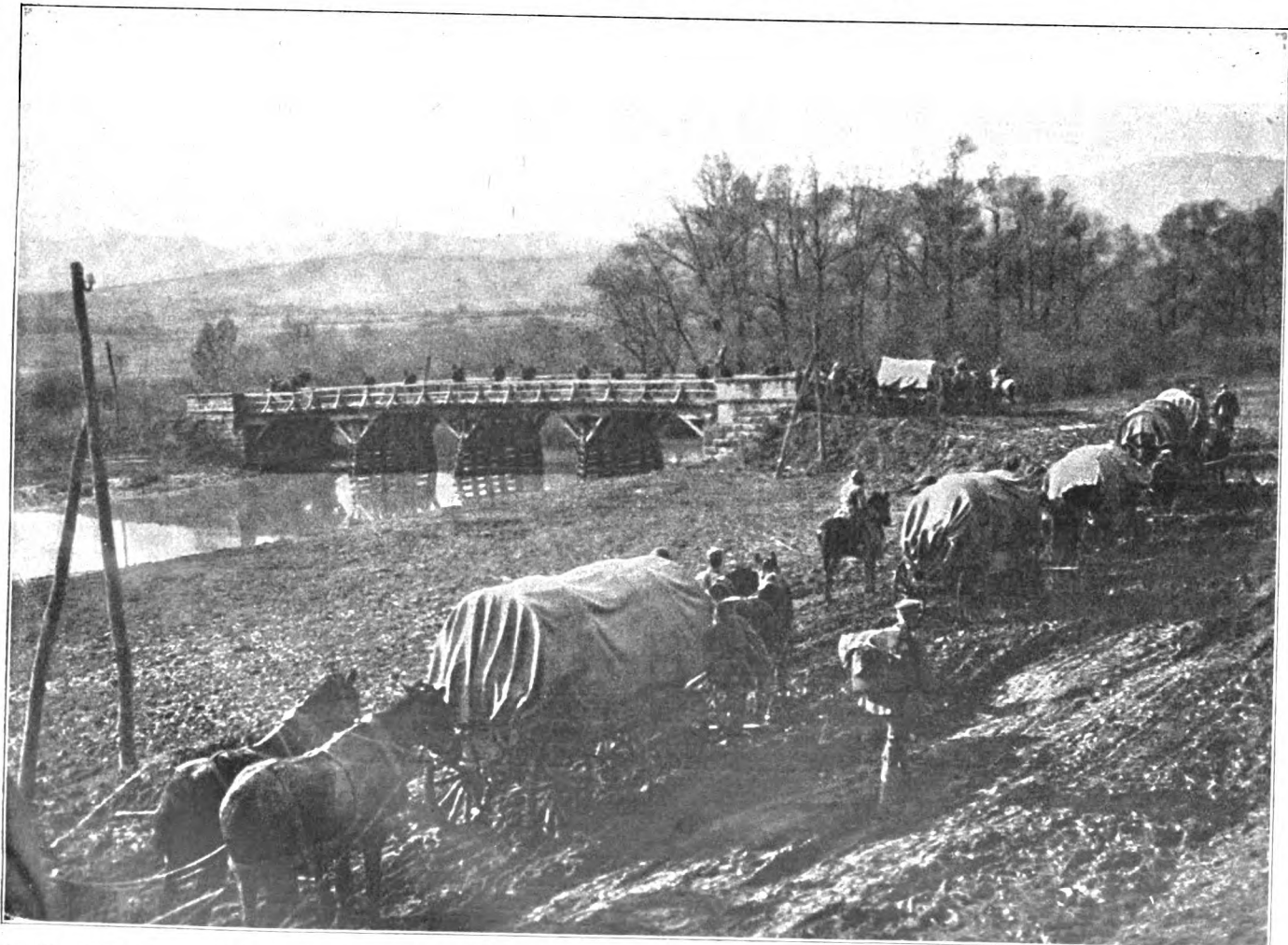


Denkpf von Görz.
n Professor Hans B. Schmidt.



Vor der Morava: Deutsche Transportkolonne auf der Raft.

Phot. Ed. Franke, Berlin.



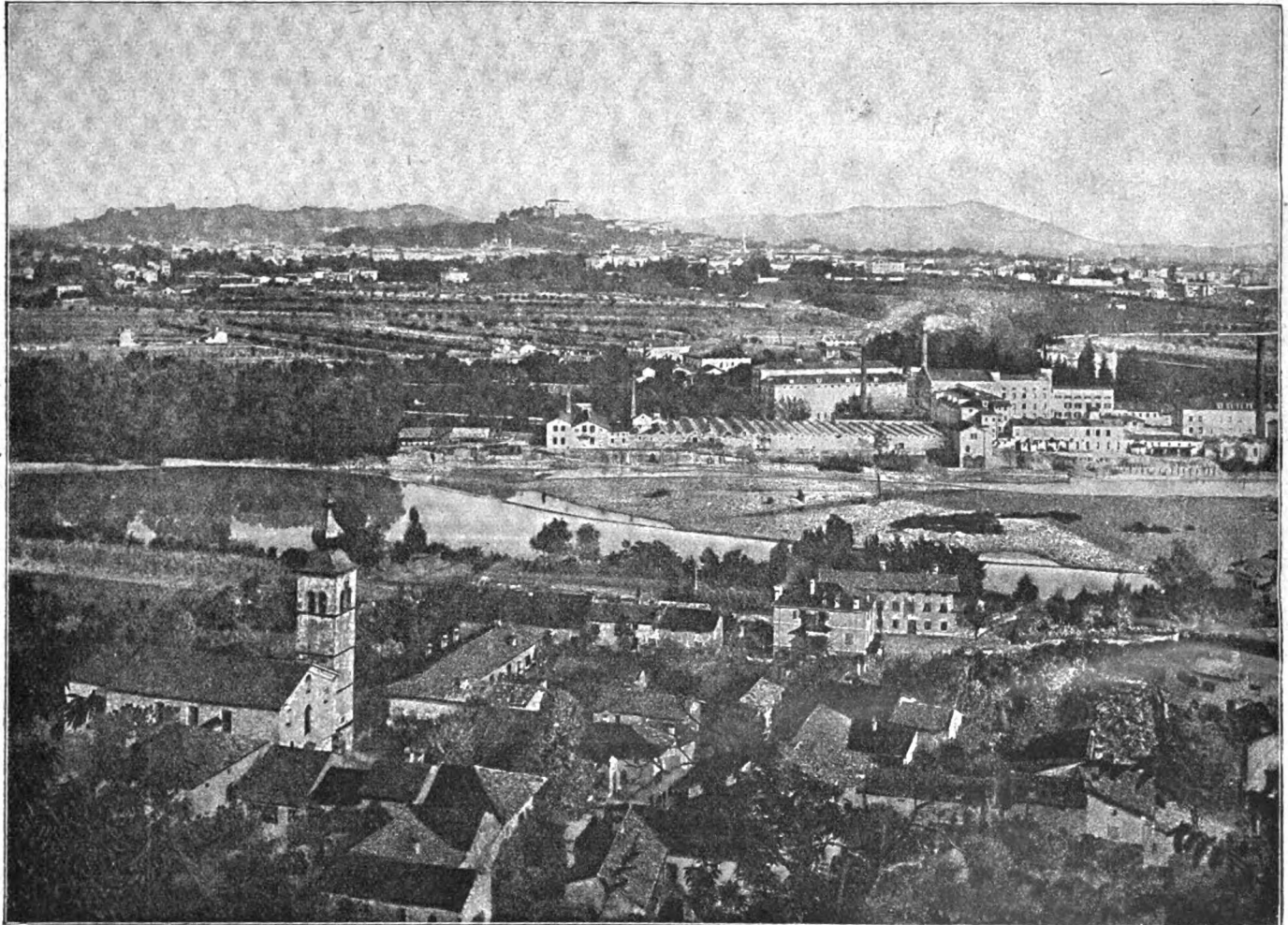
Deutsche Trainkolonne passiert eine Brücke über den Ibar, einen Nebenfluß der Morava, der in den albanischen Alpen entspringt und sich durch die schluchten- und wälderreichen Gebiete der „Schunadisa“ durchzwängt. Die Truppenbewegungen werden durch diese Eigenart des Geländes vielfach ungemein erschwert.

Phot. H. Senned, Berlin.

Am 28. November gab ein zusammenfassender Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung einen Gesamtüberblick über den Angriff auf Serbien, erklärte dessen Zweck, nämlich die Herstellung der ungehinderten Verbindung mit dem Türkischen Reich und Bulgarien, als erreicht und die großen Operationen als abgeschlossen. Über 100 000 Mann, das ist mehr als die Hälfte des serbischen Heeres, waren gefangen genommen. Die Beute an Maschinengewehren betrug viele Hunderte, und 502 eroberte Geschütze wurden gezählt, darunter über 200 allerneueste französische schwere Kaliber aus der Fabrik Schneider in Le Creusot; auch gewaltige Mengen an Munition, die aus englischen und französischen Fabriken stammte, waren im Besitz der Sieger. Die deutschen Verluste nannte der Bericht „recht mäßig, so bedauerlich sie auch an sich seien“. Unter Krankheiten hätten die deutschen Truppen überhaupt nicht zu leiden gehabt.

Am demselben 28. November führten die unermüdlich vordringenden Bulgaren noch einen entscheidenden Schlag

den nach Albanien geflüchteten Truppenteilen keinerlei Gefahr mehr drohte. Die Gruppe des Generals Waffitsch, die in völlig vereinzelter Stellung Monastir noch zu halten versucht hatte, sah sich von allen Seiten außer vom Westen umfaßt und räumte schließlich die Stadt, so daß am 4. Dezember deutsche und bulgarische Abteilungen in Monastir einrücken konnten (siehe Bild Seite 4/5). Inzwischen hatten sich noch Nachkämpfe über Mitrovica und Prizrend hinaus abgespielt, in denen wiederholt mehrere tausend Gefangene und zahlreiche Geschütze als Beute eingebracht wurden. Nach diesen Verfolgungskämpfen mit den immer mehr zusammenschmelzenden feindlichen Truppenresten war Serbien am 7. Dezember vollständig im Besitz der verbündeten Heere mit alleiniger Ausnahme des kleinen Raumes im äußersten Südosten des Landes, der von einzelnen abgeschnittenen serbischen Bataillonen im Verein mit der gesamten Macht der Franzosen und Engländer gehalten wurde. Im übrigen ward von nun an der Kampf mit den



Phot. Photoglob-Abteilung der Vereinigten Kunstankalten, Zürich.
Görz, das von den Italienern ganz nutzlos in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. — Von Podgora aus gesehen.

bei Prizrend. Nach kurzem, hartnäckigem Kampf nahmen sie die Stadt und machten 17 000 Serben zu Gefangenen; ferner erbeuteten sie 100 Feldgeschütze und Haubitzen, 20 000 Gewehre, 200 Kraftwagen und viel sonstiges Kriegsmaterial. Dabei blieb die Zahl der Gefangenen noch unaufhörlich im Wachsen. Die Straße zwischen Suhareka und Prizrend war übersät mit Kadavern von Zugtieren, verlassenen militärischen Geräten, Trümmern von Wagen und Geschützen, Munition, Verpflegungsvorräten. Damit war der letzte Rest des serbischen Hauptheeres erledigt, da von

Resten der serbischen Armee auf albanischem Boden geführt, soweit sich die Serben nicht nach Montenegro geflüchtet hatten. Die Unterwerfung Serbiens war somit vollständig durchgeführt. Neben dem militärischen war aber durch Schließung der Kette Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei zugleich ein unschätzbarer wirtschaftlicher Vorteil erreicht, den der deutsche Reichskanzler in der Reichstagsitzung vom 9. Dezember mit den Worten kennzeichnete: „Ein zusammenhängendes Gebiet von Arras bis Bagdad läßt sich wirtschaftlich nicht erschöpfen.“ (Fortf. folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Kampf um den Brückenkopf von Görz.

(Hierzu die Kunstbeilage und die Bilder Seite 10–13.)

Vom 16. Oktober bis zum 4. November 1915 hatte die dritte Isonzo-Schlacht gedauert, die den Italienern nur

ungeheure Menschenopfer kostete, aber nicht den geringsten Erfolg über die tapferen Verteidiger brachte, deren unerschütterlichen eisernen Ring sie an keiner Stelle zu durchbrechen imstande waren.

Da vereinigte General Cadorna die ganze Kraft und



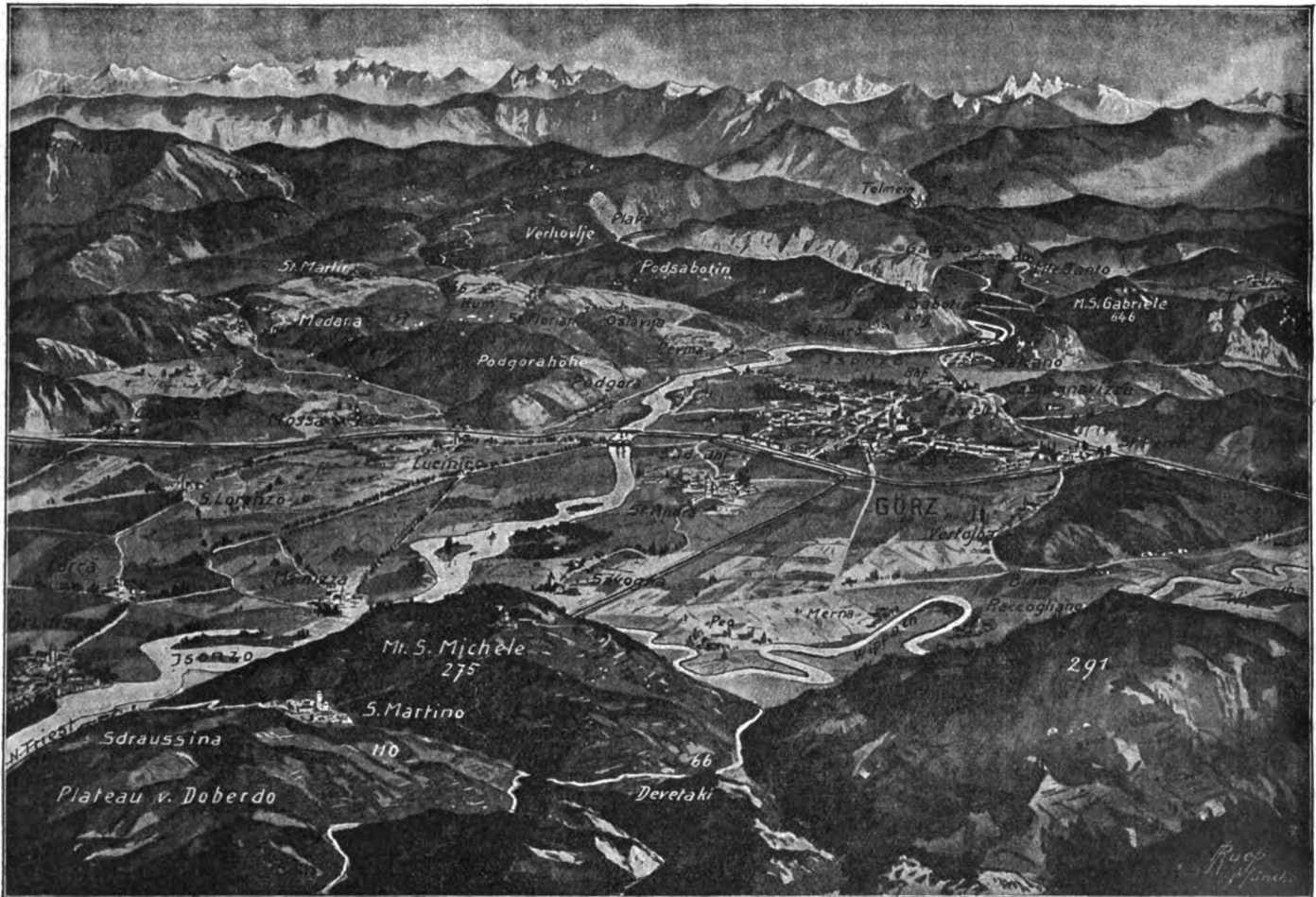
Abteilungen des Krainer Infanterieregiments Nr. 17 erobern die bei Oslobnja vorübergehend von den Italienern besetzten Gräben zurück.

Nach einer Originalzeichnung von W. Baraschitz.

verzweifelte Mut seines Angriffs zu einem neuen, vierten Ansturm auf den Görzer Brückenkopf, um dessen Zugänge schon in den letzten Oktober- und ersten Novembertagen erbitterte Kämpfe getobt hatten. Es waren in erster Linie politische Erwägungen, die der italienischen Heeresleitung den Besitz der unbefestigten und strategisch völlig bedeutungslosen Stadt Görz so begehrenswert erscheinen ließen. Die Regierung, die Italien in diesen furchtbaren Krieg gestürzt hatte, verlangte von Cadorna unbedingt irgend einen greifbaren Erfolg, um mit einem großen Siege vor das Parlament treten zu können, dessen Eröffnung auf den 1. Dezember angelegt war, und um das Volk aufs neue für den längst bei allen besonnenen Kreisen Italiens verhassten Krieg zu begeistern. Man wußte indes auf österreichisch-ungarischer Seite die Wirkung eines derartigen Erfolges auf Italien recht gut zu schätzen, und darum waren auch die tapferen Steiermärker, Dalmatiner und Ungarn entschlossener denn je, jeden Fußbreit des steinigten Karstgeländes mit unbeug-

gefüllt waren, mit dem Bajonett wieder zurück (siehe Bild Seite 11). Doch stets füllten Reserven, wie aus dem Boden gewachsen, die Lücken aus. So konnten schließlich die Italiener auch in das Dorf Oslavija eindringen und sich in den Besitz der ersten Häuser setzen. Aber obwohl hier die feindliche Artillerie eingriff, hielten die österreichisch-ungarischen Truppen den Ort. In erbittertem Straßenkampf, der stundenlang dauerte und bei dem kein Italiener unverwundet blieb, vertrieben die tapferen Verteidiger den Feind und nahmen ihm zahlreiche Gefangene ab. Auch die Versuche, das nördliche Flügeltor des Görzer Brückenkopfes, Podgora, von dem Becken von Plava aus zu überflügeln, scheiterten unter schweren Verlusten.

Trotz allen noch so heftigen und todesmutigen Sturmangriffen konnten die Italiener nirgends Boden gewinnen, und die Hoffnung, in absehbarer Zeit das heißbegehrte Görz zu erreichen, wurde von Tag zu Tag geringer. Auf der ganzen Front wurden die Italiener wieder in ihre ursprüng-



Vogelschaukarte von Görz und Umgebung.

jamem Heldennut zu verteidigen und bis zum letzten Atemzug unerschütterlich auf ihrem Posten auszuharren.

Am 9. November richteten die Italiener ein wütendes Trommelfeuer aus allen Kalibern gegen den Görzer Brückenkopf. Besonders heftig wurden hierbei die österreichisch-ungarischen Stellungen im Abschnitt von Podgora und am Monte Sabotino, den beiden Eckpfeilern des Brückenkopfes unter Feuer genommen. Am 11. November ging die italienische Infanterie zum Sturmangriff vor; in gestaffelten Kolonnen, fünf bis acht Reihen hintereinander, suchte sie sich den Weg nach Görz mit dem Bajonett, mit Handgranaten und Gasbomben zu bahnen. Auf den Höhen von Podgora, an der benachbarten Kuppe von Peoma und besonders bei dem völlig in Trümmer geschossenen Dorfe Oslavija haben sich die schwersten und grausamsten Nahkämpfe der ganzen Schlacht abgepielt. Nachts, während ein heftiger Schneesturm tobte, hatten sich die Italiener bis an die f. u. l. Stellungen herangeschlichen und waren auch in die vordersten Gräben eingedrungen. In dichten Schwarmlinien stürmte nun der Feind gegen diese Bresche an, aber Abteilungen des Krainer Infanterieregiments Nr. 17 eroberten die verlorenen Gräben, die mit toten Italienern

lichen Stellungen zurückgeworfen, wobei sie die schwersten Verluste erlitten.

Und doch standen die italienischen Schützen nur etwa einen Kilometer weit von der schönen, an Kunstschätzen reichen Stadt Görz entfernt; nur das Bett des Sotizza und der jetzt seines alten Kastanienwaldes schon ganz beraubte Rücken der Podgorahöhe trennten sie von ihr. Unten im Tale, zwischen wohlgepflegten Obstgärten und sauberen, von alten Alleen eingefassten Straßen liegt die freundliche Stadt Görz, die Stadt der Weichen, das österreichische Nizza, das die Irredentisten einst gleich Trient und Triest zu den „unerlösten“ Städten des geeinten Italien zählten und das nun Cadornas Soldaten dem Doppelpaar entreißen wollten. Görz, das vor Ausbruch des Krieges etwa 30 000 vorwiegend italienisch sprechende Einwohner zählte, ist, wie erwähnt, eine offene, friedliche Stadt. In der ersten Zeit des Krieges, als die Italiener noch mit einem raschen Siegeszug durch die österreichischen Lande rechneten, hatte ihre Artillerie die schon ganz südlichen Charakter tragende Stadt möglichst gespart, und nachdem schon im Mai und Juni die österreichischen Kasernen zusammengeschossen worden waren, fielen nur selten einzelne verirrte Granaten auf Görz. Allein

als die Angreifer erkennen mußten, daß alle ihre fast übermenschlichen Anstrengungen vergeblich waren, begannen sie in ohnmächtiger Wut die unmittelbar vor ihnen liegende und doch unerreichbar bleibende Stadt seit dem 18. Oktober mit wechselnder Heftigkeit fast täglich zu beschießen. Seit Anfang November stand die unglückliche Stadt unter dem heftigsten Geschützfeuer, das keinen anderen Zweck verfolgte, als Görz in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Besonders gegen die zahlreichen Klöster und Kirchen der Stadt, in denen die herrlichsten Denkmäler altitalienischer Kunst ruhen, richtete sich die barbarische Zerstörungswut der Italiener. Auch noch nach Einbruch der Dunkelheit hielt das wütende Bombardement an. „Es war, als ob sich die Hölle in Görz geöffnet hätte,“ erzählten Augenzeugen, die sich während der Beschießung in der Stadt aufhielten. Die Italiener schossen salbenweise, so daß immer gleichzeitig ganze Garben von Granaten auf die Häuser niederfielen. Auch Brandgranaten wurden



Österreichisch-ungarischer Soldat mit einem Sauerstoffapparat als Schutzmittel gegen die Gase der italienischen Chlorbomben.

öfters geschleudert, so daß Görz teilweise in Flammen stand und sich dichte Rauchwolken über dem Isonzotal lagerten. Alle Kirchen und Klöster — sogar das Kloster Gastagnavizza, die letzte Ruhestätte des Grafen Chambord, des einzigen Enkels Karls X. von Frankreich, wurde zusammengepfiffen —, das kostbare Bischofspalais, das bischöfliche Seminar, das Rathaus und zahlreiche Palais des künftländischen Adels sind heute nur noch leergebrannte Trümmerstätten, unter denen unersehbare Kunstschätze und Sammlungen vernichtet liegen. Wer von der Zivilbevölkerung nicht rasch die in Trümmer sinkende Stadt verließ, wurde von den Bomben und Granaten getötet, die 1300 Häuser beschädigten und mehr als hundert in Flammen aufgehen ließen. Fast täglich erschienen Flieger über der Stadt und beteiligten sich an dem Zerstörungswerk. Rauchgeschwärmte Ruinen, zerstörte Kirchen und Paläste, versengte Gärten und ihrer Krone beraubte Bäume bezeichnen die Stelle, wo Gorizia la bella, das österreichische Nizza, stand.



Generaloberst Erzherzog Eugen, der Führer der heldenmütigen österreichisch-ungarischen Armee gegen Italien, und Erzherzog Joseph bei einer Besichtigung an der Isonzofront.

Phot. Mikrophot G. m. b. H., Wien.

Die Versenkung eines italienischen Seglers durch ein österreichisch-ungarisches U-Boot im Beisein eines deutschen U-Bootes.

Nach der Schilderung des österreichisch-ungarischen U-Boot-Kommandanten.

(Hierzu das Bild Seite 15.)

Die erhöhte Tätigkeit der deutschen und österreichisch-ungarischen Unterseeboote im Mitteländischen Meere hat beim Bierverband Schrecken hervorgerufen, nachdem die Versenkung von englischen, französischen, italienischen und sogar japanischen Schiffen in anderen Gewässern bereits großen Umfang angenommen hatte. Während die deutschen U-Boote schon eine stattliche Anzahl von mit Lebensmitteln, Munition und Truppen beladenen Schiffen versenkt hatten, traten nun auch die österreichisch-ungarischen mit außerordentlichem Mut und Geschick hervor und haben eine Reihe, namentlich italienischer Schiffe vernichtet. Zu diesem Zwecke sind die kühnen U-Boote bis an die Küste Siziliens vorgebrungen.

Oftmals ist es vorgekommen, daß U-Boote der Ver-

men, war die Wasserfläche mit unzähligen Holzsplittern bedeckt.

Nach Vereinigung mit dem österreichisch-ungarischen U-Boot und herzlicher Beglückwünschung erfuhr man, daß es ein mit Karbid beladenes italienisches Segelschiff gewesen war, das auf der Fahrt nach Saloniki von diesem furchtbaren Geschick ereilt wurde; die Mannschaft des Italieners hatte sich in Booten gerettet. Nach kurzem Beisammensein und gegenseitigem „Glück auf!“ entfernten sich die beiden U-Boote voneinander zur weiteren Arbeit. Das österreichisch-ungarische U-Boot brachte noch in derselben Nacht zwei italienische Dampfer zum Sinken.

Das Paßwesen im Kriege.

Von Paul Otto Ebe.

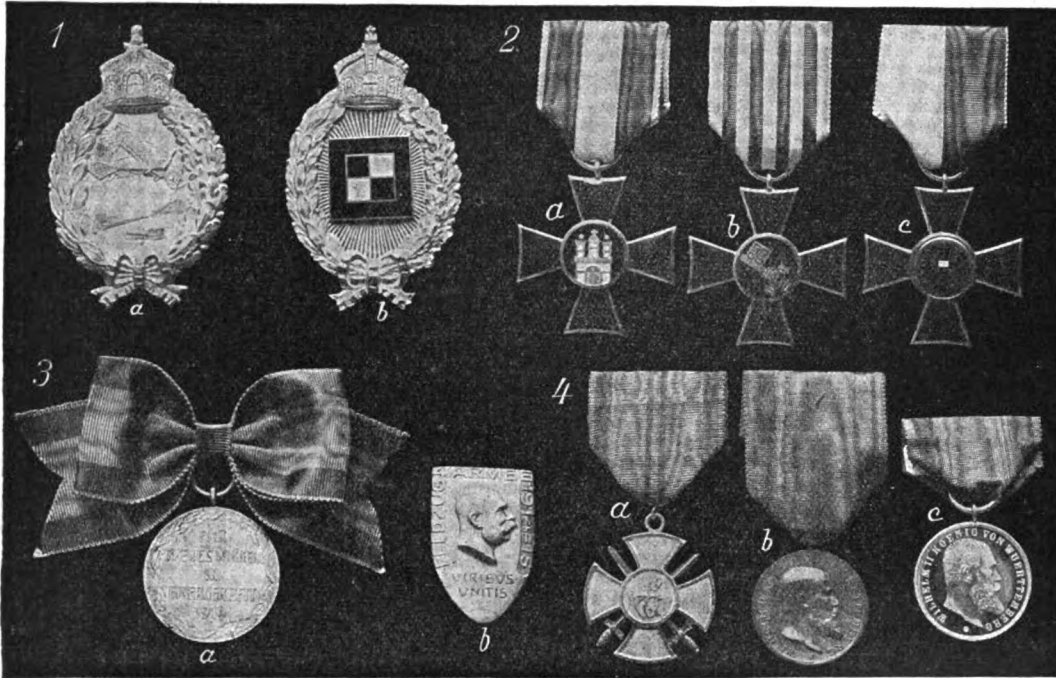
(Hierzu die Bilder Seite 17.)

Als noch der Bewegungskrieg über weite Gebiete Belgiens, Frankreichs, Polens, Serbiens hinwegfegte, sprunghaft und unberechenbar mit allen Zufälligkeiten einer elementaren Kraft, die hier ein Heim mit den Bewohnern vom Erdboden vertilgte, dort ein ganzes Häuserviertel unberührt stehen ließ, kam eine nie so erdrückend gefühlte Angst über die meisten Bewohner der heimgesuchten Lande. Sie verflochten sich in den Ruinen, Sümpfen, Bergen und Klüften oder ließen sich von der Kriegsfurie immer weiter treiben, bis sie endlich doch fern von ihrer Wohnstätte eingeholt und überholt wurden. Nachdem die wilde Jagd glücklich über sie weggebraust war, erwachte das Heimatgefühl wieder. Sie kehrten zurück, wohnten wie früher oder siedelten sich neu an.

Bald machte sich bei den verwaltenden Militärbehörden das Bedürfnis geltend, genau über die Zunahme der Bevölkerung durch Zuzug und über die Abnahme bei Auszügen unterrichtet zu sein, denn einem heimatlosen Umherstreifen konnte ohne Gefährdung der Rückensicherheit des Heeres nicht stattgegeben werden. Beson-

ders erwies sich eine scharfe Überwachung der männlichen Bevölkerung als unbedingt nötig, denn in den Gemeinden an der holländischen Grenze war beispielsweise ein deutlich fühlbarer Abgang von Männern zu bemerken, auch wenn sie nicht mehr im dienstpflchtigen Alter standen. Wohin diese Leute verschwanden, hat sich bei vielbesprochenen großen Spionageprozessen in Belgien, die mit manchem Todesurteil endigten, in grellem Lichte gezeigt. Unsere Gegner brauchen Menschen, die die ungeheuren, von den bisher oft sinnlos Geopfert hinterlassenen Lücken wieder ausfüllen. Dazu scheut man bei ihnen nicht Mittel noch Wege; mögen sie auch beim Märlingen den sicheren Tod nach sich ziehen. Ist es dann so weit gekommen, so erhebt sich allerdings in ihren führenden Blättern ein riesiges Geschrei. Doch dann ist es zu spät!

Als Gegenmittel halten wir Kontrollversammlungen über die männliche Bevölkerung der besetzten Gebiete ab, wobei die Personalien des einzelnen genau aufgenommen werden. Um diese Angaben mit seiner Persönlichkeit möglichst unzweideutig in Einklang zu bringen, wird teilweise eine Photographie des Betreffenden beigelegt, ein Verfahren, wie es unsere Polizei bei Steckbriefen und dergleichen schon im Frieden anzuwenden pflegte.



Phot. Techno-Photographisches Archiv, Berlin.

Abzeichen und Kriegsauszeichnungen. Wiedergabe in etwa halber Größe.

1. Deutsche Fliegerabzeichen. Abzeichen für Flugzeugführer (a), Abzeichen für Flugzeugbeobachter (b). 2. Sanseatenkreuze. Hamburg (a), Band rot-weiß-rot; Bremen (b), Band fünf weiße und vier rote Streifen; Lübeck (c), Band weiß-rot.
3. Preussische Kriegsverdienstmedaille für Frauen und Jungfrauen (a). Aufschrift: Für treues Wirken in eiserner Zeit; Band gelb, rot-schwarz eingefasst. Abzeichen der Mackensen-Armee (b). 4. Württemberg. Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern (a). Kriegsverdienstmedaillen (b u. c) Band gelb mit schwarzen Streifen.

bündeten sich auf hoher See begegneten, wobei jedesmal eine herzliche Begrüßung stattfand. So auch gegen Abend eines der letzten Tage im November 1915.

Bei mäßig bewegter See sichtete das deutsche U-Boot ein stattliches Segelschiff mit vollen Segeln bei frischer aus Nordwesten wehender Brise im Mitteländischen Meere mit Kurs nach Osten. Gleich darauf gab der deutsche U-Boot-Kommandant Befehl, mit ganzer Kraft nach dem Sealer zu steuern. Als man ungefähr 6 Meilen von ihm entfernt war, erfolgte in dem Segler eine Explosion, woraufhin das Schiff zu sinken begann. Den Kurs beibehaltend, gewährte man bald darauf in kurzer Entfernung ein österreichisch-ungarisches U-Boot.

Erfreut über diese Begegnung fuhr man dahin. Das Segelschiff war inzwischen bis zur Bordwand gesunken und das deutsche U-Boot nur noch ungefähr einen Kilometer entfernt, als plötzlich eine zweite furchtbare Explosion erfolgte, wobei das Segelschiff, geradezu aus dem Wasser gerissen, in die Luft flog und in unförmigen Bruchmassen wieder auf das Wasser niedersauste. Der Luftdruck war so stark, daß das deutsche U-Boot heftig erbebt. Das grauhaft großartige Schauspiel war das Werk eines Augenblicks, und wo noch vor Minuten der Segler geschwom-



Ein italienisches Segelschiff mit Karbidladung wird im Mittelmeer durch ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot im Beisein eines deutschen Unterseebootes in die Luft gesprengt und versenkt.

Nach dem Bericht des österreichisch-ungarischen Unterseebootkommandanten gezeichnet von Marinemater Alex Kircher.

Bereitete die Ein- und Durchführung dieser Maßnahmen schon in den Operations- und Etappengebieten viel Mühe und Arbeit, so konnte man den Anforderungen, die das sich allmählich wieder einstellende Alltagsleben mit sich brachte, noch viel schwerer entsprechen, ohne vereinzelte Ungerechtigkeiten und Härten entstehen zu lassen.

Es wurde zum Beispiel ein Dorf durch eine Brückenüberführung über die Eisenbahnlinie in zwei Niederlassungen geteilt, die natürlich an ihrem seitherigen besonders engen persönlichen und Handelsverkehr festhielten. Andererseits war vielleicht gerade diese Bahnlinie für taktische Maßnahmen, wie Heranführen von Ersatz oder rasches Verschieben der großen Reserven, von besonderer Bedeutung. Eine Sprengung dieser Brücke durch Spione unter Hingabe ihres eigenen Lebens würde bei einer feindlichen Offensive im vorn liegenden Frontabschnitt voraussichtlich unsere ganzen Abwehrmaßnahmen stundenlang hinauszögern und das Abschlagen des Angriffs infolge verspäteten Eintreffens von Reserven oder Munition unmöglich machen. Deshalb wird die wichtige Brücke scharf bewacht. Im weiten Umkreis um sie her muß der öffentliche Verkehr unterbunden werden. Allmählich aber muß man später in Einzel-

ganz andere Person! — Diese Ausführungen dürften, ohne zu viel von Schlichen und Gegenschlichen verraten zu haben, deutlich zeigen, wie nötig die Vervollkommenung der anfänglich von den Ortskommandanten unterschriebenen und gestempelten Ausweis- und Erlaubnis-scheine war und welche unentbehrliche Rolle dabei die Photographie spielte, die den früheren Trick unmöglich gemacht hat, durch Weiterveräußerung der erhaltenen Erlaubnistarte gerade solche Personen der Bevorzugung teilhaftig zu machen, die davon ausgeschlossen werden sollten.

Da die Einzelphotographie für manche Unbemittelte zu kostspielig wurde, andererseits auch bei dem Massenandrang sich sehr rasch ein Mangel an photographischen Bedarfsartikeln einstellte, vor allem an Platten, kam man auf den Gedanken der Gesellschaftsphotographie. Hierbei wurden alle zu photographierenden Leute unter Ausnutzung möglichst großer Zwischenräume zusammen, also auf einer Platte, aufgenommen. Nach der Entwicklung wurden die einzelnen Photographien entweder ausgeschnitten und auf den Paß geklebt oder die Leute mußten sich hinter großen Nummern aufstellen, die im Paß genau angegeben wurden. Die Massenphotographie wurde in

diesem Fall mehrmals abgezogen und unzerschnitten jedem Passe einverleibt. Unsere Bilder Seite 17 zeigen zwei ergötzliche Situationen beim Photographieren. Bietet sich doch dabei die von vielen freudig benutzte Gelegenheit, endlich einmal in ihrem armseligen Leben „geknipt“ zu werden. Manche Dorfschöne wird auch nach Ablauf der Gebrauchszeit den Paß mit der Photographie für Kinder und Kindeskindern aufheben als Kriegsandenken an die „Barbarenzeit“.

Ein weiblicher Kraftwagenführer an der Ostfront.

Schilderungen von der Befreiung Tilsits. Von Ernst Friedrich Werner.

(Hierzu das Bild Seite 19.)

Als am Abend des denkwürdigen 1. August 1914 die Mobilmachung erklärt wurde, da brauste ein lange schon nur mühsam gedämmter Sturm am wildesten dort auf, wo die schwarz-weißen Grenzpfähle aus der sommerlich erhigten Erde ragten; dort, wo die Gefahr am nächsten, wo sie am größten war: im Westen angesichts des lauernden Erbfeindes und im Osten, über dem eine drohende Riesenfaut sich erhoben hatte, tödlich zum Schlage bereit. In jenen Stunden der unbeschreiblichsten Erregungen — da die Kriegsfackel schon über Europa aufloderte — rissen die Wogen der Begeisterung und des Opfermutes aus einem kleinen ostpreussischen Städtchen auch eine Frau mit hinaus in den Kampf: Frau Annemarie Reimer, die Gattin eines Arztes, der am ersten Mobilmachungstag zu seinem Regiment abberufen wurde. Am 2. August hat Frau R. sich mit ihrem eigenen Kraftwagen für Abschnittsfahrten in ihrer engsten Heimat der Militärbehörde zur Verfügung gestellt und ist dann, einer Landwehrbrigade folgend, sieben Monate draußen an der Ostfront tätig gewesen. — Von einigen ihrer eindrucksvollsten Erlebnisse, über die Befreiung Tilsits und aus dem befreiten Tilsit selbst, erzählt Frau R.:

„Als wir im Morgengrauen — feuchte Nebelschleier hingen über den Feldern — bis an das Wäldchen vor Tilsit kamen, hieß es „Autos bleiben hier geschützt stehen.“ Bald darauf hörten wir es auch schon vorne knattern. Nun hielt



Einzug eines deutschen Infanterieregiments in Peronne (Nordfrankreich).

fallen ausnahmsweise den Verkehr über die Brücke erlauben. Diese Bevorzugten, die unbedingt vertrauenswürdig sein müssen, erhalten einen besonderen Erlaubnisschein und weisen sich für ihre Person durch einen Paß mit Photographie aus.

Ferner bestand bei anderen Leuten des Dorfes die wirtschaftliche Notwendigkeit, zu verreisen. Einkauf und Verkauf, Familienangelegenheiten, wie Todesfälle, Mithilfe bei Erntearbeiten in der Verwandtschaft, Pflege Erkrankter, Schulbesuch in einer Stadt sind derartige Gründe. Im Sperrgebiet einer Armeeabteilung kommen täglich bis zu 300 solcher schriftlichen oder telegraphischen, telephonischen oder mündlichen Gesuche an. Meist sind es dringliche Fälle, die kein langes Aufschieben zulassen. Ein ganzer Stab von Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften, Beamten macht sich sofort an die Bearbeitung. Es sind das die Herren der „geheimen Armeefeldpolizei“. Gerade diese Überwachung muß äußerst pünktlich und gewissenhaft verfahren werden, denn am gefährlichsten sind die „reisenden Spione“, die die Reise benutzen könnten, um ihrer Regierung oder Mittelsmännern nach sehr kurzer Zeit und in unbeschränktem Umfang mündliche Nachrichten zukommen zu lassen. Wie oft schon hat hierbei die Photographie zur Entdeckung der fälschlichen Benutzung eines Passes geführt, der an sich ordnungsmäßig ausgestellt war, aber für eine



Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. b. H.

Paßzwang in den besetzten Gebieten Nordfrankreichs.

Aufnahme einer Gruppe von Müttern mit kleinen Kindern. Die Bilder werden dem von der Behörde des besetzten feindlichen Gebietes ausgestellten Paß der betreffenden Person beigelegt.

es uns doch nicht hinter dem Wäldchen, und wir fuhren an den Rand, um etwas sehen zu können. Da hatten wir das ganze Gefecht vor uns. Ein heftiges Gewehrfeuer hatte eingesetzt. Die Russen schienen auf dem hügeligen Ackerland gut gedeckt zu sein; als aber unsere Truppen vorwärtsstürmten, hielten sie nicht mehr stand. Wir sahen nun, wie sie an allen Seiten auszutreiben suchten.

Während am Ausgang von Tilsit von Hauptmann F. die Luisebrücke gegen verzweifelte Angriffe der Russen gehalten wurde, zogen wir in Tilsit ein. In der Stadt selbst setzten sich russische Infanteristen noch zur Wehr; es kam zu wüsten Straßenkämpfen. Unsere Landwehrleute gingen mit aufgezupftem Seitengewehr vor. An einzelnen Orten, wo sich kleinere Abteilungen verschanzt hatten, entstand ein regelrechtes Handgemenge. Da sauste ein Gewehrkolben durch die Luft; hier wälzte sich ein Mann stöhnend am Boden; dort brüllte ein vom Bajonett zu Tode getroffener Russe auf. Schon nach wenigen Minuten suchten sie alle das Weite. Zu spät; man hatte sie überall abgeschnitten. Sie rannten quer über die Straßen hinweg; aber an allen Wegen blickte es auf — ein gepötschter Knall — man sah Gestalten mit hochgehobenen Armen sich aufreden und vornüber taumeln. Wer nicht die Waffen fortwarf und sich ergab, war verloren.

Da ich mit den Töchtern des Oberbürgermeisters B. eng befreundet bin und in Königsberg schon die tollsten Gerüchte über den Verbleib des letzteren verbreitet worden waren — man wußte nicht, ob er noch lebe oder verschleppt

sei — fuhr ich sofort nach seinem Hause. Ich traf aber nur die Töchter an, die selbst um ihren Vater in Sorge waren, da er nachmittags noch auf dem Magistrat beim russischen Gouverneur gewesen war. Als er dann am Abend nach Hause kam, war die Freude groß. Die Aufregungen der letzten Tage und Wochen hatten alle Einwohner mitgenommen. Nun kam wie ein seliger Rausch die Befreiung über Tilsit. Es war wohl wie ein Erwachen aus beklemmenden schrecklichen Träumen. Als alle sich dessen bewußt wurden, daß die Russen tatsächlich verjagt waren, als immer neue Truppen Feldgrauer einmarschierten, da kannte der Jubel keine Grenzen mehr. „Nun danket alle Gott!“ erbehte es im Widerklang aus tausend und aber tausend Herzen und Stimmen.

Todmüde sank ich an diesem Abend ins Bett. Nur um wenige Stunden ruhen zu dürfen. Denn schon um drei Uhr morgens mußte ich mit dem Stab in der Richtung nach Tauroggen den Truppen, die schon früher abgerückt waren, nachfahren. — Die Russen sollten über Lausgargen zurückgegangen sein. Der Weg führte über die Luisebrücke, wo am vergangenen Abend ein heftiger Kampf getobt hatte.

Hier hatten die Russen im Rücken Artillerie- und von vorn, vom Baubelner Wald aus, Maschinengewehrfeuer bekommen. Der Kampf hatte schreckliche Spuren hinterlassen: ein wüstes Schlachtfeld im regennassen, kalten, dümmrigen Morgengrauen. Neben der Landstraße zählte ich allein mehr als fünfzig getötete Pferde; in den Gräben lagen oft drei und mehr tote Russen übereinander. Die herrschende unheimliche Ruhe wurde nur durch wimmernde Stimmen und unterdrücktes Stöhnen unterbrochen. Verwundete, die am Straßenrand saßen, hielten die Arme hoch, sobald sie sich erkannt sahen. Überall standen Kosakenpferde, die doch sonst so unruhig, scheu und ängstlich sind, mit hängenden Köpfen wie versteinert umher: auf der Landstraße und in den



Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. b. H.

Bewohner eines französischen Dorfes werden von der deutschen Militärverwaltung zwecks Ausstellung der Pässe photographiert.

Feldern. Das dumpfe Luten der Hupe und das grelle Licht der Blendlaternen störten sie nicht. Umgekippte Munitionskisten, Feldküchen und Packwagen versperrten die Straße. Unsere vormarschierenden Truppen hatten alles, so gut als es in der Eile zu ermöglichen war, zur Seite geschoben, um freien Durchmarsch zu schaffen. Telephon- und Telegraphengeräte, die die Russen mitgeführt hatten, Ledertaschen in allen Größen, Gürtel, Ferngläser und Revolver lagen am Boden zusammengeworfen vor und zwischen den umgestürzten Wagen.

Im Hotel Königlich Hof (vor Kriegsausbruch hieß es Russischer Hof, war dann umgetauft worden und hatte beim Einrücken der Russen wieder den alten Namen erhalten, der nun zum zweitenmal in Königlich Hof ver-

Jeden Morgen gab es Besichtigungsfahrten in die Umgegend von Tilsit. Jenseit der Memel wurden Schützengräben aufgeworfen, Unterstände gebaut, Artilleriestellungen ausgehoben. Einmal fuhren wir auch zur Infanteriekaserne, die die Russen furchtbar zugerichtet hatten. Nun mußten die Gefangenen selbst wieder alles in Ordnung bringen. — Im Hof standen die erbeuteten Kanonen, Munitionswagen und Maschinengewehre. Gewehre, Sättel und allerlei Ausrüstungsgegenstände, die eingebracht worden waren, lagen zusammengehäuft.

Als ich die Maschinengewehre mit den winzigen Rädern recht niedlich fand, meinten die Landwehrleute: ich könne mir so ein Ding als Spielzeug für meine kleine Tochter mitnehmen. Sie hatten den Humor nicht verloren."



Fußparkkolonne auf dem Marktplatz in Pillkallen.

Phot. Presse-Photo-Verlag, Berlin.

wandelt wurde) nahm der Stab Quartier. Erst jetzt bekam man einen richtigen Einblick in die Lage der Russenherrschaft. Beim Einrücken in Tilsit hatten die Russen zuerst die Brücken nach Sprengvorrichtungen untersucht. Einige Herren, darunter der Oberbürgermeister P., waren sofort als Geiseln ausgehoben worden; die Russen hatten ihnen angedroht, sie unverzüglich erschießen zu lassen, falls sie sich verdächtig machten. Sie sollten für jede Gefährdung der russischen Truppen verantwortlich sein. Nach neun Uhr abends durfte niemand mehr die Straße betreten; auch durfte kein Licht länger als bis neun Uhr gebrannt werden. Sobald sich später noch ein Fenster erhellt, wurde von den Patrouillen hineingeschossen. — Im allgemeinen sollen sich aber die Russen während ihrer Herrschaft in Tilsit anständig benommen haben. Daß sie nicht zu guter Letzt noch alles verwüsteten, die Stadt in Brand steckten und die Einwohner verschleppten, das ist nur dem außerordentlich energischen Vorgehen des Generals Clausius, des Führers der angerückten ... Landwehrbrigade, zu verdanken. Die Russen hatten sich sicher gefühlt und wurden durch den raschen Vormarsch und das frühzeitige Eintreffen der deutschen Truppen in Tilsit überrumpelt und verjagt. Ein „echt russischer“ Abzug wäre der Stadt zum Verderben geworden.

Militärbriefftauben.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das Bild Seite 20.)

So vollstündlich der Name „Briefftaube“ bei uns Deutschen auch geworden ist, so gibt es doch, Züchter abgerechnet, wenige Kenner von Einzelheiten einer „Taubenpost“. Im Frieden ist die Verwendung durch die Leistungen der elektrischen Telegraphie stark beeinträchtigt worden, und die Züchtung wurde von manchem als Spielerei eingeschätzt. Der Krieg hat die Nützlichkeit und damit die Lebensberechtigung der Briefftaube bereits an mehreren Plätzen gezeigt. Als beispielsweise in einer eingeschlossenen Festung alle oberirdischen Leitungen durchschnitten, sämtliche unterirdischen Drähte und Kabel unterbrochen, alle Flüsse und Kanäle vom Gegner gegen Flaschenpost gesperrt waren, konnten Meldungen oder Nachrichten zwar leicht bei günstiger Windrichtung durch Ballonpost aus der Festung in das Land außerhalb gesandt werden, doch die für eine völlig abgeschnittene Besatzung äußerst wichtigen Erkundigungen und Befehle hätten günstigstenfalls jedesmal auf dem Luftwege durch beherrzte Flieger hineingetragen werden müssen. Deshalb hilft man sich in derartigen Fällen durch die Taubenpost.



An der Kirche in Lausgargen (zwischen Tilsit und Lauroggen), deren Turm von den Russen gesprengt wurde.

(Zu dem Artikel: Ein weiblicher Kraftwagenführer an der Ostfront.)

Nach einer Bleistiftzeichnung von Professor Karl Storch.

Unsere deutsche Militärbrieftaube ist eine Kreuzung zwischen der langschnebligen Antwerpener und der kurzschnebligen Lütticher Brieftaube. Sie ist etwas größer und stärker als die gewöhnliche Taube, hat eine Länge von ungefähr 36 Zentimeter, wiegt 0,50 bis 0,75 Kilogramm und ist meist schwarz oder dunkelbraun gefärbt. Scharfe Augen, starke Rücken- und Brustmuskeln, Orientierungssinn und Ausdauer sind ihr in hervorragendem Maße eigen und befähigen sie zu folgenden Leistungen:

Bei günstigem Wetter entwickelt sie eine Fluggeschwindigkeit bis zu 100 Kilometer, im Durchschnitt jedoch nur von 55 bis 60 Kilometer in der Stunde, was immerhin noch 1000 Meter in der Minute sind. Die Flughöhe, aus der sie scharf beobachtet und sich dauernd orientiert, ist bei ungünstigem Wetter 100 bis 130 Meter, bei ruhigem, klarem 250 bis 300 Meter. Ein Herunterschließen mit Gewehren ist deshalb nicht immer erreichbar. Ihre Ausdauer ist sehr vom Alter abhängig und bei Berechnung der Flugweite dieses

Militärbrieftauben an die Öffentlichkeit gelangt. Doch wird man nach dem Kriege Neuigkeiten darüber erfahren, wie nach dem Kriege 1870/71.

Während der fünfmonatigen Belagerung von Paris ließ damals nämlich die Société l'Espérance erstmals am 25. September 1870 Brieftauben aus den Pariser Schlägen in einem Ballon nach Westfrankreich treiben, der glücklich in Coreux landete und dessen Taubeninsassen bald darauf mit Meldungen über die Lage außerhalb von Paris in ihre heimatlichen Schläge zurückkehrten. Nach diesem gelungenen Versuch wurden auf ähnliche Weise 354 Tauben durch Ballone aus Paris versandt. Nur 100 kehrten zurück, doch wurden einige zwei- bis dreimal verwendet. Ihre Botschaften waren auf Häutchen von 4,3 Zentimeter Länge und 3,2 Zentimeter Breite verkleinert und bestanden auf jedem Häutchen aus 3500 Depeschen mit je 20 Worten, also 70 000 Worten! Eine Depeschenlammestelle des ganzen Landes für Paris war zuerst in Tours, und nachdem die Deutschen dieses genom-



Verwendung der Brieftauben im Kriege.

Phot. Vereenigde Foto Bureau, Amsterdam.

Den Tauben werden Nachrichtenblättchen am Riele der mittleren Schwanzfeder befestigt. Dann kommen sie in einen Korb und werden in demselben auf ein freies Feld geschafft; hier wird der Korb geöffnet, worauf die Tauben ihrem Ziele zustiegen.

daher mit in Erwägung zu ziehen. Einjährige Tauben fliegen bis zu 150 Kilometer, zweijährige bis zu 300 Kilometer und ältere 600 bis 800 Kilometer. Ihre Tragfähigkeit beträgt — wenn ihre Geschwindigkeit und Ausdauer nicht wesentlich beeinträchtigt werden soll — 0,5 bis 1 Gramm. Doch sollen verzeigte Tauben selbst bei einer Last von 28 Gramm noch weite Strecken zurücklegen können, wenn sie allmählich an das Gewicht gewöhnt wurden. Man hat deshalb neuerdings Tauben eine winzige Kamera vor die Brust gebunden und auf mechanischem, selbsttätigem Wege scharfe photographische Bilder von wichtigen Geländepunkten wie Brücken, Viadukten und dergleichen aus der Vogelperspektive erhalten. Neben dieser neuesten Verwendung besteht noch die alte, die inzwischen sehr verbessert wurde. Mikroskopisch verkleinerte Blättchen mit Nachrichten werden in eine Feder- spule oder in ein Aluminiumröhrchen gesteckt, auch bisweilen in ein Gummiblättchen gewickelt und am Riele der mittleren Schwanzfeder mit wachsgetränktem Seidenfaden befestigt. Der Empfänger braucht diese Depeschen nur photographisch zu vergrößern.

Aus dem jetzigen Kriege sind noch keine Erfahrungen über

men hatten, in Poitiers eingerichtet worden, von wo die Tauben im ganzen 2½ Millionen Depeschen mitnahmen. Wenn davon auch nur 115 000 ankamen, obwohl man meist 6 bis 10 Tauben zusammen mit denselben Nachrichten fliegen ließ, so war der Erfolg für die jede sonstige Nachricht entbehrenden Pariser ein sehr guter. Die Depeschen wurden sofort nach Ankunft in der Zentralverwaltung von Paris photographisch vergrößert und in allen Stadtvierteln verbreitet.

Schon im Frieden hat jede deutsche Festung mindestens 200 bis 1000 Militärbrieftauben. Französische Stationen befanden sich in Paris, Vincennes, Marseilles, Perpignan, Lille, Verdun, Toul, Belfort; russische in Kiew, Moskau, Warschau; belgische in Lüttich und Antwerpen. Eine der ersten Verfügungen im eroberten Belgien, die in engem Zusammenhang mit der Taubenpost stand, war, daß von der Gölz Pascha der Bevölkerung das Halten von Tauben strengstens verbot. So kam es, daß im Heere des Kaisers, der sich gewünscht hatte, daß jeder Arbeiter Sonntags sein Huhn im Topfe habe, viele Soldaten zu einem zarten Täubchen kamen — dazu noch in den teuren Kriegezeiten.



Im Kampf um eine jerbische Ortschaft.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

Die zurückgebliebenen Einwohner leisteten äßen Widerstand, an dem sich auch Greise, Frauen und Kinder beteiligten. Jede Ortschaft mußte erobert werden, und es gab unausgeseht Straßenkämpfe. Jedes Haus blieb einer Gefangenen und enthielt bedeutende Vorräte von Mehl, Handbomben und Schießmunition.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Zu Beginn des Angriffs gegen Serbien standen die **Montenegriner** zum größten Teil außerhalb ihrer Landesgrenzen auf bosnischem Boden. Ihre Kampfweise war ganz dieselbe geblieben, wie sie aus dem Beginn des Weltkrieges bekannt geworden war: sie führten auch jetzt wieder einen grausamen, verwegenen, für den Gegner höchst gefährlichen Kleinkrieg, bei dem ihnen ihre genaue Kenntnis des Geländes zustatten kam. An diesem Kampf beteiligten sich wie in Serbien (siehe die farbige Kunstbeilage) auch Freischärler und selbst Frauen. Von österreichisch-ungarischer Seite stellte man dem Feinde freiwillige Schutzkorps entgegen, die an der bosnischen Grenze aus Mohammedanern, in Süddalmatien aus Kroaten gebildet wurden, beide die erbittertsten Feinde der Montenegriner und zugleich mit deren Kampfweise völlig vertraut. Dies galt auch von den bosnischen Grenzjägern, einer Elitetruppe, die schon in Friedenszeiten für den Kleinkrieg im Gebirge ausgebildet worden war.

Die bedrohliche Haltung der Montenegriner auf bosnischem Boden machte planvolle Abwehrmaßnahmen um so notwendiger, je mehr die geschlagene serbische Armee nach Montenegro hin abgedrängt wurde. Die Kämpfe von 1914 mußten also nach etwas mehr als einem Jahre gegen die Berge Troglav, Drovac und besonders gegen den, einen wichtigen Weg in das Innere Montenegros versperrenden Limfluß erneuert werden. Es bedurfte auch hier gewaltiger Anstrengungen, um sich aus den tief eingeschnittenen, von geschwollenen Waldbächen durchzogenen Tälern durch Geröll und Gestrüpp an die auf den Höhen versteckten Stellungen des Feindes heranzuarbeiten. Doch es gelang, diesen zu werfen und die erkämpften Höhen fest in der Hand zu behalten. Diese ersten Erfolge waren entscheidend für den Fortgang der Angriffsbewegung gegen Montenegro. Es wurden unverkennbare Fortschritte gemacht, die allerdings bei den dortigen besonderen Verhältnissen nur langsam zu erzielen waren, zumal wenn unnütze Opfer vermieden werden sollten.

Ein erfolgreicher Tag für die k. u. k. Kräfte war der 10. November, an dem sie dem Feinde östlich von Trebinje äußerst schwere Verluste zufügten. Auch in den Kämpfen bei Visegrad, die die Montenegriner in der Absicht unter-

nahmen, die Serben in ihrer Bedrängnis zu entlasten, wurde der Gegner Schlag auf Schlag geworfen, so daß er schon am 14. November hinter den Lim (siehe Bild Seite 27) zurückgehen mußte. Am 18. entriß die Österreicher und Ungarn bei der Verfolgung der Montenegriner und Serben jenen Priboj im Sandschaf, von der schleunig zurückkehrenden Bevölkerung der gesamten Landschaft als Retter und Befreier jubelnd begrüßt. Auch vom serbischen Sandschaf aus gelang es in den nächsten Tagen, in Montenegro einzudringen und Teile des montenegrinischen Sandschaf zu besetzen. Am 20. November wurden die Montenegriner, die sich bis dahin noch in der zweiten Limlinie gehalten hatten, in einem kraftvollen österreichisch-ungarischen Angriff bei Megiegja geworfen und unter Mitwirkung eines Panzerzuges in die Wälder des Goles gedrängt. Am nächsten Tage erzwang eine k. u. k. Vorstoßkolonne auch den Übergang über die obere Drina gegen die nördlich von Cajnice eingekesselten Montenegriner. Am 23. kamen die Angreifer bei Priboj kämpfend auf das Südufer des Lim. Südlich von dieser Stelle, südwestlich von Sjenica, rückten sie von Serbien her ebenfalls weiter auf montenegrinischem Gebiete vor. Auch die Nordwestgrenze Montenegros blieb nicht länger unangefastet: sie wurde am 23. November östlich von Joca überschritten.

Diese großen Fortschritte waren in erster Linie der unermüdlisch voranstrebenden Infanterie zu danken; ohne die wirksame Unterstützung der Artillerie wären sie aber doch nicht in dem Umfang und mit verhältnismäßig so geringen Verlusten möglich gewesen. Überall an der Grenze (siehe Bild Seite 26) war diese auf die wichtigsten Punkte genau eingeschossen. Dem hatten die Montenegriner gerade an Artillerie nur sehr wenig entgegenzustellen: wenige moderne Batterien französischen und italienischen Ursprungs, in deren Bedienung sie noch dazu sehr ungeübt waren (siehe Bild Seite 22). Auch an Munition fehlte es, während doch in diesem Kriege mehr denn je zuvor zur Erzielung artilleristischer Wirkung gewaltige Munitionsmengen erforderlich waren. Gegen Ende November endlich wurden den Montenegrinern durch die nach Montenegro ausweichenden Teile des serbischen Heeres größere Mengen neuzeitlicher Kriegsgeräte



Truppenbesichtigung nach einer Feldmesse vor dem Vormarsch gegen Plebje.

Phot. Kipfner G. m. b. H., Wien.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

IV. Band.

zugeführt. Waren aus diesem Grunde den Montenegrinern die serbischen Gäste willkommen, so waren sie ihnen dagegen als Esser um so unerwünschter, zumal neben den Soldaten zahllose Flüchtlinge aus der Zivilbevölkerung mit über die Grenze kamen. Waren doch in Montenegro die Lebensmittel ohnehin äußerst knapp und auf die Zufuhr aus Italien kein Verlaß. So lernten denn die Söhne der schwarzen Berge, die schon Ströme des besten Blutes vergeblich geopfert hatten, alle Schrecken des Krieges gründlich kennen.

Die den flüchtenden Serben nachrückenden Österreicher und Ungarn brachten die Montenegriner in immer größere Bedrängnis. Am 27. November wurden ihre an der Nordgrenze des Landes aufgestellten Truppen in einem schneidigen Angriff über den Metalkafattel zurückgeworfen. Auch das Grenzgebiet von Calobic wurde von den dorthin Versprengten gesäubert. Eine von dem serbischen Mitrovica her vordringende österreichisch-ungarische Kolonne überschritt die montenegrinische Grenze auf der Straße nach Zpet und nahm auf ihrem Wege noch 1300 Serben gefangen. Dieser unaufhaltsame Vormarsch der Verbündeten

für die dortigen Verhältnisse beträchtliche Zahl von 1250 serbischen Gefangenen ein. Außerdem hatte der Feind 6 Geschütze verloren. Im Grenzraum nördlich von Berane erreichten die Angreifer jetzt die montenegrinische Hauptstellung und stürmten die Verschanzungen bei Suhodol. Zpet und seine Umgebung wurden in Ausnutzung des Erfolges vom 6. Dezember Tags darauf vom Feinde gesäubert. Dabei wurden 80 Geschütze, 160 Munitionswagen, 40 Automobile, 12 fahrbare Feldbäcköfen, Tausende von Gewehren und viel anderes Kriegsgerät erbeutet. Die Zahl der Gefangenen überstieg 2000, unter ihnen über 300 Montenegriner. Damit war nicht nur den letzten Überresten der serbischen Armee auf montenegrinischem Boden ein schwerer Schlag versetzt, sondern auch das Selbstvertrauen der Montenegriner stark erschüttert. Weder sie noch die Serben vermochten in den Kämpfen der nächsten Tage die alte Zähigkeit zu entfalten, durch die sie sich bis dahin in anerkennenswerter Weise ausgezeichnet hatten. Von nun an wurden täglich zahlreiche müde und halbverhungerte Serben und Montenegriner zu Gefangenen gemacht, die jegliches Ver-



Montenegrinische Artillerie bringt ein schweres Geschütz durch einen Fluß.

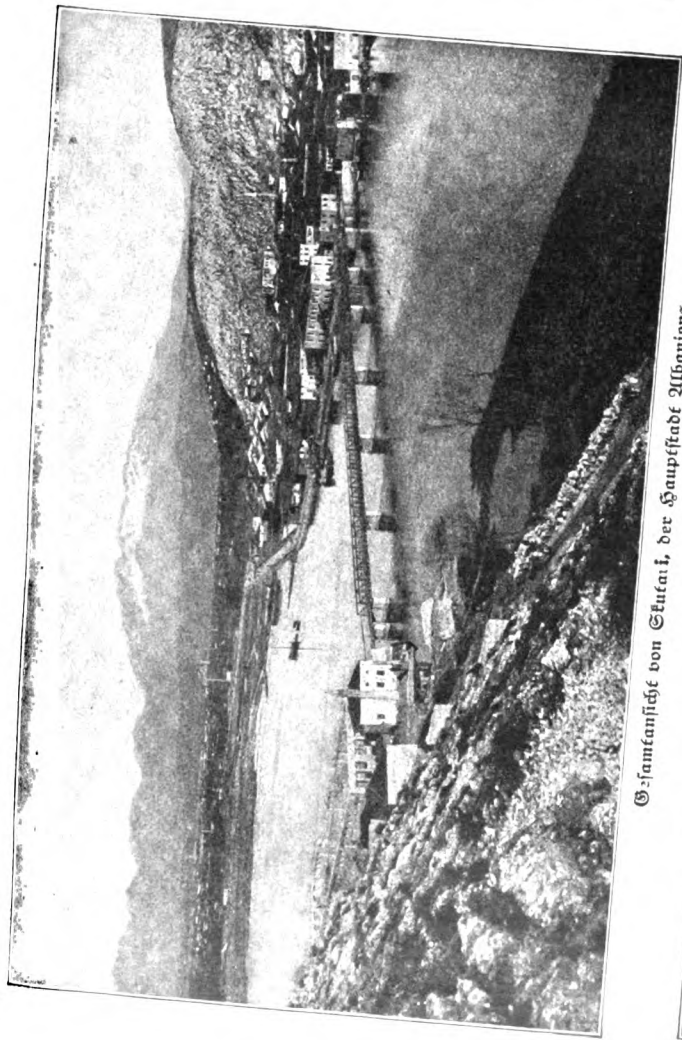
Phot. Emil Hstenow, Wädenswil.

aus Serbien und Bosnien nach Montenegro und Albanien (siehe die Bilder Seite 23) geriet auch durch die nun beginnende strenge Winterkälte nicht ins Stoden. Die Montenegriner wurden schon am 29. November gegen Plevlje (siehe Bild Seite 21), 20 Kilometer westlich des Lim, zurückgetrieben. Am 30. wurde die Stadt umfassend angegriffen. Eine andere Gruppe der Angreifer stieß gegen die schwierige Gradinahöhe südöstlich des Metalkafattels vor. Die Kämpfe dauerten bis tief in die Nacht hinein. Tags darauf mußten die Montenegriner, die zähen Widerstand geleistet hatten, ihre Stellungen auf der ganzen Linie fluchtartig verlassen und Plevlje aufgeben. Am 3. Dezember rückten auch die Angriffe gegen die Höhen südlich des eroberten Ortes vor, und ebenso wurden die Montenegriner südwestlich von Sjenica bei Trsnjevic zurückgeschlagen.

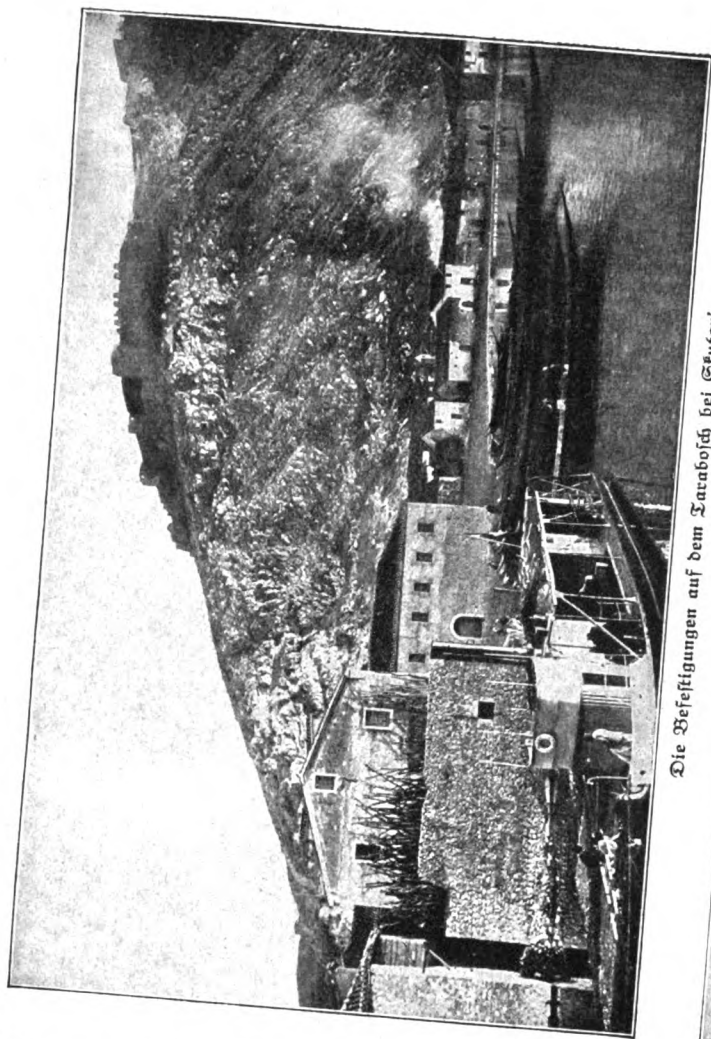
Nach diesen Siegen gingen k. u. k. Truppen gegen Bjelopolja vor. Gleichzeitig vereinigten sich in Plevlje, in dem viel Kriegsgerät und über eine Million Gewehrpatronen erbeutet wurden, die drei österreichisch-ungarischen Kolonnen, die vom Metalkafattel, von der Hochfläche nördlich von Plevlje und von Zabuka her im Anmarsch gewesen waren. Eine weitere Gruppe, die sich auf dem Wege nach Zpet befand, erreichte diese Stadt am 6. Dezember und brachte die

trauen auf den Sieg ihrer Sache verloren hatten. Zur Kennzeichnung ihrer Lage hatten sie nur noch ein Wort: Propalo — es ist vorbei.

Am 11. Dezember führte die Angriffsbewegung gegen Nordostmontenegro zur Besetzung von Korita und Rozai und zu Nachhutgefechten 12 Kilometer westlich über Zpet hinaus. In diesen erfolgreichen Kämpfen wurden wieder über 6100 Gefangene gemacht, außerdem im Gelände zwischen Zpet und Rozai 40 serbische Geschütze erbeutet. Südlich von Plevlje gelang am 13. Dezember die Erstürmung der montenegrinischen Stellungen auf der Brana Gora, die für die Montenegriner bisher immer noch der Ausgangspunkt erbitterter, wenngleich erfolgloser Gegenangriffe gewesen war. Die Kämpfe im Raume nördlich von Berane, die ebenfalls glücklich verliefen, führten zur Gefangennahme von 2300 Mann. Das wichtige Ergebnis dieser Verfolgungskämpfe und eine volle Ausnutzung des Erfolges von Plevlje war aber die am 15. Dezember auf der ganzen Linie glückende Erstürmung der montenegrinischen Stellungen. Nun konnte das unwirtliche, wege- und wasserarme Gebirgsland zwischen Plevlje und der Tara überwunden werden. Ungeachtet der Ermüdung durch die vorhergegangenen heftigen Kämpfe, trotz den Winterstürmen des Karsts, trotz Kälte



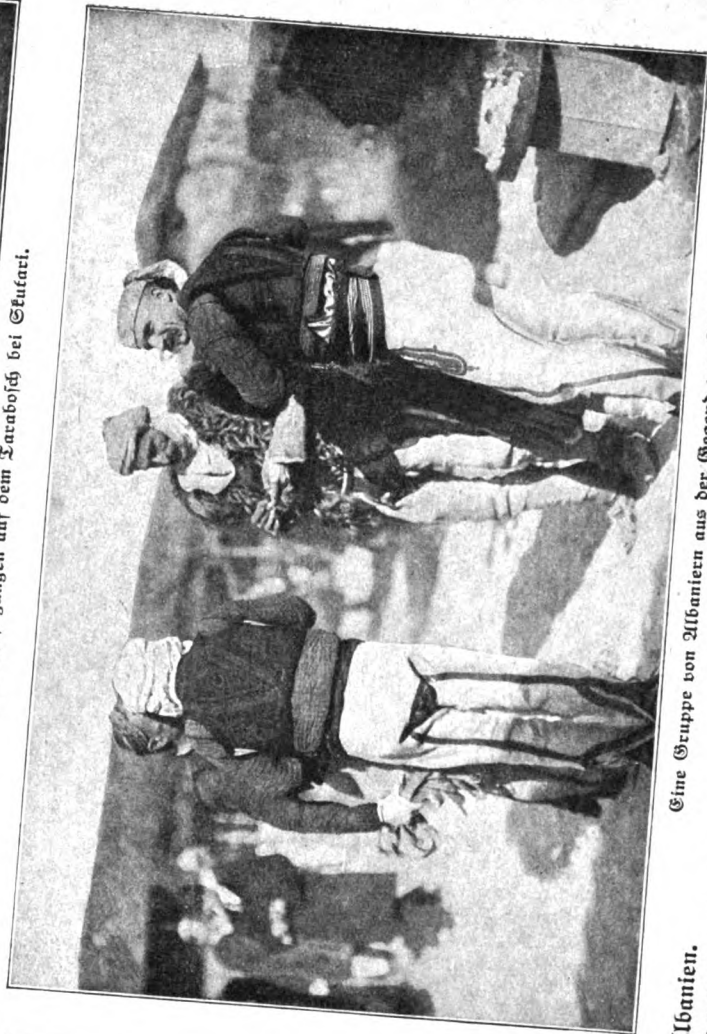
Gesamtansicht von Shkútari, der Hauptstadt Albaniens.



Die Befestigungen auf dem Karaborsch bei Shkútari.



Die Bazarstraße in Shkútari.



Bilder aus Albanien.
Nach photographischen Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.
Eine Gruppe von Albanern aus der Gegend von Shkútari.

und Schneetreiben gelang es, den Sieg durch rastlose Verfolgung auszunutzen. Dabei kam der rechte Flügel der österreichisch-ungarischen Truppen bis auf die nördlich der Tava liegenden 1200 Meter hohen Berge bei Glibaci, wo ein montenegrinisches Bataillon völlig aufgerieben wurde. Der linke Flügel gelangte bis Grab. Er kam so gut vorwärts, daß schon am 16. Dezember ein Sturm auf die Stadt Bjelopole glückte. Damit waren die Montenegriner bis auf einen ganz schmalen Streifen aus dem früheren Sandschat verdrängt. Durch den Verlust vieler Tausende an Toten, Verwundeten, Gefangenen war das montenegrinisch-serbische Heer so stark zusammengeschmolzen, daß es an Gegenangriffe nicht mehr denken konnte. Dagegen wandten sich die Montenegriner jetzt mit erbitterter Grausamkeit gegen die Mohammedaner des Sandschats, indem sie auf dem Rückzug deren sämtliche Dörfer verbrannten.

Man sah jetzt im ganzen Lande mit Schrecken voraus, daß der weitere Kampf sich in dem Stammlande von Montenegro abspielen werde, und machte kein Hehl daraus, daß man dem Herrscherhause an dieser Entwicklung schuld gab. Von den Söhnen des Königs Nikita spielte nur der jüngste, Peter, der seine Bildung in einer Heidelberger Presse erhalten hatte, im Kriege eine Rolle. Er befehligte noch im Oktober und November die Truppen, die die äußerste Südspitze Dalmatiens besetzt hielten. Auf der Automobilstraße von Cattaro nach Budna führte er eine Besprechung über den Gefangenenaustausch mit dem früheren österreichisch-ungarischen Militärattaché in Montenegro herbei, konnte aber trotz allen Bemühungen nichts erreichen. Die Montenegriner ließen bei dieser Gelegenheit deutlich erkennen, daß ihnen am Kriege gegen Österreich-Ungarn nichts gelegen sei, sondern daß sie viel lieber in den Krieg gegen die Italiener eingreifen würden, namentlich wenn diese etwa den Versuch machen sollten, nach Dalmatien zu kommen. Man verspürte in Montenegro wenig Lust, die Zahl der Opfer des Bierverbandes zu vermehren, und König Nikita drohte schon mit einem Sonderfrieden, wenn seine „Bundesgenossen“ zögern sollten, Nahrungsmittel, Kohlen und — Geld zu liefern.

Das französisch-englische Balkanheer hatte dem Todeskampf der Serben zwar nicht gleichgültig zugeesehen, sondern zahlreiche und vorübergehend auch von Erfolg begleitete Angriffstöße gegen an Zahl geringere bulgarische Truppenteile unternommen, aber es hatte sich niemals ernstlich bemüht, die Verbindung mit den Serben so fest zu gestalten, daß sie nicht mehr zu durchstoßen gewesen wäre. Zwar hatte sich General Sarrail, der französische Oberbefehlshaber, in dem Gedanken gewiegt, aus Süd-mazedonien ein zweites Flandern zu schaffen, die Tscherna (oder den Karassu = schwarzer Fluß), die aus der Gegend von Monastir in nordöstlicher Richtung dem Wardar zufließt, zu einer neuen Pflaube auszubauen; doch hatten die

Bulgaren diesen Plan schon in den Kämpfen vom 13. und 14. November, in denen sie die Franzosen aus der Tschernastellung warfen, gründlich zerstört. Damals schoben sich die bulgarischen Truppen im mittleren Mazedonien mit großer Wucht auf Monastir vor und trieben einen Keil in die Stellung der Franzosen und der in dünner Linie westlich anschließenden Serben. Westlich der Tscherna drangen die Bulgaren so unwiderstehlich nach Süden vor, daß der französischen Stellung eine rasche Überflügelung drohte. Zudem

ließen die Bulgaren den Feind auch an der französischen Front nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie waren nun so weit verstärkt, daß sie allen Angriffen der Franzosen wie auch der Engländer durchaus gewachsen waren. Während die Franzosen auf der schwierigen Front im Wardarbogen kämpften (siehe die untenstehende Skizze), die am weitesten von der Grundlinie Saloniki entfernt und auch militärisch am meisten gefährdet war, hatten die Engländer vorgezogen, die besser gesicherte Doiranfront zu besetzen, die sich im Raume westlich und nördlich des Doiransees bis an die bulgarische Grenze hinzog. Als die Franzosen und Engländer erkannt hatten, daß sie die Serben doch nicht mehr durch unmittelbare Führungnahme retten konnten, zum mindesten aber sich diesen gefährlichen Versuch nicht mehr zutrauten, boten sie alles auf, um ihre schwer bedrängten Bundesgenossen wenigstens zu entlasten und möglichst viel Truppen der Angreifer an ihrer eigenen Front zu binden.

So wogten auch in der zweiten Novemberhälfte auf diesem Frontabschnitt des serbischen Mazedonien hartnäckige Kämpfe ununterbrochen hin

und her. Sehr bald merkte General Sarrail, daß er mit überlegenen Gegnern zu tun hatte. Aus seinen Berichten an die französische Regierung ging unzweideutig hervor, daß er kein Vertrauen auf die Haltbarkeit der Stellungen in Mazedonien hatte. Dementsprechend wurde in englischen und französischen Blättern immer deutlicher die Ansicht vertreten, daß Mazedonien geräumt werden müsse. Der Kampf in der französischen Presse zwischen Hervé, dem heißspornigen Befürworter des mazedonischen Unternehmens, und Clémenceau, seinem überzeugten Gegner, nahm die heftigsten Formen an. Für General Sarrail war es aber viel wichtiger, Truppen und sonstiges Material zur Durch-

führung seines Planes zu erhalten. Um diesem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, richteten die französischen und englischen Staatsmänner ihr Augenmerk auf das in unmittelbarer Nähe des serbischen Kriegsschauplatzes in bewaffneter Bereitschaft stehende griechische Heer. Die Regierung Griechenlands wurde ebenso wie der König selbst bestürzt, von wohlwollender Neutralität gegenüber dem Bierverband zu tätigem Beistand überzugehen. Der französische Minister Denys Cochin machte eigens zu diesem Zweck eine Reise nach Griechenland. Er wurde sehr ehrenvoll behandelt, auch vom Könige emp-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General Todoroff, der bulgarische Sieger in Mazedonien, Oberbefehlshaber der zweiten bulgarischen Armee.

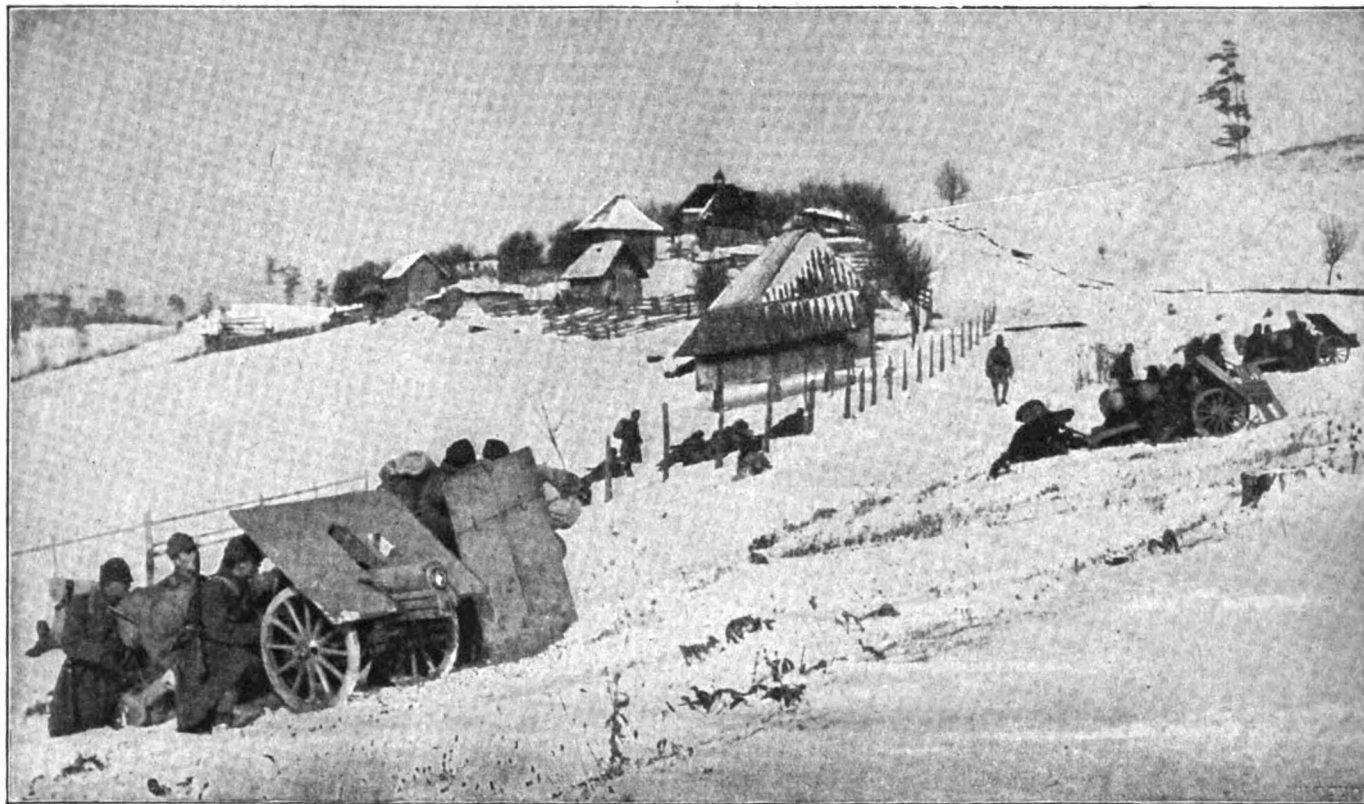


Das Wardarthal.



G. Händel 15

Siegreicher Angriff der Bulgaren auf die Franzosen am Warden.
Nach einer Originalzeichnung von Georg Händel.



Gebirgsartilleriestellung an der montenegrinischen Grenze.

Phot. Kiephof G. m. b. H., Wien.

fangen, und die Stadt Athen machte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Aber die Hauptsache, der Beitritt Griechenlands zum Vierverband, wurde nicht erreicht. Sogar Lord Rithener in eigener Person begab sich nach Athen und Saloniki, um auch seinerseits den griechischen König zum Einlenken in die Vierverbandspolitik zu bestimmen. Doch auch er bemühte sich vergeblich. Griechenland blieb fest.

Wie recht es damit hatte, war aus der Entwicklung der kriegerischen Ereignisse sehr bald ersichtlich. In Mazedonien hatten die Bulgaren schon nach kurzer Zeit von der Verteidigung zu einer umfassenden Angriffsbewegung gegen die englisch-französische Front übergehen können. Und um dieselbe Zeit befanden sich die Serben schon auf ihrem fluchtartigen Rückzuge nach Albanien und Montenegro. Die dadurch seit Anfang Dezember frei werdenden Truppenkörper, Geschütze und Munitionsmengen kamen nun der bulgarischen Front in Mazedonien zugute.

Die dortige englisch-französische Stellung erstreckte sich um jene Zeit in einer ungefähren Länge von 120 Kilometern von Doiran an der griechischen Grenze über Balandovo—Gradec den Wardar aufwärts, weiter über Demirkapu, das Eisener Tor Mazedoniens, bis in die Nähe von Krivolak und Negotin, folgte von hier aus dem Lauf der Tscherna (Karassu), über die hinaus sie stellenweise bis an die Babunapässe heranreichte, und trat südlich von Monastir wieder auf griechisches Gebiet über. Diese langgestreckte Front bedingte für die Verbündeten, die anfangs nur über 60 000 Mann verfügten, die allerdings durch fortwährend eintreffende Verstärkungen schließlich auf 170 000 anwuchsen, von vornherein eine ungünstige Lage, die von den Bulgaren leicht zu einem Versuch der Umfassung des englisch-französischen Wardarflügels ausgenutzt werden konnte. Inzwischen vollzog sich der Aufmarsch der zweiten bulgarischen Armee, von der die Franzosen bis zum 7. Dezember aus ihren vorgeschobenen Stellungen an den Babunapässen, an der Mündung der Tscherna und bei Krivolak-Negotin am Wardar geworfen und auf ihre Hauptstellung zurückgedrängt wurden, die sich auf die Höhen von Demirkapu stützte. Gleichzeitig mit diesem Angriff setzten die Bulgaren einen zweiten Frontalstoß gegen die Orientarmee an, indem sie, aus dem Gebiet von Strumitza vorrückend, bei Balandovo in Richtung gegen den Wardar die feindliche Front zu durchstoßen und so den Gegner zur Preisgabe seiner schwer anzugreifenden Demirkapustellung zu zwingen suchten. Dieser meisterhaft angelegte Plan führte zu einem vollständigen Siege der Bulgaren, die in wenigen Tagen die englisch-französische Orient-

armee bis zur Vernichtung schlugen und auf griechisches Gebiet hinüberdrängten. Unter dem Druck des ungestümen bulgarischen Angriffs zogen die Franzosen am 6. Dezember ihre Truppen von Demirkapu zurück und sammelten sie etwa 20 Kilometer in südlicher Richtung in dem Raum von Petrovo—Mirovica—Gradec. Allein auch hier konnten sie den Bulgaren nicht standhalten, die am 8. Dezember im Sturmangriff mehrere hintereinander gelegene Höhenstellungen eroberten und den Feind gegen den Wardar zurückwarfen (siehe Bild Seite 25). Noch an demselben Tage entriß den Bulgaren die Franzosen die Brückenköpfe von Gradec und Davidovo, wo sie zahlreiche Gefangene mehrerer Regimenter und reiche Beute an Maschinengewehren, Munition und Kriegsgerät machten. In wilder, regelloser Flucht wich hier der allenthalben geschlagene Feind zurück.

Unterdessen entschied die unter dem Kommando des Generals Zlatorow stehende 11. mazedonische Division die Schlacht, indem sie bei Balandovo in erbittertem Nahkampf die englisch-französischen Höhenstellungen stürmte und bereits am Abend des 8. Dezember die von den Verbündeten zu einer Verteidigungslinie ersten Ranges ausgebaute Stellung bei der Ortschaft Rajali nahm, wo sie 400 Engländer zu Gefangenen machte und 10 Geschütze mit Munitionswagen erbeutete. Infolge dieser Niederlage mußte das Hilfsheer die ganze Wardarstellung preisgeben und sich auf die Linie Gevgeli—Doiran längs der griechischen Grenze zurückziehen. Die Bulgaren folgten den in aufgelösten Reihen fliehenden Franzosen und Engländern auf dem Fuße und ließen ihnen nicht Zeit, sich erst wirksam zu verschanzen. Am 12. Dezember stürmte die 11. mazedonische Division, die im Zentrum des linken Flügels der Armee Todoroff (siehe Bild Seite 24) stand, die letzte Hauptstellung der Orientarmee auf den Anhöhen um das türkische Dorf Kara Dglu und das bulgarische Dorf Bogdanhi zwischen Wardar und Doiran. Fünf englische Brigaden und eine französische Division suchten den Angreifern mit zäher Hartnäckigkeit diese Höhen streitig zu machen. Den Mittelpunkt der durch Drahtverhaue gesicherten Stellungen bildete das Landgut Furta, um das ein erbitterter Nahkampf tobte, in dem schließlich die Mazedonier Sieger blieben. Die letzte Front war durchbrochen; die Reste der englisch-französischen Orientarmee, die weit über die Hälfte ihres Bestandes verloren hatte, konnten sich nicht mehr länger in Gevgeli und Doiran halten. Um die Mittagszeit des 12. Dezember zogen die ersten bulgarischen Truppen, von den Behörden wie von der Bevölkerung jubelnd begrüßt, in Doiran ein; am Abend,

gegen 5 $\frac{1}{2}$ Uhr, befand sich auch Geygeli in bulgarischem Besitz. Die abziehenden Franzosen hatten hier noch Zeit gefunden, die Eisenbahnbrücke über den Wardar zu sprengen sowie die Kasernen und die unbefestigte Stadt mit den beiden Krankenhäusern in Brand zu setzen. Mit Doiran und Geygeli befand sich ganz Serbisch-Mazedonien in bulgarischem Besitz; kein bewaffneter Engländer und Franzose stand mehr auf serbischem Boden. —

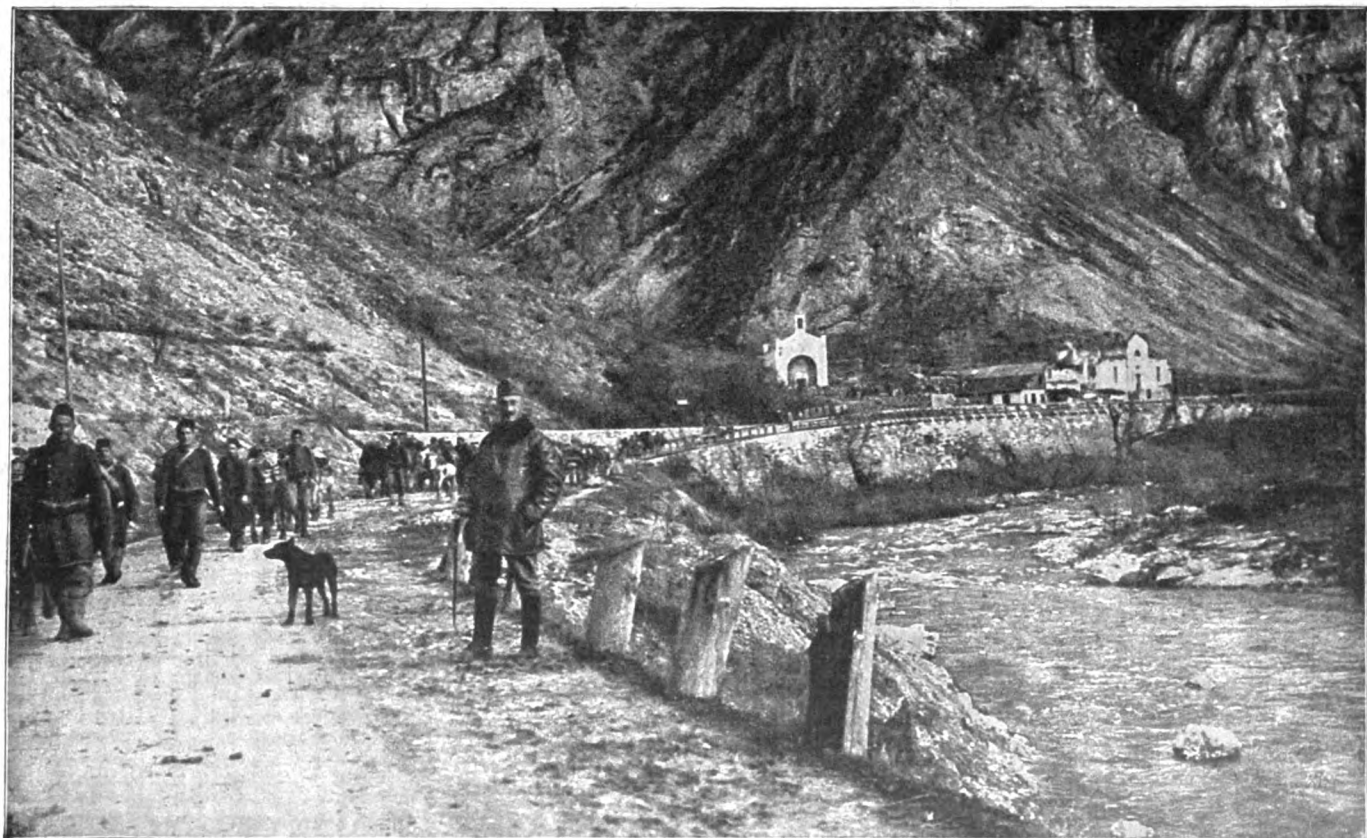
Nun konnten die Bulgaren die Verfolgung des Feindes einstellen und die Diplomatie in Tätigkeit treten lassen. Zwischen Griechenland und Bulgarien wurde als neutraler Grenzstreifen an der bisherigen serbisch-mazedonischen Grenze ein Stück Landes von 2500 Meter Breite vereinbart, das von Truppen keiner Partei betreten werden durfte und dessen Meinung vor allem in Griechenland seitens der Regierung dem Heere eingeschärft wurde. Die Neigung, sich dem Vierverbande anzuschließen, war durch dessen mazedonischen Mißerfolg in Griechenland noch weiter gesunken. Ähnlich war es in Rumänien. Dort wurden sogar Stimmen laut, die den Anschluß an die Zentralmächte und den Überfall auf das russische Bessarabien forderten. Rußland hatte mit dieser Wendung der Dinge schon gerechnet und große Truppenmassen an die rumänisch-bessarabische Grenze geworfen. Indessen blieb es in beiden Ländern vorerst noch beim alten. Griechenland zog sogar seine Truppen aus der Nähe von Saloniki zurück und duldete, daß Engländer und Franzosen die Stadt in Verteidigungszustand versetzten. Zu diesem Zweck wurden die Landungen in Saloniki zunächst fortgesetzt. Auch die diplomatischen Bemühungen des Vierverbandes bei Griechenland hörten nicht auf.

Die griechischen Parlamentswahlen vom 19. Dezember indessen zeigten, daß die Politik des Königs vom Volke nahezu einmütig gebilligt wurde. Die einst übermächtige Partei der Venizelisten, die noch im Frühjahr einen letzten Sieg davongetragen und Venizelos noch einmal an die Spitze der Regierung gebracht hatte, wurde vollständig geschlagen, und der Ministerpräsident Gounaris erhielt die unbedingte Mehrheit. Stellenweise kam es zu erbitterten Kundgebungen gegen den früheren Leiter der griechischen Politik, dem man vorwarf, daß er die Truppen fremder Staaten ins Land gelassen und die politische Bewegungsfreiheit Griechenlands dadurch schwer beeinträchtigt habe. Und gewiß war es demütigend für das griechische Volk, daß sein Militär gewissermaßen nur noch eine Art Polizeidienst in den

gefährdeten Gebieten des Landes ausübte. Von Saloniki hatten sich die griechischen Truppen in südwestlicher Richtung auf Kozani und Sorovicevo zurückgezogen. Sie sperrten nun den Zugang zu Altgriechenland und verhinderten auch die englisch-französische Verbindung mit Albanien. Da die Mittelmächte und das mit ihnen verbündete Bulgarien von Griechenland das Zugeständnis erlangt hatten, daß einem Vordringen ihrer Truppen auf griechisches Gebiet kein Widerstand geleistet werden solle, so zogen die Bulgaren größere Truppenmassen an der griechischen Grenze in Mazedonien zusammen. Für den Angriff auf Saloniki standen ihnen im letzten Drittel des Dezember das Flußgebiet des Wardar und des Galiko, der Raum um die Bahnstrecke Saloniki—Bodena sowie die Gebirgszüge des Krusabalkan und des Besig-Dag offen. Auf der anderen Seite standen die Nachhuten des englisch-französischen Heeres zur Verteidigung der von Saloniki nach Norden führenden beiden Bahnlinien bereit. Das Gros des Heeres wurde in Saloniki neu gruppiert und aufgefrischt, unter anderem durch die Einreihung serbischer Bataillone, denen die Flucht gelungen war.

Saloniki gewann immer mehr das Aussehen einer im Besitz der Engländer und Franzosen befindlichen Stadt, so daß sich die in Saloniki ansässigen Deutschen, Österreicher, Ungarn und Bulgaren durch die Sorge um ihre Sicherheit mehr und mehr veranlaßt sahen, die Stadt zu verlassen. Engländer und Franzosen verhängten eine Art Belagerungszustand über Saloniki und griffen selbstherrlich in das bürgerliche Leben ein. Auch wurde der Hafen blockiert. Doch herrschte zwischen den beiden Machthabern in Saloniki keine Eintracht, da die Franzosen mit Recht darüber empört waren, daß ihnen von ihren Bundesgenossen der Hauptanteil an den vorangegangenen Kämpfen zugewiesen worden war, während diese sich nach Möglichkeit weise zurückgehalten hatten. — Das Verbleiben der Engländer und Franzosen in Saloniki konnte insofern für die Mittelmächte und Bulgarien nicht gleichgültig sein, als der Platz sehr geeignet war, als Ausfallstor gegen Bulgarien wie gegen die Türken zu dienen. Indessen lag in dieser Beziehung für die Mittelmächte kein besonderer Grund zur Beunruhigung vor, weil Saloniki ungeachtet der von den Besatzungstruppen des Vierverbandes vorgenommenen Schanzarbeiten nur geringe Verteidigungsmittel aufwies und einem etwaigen Angriffsplan gute Aussichten bot.

(Fortsetzung folgt.)



Österreichisch-ungarische Tragtierkolonne auf dem Vormarsch gegen den Lim (Serbien).

Phot. Klopbot G. m. b. H., Wien.

Illustrierte Kriegsberichte.

General Todoroff.

(Hierzu das Bild Seite 24.)

General Todoroff, der sieggekrönte Führer der bulgarischen zweiten Armee in Mazedonien, war, wie der Korrespondenz „Heer und Politik“ geschrieben wird, bei Ausbruch des Krieges Generalinspekteur des bulgarischen Heeres und neben dem ebenfalls siegreichen General Bojadjeff (siehe Bild Band III Seite 408) einer derjenigen Männer, zu denen ganz Bulgarien mit größtem Vertrauen für den Fall eines Krieges auf sah. Schon die wenigen Wochen, in denen er sich an der Spitze seiner Armee betätigen konnte, zeigten, welche überragende Feldherrnkunst, welcher kühne Angriffsgeist, gepaart mit flugwägender Vorsicht, diesen bulgarischen General auszeichnen. Franzosen und Engländer hatten gehofft, hier ein leichtes Spiel zu haben und in schnellem Siegesmarsch nach Nisch vordringen zu können. Aber General Todoroff legte sich



Leere Munitionswagen bringen verwundete Franzosen aus der Schlachtfeldfront mit.

mit seiner Armee wie ein eiserner Riegel den Bierverbandstruppen vor und hielt sie trotz ihrer Übermacht derartig fest, daß sie nicht einen Schritt vorwärts kamen. Als er ihnen eine genügende Anzahl von Truppen entgegenstellen konnte, lernten sie die ganze Schärfe seines Schwertes kennen.

Der siegreiche Heerführer steht heute im Alter von 57 Jahren. Sein militärischer Werdegang hat ihn zu einem Krieger in des Wortes wahrster Bedeutung erzogen. Im Alter von 20 Jahren wurde er Leutnant, und er hat in seiner jahrzehntelangen militärischen Laufbahn an drei Kriegen teilgenommen, nämlich an dem bulgarisch-serbischen Kriege vom Jahre 1885, in dem die Bulgaren die Serben schlugen und bis nach Nisch vordrangen, dann in den beiden jüngsten Balkankriegen. Als Führer der 7. Division hat er in dem ersten derselben Hervorragendes geleistet. Auch im zweiten Balkankriege waren seine Erfolge gegen die Serben derartig, daß er nach Beendigung dieses Krieges zum Generalinspekteur ernannt wurde. Er ist im Besitze der höchsten bulgarischen Kriegsorden, von denen er einen schon im Jahre 1885 erhalten hatte.

Ein Fachschriftsteller hat sein Wesen folgendermaßen gekennzeichnet: „General Todoroff ist ein Mann des Schwertes und der Gedanken. Er ist schweigsam; wenn er aber spricht, nie gesprächig und mitteilend, sondern bündig. Man fühlt, daß ihn nur sein lebenswürdiges Wesen zum Sprechen veranlaßt, daß er aber die Worte dazu benutzt, um alles zu verbergen. Er überlegt lange und handelt schnell und mit großer Kraft.“

Eine Parade vor unserem glorreichen Generalfeldmarschall.

(Aus einem Feldpostbrief.)

... Gestern war ein großer Tag für Suwalki und zugleich für mich ein Tag, den ich niemals aus meiner Erinnerung verlieren werde. Plötzlich hieß es, Hindenburg kommt und nimmt um ein Uhr die Parade über die in Suwalki liegenden Truppen ab! Erst sollte ich auch mit, worüber ich mich sehr freute, aber dann wurde doch nur ein Teil der Truppen zur Parade befohlen. Die anderen durften Zuschauer spielen. Da sah ich unseren berühmten Heerführer nun noch deutlicher, denn ich stand zweimal in seiner nächsten Nähe. Er sieht genau so aus wie auf den Bildern, nur macht er in Wirklichkeit noch mehr den Eindruck eines wohlwollenden Vorgesetzten. Hindenburg kam im Auto an, ging leichten Schrittes in die Mitte der versammelten Truppen und hielt eine

kurze, begeisternde Ansprache mit einem Hurra auf Seine Majestät den Kaiser! Dann schritt er die Front ab, und nun folgte der kurze Parademarsch. Man sah allen, Offizieren wie Mannschaften, die Freude aus den Augen leuchten, vor dem gewaltigen Heerführer vorbeiziehen zu können. Ehe er im Auto, das ihn nach Augustow bringen sollte, weiterfuhr, blieb der Feldmarschall noch eine Zeitlang allein stehen, damit ihn Offiziere und Mannschaften genauer sehen und manche auch photographieren konnten.

Bei seiner Abfahrt begleiteten ihn unsere brausenden Hurrarufe die ganze Straße entlang. Er war freudig überrascht und dankte für unsere Huldigung immer wieder mit einem freundlichen Lächeln. Ich bin glücklich, dem großen Mann, der später wie Bismarck der Heldensage unseres Volkes angehören wird, in sein gütiges und doch so kühnes Auge geschaut zu haben. Er sprach eine Anzahl Soldaten mit dem Eisernen Kreuz an und kam eigentlich nur hierher, damit ihn seine Truppen auch einmal persönlich kennen lernten.

Erstürmung eines englischen Schützengrabens bei Hooze.

(Hierzu das Bild Seite 29.)

Während Engländer und Franzosen bei Loos, Souchez und in der Champagne in verzweifelter Anstrengung vergebens die deutsche Front zu durchbrechen versuchten, gelang es unserer Infanterie, den Engländern auf dem heißumstrittenen Gebiet in Westflandern, südlich der Straße Menin—Ypern, bei Hooze im Sturmangriff einen wichtigen vorgeschobenen Beobachtungspunkt zu entreißen und dem Feinde schwere Verluste zuzufügen.

Etwa 500 Meter südlich der erwähnten Straße Menin—Ypern macht unsere Front einen Bogen nach Osten, gegen den die Engländer teilerartig ihre Gräben vorgetrieben hatten und hier dicht bis an unsere Stellungen herangelangt waren. Von diesem vorgeschobenen Punkt aus konnte der Feind unsere Linie überschauen und uns durch Minensprengungen und Handgranaten empfindlichen Schaden zufügen. Es galt daher, den Engländern zuvorzukommen, ehe sie noch in der Lage waren, sich richtig zu verschanzen und uns zu belästigen. Die in den Kämpfen um Souchez wie in den Argonnen mit Erfolg angewandten Minensprengungen sollten sich auch hier wieder glänzend bewähren. Am 30. September nach 4 Uhr nachmittags feuerte unsere Artillerie zwei Schüsse ab, die den Kampf einleiteten. Der Donner der Geschütze war noch nicht verhallt, da erfolgte eine furchtbare Explosion und wenige Sekunden darauf eine zweite. Die Erde wankte wie bei einem Erdbeben, und aus dem von der Artillerie schon zusammengeschoffenen Wald, von dem nur noch halbzerbrochene und zerfetzte Stämme übrig waren, schossen riesenhoch schwarze Rauchwolken in die Höhe, auf die dann



Einnahme und Befestigung eines englischen Schützengrabens südlich von Hooge. Nach einer Originalzeichnung von Curt Schulz.

weiße Schwaden folgten, die sich wie Nebel über die englischen Stellungen breiteten. Die beiden Minen, die wir gesprengt hatten, brachten in kaum einer Minute vielen hundert Engländern den Tod. Unsere Sprengung hatte den Feind vollkommen überrascht — sie war sogar von den Stellungen aus erfolgt, die nach dem Bericht des Feldmarschalls Sir John French von den Engländern erobert

IV. Band.

und gegen alle deutschen Angriffe ausgebaut sein sollten. Sofort eröffnete unsere Artillerie ein rasendes Feuer gegen die feindlichen Stellungen, um den Engländern das Herbeischaffen von Reserven unmöglich zu machen. Sobald die durch die Minensprengung hoch aufgewirbelten Erdmassen wieder zusammengebrochen waren und nur ein gewaltiger, tiefer Trichter die furchtbare Wirkung der Explosion erkennen

ließ, ging unsere Infanterie zum Sturmangriff vor. Es waren preußische Regimenter eines Armeekorps, das im Frieden Grenzwehr im Westen hielt. Sie stürzten sich auf die noch erhalten gebliebenen Gräben zu beiden Seiten des Sprengtrichters, wo sich nun ein äußerst erbitterter Handgranatenkampf entspann, der stundenlang in der hereinbrechenden Dunkelheit dauerte. Mit Bajonett, mit Hand- und Stielgranaten drangen unsere Feldgrauen todesmutig in die feindlichen Gräben ein. Unsere Offiziere trugen ebenfalls am Leibriemen ein halbes Duzend Stielgranaten, deren Stiele im Nahkampf auch noch als Schlagwaffe Verwendung finden, wenn die etwa 15 Zentimeter langen, wie Konservenbüchsen aussehenden Granaten abgeschleudert sind. Dem kräftigen Vorstoß unserer Truppen konnten die Engländer nicht standhalten; die wenigen, die von den Handgranaten verschont wurden, warfen die Waffen weg und ergaben sich. Die furchtbaren Verluste, die sie durch den deutschen Angriff erlitten, hatten ihren Widerstand gebrochen. Auch drei Maschinengewehre fielen in die Hände der Sieger.

Die Niederlage der Engländer bei Ktesiphon.

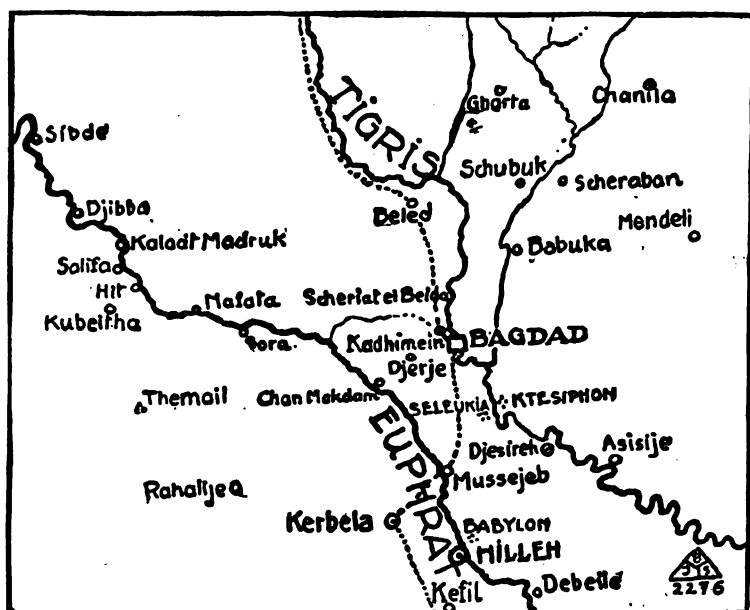
(Hierzu die Kartenplatte S. 30, die Bilder S. 31–34 u. die Vogelschaukarte S. 35.)

Ein volles Jahr dauerte es, bis das englisch-indische Expeditionskorps des Generals Nixon die etwa 450 Kilometer lange Strecke vom Persischen Meerbusen durch Mesopotamien, dem Lauf des Tigris folgend, bis in die Nähe von Bagdad zurücklegen konnte (siehe auch die Karte Band II Seite 302). Die im Herbst 1914 in Koweit und Fao gelandeten Streitkräfte fanden überall zähen Widerstand der türkischen Truppen, von denen sie bis Ende Mai 1915 in der Gegend von Korna, an der Vereinigung des Euphrat und Tigris zum Schatt-el-Arab, aufgehalten wurden. Erst am 31. Mai waren die Engländer, die inzwischen Verstärkungen erhalten hatten, wieder in der Lage, die Offensive aufzunehmen. Unter fortwährenden Gefechten zogen sich die Türken langsam stromaufwärts zurück, so daß die Engländer Ende September Kut-el-Amara erreichten, das von Korna rund 300 Kilometer entfernt ist. Noch waren die Türken, deren Hauptkräfte gerade in den Sommermonaten an den Dardanellen gebunden waren, nicht imstande, dem Feind schon hier erfolgreich Halt zu gebieten. Unterstützt durch eingeborene Araberstämme belästigten sie zwar fortgesetzt die englische Armee und brachten einzelnen Abteilungen durch tollkühne Feuerüberfälle beträchtliche Verluste bei, indes hinderte sie der Mangel an Munition und schwerer Artillerie, den weiteren Vormarsch der Engländer aufzuhalten, die zwei Monate später, am 22. November, das 140 Kilometer in nordwestlicher Richtung von Kut-el-Amara entfernte Ktesiphon besetzten. Damit hatten sie sich Bagdad bis auf 25 Kilometer genähert, und Lord Asquith verkündete siegesgewiß im Unterhaus, daß die Eroberung der alten Kalifenstadt, des politischen und wirtschaftlichen Mittel-

punktes Mesopotamiens, vielleicht schon das Ergebnis der nächsten Tage sein könnte. Die Einnahme Bagdads wäre allerdings ein Erfolg gewesen, der England für alle Niederlagen auf Gallipoli, in Arabien und Persien reich entschädigt und das bedenklich gesunkene britische Ansehen im Orient aufs neue gehoben hätte. Denn damit hätte England den Schlüssel und zugleich den Mittelpunkt Mesopotamiens in seine Hände bekommen und sich den Besitz des ganzen Zwischenlandes gesichert, nach dem es die englische Weltmachtpolitik schon seit zwei Jahrzehnten gelüstete. Deutsche und englische Interessen prallten hier unmittelbar aufeinander; die Bagdadbahn, die Deutschland den Weg nach Indien öffnen und gleichzeitig den Ländern am unteren Euphrat und Tigris eine neue große Zukunft erschließen soll, erschien England von Anfang an als ein gegen das Herz seiner Großmachtpolitik in Asien gerichteter tödlicher Pfeil. Es wollte in Mesopotamien einerseits Rußlands bedrückendem Vordringen nach dem eisfreien Persischen Meerbusen vorbeugen und andererseits auch nicht dulden, daß dieses Durchgangsland nach Indien in deutsche Hände komme. Durch die im Jahre 1903 erfolgte Besetzung von Koweit brachte England, das sich schon früher die im Persischen Golf gelegenen Bahreininseln und die Straße von Ormuz gesichert hatte, den natürlichen Endpunkt der strategisch wie wirtschaftlich so bedeutenden Bahnlinie in seine Gewalt und erschloß dadurch den gesamten Handelsverkehr englischen Firmen, die allenthalben in Mesopotamien ausgedehnte Konzessionen erwarben. Deutscher Fleiß und deutsches Kapital durften zwar das gewaltige Werk vollbringen und den Schienenstrang vom Mittelmeer bis zum Schatt-el-Arab durch Wüsten und Bergländer legen, der Nutzen aber aus den großen wirtschaftlichen Erträgen sollte ausschließlich in die Taschen englischer Geschäftsleute fließen. Kurz, die Politik des beutegierigen Albion ging dahin, aus Mesopotamien ein zweites Ägypten zu machen, ein Plan, der schon dem früheren Vizekönig von Indien, Lord Curzon, vorgeschwebt hatte. Die Bagdadbahn lenkte das Augenmerk der Briten auf Mesopotamien, wie früher der Plan zum Suezkanal ihre Blicke auf Ägypten gerichtet hatte. Gleich dem Pharaonenland gehört auch das Gebiet zwischen Euphrat und Tigris zu den ältesten Kulturländern der Erde. Von den heute in Trümmern liegenden Städten Babylon und Ninive nahm die Geschichte der Menschheit ihren Ausgang, hier war die Kornkammer des Altertums, das Land, wo Milch und Honig floß, wo der Weizen hundertfältige Frucht trug, ein paradiesischer Garten von beispielloser Fruchtbarkeit. Wo heute über baumlose Steppen des Beduinen flüchtiges Roh sprengt, wo sich meilenweit öde Sandwüsten erstrecken, lebten einst viele Millionen Menschen. Die Ruinen der alten Weltstädte ragen noch aus dem Sande hervor, und es bedarf nur der Wiederherstellung der alten, von Arabern, Persern und Mongolen zerstörten Bewässerungsanlagen, um diese Friedhöfe der Weltgeschichte zu neuem Leben zu erwecken. Die Wiederbelebung der alten Baumwollindustrie, die einst unter der Kalifenherrschaft in Mosul geblüht hatte, versprach reichen Gewinn, und ausgedehnte Petroleum- und Naphthaquellen harrten noch der Erschließung.

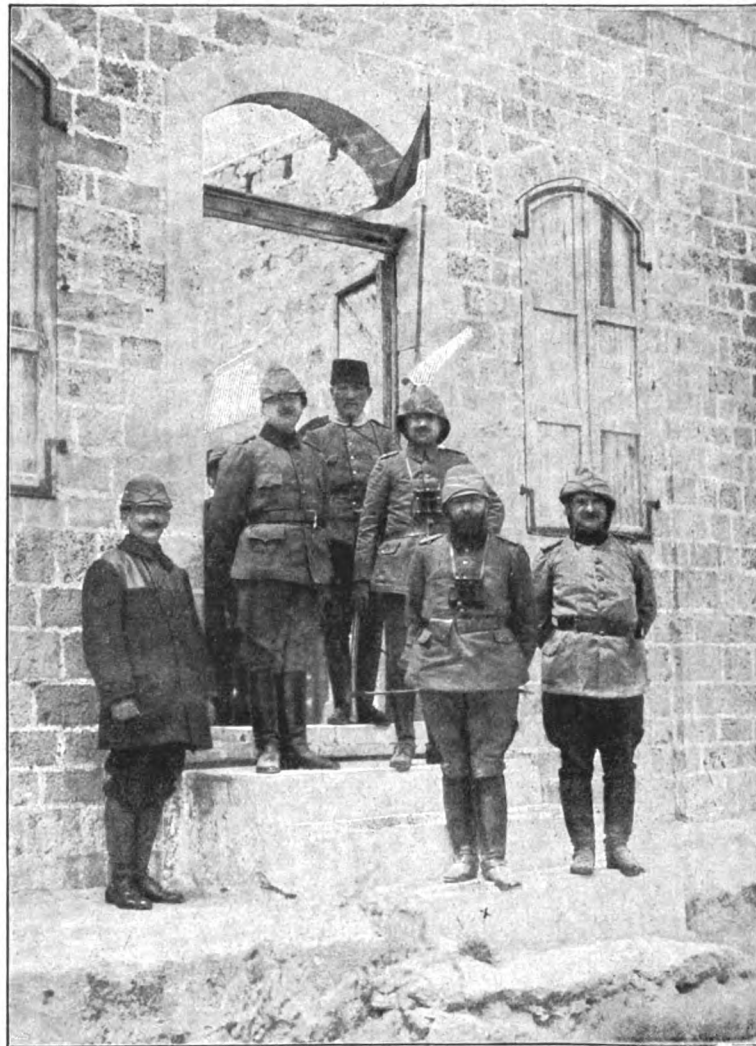
Es ist daher begreiflich, daß man in ganz England die stolzesten Hoffnungen auf die Expedition in Mesopotamien setzte, wo England nun mit einem Schlage zu erreichen glaubte, was ihm sonst vielleicht erst nach langen Jahren möglich gewesen wäre. Der Besitz des Zweistromlandes bedeutete für England das Bindeglied zwischen Indien und Ägypten.

Mitte November stand die englisch-indische Armee noch etwa 50 Kilometer von Bagdad entfernt; von dem besetzten Lager bei Azizie rückte General Townshend weiter stromaufwärts, wobei eine Flottille von bewaffneten Flugdampfern und Kanonenbooten seine linke Flanke sicherte und auf Schleppschiffen Munition und Proviant in großer Menge mitführte. Am 22. November stießen die Engländer auf die besetzten türkischen Stellungen bei den Ruinen der alten Sassanidenstadt Ktesiphon, die auf dem linken Tigrisufer, gegenüber dem ebenfalls längst in Trümmer gesunkenen Seleucia liegt. Es gelang hier General Townshend, die Türken zu-



Zur Niederlage der Engländer bei Ktesiphon.

rückzuwerfen, die sich über den Dialafluß auf Bagdad zurückzogen. Es war aber nur die Vorhut der türkischen Armee, die bei Ktesiphon stand; bedeutende Verstärkungen waren erst im Anmarsch. In Aleppo, der Hauptstadt Nordwestmesopotamiens, hatte der Führer der türkischen Irakarmee, Djemal-Pascha (siehe nebenstehendes Bild), der frühere Oberbefehlshaber der in Syrien gegen Ägypten zusammengezogenen Streitkräfte, im Bunde mit dem 72jährigen Feldmarschall v. der Goltz-Pascha (siehe Bild Seite 34) ein neues Heer gesammelt, das dem englischen Vormarsch auf Bagdad Halt gebieten sollte. Nachdem durch die Niederwerfung Serbiens die unmittelbare Verbindung zwischen Deutschland und seinem türkischen Bundesgenossen hergestellt worden war, waren sofort große Transporte schwerer Artillerie nach Konstantinopel abgegangen und diese von dort aus teils an die Dardanellenfront, teils aber auch nach Mesopotamien geschafft worden, wo es den Türken infolge Mangels an Artillerie seither nicht möglich gewesen war, ihre vielfachen Erfolge vollkommen auszunutzen. Diese Verstärkungen trafen rechtzeitig in Ktesiphon ein, so daß die Türken bereits am 24. November zum Gegenangriff vorgehen und den Feind aus den eben erst eroberten Stellungen werfen konnten. Die neue türkische Offensive, die so kräftig und plötzlich einsetzte, überraschte die Engländer, die mit diesem unerwarteten Widerstand kaum gerechnet hatten. Schon am 25. November waren sie auf der ganzen Front geschlagen und mußten den Rückzug auf Kut-el-Amara antreten, während man in London auf die Nachricht von der Eroberung Bagdads wartete. Der Rückzug des geschlagenen Feindes artete schließlich unter der anhaltenden Verfolgung durch



Djemal-Pascha, der Oberkommandierende der türkischen Armee in Mesopotamien, mit seinem Stabe im Hauptquartier.

die Türken in regellose Flucht aus. Eine große Anzahl Verwundeter und Toter blieb auf dem Schlachtfeld zurück, und die Türken erbeuteten eine große Menge beladener Kamele und Kriegsmaterial, darunter 3 Maschinengewehre, eine Fahne, Telephonapparate und sonstiges Kriegsggerät.

Die Verluste der Engländer in den beiden ersten Tagen waren außerordentlich schwer: mehr als 1000 Tote lagen auf der Walfstätt, unter ihnen auch der Oberst der englischen Reiterei. Trotz dieser Opfer konnte General Townshend den türkischen Vormarsch nirgends zum Stehen bringen. Vergebens sammelte er sein geschlagenes Heer in dem stark befestigten Nizie und versuchte diesen Stützpunkt unter dem Schutz seiner Monitore zu halten. In der Nacht vom 30. November auf 1. Dezember unternahmen die Türken einen allgemeinen Angriff auf Nizie und zwangen den Feind, sich auf Kut-el-Amara, 170 Kilometer von Bagdad entfernt, zurückzuziehen. Nur acht Tage brauchten die Engländer jetzt, um denselben Weg zurückzulegen, der ihnen

auf dem Vormarsch volle vier Wochen gekostet hatte.

So endete die Schlacht bei Ktesiphon mit einer vollständigen Niederlage der Engländer. 5000 Tote verloren sie binnen drei Tagen, und an einem Tage führten sie allein 2000 Verwundete ab. Auch die Offiziersverluste waren ungeheuer: vier Oberste fielen, zwei wurden verwundet. Drei Viertel sämtlicher Offiziere dreier Brigaden sind außer Gefecht gesetzt, das Offizierkorps des 24. indischen Pundjabregiments vollständig aufgerieben worden. Unermeßliche Kriegsbeute, darunter 5 Motorboote und 4 Flugzeuge, die sofort gegen den Feind verwendet wurden, fiel in die Hände der Sieger.



Unsere Verbündeten an der Irakfront: Türkische Truppen auf dem Vormarsch südlich Bagdad.

Phot. A. Grohs, Berlin.



Von den Kämpfen um Bagdad: Die Engländer werden auf dem Rückzuge nach
Nach einer Originalzei



ihrer Niederlage bei Ktesiphon von freiwilliger türkischer Reiterei angegriffen.
Schnung von Max Lillie.

Die Schlacht bei Mesephon war für alle Stämme Arabiens und für das nahe Persien das Zeichen zum gemeinsamen Kampf gegen die britischen Unterdrücker, deren Welt Herrschaft im Orient nach den schweren Niederlagen im Irak immer mehr ins Wanken geriet.

Der Sturm auf Hennemont.

An den Kämpfen an der Maas zu Anfang des Krieges hatte auch das Landwehrregiment Nr. . . heldenhaften Anteil. Von einem Mittkämpfer, der den Sturm auf Hennemont am 7. Oktober 1914 mitgemacht hat, erhielten wir die folgende anschauliche Schilderung:

Nun hat auch das Landwehrregiment Nr. . . seine Feuer taufe erhalten. Wir lagen etliche Tage in St.-Hilaire, wo besonders die . . . starke Verluste erlitten hatten. Anfang voriger Woche kamen dort auch die . . . Freiwilligen durch, bei ihnen ein Oberlehrer mit 23 seiner Schüler, Kriegs-

euch als tapfere Saarbrücker!" Die artigen Franzosen ließen unseren Oberst erst aussprechen; doch kaum hatten wir uns an unsere Gewehre gelegt; als es auch schon tönend durch die Luft zischte. Etwa 120 Meter vor meiner Kompanie bohrte sich die erste Begrüßung der Welschen in den aufsprühenden Boden, und schon wieder ging es, nur kürzer und kräftiger, „Zzzzzsch—bumm“. Der zweite Gruß sah knapp 80 Meter vor uns. Aber keine der Granaten freipierte. Doch nun sprachen unsere Geschütze! Eine Batterie Feldartillerie hatte 200 Meter vor unserem Bataillon Aufstellung genommen. Im Schutze dieser Batterie gingen die Kompanien nun in Schützenlinien vor. Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu, der ganze Westen flammte wie Blut in ihren letzten Strahlen. Und wir sprangen in langen und schnellen Sprüngen in dieses Blutmeer hinein. Endlich ist die feindliche Schützenlinie zu erkennen: „Vijter siebenhundert, Schützenfeuer!“ ruft mein Leutnant. Tiefer und dichter fliegen die singenden

Rupfervögel der Welschen und der in ihre vordersten Reihen eingestellten Zuaven. Und immer schneller werden die Sprünge, die Lunge stößt hörbar den Atem heraus, Knie und Beinmuskeln fangen an zu schmerzen. Und diese Stiche in Rücken und Schulter von dem fast zu schwer werdenden Tornister! Der bleiche Mond ist inzwischen hinter uns aufgestiegen. Auch er ist unser Feind, läßt er es doch zu, daß der Franzose einen jeden der Unsrigen genau erkennen kann. Grell tönt nun durch die Reihen der Kämpfenden des Trompeters Signal: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Wie der Stahl in den Fäusten blüht! Krampfhaft umspannen die Finger den Gewehrschaft. Wann steht man endlich dem Feind Aug' in Auge gegenüber? Wie gräßlich, nur immer dieses geheimnisvolle Schwirren und Surren der feindlichen Kugeln um einen. „Hilf mir, Kamerad!“ Mein Nebenmann zur Rechten ruft es. Zehn Wochen waren wir zusammen, auf weiten,



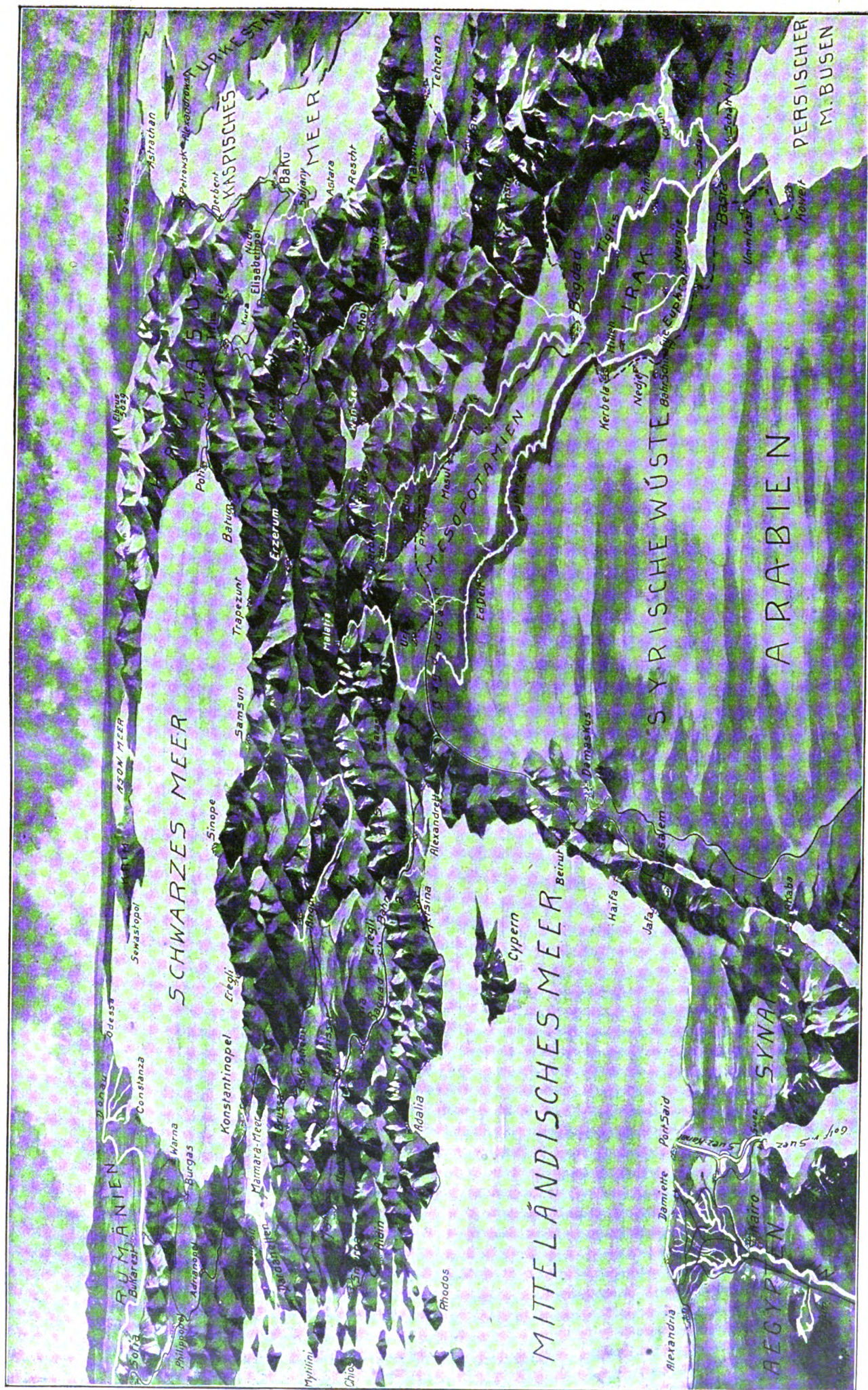
Phot. A. Grohs, Berlin.

Der Oberkommandierende der zweiten türkischen Armee, Feldmarschall v. der Goltz-Pascha (X), im Quartier des Oberstleutnants Wilhelm bei einer Beratung.

Links neben v. der Goltz: dessen Stabschef Oberst Schütti-Bey, Major Redschid, Stabschef des Oberstleutnants Wilhelm, und als letzter links Hauptmann Abil, Adjutant des Feldmarschalls. Rechts neben v. der Goltz: Oberstleutnant Wilhelm-Bey, Kommandeur der Artillerie an der Küste des Schwarzen Meeres (im Range eines Divisionskommandeurs), und sein Adjutant Hauptmann Niza-Bey.

abiturienten! Lauter Kriegsfreiwillige! Von St.-Hilaire ging es nach Parfondru, wo wir nach zweistündiger Rast alarmiert wurden. Da alle Aktiven zur Schlacht zwischen Reims—Paris gezogen waren, sollten wir die welsche Gesellschaft, die in ihrer vorderen Linie Zuaven liegen hatte, aufhalten beziehungsweise aus wiedererobertem Gebiet zurücktreiben. Unser erstes Bataillon stellte sich bei Walhmont an dem reizenden Gute eines Landedelmanns auf. (Der Besitzer fand ein Ende auf dem Sandhaufen! Er hatte von seinem Gut unmittelbare unterirdische Leitung nach Verdun.) Gegen drei Uhr durften wir unsere eiserne Portion abkochen; das deutete auf etwas Besonderes hin. Leider war es für manchen die letzte Portion! Um drei Uhr rückten wir auf das Gut nach Hennemont zu. Etwa 1000 Meter vor diesem Ort gingen wir in Deckung. Unser Oberst, der seit Wochen darauf brannte, unser Regiment ins Feuer zu führen, ritt vor unser Bataillon und hielt eine kurze Ansprache. Die ehrenvolle Aufgabe sei uns zuteil geworden, die Franzosen aus der besetzten Feldstellung zu vertreiben und das Dorf zu stürmen. „Nun zeigt

anstrengenden Märschen, in kalten, zugigen Scheunen, in nassen Schützengraben, auf Posten und Feldwachen. Doch ich kann seinen Wunsch nicht erfüllen. Mit der ersten Kompanie springe ich weiter. Beim Vor und Zurück des Kampfes treffe ich ihn dann wieder und helfe ihn ein Stück rückwärts tragen. Sprung auf Sprung geht es dann wieder nach vorn — da, ein unterdrückter Schrei, ein kurzes Stutzen. Spitze Pfähle starren uns entgegen. Sind's Hindernisse, Palisaden? Und wieder liegen wir alle am Boden. Ich fühle kriechend und erkenne die Pfähle eines Weinberges. Hindurch! Wie raselt es durch die Spießpfähle. Nun noch durch ein fruchtbares Klee- und Roggenfeld. Fußfesseln gleich schlingen sich die langen Fruchtstengel um die Gelenke. Nur nicht zurückbleiben, denn dort ist der feindliche Schützengraben. Das Bajonett ist gefällt, aus tausend Kehlen ein „Hurra, hurra, hurra!“ — Der Graben ist leer! Weiter, immer weiter! In tiefem Dunkel tauchen die Schatten des Dorfes vor uns auf. Beim Bataillonskommandeur bin ich mit knapp 20 Kameraden. Er will der erste sein, und wir wollen's mit ihm. Doch was ist das?



Die asiatische Türkei mit der Bagdadbahn.

Die Finsternis speit Tod und Flammen. Auch von rechts erhalten wir plötzlich Feuer. „Schießt nicht, Rinder!“ ruft der Hauptmann, „das sind unsere Kameraden!“ Laut tönt die Parole „Deutschland“, und kräftig beginnt der Hauptmann zu singen: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Doch da sinkt er schon getroffen zu Boden. Der Gefang, in den auch wir eingestimmt, hat der Hölle Furienheer entfesselt. Links von mir, kaum 40 Meter, raffelt ein französisches Maschinengewehr, vor uns das Dorf, ein jedes Haus eine Festung, von rechts zerreißen Granaten Baum, Strauch und Erde. Glücklicherweise krepieren nur wenige. In den ausgewählten Erdlöchern suchen sofort Kameraden Deckung. Der Hauptmann ist rechts von der Dorfstraße durch einen Graben in unseren Garten gekrochen. Er bittet: „Nur das Dorf halten! Laßt mich das noch mit hinübernehmen, daß das Dorf unser ist!“ Vier Kameraden tragen ihn zurück. Ich krieche links über die Straße. Ein Feldwebelleutnant liegt neben mir. Mit großen Augen schaut er mich an und sagt nur immer:

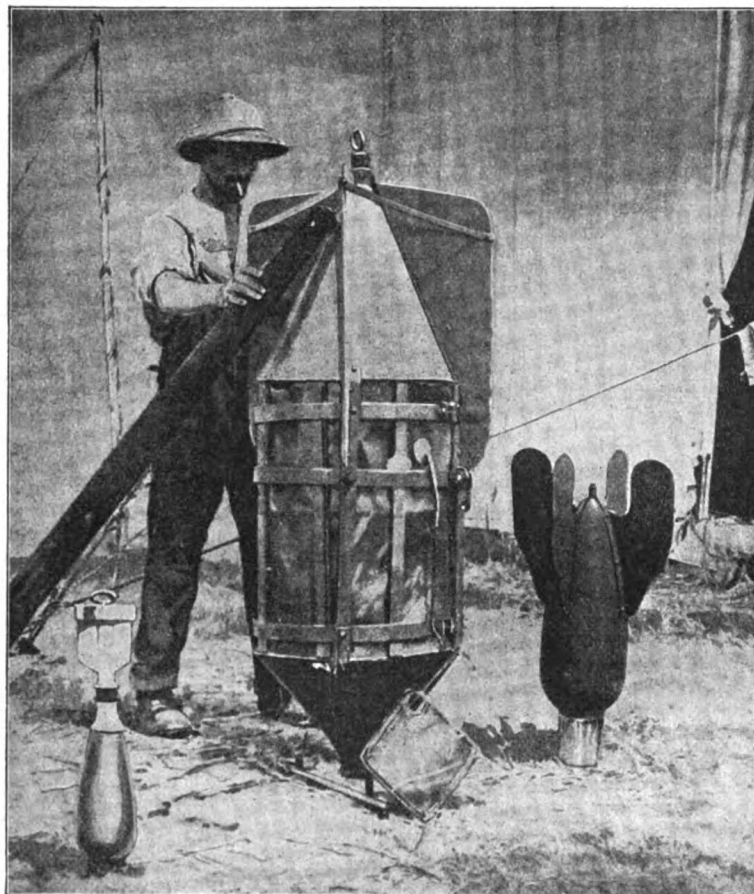
offizier ganz vorn, der zugleich das Maschinengewehr bedient, und dahinter den Flugzeugführer. Dieses Modell ist ein Gegenstück zu den bei uns Deutschen mit Vorliebe im Luftkampf verwendeten Kampfeindeckern, in denen ein einziger Infasse die Führung der Maschine sowie den Beobachtungs- und Schützendienst übernimmt. Durch Berichte der Augenzeugen von Luftgefechten in der letzten Zeit sowie durch die Tagesberichte unserer obersten Heeresleitung wurde auch für die Öffentlichkeit dieser Typ bekannt. Erinnert sei nur an die Taten des Leutnants Immelmann (siehe Band III Seite 434 und 435). Daneben besitzen wir natürlich auch ähnliche Kampfdoppeldecker wie die erwähnten französischen.

Da ein Doppeldecker stets weniger beweglich ist als ein Eindecker, ein bedeutend größeres Gewicht besitzt und die Wendigkeit gegen einen sicheren, ruhigeren Flug eingetauscht hat, dürfte schon rein theoretisch und ohne auf Fliegerausbildung, Pferdekraft des Motors und Ausdauer näher einzugehen, der Kampfeindecker einem Kampfdoppeldecker zweifellos überlegen sein.

Singewiesen sei auf die Montierung des Maschinengewehrs an der „Lorraine“. Diese Anbringungsart erscheint in Verbindung mit der erwähnten vorspringenden Karosserie ein gutes, freies Schußfeld nicht nur nach vorwärts, sondern auch nach oben und seitwärts sowie auch nach der Tiefe zu gewähren. Das Maschinengewehr selbst scheint die auch bisher gebräuchliche Art zu sein, die im Stehen bedient werden muß und im Gegensatz zu unseren Maschinengewehren in den Kompanien und Abteilungen nicht mit Patronengurten geladen wird.

Die Abbildung Seite 37 oben zeigt dasselbe Flugzeug nach vollzogenem Start beim Flug durch die Lüfte. In den Unterseiten der Tragflächen heben sich die blau-weiß-roten Kokarden deutlich ab. Gerade im Luftkampf, der sich immer mehr zu ganzen Luftgefechten auszuwachsen scheint, ist ein rechtzeitiges Erkennen und Unterscheiden der einzelnen Flugapparate nach Freund oder Feind von großem Wert. Gut sichtbar sind unter der weißschimmernenden Karosserie und dem hinter den Tragflächen angebrachten Propeller die Rufen, die beim Landen als Bremsvorrichtung dienen und deren Anbringung zwischen den Rädern auch die Abbildung auf Seite 37 unten zeigt.

Die Abbildung Seite 36 zeigt eine der neuen französischen Fliegerbomben von gewaltiger Größe, wie sie beispielsweise auf Gallipoli durch die Franzosen zur Verwendung kamen, und links und rechts davon die bisher gebräuchlichen Kaliber. Der Wert der neuen Bombe und ihre Wirkung verhält sich zu den früher gebräuchlichen wie beispielsweise ein entsprechend größeres Artilleriegeschöß zu einem entsprechend kleineren. Ein Nachteil bei der Anwendung besteht darin, daß wegen der Größe und des Gewichtes dieser Riesenbomben von Flugzeugen nur sehr wenige und auch von Luftschiffen nicht viele derselben mitgeführt werden können.



Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam.

Eine der neuen mannsgroßen französischen Fliegerbomben.

„Junge, Junge, hier kommen wir nicht mehr heraus!“ Über eine halbe Stunde mußten wir hier liegen. Sahen sie nur unsere Helmspitzen, so erhob sich ein rasendes Schnellfeuer. Endlich wagten wir's doch. Einige Sprünge brachten uns zu den Kameraden. Wir gingen zurück. Schläft wohl, Kameraden, mit euch der stolze, stattliche Chef der ersten Kompanie. Die lange, lange, eiskalte Nacht vom unvergeßlichen 7. zum 8. Oktober — sie wollte und wollte nicht enden. Nun haben wir Hilfe bekommen, ein Landwehr-Infanterieregiment, die schweren Haubitzen, Feldartillerie, die über uns feuern. Auch ist es gelungen, eine feindliche Batterie zu vernichten. Werden wir wieder stürmen, und wann?

Französisches Kampfflugzeug und eine neue französische Fliegerbombe.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 36 und 37.)

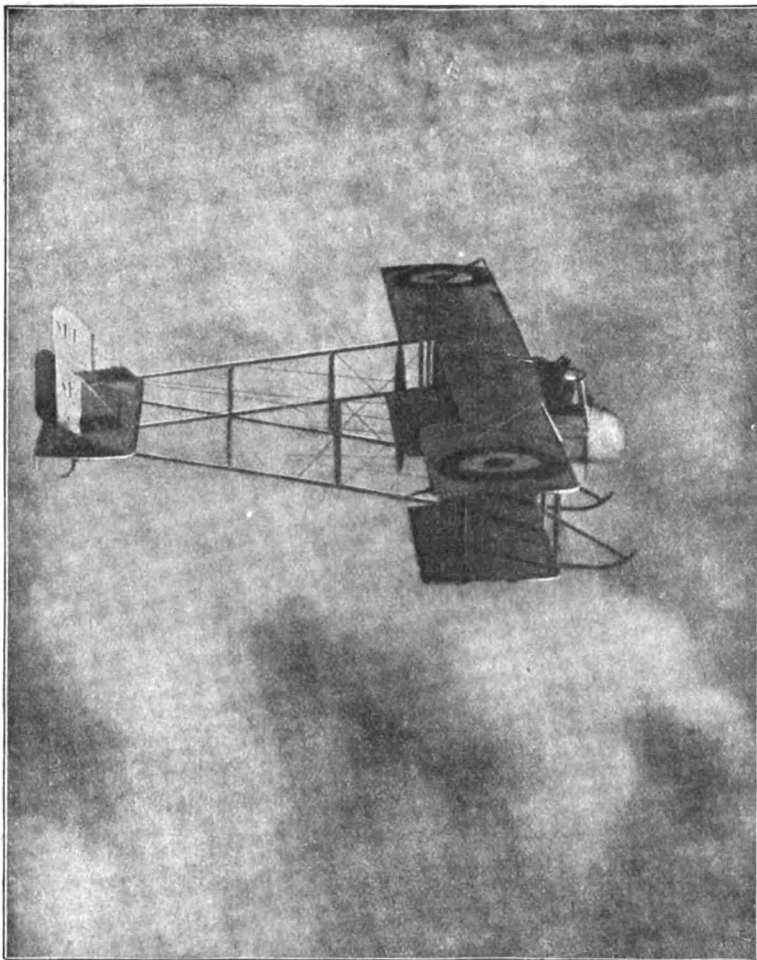
Unsere Abbildung auf Seite 37 unten zeigt uns einen neuen französischen Kampfdoppeldecker. Deutlich sieht man die weit vorspringende Karosserie mit dem Beobachtungs-

Vormarsch durch die Wildnis.

(Hierzu das Bild Seite 39.)

Puszcza heißt auf deutsch Wildnis, und diese russische Bezeichnung gibt das Wesen des Bialowiesastorstes mit seinen Sümpfen am besten wieder. Überraschend schnell haben unsere Truppen dies Hindernis überwunden, an dem ein zäherer Feind sie mit Leichtigkeit recht lange aufhalten konnte. Nur an wenigen Stellen haben die Russen von den Gelegenheiten zu ausichtsvollem Widerstand, die ihr Land ihnen hier so reichlich bot, Gebrauch gemacht, und auch von diesen Stellen sind sie ziemlich schnell vertrieben worden.

Es war mir vergönnt, so schreibt Doktor Wilhelm Feldmann im Berliner Tageblatt, die ... te Infanteriedivision auf ihrem Vormarsch durch die Bialowiesawildnis zu begleiten. Ich traf den Divisionstab schon jenseits der Narewka im Wildmeisterhaus von Stoczek, nicht weit vom kaiserlichen Jagdschloß Bialowiez. Aber die Division selbst war noch zurück. Sie hatte sich den Eintritt in den Urwald nordöstlich von Kleszczele in ziemlich schwerem Gefecht erkämpfen müssen (siehe Bild Seite 39) und war jetzt ge-



Französischer Kampfdoppeldecker im Fluge. Phot. H. Sennede, Berlin.

rade im Begriff, quer durch den Südwestteil des großen Waldes nach Stoczek zu marschieren. Andere Teile der Heeresgruppe hatten die westliche Hälfte des Urwaldes mittlerweile vom Feinde gesäubert und befanden sich im weiteren Vordringen nach Osten. Das Mittagessen fiel beim Divisionstab für diesen Tag völlig aus. Der Stab war den Truppen in seinen Autos so schnell vorausgeeilt, daß an ein rechtzeitiges Nachkommen der kleinen Bagage auf den schlechten Wegen nicht zu denken war. Keiner der Offiziere hatte etwas zu essen mitgebracht. Aber niemand verlor die gute Laune, obgleich alle Hunger hatten.

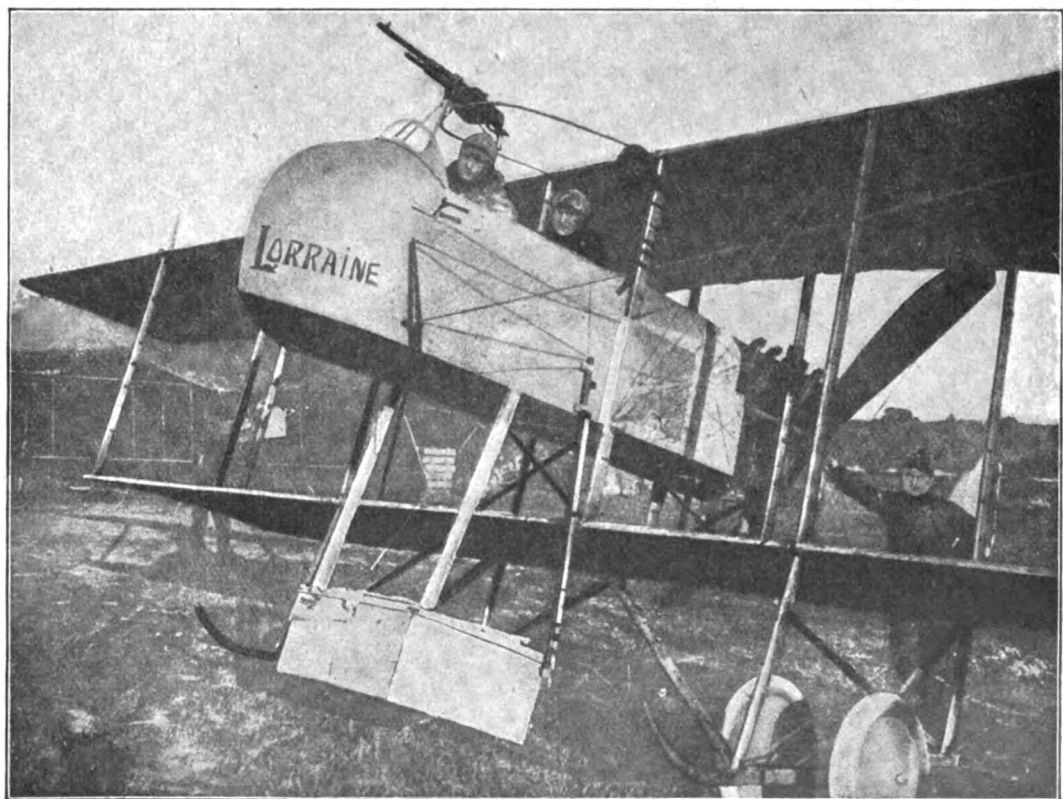
Im Laufe des Nachmittags trafen die einzelnen Teile der Division, Infanterie, Maschinengewehre, Kavallerie, Artillerie, auf der Lichtung von Bialowiez ein und lagerten sich zwischen dem Jagdschloß und dem Wildmeisterhaus. Ein buntes kriegerisches Leben entfaltete sich neben den noch rauchenden Trümmern der niedergebrannten Dörfer. Überall ringsum flammten in der Abenddämmerung die roten Biwakfeuer auf, die hier erlaubt waren, da feindliche Belästigung als ausgeschlossen gelten

konnte. Ich plauderte an den Feuern mit vielen Soldaten, meist bärtigen Landwehrmännern. Ein alter Landstürmer begrüßte mich mit dem drolligen Ausruf: „Endlich mal wieder ein deutscher Zivilmantel und ein deutscher Zivilist.“ Die bärtigen Soldaten erzählten mit Stolz von ihren letzten Kriegstaten und wie oft sie gestürmt hätten, obgleich die alten Leute doch eigentlich gar nicht zu stürmen brauchten.

Der nächste Tag war für die Division Ruhetag nach dem strammen Marsch. Nur die Kavallerie mußte weiter nach Osten vor, und eine Kompanie Infanterie erhielt Befehl, einen etwa 10 Kilometer östlich gelegenen Ort am Sumpf zu besetzen. Ich besuchte vormittags diese Kompanie, die fast ganz aus Berlinern bestand. Sie hatte drei Doppelposten ausgestellt. Nach Norden schlossen sich Kavallerieposten an. Aber von den Russen war nichts zu sehen und zu hören. Von Südosten klang dumpf Kanonendonner herüber. Dort mußte die Heeresgruppe Mackensen vorgehen.

Von den paar elenden Hütten des Dorfes war keine niedergebrannt. Zu meinem Erstaunen fand ich darin jüdische Bauern, mit denen man deutsch sprechen konnte. Sie erzählten, vorgestern hätten hier noch hundert Kosaken und vierhundert russische Infanteristen gelegen. Beim Abzug hätten die Kosaken die Hütten niederbrennen wollen. Da hätten die Juden Geld geboten, und nach Empfang von fünfzig Rubeln seien die Kosaken so abgezogen. Sie hätten die Bewohner zum Schluß aber noch geschlagen und behauptet, die Juden seien deutsche Spione. Nach dem Abzug der Russen seien österreichisch-ungarische Soldaten gekommen. Die seien gestern abend schon vier Werst weiter östlich gewesen. Es sei bestimmt kein Russe mehr in weitem Umkreis zu finden.

Diese Angaben deckten sich vollkommen mit dem, was ich beim Divisionstab über die Lage gehört hatte. Mit einem Begleiter wanderte ich auf den Sumpf zu weiter. Durch den Sumpf, der wie eine weite Steppe anmutet, führen ganz gute fahrbare Wege. Wir sahen mit einigem Erstaunen mitten im Sumpf große Heuhaufen und sogar festgebaute Heuschöber. Aber bei Versuchen, den Weg zu verlassen, gerieten wir doch immer wieder an bedenklich nasse Stellen, die uns zur Umkehr



Phot. H. Sennede, Berlin.

Eines der neuen französischen Kampfflugzeuge vor dem Aufstieg an der Front in Flandern.

zwangen. Am Wege lag allerlei, das die abziehenden Russen weggeworfen hatten: Zigarettenschachteln, Konservenbüchsen, Bücher, Briefe und — wie kam sie wohl hierher? — eine hübsche russische Karte von Palästina.

Bei der Rückkehr hofften wir, unser Dorf auf kürzerem Wege quer durch den Urwald erreichen zu können. Bald hatten wir jedoch in dem grünen Einerlei die Richtung verloren, und nach langer ermüdender Wanderung standen wir auf einmal wieder am Sumpf, aber an ganz anderer Stelle. Wir waren also im Kreise gelaufen. Den Kompaß hatten wir leichtsinnig zu Hause gelassen. Aus der Karte erfahen wir nur, daß jedes Abweichen von der einen zutreffenden Richtung uns in die Unermesslichkeit der unbewohnten Wildnis führen mußte. Der Himmel war eintönig grau, ein Zurechtfinden nach ihm daher unmöglich. Wir machten unserer Sorge durch kräftige Selbstvorfürwürfe Luft. Und als sich gerade die allzu menschliche Lust zu gegenseitigen ungerechten Beschuldigungen regen wollte, brach die Sonne, die Freundin der Menschen, für einen Augenblick durch und zeigte uns den Weg.

Am Abend kam der Divisionsbefehl: die Division marschiert früh von Stoczet ab in Richtung auf Nowndwor. Dieser Ort, der nördlich von einem großen Sumpf an der obersten Jastolda liegt, war noch ein starker russischer Stützpunkt. Die Russen hatten südlich von Nowndwor Geschütze und Maschinengewehre aufgestellt und bestrichen von da aus die Sumpfen. Auch die Orte westlich von Nowndwor waren noch von den Russen besetzt. Dagegen hatten andere Teile unserer Heeresgruppe in dem Raum südlich vom Sumpf, nordwestlich von Pruzana, bereits Raum gewonnen.

In der Frühe marschierte die Division ab, nachdem Offizierspatrouillen am Nachmittag vorher die Wege erkundet hatten. Kavallerie und Infanterie marschierten geradeswegs nach Osten durch das Sumpfbiet und gelangten auch ohne Unfall hindurch. Artillerie und Kolonnen benutzten dagegen die Landstraße, die südlich vom Sumpf Dzik Mtor führt, und bogen erst am Südostzipfel des Sumpfes nach Norden ab. Sie mußten wiederholt halten, weil die Russen durch Baumstämme die Straße gesperrt hatten. Dann wurden rasch die Sägen herbeigeschleppt, und in kurzer Zeit waren aus den Stämmen große Stücke herausgesägt, so daß Geschütze und Wagen hindurch konnten. Ich selbst durfte mit den Quartiermachern im Auto voranfahren. So gelangten wir in die Nähe der Sumpfenge, deren Übergang die Division erkämpfen sollte.

Die Sachsen in den Vogesen.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Kartenskizze auf dieser Seite und das Bild Seite 40.)

Das in Dresden aufgestellte Grenadier-Landwehrregiment, unter dem Befehl des Regimentskommandeurs Obersten v. Senbligh-Gerstenberg, war im Plainetal (siehe die Kartenskizze Seite 38) anmarschiert und erreichte mit dem zweiten Bataillon, letzteres unter der Führung des Majors Freiherrn v. Könnert, am 27. Februar 1915 einige

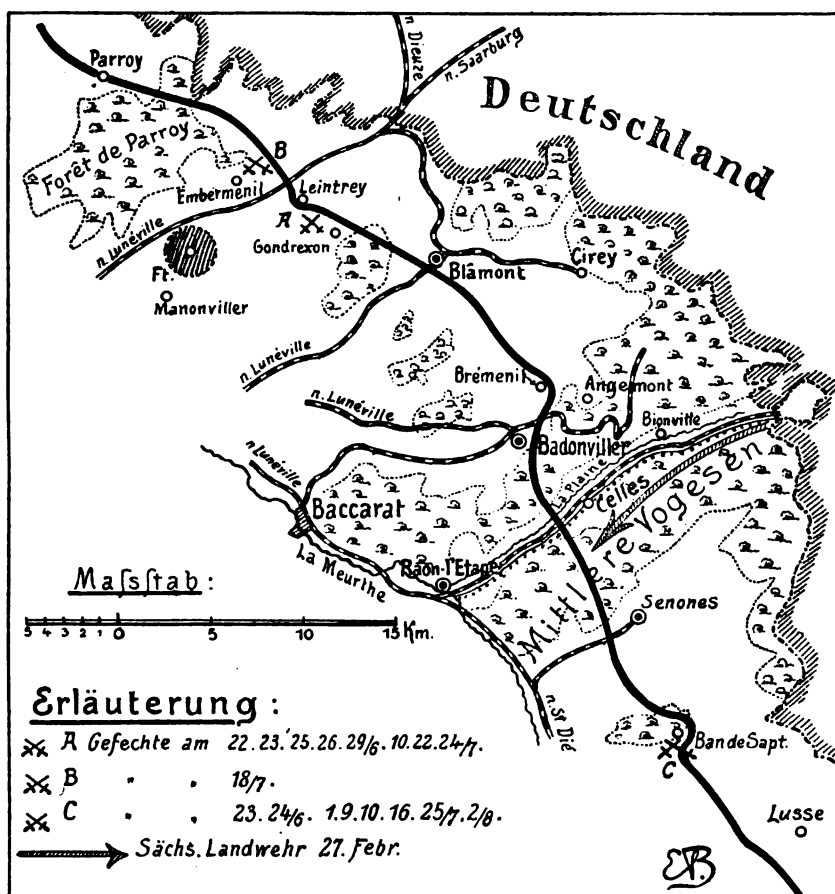
vereinzelte Gehöfte, die als Deckung gegen das feindliche Artilleriefeuer ausgenutzt wurden. Die gegnerische Artillerie hatte sich anscheinend in das Tal gut eingeschossen, da es, wie schon aus der Karte ersichtlich, eine der wenigen Anmarschstraßen sowie einen Schienenstrang feindwärts führt, während zu beiden Seiten die Waldungen und Berge der Vogesen in die Höhe steigen und das Tal somit beengen. Auf der Straße, den Schienen und in die den Bach umsäumenden Wiesen schlugen die feindlichen Granaten ein. Da die Aufgabe des Bataillons vorläufig darin bestand, die Waldungen zur linken Hand vom Feinde zu säubern und zu besetzen, wurden zunächst Offizierspatrouillen vorgeschoben, die aufklären sollten. Dieses Verfahren hat den Vorzug, daß der Gegner bei überraschender Feuerabgabe nicht die geschlossenen Kompanien als gutes Ziel überrascht, sondern zuerst gezwungen ist, sich der in Schützenlinie vorschleichenden Patrouillen zu erwehren.

Es dauerte nicht lange, so kamen die ersten Meldungen zurück: „Walbrand vom Feinde frei.“ Die fünfte und sechste Kompanie unter Hauptmann Wehlich und Ober-

leutnant Schneider traten an. Nach wenigen hundert Metern innerhalb des Waldes stießen die Patrouillen und bald darauf die nachdrängenden Kompanien auf leichte feindliche Kräfte. Rasch waren die Kompanien entwickelt und trieben den Feind in Schützenlinie vor sich her, der von Baum zu Baum Aufnahmestellungen einnahm und aus jedem Busch, hinter jedem Stein hervor-schoß, daß die Äste von allen umstehenden Bäumen prasselten. Obwohl es schon dem Frühjahr entgegen-ging, waren in dieser unwirtlichen Gegend die Zweige noch weiß behängt. Beim Brechen der Äste stäubten die weißen Flocken und Schneepolster hinter, was das Ziel erkennen und das Zielen nicht gerade günstig beeinflusste. Dazu waren die Hände trotz der dicken Fausthandschuhe allmählich erstarrt. Besonders

wo man mit den Stahlteilen des Gewehrs in Berührung kam. Der hölzerne Handschuh kam hierbei sehr zustatten.

Eine starke Barrikade aus Ästen und Stämmen hemmt den Weg der fünften Kompanie. Sie wird gestürmt. Der Gegner weicht weiter zurück. Der Kampflärm hallt im Wald. Dazwischen hört man die Rufe der Verwundeten, die Sorge haben, nicht mehr gefunden zu werden, seit der treue Kriegshund „Prinz“ im Gefecht schwer verwundet wurde. Die Schützenkette zerstreut sich immer mehr im Wald. An Stellen, wo der Gegner müde ist oder schon zurückwich, geht der Angriff rasch weiter. An anderen Stellen mit Geländeverstärkungen gewinnt er nur langsam Boden. Die Dämmerung bricht überraschend im Walde an. Die Verbände lockern sich. Ist man immer noch in vorderster Linie? Haben sich nicht unvermerkt andere kleine Truppenverbände seitwärts-vorwärts geschoben? Es scheint so. Denn von vorn tönt es plötzlich: „Nicht schießen, eigene Truppen!“ Das Feuer stoppt ab. Es wird etwas ruhiger. Eine Stimme ruft hinüber: „Sind dort deutsche Truppen?“ Doch als man von drüben leise das vorbereitende Kommando „Attention!“ hört, ist die feindliche List durchschaut. Gleichzeitig mit der gegnerischen Feuereröffnung knattert



Zu dem Artikel „Die Sachsen in den Vogesen“.



Gefecht im Urwald von Bialowieża.
Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

unser Schützenfeuer von neuem durch den Wald. Die Überraschung ist dem Gegner mißglückt.

Immer dunkler wird es. Das Büchsenlicht läßt nach. Ein weiteres Schießen, ohne zielen zu können, wäre Patronenvergeudung. Das Gewehrfeuer flaut allmählich ab. Der Spaten beginnt seine Arbeit, damit der bisher errungene Geländegewinn zäh verteidigt werden könne, falls ein feindlicher Gegenstoß mit starken Kräften erfolgen sollte. Im wurzelreichen Waldboden ist es eine mühevolle Arbeit. Der schmelzende Schnee näßt die Uniformen und dringt durch bis auf die Haut. Die Schützenlöcher und der allmählich daraus entstehende Schützengraben füllen sich mit zähem Schlamm. Eine endlos lange Nacht läßt die überreizten Nerven in der Kälte und Nässe nicht zur Ruhe kommen. Man kann nicht schlafen. Als endlich der Morgen graut, ist der Gegner verschwunden. Man kann sich jedesmal eines Gefühls der Argers nicht erwehren, wenn der Feind, ohne eigentlich richtig geworfen und niedergekämpft zu sein, in der Nacht abbaut und sich rückwärts konzentriert. Die Aufklärung beginnt von neuem. Währenddessen werden die Gräben im Walde vertieft und erweitert. Dicht vor der Stellung wurde im Unterholz ein französischer Offiziersunterstand aus Fichtenreisig gefunden. Weißbrot, ein großes Stück Brie Käse und eine Nummer des „Matin“ waren die Beute bei näherer Untersuchung. Doch nützte bald auch dieser Unterschlupf nichts mehr gegen den Schneesturm, der in kurzer Zeit alles durchnähte. Trotzdem mußte man sich immer wieder Bewegung machen, wollte man nicht Gefahr laufen, die Füße in den eiskalten, nassen Strümpfen zu erfrieren.

Dazu stellte sich der Hunger ein. Die Feldküchen mußten im Tale zurückgelassen werden, da sie dem gebirgigen Gelände nicht gewachsen waren. In den Feldkesseln wurde das Essen herausgeholt. Erst nach mehrmaligem Suchen fanden die dazu befohlenen Leute die Truppe wieder. Das Essen war inzwischen kalt, der Kaffee durch öfteres Ausrutschen der Träger sehr spärlich geworden.

Wie ein Keil schoben sich die deutschen Schützengraben in den Wald hinein. Das Nachtgefecht mit dem unregelmäßigen Vorwärtstommen der einzelnen Gruppen und Züge war schuld daran. An beiden Flanken schlichen sich Tag und Nacht französische Patrouillen heran, während ein gewaltiger Artilleriekampf zwischen unseren und den feindlichen Batterien fast nie einschlief.

Als die Aufklärung ein einigermaßen festes Bild der

gegnerischen Stellung geschaffen hatte, wurde am nächsten Tage wiederum angegriffen, und zwar in zwei Staffeln. Auf dem vorliegenden Höhenkamm zogen sich die zu stürmenden Schützengraben hin, deren Horchposten gut gedeckt hinter Bäumen im Walde vorgeschoben waren. Wir drängten sie zurück. Kaum waren sie jedoch in die französische Linie aufgenommen worden und die Front somit frei, als ein heftiges feindliches Feuer dem Angreifer entgegenpiff. Man antwortete, so gut es bei dem bedeckten Gelände möglich war. Nach längerem Feuergefecht wurde die Feuerüberlegenheit errungen. Man merkte es daran, daß das feindliche Feuer nachließ. Schon ertönte das Hornsignal: „Rasch vorwärts!“, um bald darauf überzugehen in das aufreizende Sturmsignal. Mit Hurra ging es im Marsch-marsch den Abhang hinauf. Atemlos warf man sich oben nieder und feuerte auf die zurücktrennende Infanterie sowie auf die sich besonnen von Baum zu Baum zurückpirschenden Alpenjäger.

Dann wurde die feindliche Stellung umgebaut und von den vielen Toten und Verwundeten gefäubert, die unser wohlgezieltes Feuer verursacht hatte. Die Aufmerksamkeit gegen den Feind ließ nicht nach, denn diesen und den folgenden Tag kamen verschiedentlich Zusammenstöße und Plänkelleien mit feindlichen Patrouillen und Vorposten vor. Später setzten auch Gegenangriffe ein mit Artillerieunterstützung. Immer tiefer wurde die Stellung, immer besser wurde die Einrichtung. Die Verpflegung hob sich, indem sie allmählich die großen, im Gelände begründeten Schwierigkeiten zu mindern wußte. Kommisbrot, Fett, Salz und einige Schlucke Schnaps fanden sich im Schützengraben ein. Später gab es sogar Rauchfleisch, Feldpost und — Holzfohlen. Vor allem letztere waren ein sehr begehrt Gegenstand. Sie wurden in den durchlochten französischen Feldkesseln verbrannt und wärmten einigermaßen.

Was Kälte und Nässe, Frieren und Hunger ist, wußten vor dem Kriege die wenigsten von uns Feldgrauen. Es läßt sich auch nicht so einfach beschreiben. Wer es nicht am eigenen Leibe verspürt hat, wird die Leistungen der kämpfenden Truppen im Hinblick auf Entbehrungen schwerlich ganz richtig einzuschätzen wissen. Dazu kommt noch das niederdrückende Einerlei des Stellungskampfes. „Man sollte kaum glauben, daß ein Mensch das alles aushalten kann“, war ein stolzes Wort in unserem Schützengraben. Das Menschenmögliche wurde geleistet.



Mit Schneeschuhen ausgerüstete deutsche Gebirgstruppen beim Vormarsch über eine Hochfläche in den Vogesen.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

In drei Schlachten hatten die Italiener vergeblich die Überwindung der Isonzofronten versucht; die dritte derselben war wieder mit ungeheuren Verlusten verbunden gewesen und hatte dennoch nicht den mindesten Vorteil gebracht. Gleichwohl entschloß sich Cadorna, wohl der einzige von Angriffsgeist beseelte General im Lager unserer Gegner, im unmittelbaren Anschluß an die dritte Hauptschlacht zu einem neuen Vorstoß. Er richtete ihn diesmal nicht mehr auf die ganze Front, sondern vereinigte seine Wucht auf die wichtigsten Brückenköpfe am Isonzo und unter diesen in erster Linie wieder auf den von Görz. Die österreichisch-ungarische Stellung am Isonzo hielt sich zu Anfang des letzten Novemberdrittels auf fast genau derselben Linie wie zu Beginn der großen Kämpfe. Sie begann etwa 2 Kilometer westlich von San Giovanni und verlief von der Küste aus schwach nordwestlich 3 Kilometer östlich von Monfalcone, 1 Kilometer östlich von Doberdo zum Rande der Hochfläche dieses Namens. Knapp nordöstlich von Gradiska erreichte sie den Isonzo, überschritt ihn und verlief in einer Entfernung von 3 bis 5 Kilometer längs seines westlichen Ufers; an der Stadt Görz strich sie in weniger als 5 Kilometer Abstand westlich vorbei. Zunächst immer in der angegebenen Entfernung mit dem Flusse gleichlaufend, entfernte sie sich nördlich Plava bis Tolmein noch weiter westlich von ihm, überschritt bei Tolmein, etwa 4 Kilometer nordostwärts, zum zweitenmal den Isonzo und lief nun auf der Höhenkette 3 bis 4 Kilometer östlich des Flußlaufes. 5 Kilometer südöstlich von Glitsch erreichte und überquerte sie den Isonzo zum drittenmal und lief dann fast genau nördlich bis zur Consinispitze, bei der sie auf die italienische Grenze stieß. Von dieser langen Linie (siehe die Karte Seite 42) nahmen die Italiener alle verfügbaren Truppenteile weg und sammelten sie vor dem Brückenkopf von Görz. Er sollte um jeden Preis fallen, um der Regierung einigermaßen die Verantwortung des Feldzuges vor dem Parlament zu ermöglichen, dessen Tagung unmittelbar bevorstand.

Auf Görz hagelten die Granaten nun bald zu Tausenden hernieder. Man hatte die Hoffnung aufgegeben, die Stadt

einigermassen unversehrt in italienischen Besitz zu bringen. Nun sollte sie auch den Österreichern und Ungarn keine Zuflucht mehr bieten können. Die Italiener nahmen keine Rücksicht mehr darauf, daß Görz eine offene, unbefestigte Stadt war; über die österreichisch-ungarischen Stellungen hinweg fuhren die Granaten oft ununterbrochen Stunden hindurch nach Görz hinein und forderten viele unschuldige Kriegsgesellen. Die Italiener hatten vorgegeben, Görz „erlösen“ zu wollen, nun zerstörten sie die unglückliche Stadt. Während Tausende von Geschossen aller Kaliber das Vernichtungswerk förderten, entbrannte um den Brückenkopf eine wochenlange heftige Schlacht (siehe auch Seite 10). Zagora, der Monte Sabotino, das an seinen Hängen liegende Oslavija, die Höhe 58 (nördlich von Gradiska), Sdrausina, der Monte San Michele und die gesamte Doberdohöhe waren seit dem 18. November die Hauptangriffspunkte. Häufig genug drangen Feindesmassen, die auch das furchtbarste und bestgezielte Feuer nicht ganz aufzureiben vermochte, in die vorderen österreichisch-ungarischen Stellungen ein, konnten sich dort aber nicht festsetzen. In erbitterten Nahkämpfen fielen den Verteidigern durchschnittlich täglich 250 Gefangene in die Hände, obwohl sie gar nicht hierauf ausgingen. Es ließ sich bei der ganzen Art der Angriffe nicht vermeiden, daß hin und wieder auch Österreicher und Ungarn in Gefangenschaft gerieten. In zusammengeschossenen Stellungen, in die der Feind einbrach, fielen ihm immer noch einzelne Überlebende der Besatzung in die Hände. So konnte Cadorna auch weiterhin alle seine Berichte so färben, daß sie wie Siegesberichte erschienen, zumal in den Augen des lebhaften italienischen Volkes, das nur zu gern glaubt, was es wünscht.

Diese Haltung der Berichterstattung Cadornas hat der österreichisch-ungarische Generalstab häufig kritisiert. Auch am 22. November stellte die k. u. k. Heeresleitung fest, daß die Verteidigungsfront in der vierten, ebenso wie in den früheren Isonzofronten, gehalten wurde; daß ferner die Italiener sich seit Beginn der Kämpfe den Zielen nicht einmal zu nähern vermochten, die sie im ersten Anlauf zu erreichen gehofft hatten, während sie anderseits bereits eine



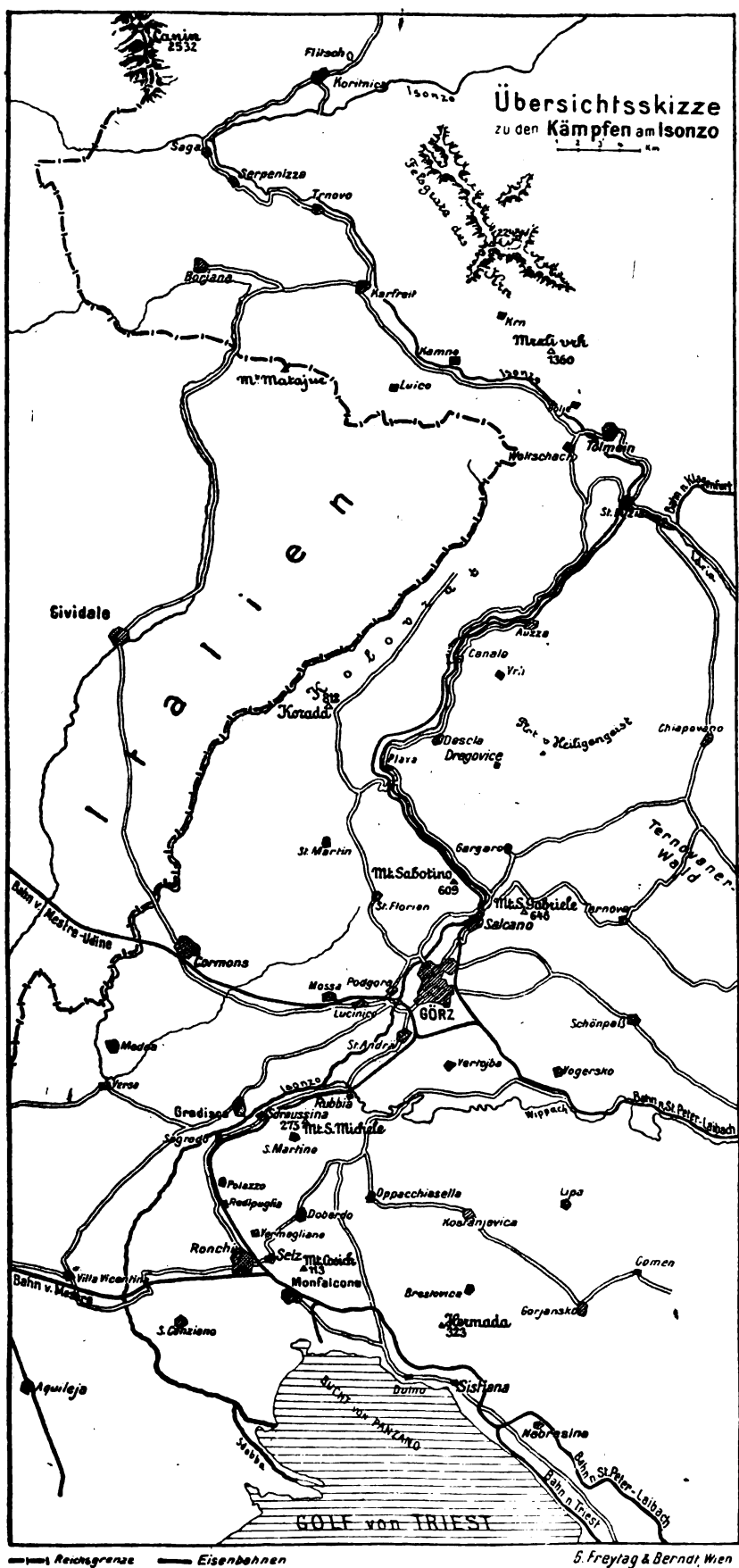
Italienischer Artilleriemunitionstransport auf unwegsamem, schwierigem Gelände im Gebirge.

Soldaten tragen Granaten auf dem Rücken zu den Batterien.

Phot. Emil Kistenow, Wäidenau.

halbe Million an Toten und Verwundeten vergeblich geopfert hatten. Höchst erbitterte Kämpfe wurden vom 21. November an um den Monte San Michele geführt. Tagelang war er nach mächtigem vorbereitendem Trommelfeuer heiß umstritten. Überhaupt stand mehrfach nicht der engere Brückenkopf von Görz, sondern die Doberdohochfläche im Mittelpunkt der Angriffe. Diese sich 100 Meter über dem Fluß halb-kreisförmig aufrichtende Fläche ist nur 7–8 Kilometer breit und 6–7 Kilometer tief. Auch mit den größten Opfern vermochten die Italiener hier nicht, die Verteidigungslinie zu brechen; wo sie wirklich einmal eindringen und sich festzusetzen suchten, wurden sie meist durch nächtliche Gegenangriffe wieder hinausgeworfen. Es hatte hier nach ganz den Anschein, als werde das italienische Parlament, dem Cadorna Siege vorzulegen gedacht hatte, wieder nur Reden zu hören bekommen. Je näher der Zeitpunkt der Parlamentstagung herankam, desto wilder und planloser wurden den Cadornas Anstrengungen. Als er sah, daß bei Görz doch nicht durchstoßen konnte, begann er am 26. November wieder mit Angriffen auf der gesamten küstenländischen Front, die besonders hartnäckig bei Plava und Tolmein ausfielen, ohne doch zum Ziel zu führen; das Gelände bedeckte sich nur mit einer neuen Lage von vielen Hunderten italienischer Leichen. — In dieser vierten Monzschlacht spielten auch die Fliegerkämpfe eine bedeutende Rolle. Die Italiener führten ihre neuen großen Kampfflugzeuge ins Gefecht. Diese sind gepanzert, 30 Meter lang, mit drei starken Motoren ausgerüstet und führen zwei bis drei Maschinengewehre. Doch konnten die Italiener mit diesen Flugzeugen zu keinem nennenswerten Erfolge kommen.

Als am 30. November die italienische Kammer zusammentrat, sah sich Sonnino nicht in der Lage, mit Siegesnachrichten aufzuwarten. Die geplanten Begeisterungskundgebungen für die Eroberung von Görz mußten also unterbleiben. Dagegen wagten sich die Rügen ein-



sichtiger Parlamentarier lebhafter als früher hervor und blieben nicht ohne Widerhall.

Eine höchst unangenehme Überraschung brachte den Italienern der 5. Dezember. An diesem Tage griff ein österreichisch-ungarischer Kreuzer mit einigen Zerstörern in San Giovanni di Medua eine italienische Landungsflotte an und versenkte drei große und zwei kleine Dampfer sowie fünf große und viele kleine Segelschiffe, während sie Kriegsvorräte zu landen versuchten (vgl. Seite 78). Das war ein sehr nachdrücklicher Beweis für die Leistungsfähigkeit und Beweglichkeit der von den Italienern vielverspotteten k. u. k. Flotte. San Giovanni di Medua liegt nahe der montenegrinischen Grenze an der Küste Nordalbanien, ungefähr gegenüber dem italienischen Flottenstützpunkt

Brindisi, dagegen von Pola, dem eigenen Stützpunkt der angreifenden Fahrzeuge, etwa 250 Seemeilen entfernt. Damit nicht genug, versenkte das österreichisch-ungarische Schiff „Warasbinder“ an demselben Tage auch das französische U-Boot „Frasnet“ und nahm den Kommandanten, den zweiten Offizier und 26 Mann der Besatzung gefangen. Das zerstörte Fahrzeug gehörte zu einem neueren Typ, der Ampère-Klasse, die in den Jahren 1907/1912 von Stapel lief. Die französischen U-Boote dieser Klasse haben einen Gehalt von 400 bis 550 Tonnen, über Wasser laufen sie 12, unter Wasser 8 Knoten, die Bestückung besteht aus 6 Torpedolancierrohren.

Am 6. Dezember konnte der österreichisch-ungarische Bericht seit vielen furchtbaren Wochen wieder einmal feststellen: „Die Lage ist unverändert; es fanden keine größeren Kämpfe statt.“ Auf allen Teilen der Front gab es nur mäßiges Artilleriefeuer und gelegentliche Angriffe kleinerer Abteilungen, die ohne Bedeutung waren und nicht einmal zu Teilerfolgen zu führen vermochten. Am nächsten Tage entstanden aber wieder schwerere Zusammenstöße, die jedoch für die Italiener nach wie vor ergebnislos blieben. Auch an den folgenden Tagen holten diese zu gewaltigen Stößen auf vielen Teilen der Front aus, mußten aber sehr bald



Die vor ihrer Vertreibung innegehabte Stellung der Engländer und Franzosen auf der Halbinsel Gallipoli.
Die Landungsstellen sind mit ⊕ bezeichnet. Illustrierte Weltschau, Hamburg, nach den „Times“.

die Rolle des Angreifers mit der des Verteidigers vertauschen, indem die t. u. f. Kräfte den Feinden an mehreren Punkten der Front unter wesentlicher Verbesserung ihrer eigenen Stellung vorgeschobene Punkte wegnahmen, so im ersten Dezemberrittel vor Tolmein und am Mrzli Bh.

Die Unternehmungslust der Italiener hatte sich jetzt auch noch einem anderen Gebiete zugewandt. Am 18. Dezember behaupteten sie, 30 000 Mann in Albanien gelandet zu haben. Während französische Berichte diese Zahl ohne Kritik wiedergaben, drückten englische Blätter Zweifel aus. Die Italiener selbst bezeichneten Albanien bereits als fest in ihren Händen. In Wirklichkeit waren sie aber noch recht weit von dieser ersehnten Erfüllung ihrer Hoffnungen und Wünsche entfernt und hatten mit ihrer Aufforderung

an die Albanier, sich um die italienischen Fahnen zu scharen und dadurch ihr Heil zu suchen, wenig Glück. Diese fuhren vielmehr fort, die flüchtenden Reste des einst stattlichen serbischen Heeres zu schwächen, wo sie nur konnten. Die 30 000 Italiener sollten in erster Linie diesen Flüchtlingen eine „Konzentrationsbasis“ werden, das heißt ihnen Gelegenheit zur Sammlung und Neugruppierung schaffen; außerdem sollten sie die Albanieraufstände eindämmen und die Straßen durch das unwegsame Land für eine neue Angriffsbewegung vorbereiten. — Dem Serbentönig selbst bot Italien in Caserta bei Neapel eine Zufluchtstätte.

Die Kämpfe an der italienischen Ost- und Nordfront zersplitterten sich gegen Ende Dezember immer mehr in Unternehmungen kleinerer Verbände auf allen Teilen der

Front und brachten den Italienern überall Mißerfolge. Zu einer sehr empfindlichen Schlappe führte ihr Angriff an der Tiroler Südfront vom 26. Dezember. Dort wagten sie auf den östlichen Begleithöhen des Etschtales südlich von Rovereto ein Angriffsgefecht, bei dem sie über 200 Tote und Verwundete einbüßten. — Wieder einmal hatten die österreichisch-ungarischen Verteidiger in langen, heißen Wochen ihre vaterlandstreue Standhaftigkeit erwiesen, die weder durch die Hölle des Trommelfeuers noch durch das Avantgeschrei gewaltig überlegener italienischer Truppenmassen zu erschüttern gewesen war. Der Heldennut der Verteidiger auf diesem Kriegsschauplatz, der wegen der Unveränderlichkeit der dortigen Geländelage nicht so lebhaft Teilnahme erregte wie die Vorgänge auf anderen Schauplätzen, wird einst in der Geschichte voll bewertet werden; war es ihm doch mit zu verdanken, daß die großen Angriffsunternehmungen gegen Rußland und Serbien gewagt und ohne Zwischenfälle zum glücklichen Ende geführt werden konnten.

* * *

Der Kampf, den die Türken auf vielen Punkten ihres ausgedehnten Reiches zu führen hatten, nachdem sie die Verbündeten der Mittelmächte geworden waren, richtete sich

Wort bemühten sie sich, ihrem Ziele näher zu kommen. Griechenland, Bulgarien, Rumänien und Rußland wurden durch Versprechungen, durch stets wechselnde Aussichten auf Gewinn gelockt, mit aller Kraft das Werk zu fördern. Trotz allen Drängens warteten aber die Balkanvölker die Entwicklung der Lage ruhig ab. Die Russen allein brachten auch hier Opfer. Ihre Schwarze-Meer-Flotte lief wiederholt gegen den Bosphorus an. Die überlegene, schnelle „Göben“ vermochte aber allein die ganze russische Schlachtschiff-Flotte im Zaum zu halten, ja sogar ihr in kühnen Angriffsunternehmungen verschiedentlich Abbruch zu tun. Als äußerst wertvoll für die Türkei erwies sich die deutsche Unterstützung (siehe die Bilder Seite 46, 47 unten rechts, 48). Trotz allen Mutes, aller Entschlossenheit hätten die Türken, auf sich allein angewiesen, wohl kaum dem Ansturm Englands standzuhalten vermocht. Dazu fehlte es ihnen noch an der nötigen Organisation und vor allem an dem so überaus wichtigen Artilleriematerial. Hier war es nun gerade, wo der deutsche Verbündete helfend in die Lücke trat und es so den Türken möglich machte, sich zu halten. Immerhin vermochten sich die Engländer auf der Südspitze von Gallipoli, bei Ari Burun und Seddil-Bahr, festzusetzen und auch an der Westküste der langgestreckten Halbinsel bei Anafarta und in der Suvalabucht (siehe die Karte Seite 43) Raum zur Landung zu gewinnen. Sie wurden aber an der Küste festgehalten und konnten sich auch dort nur behaupten mit Hilfe der weittragenden schweren Geschütze ihrer Flotte. Beiden, der Landungsarmee und der Flotte, wurde aber von den Verteidigern hart zugelegt, so daß die englisch-französischen Verluste auf diesem Schauplatz größer als selbst in Flandern waren; auch die Flotte hatte Verluste durch U-Boote und verlor zudem an Kampfkraft durch außerordentlich starke Geschütznutzung. Seit dem Sprung an Land in der Suvalabucht, der an 200 000 Mann Tote und Verwundete gefordert hatte, war es zu keinem größeren Ereignis, geschweige zu einer Entscheidung gekommen. Die Türken zwangen die Gelandeten nach wenigen Tagen zum



An den Dardanellen gefangen genommene Engländer in ihrem Nachtquartier.

Phot. H. Groh, Berlin.

mit Ausnahme der Vorgänge im Kaukasus und in Nordlibyen fast ausschließlich gegen die Engländer. Diese fürchteten den Heiligen Krieg noch mehr als die Russen, die Italiener und selbst die Franzosen, weil er die Grundlagen des englischen Weltreiches in Indien und anderen Teilen Asiens gefährdete, ja sie vernichten zu wollen schien. Die Schnelligkeit, mit welcher der schon ein Jahr lang gepredigte Dschihad, der Heilige Krieg, sich ausdehnen konnte, die Wucht, mit der er ausbrechen würde, hing wesentlich ab von dem Erfolge oder Mißerfolge der mohammedanischen Vormacht, der Türkei. Die Engländer boten unter Heranziehung von Russen, Italienern und Franzosen, die für das Unternehmen gegen die Türkei wiederum zu den größten Opfern bereit waren, alles auf, um die Vormacht des Islams zu zertrümmern; sie stießen nach anfänglichen Scheiterfolgen und verschiedenen Anläufen zu einem Hauptschlag stets auf einen so harten Widerstand, daß sie mit all ihren verlustreichen, blutigen Vorstößen nicht zum Ziel kamen. Der Hauptangriff der Engländer war seit Monaten gegen die türkische Hauptstadt Konstantinopel gerichtet gewesen.

Den Weg dorthin versuchten sie sich an der Dardanellenfront, auf Gallipoli (siehe die Bilder Seite 47 und 49), zu bahnen. Nicht nur mit der Waffe, auch mit dem

Stellungskriege, der dann hier mit mindestens der Heftigkeit und Erbitterung geführt wurde wie an irgendeinem anderen Punkte des Gesamtkriegsschauplatzes. Mit all der asiatischen Geduld, die nicht zu ermüden ist, wenn das Endziel auch noch so fern scheint, ertrugen die türkischen Soldaten alle Unbilden der Witterung, harrten aus in Hitze, Regen, Kälte und Sturm, hielten unerschrocken dem Hagel feindlicher Schrapnelle, dem Trommelfeuer feindlicher Granaten stand. Rastlos bauten sie ihre zerschossenen Stellungen wieder aus, hielten sie Wacht gegen den Feind; mit unermüdlichem Eifer folgten sie ihren Führern bei allen Schützengrabenunternehmungen, im Minen- und im Handgranatenkampf. Kurz, sie erwiesen sich in allem als bewundernswerte Soldaten, als würdige Bundesgenossen der Mittelmächte. So wurden sie der Übermacht an Menschen, an Artillerie und Kriegsgerät Herr, obwohl der Angreifer nichts unversucht ließ, ja sich nicht einmal scheute, im Schutz des Roten Kreuzes zu Kriegshandlungen zu schreiten.

Allmählich gelang es den Türken, zunächst auf Gallipoli des Feindes Herr zu werden. Dabei kam ihnen wesentlich zu statten, daß der so überaus wichtige Nachschub von Menschen und Gerät jeder Art durch die nunmehr erreichte Durchführung des Schienenweges nach Kon-



Vertreibung der Engländer von der Sublabucht auf Gallipoli.
 Blick gegen Nordwesten mit dem Kap Buzak Kurni und der Strandebene von Kutschuk Anafarta.
 Nach einer Originalzeichnung des Orientalers Bruno Richter.

Istanbul erleichtert und gesichert war. Dies ermöglichte unter anderem auch die Aufrechterhaltung einer gesunden und kräftigen Ernährung der Truppen und einer geeigneten Gesundheitspflege, so daß Krankheiten, unter denen Engländer und Franzosen, besonders weil es ihnen an Trinkwasser fehlte, stark zu leiden hatten, auf türkischer Seite vermieden wurden. — Im Verlaufe langer, kampfreicher Monate rückte der Tag der Entscheidung näher und näher. Sie war in dem Augenblick vorauszusehen, als der Angriff gegen Serbien die lückenlose Verbindung zwischen Deutschland und der Türkei erhoffen ließ. Der unmittelbare Verkehr zwischen den beiden Ländern kam schon vor Mitte November durch Benutzung der Donau zwischen Orsova und Kom-Palanka in Gang. Im Lande wurde das Ereignis durch festliche Veranstaltungen gefeiert, während in Konstantinopel selbst keine besondere Feier stattfand. Überall in der Türkei fühlte man die Befreiung herannahen, erkannte man, daß dieses sich so einfach vollziehende Ereignis von allgrößter Bedeutung werden mußte. In erster Linie konnte nun zur Auffrischung der türkischen Heere durch Kampfgerät geschritten werden. Die Wirkung hiervon sollte sich sehr bald zeigen. Engländer und Franzosen spürten sie nach kurzer Zeit in dem sich ständig steigenden türkischen Artilleriefeuer. Sie erkannten sehr wohl die ihnen drohende Gefahr und sahen voraus, daß ihre Gegner, die über das bessere Gelände, die bessere klimatische Eignung, mehr Menschen und nun auch über ausreichendes neuzeitliches Kriegsmaterial verfügten, sie in absehbarer Zeit überwinden würden. Unter diesem Eindruck begann man die Heimat auf die Aufgabe der Dardanellenstellungen vorzubereiten.

Dort mußte das den peinlichsten Eindruck machen wegen der Größe der moralischen Niederlage im ganzen Orient, die als Folge der Aufgabe von Gallipoli eintreten mußte und nun trotz des Aufwandes unerhörter Mittel kaum noch zu vermeiden schien. Noch war man nicht entschlossen, nachzugeben. Seit Mitte November nahm die Kampftätigkeit an den Dardanellen und allmählich auch auf allen anderen türkischen Kriegsschauplätzen, die seit Monaten zu keinem wesentlich neuen Ereignis mehr geführt hatte, wieder lebhaftere Formen an. Sowohl bei Anafarta als auch bei Ari Burun und Seddil-Bahr setzte auf beiden Seiten eine kräftige Artillerietätigkeit ein. Bei dem letztgenannten Orte feuerte die feindliche Artillerie allein am 14. November 8000 Granaten und Minen gegen den türkischen linken Flügel ab, wenn auch ohne bedeutenden Schaden anzurichten; auch die anderen Teile des türkischen Dardanellenheeres mußten in den nächsten Tagen einen Artilleriesturm fürchterlicher Art aushalten. Die türkische Artillerie antwortete und fügte den Feinden sichtlichen Schaden zu. Wie vollständig sie das feindliche Gebiet beherrschte, geht aus der Tatsache der Zerstörung zweier Landungsbrücken am 19. November und der Beschädigung eines Transportschiffes am 25. November hervor. Bei Anafarta wurden Maschinengewehr- und Bombenwerferstellungen zerstört, außerdem eine großkalibrige Kanone, die der Feind gegen Kiretchepyr in Stellung bringen wollte, beschossen, wobei sämtliche Zugtiere und Bedienungsmannschaften getötet wurden. Auch in ihren Lager-

plätzen mußten die Feinde wieder mit zahlreichem Abgang an Toten und Verwundeten durch einschlagende türkische Granaten rechnen.

Diese gesteigerte türkische Artillerietätigkeit brachte am 3. Dezember ein feindliches Transportschiff bei Kenikli-Liman durch zahlreiche Granatentreffer zum Stranden. Am demselben Tage wurde ein feindliches Panzerschiff in der Bucht von Saros, das Kavaş Köprü beschloß, durch vier Granaten getroffen, so daß es vom Schauplatz weichen mußte; auch ein Torpedoboot wandte sich zur Flucht. Ebenso erzielten türkische Flieger in den ersten Dezembertagen an der Dardanellenfront beachtenswerte Erfolge. Der Flieger Ali Rıza schoß auf einem Panzerflugzeug bei Seddil-Bahr ein feindliches Flugzeug ab. Ferner zwang er durch Bombenwürfe ein Panzerschiff, das einem gestrandeten Torpedoboot Hilfe leisten wollte, zur Flucht und eröffnete auf die Besatzung

dieser beiden Kriegsschiffe ein wirkungsvolles Maschinengewehrfeuer, durch das er auch ein sich zum Aufstieg anschickendes feindliches Flugzeug in Schach hielt. Am 2. Dezember zwang derselbe Flieger einen feindlichen Monitor zur Feuereinstellung. Auch diese Tatsachen lassen erkennen, in welcher schwierigen Lage die Engländer auf Gallipoli allmählich geraten waren. Dem mächtig anschwellenden türkischen Angriff kam die Natur mit Winterstürmen schwerster Art zu Hilfe, die hohen Seegang im Gefolge hatten und der englischen Flotte ihre Aufgabe sehr erschwerten. Die mit so vieler Mühe in einigermaßen ausreichender Sicherheit vor türkischem Feuer gebauten Landungsstege, die monatelange Arbeit erfordert hatten, wurden sämtlich zertrümmert oder abgeschwenmt. Die Schwierigkeiten der Verpflegung und des Nachschubs wuchsen unerhört, weil die Flotte oft tagelang keine Verbindung mit dem Lande herzustellen vermochte. — Dies alles in Verbindung mit der sich ständig steigenden türkischen Feuerkraft brachte die Engländer und Franzosen endlich zu dem Entschluß, ihre Stellung bei Anafarta und Ari Burun völlig aufzugeben. Sie mußten es als aussichtslos erkennen, dem türkischen Artillerieangriff länger Widerstand zu leisten. Am 19. Dezember kam es auf allen Punkten dieser Front noch ein-



Strophot. Ferd. Urbahn, Kiel.

Admiral v. Usedom Pascha.

Der Leiter der türkischen Dardanellenverteidigung, erhielt das Ehrenlaub zum Orden Pour le Mérite. Der Orden selbst war ihm wegen seiner hervorragenden Leistungen im Chinaseldzuge verliehen worden.

mal zu wütenden Kämpfen. Wie von langem, schwerem Druck erlöst stürmten die türkischen Soldaten in rücksichtslosem Andrang die feindlichen Gräben. Bei Anafarta und Ari Burun wurde der Feind völlig in die Flucht geschlagen. Die Türken erreichten bereits an diesem Tage das Meer. Die Vertreibung aus ihren Stellungen brachte den Engländern zwar große blutige Verluste, doch gelang ihnen die Flucht ohne starke Einbuße an Gefangenen, weil der schwere, dichte Nebel ihnen ebenso zugute kam wie dem Angreifer (siehe Bild Seite 45).

Alsquith teilte die „Zurückziehung“ der englischen Truppen als eine Art Erfolg mit; sie sei mit unbedeutenden Verlusten geglückt. Einige Tage später mußte er sich von seinem Widersacher Carson, dem Ulsterrebell und ehemaligen Minister, einen heftigen Angriff gefallen lassen wegen der beispiellosen Unerfahrenheit, die schwere englische Niederlage als einen Sieg zu feiern. Der türkische Angriff hatte ja in Wahrheit die berühmte Dardanellenexpedition zum endgültigen Scheitern gebracht. Nun war der Hauptsieg erforscht; denn auch



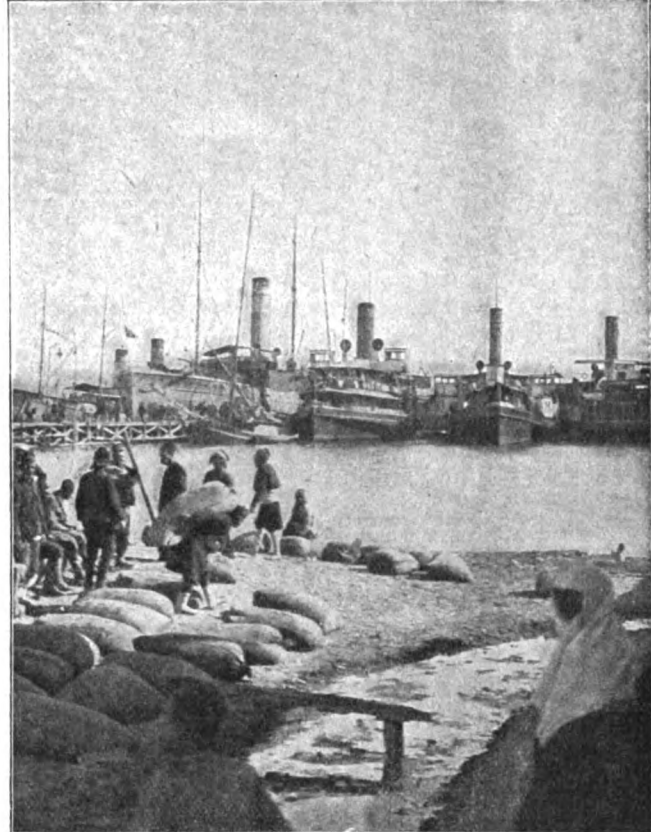
Das europäische Dardanellenschloß Kilid el Bahr.
Im Vordergrund Steinfugeln für 72-cm-Brongemörser, mit denen die Dardanellenstraße zur Zeit der Segelschiffahrt an ihrer engsten Stelle gesperrt wurde.



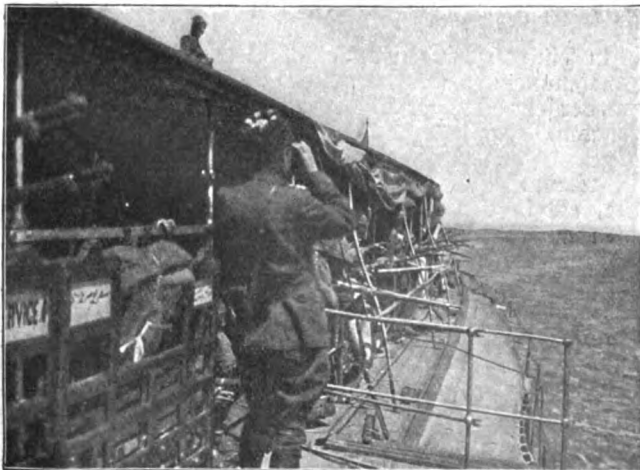
Türkisches Truppenlager in einem der neuzeitigen Dardanellenforts.
Die Aufnahme fand statt nach der großen Seeschlacht vom 18. März 1915, bei der dieses Fort 6 Stunden unter dem Feuer der 38-cm-Kanonen der „Queen Elizabeth“ gelegen hatte.



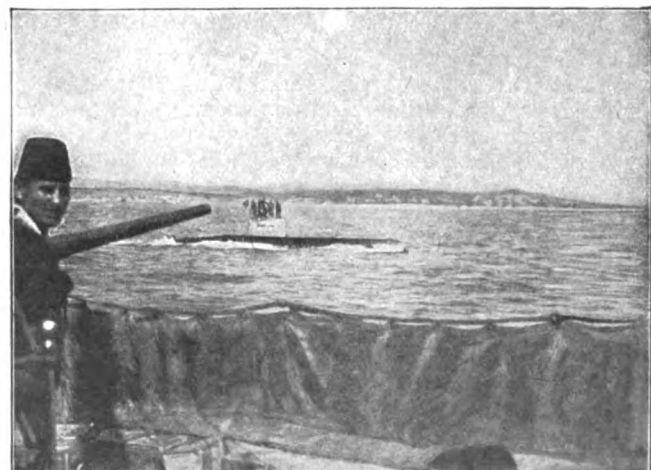
Blick vom Großen Turm des Forts Tschimenlik auf die Dardanellenstadt Tschanakkale nach der großen Seeschlacht am 18. März 1915.



Der Hafen von Gallipoli mit Lazarettsschiffen und Transportdampfern, auf denen die türkischen Truppen nach der Gallipolihalbinsel gebracht wurden.



Türkischer Transport auf dem Marmarameer wird von einem englischen Unterseeboot verfolgt.



Das erste deutsche Unterseeboot in den Dardanellen, befehligt von Oberleutnant zur See v. Voigt, wird von einem türkischen Torpedoboot durch das Marmarameer nach Konstantinopel geleitet.

Bei unseren türkischen Verbündeten.

Nach photographischen Aufnahmen von Rudolf Zabel, Berlin.

bei Seddil-Bahr, dem noch gehaltenen Landungspunkte, hatten die Feinde unter bedeutenden Verlusten zu leiden, die dort ein ähnliches Ende wie bei Ari Burun herbeiführen mußten. Hier und bei Anafarta machten die Türken ungeheure Beute an Munition, Kriegsgerät und Vorräten; das ganze kostbare Zeltlager der Engländer fiel in ihre Hände, darunter Ambulanzen mit 2000 Betten, Tausende von leinenen Decken, Sättel und Pferdegeschirre, zerlegbare mit herrlichen Daunebetten ausgestattete Baracken für Offiziere, zehn für Ambulanzen eingerichtete Kriegsaufomobile, endlich ganze Berge von Kästen mit Konserven, Marmelade, Biskuits und Schweizerkäse, genug, um den Bedarf mehrerer großer Spezereihandlungen für ein Jahr zu decken. Die Riesensummen zurückgebliebener Munition, namentlich Gewehr- und Maschinengewehrmunition, ließen sich vorerst noch gar nicht übersehen. Die Engländer versuchten den Türken die wertvollen Vorräte streitig zu machen. Da sie sie indessen nicht holen konnten, suchten sie sie durch Beschle-

morale Niederlage. Mit dem Glauben an ihre Unbesiegbarkeit war es nun auch im Orient für alle Zeiten vorbei.

Ehe an der Dardanellenfront die mit der Öffnung des Weges Berlin—Konstantinopel eingetretene gewaltige Wendung der Kriegslage in Erscheinung trat, hatte sich die Wirkung des entscheidungsschweren Ereignisses schon an der weitentlegenen Front geltend gemacht. Unter ihrem General Townshend machten dort die Engländer, nachdem sie sich von den früheren schweren Niederlagen erholt hatten, mit starken Kräften einen erneuten Vorstoß über Mesiphon in der Richtung auf Bagdad, der indessen, wie schon an anderer Stelle (Seite 30) in einem besonderen Aufsatze berichtet wurde, mit einem vollständigen Fehlschlag endigte.

In früheren Monaten hatte vor der Front die Kaukasusfront eine besondere Bedeutung gehabt. Der einstige russische Oberbefehlshaber, Fürst Nikolai Nikolajewitsch, nun Herr im Kaukasusgebiet, hatte dort die Dinge



Deutschfreundliche Kundgebung in Konstantinopel.

Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam.

zung ihres alten Lagers von der See her zu zerstören. Es handelte sich also offenbar um gewaltige Werte, die die Engländer in ihrem Lager zurückgelassen haben mußten, da sie sonst an ihre Vernichtung schwerlich die teure Munition gerückt hätten. Die Bemühungen der englischen Flotte blieben aber fruchtlos, und die Türken behielten die ungeheuren Vorräte im Werte von vielen Millionen. Nun standen die Engländer und Franzosen nur noch auf dem südlichsten Zipfel der Halbinsel Gallipoli. Angriffsunternehmungen konnten sie dort nicht mehr beabsichtigen, sondern mit ihrem Verweilen, das ihnen große Kosten an Material und Menschen auferlegte, nur bezwecken, türkische Truppen vorläufig festzuhalten, vor allem aber die Herrschaft über die Dardanellenstraße, deren Einfahrt ja im Bereich ihres Feuers lag, so lange wie möglich festzuhalten. Aller Angriffspläne hatten sich die Engländer in dem Augenblick begeben, in dem sie Ari Burun und Anafarta preisgaben; denn diese Stellungen boten die einzigen schwachen Möglichkeiten für eine Angriffsbewegung. Ihr Verlust war für die Engländer nicht nur eine schwere militärische, sondern auch eine nicht wieder gutzumachende

wohl in Fluß zu bringen versucht. Die russischen Angriffsunternehmungen waren aber auf türkischen Widerstand gestoßen, der sehr häufig auch die Gelegenheit zu Gegenangriffen wahrnahm. Gar bald stellte sich heraus, daß die türkischen Kaukasustruppen den Russen an Zahl und Ausrüstung überlegen waren. Zwar verfügten sie noch nicht über die Kräfte, die in dem schwierigen Gelände zu einem großzügigen Angriff ersten Ranges ausgereicht hätten, sie vermochten aber den Verteidigungskrieg mit sicherer Überlegenheit zu führen und größere Angriffstöße mindestens vorzubereiten. Die Türken wußten, daß der Mangel an Munition ihrer Kriegsführung nun keine Schwierigkeiten mehr bereiten konnte, sie wußten ferner, daß sie in den Kaukasusländern von den Tscherkessen, Georgiern, Tataren und anderen Bergvölkern als Befreier aufgenommen werden würden.

Die Front am Suezkanal hatte lange Zeit keine irgendwie bedeutenden Ereignisse aufzuweisen. Die Engländer säumten aber nicht, ihre Stellungen dort nach Möglichkeit auszubauen. Sie ließen ein Schützengrabensystem von sieben hintereinanderliegenden Hauptgräben einrichten,



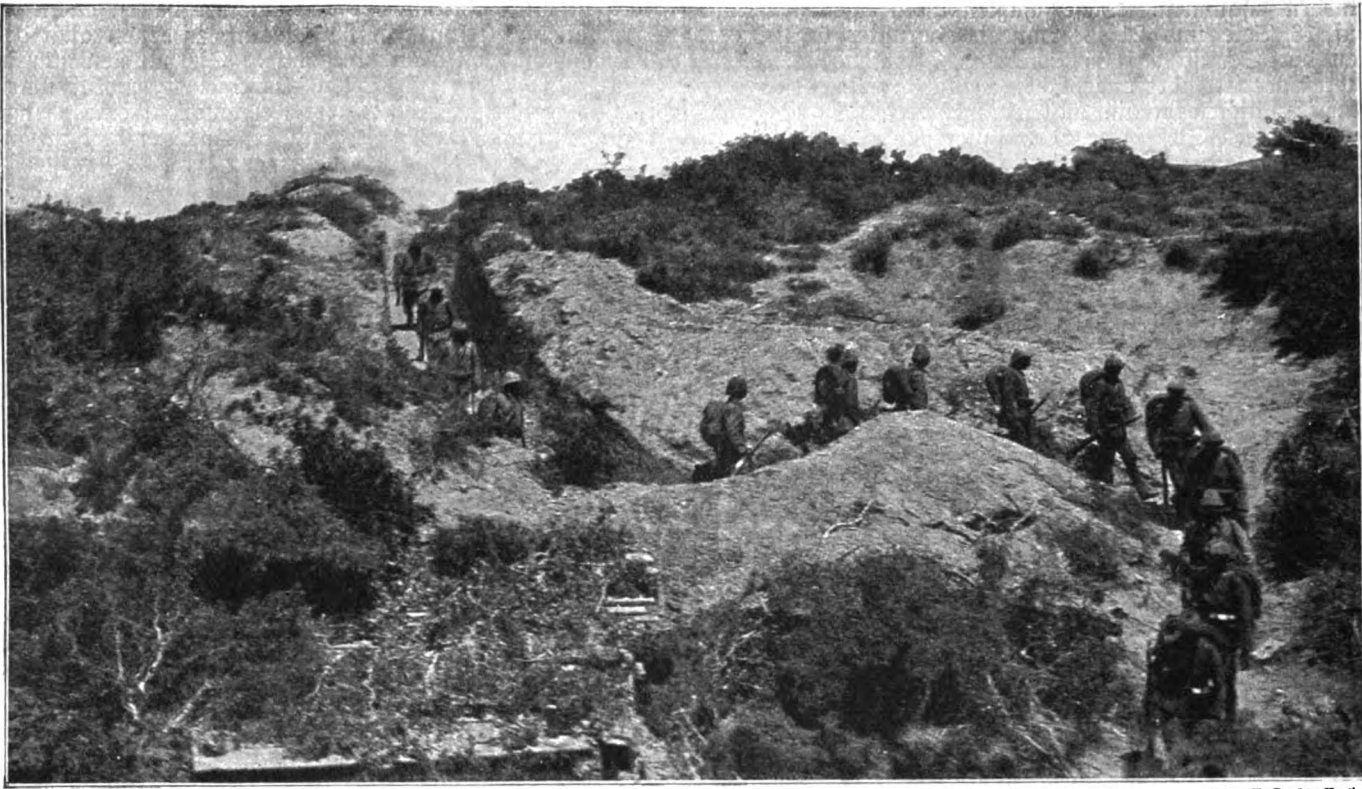
Sturm auf die Höhe 192 bei
Das Einbrechen der Bayern i
Nach einer Originalzeichnung des zu jener Zeit auf dem französischen



i Tahure in der Champagne.

die feindlichen Schützengräben.

Kriegshauptort anwesenden Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt.



Ein türkischer Laufgraben an den Dardanellen, der bis zu den vordersten Schützengräben führt.

Phot. H. Grohs, Berlin.

das den Suezkanal und seine Umgebung zu einer unüberwindlichen Festung machen sollte. Der Eindruck dieser Vorbereitungen für die Verteidigung war derart, daß bald nach der Niederwerfung Serbiens holländische und sogar englische Dampfer den Beschluß faßten, den Suezkanal als unsicher nicht mehr zu befahren. Die englische Armee in Ägypten wurde auf 240 000 Mann gebracht.

Zu der Auffassung, daß der Weg durch den Suezkanal nicht mehr sicher sei, trug nicht wenig auch der türkische Erfolg an der Front von Aden bei. Der Imam von Yemen stellte sich vollständig auf die Seite der Türken. Diese und die Araber drangen erfolgreich von Yemen auf Aden vor. Den Engländern wurde die Kampflage von Tag zu Tag unbequemer, weil die Türken, wenn sie in den Besitz schwerer Geschütze gelangten, über die Wasser-

straße von Aden gebieten konnten und damit auch auf dieser Front den Engländern eine Verbindungsader mit Indien abgeschnürt wurde.

Zusammenstöße bedeutender Art ereigneten sich schließlich an der Front von Libyen. Dort hatte der Stamm der Senussi fast den ganzen italienischen Besitz in seine Hand gebracht und begann mit einer immer schärfer werdenden Bedrohung der englisch-ägyptischen Grenze. England mußte deshalb Truppenverstärkungen an der ägyptischen Westfront vornehmen und drängte die Italiener zu einem neuen Vorstoß in Libyen, in der Hoffnung, daß die Senussi dadurch abgelenkt werden würden. Die Italiener fanden aber nicht die Kraft, auch noch in Libyen für England zu bluten. — Die Senussi stießen zum erstenmal am 12. Dezember in der Gegend von Matruh mit den Eng-



Lager türkischer Truppen auf Gallipoli.

Phot. H. Grohs, Berlin.

ländern zusammen. Diese schätzten ihren eigenen Verlust auf 16 Tote und 21 Verwundete, darunter 5 Offiziere, den der Senussi auf 35 Tote und 7 Gefangene. Diese fuhrten aber trotz des angeblichen englischen Erfolges in ihrer Angriffstätigkeit fort und rückten in mehreren Kolonnen gegen die englischen Stellungen vor. Unter steten Kämpfen säuberten sie die Gegend von Sina vom Feinde. Die Ortschaft Matruh, 240 Kilometer östlich von Solum, wurde an-

gegriffen und gestürmt. Die Engländer hatten allein an Toten einen Verlust von 300 Mann, zu denen auch der Kommandant von Matruh zählte. Sie mußten sich in schleuniger Flucht nach Osten zurückziehen, wobei ihnen die verfolgenden Senussi zwei Feldkanonen, eine Menge Artilleriemunition, zehn Automobile, darunter drei gepanzerte, und viel Kriegsmaterial abnahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Erstürmung der Höhe 192 bei Tahure in der Champagne durch die Bayern.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Nicht lange sollten sich die Franzosen ihrer mit Strömen von Blut bezahlten Teilerfolge in der Champagne erfreuen, wo es ihnen in den letzten Tagen des September 1915 zu Beginn der großen Offensive (siehe auch die Artitel Band III Seite 331 und Seite 353) gelungen war, im Gebiet von Perthes und Le Mesnil-les-Hurlus auf der Straße nach Tahure in einer Breite von drei Kilometern in die vorderste Linie unserer Front einzudringen und sich in den Besitz der Höhen um Tahure, der sogenannten Butte de Tahure zu setzen, die auf den Karten auch die Nummer 192 trägt. Die Franzosen hofften diese weit vorgeschobene Stellung, von der aus man das hügelige Gelände weithin überschauen kann, zum Stütz- und Mittelpunkt ihrer weiteren Angriffe zu machen, die den Zweck haben sollten, die deutsche Front, die Tahure in einem großen Halbkreis umklammert hielt, gleichmäßig zurückzuwerfen und in zwei Teile zu zerreißen. Allein alle noch so heftigen Sturmangriffe der Franzosen, die hier in der ersten Hälfte des Oktober ohne Rücksicht auf Verluste immer wieder ihre Durchbruchversuche erneuerten, brachen vor der zweiten deutschen Linie zusammen, über die der Feind nicht hinauskommen sollte. Kaum hatte indes die Wucht des französischen Anpralls nachgelassen, als man auf deutscher Seite auch schon alle Vorbereitungen traf, um dem Feind die Höhe 192 zu entreißen, ehe er sich dort einrichten und festsetzen konnte. Bereits am 31. Oktober konnte der amtliche deutsche Bericht diesen Erfolg melden. Nicht nur nordöstlich von Neuville bei Artois hatten an diesem Tage bayerische Truppen sich der französischen Stellungen in einer Ausdehnung von 1100 Metern bemächtigt, 200 Gefangene gemacht, vier Maschinengewehre und drei Minenwerfer erbeutet, auch in der Champagne bei Tahure hatten die bayerischen Löwen neue Lorbeeren geerntet.

Es war wieder ein Ehrentag in der ruhmreichen Geschichte des kampferprobten Bayernheeres.

Der Angriff auf die Höhe 192 war ein kühnes Unternehmen, denn es war vorauszu sehen, daß die Franzosen kaum leichten Kaufes diesen einzigen strategischen Erfolg ihrer Septemberoffensive preisgeben würden, den sie mit Tausenden von Toten bezahlt hatten. Es mußte im Gegenteil mit einem äußerst hartnäckigen Widerstand der französischen Truppen gerechnet werden, die ohne Zweifel die kurze Zwischenzeit benutzt hatten, um die eroberte Stellung gegen feindliche Angriffe wirksam zu verschanzen. Doch die bayerischen Truppen waren ihres Sieges so sicher, daß „niemand, der die prächtigen Jungen sah, an ihrem Erfolge zweifeln konnte“, wie ein Berichterstatter schreibt, der dem Sturm auf die Butte de Tahure beiwohnte.

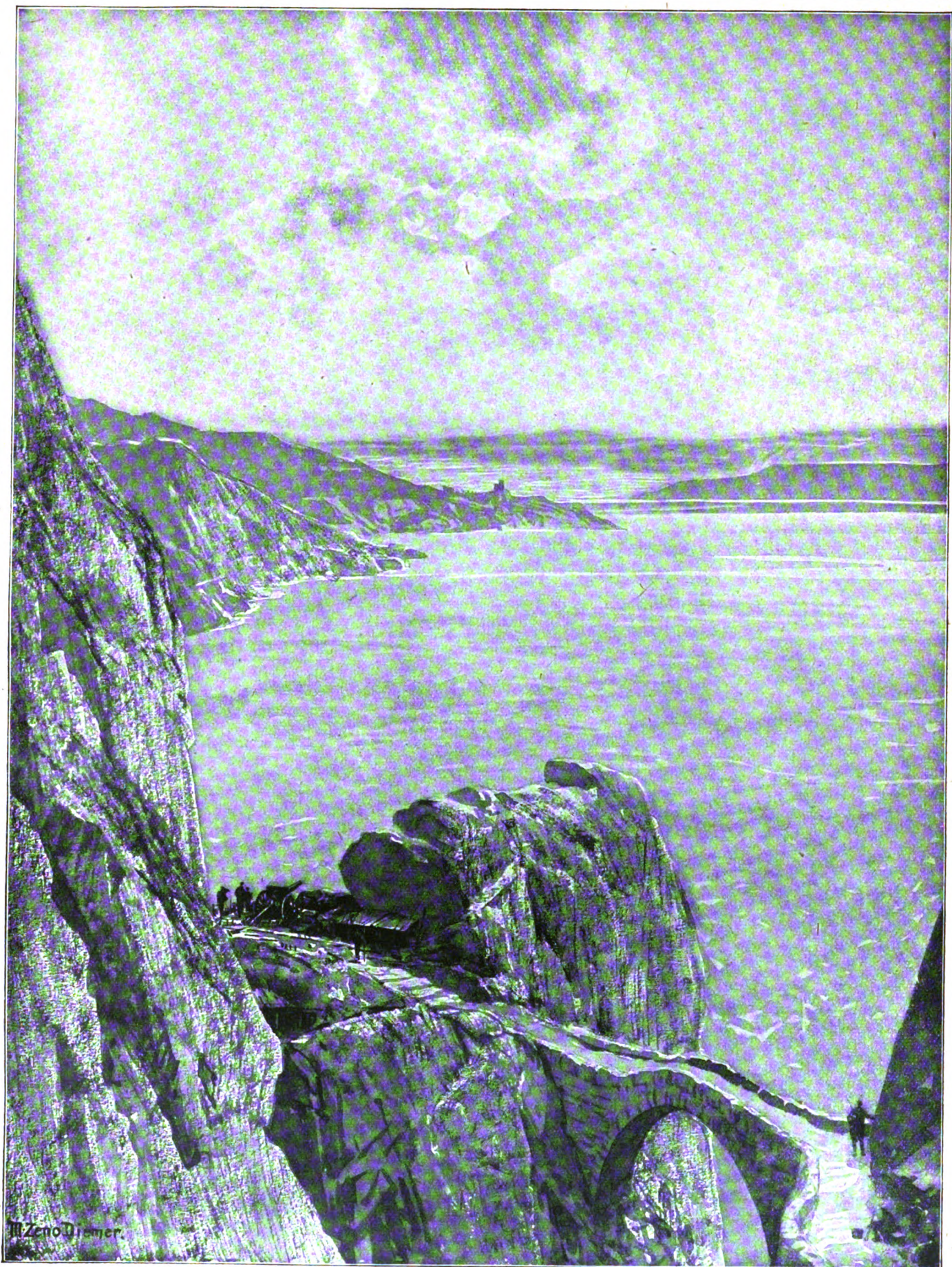
Am Nachmittag des 31. Oktober begann die Infanterie die französischen Stellungen zu stürmen, und schon beim ersten Vorstoß entriß den Bayern dem Feinde im Nahkampf mit Bajonett und Handgranaten die vordersten Gräben am Abhang des Hügels. Von da ging es nun unaufhaltsam vorwärts, und bis zum Abend war bereits der größte Teil der französischen Stellungen in deutschen Händen und damit der Kampf zu Gunsten der Bayern entschieden. Gleichwohl leisteten in dem verzweigten Grabengewirr noch vereinzelt feindliche Abteilungen tapferen Widerstand, so daß noch bis in die Nacht hinein gerungen wurde. Wie rasch und ungestüm indes der Angriff der Bayern gewesen ist und wie unerwartet er dem Feinde kam, geht aus der verhältnismäßig sehr hohen Zahl der von ihnen gemachten Gefangenen hervor, die sich auf 1215 Mann und 21 Offiziere, darunter zwei Bataillonkommandeure, belief, während sonst

bei Angriffen mit Handgranaten und bei Nahkämpfen innerhalb der gestürzten Gräben im Stellungskrieg nur wenig Gefangene gemacht werden, weil die Gegner bis zum letzten Augenblick ausharren und sich verteidigen. Bei Tahure aber drangen unsere Bayern im ersten Ansturm so kühn und alles mit sich fortziehend in die feindlichen Stellungen ein, daß die Franzosen den Mut verloren und ihre Offiziere, die Zwecklosigkeit längeren Widerstandes einsehend, die Waffen streckten. So wurde den Franzosen mit ganz geringen Verlusten die heikelschrittene Höhe 192 wieder entzissen.

Bulgarische Küstenwache am Ägäischen Meer.

(Hierzu das Bild Seite 51.)

Ebenso erfolglos wie die Beschließung der bulgarischen Häfen Borna und Burgas durch die russische Schwarze-Meer-Flotte, verlief das Bombardement, das am 24. und 25. Oktober 1915 englische Kriegsschiffe gegen Dedeagatsch und Porto Lagos am Ägäischen Meer eröffneten. Es war wirklich keine Heldentat, das vollständig unbefestigte Dedeagatsch mit schweren Schiffsgeschützen in Trümmer zu schießen. Unter rücksichtsloser Mißachtung des Völkerrechts und ohne Schonung der zum größten Teil aus Griechen bestehenden Bevölkerung ließen die Engländer die wehrlose Stadt ihre ohnmächtige Wut fühlen. Alle Gebäude am Meeresufer waren bald in Ruinen verwandelt, während den übrigen Teil der Stadt ein Brand vernichtete, der durch die Beschließung verursacht worden war. Mehr als 25 Frauen und Kinder fanden dabei den Tod, ohne daß es den Engländern gelang, die von hier aus nach Adrianopel einerseits und Saloniki andererseits führenden Eisenbahnlinien zu zerstören. Von Dedeagatsch aus wandte sich die englisch-französische Flotte gegen die in westlicher Richtung in der Nähe der griechischen Küste gelegene Bucht von Porto Lagos, an deren Strand sich heute noch keine langgestreckten Lagerhallen und städtischen Wohnhäuser, sondern nur armselige, windstiefle und strohgedeckte Hütten der mazedonischen und türkischen Bevölkerung erheben. Erst durch die Besitzergreifung dieses Küstenstrichs seitens der Bulgaren gewann die Bucht von Porto Lagos, die unter der Türkenherrschaft verwahrloßt und versandet war, wieder an Bedeutung, da sie namentlich als Hafen dem gegen Seestürme völlig ungeschützten Dedeagatsch vorzuziehen ist. Die Bucht besteht aus zwei Teilen, von denen der äußere, die sogenannte Bai von Lagos, etwa 12 Kilometer breit ist, von wo aus man durch eine schmale Einfahrt in ein lagunenartiges, Buru Göle genanntes Wasserbecken gelangt. Die Umgebung der Bucht ist im allgemeinen flach, nur im Osten befinden sich leichte Erhebungen. Im Westen zieht sich eine Ebene hin, die nur durch sanft ansteigende, kahle Hügel unterbrochen wird und bis zur Mündung des Tales Mesta reicht. Am Nordende des Buru Göle ist die Ebene nur etwa einen Kilometer breit, dann erhebt sich das steile Gebirge, an dessen Fuß nordwestlich von der Bucht die Stadt Kanthi an der von Konstantinopel nach Saloniki sich hinziehenden Eisenbahn gelegen ist. Die Bucht von Porto Lagos ist so ziemlich der einzige für eine größere Truppenlandung geeignete Platz an der ganzen bulgarischen Küste des Ägäischen Meeres. Aber die Verteidigung dieser Ebene, an die das Gebirge ziemlich nahe herantritt, ist nicht allzu schwierig und kann bei geschickter Ausnutzung des zerklüfteten Geländes von einer verhältnismäßig kleinen Streitmacht erfolgreich durchgeführt werden, zumal der Hafen selbst nur wenige Hilfsmittel zur Landung bietet. Trotzdem versuchten die Engländer, sowohl bei Dedeagatsch wie in der Bucht von Porto Lagos Truppen zu landen, denen diese Häfen als Landungsplatz und Aufmarschgebiet dienen sollten. Von hier aus hätten die Engländer einer-



Bulgarische Küstenwache am Ägäischen Meer. Im Hintergrund die Bucht von Dedeagatsch und die Marizamündung.
Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

seits den Bulgaren in den Rücken fallen können; andererseits hätte sich ihnen über Dedeagatsch die Marika aufwärts der Weg nach Adrianopel wie Konstantinopel geöffnet, dessen Zugang ihnen an den Dardanellen trotz acht Monate langen erbitterten Kämpfen wohl für immer verschlossen geblieben ist.

Aber auch die Bulgaren hielten treue Küstenwache und sorgten, daß kein Engländer seinen Fuß auf den Strand setzen konnte. Hinter den trohigen Felsen, die am thrakischen Ufer oft senkrecht zum Meere abfallen, hatten sie in sicherer Deckung und unbemerkt vom Feind ihre Ab-



Englische Soldaten in Ostafrika flüchten vor dem Angriff
Nach englische



Der Deutschen auf einen bewaffneten Zug der Ugandabahn.
r Darstellung.

wehrgeschütze in Stellung gebracht, die die ganze Bucht und das gegenüberliegende Ufer beherrschten. Türkische Truppen teilten sich mit bulgarischen Abteilungen in den Küstenschutz am Ägäischen Meer und wußten alle Landungsversuche rechtzeitig und gründlich zu vereiteln. Die ungünstigen Nachrichten indes, die fortwährend vom serbischen Kriegsschauplatz einliefen, und vor allem die empfindlichen Niederlagen, die die Bulgaren dem englisch-französischen Heere am Wardar beibrachten, mochten es den Engländern wenig ratsam erscheinen lassen, ihre Kräfte noch mehr zu zersplittern und sich in ein Unternehmen zu stürzen, von dessen Mislingen sie nach den Erfahrungen von Gallipoli und Saloniki von vornherein überzeugt sein mußten.

Die Vorstöße der Deutschen gegen die britische Ugandabahn.

(Hierzu das Bild Seite 52/53, wie auch die Bilder Seite 144, 145 und 461 im zweiten Bande.)

Zu den wagemutigsten und kühnsten Unternehmungen, die unsere wädrere ostafrikanische Schutztruppe bisher vollbrachte, gehören die vielen erfolgreichen Vorstöße gegen die langgestreckte Ugandabahn in Britisch-Ostafrika, deren Besitz

luste erlitten hatten. Nach etwa zweistündigem Feuergefecht, in dem verschiedene kleinere Angriffe des Feindes glatt abgeschlagen wurden, meldeten die vorgeschobenen Posten in beiden Flanken, daß der Gegner sich diesen in großem Bogen zu nähern begann. Hauptmann Schulz erkannte sofort klar, daß der fünffach überlegene Gegner eine Umgehung seiner Truppe ins Werk zu setzen begann. Infolgedessen beschloß er, das Gefecht abzubringen und sich freiwillig zurückzuziehen. Mit größter Ruhe und Ordnung vollzog sich dies, vom Gelände sehr begünstigt. Der Gegner folgte zunächst nicht und feuerte heftig weiter, da die Schützen der kleinen Nachhut das Feuer noch längere Zeit unterhielten, um sich erst dann ebenfalls zurückzuziehen.

Unverfolgt zog Hauptmann Schulz mit seiner Heldenschar in südwestlicher Richtung davon, nur unwesentlich belästigt von einigen kleineren feindlichen Patrouillen.

Die Verluste der Engländer an diesem Tage, dem 7. September 1914, werden von einem höheren englischen Offizier folgenderweise angegeben: 37 Mann tot, darunter einige Europäer, 88 Mann verwundet, 23 Mann vermisst. Den englischen Verlusten steht deutscherseits der Verlust von — 1 Europäer und 4 Askari gegenüber, die sämtlich nur verwundet und von den Deutschen mitgenommen wurden.

Der Feind hatte also mehr Verluste erlitten, als sein Gegner überhaupt stark war! Diese unglaublich scheinende Tatsache ist darauf zurückzuführen, daß die Engländer die Angreifer waren und in das vernichtende deutsche Maschinengewehrfeuer gerieten.

Im gleichen Monat machte eine kleine deutsche berittene Streifabteilung, mit Sprengmitteln versehen, wiederum einen Vorstoß gegen die Ugandabahn in Richtung auf Tavo. Ihr erstes Ziel war die über den Tavofluß führende, etwa 100 Meter lange Bahnbrücke, der sie sich in der Nacht vom 26. auf 27. September unbemerkt nähern konnten. Die Brückenwache bestand aus 20 bis 25 Indern mit einem englischen Leutnant, die alle nicht die geringste Ahnung



Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Der Deutsche Kaiser in Ostgalizien beim Besuch der Truppen an der Strypa. Österreichisch-ungarische Soldaten werden vom Kaiser ausgezeichnet.

für die Engländer von höchster Wichtigkeit ist. Große Schwierigkeiten mußten die kleinen und größeren deutschen Europäer- und Askari-Patrouillen bewältigen, ehe sie ihr Ziel erreichten, hundert und noch mehr Kilometer mußten sie von der deutschen Grenze aus zurücklegen, in einem beinahe wegelosen Gebiet, durch riesige Gras- und Buschsteppen und Urwälder, wo überall der Feind lauerte.

Nachdem Truppen von dem Bezirksorte Moschi das englische Taveta genommen hatten, brach Ende August 1914 von da aus eine größere Abteilung, hauptsächlich aus Askari bestehend, unter Führung des Hauptmanns Schulz auf, um zum erstenmal einen Vorstoß gegen die Ugandabahn zu unternehmen. Der Marsch erstreckte sich in nordöstlicher Richtung, auf Tavo zu. Nach mehrtägigem Vorrücken und Plänkelen hatte man sich im Laufe des 7. September der Station Tavo an der Ugandabahn bis auf wenige hundert Meter genähert, als die Askarivorposten plötzlich starke feindliche Streitkräfte meldeten. Vorsichtig kam der Gegner in Stärke von ungefähr 600 bis 700 Mann immer näher, zum Teil gut gedeckt durch hohes Gras, knorrigen Busch und Bananenwälder. Aber auch Hauptmann Schulz mit seiner „Streitmacht“ von etwa 120 Mann hatte vorzügliche Deckung gewählt. Mit einem plötzlichen rasenden Gewehr- und Maschinengewehrfeuer empfing er die anrückenden Feinde, die ebenfalls äußerst lebhaft feuerten, aber in ihrem Vorrücken bald einhielten, nachdem sie schon zahlreiche Ver-

von den heranschleichenden Deutschen hatten. Die deutsche Patrouille hatte sich bis auf 100 Schritte herangearbeitet, als sie plötzlich in rascher Folge drei Salven auf die Brückenwache abfeuerte. Vielschichtiges Schmerzensgeschrei war die Antwort. Was nicht von den Feinden fiel, stürzte in wilder Flucht davon. Der Telegraph wurde sofort vernichtet, ein Fernsprecher, einige Gewehre und Munition fortgenommen. Dann machte man sich unverzüglich an die Sprengung der Brücke. Rasch eilten darauf die Wädreren unter Mitnahme ihrer Beute zu ihren Pferden zurück und ritten in der Nähe des Bahnkörpers in nordwestlicher Richtung davon. Ihr zweites Ziel war eine halbwegs Ribwesi und Tavo sich befindende Bahnbrücke. Auf dem Wege dorthin legten sie etwa 25 Kilometer von Tavo einige Dynamitpatronen auf den Bahnkörper und zerstörten ein Stück des Damms und des Schienenweges. Im Laufe der kommenden Nacht konnte die Patrouille sich unbemerkt vom Feinde ihrem weiteren Ziele nähern. Es glückte ihr wiederum, den Brückenposten zu überrumpeln und in die Flucht zu jagen, die Brücke und den Telegraphen zu zerstören und einiges Material zu erbeuten. Nach tagelanger Verfolgung durch die Engländer erreichte sie glücklich und ohne einen Mann Verlust Taveta, ihren Ausgangspunkt.

Im Oktober hatte eine andere deutsche Abteilung unter Führung des Oberleutnants Spalding, der leider später

bei Jassini fiel, großen Erfolg. Sie fing nämlich am 14. oder 15. dieses Monats eine englische Askaripatrouille an der Ugandabahn in der Gegend östlich von Sagala ab, von der nur der weiße Führer entkam. Von den Gefangenen erfuhr Oberleutnant Spalding, daß in der kommenden Nacht ein Militärzug mit Pferden, Maultieren und Munition die Gegend durchfahren werde, in der man sich befand; sofort entschloß er sich, den feindlichen Militärzug zum Entgleisen zu bringen und Beute zu machen. An einer starken Biegung, wo infolge des hügeligen Geländes der Bahnkörper sehr unübersichtlich war, riß man einige Schienen los. Dann versteckte sich die Abteilung und wartete mit schußbereiten Gewehren die Ankunft des Zuges ab, der wirklich eintraf.

Mit großem Gepolter und Krachen entgleiste die Lokomotive und stürzte den Bahndamm hinunter. Eine augenblickliche Verwirrung brach unter der Begleitmannschaft aus, die sich zur Panik steigerte, als jetzt die Deutschen Schnellfeuer eröffneten. Die ganze Besatzung des Zuges, die aus Europäern, Askari und Indern bestand, ergriff schleunigst und kopflos die Flucht, den Zug mit dem reichen Inhalt seinem Schicksal überlassend. Den Flüchtlingen wurde noch heftig nachgefeuert, dann machten sich unsere schneidigen Reiter daran, die zum Teil wild um sich schlagenden Pferde und Maultiere als willkommene Beute aus dem Zug zu schaffen. Gewehre, Munition, Sprengpulver und so weiter wurde in großer Menge vorgefunden und auf den eroberten Pferden und Maultieren verpackt. Nachdem man den Zug in Brand gesteckt hatte, zog die deutsche Patrouille mit 29 schwerbepackten Pferden und Maultieren ab, südliche Richtung einschlagend, und brachte ihre reiche Beute glücklich über die deutsche Grenze.

Die Vorstöße gegen die Ugandabahn wurden in den Monaten April bis Oktober des folgenden Jahres be-



Der Deutsche Kaiser in Ostgalizien beim Besuch der Truppen an der Strypa.
Der Kaiser zeichnet einen jungen Soldaten durch Überreichung des Eisernen Kreuzes aus.

deutend schwieriger als in den vergangenen Monaten, da die englischen Besatzungstruppen in Britisch-Ostafrika auf die Höhe von etwa 30 000 bis 35 000 Mann gebracht wurden und daher den Deutschen immer mit sehr überlegenen Kräften entgegentreten konnten. Aber trotzdem glückten unseren tapferen Ostafrikanern immer wieder ihre vielfachen Unternehmungen gegen die Ugandabahn.

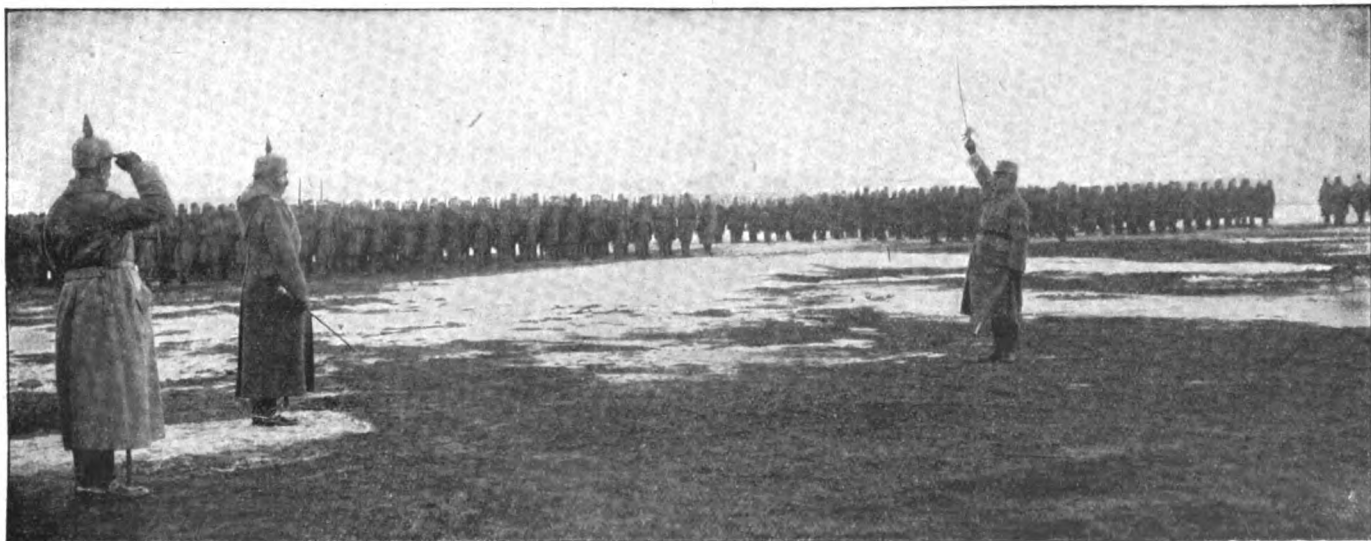
Im Mai 1915 hatten die Engländer den Verlust eines stark besetzten Panzerzuges zu beklagen. Derselbe wurde zwischen Voi und Tsavo in die Luft gesprengt, wobei viele Inder und Engländer getötet und verwundet wurden, ebenso wurde zahlreiches Material vernichtet.

Mitte Juli drangen deutsche Patrouillen beinahe bis zur Hauptstadt Britisch-Ostafrikas, Nairobi, vor und richteten durch erfolgreiche Sprengungen Schaden an der Ugandabahn an.

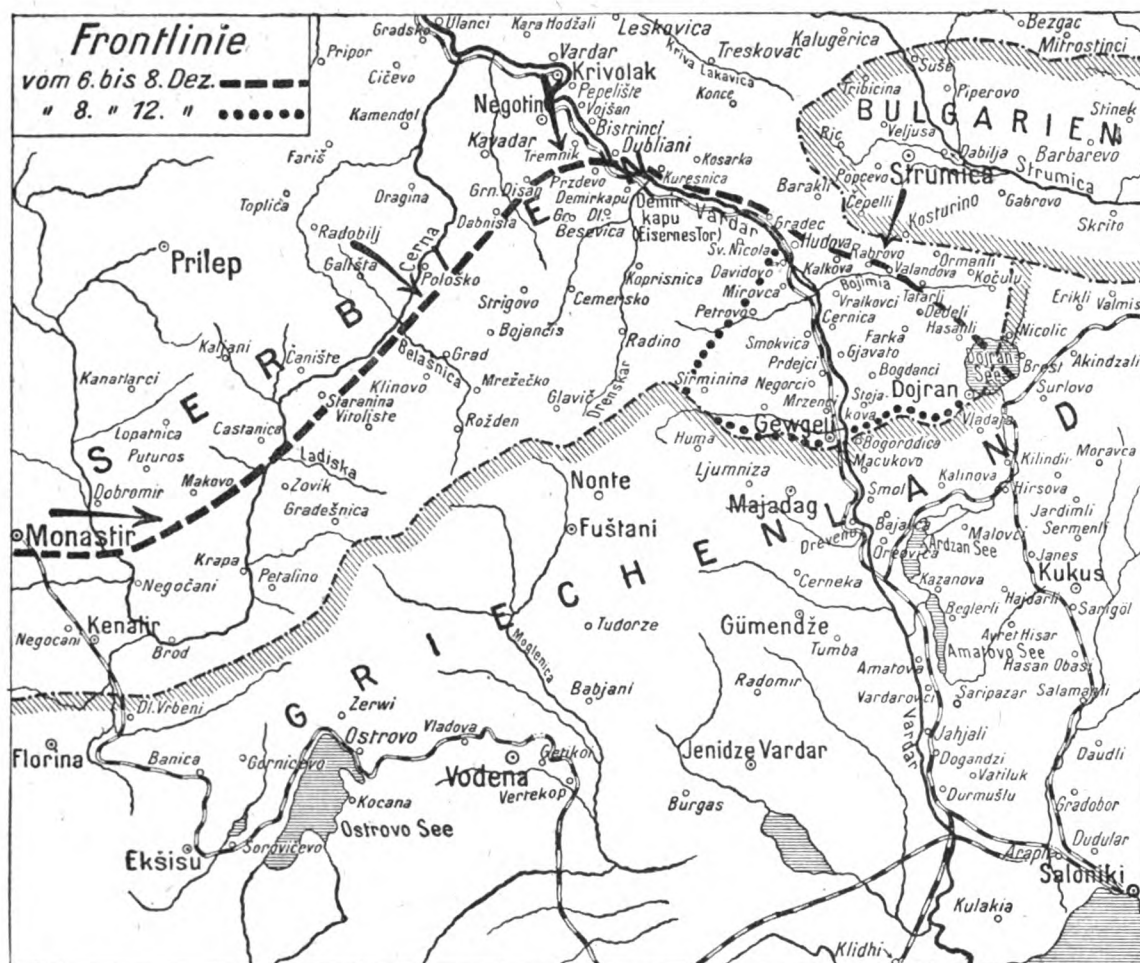
Am 7. Oktober morgens sprengten unsere braven Schuttruppler beim Meilenstein 249 der Ugandabahn einen englischen Truppentransportzug in die Luft. Nach Privatnachrichten wurde der größte Teil der Besatzung und der Zug selbst vernichtet, dagegen hatten die Unsrigen keinen Mann zu beklagen.

Der beträchtliche Schaden, den die Deutschen an der Ugandabahn anrichteten, führte natürlich teilweise zur Lahmlegung des gesamten Zugverkehrs, was nicht ohne Einfluß auf die militärischen Unternehmungen der Engländer blieb; desgleichen beeinflusste die Störung und Verwirrung die Gesamtlage der britischen Kolonie sehr ungünstig. Selbstverständlich wurde der Schaden meist rasch wieder ausgebessert, aber es kam vor, daß neuerrichtete Brücken abermals von den Deutschen gesprengt wurden.

Die Engländer versuchten nach Kräften, mit Gegenmaßnahmen zu antworten, indem sie mehrmals gegen die deutsche



Der Deutsche Kaiser in Ostgalizien beim Besuch der Truppen an der Strypa.
Der österreichisch-ungarische Divisionskommandeur bringt ein Hoch auf den Deutschen Kaiser aus. Hinter diesem General Graf Bothmer.



Die Front der Verbündeten in Südserbien.

Ufambarabahn Vorstöße machten, doch diese scheiterten immer häufiger an der Wachsamkeit und Abwehr der tapferen Schutztruppe.

Der Mißerfolg der Orientarmee.

Von Major a. D. Ernst Morahy.

(Hierzu das Bild Seite 57 und die Kartenskizze auf dieser Seite.)

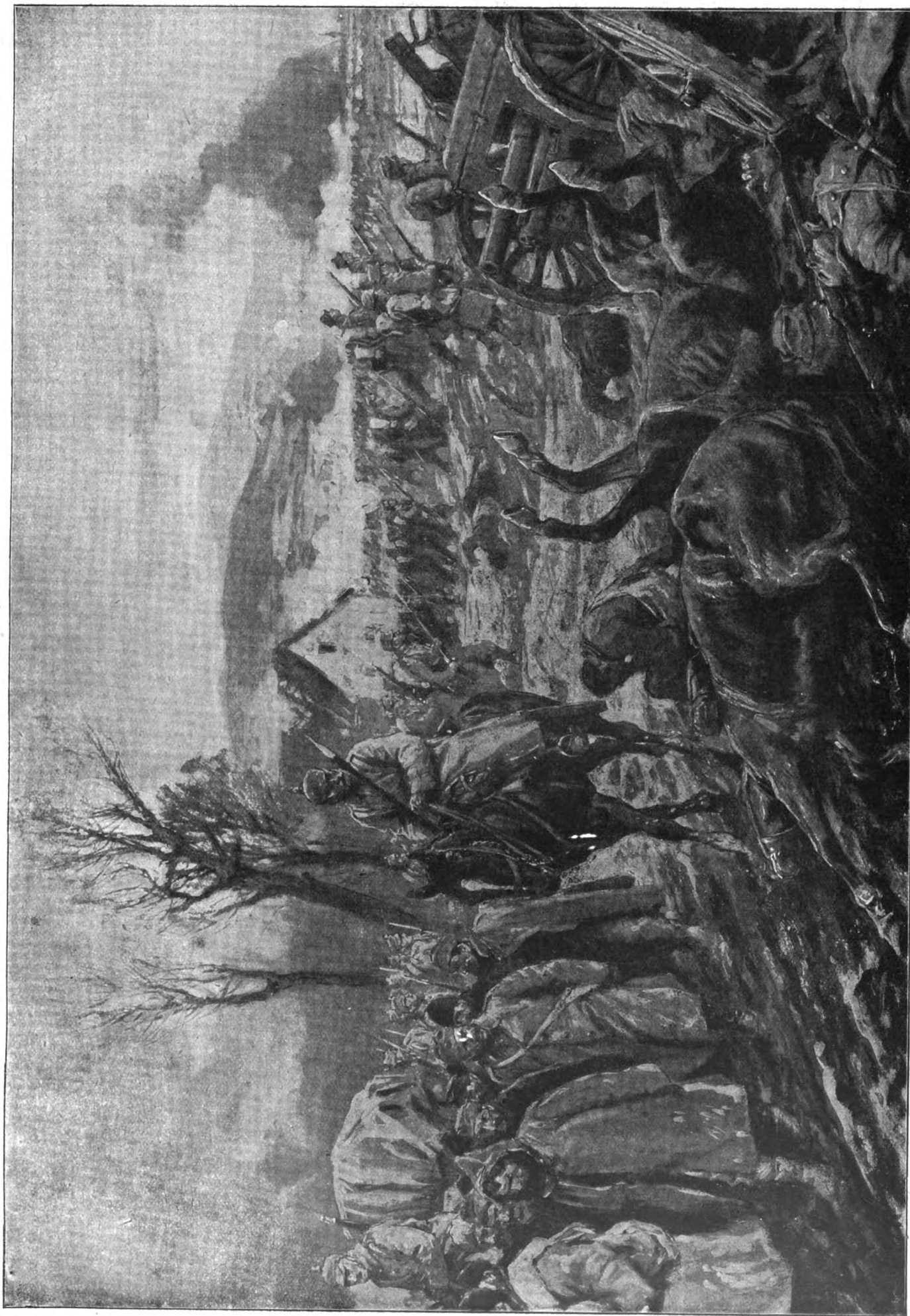
Die Unternehmung Englands und Frankreichs, die den bedrängten Serben Hilfe bringen sollte, ist zu einer Ironie der Weltgeschichte geworden. Gerade die beiden Westmächte, die neben Rußland jede gesunde und natürliche Entwicklung des schwierigen Balkanproblems seit langer Zeit hintertrieben, haben das klägliche Ende ihres Heeres auf dem heißen Boden des Balkans erleben müssen. Die Einbuße an Ansehen, die England und Frankreich erlitt, ist nicht wieder einzubringen. Die Balkanvölker haben aus den Ereignissen gelernt, daß sie sich von westmächtlchen Drohungen nicht mehr einschüchtern zu lassen brauchen. Es hat in England wie in Frankreich einsichtige Menschen gegeben, die das Abenteuerliche der Expedition nach Saloniki und Mazedonien von vornherein erkannten. Auf diese Stimmen hätte um so mehr gehört werden müssen, als über die Ausführung des Unternehmens zwischen den beiderseitigen Generalstäben Meinungsverschiedenheiten bestanden. Die französische Ansicht, daß es mit der „Ehre der Republik“ unvereinbar sei, Serbien in Stich zu lassen, gewann die Oberhand. England entschloß sich nur ungern, seinen Beitrag zu der Expedition in Gestalt einiger Divisionen zu liefern. Beide Mächte übersahen, daß der Zeitpunkt zur Vorbereitung und Ausführung viel zu weit hinausgeschoben war, sie unterschätzten die Schnelligkeit der Operationen der Mittelmächte und Bulgariens, und sie überschätzten die Widerstandskraft des serbischen Heeres. Mit unendlichen Kosten und schwierigen Vorbereitungen setzte sich endlich eine zusammengewürfelte Armee von Saloniki aus in allgemeiner Richtung des Wardartales in Bewegung. Oberbefehlshaber war General Sarrail, der früher, nach den unglücklichen Kämpfen seiner Truppen in den Argonnen, nach dem Orient gewissermaßen verbannt worden war. Unter seinem Kommando standen die englischen Divisionen nicht unmittelbar,

beschränkte sich daher zunächst auf die Abwehr der Expeditionsarmee und erreichte schon mit geringen Kräften die Absperrung der Linie Kocana—Koprulü—Prilep. Französische Vorstöße wurden zahlreich unternommen, aber sie waren kraftlos. Wenn sie sich auch gegen Strumica, Koprulü, Jistip, Prilep richteten, so lastete doch die Hand der Bulgaren überall zu schwer, um sie mühelos beiseite zu schieben. Wohl hätten bei einheitlicher Leitung die Kräfte der Expeditionsarmee wirkungsvoller eingesetzt werden können. Hatte sie sich doch um den 26. November herum auf nicht viel weniger als 200 000 Mann verstärkt, und wenn auch das Ganze ein buntes Gemisch war, so fehlte es doch nicht an den nötigen technischen und materiellen Kräften zu tatkräftiger Kriegsführung. Aber die Engländer hielten sich zurück. Sie fühlten lediglich in das Gebiet des Dojranees vor und kamen erst sehr langsam dazu, die Gefechtsführung mit den Franzosen aufzunehmen. Andererseits befahl General Sarrail nicht so viel Tatkraft, die Fühlung mit den Serben herzustellen. Diese kämpften verzweiflungsvoll am Babunapaz nördlich Prilep und baten unausgesetzt um Munition und Waffen. Aber die Heeresleitung der Expeditionsarmee vergaß ihren Zweck und antwortete den Serben nur, sie könne kein Kriegsmaterial entbehren. Und dabei stand der französische linke Heeresflügel nur wenig über 20 Kilometer von der serbischen Kampflinie entfernt.

Inzwischen verloren die Serben das Umfeld, und die Trümmer ihres Heeres enttamen nach Montenegro und Albanien. Auch dieser Augenblick, den richtigen Entschluß zu fassen, wurde von General Sarrail verpaßt. Als die Bulgaren, die nunmehr Truppen frei bekommen hatten, sich zum Angriff entschlossen, wichen die Franzosen langsam aus ihren festen Stellungen im Flußwinkel der Tscherna und des Wardar. Die zweite bulgarische Armee (General Todoroff) nahm nacheinander Kraljevo, Negotin, Demirkapu, Gradec. Gleichzeitig warf sich ein gewaltiger Stoß bulgarischer Kräfte, aus dem Raume von Strumica nach Süden vorbrechend, auf die Mitte der Stellungen der Expeditionsarmee. Bei Valandovo und Rabrovo wurde der Feind geschlagen und die Engländer zwischen Dojranees und Rabrovo in die Kämpfe verwickelt. Freiwillig konnte ihr Rückzug jetzt nicht mehr

sie waren vielmehr nur lose angegliedert, so daß von einer Einheitlichkeit der Leitung nur unter Vorbehalt gerechnet werden konnte. Der Marsch der Franzosen erreichte schließlich den am Wardar gelegenen Ort Kraljevo. Von dort aus wurden Vortruppen bis nach Gradsko vorgeschickt, wo der Tschernafluß von Süden in den Wardar einmündet. In diesem Flußwinkel fand die französische Vorwärtsbewegung ihr Ende.

Die bulgarische Heeresleitung war um diese Zeit zu dem Entschluß gekommen, die Hauptfächer des strategischen Planes, nämlich die völlige Überwindung des serbischen Heeres, zuerst zu erledigen. Bulgarien



Die Trümmer des serbischen Heeres nach der Schlacht auf dem Amfelsfelde.

Nach einer Originalzeichnung von H. Koloff.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Von den Deutschen gefangen genommene französische Sanitätsoldaten werden von Schweizerischen Truppen durch die Schweiz geleitet, um nach Frankreich zurückzukehren.

ausgeführt werden, sie waren zum Entscheidungskampf oder zur Flucht gezwungen. Man muß anerkennen, daß trotz der sehr ungünstigen Lage ihrer Truppen die Heeresleitung den Abzug dennoch ermöglichte. Die Bulgaren erreichten nicht die Umzinglung und Vernichtung der Expeditionsarmee, aber doch war der 12. Dezember für das bulgarische Volk und seine Armee „von großer historischer Bedeutung“. So stellt ausdrücklich der amtliche bulgarische Bericht fest und begründet seine Ansicht mit der Eroberung der letzten mazedonischen Städte, die sich noch in Händen der Feinde befunden hatten: Dojran, Gergeli und Struga. Von Anfang an hat Bulgarien das Hauptgewicht auf die Besitzergreifung Mazedoniens, soweit es in serbischen Händen war, gelegt. Für Bulgarien war ein gewisses Kriegsziel mit der Flucht der letzten feindlichen Truppen aus Mazedonien erreicht. An der griechischen Grenze machte das bulgarische Heer halt und ließ den Feind, dem Überabkommen mit Griechenland gemäß, nach Saloniki abziehen. Erst die spätere Geschichte des Krieges wird diesen seltsamen Sieg der Politik über das Schwert erschöpfend zu beurteilen vermögen.

Die Verluste der Engländer und Franzosen müssen als schwer bezeichnet werden. Es handelt sich hauptsächlich um blutige Verluste, während die Zahlen der Gefangenen da-

und Franzosen zusammen, so werden sie wahrscheinlich die Zahl von 80 000 Mann erreichen. Bedenkt man, daß die kämpfende Masse des Expeditionsheeres aus 170 000 Mann bestand, so ergibt sich, welch großer Prozentsatz der Armee das hoffnungsloseste Unternehmen, das je durch einen Überseetransport ausgeführt wurde, mit dem Leben büßen mußte.

Deutscher Einspruch gegen die französische Kriegführung.

(Hierzu die Bilder Seite 58 und 59.)

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß wir die Gefangenen, die wir unseren Feinden abgenommen haben, angemessen verpflegen und überhaupt menschenfreundlich behandeln. Wie völlig unparteiische Beurteiler unserem Verhalten gegen die Gefangenen die höchste Anerkennung zollen, dafür sei als Zeugnis eine Bemerkung aus einem Schreiben des berühmten schwedischen Forschungsreisenden Sven Hedin wiedergegeben, der geraume Zeit an der deutschen Westfront gewilt hat. In dem Schreiben, das in dem „Svenska Dagbladet“ veröffentlicht wurde, heißt es: „In entgegengesetzter Richtung, von der Front nach Deutschland, geht ein gewaltiger Strom, das sind die Verwundeten, die ihrem Lande gerettet werden sollen, und das sind auch die Gefangenen. Ich habe gesehen, wie sie behandelt werden, und ich habe mit mehreren hundert französischen Gefangenen gesprochen. Ohne Ausnahme reden sie mit Dankbarkeit von der milden und menschlichen Behandlung, die sie genießen; sie erhalten dieselbe kräftige, warme Nahrung wie die Deutschen. Diese menschliche Behandlung hat großes Erstaunen unter den französischen Soldaten hervorgerufen; sie hatten etwas ganz anderes erwartet ...“

Mit der größten Rücksicht wird ferner von deutscher Seite gegen das feindliche Sanitätspersonal verfahren. Ärzte und Krankenpfleger französischer Lazarette sind in Orten, die von unseren



Phot. Vereingde Foto Bureau, Amsterdam.
Deutsche Soldaten vom Roten Kreuz, die von den Belgiern gefangen genommen wurden.

Truppen besetzt wurden, in der Ausübung ihres Berufes nicht im mindesten gestört worden, und soweit sich ihre Abführung in die Gefangenschaft nötig machte, ist ihnen später die Rückkehr über die Schweiz nach Frankreich gestattet worden (siehe Bild Seite 58 oben).

Dagegen haben sich die Franzosen die größten Ausschreitungen zuschulden kommen lassen. Die deutsche Regierung hat sich infolgedessen gezwungen gesehen, gegen die Verletzungen der Genfer Konvention, nach der die Verwundeten und Kranken des feindlichen Heeres genau so wie diejenigen des eigenen Heeres zu achten und zu versorgen sind, ferner Ärzte, Krankenpfleger und Lazarette unangetastet bleiben sollen, entrüsteten Einspruch zu erheben und von den bisher amtlich festgestellten Fällen den neutralen Mächten und der französischen Regierung Kenntnis zu geben.

Von den unerhörten Verstößen gegen das Völkerrecht, die französische Truppen und Freischärler begangen haben, seien auf Grund der in der deutschen Denkschrift mitgeteilten Belege einige angeführt.

Vor der militärgerichtlichen Untersuchungskommission



Phot. A. Grohs, Berlin.
Eine Gruppe in deutscher Gefangenschaft befindlicher Soldaten vor ihren Baracken.

sagte der Jäger zu Pferde Meviken vom Jägerregiment zu Pferde Nr. 7 unter seinem Eide aus: „Nach dem Gefecht gegen die drei französischen Eskadronen, etwa 10 Kilometer südwestlich von Arlons auf belgischem Gebiet, hatte ich mich in der Nacht in einem Strohdieken versteckt. Von meinem Versteck aus habe ich gesehen, wie die Franzosen verwundete deutsche, noch lebende Jäger zu Pferde mit ihren Lanzen erstachen. Ich sah sie in der hellen Nacht auf dem Gefechtsfeld umhergehen und hier und da sich bewegende daliegende Jäger zu Pferde erstechen. Einmal richtete sich ein Jäger über sein Pferd auf, er wurde so gleich erstochen.“

Ein anderer Augen- und Ohrenzeuge bekundet folgende Tatsachen, die er während seiner Gefangenschaft in französischen Händen wahrgenommen hat:

„Am Bahnhof Chateau-Thierry traf ich ungefähr 300 Gefangene. Es waren fast nur Verwundete oder Kranke. Als die Franzosen in Chateau-Thierry einrückten, gingen sie in die Spitäler und Lazarette, wo

sich deutsche Verwundete befanden; sie untersuchten deren Kleider und nahmen für sich, was ihnen beliebte, insbe-



Phot. A. Grohs, Berlin.
Leben und Treiben der Gefangenen des großen internationalen Gefangenenlagers zu Königsbrück (Königreich Sachsen).

sondere Geld und Uhren. Wir wurden in einem offenen Güterschuppen untergebracht, der den etwa 300 Gefangenen einen Raum ungefähr von 5 bis 7 Meter Breite und 10 bis 12 Meter Länge bot. Die eine Seite des Schuppens war ganz offen; die anderen Seiten hatten solche Öffnungen, daß Wind und Wetter freien Zutritt hatten. Es regnete und stürmte. Die Verwundeten lagen Tag und Nacht auf dem Steinboden, der nur stellenweise mit einer dünnen, ganz zerknickten Strohschicht bedeckt war. Die meisten Verwundeten hatten keine Mäntel, einzelne auch keine Kopfbedeckung. Es befanden sich in dem Schuppen zwei bessere Stellen, die mehr gegen die Witterung geschützt waren und auch mehr Stroh enthielten. Die Verwundeten wurden am Abend von denselben zurückgewiesen, die Aufseher nahmen sie für sich.

Unsere Nahrung am Bahnhof bestand in altem, verschimmeltem Kommissbrot. Die Schimmelsäden zogen sich meist quer durch das ganze Brot. Ebenso schlimm war es mit der Pflege der Wunden der Gefangenen bestellt. Viele hatten seit acht Tagen ihren Verband nicht mehr erneuert erhalten. Mehrere baten darum am Sonntagmorgen, es sei unbedingt nötig. Es wurde abgeschlagen. Erst am Sonntagabend hieß es: bloß die Schwerverwundeten, die den Verband notwendig erneuert haben müssen, können sich melden. Sie wurden dann zu den deutschen Ärzten geführt, die sich noch in Chateau-Thierry befanden. Diese mußten dann drei zurückbehalten zu einer sofortigen Operation wegen ausgesprochener Lebensgefahr.

Hieran möchte ich noch einige Einzelheiten knüpfen: Am Bahnhof in Chateau-Thierry sah ich einen französischen Soldaten, der eine Birne schälte und die Schalen auf den Boden warf. Ein Verwundeter bittet ihn durch ein Zeichen mit dem Finger um die Erlaubnis, die Schalen zu nehmen. Da tritt der Franzose die Schale noch zuerst mit seinem schmutzigen Schuh, dann durfte der Deutsche sie aufnehmen, um sie heißhungrig zu verschlingen. Ein anderes Mal warf ein Franzose ein Stück Brot weg. Es fiel in die Nähe der Verwundeten. Da stieß ein anderer Franzose es mit seinem Fuß so weit weg, daß die Verwundeten es nicht mehr erreichen konnten. Einmal habe ich gesehen, wie ein französischer Gendarm einen Gefangenen mit Füßen trat. Es war auf dem Wege von Esternay nach Sezanne."

Kriegsopferstöcke.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das obige Bild.)

Die ernststen vorausschauenden Worte der Dezemberreden unseres Reichschatzsekretärs Dr. Helfferich, die auch nach Kriegsende noch oft angeführt werden dürften, haben denen, die auf einen Ausgleich der Kriegsausgaben durch Kriegsentschädigungen hofften, gezeigt, daß auch ein siegreicher Krieg noch lange wirtschaftliche sowie pekuniäre Sorgen nach sich ziehen wird.

Kein bisheriger Krieg rief solche Massenheere unter die Waffen wie der jetzige Weltkrieg. Entsprechend den gesteigerten Geschöpfungswirkungen haben alle beteiligten Völker große Totenopfer bringen müssen. Weit größer ist jedoch die Zahl der Kämpfer, die der Kriegsdienst zu Krüppeln werden ließ oder die infolge der Überanstrengung zeitlebens

an schweren inneren Krankheiten zu tragen haben. — Wenn sich auch der Staat dieser Unglücklichen nach Kräften annehmen wird, wenn sich auch schon jetzt Vereine mit namhaften Mitteln das Ziel gesteckt haben, die Invaliden durch Zurückführung in ihren alten Beruf oder durch Anleitung zu neuen Lebensstellungen der menschlichen Gesellschaft als würdige Glieder zu erhalten, so bleibt doch der privaten Opferwilligkeit ein weites Gebiet offen. Wie wollten wir es vor Kind und Kindeskindern verantworten, in Kriegszeiten daheim hinter dem warmen Ofen zu sitzen und deutsche Soldaten, die für uns froren,

darbten, kämpften, uns die Heimat und unseren Besitz erhielten, nicht freigebig zu unterstützen, nachdem sie letzten Endes durch uns um ihr Glück und ihre Arbeit kamen!

Die Wohltätigkeit gegen unsere Kriegsinvaliden ist eine nationale Pflicht. Nur über die Art und Weise des Zusammenbringens von Privatmitteln könnte es getrennte Meinungen geben. In neuester Zeit, nachdem die Benagelung von hölzernen Rittern, Schilden, Kreuzen und Stammtischplatten den Reiz der Neuheit schon etwas verloren hat, tauchen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands fast gleichzeitig Anregungen auf, zur Errichtung von schlichten, zweckentsprechenden Kriegsopferstöcken. Nachdem sie das im Kriege darniederliegende Kunstgewerbe neu belebt haben, sollen diese Kriegsopferstöcke vornehmlich in öffentlichen Gebäuden, in Kirchen, Ausstellungen und Vorhallen, die einem größeren Verkehr dienen, Aufstellung finden, wie es zum Beispiel mit dem hier abgebildeten der Fall ist, der von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart auf die Anregung des Landesauschusses als erster gestiftet wurde und seinen Platz in der Vorhalle des Gebäudes erhalten hat. Diese Aufstellung soll nicht nur eine vorübergehende, sondern eine dauernde Betätigung der Hilfsbereitschaft unseres Volkes für Kriegsschäden ermöglichen und auch nach Friedensschluß die Erinnerung an die schweren Opfer, die Kriegsbeschädigte, Invaliden, Witwen und Waisen dem Vaterlande im Kampf um Sein oder Nichtsein gebracht haben, wach halten.

Zweimal im Jahr wird man die in Privatgebäuden aufgestellten Kriegsopferstöcke auf die Straße stellen, um auch die Vorübergehenden an ihre Pflicht zu erinnern.

Einmal wird es an einem Tage sein, der sich jetzt noch nicht bestimmen läßt, an einem Sieges- und Freudentage, wie es bisher Sedan war. Das andere Mal sollen sie am Weihnachtstage Nacht halten. Die gesammelten Mittel fließen in einer Stelle im Lande zu. In Württemberg ist das die „Kriegsopferstocksammlung“, die zur Verfügung des Ministeriums des Innern steht.

Nicht nur Behörden, Verwaltungen und Gemeinden, sondern auch Gesellschaften, Vereinen und Privatpersonen, Gutsbesitzer und Kirchenpfleger bietet die Stiftung eines Kriegsopferstockes, der sich durch Symbole sowie durch Schrift und Wort von den bisher in Kirchen gebräuchlichen Opferstöcken unterscheidet, günstige Gelegenheit, ihren Opfer Sinn zu betätigen und ihren Namen zu Ehren zu bringen. Die stete Erinnerung der Allgemeinheit an ihre sittliche Verpflichtung zur Opferwilligkeit durch gestiftete Kriegsopferstöcke wird viele vom Weltkrieg geschlagene Wunden heilen, viele um seine Opfer fließende Tränen trocknen und dadurch von segensreichster Wirkung sein.



Kriegsopferstock in der Vorhalle zu den Geschäftsräumen der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nach einem Entwurf von Rudolf Stöcker.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Der rasche Vorstoß des englischen Generals Townshend gegen Mesopotamien war nur ein Glied einer groß angelegten Angriffsbewegung, die seit Monaten aufs eifrigste vorbereitet worden war. Gleichzeitig mit dem englischen Vorstoß auf Nordmesopotamien sollten nämlich die Russen über die Kaukasusgrenze in das türkische Armenien einfallen und außerdem durch den östlichen Teil der persischen Provinz Aserbeidschan in der Gegend des Urmiassees bis Mosul am oberen Tigris vordringen (siehe die Karte Band II Seite 302). Dort wollte sich Townshend nach dem erhofften Gelingen seines Vormarsches auf Bagdad und über dieses hinaus mit den Russen vereinigen. Im englischen Plane lag ferner die Entfesselung eines Armenieraufstandes. Dafür konnte in jenen Gegenden die Spannung zwischen Kurden und Armeniern vorteilhaft ausgenutzt werden. Die Kurden sind Mohammedaner, die Armenier gregorianische Christen. Jene sind ein Hirten- und Jägervolk, während die Armenier Ackerbau, Gewerbe und besonders Handel treiben. Infolgedessen sind die Kurden beim Kauf und Verkauf von Gebrauchsgegenständen und Erzeugnissen der Viehzucht auf die Armenier angewiesen, die den gesamten Handel Kurdistans vollständig in Händen haben und als das schacherlichste Handelsvolk der Erde, das sie sind, die Kurden weidlich auszubuten pflegen. Aus diesen Verhältnissen ist mit der Zeit erbitterte Feindschaft zwischen den beiden Stämmen entstanden, die schon häufig dazu geführt hat, daß armenische Niederlassungen von Kurden überfallen und

ausgeplündert und die Bewohner niedergemetzelt wurden. — Durch ihre Niederlage bei Ktesiphon (siehe Seite 30) war es den Engländern unmöglich geworden, den geplanten Armenieraufstand ins Leben zu rufen. Aber auch die Russen hatten bei ihrem Vorstoß gegen Persien keinerlei Erfolg zu verzeichnen. Seitens der armenischen Bevölkerung fanden sie keine Unterstützung, da deren Aufstandsgelüste von der türkischen Regierung durch strenge Gegenmaßnahmen niedergehalten wurden. Auch nach dem Eintreffen des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch wollte die Unternehmung gegen Persien nicht recht in Fluß kommen, trotz des günstigen Umstands, daß die Russen Nordpersien schon seit Jahren besetzt hielten, angeblich zum Schutz gegen Unruhen, in Wahrheit aber in der Absicht, ohne jeden Rechtsgrund nach und nach von dem ganzen Lande gewaltsam Besitz zu ergreifen. Der Großfürst hatte den Vormarsch russischer Truppen von Kaswin auf die Hauptstadt Teheran (siehe die Karte Seite 62) befohlen, in der Absicht, das neuberufene, aus angesehenen persischen Patrioten bestehende Ministerium zu stürzen und den Russenfreund Ferma wieder ans Ruder zu bringen. Der Vormarsch wurde aber anfangs durch verschiedene Zwischenfälle aufgehalten. So überschritten bewaffnete Perser im letzten Drittel des Novembers bei Buschkinkoje die russische Grenze (siehe Bild Seite 64/65), bemächtigten sich eines militärischen Weizentransports von zwanzig Wagen, nahmen die militärische Begleitmannschaft gefangen oder töteten sie und brachten ihre Beute über die Grenze



Phot. G. b. Naad, Jerusalem.

Die Einweihung der wichtigen Eisenbahnstation Birseba an dem gegenwärtigen Endpunkte der im Anschluß an die Bagdad- und die Hedjazbahn durch das Heilige Land bis in die Wüste südlich von Gaza geführten Bahnlinie, in Gegenwart von Djemal Pascha und anderen hohen Offizieren und Beamten, deutschen und österreichisch-ungarischen Konsuln.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
IV. Band.



Karte von Westasien (Persien und Afghanistan). Anschluß an die Karte von den Kaukasusländern und Mesopotamien in Band II Seite 302.

nach Persien. Ferner griffen türkisch-kurdische Banden die Russen südlich vom Aralsee in der Gegend von Kala Sewa an. Auch an verschiedenen Punkten der übrigen Front hatten sich diese heftiger Angriffe irregulärer Truppen zu erwehren, die ihnen trotz geringer Zahl dank ihrer großen Verwegenheit manchen Abbruch taten. Immerhin waren die Russen am 27. November in Engi-Imam, 60 Kilometer nordöstlich von Teheran, angelangt und standen kurz darauf schon in Keredj, das nur noch 30 Kilometer von Teheran entfernt ist.

Die völlig überraschte persische Regierung entschloß sich, vor der russischen Gewalt zu weichen, und verlegte ihren Sitz nach der etwas südlicher gelegenen Stadt Rum. Der Schah selbst war zwar nach wie vor zum Frieden geneigt und verblieb auch, als die Russen baldigen Abzug in Aussicht stellten, in Teheran. Der persische Kriegsminister Sipehkar Azam unterbreitete dem Parlament einen Gesetzentwurf, nach dem die Militärdienstpflicht auf alle Stände ausgedehnt wurde und im ersten Jahre 75 000 Mann Infanterie und 5000 Reiter ins Feld gestellt werden sollten. Persien, das bisher noch kein stehendes Heer besaß, bekam nun Aussicht auf ein solches. Diese Maßnahme zeigte, daß das früher dem russischen und englischen Übergewicht gegenüber stark daniederliegende Selbstvertrauen der persischen Regierung sich zu heben begann, und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese veränderte Haltung wesentlich auf die Kunde von den Siegen der Mittelmächte und der Türkei

zurückzuführen war. Persische, mit Artillerie und Maschinengewehren ausgerüstete Gendarmerie kämpfte im Verein mit einer türkisch-deutschen Abteilung am 9. Dezember halbwegs der Straße Hamadan—Teheran nicht ohne Erfolg gegen die Russen. Teheran selbst wurde besetzt. Ferner bot die Regierung die Kadischarenstämme auf, die sich auch sofort zum Schutze der Hauptstadt auf den Weg machten. Die Verkündung des Heiligen Krieges rief auch die Bachtjaren, Luren, Manguren und andere kriegstüchtige und vorzüglich berittene Kurdenstämme zum Kampfe auf. Alles das setzte die persische Regierung in den Stand, russischer und englischer Annäherung mit Festigkeit entgegenzutreten.

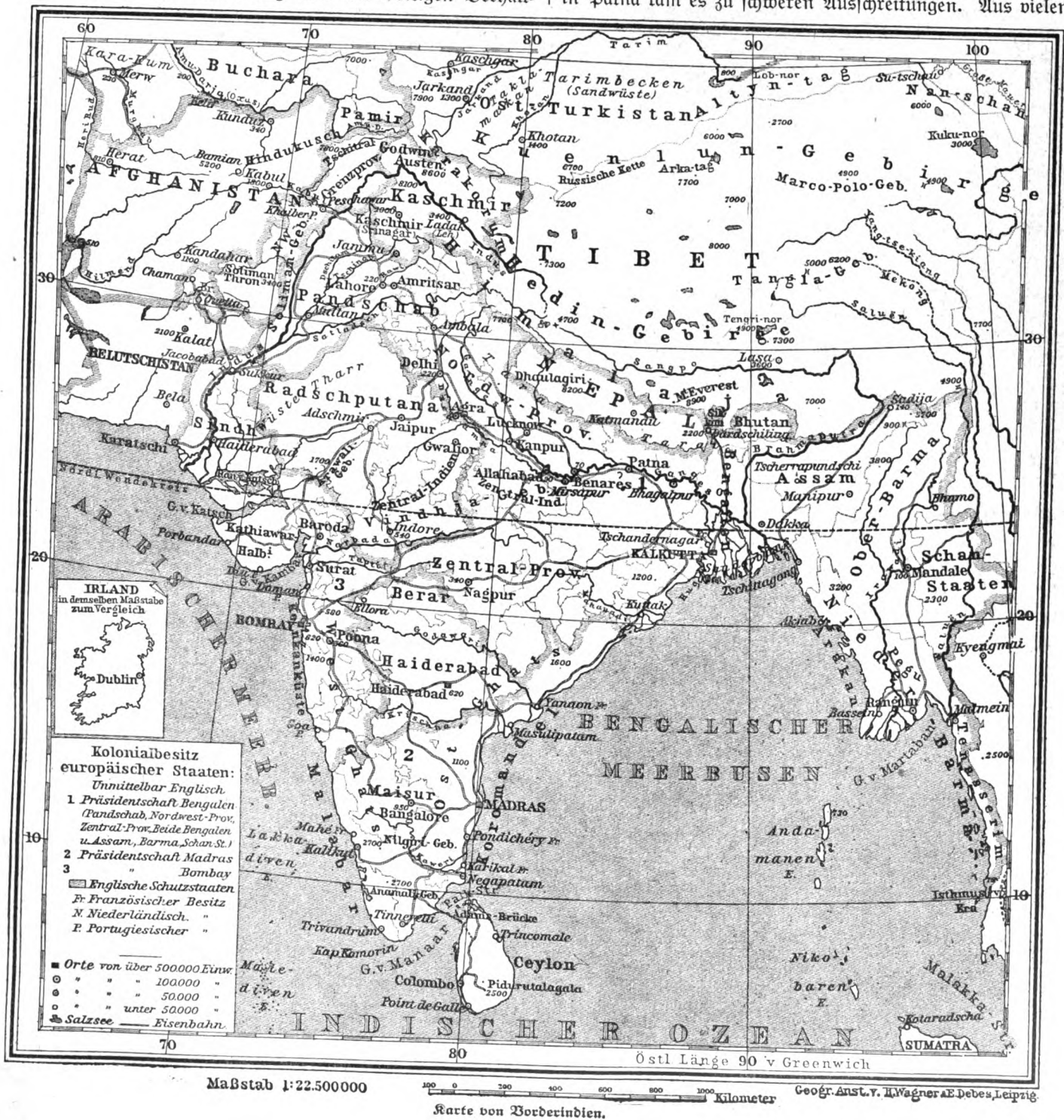
Dies bewies sie sogleich gegenüber einem englischen Ultimatum, das von Persien mit der Geltendmachung folgender eigener Forderungen an Rußland und England beantwortet wurde: Freie Schifffahrt, eine eigene Flotte auf dem Kaspisee und in der Perserbucht, Anerkennung der persischen Souveränität über die Insel Bahrein (siehe die obensiehende Karte), Grenzberichtigung bei Beludschistan und Snistan, Prüfung des Vertrages von Turkmantschnit, Aufhebung der englisch-französischen Post- und Telegraphenämter innerhalb Monatsfrist, endlich Abbruch der unmittelbaren Verbindung Englands mit den Scheichs der nahe der Persischen Bucht wohnenden Stämme. Besonders der letzte Punkt zeugte insofern von politischer Einsicht, als den Engländern nur mit Hilfe oder wenigstens mit Dub-

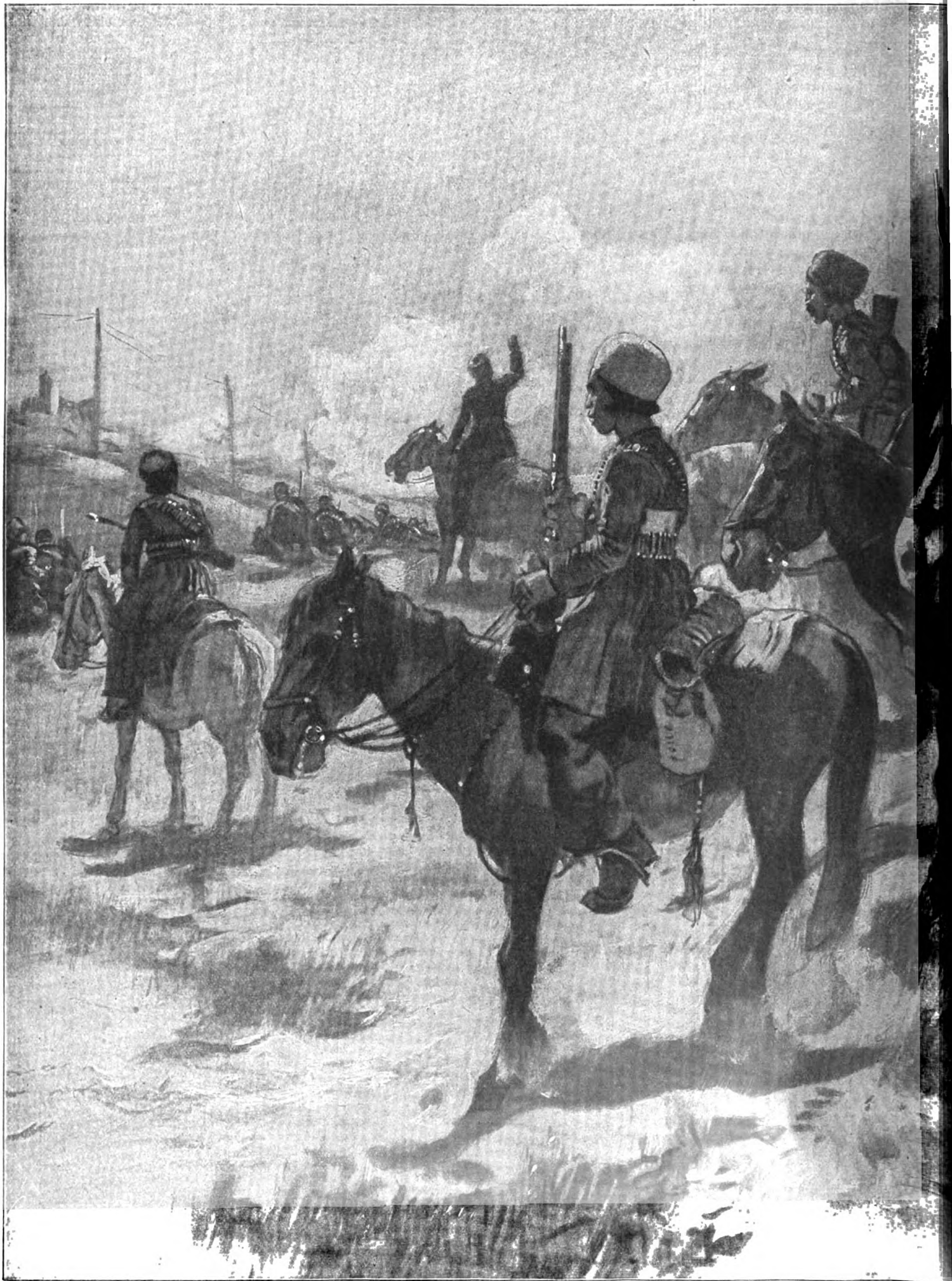
ding dieser Scheichs das Verbleiben in den südpersischen Küstenstrichen möglich gewesen war, das ihren Vorstoß an der Front wesentlich begünstigt hatte. Die Regierung ließ durchblicken, daß sie Persiens Neutralität von der Erfüllung dieser Forderungen abhängig mache. England mußte also damit rechnen, sehr bald einen neuen Gegner auftreten zu sehen, der zugleich imstande war, seinen Absichten auch militärisch Gewicht zu verleihen.

Das war um so gefährlicher für England, als Persien im Osten einen Nachbar hat, der seit Jahrzehnten auf Englands Untergang hofft: Afghanistan. Dieses Land mußte wegen seines Angrenzens an Indien seit jeher mit der Eroberungssucht Englands rechnen. Zur Sicherung gegen diese Gefahr hatte der Emir von Afghanistan ein verhältnismäßig außerordentlich starkes, nach neuzeitlichen Grundsätzen ausgebildetes Heer zu schaffen verstanden. Afghanistan kann jederzeit 200 000 Mann ins Feld schicken, ist also sehr wohl in der Lage, in eine gegen England gerichtete Unternehmung mit Nachdruck einzugreifen.

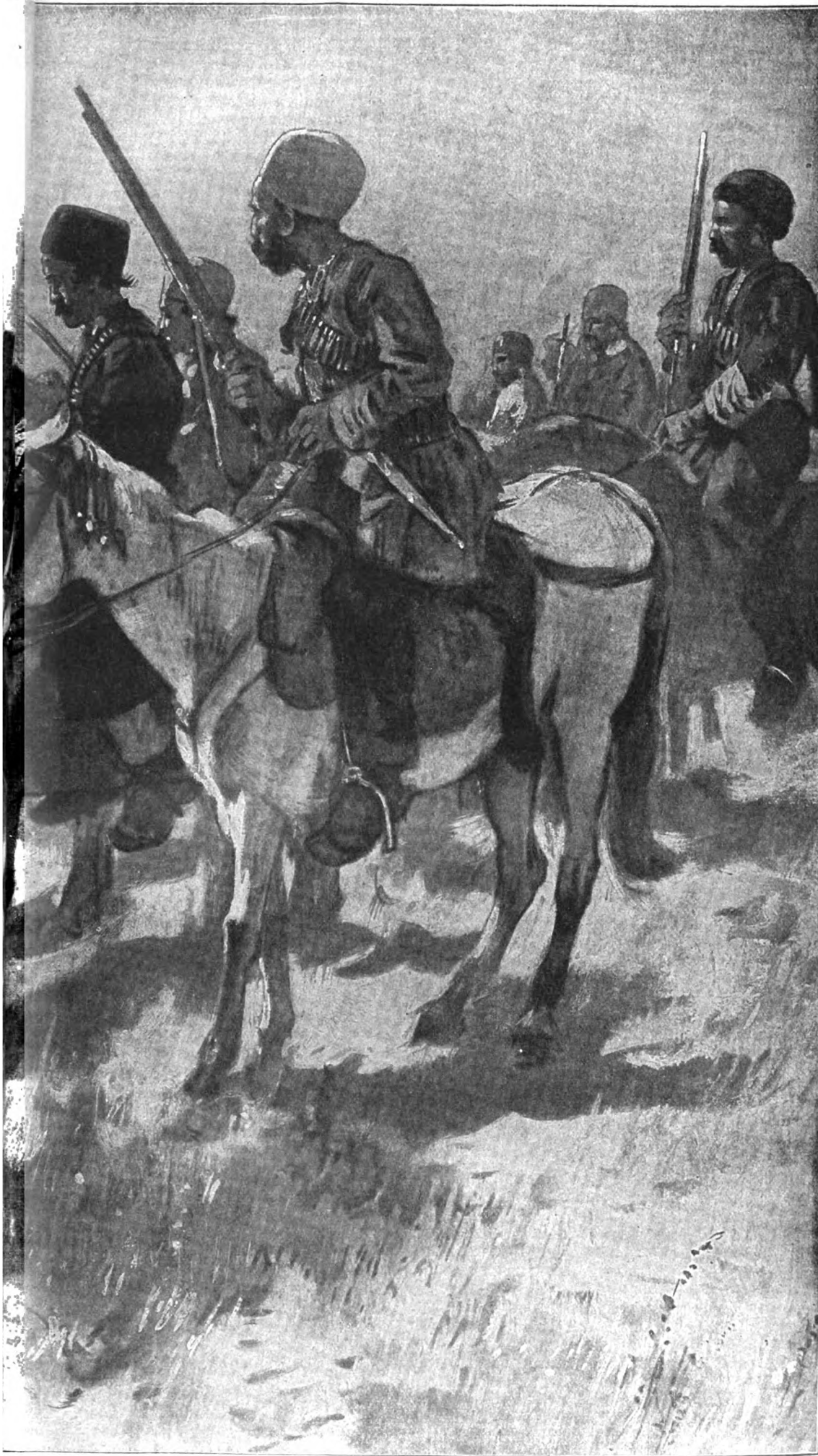
In Indien (vgl. hierzu die untenstehende Karte) war der Kampf gegen die englische Herrschaft immer schärfer geworden. Darüber konnte ungeachtet des englischen Bestrebens, keinerlei Mitteilung über die dortigen Verhält-

nisse durchsichern zu lassen, kein Zweifel mehr bestehen. Trotz der großen Ausdehnung dieses Gebietes, die für eine organisierte Aufstandsbewegung ein schweres Hindernis bildet, mehrten sich die Anzeichen, daß in allen politisch befähigten Köpfen Indiens der Gedanke, die englische Gewaltherrschaft abzuschütteln, mehr und mehr an Raum gewann. — Mitte November kamen zuverlässige Nachrichten nach Deutschland, daß ein holländischer Dampfer unerwartet Bombay nicht anlaufen durfte, weil dort schwere Unruhen herrschten, infolge deren ein Teil der wertvollen Hafenanlagen in Brand geraten war. Auch in Madras kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen Einheimischen und australischen Truppen. Zu Aufständen größeren Umfangs kam es ferner in Nagpur, Mahabad und Mirsapur, wo versucht wurde, den Ausmarsch einheimischer Truppen zu verhindern. In Mirsapur ging ein ganzes Regiment von Sikhs zu den Aufständischen über; dabei entspann sich zwischen den Meuterern und den regierungstreuen Truppen ein heftiger Straßkampf, in dem letztere in die Flucht geschlagen wurden, während sich die Aufständischen in den Besitz der Kasernen und Arsenale zu setzen vermochten und den Bahnhof und die Bahnlinien zerstörten. Auch in Patna kam es zu schweren Ausschreitungen. Aus vielen





Bewaffnete Perser überschreiten die russische Grenze. Na



ner Originalzeichnung von Max Tilke.

Teilen Innerindiens flüchtete die englische Bevölkerung in Massen nach den großen Küstenstädten, weil diese durch die Möglichkeit schneller Heranziehung australischer Truppen größeren Schutz versprachen als das Innere des Landes.

Die Seele der Bewegung war der Radja von Bhagalpur, der einzige Vasallenfürst Indiens, der vor einigen Jahren den Mut gehabt hatte, der Kaiserkrönung in Delhi fernzubleiben. Vermöge seines ungeheuren Reichtums ist er imstande, ein Heer von mindestens 30 000 Mann aufzustellen, deren Bewaffnung keine Schwierigkeit machen dürfte, da der Radja seit vielen Jahren den Waffenschmuggel planvoll begünstigt hat. Auch die Moplah, ein Stamm an der Westküste Indiens, sollen sich an Aufständen beteiligt haben. Zur Stimmung in Indien erfuhr man sogar aus Reuterberichten zu Anfang Januar 1916 einige für die Mittelmächte hoffnungsvoll lautende Tatsachen. Der indische Nationalkongreß lehnte den Antrag der bekannten Theosophin Annie Besant zur Gründung eines indischen Homerulebundes zugunsten der indischen Selbstverwaltung gegen den heftigen Widerspruch einer Minderheit ab, der der jüngere Teil der indischen Politiker angehörte. Der indische Nationalkongreß ist eine von England überwachte und unterstützte Vereinigung. Selbst hier also, unter den Augen der englischen Regierung, fand das Streben nach Befreiung von der englischen Herrschaft unverkennbaren Ausdruck. Ähnliches ereignete sich auf der Tagung des Morlenbundes, einer mohammedanischen Vereinigung in Indien, wo der Präsident für die Selbstregierung, allerdings unter britischer Führung, als die einzig mögliche Regierungsform eintrat. — Die Erklärung des Heiligen Krieges hatte bis zum Ende des Jahres 1915 zwar noch nicht zu einem allindischen Befreiungskampf geführt, aber doch Zustände gezeitigt, die die im englischen Oberhause laut gewordenen Friedensstimmen verständlich erscheinen ließen; offenbar lag ihnen der Gedanke zugrunde, daß man in Europa die Hände frei bekommen müsse, um Indien für England zu retten.

Als Erbe Englands in Asien hatte sich schon Japan gemeldet. Die Pläne der Alljapaner, die in dem Worte gipfeln: Asien den Asiaten, erstreckten sich auch auf Indien. Bei dieser Auffassung ist es nicht zu verwundern, wenn das immer wieder auftauchende Verlangen Englands nach japanischer Hilfe durch Baron Kato, den früheren japanischen Minister des Auswärtigen, eine sehr entschiedene Ablehnung erfuhr. Dieser vertrat den Standpunkt, daß Japan im Weltkriege seine Schuldigkeit schon getan habe und die Verbündeten nun selbst zusehen müßten, wie sie fertig werden. Nach Europa, das in



General Botha im Gespräch mit dem Bürgermeister von Windhuak bei Übergabe der Stadt. Phot. Berl. Illustrat.-Bef. m. v. v.

Sprache, Sitte, Rasse und Weltanschauung den Japanern völlig fremd sei, dürften diese keine Truppen senden. Auch würden 100 000 Japaner in Europa wenig nützen, wenn nicht einmal die Verbündeten mit ihren Millionen Soldaten siegen könnten. Selbst wenn die Mittelmächte ihre Kraft nicht bis ins Endlose steigern könnten, so hätten sie doch der Welt gezeigt, daß sie allen ihren Feinden weit überlegen seien. So hat ein früherer Freund Englands — denn das ist Baron Rato — seine Ansichten gewandelt. Aber Rußland äußerte er sich dahin, daß die Japaner zwar zu Waffenlieferungen für Rußland bereit gewesen seien, daß es aber ganz unmöglich sei, die gewaltig anwachsenden Wünsche Rußlands zu befriedigen.

Der Riesengewinn Japans aus den Lieferungen für Rußland hatte neben den politischen auch finanzielle Gegensätze zu England im Gefolge. Dieses hatte Rußland in der Weise unterstützt, daß es den Gegenwert der japanischen Waffenlieferungen dem Londoner Guthaben Japans gutbrachte, wodurch dessen Betrag auf über 620 Millionen Mark anwuchs. Für einen großen Teil dieses Guthabens verlangte der japanische Finanzminister die Überführung nach Japan mit der Begründung, daß ein den Fährlichkeiten des Krieges so stark ausgelegter Platz wie London kein geeigneter Aufbewahrungsort für das japanische Gold sei. Es wurden daraufhin aber nur 40 Millionen Mark nach Tokio verschifft, während die Überweisung weiterer Summen unter Hinweis auf die deutsche Unterseebootgefahr abgelehnt wurde. Der wahre Grund für das Verhalten Englands war aber die Abneigung, die wirtschaftliche Lage Japans durch Goldzufuhr zu stärken. England sah in diesem seinem Verbündeten nicht ohne Grund den Mitbewerber um die Märkte im fernen Osten. Hatten sich doch die Japaner nicht nur dem russischen und dem sibirischen Märkte zugewandt, sie bemühten sich auch schon um die Eroberung des südamerikanischen Marktes, wie sie auch eifrig den australischen und sogar den indischen Handel an sich zu reißen suchten. Die Japaner ließen sich die Zurückhaltung ihres Goldes durch England aber nicht gefallen, machten vielmehr die Weiterlieferung von Waffen und Kriegsgerät an Rußland davon abhängig, daß sie künftig nicht mehr in London, sondern in New York oder in Tokio selbst bezahlt würden. Militärische Hilfeleistung lehnten sie unbedingt ab, was um so verständlicher war, als Japan sich im Hinblick auf die Entwicklung der Dinge im Osten — Wiederherstellung der Monarchie in China — die Hände frei halten mußte.

* * *

Im Zusammenhang mit dem Heiligen Kriege steht insofern der Kampf in den Kolonien, als deren Bevölkerung von zahlreichen Mohammedanern durchsetzt ist, die von dem Kampfe ihrer Glaubensgenossen unmöglich unberührt bleiben konnten. Vielfach haben sie an der Verteidigung der deutschen Kolonien mit bewaffneter Hand teilgenommen, zum mindesten aber machten sie sich der deutschen Sache bei jeder Gelegenheit durch Nachrichtenermittlung nützlich. Namentlich die Tausende von Mohammedanern, die unter der Bevölkerung Ostafrikas leben, haben den Deutschen dadurch unschätzbare Dienste geleistet, daß sie ihnen auf geheimsten Wegen sichere Nachrichten über englische oder belgische Truppenbewegungen zutragen. Einzel-

heiten aus dem Feldzuge an den Grenzen Deutsch-Ostafrikas wurden nicht bekannt, wohl aber erfuhr man im allgemeinen, daß die deutsche Sache in Ostafrika im Fortschreiten war. Die Engländer sahen sich dadurch veranlaßt, sogar die Buren zum Kampfe gegen Deutsch-Ostafrika aufzubieten. Am 22. November 1915 leitete der Burengeneral Smuts, ein Gefinnungsgenosse Bothas, über dessen Verrat Band I Seite 226 berichtet wurde (siehe auch das Bild auf dieser Seite), die englische Werbung durch eine Rede in der Stadthalle in Kapstadt ein. Ihm schien es ein leichtes, die nötigen Leute zusammenzubringen, was indessen nur zeigt, wie sehr er die Gefinnung eines großen Teiles des Burenvolks verkannte.

Diese zeigte sich unter anderem in Briefen selbständig denkender Buren, die sich über die Zustände in Deutsch-Südwest in scharfem Tadel ergingen. Das Vorgehen der Engländer in der eroberten Kolonie war weniger eines Kulturvolkes als einer Räuberbande würdig. Ganz wie eine solche plünderten und zerstörten sie, wo immer sich Gelegenheit dazu bot. Man beraubte sogar die Frauen der Deutschen ihrer Kleidung und schickte sie nach Kapstadt, wo englische Soldatenfrauen mit dieser Beute Staat machten. Auf solche Weise fast alles zum Leben Nötigen beraubt, gerieten die Deutschen in Südwest bald in die größte Not.

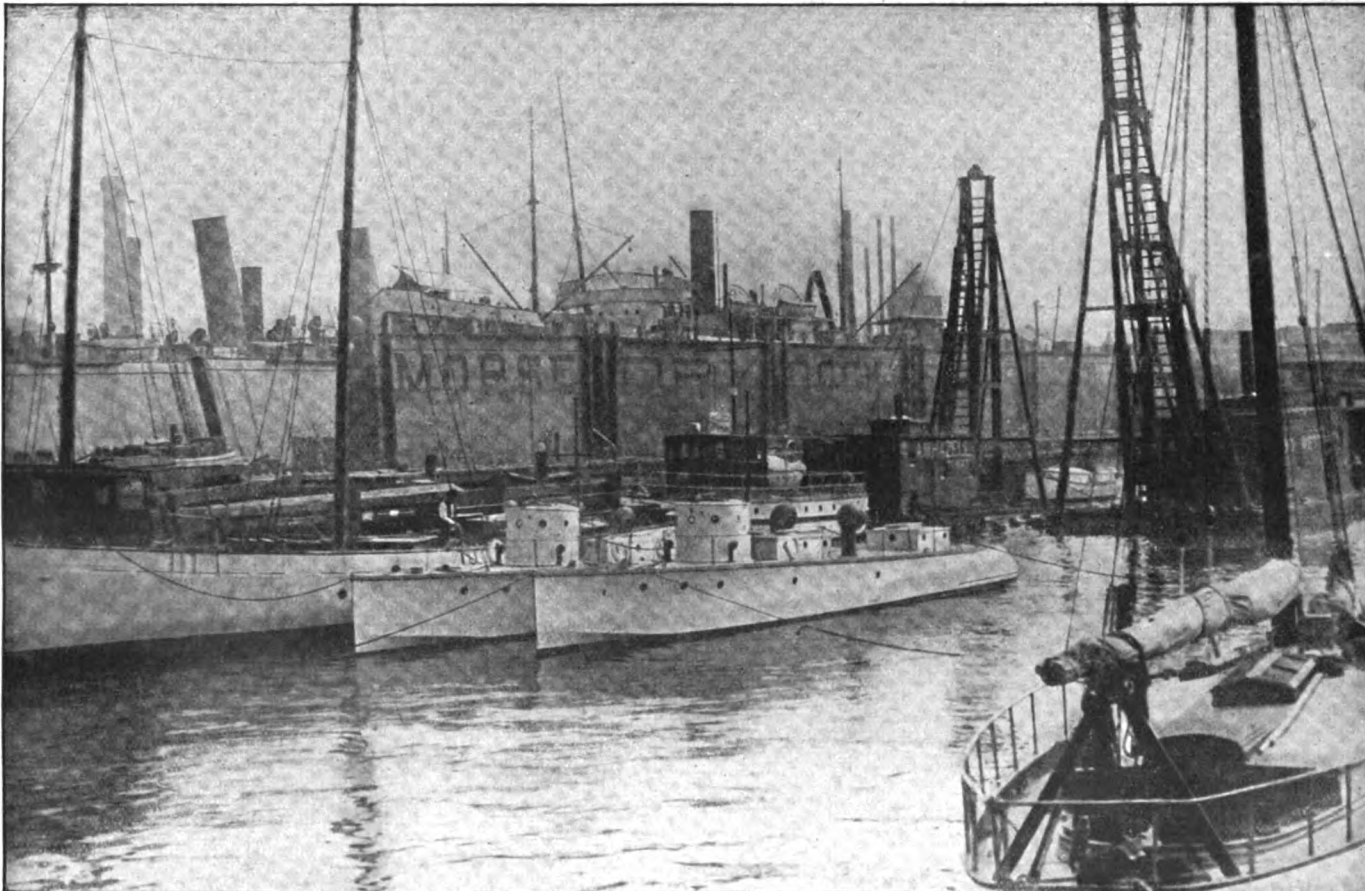
In Kamerun fanden außerordentlich erbitterte Kämpfe statt. Im Norden der Kolonie hielt sich Hauptmann v. Raben mit der von ihm geführten dritten Kompanie gegen starke feindliche Übermacht in der befestigten Stellung bei Mora. Der Angreifer erlitt so schwere blutige Verluste bei seinen Sturmversuchen, daß er sie einstellen und sich auf die Einschließung Moras beschränken mußte. Bei Garua gelang es französischen und englischen, mit schwerer Artillerie ausgerüsteten Truppen, die deutschen Befestigungen zu zerstören. Nachdem die nur schwach eingedekten Unterstände zertrümmert waren, mußte die Widerstandskraft der dem schweren Feuer nunmehr schutzlos preisgegebenen Besatzung erlahmen. Ein letzter kühner Durchbruchversuch am 9. Juni mißlang, so daß nach einer abermaligen heftigen Beschießung die weiße Flagge gehißt werden mußte. Vorher hatten die Deutschen ihre Bestände an Waffen und Munition nach Möglichkeit zerstört. 37 Europäer gerieten hier in Kriegsgefangenschaft. Dieselbe feindliche Abteilung, die bei Garua erfolgreich gewesen war, nötigte an anderen Stellen schwache deutsche Streitkräfte, sich zurückzuziehen. Weiterhin war das Küstenvorland östlich von Edea der Schauplatz heftiger Kämpfe. Den Feinden wurde das Vordringen nicht leicht gemacht. Durch immer wiederholtes Einsetzen frischer Truppen, deren

Mut durch reichliche Alkoholgaben belebt wurde, gelang es ihrer Übermacht schließlich aber doch, die deutschen Truppen auf den Westrand des Kameruner Hochlandes zurückzudrängen. — Am 2. Mai sollen die Engländer nach heftigem Gefecht Matem besetzt haben. Gegen feindliche Truppen, die an der Mittellandbahn vorrückten, wurde von den Deutschen ein äußerst geschicktes Manöver ausgeführt, durch das Hauptmann Adamek vom Sanaga her den Engländern in Flanke und Rücken kam. Am 12. Juni überfiel er einen feindlichen Transport und erbeutete 500 Lasten, darunter 300 Lasten Verpflegung. In Gefechten vom 19. bis 26. Juni brachte er den Engländern wiederholt schwere Verluste bei. Durch gleichzeitige Frontangriffe drängte Major Haedike den Gegner weit zurück. Nach diesen Erfolgen mußten die Deutschen allerdings einem mit übermächtigen Kräften unternommenen feindlichen Gegenstoß wieder ausweichen, ohne indessen größere Einbußen zu erleiden. — Ein heißes Ringen, das sich durch Monate hinzog, entspann sich um Lomie. Nach tapferer Gegenwehr mußte der Platz schließlich am 25. Juni aufgegeben werden.

Im ganzen war, in der ersten Hälfte des Jahres 1915 wenigstens, dem Feinde, der sich aus Belgien und Franzosen zusammensetzte, seine Absicht, den Kampf um Kamerun mit gewaltiger Übermacht rasch zu Ende zu führen, nicht geglückt. Nur gelegentlich war es ihm gelungen, kleine deutsche Abteilungen nach äußerst erbitterter Gegenwehr und unter unverhältnismäßigen eigenen Opfern aufzureiben. Von einem wirklichen Vorwärtsschreiten konnte also nicht die Rede sein. — Im Norden griffen die Engländer im August den Hauptmann Schipper an. Dieser schlug in seiner festen Stellung bei Gashaka-Jafuba den Angriff zunächst ab und zog sich dann, als die Engländer so große Verstärkungen herbeigeführt hatten, daß sie einen umfassenden Angriff wagen konnten, mit seiner kleinen Schar auf eine vorbereitete Stellung bei Banjo zurück. Hier hielt er sich mehrere Monate gegen die englischen Angriffe, nicht ohne dem Feinde in zahlreichen tapferen Aus-

fällen große Verluste zuzufügen. Erst am 6. November soll es dem General Cuncliffe gelungen sein, die deutsche Bergstellung unter schweren Opfern zu erstürmen; doch konnten die Engländer nicht verhindern, daß der größere Teil der Verteidiger die feindlichen Linien kühn durchbrach. — Gegen feindliche Truppen, die im Gebiet östlich von Kampo landeinwärts zu dringen suchten, nahm die deutsche Schutztruppe im August den Gegenangriff auf. Obwohl der Feind durch ein indisches Regiment verstärkt war, das in Singapore gemeutert hatte, wurde er am 7. August und später so schwer geschlagen, daß er einen Teil seiner Kräfte schleunigst einschiffen mußte und nur mit Hilfe des Feuers seiner schweren Schiffsgeschütze die Befestigungen in Kampo zu halten vermochte.

Im Süden wandten sich deutsche Truppen, die langsam auf Sangmelima zurückgingen, gegen Ende August unvermutet gegen die nachdrängenden Franzosen, brachten ihnen eine empfindliche Niederlage bei und warfen sie über den Dja zurück. In Akoafim schlossen sie bei diesem Gegenangriff eine ganze französische Kompanie ein. Auch bei Njoshöhe am Njong im Südosten gelang ein überraschender deutscher Angriff auf französische Streitkräfte. Am 23. August stellte ferner eine deutsche Abteilung die auf Gele-Menduka marschierenden Franzosen und zersprengte sie vollständig. Dabei wurden ein Maschinengewehr, vier Gewehre und zahlreiche Patronen, außerdem die Lagerausrüstung, sowie das Gepäck des Feindes erbeutet, was der kleinen deutschen Abteilung um so willkommen sein mußte, als die Schutztruppe auf irgendwelchen Ersatz aus der Heimat seit Kriegsbeginn natürlich nicht mehr rechnen konnte. Am 9. Oktober sollte nach englischer Meldung Oberstleutnant Haywood nach dreißigstündigem Kampfe Wumbiagas, 10 Kilometer südlich vom Sanagafluß und etwa 84 Kilometer östlich von Edea, erobern haben. Dieser Ort war von Franzosen und Engländern aber bereits am 26. Oktober 1914, also fast ein Jahr früher, genommen worden. Trotz ihrer riesigen Über-



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Boote, die für die Vierverbandsmächte in Greenport in Amerika erbaut wurden und bestimmt sind, Jagd auf die deutschen Unterseeboote zu machen, zur Abfahrt nach Archangelsk bereit.

Wegen ihrer großen Schnelligkeit und ihrer schlanken Form haben sie den Spottnamen „Mosquitos“ erhalten. Sie verdrängen bei einem Tiefgang von nur zweieinhalb Fuß sehr wenig Wasser und besitzen eine Geschwindigkeit von 35 Meilen in der Stunde. Die Propeller werden von drei großen Maschinen getrieben. Vier Gasolinbehälter füllen den Mittelraum des Bootes aus und lassen keine Möglichkeit, von dem hinteren Teil des Bootes in den vorderen zu gelangen. Die Besatzung besteht aus sechs Mann, denen der denkbar kleinste Raum zur Verbringung steht. Vorn befinden sich Räume für zwei Offiziere.

Auf dem Deck der Boote befindet sich eine Vorrichtung, mittels deren sie auf das Mutterschiff gehoben werden können.

macht waren die Feinde in dieser ganzen Zeit in der Richtung auf das wichtige Jaunde nur 80 Kilometer weiter gekommen.

Jaunde, der Mittelpunkt der Verteidigung Kameruns, fiel am 1. Januar 1916 trotz aller Tapferkeit und militärischen Klugheit, die den Platz fast anderthalb Jahre lang zu halten verstanden hatte, schließlich doch durch die englisch-französisch-belgische Übermacht. Einen entscheidenden Erfolg hatten die Angreifer mit ihren mühseligen Kämpfen aber nicht erzielt, da die deutsche Besatzung sich nicht zur Streckung der Waffen zwingen ließ, sondern sich kämpfend zurückzog. Und schließlich wird ja auch über das Schicksal Kameruns auf den Hauptkriegsschauplätzen entschieden werden. Selbst die feindlichen Berichte über die Kämpfe in Deutsch-Kamerun ließen erkennen, daß die tapfere deutsche Schutztruppe alles aufbot, was irgend in ihrer Macht stand, um dem Feinde Abbruch zu tun. Diese bewundernswerte Haltung erscheint in noch hellerem Lichte, wenn man bedenkt, daß die von allem Verkehr abgeschnittene Schutz-

nellen hatten die Engländer am 5. November wieder einmal den Verlust eines ihrer Unterseeboote zu beklagen; es war das achte, das ihnen an dieser Stelle verloren ging. Diesmal war es das U-Boot E 20, eines der neuesten der englischen Marine. Seine Länge betrug 61 Meter, seine Wasser- verdrängung 800 Tonnen, seine Geschwindigkeit 19 Meilen über, 14 Meilen unter Wasser. Die Bestückung bestand aus 8 Torpedoausschüßrohren und 2 Schnellfeuerkanonen, die Besatzung aus 30 Mann. Von dieser wurden 3 Offiziere und 6 Matrosen gefangen genommen. Am 2. Dezember wurde im Mittelländischen Meere an der ägyptischen Küste von einem deutschen U-Boot abermals ein englisches Kanonenboot in den Grund gebohrt. Am 30. sank der englische Panzerkreuzer „Natal“, angeblich infolge einer Explosion, die im Schiffsraum ausgebrochen sein sollte. Aber Einzelheiten schwieg sich die englische Regierung, wie schon so oft in ähnlichen Fällen, wieder einmal völlig aus; doch gab sie zu, daß 400 Mann der Besatzung ertrunken seien. Der Panzerkreuzer „Natal“ war 1905 gebaut worden und hatte

eine Wasserverdrängung von 13 750 Tonnen, eine Besatzung von 704 Mann.

Umfangreiche Erörterungen rief die Versenkung des großen Indienstampfers „Persia“ durch einen U-Boot-Angriff im östlichen Teile des Mittelländischen Meeres in der Nähe von Kreta hervor. Mit diesem Dampfer kamen mindestens 200 Personen ums Leben, darunter auch der amerikanische Konsul von Wien. Gemäß den Anordnungen der englischen Admiralität war das Schiff mit 4 Geschützen bewaffnet gewesen. In Amerika erregte dieser U-Boot-Erfolg wieder viel Aufregung, die zu einem Notenwechsel Anlaß gab (siehe auch das Bild Seite 67). — Nach einer Bekanntmachung des englischen Handelsamts büßten die Engländer allein im Monat Dezember 56 Dampfer mit zusammen 79 466 Tonnen und 16 Segler mit zusammen 657 Tonnen ein, wogegen



Phot. Welt-Press-Photo, Wien.

Österreichisch-ungarisches Unterseeboot in der Adria. Der zweite Seeoffizier von rechts ist Vinienschiffsleutnant Singule.

truppe die moralische Unterstützung entbehren mußte, die ihr die Kenntnis der gewaltigen Fortschritte der Mittelmächte auf den europäischen Schauplätzen gewährt hätte.

* * *

Auch in Europa blieb Englands Kampf ohne eigentliche Erfolge. Im November wurde bekannt, daß ein deutsches Flugzeug schon im September in den Dardanellen eine Bombe auf einen leichten englischen Kreuzer geworfen hatte, wobei 145 Offiziere und Mannschaften getötet und eine noch größere Zahl verletzt wurde. Am 27. November wurde der englische Dampfer „Balgownie“ bei Noorhinder in der Nordsee von drei deutschen Flugzeugen angegriffen, mit Maschinengewehren beschossen und mit Bomben beworfen. Nach 20 Minuten entfernten sich die Flugzeuge von dem stark beschädigten Dampfer, der hierauf Rotterdam anlaufen mußte. Mitte November entspann sich auf dem Mittelländischen Meere zwischen dem englischen Dampfer „Mortian“ und einem deutschen Unterseeboot ein äußerst erbitterter Kampf. Der bewaffnete Dampfer versuchte, dem Befehl der englischen Regierung folgend, das U-Boot überraschend zu rammen. Doch entging dieses dem hinterlistigen Überfall und eröffnete ein wirksames Feuer auf den Dampfer, dem es dann aber, als zwei andere englische Schiffe zu seiner Hilfe herbeieilten, zu entkommen gelang. Er landete später in Oran 24 Tote und 70 Verwundete von seiner Besatzung. — Vor den Darda-

die vielbesprochene Ostseeblockade nur zu dem einen, allerdings sehr beklagenswerten Erfolge der Versenkung des kleinen Kreuzers „Bremen“ führte; dabei konnte der größere Teil der deutschen Besatzung erfreulicherweise gerettet werden.

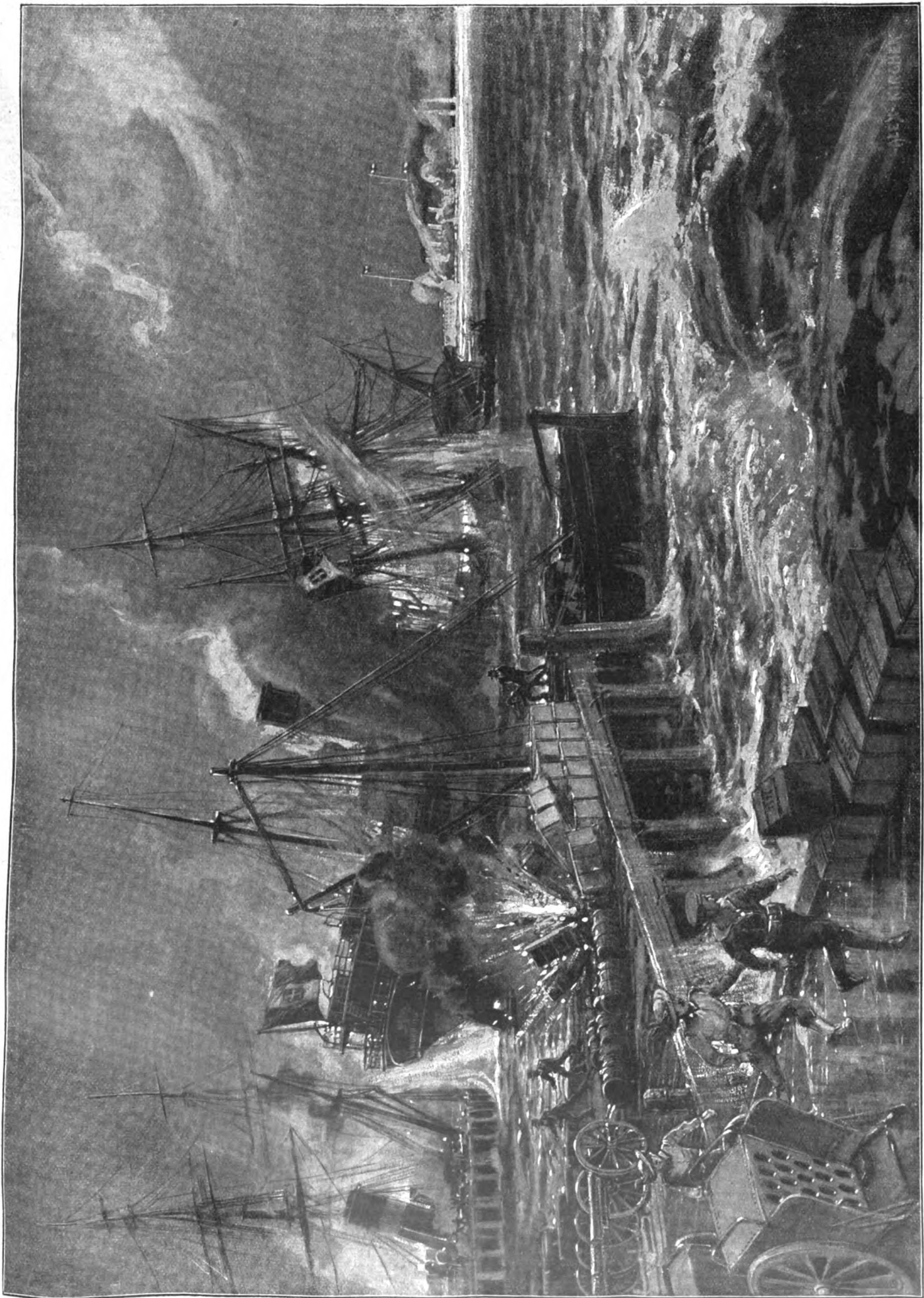
Ministerpräsident Asquith gab den Verlust der englischen Flotte an Mannschaften im bisherigen Teil des Krieges mit 1 vom Tausend an. Diese Angabe wurde überall mit dem größten Staunen aufgenommen, da sie unmöglich der Wahrheit entsprechen konnte. Einige Zeit nach der betreffenden Parlamentsrede wurden die wirklichen Verluste der englischen Flotte an Toten mit 589 Offizieren und 9928 Mann, zusammen also mit 10 517 Köpfen angegeben; das sind bei einer Gesamtstärke von 136 000 Köpfen mehr als 7½ vom Hundert gegenüber dem Asquithschen 1 vom Tausend. Wenn man in Betracht zieht, daß mindestens zwei Drittel der englischen Kriegsschiffe dauernd in ihren Häfen blieben, so gelangt man zu dem Ergebnis, daß über ein Fünftel der englischen Seeleute, die wirklich am Kriege teilnahmen, den Tod gefunden hat. Angesichts dieser überaus starken Verluste wird man die englische Zurückhaltung im Seekriege gewiß begreiflich finden.

Je klarer der englische Mißerfolg auch zur See zutage trat, desto härter drückte Englands Seetrümmerei auf die Neutralen, sobald englische Interessen gefährdet zu sein schienen. So bei der Behandlung der neutralen Paketpost. Im Dezember wurde die gesamte amerikanische Paketpost



Krieger des Scheichs der Senussi vertreiben die Engländer aus Matruh, östlich von Solum.
Nach einer Originalzeichnung von Max Tille.





Beschicung und Vernichtung italienischer Transportschiffe im Hafen San Giovanni di Medua an der albanischen Küste durch ein österreichisch-ungarisches Geschwader.
 Nach einer auf authentischen Angaben beruhenden Originalzeichnung von Marinemaler Alex Kircher.

auf hoher See oder in englischen Gewässern — beide Stellen kommen für eine Wegnahme bei Bruch der Blockade völkerrechtlich nicht in Betracht — beschlagnahmt und nach Kirtwall gebracht. Hier wurden die vielen Tausend Pakete nach Bannware durchsucht und zum großen Teil einbehalten, ein insofern völkerrechtswidriges Verfahren, als es sich um den Verkehr zwischen Neutralen handelte, der nach dem Völkerrecht unbehelligt zu bleiben hat. Wegen dieses Vorfalles richtete Amerika eine umfangreiche Note an die englische Regierung, worin die zahlreichen Bestimmungen des Völkerrechts angeführt waren, gegen die England mit seinem rücksichtslosen Verfahren verstößen hatte.

Außer Amerika wandte sich auch Schweden gegen englische Übergriffe, indem dessen Regierung die Beschlagnahme der schwedischen Weihnachtspost durch England mit der Sperrung des englischen Durchfuhrverkehrs durch Schweden beantwortete. Infolge dieser Maßnahme sam-

werden dürfen, die nicht oder nicht in den erforderlichen Mengen aus anderen Ländern bezogen werden können.

Mit all diesen kleinen Mitteln vermochte England aber nicht zu verhindern, daß sich die Wirkungen des Krieges auf dem Gebiet seines eigenen Wirtschaftslebens empfindlich geltend machten. Der Kursverlust an der Londoner Börse wuchs bis Ende 1915 auf mindestens 9% Milliarden Mark an. Wichtige Zweige der Industrie kamen in immer größere Verlegenheit. So die Farbenindustrie und die Herstellung feiner Stahlwaren, nicht minder die Fabrikation der für den Krieg unentbehrlichen optischen Gläser (Prismenfeldstecher, Fernrohre, Richtkreise, Entfernungsmesser, Periskope). Auch die Landwirtschaft litt durch den Krieg schweren Schaden, weil die Einfuhr künstlicher Düngemittel zum Teil unterbunden war. Und auch, was noch eingeführt wurde, wie Chilisalpeter und Phosphate, war nur zu den höchsten Preisen erhältlich. Daß deutscher Kali nicht mehr herein-

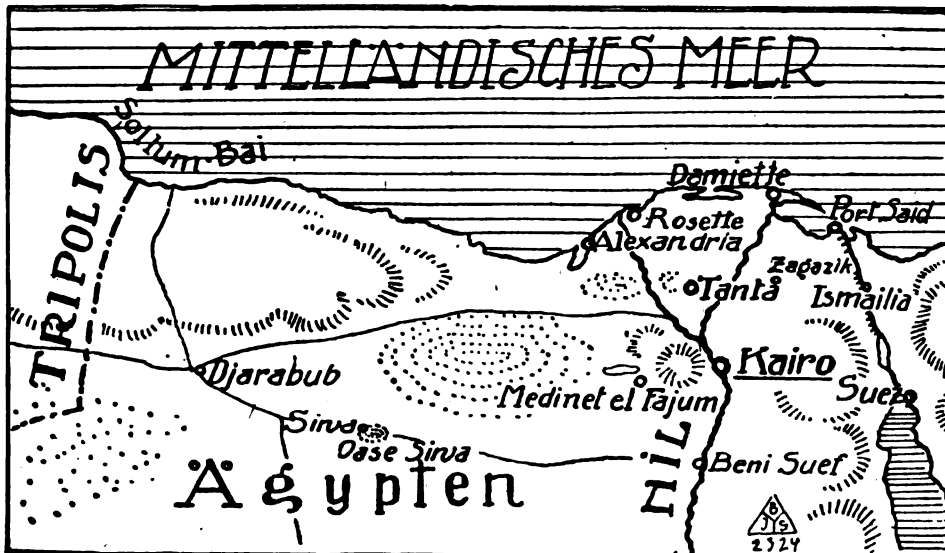
kam, ist selbstverständlich. Es ist aber eine erwiesene Tatsache, daß die englische Landwirtschaft den deutschen Kali schlechterdings nicht entbehren kann. Zu dem allen trat noch der Mangel an Transportmitteln zur See als Folge des deutschen Seetrieges. Bis Ende November 1915 waren 734 feindliche Handelsfahrzeuge versenkt worden. Davon gehörten 624 mit einem Tonnengehalt von 1 231 944 der englischen Handelsflotte an. Das bedeutete einen Ausfall von etwa 6 vom Hundert des gesamten Frachtraums.

Angeichts aller dieser Schwierigkeiten konnte man sich in England nicht länger der Einsicht verschließen, daß etwas Entscheidendes geschehen müsse, um den Dingen eine andere Wendung zu geben. Dazu kam, daß von militärischer Seite schon lange die Ver-

mehrung des englischen Heeres um eine neue Million gefordert wurde. Unter diesen Umständen mußte sich die Regierung endlich entschließen, nach monatelangem Kampf um die Wehrpflicht dem Parlament deren Einführung zu empfehlen. Dies rief in England eine ganz ungewöhnliche Unruhe hervor. Die Anhänger der Wehrpflicht waren empört, daß es sich nur um eine beschränkte Wehrpflicht handeln und daß sie sich auf Irland nicht erstrecken sollte; ihnen standen die grundsätzlichen Gegner der „preußischen Einrichtung“ der Wehrpflicht gegenüber, die den Gedanken verabscheuten, mit der Waffe in der Hand persönlich für die Sache Englands eintreten zu sollen. Es war daher nicht zu verwundern, daß schon die vorbereitende Arbeit für das neue Gesetz auf große Schwierigkeiten stieß. Der sogenannte Werbefeldzug Lord Derbys scheiterte insofern, als sich, sogar abgesehen von den Unabkömmlichen, fast 2% Millionen der Unverheirateten nicht freiwillig zum Eintritt ins Heer meldeten, woraus die Verheirateten den Anspruch herleiteten, von der Wehrpflicht befreit zu bleiben, bis die Unverheirateten vollzählig herangezogen sein würden.

Der Beginn des Jahres 1916 fand also England im Zeichen scharfer innerpolitischer Gegensätze und zunächst noch weit davon entfernt, den scheinbar so einfachen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht in die Wirklichkeit überzuführen.

(Fortsetzung folgt.)



Zu den Kämpfen in Westägypten.

melten sich in Göttingen und Saporanda bald Zehntausende von nach Rußland bestimmten Paketen an. — Norwegen dagegen ließ sich dauernd in englischer Abhängigkeit halten, ohne doch darum sich einer besseren Behandlung rühmen zu dürfen. Der norwegische Dampfer „Rigi“ zum Beispiel wurde von der englischen Hafenbehörde zu Shipwash gewissermaßen amtlich ins Verderben geliefert: gerade auf dem ihm durch den englischen Minengürtel gewiesenen Wege stieß das Schiff auf eine Mine und sank; nur mit knapper Not konnte sich wenigstens die Besatzung retten. — Mit Dänemark hatte England ein Geheimabkommen getroffen, das ihm angeblich die Unbequemlichkeiten der Blockade erleichtern sollte, in Wirklichkeit dagegen den Zweck verfolgte, Dänemark an der Ausfuhr nach Deutschland zu verhindern. — Holland mußte sich geradezu eine englische Kontrolle gefallen lassen, die so weit ging, daß die niederländischen Schifffahrtslinien Waren deutschen Ursprungs nicht einmal mehr für Niederländisch-Indien annahmen, außer wenn sie von dem sogenannten holländischen Überseetrust zugelassen worden waren. Diese vollständig von der englischen Regierung abhängige Einrichtung soll die deutsche Ausfuhr erschweren. Sie erreicht dies durch die Bestimmung, daß nur solche deutsche Waren zur Verschiffung nach Niederländisch-Indien angenommen

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Angriff der Araber und Senussi auf Solum und Matruh an der westägyptischen Grenze.

(Hierzu die farbige Kunstbelle und die Kartensklage auf dieser Seite.)

Während nach dem Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg in Indien allenthalben Unruhen ausbrachen und sich in Persien und Arabien alle bisher noch in englischem Solde stehenden Stämme und Stammeshäupter allmählich den

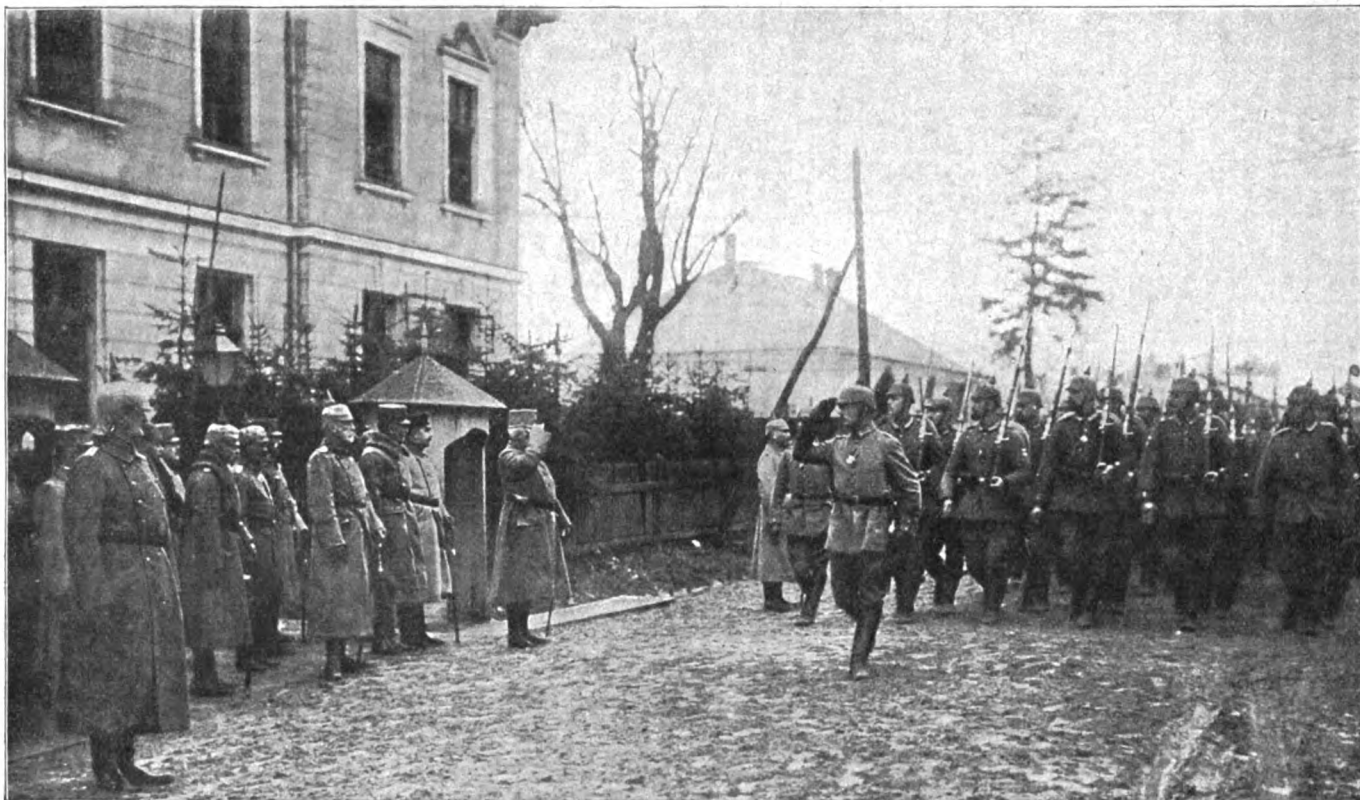
Türken anschlossen, warf der Türkenkrieg im Irak im November 1915 seine Schatten auch hinüber nach Afrika, wo in Ägypten das schon seit langem glimmende Feuer des Aufstandes nun in hellen Flammen emporloderte. Der Großscheich der Senussi hatte sich von der Herrschaft zurückgezogen und die Führung dieses mächtigsten nordafrikanischen Beduinenstammes, der im Hinterlande von Barfa und Fezzan zu Hause ist und schon den Italienern im Tripolis-Kriege lange mit Erfolg widerstanden hatte, seinem Bruder Sidi Halil übertragen. Dieser, ein erbitterter Feind der

Engländer, bereitete im Einverständnis mit Said Ydriß, Sidi Mohammed el Abed und Nuri Ben in aller Stille den Aufstand vor, sammelte in der Wüste seine aus Libyen und Ägypten herbeieilenden Scharen und erklärte Mitte Dezember den Kriegszustand in den Gebieten an der Westgrenze Ägyptens. Scharenweise schlossen sich überall die Eingeborenen den aufständischen Wüstenjähnen an, die die im Innern Tripolitaniens und Westägyptens stehenden italienischen und englischen Posten überfielen und niedermachten. Nuri Ben, der Bruder Enver Paschas, dieses hervorragendsten türkischen Feldherrn der Gegenwart, war die Seele des Aufstandes, und seiner Tatkraft und Umsicht ist es auch zu verdanken, daß es den der englisch-ägyptischen Armee gegenüber doch nur schlecht ausgerüsteten Beduinen möglich wurde, sogar befestigte Küstenstädte zu stürmen und deren mit Kanonen und Maschinengewehren ausgerüstete Besatzungen in die Flucht zu schlagen oder gefangen zu nehmen.

Das Ziel dieses kühnen Angriffs bildeten zunächst die am Mittelmeer gelegenen Hafenorte Solum und Matruh (siehe die Kartenskizze Seite 70), die mit englischen Trup-

Unterseeboot unterstützt, das den Hafen von Solum wirksam unter Feuer nahm. So gerieten die Engländer zwischen zwei Feuer und wurden gezwungen, unter Zurücklassung von 20 Toten und Verwundeten sowie großen Mengen Kriegsmaterial Solum zu räumen, das von den Senussi besetzt wurde, und sich in östlicher Richtung nach Marfa—Matruh zurückzuziehen, das etwa 70 Kilometer von der Endstation Bir Fokas der Eisenbahnlinie Alexandria—Mariut entfernt ist und mit Bir Fokas durch Automobilverkehr in Verbindung steht.

Die Engländer glaubten, die Aufständischen würden es nicht wagen, auch diesen Platz anzugreifen, der bedeutend besser als Solum geschützt war und außerdem leicht durch Verstärkungen entsezt werden konnte. Inzwischen aber hatten die Senussi die im Hinterlande von Solum und Matruh gelegene Dase Siwa erobert und die dort liegenden englischen Vorposten und Wachen niedergemacht, so daß nunmehr der Angriff auf Matruh erfolgreich vorwärts schreiten konnte. Bereits am 28. Dezember meldete der amtliche türkische Bericht, daß die von eingeborenen Stämmen unterstützten



Vom Besuch des Erzherzogs Friedrich bei der deutschen Südarmer.

Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Vorbeimarsch der deutschen Ehrenkompanie vor dem Erzherzog. Der dritte in der Reihe der hinter ihm stehenden Offiziere ist General Graf Bothmer.

pen belegt waren. Solum, das früher zum türkischen Wilajet Tripolis gehörte, hat einen ausgezeichneten Hafen, der wegen seiner klippfreien Einfahrt dem Hafen von Alexandria vorgezogen wird. Deshalb besetzten auch die Engländer unter allerlei fadenscheinigen Gründen während des Tripolis-Krieges diese damals noch recht verwahrloßt und armselig aussehende Bucht, die aber als Ausfuhrort für das gesamte Hinterland von größter Bedeutung ist, und versuchten durch ihre Truppen die Ordnung unter der durchaus nicht englandfreundlich gesinnten Bevölkerung aufrechtzuerhalten. Auch lagen im Hafen von Solum die mit je zwei Geschützen bewaffneten englisch-ägyptischen Kanonenboote „Prince Abbas“ und „Abdul Menem“, die am 5. November 1915 von einem unserer Unterseeboote angegriffen und im Hafen in den Grund geschossen wurden.

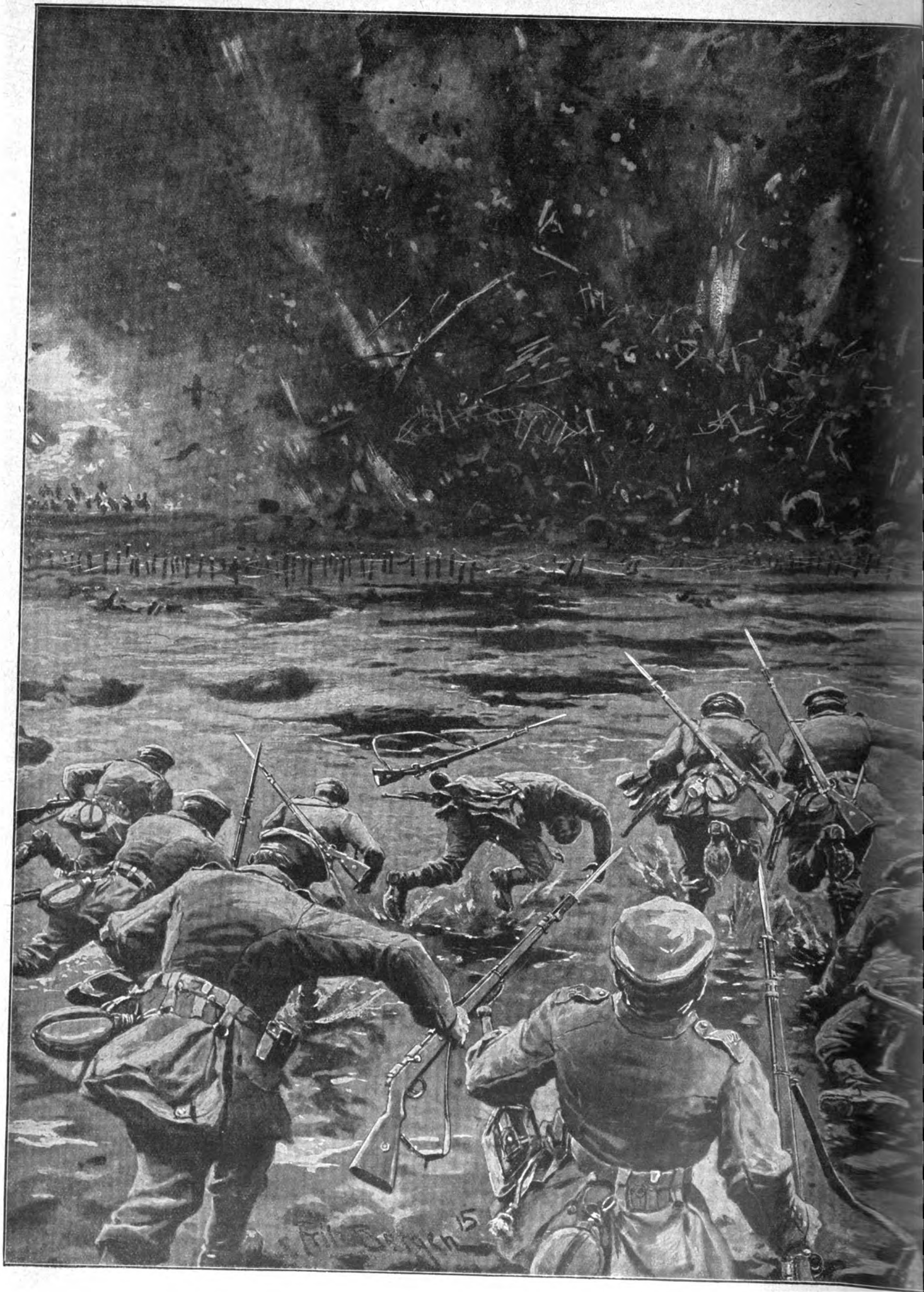
In Solum selbst befand sich nur eine kleine Besatzung ägyptischer Infanterie, die von einem englischen Offizier befehligt wurde; offenbar dachte niemand an eine plötzliche Übertumpelung durch die eingeborenen Senussi. Diese aber hatten sich am 24. Dezember etwa eine Meile vor der Stadt gesammelt und waren von hier aus gegen den schlecht verteidigten Ort vorgerückt. Nach englischen Berichten wurden die Aufständischen in einer Stärke von schätzungsweise 5000—7000 Kriegern durch ein deutsches

Senussi den Engländern bei Matruh eine vernichtende Niederlage beigebracht hatten. Obwohl die englisch-ägyptische Besatzung unter Oberst Gordon über eine bedeutend größere Truppenzahl sowie über Panzerautomobile, Geschütze und Maschinengewehre verfügte, gelang es den ungestüm angreifenden Wüstenkrieger, die Ortschaft Matruh zu erobern und den Feind vollständig zu schlagen. Unter den Säbeln der Senussi fiel auch der englische Kommandant auf der blutigen Walfest, die von englischer Seite mehr als 300 Tote deckten, während 130 Mann zu Gefangenen gemacht wurden. Der Rest der aufgeriebenen Besatzung floh in wilder Flucht nach Osten auf Bir Fokas und Mariut zu. Zwei Feldkanonen, zehn Automobile, darunter drei gepanzerte, eine große Anzahl Gewehre, Artilleriemunition und anderes Kriegsmaterial, das der Feind zurücklassen mußte, war für die mohammedanischen Krieger eine wertvolle Beute, die ihnen neue Mittel zur Fortsetzung ihres Kampfes gegen die Engländer in die Hände gab.

Gappenturm.

(Hierzu das Bild Seite 72/73.)

Nachstehender Brief eines freiwilligen Pioniers, der bei dem denkwürdigen Sturm auf La Bassée verwundet

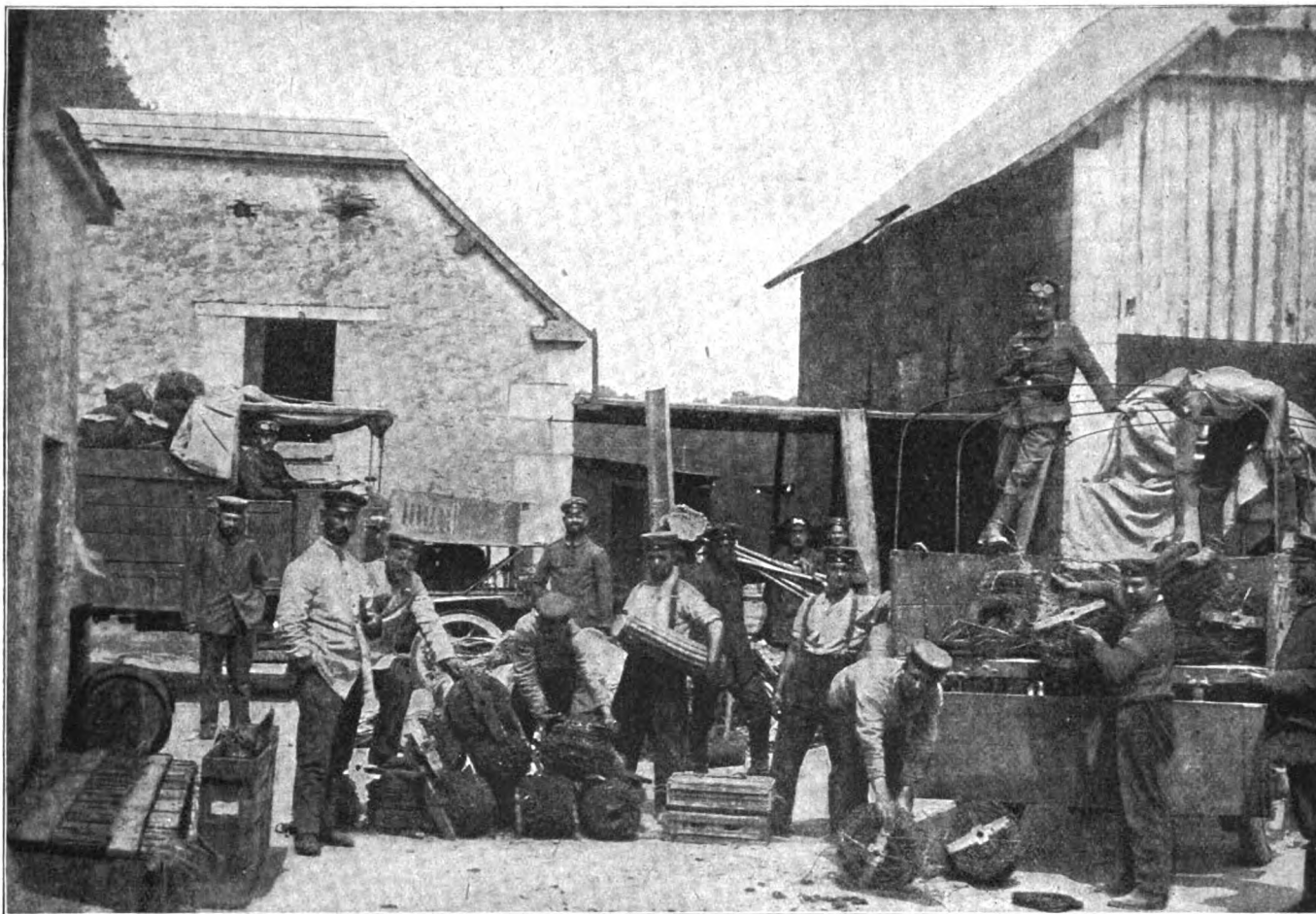


Nach Schilderungen und Mitteilungen eines



Sturm.

Es an der Lorettobühne gezeichnet von Fritz Bergen



Das Ausladen von Stacheldraht in einem Pionierpark.

A. v. phot. L. Oscar Teilmann, Göttingen.

wurde, gibt ein klares Bild der furchtbaren Nahkämpfe und der überaus anstrengenden Stellungskämpfe. Mit großem Mut und Ausdauer kämpften auch hier Infanteristen und Pioniere Schulter an Schulter.

La Bassée, den 14. Januar 1915.

Liebe Eltern und Geschwister!

Vor allen Dingen teile ich Euch mit, daß ich wieder gesund bin und mich wieder bei meiner Kompanie befinde. Ich brauche jedoch vorläufig noch keinen Dienst zu tun, bis ich wieder vollständig hergestellt bin, und das hoffe ich bald zu sein. Heute will ich einmal versuchen, Euch den Sturm vom 20. Dezember 1914 zu schildern, bei dem ich verwundet worden bin. Unsere Stellung ist etwa vierzig Meter von der englischen entfernt. Dazwischen natürlich alles tiefster Schlamm, daß man bald darin versunken ist. Wie bekannt, ist die Stellung in La Bassée außerordentlich stark befestigt, sozusagen eine Feldfestung. Wir Pioniere konnten nicht sehen, daß die Engländer sich in ihrem Schützengraben, der nur vierzig Meter von unserem entfernt lag, so viel herausnahmen. Sie sind so frech, daß sie sich sogar noch ihr Essen in dem Graben abkochten. Da nahmen wir uns alle vor, ihrer Dreistigkeit abzuwehren. Die Stellung mußte gestürmt werden. Aber die Frage: wie stürmen? Übers freie Feld hinweglaufen ging schlecht; denn wir wären im Schlamm stecken geblieben und ein jeder von uns wäre abgeknallt worden. Die einzige Möglichkeit, die Stellungen zu stürmen, war, mit Sappen vorzugehen, und das ist eine große, anstrengende und gefährliche Arbeit. So gruben wir denn Tag und Nacht eine Sappe immer dem feindlichen Graben näher. Wir kamen bis auf acht Meter an den englischen Graben heran. Allerdings unter dem schwersten Feuer. Aber das macht uns Pioniere ja nicht ängstlich.

Nun war unsere Arbeit so weit beendet. Man wartete nur noch auf den Tag, an dem der Sturm erfolgen sollte. Dafür war der 20. Dezember bestimmt. Am 19. rückten wir wieder in Stellung. Mit Sehnsucht warteten wir den anderen Morgen ab. Endlich wurde es hell, und ein großer Tag war für uns gekommen. Der Sturm war für neun Uhr geplant. Es wurde aber allerdings noch etwas später,

und die Zeit kam uns wie eine Ewigkeit vor. Wir Pioniere standen sturmbereit in unserer Sappe und warteten auf das Zeichen. Ich war folgendermaßen ausgerüstet: in meinem Koppel hing eine Drahtschere, das Gewehr hatte ich über den Rücken gehängt und um den Hals zwei Sandsäcke mit Handgranaten. Nun konnte es losgehen. Endlich um halb elf Uhr gab unser Hauptmann das verabredete und ungeduldig erwartete Zeichen. Ein Druck auf den Knopf der Zündung und die einzelnen Sappen flogen in die Luft, Ausrüstungsgegenstände und unzählige Engländer sah man in der Luft herumfliegen. In dem Augenblick sind wir sofort aus der Sappe heraus; voran unser Unteroffizier Schuster. Mit einem lauten Hurra ging es vorwärts, mitten in das Durcheinander hinein. Hinter uns kam das Infanterieregiment Nr. ... Wir sind sofort in den ersten englischen Graben hineingesprungen und haben ihn mit Handgranaten gründlich gesäubert. Da lagen eine Unmasse von toten Engländern und Tündern. Schon fand ich auch die Drähte für die englischen Minen, die zwischen dem ersten und zweiten Schützengraben angebracht waren. In demselben Augenblick hatte ich sie mit meiner Drahtschere durchgeschnitten, sonst hätten sie uns noch in die Luft gesprengt. Das Ganze spielte sich in einem Zeitraum von knapp einer Viertelstunde ab. Auf einmal kam Unteroffizier Schuster an und hatte einen Bauchschuß. Das tat mir sehr leid. Um Rache zu nehmen, ging ich weiter mit vor in den zweiten Graben. Da fiel aus einem der feindlichen Unterstände ein Schuß. Der war für mich bestimmt; der Engländer hatte aber zu meinem Glück nicht gut gezielt, denn der Schuß ging eine Handbreit an meiner Nase vorbei. Schon warf ich aber eine Handgranate in den Unterstand, und in demselben Augenblick flog auch eine feindliche Handgranate über mich hinweg. Ich wollte mich ducken, aber es war schon zu spät: einen Splitter hatte ich im Rücken. Ich wollte noch weiter mitstürmen, aber es ging nicht mehr. Man hat mich gleich in einen Unterstand zurückgeschleppt, in dem mein lieber Freund Schuster auch lag. Die anderen Pioniere, vereint mit den ... ern, nahmen auch noch den dritten Graben. Einen großen Vorsprung hatten wir errungen, und das war die Opfer wert.

Ich wurde dann nach La Bassée zur Verbandstelle gebracht, von da aus nach Carvin ins Feldlazarett. Unteroffizier Schuster ist am 20. nachts um drei Uhr an seinem Schusse gestorben. Man hat ihm ein schönes Grab in La Bassée bereitet, und wir behalten ihn alle in gutem Andenken. Nun bin ich soweit wieder hergestellt. Jetzt geht's auch bald wieder 'ran an den Feind.

Mit vielen Grüßen Euer Sohn und Bruder J. W.

In einem Pionierpark.

Von F. Groener, zurzeit im Felde.

(Hierzu die Bilder Seite 74 und 75.)

Wenn wir von den hervorragenden Leistungen unserer Pioniertruppe hören, so sind damit wohl meist die Taten der Pioniere vorn in der Front gemeint. Überaus wichtig sind aber auch die Arbeiten unserer Pioniere im Etappengebiet.

Im Rücken einer jeden Armee befinden sich große Parks, sogenannte Armeeparks. Von diesen werden wieder eine Reihe Unterparts gespeist. Alles, was die Pioniertruppe im Feld- und Festungskampf braucht, ist hier zusammengelegt. Diese Parks umfassen gewaltige Vorräte von Sprengmunition, Sprengpulver, großen, mittleren und kleinen Minenladungen und den verschiedensten Handgranaten. Große Schuppen bergen mörserartige Minenwerfer, Scheinwerfer und moderne Nahkampfmittel und Apparate. Neuerdings sind natürlich zum Schutz gegen die immer häufiger werdenden Luftangriffe Sprengstoffe und Zündmittel meist in großen unterirdischen, von Pionierhand angelegten Kellern untergebracht. Andere Schuppen und Räume sind wieder voll von verschiedenartigsten Geräten. Alle Werkzeuge und Mittel, die der Pionier zum Sappieren, zum Minieren, zum Bau von Gräben, Unterständen und Brücken braucht, sind hier niedergelegt. Mitunter befinden sich an Ort und Stelle große Sägewerke, Schlossereien, Schreinereien, die meist mit elektrischen Antriebsvorrichtungen ausgestattet sind. An Punkten, wo Wasserkraft vorhanden, ist sie häufig zum Betrieb derartiger Werkstätten ausgenutzt. In unmittelbarer Nähe von einigen dieser großen

Parks befinden sich Drahtwerke, in denen der in großen Mengen nötige Draht ausgezogen wird, wodurch ja auch die Beförderungskosten aus der Heimat erspart bleiben. Große Holzvorräte verschiedenster Art endlich sind in den Parks aufgestapelt, die mit Säge und Haxe auf besonderen Zimmerplätzen für den Bau von Unterständen und Brücken gebrauchsfertig gemacht werden.

In diesen Pionierparks herrscht ein sehr reges Leben. Niemand sieht man müßig herumstehen. Seinem Zivilberufe gemäß wird ein jeder Pionier beschäftigt. Einige Pioniere sehen wir eben damit beschäftigt, aus leeren Konservenbüchsen Handgranaten herzustellen oder schon aus Blei gegossene Handgranaten mit Sprengmunition zu füllen; eine andere Gruppe, vier Zimmerleute von Beruf, verfertigen aus besonders hartem Holze Spaten- und Kreuzhadenstiele; wieder andere sind dabei, Minenladungen zu machen und diese auf der Feldbahn in die großen Schuppen zu schaffen; dort steht eine Gruppe Schwarztragen an glühenden Herden und bearbeitet mit schweren Eisenhämmern kunstgerecht das zähe, rotglühende Eisen; andere wieder schärfen an Schleifsteinen Äxte, Hauen und Sägen. Hier verfertigen gewandte Zimmerleute verschiedenartige Holzgestelle, die dann, mit Draht überzogen, als sogenannte „Spanische Reiter“ in der Front zur Verwendung kommen; noch an einer anderen Stelle sehen wir einige Techniker in blauen Drillhjacken, auf kleinen Leitern stehend, schadhafte gewordene Scheinwerfer, Minenwerfer, Handgranatenschleudern, Signal- und Nahkampfvorrichtungen instandsetzen.

Mit diesen Pionierparks sind meist große Autoparks verbunden mit den dazu gehörigen ausgedehnten Reparaturwerkstätten. Last- und Kleinautos stehen ausgerichtet in Reihen wohlgeordnet nebeneinander; ferner sind an die Parks oft wohlabgezaunte Übungsplätze angeschlossen, wo vom sachkundigen Pionierführer die einzelnen Minenwerfer, Handgranatenschleudern und sonstigen Nahkampfmittel verschiedenster Art vor der Ablieferung an die Truppen in der Front geprüft werden. Die Verbindung von dem einen Lager zum anderen wie die mit bestimmten Punkten der vordersten Linien wird durch Feld- und Förder-



Photogr. Oscar Teßmann, Schwelge.

Blick in den Pionierpark eines sächsischen Armeekorps im Westen.
Man sieht auf dem Bilde Betonwände und Betonkonstruktionsteile, wie sie für Bauten aller Art verwendet werden.

bahnen aufrechterhalten. Wir sehen also, daß gerade die Pionierparks für die Schlagfertigkeit und Kampfkraft einer jeden Armee von allergrößter Bedeutung sind; deshalb ist es auch vollkommen verständlich, daß sie ganz besonders häufig, ja fast täglich die Hauptangriffspunkte der feindlichen Flieger bilden.

Häufig fällt derartigen Pioniertruppentrüppern oder besonders aufgestellten Landsturmkompanien, oft auch Armierungskompanien die Bewachung und Instandhaltung der Brücken im Etappengebiet zu; an diesen Kriegsbrücken gibt es ständig große Ausbesserungsarbeiten. Dies ist ganz erklärlich, wenn man bedenkt, daß Tag für Tag große Proviant- und Munitionszüge sowie Truppentrüppern ihren Weg über sie nehmen müssen. Ferner wollen die Wege, die sowohl durch Regen, Kälte und Tauwetter wie durch die ständigen Truppenbewegungen sehr gelitten haben und vielfach, vor allem in Polen und Galizien, ohnehin schon einen schlechten Unterbau haben, instand gehalten werden. Wie manche im Oktober noch unbegehbare Straße Polens ist nun schon zu einer erstklassigen Landstraße geworden, über die jetzt unsere Autos wie im Fluge hinwegsausen.

An anderen Stellen hinter unserer Kampffront sind große Dynamomaschinen und Turbinen, die teilweise in zerstückelten Baulichkeiten vorgefunden wurden, oder Lokomobilen, die bisher bei der Landwirtschaft Verwendung fanden, von unseren Pionieren oft nach mühsamer Arbeit in Betrieb gesetzt worden und spenden nun den Räumen, in denen unsere höheren Stäbe untergebracht sind, elektrisches Licht. Selbst Brücken, Strahlennotenpunkte, Munitionsniederlagen und ganze Pionierparks verdanken mitunter derartigen Anlagen ihre Beleuchtung. Derartige Kräfte sowie auch Wasserkraften sind häufig ausgenutzt worden zum Entfernen des Wassers aus den Schützengraben, an anderen Punkten wieder zum Einpumpen und Anwärmen des Wassers in Badeeinrichtungen, ferner zur Erzeugung von heißen Dämpfen für Desinfektionsanlagen, in denen aus den Kleidungsstücken unserer Gefallenen sowie aus den Stücken, in die das Ungeziefer seinen siegreichen Einzug gehalten hat, alle unliebsamen Fremdkörper entfernt werden. Ebenso sind oft ausgedehnte Fernsprech-, Klingel- und Signalanlagen das Werk eines sachkundigen Schwarztragens.

Wieder an anderen Stellen unserer Kampffront sieht man Landsturmkompanien in eifriger Arbeit dabei, ihren gefallenen Kameraden eine Stätte des Friedens zu bereiten; in ihrer Mitte Grabdenkmäler, in Stein gemeißelt und sauber mit Inschriften versehen. Häufig bestehen derartige Friedhöfe aus kunstvoll angelegten, rings von schönen geschmiedeten Eisen- oder wohlverzierten Holzgittern eingefasteten Gartenanlagen.

Wenn wir daher von den großartigen Leistungen unserer Genietruppen sprechen, so wollen wir nie außer acht lassen, daß diese Truppe auch hinter der Front im Etappengebiet Hervorragendes leistet, daß auch hier an den Geist und die Tatkraft des Führers hohe Anforderungen gestellt werden.

Eröffnungsfeier der Bahnstation Birseba.

(Hierzu das Bild Seite 61.)

Wenn man die Geschichte der Bagdad- und der Hedjazbahn als ein wichtiges Kapitel in der ganzen Vorgeschichte des Weltkrieges ansieht — und das geschieht bekanntlich mit Recht — so darf man sagen, daß die Engländer auch auf diesem Gebiet ihrer Weltpolitik eine empfindliche Schlappe erlitten haben. Als ihnen nämlich die „Kontrolle“ der erwähnten hochwichtigen Linien entgangen war, suchten sie sofort nach Mitteln, deren Wert für die Entwicklung und Zusammenfassung des türkischen Reiches möglichst zu verringern. Eine Bahn von Ägypten etwa über Djof am Nordrande der Wüste Neufud nach dem Irak schien ihnen das geeignetste, und man kann da ihren Scharfsinn wieder offen bewundern. Denn diese Bahn hätte unter englischer Verwaltung nicht nur Arabien mit seinen vielfach unzuverlässigen Stämmen dauernd vom übrigen türkischen Staatskörper getrennt, sondern auch die nördlich daranstoßenden Gebiete ganz dem englischen „Einfluß“ ausgeliefert. Bahnkonzessionen der befreundeten Franzosen in Syrien sollten diesen Plan vollenden. Aber wahrscheinlich hat gerade er den einsichtigen Osmanen die Augen über die Ehrlichkeit des Vierverbandes geöffnet; jedenfalls beeinflusste er wesentlich

die Entscheidung, als sie für oder gegen die Mittelmächte Stellung nehmen sollten. Mit einem kräftigen Schlage hat dann nach Ausbruch der Feindseligkeiten der Oberbefehlshaber von Syrien und Palästina, Admiral Djemal Pascha, die Grenze Palästinas um 300 Kilometer nach Westen gegen den Suezkanal vorgeschoben. Dann ging er daran, die vorhandenen Eisenbahnen auszubauen, als bestes Mittel für ungehinderten Nachschub bei einem Vorstoß nach Ägypten. Die Hedjazbahn verläuft im Osten des Toten Meeres, also ziemlich gesichert vor Landungen feindlicher Truppen, von denen ja wiederholt auch die Rede war. Mit der Hauptlinie Aleppo—Damastus—Ma'an (siehe Karte Band II Seite 306) waren sowohl wichtige Binnenstädte wie Jerusalem und Nablus, als auch die Küstenstädte Jaffa, Haifa und Akko schon verbunden; allerdings wies das Netz noch manche Lücken auf. Diese wurden nun mitten im Krieg trotz erschwelter Zufuhr ausgebaut, dazu das ganze System bis nach Bir es Seba', dem biblischen Beer Seba, erweitert. Eine Zweiglinie führt nach Gaza über Umm Dscherar, das alte Gerar, das als Wohnort Abrahams und Isaaks bekannt ist. Die Eröffnung der Station Bir es Seba', kurz Birseba (Löwenbrunnen), geschah denn auch mit dem entsprechenden äußeren Glanz. Der Gouverneur von Jerusalem, der deutsche Generalkonsul Schmidt, der österreichisch-ungarische v. Kraus und Abgesandte der Städte im weiten Umkreis wohnten ihr bei; aus dem ganzen Syrien und Palästina liefen Begrüßungstelegramme ein, deren wichtigstes, aus Damastus an Djemal Pascha gerichtet, ausdrücklich sagt: „Mögen Sie bald mit eigener Hand die ottomanische Fahne in Ägypten erheben!“

Kriegszeitungen.

Von Paul Otto Ebe.

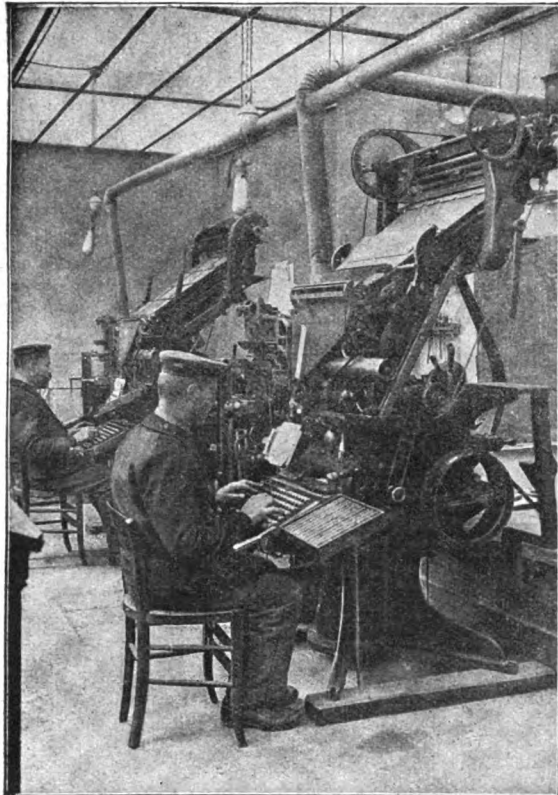
(Hierzu die Bilder Seite 77.)

Ganz zu Anfang des Weltkrieges, als die Deutschen ihre ersten Offensiven gegen Frankreich und Rußland ausfochten, wird wohl jeder Mitkämpfer das schmerzliche Gefühl kennen gelernt haben, von der Umwelt so gut wie abgeschnitten zu sein. Feldpostbriefe und Zeitungen kamen infolge des Vorwärtsdringens mit großer Verspätung an, Nachrichten von den Nebenarmeen siderten nur spärlich zu den Truppen durch. Auch diese selbst verloren durch den öfteren Wechsel der Verbände und durch die verschiedenartigen Gefechtsaufgaben den Überblick über mitkämpfende Regimenter und Divisionen. Als dann die Zeit des Stellungkampfes anbrach, kamen wohl Nachrichten aus der Heimat, doch verlangten die Soldaten bei dem eintönigen Dienst, während dessen andererseits die Nervenanspannung nicht auslakte, nach einer größeren Menge Lesestoff, um die Freizeit auszufüllen.

Die Notwendigkeit, diesen ständigen Forderungen gerecht zu werden, ließ die Soldatenzeitungen emporblühen. Aus beschlagnahmten Druckereien, mit vorgefundenem Papier und fremden Buchstaben ließen Redakteure in feldgrauen Waffenröcken sowie Offiziere und Mannschaften als Mitarbeiter deutsche Zeitungen im Feindesland entstehen und an die Front abgehen. Neben den Dingen, die die Kämpfer interessieren, da sie heimatliche Fragen berühren, boten vor allem die Erlebnisse des Krieges, Heldentaten, Schilderungen tiefer Erlebnisse und der nie versiegende Soldatenhumor reichlich Stoff, der mit dankbaren Lesern rechnen konnte. Die Kameradschaft wurde gefestigt. Nicht allein zwischen den Kämpfern im Feld und denen in der Heimat, sondern auch zwischen den einzelnen Waffengattungen, zwischen Vorgesetzten und Untergebenen und den Mitkämpfern untereinander.

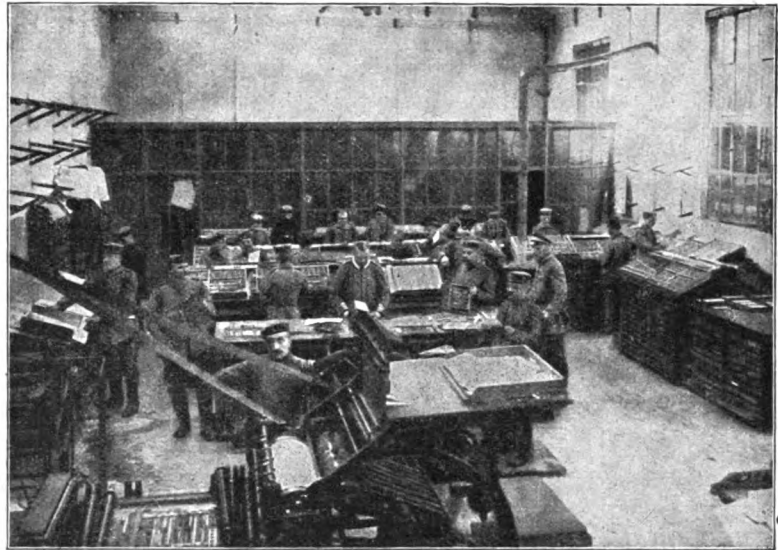
Die weitesten Kreise zog die Herausgabe der „Aller Kriegszeitung“. Mitte Oktober 1914 durch den bekannten Schriftsteller Hauptmann der Landwehr Paul Oskar Höcker und den Freiherrn v. Ompteda, die seither im Auftrag des Armeeoberkommandos alle drei Tage in einer Auflage von 30000 Stück erfolgt. Die in französischen Zeiten aus denselben Maschinen hervorgegangene Zeitung „Echo du Nord“ wird kaum auf eine solch hohe Auflageziffer gekommen sein!

Auch in anderen Gegenden des Kriegsschauplatzes taten sich gute deutsche Kriegszeitungen auf. So erscheint in St.-Quentin ungefähr jeden zweiten Tag die „Armeezeitung

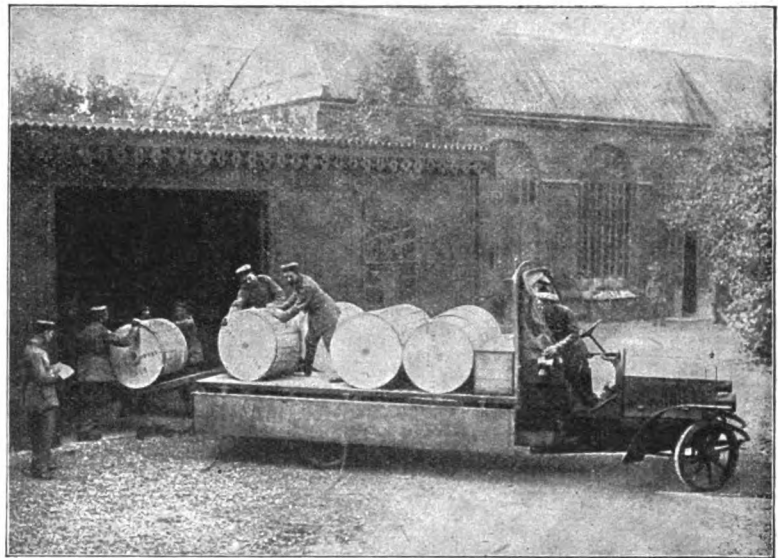


Der Setzmaschinenraum.

Zwei „Maschinensetzer“ sind beschäftigt, das Manuskript für die Zeitung auf der Maschine abzusetzen.



Der Handsetzerraum.



Anfuhr des Rotationsdruckpapiers für die Druckerei.

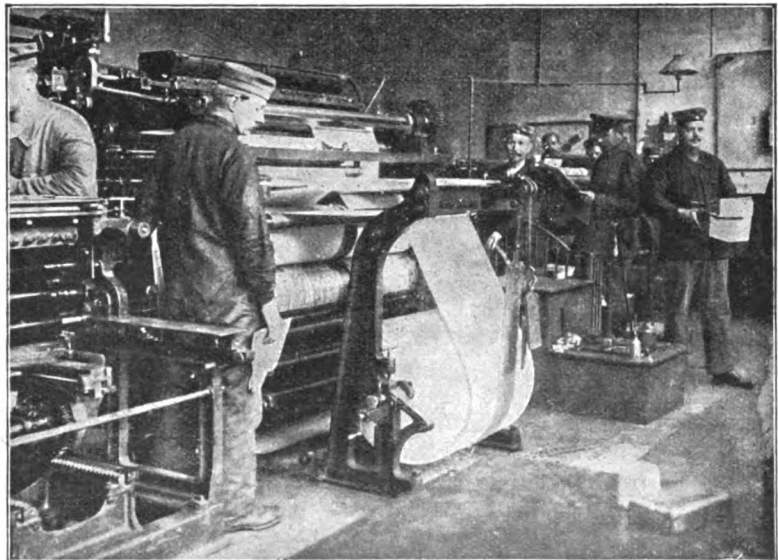


Der Zeitungsverkäufer.

Die „Gazette des Ardennes“, eine in französischer Sprache von den Deutschen herausgegebene Zeitung für die Bevölkerung des besetzten Gebietes.

Sie erscheint wöchentlich dreimal in einer Auflage von 100 000 Exemplaren.

Nach photographischen Aufnahmen von Hohlwein & Girde, Berlin.



Die Druckerei mit den Rotationsmaschinen.

der zweiten Armee" in etwa 20 000 Exemplaren. Ferner sei angeführt die „Kriegszeitung für das 17. Armeekorps“, die „Feldzeitung der 5. Armee“, die „Feldzeitung in Wloclawec“, der „Landsturmbote von Breg“ und viele andere mehr. Von der letztgenannten Kriegszeitung, die von Hauptmann Rolfs im Landsturmbataillon Mek herausgegeben wurde, erschienen nur fünf Nummern, da ein Quartierwechsel ihr weiteres Erscheinen unmöglich machte. Ebenso hat die „Wacht im Osten“, eine Kriegszeitung der Armeegruppe Gallwitz, ihr Erscheinen nach sechsmonatiger Arbeitszeit wieder eingestellt, da die Entfernung von Soldau bis zur Front zu groß wurde.

Als neue Kriegszeitung trat dagegen in den Kreis der bisherigen die Feldzeitung der 3. Armee ein, die den Titel „Der Champagne-Kamerad“ trägt. Sie bringt ernste und humoristische Beiträge; ihre Beilage ist mit Illustrationen ausgestattet. Gedruckt wird sie in der Armeedruckerei bei der Etappenkommandantur Charleville.

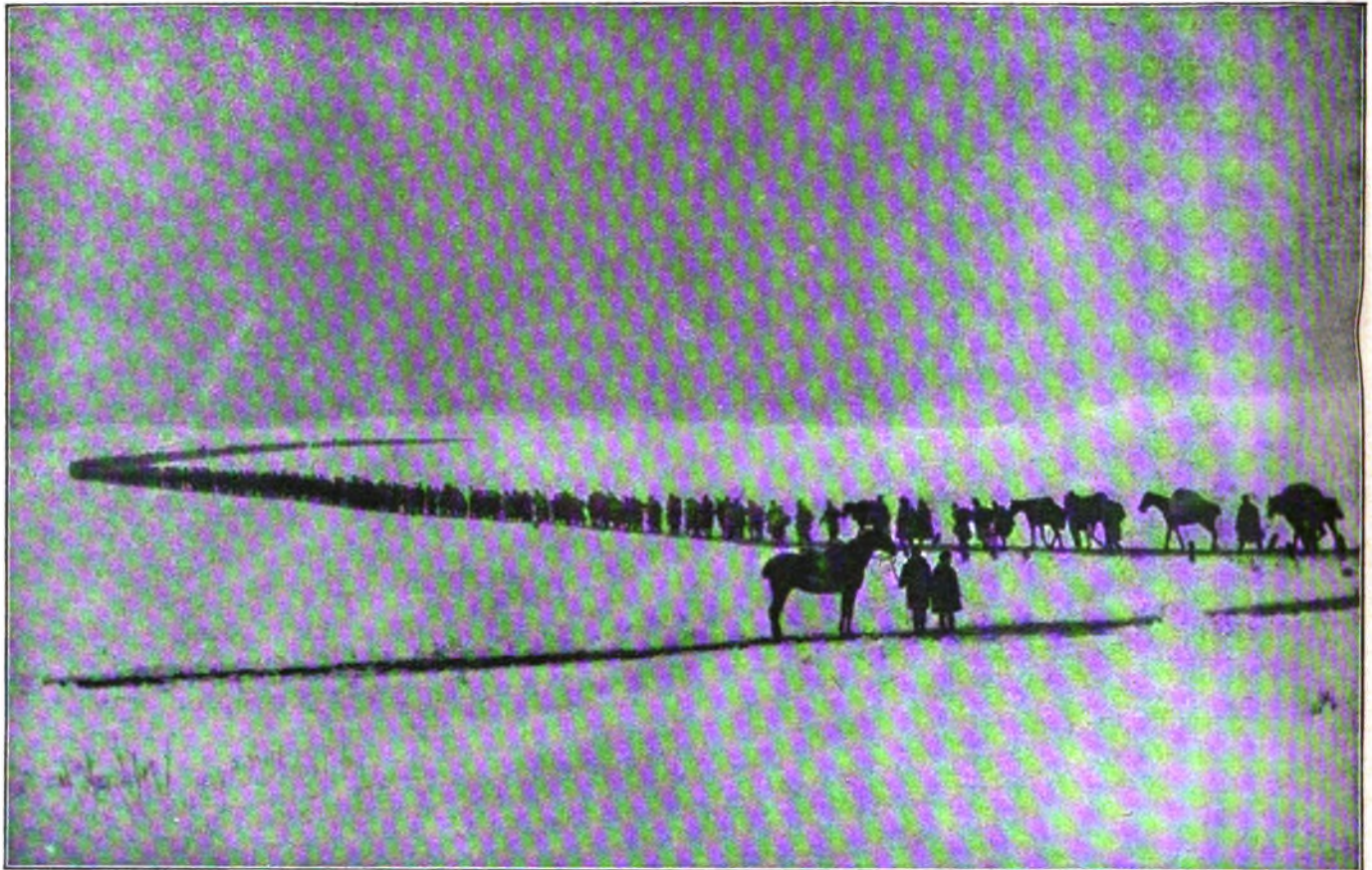
Die Befestigung feindlicher Gebiete ließ es ferner als wünschenswert erscheinen, daß auch ihre Bewohner weltgeschicht-

Versenkung italienischer und montenegrinischer Transportdampfer im Hafen von San Giovanni di Medua durch die österreichisch-ungarische Flotte.

(Hierzu das Bild Seite 69.)

Auf die dringenden Hilferufe der geflüchteten serbischen Regierung, die nicht mehr imstande war, die Trümmer der auf dem Anselfeld (siehe Seite 56) bis zur Vernichtung geschlagenen und auf montenegrinisches und albanisches Gebiet übergetretenen serbischen Armee zu verpflegen und neu auszurüsten, brachte Italien Ende November 1915 in Brindisi, Tarent und Otranto eine ganze Flotte Dampfer zusammen, die, alle mit reicher Ladung versehen, an der albanischen Küste vor Anker gehen sollten.

Von diesen Unternehmungen hatte die k. u. k. Flotte, die in den zahlreichen Buchten des dalmatinischen Gestades



Maschinengewehrabteilung marschiert über ein schneebedecktes Feld in der Bukowina.

Phot. H. J. Gebel's Ujjag, Budapest.

liche Nachrichten nicht nur durch eingeschmuggelte feindliche Zeitungen erhielten, sondern durch solche, die deutschen Geist atmeten. So wuchs sich in kürzester Zeit die „Gazette des Ardennes“ aus kleinen Anfängen zu einer wöchentlich dreimal in französischer Sprache erscheinenden Kriegszeitung aus, mit einer Auflage von 100 000 Exemplaren. Wahrlich ein schönes Ergebnis seit ihrer ersten Herausgabe am 1. November 1915! Die beigegebenen Abbildungen Seite 77 gewähren Einblick in das emsige Treiben beim Satz und Druck, bei der Expedition und dem Verkauf der Zeitung. Des öfteren wird diese Zeitung von unseren Patrouillen nachts an den französischen Hindernissen angebracht, um zu zeigen, daß die feindliche Lügenpresse alle für den Bierverband ungünstigen Ereignisse totschweigt.

Ähnliche Zwecke verfolgen auch „Le Héraut“, „Echos du Camp de Zossen“, „Onze Taal“, „The Wooden City“, Zeitungen für französische, flämisch sprechende und britische Kriegsgefangene. Neben Kriegsmünzen und sonstigen Kriegsandenken erfreuen sich manche Nummern der angeführten Kriegszeitungen schon jetzt erstaunlich hoher Sammler- und Liebhaberpreise, die nach Kriegsende noch wesentlich in die Höhe schnellen werden.

auf der Lauer lag, Kenntnis erhalten und rüstete sich als bald, um den ahnungslosen Gegner zu überraschen, ehe er noch seinen Fuß auf den Strand setzen konnte. Am Morgen des 5. Dezember lief in den Hafen von San Giovanni di Medua an der albanischen Küste eine Flottille von italienischen, montenegrinischen und französischen Dampfern und Segelschiffen ein, die von dem französischen Unterseeboot „Fresnet“ begleitet wurden. Noch hatten die Dampfer und Segelschiffe nicht Anker geworfen, als plötzlich auf der Reede von San Giovanni di Medua ein österreichisch-ungarisches Geschwader erschien, das aus dem schmucken, erst 1913 vom Stapel gelaufenen Kreuzer „Novara“, dem Torpedobootzerstörer „Barasbinder“ und einigen anderen Einheiten bestand. Das Einschlagen der ersten Granaten rief auf der ahnungslosen Flottille eine unbeschreibliche Panik hervor. Mit Volldampf suchten die Schiffe aus dem Bereich der österreichisch-ungarischen Geschütze zu entfliehen, allein sie kamen nicht mehr aus dem Hafen heraus. Schon die ersten Schüsse der „Novara“ waren wohlgezielte Volltreffer gewesen, die mehrere Segelschiffe in Brand gesteckt und zwei Dampfer in den Grund gebohrt hatten. Vergebens strengten sich die am Strande errichteten Hafenbatterien



Vernichtung eines russischen Reiterregiments bei Zalesy.
Nach einer Originalzeichnung von Curt Schult.

an, durch wirkungslose Salven das f. u. k. Geschwader von seinem Vernichtungswerk abzuhalten. Unter furchtbaren Explosionen flogen zwei mit Pulver und Patronen beladene Segelschiffe in die Luft, dort neigten sich drei große Dampfer schwergetroffen zur Seite, und zischend löschte die nasse Flut die Flammen, die gierig an Mast und Takelwerk emporkletterten, während dicke Rauchwolken den sinkenden Rumpf des Schiffes verhüllten.

Fast die ganze Flottille fiel dem kühnen Angriff der „Novara“ und ihrer Torpedojäger zum Opfer. Drei große

und zwei kleine Dampfer sowie mehr als zehn montenegrinische und italienische Segelschiffe

wurden im Hafen in den Grund geschossen. Das französische Unterseeboot „Fresnet“ vermochte ebensowenig wie die verzweifelt feuernden Strandbatterien die österreichisch-ungarischen Schiffe zu vertreiben. Als der „Fresnet“ nun den Kampf mit der „Novara“ aufnehmen wollte, traf ihn ein Torpedo des Zerstörers „Warasiner“ und brachte ihn zum Sinken. Der Kommandant des vernichteten Tauchboots sowie der zweite Offizier und 26 Mann wurden von den Österreichern gerettet und zu Gefangenen gemacht.

Am demselben Tage, vormittags 10 Uhr, sichtete ein zu dem vor San Giovanni di Medua kämpfenden Geschwader gehörendes f. u. k. U-Boot in der Nähe von Balona einen kleinen italienischen Kreuzer, der offenbar mit der Überwachung der Gewässer um diesen wichtigen Punkt betraut war, den die Italiener zum Ausgangsort ihrer Hilfs-Expedition machen wollten. Während so der italienische Kreuzer Jagd auf feindliche Tauchboote machte, wurde er durch einen Torpedoschuß des f. u. k. U-Boots, das sich ihm unbemerkt genähert hatte, versenkt. Diese beiden glänzenden Erfolge der österreichisch-ungarischen Flotte mußten den Italienern klar genug beweisen, wie zwecklos und gewagt es war, zur Unterstützung Serbiens und Montenegros Truppen nach Albanien zu schicken, solange noch deutsche und österreichisch-ungarische Kriegsschiffe und Unterseeboote das Adriatische und Ionische Meer beherrschten.

Von den Kämpfen an der bessarabischen Front.

(Hierzu die Bilder Seite 78 und 79.)

Um dem weiteren Vordringen der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere in Polen und Wolhynien Halt zu gebieten, zogen die Russen im Gebiet zwischen Pripiet und Dnjestr bedeutende Streitkräfte zusammen, denen es schließlich gelang, die österreichisch-ungarische Offensive in Ostgalizien bei Tarnopol und zwischen Sereth und Strypa zum Stehen zu bringen. Der daraufhin mit größter Heftigkeit einsetzende russische Vorstoß scheiterte an der tapferen Gegenwehr der Verteidiger, die jeden Ansturm des Feindes blutig zurückwiesen. Nunmehr verlegten die Russen die Hauptstoßkraft ihres Angriffs an die Front zwischen Dnjestr und Pruth, indem sie hier im Norden über den Dnjestr und im Osten von Bessarabien aus gegen die Bukowina auf Czernowitz durchzubrechen versuchten. Am 5. Oktober eröffneten die Russen den Angriff, indem sie, unterstützt durch Artilleriefeuer, in sechzehnmaliger Schwarmlinie gegen die österreichisch-ungarischen Vorstellungen heranzutreten. Schonungslos, ohne Rücksicht auf die ungeheuren Verluste, die sie erlitten, wurden immer wieder frische Reserven in das Maschinengewehrfeuer der Verteidiger getrieben, die auf der ganzen Front ihre Gräben behaupteten. Aber der

russische Angriff hielt ungeschwächt an, und um der Infanterie den Durchbruch zu erleichtern, griffen auch bedeutende Kavalleriemassen in den Kampf ein. Bei Zaleszczyki am Dnjestr, wo die österreichisch-ungarischen Truppen gegen den Sereth zu einem starken Brückenkopf errichtet hatten, versuchten die Russen durch einen Reiterangriff die vorgeschobenen Gräben der Verteidiger zu überrennen. Der Angriff sollte plötzlich kommen und den Gegner überraschen, allein f. u. k. Horchposten hatten bereits das Auftauchen starker Reiterpatrouillen gemeldet, die einer größeren Ab-

teilung angehören mußten. Sofort wurde die zweite Kompanie und eine Maschinengewehrabtei-



Die deutschen Postwertzeichen im besetzten Belgien.

lung des ersten Bataillons des Landes- schützenregiments Nr. 3 verständigt; auch das im Angriffsgebiet liegende Feldjägerbataillon Nr. 20 hielt sich in Bereitschaft. Um eine möglichst gute Deckung zu gewinnen, mußten die Maschinengewehre über Sumpfboden und hügliges Land vorgeschafft werden. Keine Minute durfte verloren gehen, höchste Eile war geboten, und so nahm denn mancher kräftige Soldat ein Maschinengewehr allein auf seine Schultern und schleppte es keuchend vorwärts. Gerade zur rechten Zeit erreichten sie die Deckung. Mit Schanzzeug und Seitengewehr wurden in aller Eile kleine Brustwehren aufgeworfen, dann die Ladestreifen eingesetzt und die Maschinengewehre genau auf das Gelände eingerichtet. So warteten alle voll Spannung auf den Angriff der Reiterei, die plötzlich, in eine Staubwolke gehüllt, über das flache Heidefeld dahergebraut kam. Auf kleinen, struppigen Pferden mit flatternden Mähnen und langen Schweifen stürmten unter lautem Geschrei die Reiter heran, unter denen sich auffallend viele kleine Gestalten mit ausgesprochen mongolischen Gesichtszügen befanden.

Wie sich später herausstellte, gehörten sie dem 3. und 4. Regiment der berittenen chinesischen Grenzgarde an, die aus den Steppen der Mongolei und Mandschurei nach Europa geholt worden war, um hier für eine ihnen gleichgültige und fremde Sache zu verbluten, fern von der Heimat, in die wohl die wenigsten dieser Nachkommen der Mongolenhorden Dschingiskans einmal wieder zurückkehren werden. Auf 30–50 Meter ließ man sie heranbrausen, dann erst traten die Maschinengewehre in Tätigkeit. Wie eine Wolke im Sturm zerfiel das Reitergeschwader. Hoch bäumten sich die zu Tode getroffenen Pferde und begruben, sich überschlagend, die Reiter unter ihren zuckenden Körpern. Die in breiter Front herangerauschten Schwadronen fanden ein schreckliches Ende. Nur wenige herrenlos gewordene Pferde irrten lahm und angeschossen wiehernd über das blutgetränkte Totenfeld zurück. Das russische Reiterregiment, das die österreichisch-ungarischen Reihen niederrennen sollte, war fast vollständig aufgerieben worden, ohne den geringsten Erfolg erzielt zu haben.

Erst Ende Dezember nahmen die Russen hier und an der bessarabischen Front ihre Angriffe wieder auf. Besonders im Norden von Toporouk nahe Karancze, das 15 1/2 Kilometer nordöstlich von Czernowitz gelegen ist, setzten sie alles daran, den Raum zwischen dem Pruth und dem Waldgelände in ihren Besitz zu bekommen. Ihre Offensive aber wurde durch das Geschützfeuer der f. u. k. Artillerie vereitelt, wobei der Feind große Verluste erlitt. Auch am Dnjestr unterbrach er in diesen Tagen die dort seit langem herrschende Ruhe nordöstlich von Zaleszczyki durch Angriffe, die ebenso abgewiesen wurden wie die an der bessarabisch-bukowinaer Grenze.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

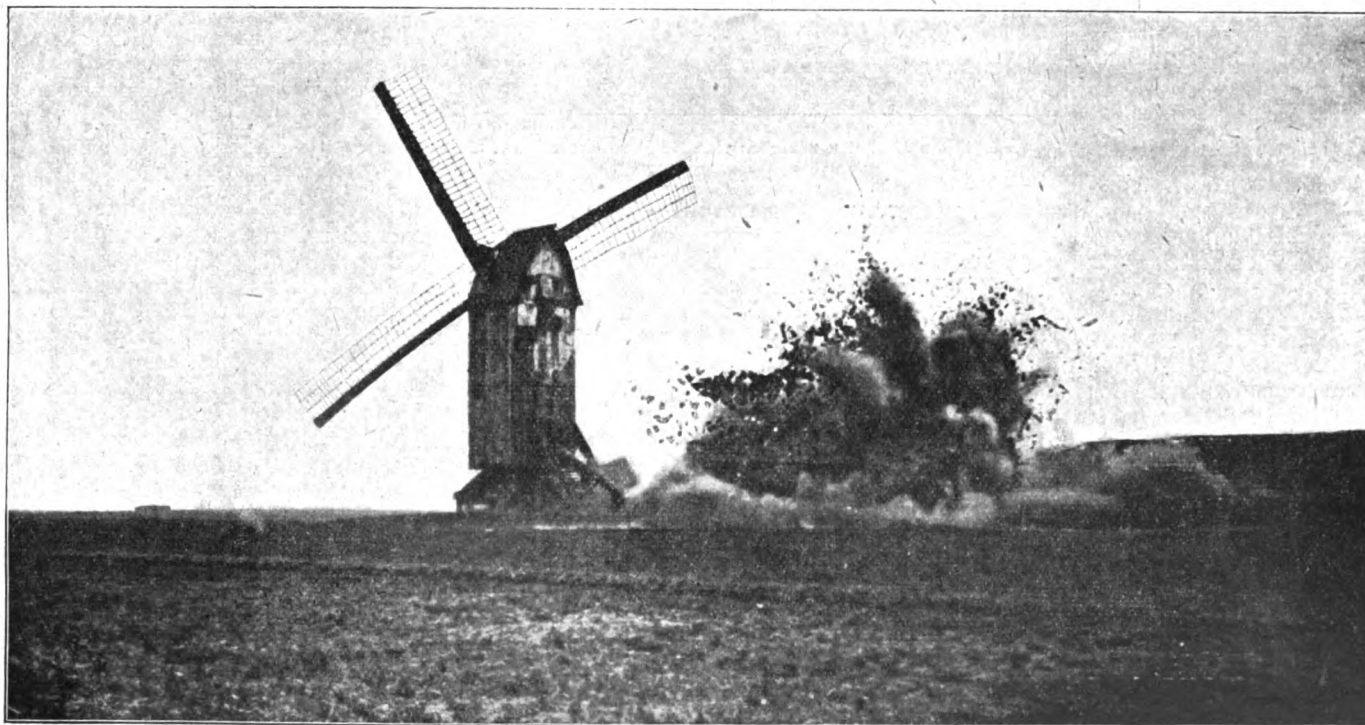
(Fortsetzung.)

Der Kampf im Westen brachte nach Abschluß des großen Herbstangriffs der Franzosen und Engländer keine Hauptereignisse mehr, wohl aber eine militärische Veränderung von größter Bedeutung: den Rücktritt der beiden Höchstkommandierenden, Joffre und Frensch. Mit ihrer damit verbundenen Beförderung sollte nur der Schein gewahrt werden, während der wahre Zweck der Maßnahme die Entfernung der beiden Generale von der Front war. Der Grund hierfür lag auf der Hand; es hatte sich eben während mehr als einem Jahre herausgestellt, daß weder Joffre noch Frensch Frankreich und Flandern dem deutschen Ansturm gegenüber zu behaupten vermochten, ungeachtet unerhörter Opfer an Menschen und Material. Die neuen Männer, nach denen man in Frankreich wie in England verlangte, waren die Generale Castelnau und Haig (siehe Bilder Seite 83). Man war bereit, unter ihrer Führung neue Opfer zu bringen. England beschloß die Aufstellung einer vierten Million Soldaten und bereitete zu diesem Zweck die Einführung der Wehrpflicht vor, während Frankreich nach dem Ausdruck des Abgeordneten Dalbiez seine „letzten Reserven“, die Ahtzehnjährigen, ins Feld zu stellen bereit war. Ganz augenscheinlich traf man wieder Vorbereitungen für eine noch gewaltigere Angriffsbewegung als die mißlungene letzte vom Herbst 1915. Es ist begreiflich, daß es während dieser Vorbereitungszeit an der Westfront nicht zu größeren Ereignissen, sondern lediglich zu Artilleriekämpfen (siehe untenstehendes Bild), Luftgefechten (siehe Bild Seite 82) und fortwährenden blutigen, aber nicht entscheidenden Schützengrabenunternehmungen kam. — Am 14. November suchten die Franzosen bei Ecurie, nordwestlich von Arras und südlich von Neuville, einen ihnen abgenommenen Graben den Deutschen wieder zu entreißen, hatten damit aber keinen Erfolg. Die schon so häufig gerügte Beschießung französischer Ortschaften hinter der deutschen Front forderte am 16. November in Lens 30 Tote und 55 Verwundete, während auch diesmal wieder fast kein militärischer Schaden erzielt wurde. Ein am 17. November unternommener Handstreich der Engländer gegen die deutschen Stellungen an der Straße Messines—Armentières blieb gleichfalls ohne Wirkung. Am 20. November beschossen feindliche Monitore Ostende, mußten sich aber vor dem Feuer der deutschen Küstenbatterien (siehe Bild Seite 87 unten) wie immer zurückziehen. Am nächsten Tage gelang den Deutschen an der Bahn Ypern—Zonnebefe eine größere Sprengung in der feindlichen Stellung. Bei Souchez kamen sie den Franzosen in der Besetzung eines Sprengtrichters zuvor und behaupteten ihn gegen einen An-

griffsversuch. Bei Neuville besetzten sie am 27. November nach erfolgreicher Sprengung den Sprengtrichter und machten einige Gefangene. Die feindliche Feuertätigkeit in der Champagne, in den Argonnen und auf anderen Punkten der Front wirkte so verheerend, daß beispielsweise in Comines innerhalb zweier Wochen 22 Einwohner getötet und 8 verwundet wurden. Am 30. November richtete westlich von La Bassée eine umfangreiche Sprengung der Deutschen erheblichen Schaden in der englischen Stellung an. Auch bei Berry-au-Bac glückte am 6. Dezember ein Sprengversuch gegen einen französischen Graben; er wurde mit seiner Besatzung verschüttet und eine fast vollendete feindliche Minenanlage zerstört. Östlich von Aubérive in der Champagne wurden etwa 250 Meter des vorderen französischen Grabens genommen, wobei 60 Mann in deutsche Gefangenschaft fielen. Ebendort verlor der Feind in den nächsten Tagen bei Gegenangriffen außer einer Anzahl Gefangener 3 Maschinengewehre. Nordöstlich von Souain wurde den Franzosen die Stellung auf der Höhe 193 in einer Ausdehnung von etwa 500 Metern entzissen. Vier Gegenangriffe wurden abgeschlagen und dabei 120 Mann gefangen genommen sowie 2 Maschinengewehre eingebracht.

Ebenfalls um die Höhe 193 bei Souain entwickelten sich am 8. Dezember lebhafteste Artilleriekämpfe, denen am nächsten Tage ergebnislose französische Handgranatenangriffe gegen die dortigen deutschen Stellungen folgten; auch am Abend des 10. Dezember erzielte ein französischer Angriff an dieser Stelle trotz starker Feuervorbereitung keine Wirkung, so daß die Stellung nach wie vor fest in deutscher Hand blieb. Am 11. Dezember scheiterte östlich von Neuve-Chapelle der Versuch einer kleineren englischen Abteilung, unvermutet in die deutschen Stellungen einzudringen, vor den Hindernissen. Auch am 16. wurden überraschende englische Vorstöße südöstlich und südlich von Armentières nach anfänglichem Gelingen abgewiesen. Am 19. Dezember vertrieb das Feuer deutscher Küstenbatterien feindliche Monitore, die nachmittags Westende beschossen. Ein deutsches Flugzeuggeschwader griff den Ort Poperinghe an, der für die rückwärtigen Verbindungen des Feindes von großer Bedeutung war. Bei Brügge stürzte im Luftkampf ein englischer Doppeldecker ab, dessen Insassen dabei den Tod fanden. Auch östlich von Hulluch kam es zu Zusammenstößen zwischen deutschen und englischen Truppen, insbesondere zu Nachtkämpfen.

Gegen Ende des Jahres entbrannten noch einmal schwerere Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf (siehe auch



Explozierendes schweres Geschöß in flandrischer Landschaft.

Photo-Bericht Hoffmann, München.

die Vogelschaukarte Band II Seite 156), der schon so häufig den Besitzer gewechselt hatte. Nach anhaltender Artillerievorbereitung begann am 21. Dezember der französische Hauptangriff. Unter Ausbietung einer gewaltigen Übermacht erreichten die Franzosen in rücksichtslosem Vorgehen die Wegnahme der bis dahin in deutschem Besitz befindlichen Kuppe. Sie versuchten die Bedeutung dieser Tatsache ins Ungemessene aufzubauschen. Gegenüber ihrem übertreibenden Bericht, der von 1300 Gefangenen sprach, stellte der deutsche Bericht fest, daß der Verlust an Toten, Verwundeten und Gefangenen zusammen genommen auf deutscher Seite nicht über 1100 Mann hinausging. Schon am 22. Dezember vormittags wurde ein Teil der verloren gegangenen Stellungen am Hartmannsweilerkopf zurückerobert, und gleichzeitig erlitt ein französischer Angriff bei Mehral unmittelbar vor den deutschen Hindernissen einen blutigen Zusammenbruch. Am Nachmittag des 22. Dezember vollendete die 82. Landwehrbrigade in tapferem Ansturm die Zurrückeroberung des Hartmannsweilerkopfes (siehe Bild Seite 84/85), wobei der Gegner neben außerordentlich schweren blutigen Verlusten über 1500 Mann an Gefangenen einbüßte. Grabenstücke auf dem Nordhange des Berges, die noch in der Hand der Franzosen geblieben waren, wurden ihnen am 23. Dezember endgültig genommen.

In den nächsten Tagen blieb es auf der ganzen Front im wesentlichen bei Artilleriekämpfen. In Westende-Bad (siehe Bild Seite 86 unten) wurden am 27. Dezember durch das Feuer eines englischen Monitors einmal wieder drei Zivilpersonen getötet. An diesem und dem nächsten Tage flammten neue Kämpfe um Hartmannsweilerkopf und Hirzstein auf. An letzterer Stelle brach der feindliche Vorstoß bereits im deutschen Feuer zusammen, während die Franzosen auf dem Hartmannsweilerkopf stellenweise in die deutschen Gräben eindrangen, aber nach ganz kurzer Zeit wieder vertrieben wurden. 200 Mann betrug die Zahl der an diesem Tage deutscherseits gemachten Gefangenen, die sich am 1. Januar bei der Eroberung eines französischen Grabens südlich der Kuppe auf das Doppelte erhöhte. — Auf dem englischen Teile der Front hatte es in diesen Tagen lebhaftes Luftgefechte (siehe Bild Seite 87 oben) gegeben, wobei am 27. Dezember westlich von Lille ein englisches Flugzeug verbrannte. Am nächsten Tage zwangen deutsche Abwehrgeschütze ein englisches Flugzeug nordöstlich von Lens zur Landung, und nördlich von Ham wurde ein englisches Großflugzeug im Luftkampf abgeschossen. In der Nacht zum 1. Januar wurden stärkere englische Abteilungen, die in die deutsche Stellung bei Frelinghem nordöstlich von Armentières eindringen wollten, zurückgeschlagen. Nordwestlich von Hulluch erzielten die Deutschen einen kleinen Erfolg: sie besetzten nach gelungener Sprengung den Trichter. — Auch zu Anfang des neuen Jahres gab es im Westen nur kleinere örtliche Stellungskämpfe. Daß aber auch diese scheinbar unbedeutenden Ereignisse eine gewaltige Summe von Mühsal, Entsagung und Opfern umschließen, wird die Heimat ihren Söhnen nicht vergessen.



Phot. Underwood & Underwood, New York.
Französische Soldaten verladen eine 20 Zentimeter lange Bombe auf ein Kampfflugzeug.

An der Ostfront spielten sich nach dem Erlahmen der russischen Angriffsbewegung im Südosten wochenlang wenig lebhaftes Stellungskämpfe ab. Nur hier und da kam es zu kühnen Unternehmungen kleinerer Abteilungen. So überfielen am 2. Dezember Truppen der Heeresgruppe Linzigen bei Podzerewicz am Styr eine vorgeschobene russische Abteilung und nahmen 66 Mann gefangen. Im ganzen blieb es auf dem südöstlichen Teil der russischen Front immer noch am lebhaftesten. Dort konnten die unter österreichisch-ungarischem Oberbefehl stehenden Streitkräfte im November die stattliche Beute von 12 000 Mann, 78 Offizieren und 32 Maschinengewehren einbringen. Westlich Riga versuchten es die Russen in der Morgendämmerung des 5. Dezember mit einem überraschenden Angriff südwestlich des Babitssees, der aber unter großen Verlusten vor der deutschen Linie zusammenbrach. Ebenso erging es einem anderen russischen Angriff am 10. Dezember nörd-

lich der Eisenbahnlinie Kowel—Sannj. Auch andere russische Angriffe kleinerer Abteilungen blieben so schwächlich, daß sie nicht durchzubringen vermochten, sondern müheelos zurückgewiesen wurden.

Unter diesen Umständen konnte von einer Beeinflussung des Balkanschauplatzes durch die russische Kriegführung keine Rede sein, und auch die Zusammenziehung großer Truppenmassen in Bessarabien, die besonders auf Rumänien als Schreckgespenst wirken sollte, hatte nicht viel zu bedeuten, da es sich dabei lediglich um noch unausgebildete Mannschaften handelte. Noch weniger konnten die Russen erwarten, mit diesen neuen bessarabischen Heeren auf die deutsche Front Eindruck zu machen; ihre verlustreichen, aber erfolglosen Erkundungsvorstöße hatten ihnen bewiesen, daß die Deutschen unermüdlich Wacht hielten und für jeden Angriff gerüstet waren. An der Strypafront wichen die Russen sogar aus ihren Stellungen zurück

— teils vor dem vernichtenden deutschen und österreichisch-ungarischen Artilleriefeuer, teils wegen der grimmigen Witterkälte, unter deren Einwirkung die Russen zu Hunderten erfroren; allein in dem Dorfe Dobropol nordöstlich Buczac wurden 800 erfrorene Russen gefunden. So sah sich denn die russische Heeresleitung gezwungen, ihre Linie bis an den Sereth zurückzunehmen. Dadurch gewann der linke Flügel der Armee Pflanzers-Baltin, an den sich deutsche Truppen der Armee Bothmer angeschlossen, die Möglichkeit, erneut vorzugehen, um vor der bereits winterlich eingerichteten festen Strypafront eine neue Stellung zu beziehen und auszubauen. Das Anfang Dezember eintretende Tauwetter begünstigte diese Arbeiten, und es gelang auch verhältnismäßig rasch, das die Schützengräben füllende Schneewasser zu beseitigen.

Erst im letzten Drittel des Dezembers begannen an der Ostfront wieder blutige und ernste Kämpfe. Engländer und Franzosen hatten auf dem Balkan so unglücklich gekämpft und waren zudem durch Gerüchte von neuen, weittragenden Plänen der Mittelmächte derart beunruhigt, daß sie sich bemühten, den Russen die Rolle des Retters in der Not zuzuschreiben. Auf ihren Antrieb verlegten diese ihre Ersatztruppen aus Bessarabien und von der Donau nach dem Westen und eröffneten gegen die Bukowina, die



Phot. Leipziger Presse-Büro.

General Foch,
der neu ernannte Stellvertreter des französischen
Oberbefehlshabers Joffre.



Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. b. H.

Sir Douglas Haig,
als Nachfolger des Feldmarschalls French Befehlshaber
der englischen Truppen in Frankreich und Flandern.

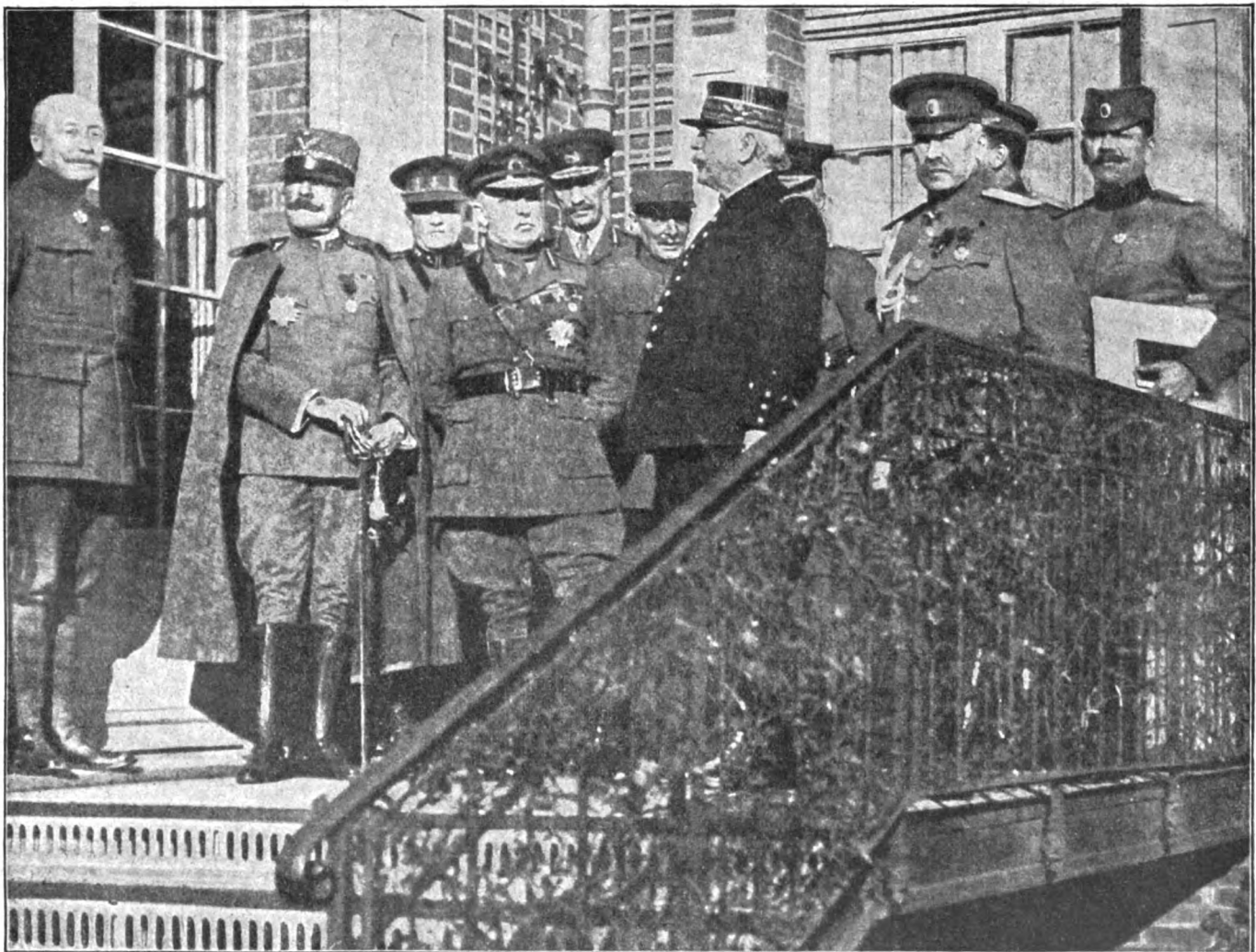


Phot. Leipziger Presse-Büro.

General Castelnau,
der neu ernannte Kommandeur der französischen
Truppen an der Nordwestfront.

Dnjestrfront und die Strypa-Styr-Linie eine neue, groß-
angelegte Angriffsbewegung. Hierdurch sahen sich die Ar-
meen Pflanzer-Baltin, Bothmer, Böhm-Ermolli, Erzherzog
Joseph Ferdinand und Linzingen abermals vor schwere Auf-
gaben gestellt. Wie seinerzeit bei ihren blutigen Angriffen in
den Karpathen, versuchten die Russen jetzt in der Nähe der

rumänischen Grenze, durch ununterbrochene Massenangriffe
zum Ziele zu kommen. Am Weihnachtsabend wurde in
der Richtung auf Czernowitz ein russischer Vorstoß angelegt.
Fortwährend tobte das schwerste Geschützfeuer, Sturmangriff
folgte auf Sturmangriff; auf einer Frontlänge von nur
5 Kilometern brachten die Russen über 200 Geschütze und



General Pellé.

General Porro (Italien), Marschall French (England), General Joffre (Frankreich),
General Biellemans (Belgien), General Fugnet.

General Giliński
(Rußland).

Oberst Stefanowitsch
(Serbien).

Der große Kriegsrat der Verbündeten.

Nach einer französischen Aufnahme im Hauptquartier zu Calais am 8. Dezember 1915.

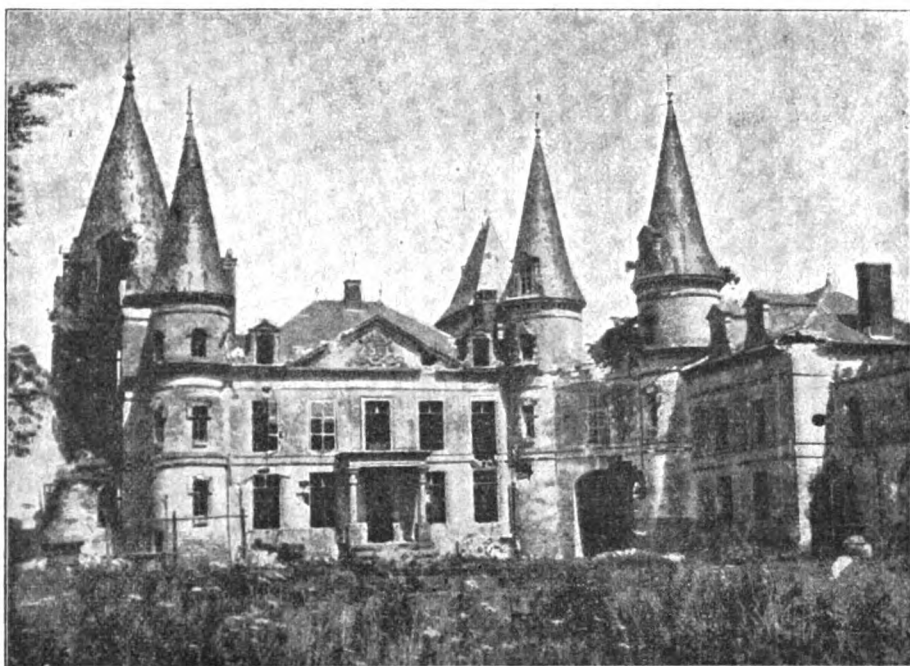


Zurückeroberung des Hartmannsweilerkes

Nach einer S



h die 82. Landwehrbrigade am 22. Dezember 1915.
nung von Ernst Zimmer.



Schloß Hollebeke bei Ypern, der Schauplatz erbitterter Kämpfe in Flandern, gehörte früher dem König der Belgier.

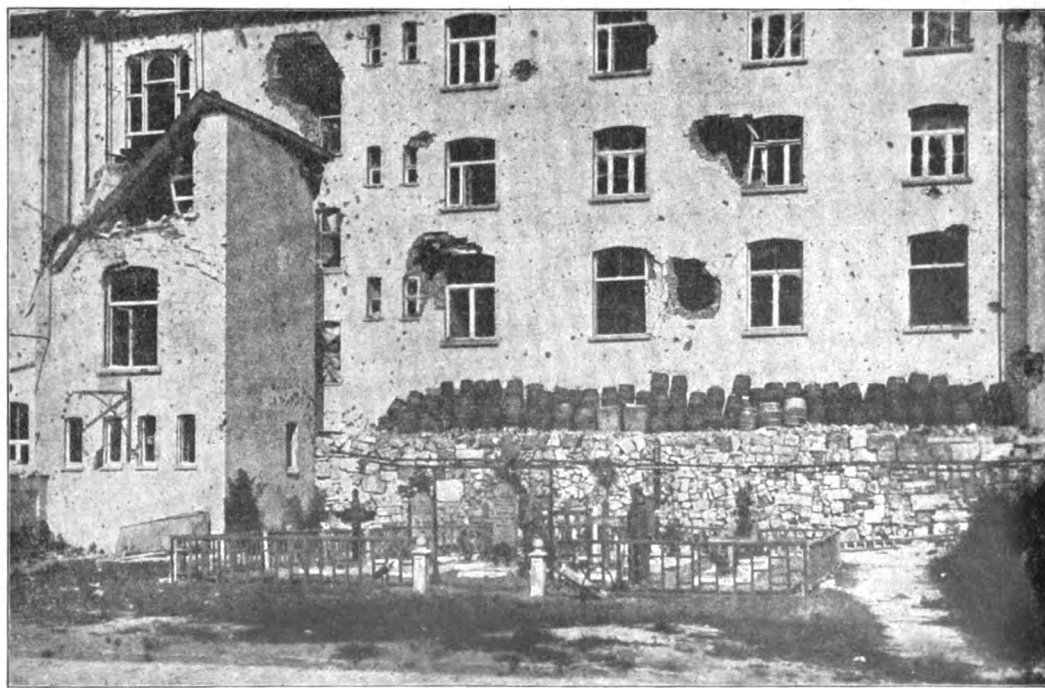
3 Divisionen Infanterie ins Gefecht. Tage hindurch währten die Kämpfe. Einmal hielt das Trommelfeuer 36 Stunden ununterbrochen an, innerhalb deren feindliche Kolonnen vierzehnmal zum Sturm vorgingen. Artillerie und Infanterie der Verteidiger taten ihre volle Schuldigkeit. Namentlich erstere wirkte auf die stürmenden Russen so verheerend, daß Gefangene unter dem Eindruck der von ihnen erlebten Schrecknisse sagten: „Das war nicht die Hölle, das war Gottes Gerichtstag.“ An einem Punkte westlich Bojan wurden von schweren Geschützen vier Bolltreffer erzielt, durch die zwei feindliche Kompanien buchstäblich begraben wurden. Wunder an Tapferkeit vollbrachte auch die Infanterie. Wenn die ersten 16 bis 18 Reihen der stürmenden Russen im Artillerie- und Infanteriefeuer zusammengebrochen waren, wurde der Rest im Handgemenge vernichtet. So führte dieser unter großen Opfern unternommene russische Durchbruchversuch zu völligem Mißlingen.

Von Bessarabien aus pflanzten sich die Angriffe am 29. Dezember auch gegen die Stellungen östlich der unteren und mittleren Strypa fort. Am wildesten tobte der Kampf um den Brückenkopf von Burkanow: 900 Mann blieben tot oder schwer verwundet auf dem Platze, 870 ergaben sich. Die Gesamtzahl der Gefangenen in Ostgalizien betrug 1200. Auch am Styr, an der Kwa, an der Putilowka wurden russische Vorstöße abgewiesen. Aber schon in den nächsten Tagen nahmen die Russen die Angriffe an allen Stellen von neuem auf. An der bessarabischen Front waren sie am 1. Januar 1916 so heftig, daß die Verteidiger ihre Verschanzungen bei Toporouk (siehe Bild Seite 89) im Handgemenge behaupten mußten. An demselben Tage griff der Feind auch nordöstlich von Buczac mit großen Massen an, hatte indessen hier ebenfalls keinen Erfolg. Die Zahl der in Ostgalizien gemachten Gefangenen stieg hiernach auf über 3000. In Bessarabien waren es allein

am 2. Januar 850 Mann. Am 3. Januar waren die blutigen Verluste des Feindes besonders groß: in einem nur 10 Kilometer breiten Abschnitt lagen nicht weniger als 2300 gefallene Russen vor der Front der Verbündeten. Laut ihrer eigenen Meldungen verloren einzelne russische Bataillone ihren gesamten Bestand bis auf wenig über 100 Mann.

Gegenüber solchen geradezu vernichtenden Einbußen auf Seiten des Feindes durften sich die Verteidiger schon bald nach Beginn des Jahres sagen, daß der neue große Vorstoß der Russen im wesentlichen als erledigt gelten konnte und dem Feinde kaum noch irgendwelche Hoffnung auf Gelingen geblieben war.

Die Schlacht in Ostgalizien und an der Grenze der Rutowina, die sich allmählich über die mächtige Front von 280 Kilometern erstreckte, entbrannte aber schon in der ersten Woche des neuen Jahres noch einmal zu äußerster Heftigkeit und erreichte am 7. Januar einen neuen Höhepunkt. An der Strypa kamen einige feindliche Abteilungen unter dem Schutze des Nebels am frühen Morgen bis an die Stellung der österreichisch-ungarischen Batterien heran. Ein tapferer Gegenangriff der Honvedregimenter Nr. 16 und 24 sowie des mittelgalizischen Infanterieregiments Nr. 57 warf den stürmenden Feind aber vor der von ihm bereits erreichten f. u. l. Stellung wieder zurück. Dabei gelang die Gefangennahme von 720 Mann, unter denen sich ein Oberst und 10 andere Offiziere befanden. Die österreichisch-ungarischen Geschützstellungen blieben tagsüber unter heftigstem feindlichem Artilleriefeuer. Ihre Hauptstöße richteten die Russen, die wieder einmal keine noch so großen Opfer scheuten, gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen bei Toporouk und östlich von Marancze. Nach ausgiebiger Vorbereitung durch heftiges Trommelfeuer fluteten die unermesslichen Scharen der stürmenden Infanterie bis zu 24 Reihen hintereinander heran. An einigen durch den vorangegangenen Granatenhagel besonders stark erschütterten Stellen vermochten sie vorübergehend in die f. u. l. Gräben einzudringen, bis sie in erbittertem Handgemenge unter Einbuße von Gefangenen wieder hinausgeworfen wurden. — Auch am Styr und in Wolhynien gab es harte

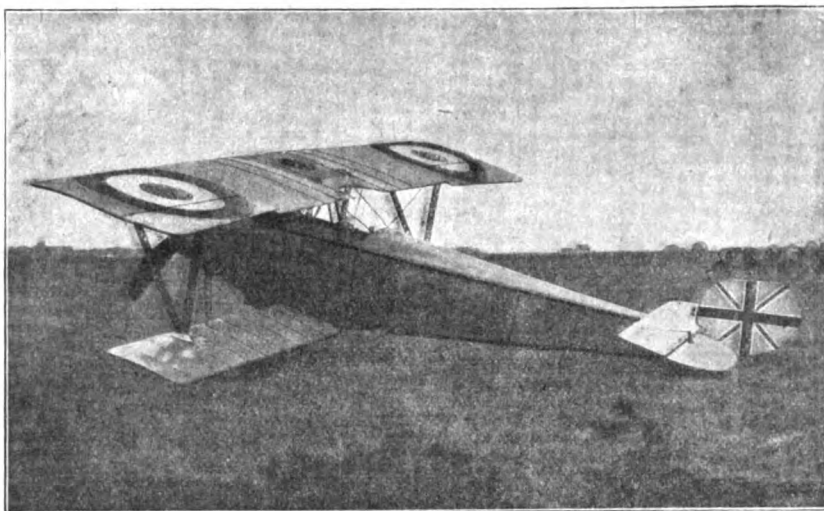


Das Westendhotel in Westende-Bad, das von den Deutschen als Verhandlungsplatz eingerichtet war und von den Engländern zerstört wurde, ungeachtet der Fahne des Roten Kreuzes, die auf dem Gebäude angebracht war. Vor dem Gasthaus ist ein kleiner Friedhof mit Soldatengräbern angelegt.

Kämpfe. Bei Beresthany holten sich starke Erkundungsabteilungen der Russen blutige Köpfe, während nördlich von Czartorysk ein Versuch der Russen, in überraschendem Vorstoß den Friedhof zu gewinnen, durch österreichisch-ungarische Landwehr (siehe die Kunstbeilage) vereitelt wurde. Danach flaute der russische Angriff zunächst merklich ab. Doch schon kurz nach dem 7. Januar konnte die k. u. k. Heeresleitung feststellen, daß die Russen neue Verstärkungen an Menschen und Material heranzführten, also offenbar daran dachten, den Durchbruchversuch wieder aufzunehmen.

Dessen bisheriges Scheitern suchten die russische und die englische Presse als etwas ganz Harmloses hinzustellen; wenn man ihren Äußerungen glauben wollte, hätte General Swanow, der noch immer der Oberbefehlshaber auf dem Kriegsschauplatz von Bessarabien bis Wolhynien war, gar keinen eigentlichen Durchbruchversuch unternommen, sondern die Kräfte der Verbündeten nur lebhafter beschäftigen wollen. Dagegen sprachen aber die großen Hoffnungen, mit denen die Russen die Scheinerfolge der ersten überraschenden Vorstoßbewegungen begleitet hatten, wie auch ein bekannt gewordener Befehl des Zaren, daß Czernowiz zum russischen Weihnachtssiege am 7. Januar unter allen Umständen zurückgewonnen sein müsse; vor allem aber war schon aus der ganzen Anlage des Angriffs und den Riesenmassen der aufgewandten Munition sowie des erbarmungslos in den Tod getriebenen Menschenmaterials ersichtlich geworden, daß es sich bei den Kämpfen auf der südöstlichen Front um eine sehr ernst gedachte russische Unternehmung handelte, deren Ziel nach dem Befehl des Zaren Czernowiz war. Dementsprechend verlief die Front auf gewelltem, streckenweise bewaldetem Gelände von Toporouk, 15 Kilometer nordöstlich, nach Karancze, 7 Kilometer östlich von Czernowiz.

General Swanow hatte namentlich auch gewaltige Mengen schwerer Geschütze zusammengezogen, unter denen sich wieder eine Anzahl japanische befanden. In der Art der Verwendung dieser Artilleriemassen war gegenüber früher insofern ein Unterschied zu bemerken, als jetzt zum erstenmal das eigentliche Trommelfeuer mit der ungeheuren Heftigkeit, Schnelligkeit und zeitlichen Ausdehnung zur Anwendung kam, wie es bisher von den Heeren des Vierverbandes nur im Westen und am Tsonzo eingesetzt worden war. 18 bis 24 Stunden hindurch prasselten die Granaten auf dieselben engbegrenzten Stellungenabschnitte der Verteidigungslinie herab. An einigen Punkten wurden binnen einer einzigen Stunde 300 bis 500 Einschläge gezählt. Durch



Phot. Richte & Co., Berlin.

Angeschossenes englisches Flugzeug, das bei Middelkerke in Flandern zum Landen gezwungen wurde.

derartiges Feuer mußten die festesten Drahtverhaue des Vorfeldes in Splitter und Fäden zerrissen, die am weitesten vorgeschobenen, zum Glück schwächer besetzten Gräben eingeebnet und mühsam ihren tapferen Insassen vernichtet werden. Dann griff die russische Artillerie weiter aus und legte ein schweres Sperrfeuer zwischen die zerstörte erste Verteidigungslinie und die rückwärtigen Reservestellungen, in denen sich die Hauptmacht der Kroaten und Ungarn schon längst zum Eingreifen bereithielt. Die ersten Sturmkolonnen der Russen brausten heran. Sie bestanden überwiegend aus nur flüchtig ausgebildeten Rekruten der bessarabischen Ergänzungsarmee oder aus den alten, schwerfälligen Leuten der russischen Reichswehr. Meist nur mit Drahtscheren ausgerüstet, näherten sie sich unter dem Schutze von Sandsäcken und Stahlschilden. Oft versuchten sie wohl auch, sich hinter solcher Deckung dem weiteren Vorgehen zu entziehen, was indessen alsbald zur Folge hatte, daß sie durch das Feuer der eigenen Maschinengewehre vorwärts getrieben wurden, so daß sie nur zu wählen hatten zwischen dem Tod von Feindeshand oder durch die eigenen Landsleute. So zwischen zwei Feuern stehend, wurde der Angreifer, soweit er sich zwischen den beiderseitigen Stellungen befand, in verhältnismäßig kurzer Zeit völlig aufgerieben. Namentlich solche Abteilungen, die sich den mit großem Geschick gewählten Schlupfwinkeln der österreichisch-ungarischen Maschinengewehre gegenüberfanden, wurden bis auf den letzten Mann vernichtet, soweit ihnen nicht glückte, sich hinzuerwerfen

und tot zu stellen, um sich später gefangen nehmen zu lassen. Wenigstens acht Sturmkolonnen brachen auf diese Weise zusammen. Schließlich aber gelang es dem Feinde doch, bis an und in die österreichisch-ungarischen Gräben zu dringen, zumal die späteren Kolonnen der Stürmenden nicht mehr aus minderwertigem Material, sondern aus Kerntruppen bestanden.

Nun hub ein verzweifeltes Ringen zwischen den erschöpften und gelichteten Reihen der Verteidigungstruppen und dem übermächtigen Feinde an, wobei jenen aber zustatten kam, daß die Russen jetzt ihr Sperrfeuer einschränken oder ganz einstellen mußten, um nicht die vorn befindlichen eigenen Truppen der Vernichtung aussetzen. Diesen günstigen Umstand benutzten die in



Maschinengewehr-Vorposten an der flandrischen Küste.

Phot. Gifo-Film G. m. b. H., Berlin.

Bereitstellung harrenden k. u. k. Kräfte zum Beginn des Gegenstoßes. In verwegendem Ansturm wurden die bedrängten Kameraden der vorderen Linien herausgehauen und der Feind aus diesen vertrieben.

So schloß bis zum 7. Januar der erste Teil der russischen Angriffsunternehmung mit einem Verlust von über 50 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, ohne daß der Feind sein Ziel auch nur zum Teil erreicht hätte: weder trat die beabsichtigte Beeinflussung Rumäniens ein, noch waren Engländer und Franzosen in Saloniki entlastet worden. Unverrückbar fest aber stand auch im Südosten nach wie vor die Front der Verbündeten.

* * *

Die gegen **Montenegro** kämpfenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte standen seit Mitte Dezember 1915 auf feindlichem Boden. In erfolgreichen Kämpfen wurde das

die sich an das Nordufer der Tara vorwagte, in die Flucht gejagt. Nördlich von Berane und westlich von Rozaj waren die Truppen der Armee Kövesz in langsam fortschreitendem Angriff. Bald konnten sie zu rascherem Vorrücken übergehen, und noch in der ersten Januarwoche vermochten sie die Montenegriner aus ihren Stellungen bei Mojtovac am Tara-Rnie, bei Godusa nördlich von Berane, westlich von Rozaj und zwischen Ipek und Plava zu werfen. Am 8. Januar wurde der Feind nordöstlich von Berane von neuem angepöckelt, und schon an diesem Tage gelang die Erstürmung der von ihm besetzt gehaltenen Höhen. Auch an der herzegowinischen Grenze und im Gebiet der Bocche di Cattaro wurden die Zusammenstöße wieder lebhafter, und zwar befanden sich die österreichisch-ungarischen Truppen überall im Vorteil. Unterm 11. Januar berichteten die Montenegriner von wütenden Kämpfen, die nach ihren eigenen Berichten nicht günstig für sie zu verlaufen schienen. In



Ein französisches Truppenlager bei Saloniki.

Phot. Emil Vignow, Wadenrow.

Gebiet nordöstlich der Tara unterhalb Mojtovac vom Feinde gefäubert, der 13 500 Mann an Gefangenen einbüßte. Große Erbitterung bei den Siegern hatte die hinterhältige Kampfweise der Montenegriner erregt: es war häufig vorgekommen, daß sie dem Angreifer mit aufgehobenen Armen und Tücher schwenkend entgegenliefen, sobald dieser aber das Feuer einstellte, plötzlich aus nächster Nähe mit Handgranaten zu werfen begannen. Am 18. Dezember erstürmten die Truppen des Generals v. Kövesz die stark ausgebauten feindlichen Stellungen am Tara-Rnie südwestlich von Bjelopolje (siehe auch den Artikel Seite 91) und bei Godusa nördlich von Berane. An ersterer Stelle wurden 3 Gebirgskanonen, 2 Feldkanonen und 1200 Gewehre erbeutet. Am 20. führten die Verfolgungskämpfe zur Erstürmung einer weiteren feindlichen Stellung nördlich von Berane. Nun zogen sich die Montenegriner unter scharfer Verfolgung von Godijewo nach Bijoca zurück. Südöstlich Kovren wurden am 27. Dezember drei montenegrinische Geschütze neuester Konstruktion ausgegraben, ebenso bei Ipek kurz darauf Geschütze, die von den Serben dort vergraben worden waren.

Am 2. Januar wurde eine montenegrinische Abteilung,

der Tat erzielten die k. u. k. Truppen an diesem Tage sowohl im Osten wie im Süden bedeutende Erfolge.

Nach dreitägigem, hartnädigem Kampf nahm die österreichisch-ungarische Infanterie in ausgezeichnetem Zusammenarbeiten mit der schweren Artillerie und der Kriegsmarine die montenegrinischen Stellungen auf dem Lovcen, nachdem eine vierzehntägige Beschießung der auf diesem wichtigen Punkte geschickt angelegten Befestigungen vorangegangen war (vgl. den eingehenden Bericht Seite 110 und die Vogelschaukarte Seite 100). Mit der Eroberung des Lovcen, dieser 1700 Meter hoch aus dem Meere ansteigenden montenegrinischen Verteidigungsmauer, noch dazu im Winter, war eine Tat geglückt, die von jeher als unmöglich gegolten hatte. Wesentlich beigetragen zu diesem außerordentlichen Erfolge hatte die österreichisch-ungarische Flotte, der weder die italienische noch die französische oder englische Flotte entgegenzutreten wagten. — Nun war der Weg nach Cetinje, der Hauptstadt Montenegros, frei. Der Sieg hatte den Österreichern und Ungarn 26 Geschütze verschiedener, teilweise schwerer Kaliber, außerdem viel Munition, zahlreiche Gewehre und eine Menge Verpfle-



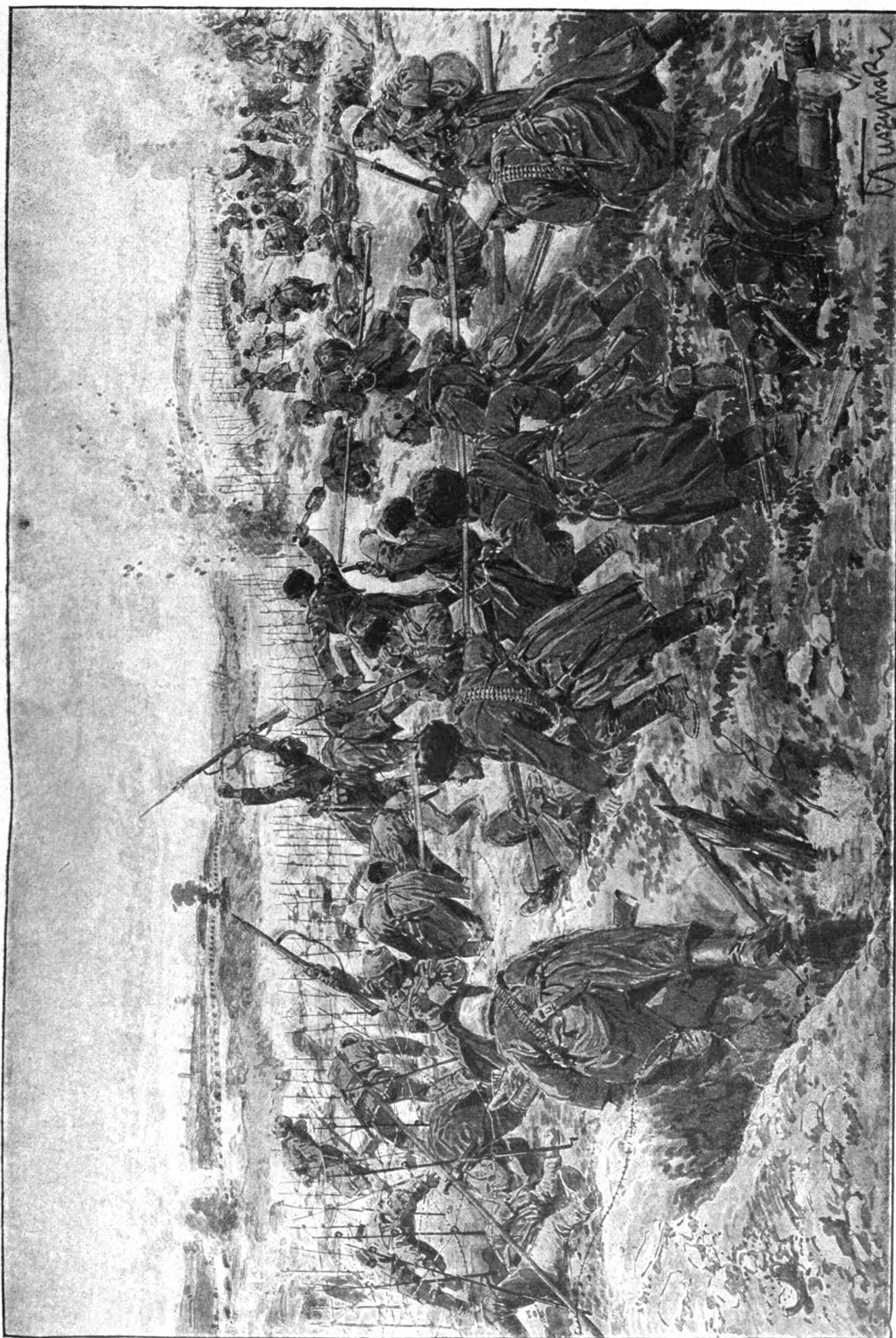
Osterreichisch-ungarische Landwehr vertreibt die in einen Kirchhof
Nach einer Originalzeichnung



Hugo V. Braune

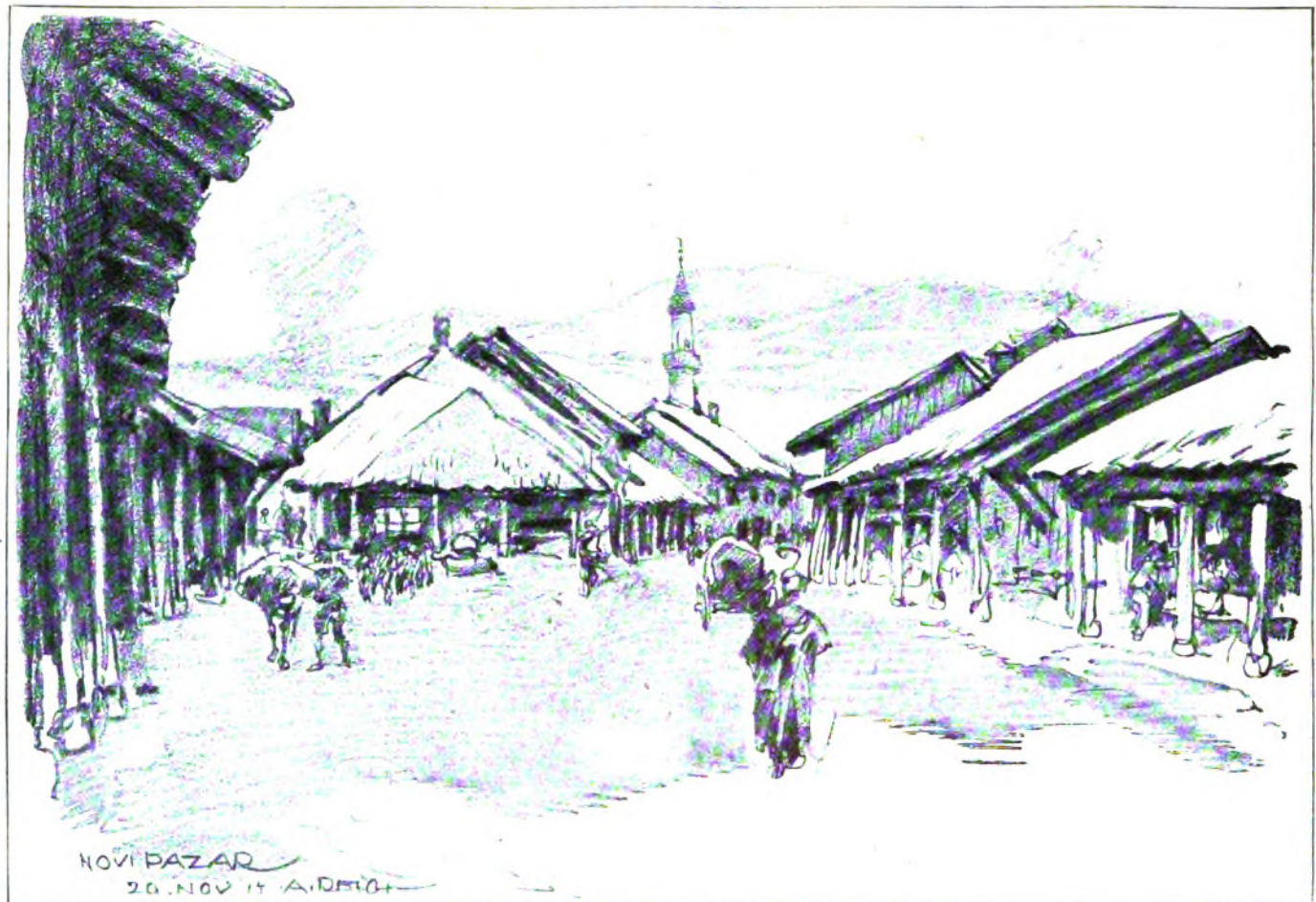
Östlich von Czartorysk eingedrungenen Russen am 6. Januar 1916.
Kriegsmaler Hugo V. Braune.





Vergebllicher Ansturm der Russen auf die österreichisch-ungarischen Verschanzungen bei Tzoporouß am 1. Januar 1916.

Der Soldat rechts von der Mitte des Bildes schleudert eine Handgranate gegen den mit elektrischem Starstrom geladenen Drahtverhau, um diesen durch Explosion zu sprengen.
Nach einer Originalzeichnung von P. Tuschinski.



Novipazar.

Nach einer Skizze des auf dem serbischen Kriegshauptplatz weilenden Kriegsmalers H. Reich-München.

gungs- und Bekleidungs-vorräte eingetragen. Ein Teil der erbeuteten Geschütze war gebrauchsfähig und wurde sofort gegen den Feind verwendet. — Auch im Norden und Osten hatten die Montenegriner schwere Niederlagen erlitten. Am 9. Januar machten sie den verzweifeltsten Versuch, Berane gegen den österreichisch-ungarischen Ansturm zu verteidigen. Doch schon am 10. fiel der Ort mit den beherrschenden Höhen im Südwesten in die Hände des Angreifers. Auch der Übergang über den Lim konnte diesem nicht länger verwehrt werden. Den Österreichern und Ungarn gelang es, die brennende Limbrücke in Berane vor der Zerstörung zu bewahren. — Nach allen bisherigen Erfolgen ließ sich der baldige Zusammenbruch auch Montenegros schon damals mit Bestimmtheit erhoffen.

Die letzten Reste des serbischen Heeres, die nach Albanien geflüchtet waren, rafften sich vor Elbassan noch einmal zum Kampf gegen die Bulgaren auf. Es kam hier am Jahres-schluß zu einer mehrtägigen heißen Schlacht, in der der serbische Widerstand niedergedrungen wurde, so daß Elbassan von den Bulgaren besetzt werden konnte. — Wesentliche Unterstützung gegen die Serben hatten diese seitens der Albanier gefunden, die in den serbischen Heeresstrümmern nur lästige Eindringlinge erblickten.

In Saloniki (siehe Bild Seite 88) waren Franzosen und Engländer fieberhaft tätig, die Befestigungen rings um die Stadt auszubauen. Sie fühlten sich hier jetzt vollständig als Herren. Ihr Oberbefehlshaber, General Sarrail, achtete die griechische Neutralität so gering, daß er am 30. Dezember den deutschen, den österreichisch-ungarischen, den bulgarischen und den türkischen Konsul in Saloniki verhaften und nebst ihren Familien und dem Konsulatspersonal an Bord eines französischen Kriegsschiffes bringen ließ. Die Regierung Griechenlands erhob gegen diese Gewalttat, die eine schwere Verletzung der griechischen Neutralität bedeutete, sofort scharfen Einspruch, wozu sie ja schon darum genötigt war, weil sie es durch Duldung der Sarrailschen Maßnahme mit den Mittelmächten verdorben hätte. Trotz des griechischen Wider-spruchs verfügte General Sarrail aber auch noch die Verhaftung von annähernd 1000 Deutschen und Österreichern in Saloniki, unter ihnen sogar einer Anzahl Frauen. Auch

wurde nachträglich noch der norwegische Generalkonsul festgenommen. Ferner teilten die Engländer der griechischen Regierung ihren Entschluß mit, die dem Deutschen Kaiser gehörige Villa „Achilleion“ auf Korfu für Lazarettzwecke mit Beschlagnahme zu belegen.

War schon hierdurch große Erbitterung in Griechenland entstanden, so erfuhr diese noch eine bedeutende Steigerung durch die Veröffentlichung wichtiger Teile der Post, die ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot am 4. Dezember englischen Kurieren abgejagt hatte, die im Auftrag ihrer Gesandtschaft in Athen auf dem griechischen Dampfer „Spetsai“ fuhren. Bei dieser Gelegenheit wurden übrigens auch der englische Oberst Rapier und das englische Parlamentsmitglied Wilson gefangen genommen. Durch die erwähnte Veröffentlichung wurde bekannt, mit welcher Geringschätzung und Verachtung sich Angehörige der britischen Gesandtschaft über Griechenland ergingen. Über den griechischen König zum Beispiel war gesagt: „Der König ist ein so stütziges Geschöpf, daß er halsstarrig bleibt. Meine Überzeugung geht dahin, daß nach diesem Kriege nichts derartiges wie Könige bestehen bleiben sollte.“ So lautet die Äußerung in amtlicher deutscher Übersetzung, während das Original fast noch roher klingt. Ein anderer Engländer erklärte die Griechen als die „elendesten Rötter, die man sich vorstellen kann“; wieder in einer anderen Depesche waren sie als ein „verächtliches Völkchen“ bezeichnet. Und so ging es weiter in anmutigem Wechsel. Alle diese Bemerkungen gingen von Engländern aus, die amtliche, zum Teil hohe Stellungen bekleideten und der griechischen Regierung bisher stets englische Freundschaftsgefühle vorgetäuscht hatten. Nun blieb den Griechen keine Wahl mehr. Wenn auch die amtlichen Beziehungen zu den Regierungen Englands und Frankreichs noch aufrechterhalten wurden, ging die griechische Bevölkerung teilweise doch schon feindlich gegen Engländer und Franzosen vor. So seit dem 9. Januar auf Samos, weshalb der englische Kreuzer „Ellis“ und der französische Torpedojäger „Léon“ mit Truppen nach der Insel entsandt wurden.

In Saloniki mehrten sich die deutschen Luftschiffangriffe auf das englisch-französische Lager. Zum Beispiel warf am 7. Januar ein deutsches Geschwader von 12 Flugzeugen

78 Bomben, mit denen zwanzig verheerende Volltreffer erzielt wurden; auch glückte es, zwei feindliche Flugzeuge abzuschießen, während das deutsche Geschwader selbst keine Verluste erlitt. — Die zahlreichen Erkundungs- und Angriffsflüge deuteten darauf hin, daß hier für die nächste Zukunft wichtige kriegerische Ereignisse erwartet wurden. Engländer und Franzosen konnten bei einem Angriff auf Saloniki nunmehr mit einer stattlichen Streitmacht aufwarten. Bis zum 26. Dezember hatten sie 200 000 Mann in Mazedonien gelandet, deren Zahl sich im Anfang des Januar auf 280 000 Mann erhöhte, so daß unter Abrechnung eines in den schweren Kämpfen an der griechisch-serbischen Grenze erlittenen Verlustes von 30 000 Mann eine Viertelmillion für die bevorstehenden Ereignisse zur Verfügung stand. Von dieser gewaltigen Zahl kamen als wirkliche Kampftruppen allerdings nur etwa 180 000 Mann in Frage, da rund 70 000 Mann allein auf den Train ent-

fielen, der deshalb ungewöhnlich viel Kräfte erforderte, weil das Landungsheer aus eigenen Mitteln unterhalten werden mußte. Andererseits trat zu den Landtruppen als weiteres Kampfmittel noch die schwere Artillerie der englisch-französischen Mittelmeerflotte hinzu, die vor allem auch etwaige weitere Landungen unter ihren Schutz nehmen konnte. Das Flottenkommando, das sich auf der griechischen Insel Mudros befand, machte sich zunächst freilich einzig durch seine große Besorgnis vor feindlichen U-Booten bemerkbar; nicht einmal den Hafeneingang von Mudros hielt man für sicher. Um also den drohenden Gefahren zu begegnen, versenkte man am 8. Januar mehrere Schiffe in der Hafeneinfahrt. — All diese Vorbereitungen ließen den Schluß zu, daß auch auf dem mazedonischen Abschnitt des unermesslichen Gesamtkriegsschauplatzes mit einer nahen Entscheidung zu rechnen war.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Erstürmung von Bjelopolje durch österreichisch-ungarische Truppen.

(Hierzu das Bild Seite 93.)

Als die letzten schwachen montenegrinischen Abteilungen, die sich im Lauf des vergangenen Jahres im östlichsten Teile Bosniens eingenistet hatten, über die Grenze zurückgeworfen waren, begannen, wie schon auf Seite 88 näher ausgeführt, die österreichisch-ungarischen Heere aus dem Gebiet des ehemaligen Sandschaks Novipazar von Norden und Nordosten in Montenegro einzudringen. Hier bilden die Flußläufe der Tara, des Lim und der Drinibaz die einzigen Einfallstore in das unwegsame Bergland. Bei starkem Schneefall mußten unsere Verbündeten Schritt für Schritt vordringen, wobei der regelmäßige Verpflegungs- und Munitionsnachschub oft nur unter den allergrößten

Schwierigkeiten durchgeführt werden konnte. Trotzdem machte der österreichisch-ungarische Angriff überall Fortschritte, und die siegreiche Bezwingung der ersten Hauptverteidigungslinie Montenegros, die sich von der die Grenze Altmontenegros bildenden Taraschlucht etwa 25 Kilometer südlich von Plevlje über Bjelopolje hinzog, von hier dem Ostufer des Lim folgend über die Höhen nordöstlich Berane bis Zpet und schließlich weiter bis zu dem von den Bulgaren eroberten Djakova lief, war der erste große Erfolg im Feldenkampfe gegen Nikitas Zaunkönigreich.

Am 18. Dezember gelang es den in dem schwierigen Gelände bei fortgesetzten Schneestürmen das Flußtal des Lim aufwärts rückenden österreichisch-ungarischen Truppen, die von den Montenegrinern seit langem stark verschanzte Kreisstadt Bjelopolje im Sturm zu nehmen und damit die Mitte der feindlichen Front zu durchbrechen.



Krusevac.

Nach einer Skizze des auf dem serbischen Kriegshauptplatz weilenden Kriegsmalers A. Reich-München.



Deutsche Truppen auf der Raft an der serbisch-albanischen Grenze.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

An dem Rnie des Lim gelegen, sollte Bjelopolje als Brücken-
kopf der montenegrinischen Verteidigungslinie den Vor-
marsch der k. u. k. Heere gegen das Herz des Landes auf-
halten. Die Stadt Bjelopolje im Bogen umfassend, setzte
am Morgen des 18. Dezember der österreichisch-ungarische
Angriff ein. Obwohl so die Montenegriner, deren Stütz-
punkt sich am Nordrande der Stadt befand, von mehreren
Seiten gefaßt wurden, leisteten sie doch verzweifelt Wider-
stand und wiesen stundenlang hartnäckig alle noch so hef-

tigen Stürme der k. u. k. Truppen zurück, bis schließ-
lich gegen 3 Uhr nachmittags die ersten Kompanien in
die Stadt eindringen. Hier kam es in den engen Stra-
ßen zu blutigem Nahkampf mit Bajonett und Gewehr-
kolben; allein zwei Stunden später war Bjelopolje vom
Feinde gesäubert, der über 700 Gefangene und eine große
Menge Kriegsmaterial zurückließ. Die türkische Bevölke-
rung dieser Stadt, die gemäß dem Berliner Vertrage von
1878 bis 1908 eine k. u. k. Garnison neben türkischem

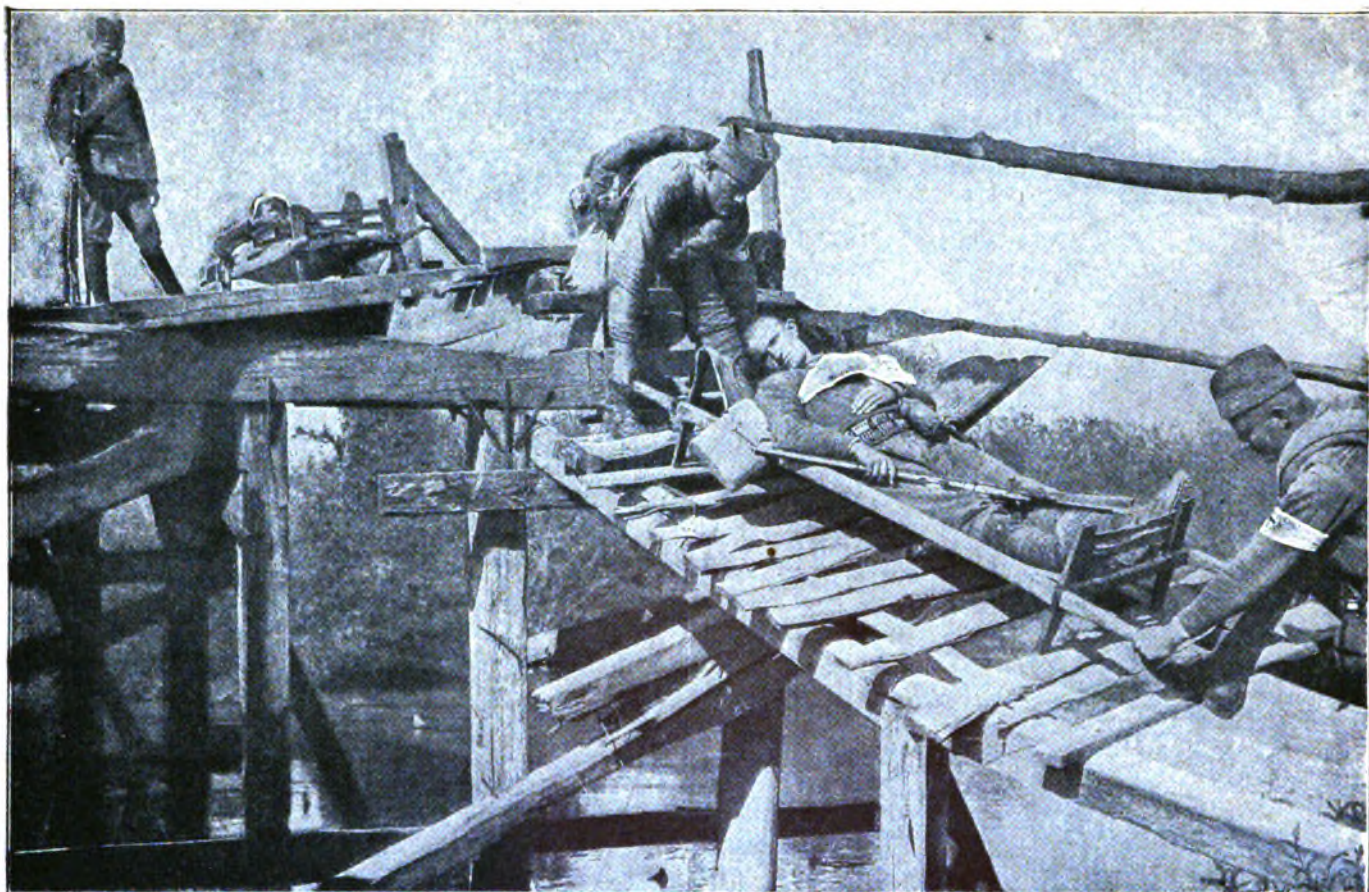


Ein verlassenes Schlachtfeld im serbischen Gebirge. Im Vordergrund serbische Gefallene, hinten eine deutsche Patrouille.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Einnahme von Bjelopolja in Montenegro.
Nach einer Originalzeichnung von Beth Bergen



Vom Rückzug der Serben. Beförderung von Verwundeten über eine fast ganz zerstörte Holzbrücke über die Morava.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Militär beherbergt hatte und erst im letzten Balkankrieg an Montenegro gefallen war, bereitete den Siegern einen jubelnden Empfang; denn die Montenegriner hatten während ihrer kurzen Herrschaft die eingeborene mohammedanische Bevölkerung nicht minder mißhandelt und gebrandschatzt, als es die Serben in den von den Bulgaren befreiten Teilen Mazedoniens getan hatten. Mit der Einnahme von Bjelopolja hatten die österreichisch-ungarischen Truppen sich den Einmarsch ins Limgebiet erkämpft und den Weg auf Berane und Andrijevica geöffnet, die beiden stark befestigten Städte, die das nach Podgoriza und der Hauptstadt Cetinje führende Straßennetz beherrschen.

Von Südserbien nach Montenegro und Albanien.

Von Major a. D. Ernst Morajt.

(Hierzu die Bilder Seite 90—92, 94, 95.)

Nachdem am 7. November die Frontlinie der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere die montenegrinische Grenze erreicht hatte, und zwar mit dem rechten Flügel, zog sich die übrige Front südlich der Morava entlang bis zum Zbar, dessen Lauf sie folgte bis in den Raum von Mitrovica. Damals konnte ich hier berichten, daß den Serben nur noch die Möglichkeit offen blieb, den Rückzug auf montenegrinisches Gebiet, etwa in der Linie Novipazar—Mitrovica, zu unternehmen, wenn sie der gänzlichen Vernichtung aus dem Wege gehen wollten. Auch durfte schon die Hoffnung ausgesprochen werden, daß das Königreich Montenegro bald aus der Reihe unserer Feinde ausscheiden werde. Die erstere Erwartung hatte sich Ende 1915 bereits verwirklicht.

Der Armee Rövelz fiel die Aufgabe zu, den Feldzug gegen Montenegro fortzuführen. Die im Gebirgskrieg besonders erfahrenen Österreicher und Ungarn waren die geeigneten Truppen hierfür, denn keineswegs wurden von der gemeinfamen Heeresleitung die großen Schwierigkeiten verkannt, die in einem Winterfeldzug im alpinen Gebirgsland sich ihren Absichten entgegenstellen würden. Am 18. Dezember nahm General v. Rövelz den wichtigen Ort Bjelopolja (siehe auch den Artikel Seite 91), den die Montenegriner zu einem besonderen Stützpunkt im Gebiete des Limflusses ausgebaut hatten. Das gleichzeitige Vordringen einer österreichisch-ungarischen Armee aus dem

Raume von Plevlje erlitt keinen Aufenthalt. Für diese Truppen war das Ziel zunächst das Flußgebiet der Tara. Schon am 19. Dezember wurden ihre Ufer von den Heeresspitzen erreicht. Aber auch südlich von Bjelopolja gingen k. u. k. Truppen weiter im feindlichen Gebiete vor, in allgemeiner Richtung auf den Oberlauf der Tara. Hier wurde am 19. Dezember schon eine neue wichtige Front erreicht, nämlich die Linie Andrijevica—Plava. Durch diese Besetzung feindlichen Gebietes war alles Land an Österreich zurückgefallen, das es, dem Druck der Mächte folgend, bei der Einverleibung Bosniens seinerzeit an die Türkei zurückgegeben hatte und das später bei Beendigung der Balkankriege seitens der Türkei an Montenegro abgetreten wurde.

Auch die bulgarischen Heereskräfte blieben nach ihrem Siege bei Pzizen nicht müßig. Südwärts der Armee Rövelz gingen sie in breiter Front über die albanische Grenze und setzten die Verfolgung der serbischen Heeresrümmen fort. Ihr nächstes Ziel war der Drinfluß. Seine Linie wurde unter zahlreichen Kleinkämpfen erreicht. In mehreren Kolonnen bahnte sich dann die bulgarische Angriffsfront ihren weiteren Weg, und zwar ließ sich erkennen, daß dabei drei Hauptrichtungen in Frage kamen: die erste ging längs des Drin auf Skutari und versuchte Nordalbanien zu besetzen; die zweite nahm ihren Ausgangspunkt in Debra am oberen Drin und richtete sich gegen Tirana, eine Stadt Mittelalbaniens östlich von Durazzo an der Adria; die dritte scheint Südalbanien zum Ziel genommen zu haben, indem sie aus der Richtung Ochrida vorwärts gegen Elbasan Raum gewann.

Soweit waren hier die Absichten des österreichisch-ungarischen und des bulgarischen Heeres erkennbar, als sich kurz vor Weihnachten äußerst hinderliches Winterwetter über die Gebiete Montenegros und Albaniens ausbreitete. Im allgemeinen ließ sich annehmen, daß die Bulgaren mit Unterstützung der albanischen Banden, die den Serben feindlich gesinnt sind, planmäßig an Raum gewannen, immer der Möglichkeit gewärtig, auf italienische Vortruppen zu stoßen. Der österreichisch-ungarische Vormarsch hatte durch das Wetter Aufenthalt erfahren. Er umklammerte zwar das ganze Gebiet Montenegros im Norden und Westen, näherte sich aber nur sehr langsam dem Zentrum des Landes mit seinen wichtigen Städten Niksic und Podgoriza. Inzwischen erlebte Montenegro, was „Hungerkrieg“

heißt, den der Bierverband bekanntlich über Deutschland und Österreich-Ungarn verhängen wollte. Schon litt das Land derartig unter Lebensmittelmangel, daß der Widerstand der Bevölkerung und des stark zusammengeschmolzenen Heeres nicht mehr sehr lange dauern konnte. Hierzu half die Tätigkeit der k. u. k. Marine in der Adria durch ihr wachsameres und mutiges Vorgehen. Die Lebensmittelschiffe Italiens waren größter Gefahr ausgesetzt und wurden in beträchtlicher Zahl versenkt. König Nikita selbst war in Italien angekommen und Wukotitch, der Ministerpräsident des Zaunkönigreichs, aus seinem Amte ausgeschieden.

Vorhin wurde erwähnt, daß Italien Truppen nach Albanien gesandt hatte. Hierzu ließ es sich erst durch heftiges Drängen Englands und Frankreichs bestimmen, denn es hatte genug mit seinem eigenen Kriege zu tun und besaß nicht einmal Überschuss an Heereskräften, um die verloren gegangene Kolonie, Libyen und die Cyrenaika, zurückzuerobern. Italienische Truppen landeten in Durazzo und Valona und besetzten im Halbkreis die Gebiete nordöstlich dieser Hafenorte. Bekanntlich erhob Italien Anspruch darauf, das Küstengebiet Albaniens zu beherrschen, und verweigerte jeder anderen Macht das Recht, bis zur Adria vorzudringen. Man brauchte nicht daran zu glauben, was italienische Großsprecherei verkündete: den Vormarsch durch Albanien gegen die Verbündeten Deutschlands. In der Hauptsache kam es Italien nur darauf an, etwaigen griechischen Ansprüchen auf Albanien gegenüber ein Faustpfand zu besitzen, denn die italienische Politik wurde jetzt wie früher vollständig von der politischen Eifersucht auf Griechenland beherrscht.

Nach dem Abschluß der deutsch-österreichisch-ungarischen Kämpfe in Serbien und im Beginn der Fortsetzung des Krieges in Montenegro und Albanien ist es angebracht, einen kurzen Rückblick auf die ungeheuren Schwierigkeiten des serbischen Rückzuges zu werfen. Aus ihnen ergibt sich die völlige Zerrüttung der serbischen Heereskraft und die Unwahrheit der Behauptungen, daß noch 100 000 Serben kampffähig gewesen seien. Nach den Mitteilungen amerikanischer Kriegsberichterstatter verfolgten die Österreicher und Ungarn mit solcher Schnelligkeit, daß es den Serben kaum gelang, über Ipse durch das Gebirge hindurch zu kommen. Albanische und bulgarische Banden hatten die Wege von Dibra verlegt, und nur der Paß von Ljuma am Drin kam noch in Betracht. Er war aber so eng, daß nur 3 Mann nebeneinander marschieren konnten. Auf diesem schmalen Felsenpfad sollte der Rückzug von 70 000 Mann vor sich gehen. Und hinterdrein jagte die bulgarische Artillerie und nahm den Paßeingang unter gewaltiges Streu-

feuer. Ein Berichterstatter behauptete, Napoleons Rückzug über die Beresina könne nicht schrecklicher gewesen sein. Die Pferde wurden mit dem Bajonett getötet, um Lebensmittel zu haben. Brot gab es nicht, und in den schneebedeckten Bergen fehlte die Möglichkeit, Feuer anzumachen. Der lange Weg sei eine Blutspur geworden, besät mit den Leichen vor Hunger und Kälte Gestorbener. Von den 70 000 Mann seien kaum 40 000 an der Küste angekommen, aber derartig erschöpft, daß höchstens noch 10 000 von ihnen als kampffähig bezeichnet werden konnten.

Die vierte Isonzschlacht.

Von Major a. D. Ernst Mohrath.

(Hierzu die Bilder Seite 96 und 97.)

Nach der dritten Isonzschlacht, die in Band III auf Seite 390 geschildert wurde, begann nach wenigen Tagen Unterbrechung am 9. November wiederum ein Riesenkampf an den blutdurchtränkten Ufern dieses Flusses. Da die Kampfpause nur wenige Tage gedauert hat, so kann man behaupten, daß die österreichisch-ungarischen Truppen seit Mitte Oktober in fortwährendem heißem Ringen standen, und zwar immer gegen einen Gegner, der an Zahl weit überlegen war. Die italienische Heeresleitung ist aus besonderen Gründen zur Wiederaufnahme der bisher nur unglücklich verlaufenen Kämpfe gekommen. Waren auch bisher schon eine halbe Million Mann dem Durchbruchgedanken nutzlos geopfert worden, so traten doch alle Bedenken zurück, als sich Anzeichen dafür bemerkbar machten, daß möglicherweise in der italienischen Kammer stärkerer Widerstand gegen die Fortsetzung des Krieges sich bemerkbar machen werde. Jedes Mittel, diesen Widerstand zu unterbinden, war den italienischen Tyrannen, als die ich die Führer einer törichten und selbstsüchtigen Politik bezeichne, recht. Man wollte einen Erfolg erzwingen, um bei der Kammereröffnung am 1. Dezember mit der Tatsache der Eroberung der Stadt Görz jeden Widerstand niederschlagen zu können.

Die italienische Heeresleitung hatte in ihren bisherigen Kämpfen am Isonzo die französische Art des Durchbruchunternehmens nachgeahmt: stundenlanges Trommelfeuer und dann Welle auf Welle von Infanteriemassen im Ansturm an die Schützengräben. Diesmal legte sie das Schwergewicht ihres Angriffs in besonders tief gegliederte Offensiven. Und zwar sollten, wenn die vorderen Truppen niedergeschossen oder ermattet oder wandend geworden wären, immer neue Regimenter hinter diesen vordrängen, um das Zurückfluten der Angriffstruppen, das bisher jedesmal statt-



König Peter I. von Serbien auf der Flucht in einem Ochsenkarren. Nach einer photographischen Aufnahme.

gefunden hatte, im Keime aufzuhalten und den Verteidigern keinen Augenblick der Erholung zu lassen. So wurden alle erreichbaren Kräfte in den Dienst der rücksichtslosen Aufopferung gestellt. Es kam den Italienern besonders darauf an, den Nordrand der Hochfläche von Doberdo in feste Hand zu bekommen, denn nur von hier aus war der Weg nach Triest und Laibach zu erzwingen. Dazu galt es, den Berg San Michele zu erobern. Eine Reihe wütender Anläufe sind ohne Erfolg geblieben. Ein weiteres Hauptziel der

schien Schwierigkeiten zu machen, den Opferweg weiter zu betreten. Aber erst nach den blutigsten Kämpfen auf dem Monte San Michele erlahmte der Feind völlig. Anfang Dezember wurden seine Angriffe schwächer und schwächer, lebten am 7. Dezember noch einmal kurz wieder auf, um dann gänzlich einzuschlafen.

Die Italiener haben diesmal viele Divisionen in den Kampf geführt, und man kann ihnen nachsagen, daß sie sich tapfer geschlagen haben. Allein gegen den

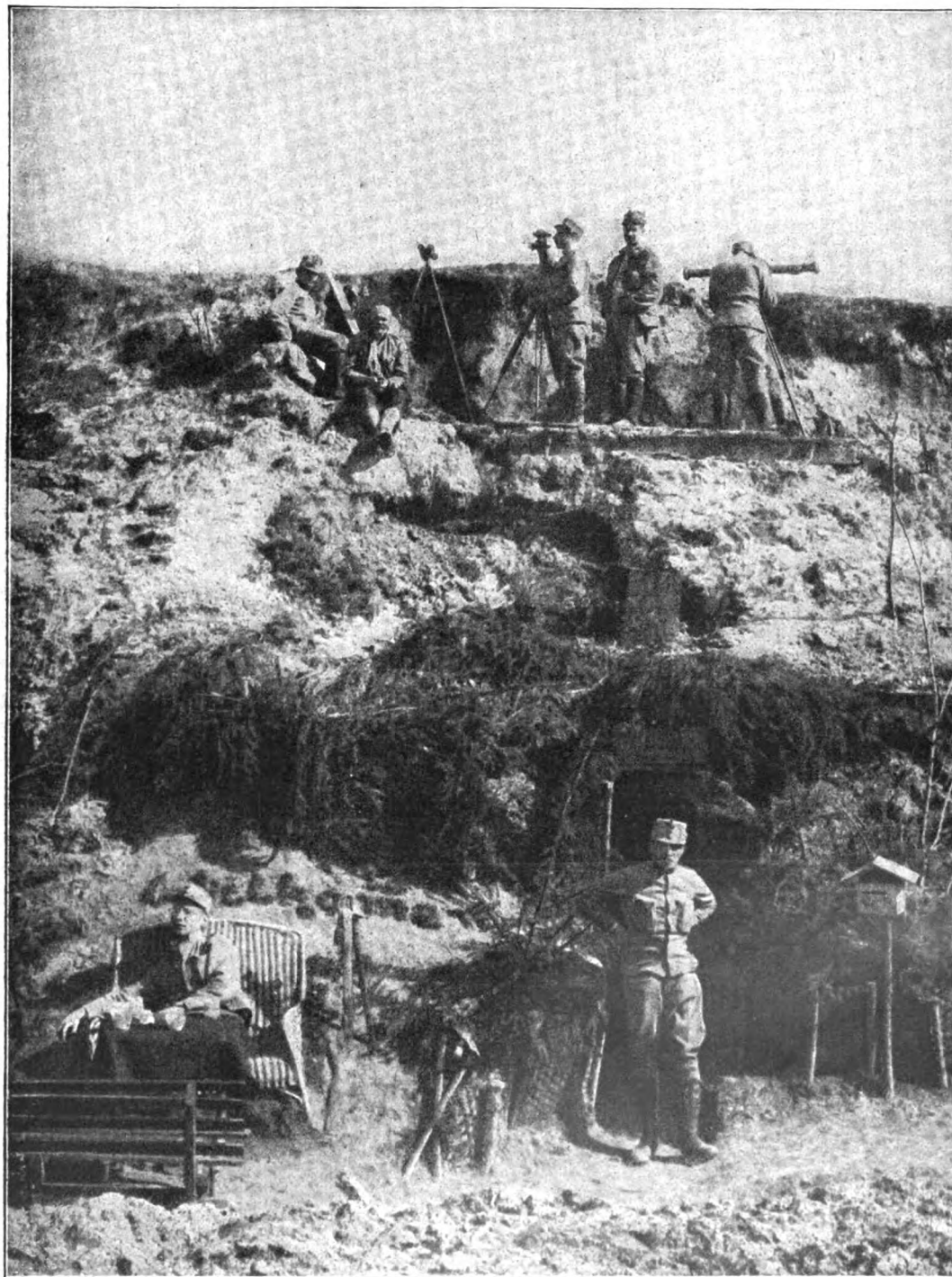
Görzer Brückentopf sind nach zuverlässigen österreichisch-ungarischen Berichten 7 Infanteriedivisionen angelaufen. Das sind ungefähr 100 000 Mann an Infanterie. Bergegenwärtigt man sich die schmale Front des Angriffs, so hätte diese Masse, auf einmal herangebracht, kaum Platz zur Bewegung gehabt. Der Gesamtverlust der Italiener stieg nach Beendigung der vierten Isonzoschlacht auf über 600 000 Mann, ohne die vielen Kranken zu rechnen, die

durch das winterliche Klima schwer litten. — Auf der Seite der Verteidiger haben viele Tage lang dieselben Kräfte in der Abwehr aushalten müssen. Während die Italiener täglich neue Truppen, vielleicht solche, die überhaupt noch nicht in den Krieg eingegriffen

hatten, heranzführten, standen auf österreichisch-ungarischer Seite immer dieselben Honvede und Steirertruppen. Wir fehlen die Worte, um dieses Selbentum gebührend zu preisen, aber dem Zorn darüber muß Ausdruck gegeben werden, daß ein italienisches Militärblatt — „La Preparazione“ — sich so erniedrigen konnte, die Führer der tapferen Österreicher und Ungarn der Feigheit im Kampfe zu bezichtigen. Wenn die Italiener immer darüber klagten, nur „Elitetruppen Österreich-Ungarns“ gegenüberzustehen, so sollten sie doch auch richtig beurteilen können, daß sich bei der Verteidigung die Leistung hauptsächlich auf die Fähigkeit der oberen und unteren Führung gründet. Den Geist der Truppen machen die Offi-

ziere, und des kämpfenden Volkes Opfer Sinn wird durch sie auf der Höhe erhalten. Wenn nun die österreichisch-ungarische Minderzahl immer über die Tapferkeit der Italiener siegte, so war es schamlos, von Feigheit der Offiziere zu sprechen.

Die Opfer der vierten Isonzoschlacht modernen zwischen Schnee und Eis, und man war zu der Frage berechtigt: Muß der Zusammenbruch am Isonzo nicht endlich dem Volke den Mut geben, die Blutherrschaft weniger Männer abzuschütteln? Muß nicht endlich auch der Heeresleitung des Feindes die Einsicht kommen in die Nutzlosigkeit der Fortsetzung eines Ansturms, der schon über sechs Monate andauerte, ohne zu einem Ziele zu führen?



Phot. Allopht G. m. b. H., Wien.

Artilleriebeobachtungsstand und Offizierunterstand an der Isonzofront.

vierten Isonzoschlacht waren die Höhen bei Oslavija und der Abschnitt von San Martino, sowie der Tolmeiner Brückentopf und der Nordteil des Görzer Brückentopfes (siehe auch die Karten Seite 12 u. 42). Am heißesten brannten die Kämpfe bei Oslavija und bei Görz. Bei den täglich erneuerten Stürmen ist es den Feinden wiederholt gelungen, in die vordersten Gräben unserer Verbündeten einzudringen. Aber stets hat der Zorn der tapferen Infanterie sie wieder hinausgeworfen. Mehr als einmal in der ganzen Kampfzeit, die man vom 9. November bis zum 7. Dezember berechnen muß, war das Nachlassen der Angriffstätigkeit festzustellen. So am 17. November. Die feindliche Infanterie



Aufklärungsflug über dem Isonzo.

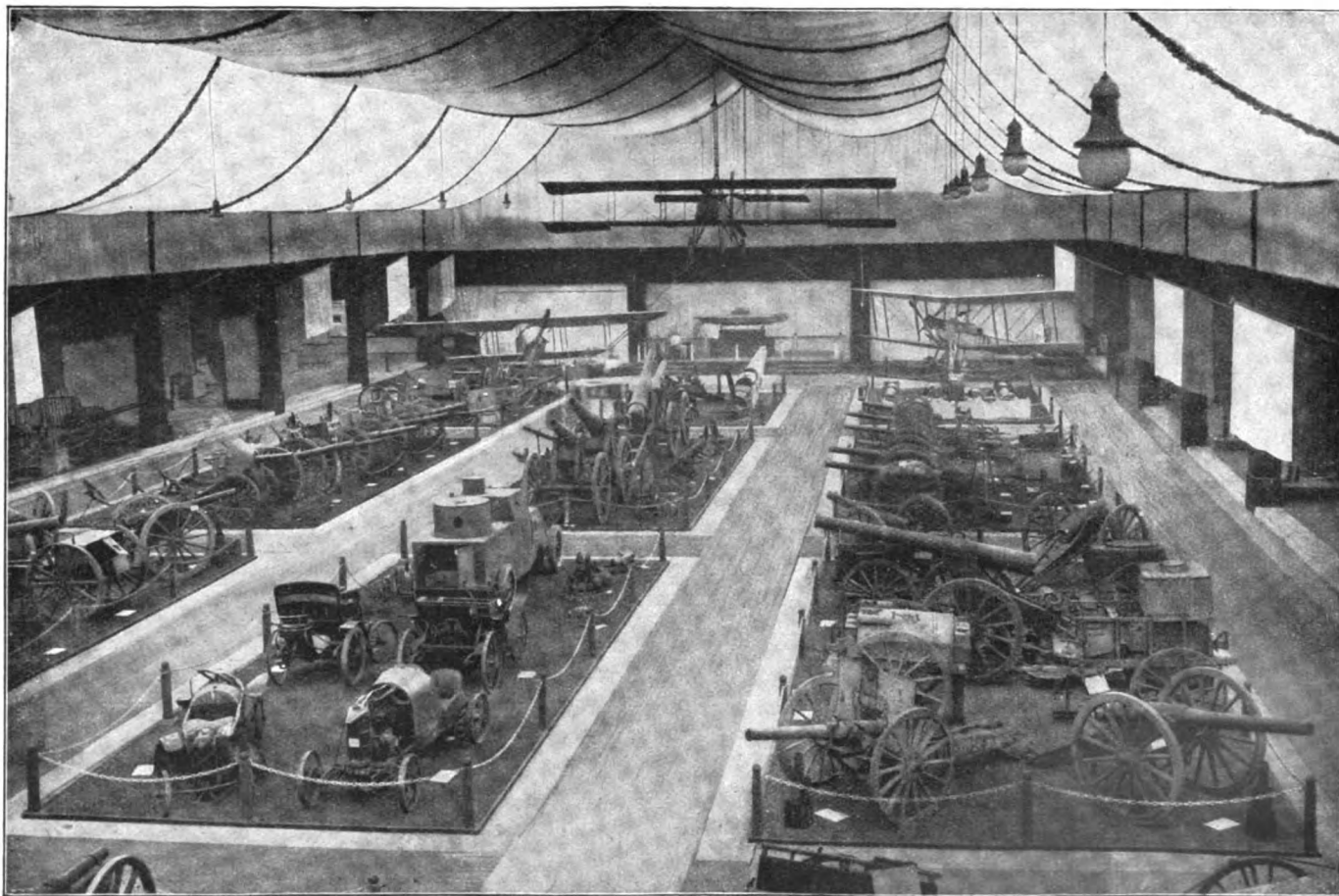
Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

Rechts im Hintergrund, am Fuß der Berge, die Stadt Görz, dann Isonzoabwärts Gradisca, daneben bei der Brücke Sagrabo, weiter vorne, an dem mit dem Meere durch einen Kanal verbundenen Hafen, Monfalcone, rechts davon das vielumstrittene Doberdoplateau. Im Vordergrund die Schlucht von Panzano.

Sollte Cadorna das fünfte Unternehmen wagen und die Gefahr, sein Spiel völlig zu verlieren, heraufbeschwören? Gewiß könnte er sich damit trösten, die Kräfte Österreich-Ungarns zum Teil gefesselt zu haben. Das ist aber auch alles, und die Zukunft müßte das Gespenst der Erschöpfung Italiens immer näher rücken lassen. Aus einem Abschnitt der Kampffront am Isonzo empfang ich von befreundeter Hand einen Bericht. Ich entnehme daraus: „Auf dem Arn deckt nur eine dünne Erdschicht bis zur Höhe von 1000 Meter das Gestein. In höherer Lage sehen wir nur nackten und mit Eis und Schnee überdeckten Fels. Auf einer Höhe von 2200 Meter liegen die Feinde einander dicht gegenüber und im Zwischenraum ist ein gewaltiges Drahtgewirre aufgerichtet. Die Sandsäcke bilden Mauern, so hart sind sie gefroren. Tief in den Felsen hinein zu graben und zu sprengen, erlaubt die Beschaffenheit des Gesteins nicht. So decken wir uns nur durch jene Hilfsmittel, aber auch durch die gefrorenen Leichen der Gefallenen. Jeder neue Angriff

macht. Zu den aus Friedenszeiten schon bekannten verschiedenen Arten der Verankerung, der Befestigung von Tauen, der Anbringung von Flußperren, dem Abfangen einer feindlichen Glaschenpost, den Schutzmaßregeln gegen „wilde“ Boote mit Sprengstoffen zur Vernichtung von Brücken hat sich neuerdings der Dienst als Taucher gesellt.

Die Möglichkeit der Ausübung dieses Dienstzweiges ist durchaus nicht so klein, wie man wohl vom Frieden her zu denken geneigt ist. Zunächst setzt jeder Brückenbau eine genaue Feststellung der Wassertiefen voraus. Diese Messungen geschahen bisher mit langen Holzstangen von einem Kahn aus. Man erhielt dadurch Anhaltspunkte für die Gestalt des Flußprofils, doch war man natürlich Zufälligkeiten wie Untiefen oder Löchern auf gut Glück ausgeliefert. Deshalb legte man einer genauen Erkundung der Beschaffenheit des Flußgrundes großen Wert bei, wenn es sich um Brücken mit stehenden Unterstützungen handelte. Hierfür kann in Zukunft der Pionier im Taucheranzug gute,



Phot. H. Sennede, Berlin.

Übersicht über die vom Zentralkomitee des Roten Kreuzes in den Ausstellungshallen des Berliner Zoologischen Gartens veranstaltete Ausstellung von Kriegsbeuteeffekten, die beinahe sämtliche von unseren Feinden gebrauchten Waffenarten umfaßt: Panzerautomobile, Riesengeschütze und -geschosse, Mörser und Minenwerfer, Handfeuerwaffen, Kampfflugzeuge, zerschmetterte Geschützrohre und durchlöcherter Panzerplatten.

bringt eine neue Schicht italienischer Leichen, die der frisch gefallene Schnee milde zudeckt. Die Abgründe sind die Massengräber und an den Spitzen der Felsgrate hängen die Abgestürzten. Hoch oben auf den Hängen stehen schwere Kaliber und trommeln nach unseren Deckungen, und das Bergen ihrer eigenen Leichen verhindern die Italiener durch das sofort einsetzende Sperrfeuer, wenn der fluchtartige Rückzug beginnt. Über 170 Angriffe erlebten wir bisher auf den fahlen Höhen des Arn, und Zehntausende von Granaten zerfetzten unsere Deckungen. Wir aber — halten aus ...“

Pioniere als Taucher.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 99.)

Wie alle Gebiete der Militärwissenschaften in diesem Weltkriege eine Vertiefung und Erweiterung erfahren haben, die sehr häufig durch Übernahme und Nukbarmachung der Erfahrungen einer Truppe auf eine andere oder eine andere Waffengattung erfolgte, so haben sich auch unsere Pioniere vom Landheere die Erfahrungen der Marine zunutze ge-

zuverlässige Dienste leisten, wobei noch ferner in Betracht zu ziehen ist, daß infolge kriegerischer Maßnahmen in der Nähe größerer Flüsse ein Flußbett unter der Wasseroberfläche viele Überraschungen bergen kann. Sowohl technische Arbeiten wie Sprengungen von Brücken, deren Teile vom Wasser fortgeschwemmt oder weitergerollt werden, als auch Begleiterscheinungen der militärischen Unternehmungen wie Versenken von Munition beim Rückzug, Ertrinken von Mannschaften und Tieren, Abstürzen von Geschützen und Fahrzeugen können daran beteiligt sein.

Es ist einleuchtend, daß gerade beim Bergen von wertvollem Kriegsmaterial Taucher durch das Auffuchen solcher Stellen vorzügliche und wertvolle Dienste leisten können.

Als weiteres Arbeitsgebiet hat sich die Tätigkeit der Taucher an zerstörten Brücken erwiesen. So schreibt schon unsere Dienstvorschrift „Feldpionierdienst aller Waffen“ eine genaue Untersuchung der vorhandenen Brücken vor, die sich auf alle Teile des Ober- und Unterbaus erstrecken soll. Auch im jetzigen Kriege ist die List angewendet worden, Sprengladungen versteckt anzubringen und Holzbrücken unter Wasser anzufügen. In ähnlicher Weise können Rähne,

die oft als schwimmende Unter-
stützungen bei Brücken eingebaut
werden, so angebohrt sein, daß
sie bei Belastung plötzlich sinken.

Da bei größeren Brücken
häufig nur ein Pfeiler oder we-
nig mehr durch die Sprengung
ins Flußbett hinabgestürzt ist,
während der überwiegende Rest
der Brücke durch die Untersuchung
als weiterhin brauchbar fest-
gestellt wurde, muß man ver-
suchen, die zertrümmerten Pfei-
ler behelfsmäßig zu ersetzen. Für
diese Tätigkeit ist eine weitere
genaue Untersuchung nötig, wie
weit der Pfeiler unter Wasser
beschädigt ist und ob sich noch
eine gesunde Grundlage vorfin-
det, auf der man neu aufbauen
kann, was ebenfalls nur durch
Taucherarbeit festgestellt wird.

Bei zerstörten Holzbrücken
werden die stehengebliebenen
Teile gern durch „Aufhöhen“
einzelner Pfähle oder Auflegen
von neuen „Jochen“ wiederher-
gestellt. Zu diesem Zweck wer-
den auf die vorhandenen ab-
gesägten Pfähle neue mit Eisen-
klammern und unter guter
Längsverstreuung in der Brük-
kenrichtung aufgesetzt. Auch
hierbei hat sich bisher manch-
mal eine Arbeit unter Wasser
ohne Taucher als undurchführ-
bar erwiesen.

Von den nebenstehenden Ab-
bildungen zeigt die erste den
Taucher in seiner Kleidung. Die Ausrüstung wird bei
den Truppenteilen im Feld nachgeführt, und Pioniere
sowie Pionieroffiziere sind durch
Kameraden der Marine in der
Benutzung des Schwimmtauch-
apparates ausgebildet. Wenn
sie auch nicht Arbeiten in offener
See verrichten können, die grö-
ßere Anforderungen an die Aus-
rüstung stellen, so genügt letztere
doch für die Arbeiten unter
Wasser in der Tiefe des Fluß-
bettes. Die Atmung des Tau-
chers geschieht mit Hilfe von
Sauerstoff, den er bei sich führt.
Die Verbindung mit oben und
die Verständigung wird durch
eine am Gürtel befestigte Zua-
leine sichergestellt, wie es die
zweite Abbildung veranschaulicht.



Ein Taucher in voller Ausrüstung.



Ein Taucher in Ausübung seiner Tätigkeit.

und für die Sicherheit des Schif-
fes, das sie trug, haben Tausende
von wackeren Seeleuten aller
Völker der Kriegs- und Handels-
marine entschlossen und ohne zu
warten Blut und Leben dahin-
gegeben, und ungezählten Men-
gen hat der Anblick ihrer Na-
tionalflagge, wenn sie ihnen in
bedrängten Zeiten erschien, Trost
gebracht und das Gefühl der
Sicherheit gegeben.“ So schreibt
Vizeadmiral Siegel in der Ein-
leitung seines vor einigen Jah-
ren erschienenen Wertes „Die
Flagge“. Ein anderer Sachver-
ständiger, Perels, sagt dazu:
„Die Grundlage für die staat-
liche Einwirkung und für den
maritimen Rechtsschutz ist die Zu-
gehörigkeit eines jeden Schiffes
zu einem bestimmten Staat,
seine Nationalität. Ein See-
schiff, welches sich nicht dem
Verdacht auslegen will, See-
raub zu treiben, muß seine Na-
tionalität nachweisen können.“
Und an anderer Stelle: „Jedes
Seeschiff trägt seine Nationalität,
äußerlich gekennzeichnet durch
die Nationalflagge und nach-
weisbar durch die Schiffspapiere,
mit sich in alle Meere. . . Un-
berechtigtes Führen einer Natio-
nalflagge unterliegt der Ahndung
sowohl seitens desjenigen Staa-
tes, dessen Flagge widerrechtlich
geführt wird, als auch desjenigen,
dem gegenüber der Mißbrauch
hat dementsprechend besondere
Bedingungen festgesetzt, die erfüllt werden müssen, um
seine Nationalflagge führen zu
dürfen, und macht dies von
einem besonderen schriftlichen
staatlichen Ausweis über die er-
teilte Erlaubnis abhängig.“

Heute fragen wir uns mit
Recht, ob das wirklich die bis
zum Kriege maßgebenden An-
schauungen waren, angesichts
des unerhörten Mißbrauchs, den
Großbritannien seit Kriegsbeginn
in unumschränkter Willkür treibt.
Kein Recht fremder, am Kriege
ganz unbeteiligter Staaten bleibt
gewahrt, weder die Staatshoheit
selbst wird geachtet, noch die
äußeren Hoheitszeichen, wo sie
britischer Willkür im Wege sind,
von Verträgen zwischen Groß-
britannien und anderen Völkern
ganz zu schweigen. Je mehr die
Ereignisse zur See auf Groß-
britannien drücken, um so mehr
fällt die Maske ab — denn et-
was anderes waren die Ver-
träge, die es im Frieden schloß,
nicht —, um so brutaler ver-
sucht es nur die einzige Regel
gelten zu lassen: Macht geht
vor Recht. Die Erkenntnis die-
ser Handlungsweise und beson-
ders der Absicht, Deutschland
durch solche Mittel buchstäblich
auszuhungern und wirtschaftlich
zu erdrosseln, zwangen uns zur
Abwehr und damit zum Angriff
auf Englands Seehandel, von
dem seine ganze Ernährung und
Volkswirtschaft abhängt, vor

Englands Mißachtung fremder Hoheitszeichen.

Von
Kapitän zur See z. D. v. Rühlwetter.
I.

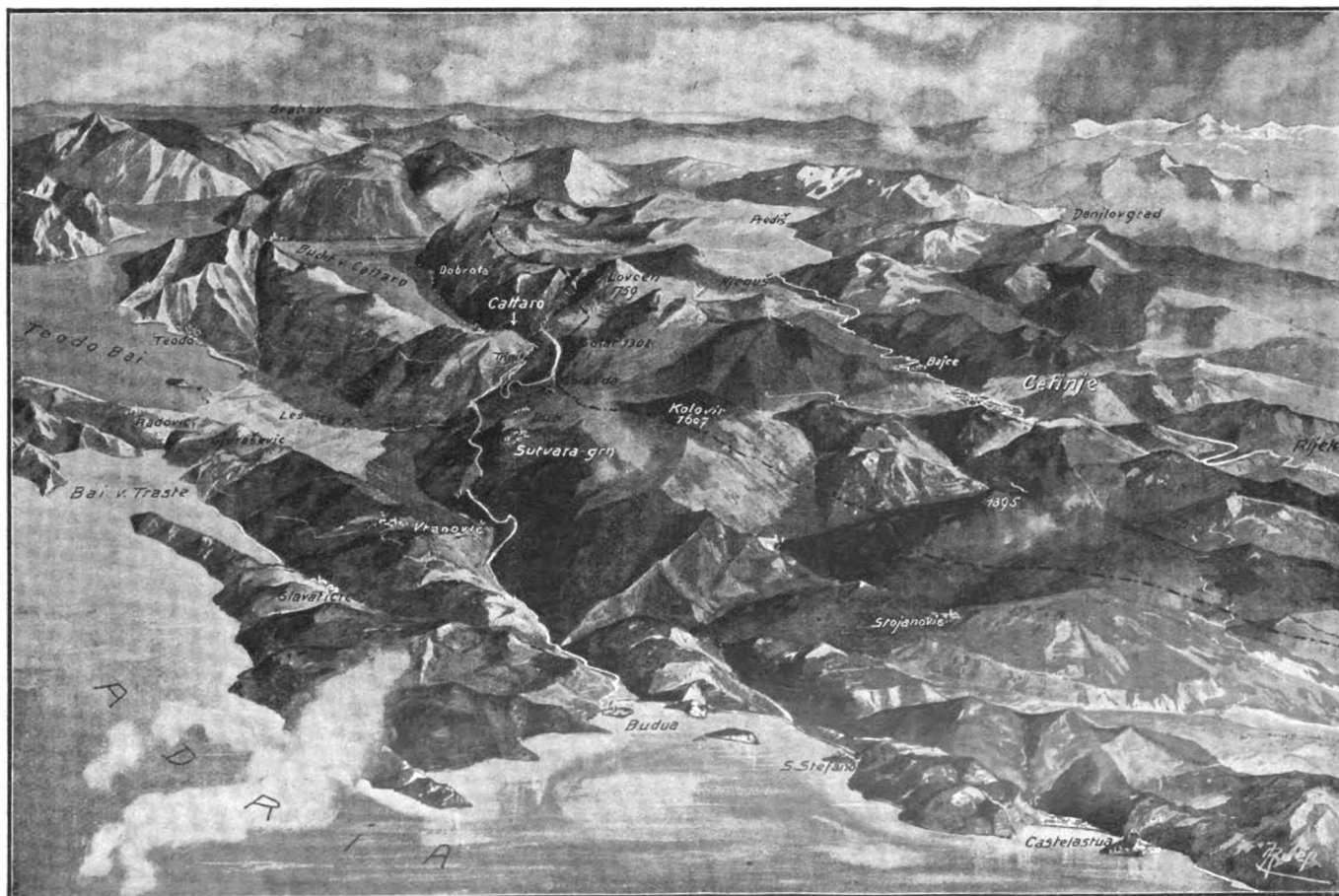
„Die Flagge seines Schiffes
ist für den Seemann ein Sinn-
bild alles dessen, was ihm lieb
und teuer ist. . . Sie ist ihm
das Wahrzeichen seines Volkes,
auf dessen Macht und Stellung
in der Welt er stolz ist. Sie
läßt ihn des Herrschers seines
Landes gedenken, den er ver-
ehrt und in dessen Namen die
Flagge weht. Zur Verteidigung
der ihnen anvertrauten Flagge

den Toren der englischen Häfen und später im Mittelmeer und wo sonst es vorteilhaft geschehen konnte durch das Unterseeboot, den Unterseehandelskrieg, der schon über 1¼ Millionen Raumtonnen von den 21 Millionen, die England hatte, zum Meeresgrund geschickt hat. Damit fielen bei Großbritannien die letzten Hüllen, und alles Völkerrecht ward zum alten Plunder geworfen. Dieser Handelskrieg hat seine vollkommen völkerrechtliche, unanfechtbare Grundlage in dem anerkannten Seebeuterecht und der Tatsache, daß Unterseeboote Kriegsschiffe sind.

Mit dem Augenblick fast, wo er einsetzte, berichteten unsere Unterseebootkommandanten, daß die Zahl der neutralen Schiffe in den englischen Gewässern, die zum Kriegsgebiet erklärt waren, in ganz ungewöhnlicher Weise wachse, obwohl gerade die Ansage des Kriegsgebietes den neutralen Handel vor dessen Gefahren hätte warnen müssen. Die Zahl stand von vornherein in so auffallendem Mißverhältnis zu dem bekannten Handel anderer Staaten mit Groß-

enthielten die Vorschriften, die die englische Admiralität und ihre Unterorgane erlassen hatten.

Sie stammten sämtlich aus der Zeit seit Ankündigung des Unterseebootkrieges und begannen mit einem Telegramm der Admiralität, nach dem die britische Schifffahrt angewiesen werden sollte, Ausguck nach Unterseebooten zu halten und in der Nähe der britischen Inseln, also im Kriegsgebiet, „entweder die Flagge eines neutralen Landes oder gar keine zu zeigen“ und Namen und Heimathafen unkenntlich zu machen. Der Schluß des Telegramms lautete: „Die Flaggen, die gebraucht werden sollen, sind folgende: die amerikanische, italienische — damals noch neutral —, eine skandinavische und die holländische.“ Die amerikanische Flagge marschiert natürlich an erster Stelle. Dann kam eine „vertrauliche“ Anweisung über Führen neutraler Flaggen, Gebrauch falscher Namen und ähnliches. Ein Absatz derselben war überschrieben „Neutrale Flaggen“ und lautete: „Fahrzeuge auf langen Reisen und regelmäßigen Fahrten



Vogelschaukarte des Gebietes Ljubjan-Cetinje.

britannien, daß der verübte Betrug auf der Hand lag. Zudem wurde selbstverständlich bald die Übermalung der Namen und Heimathäfen und sonstiger Kennzeichen gesehen. So kam es denn, daß in den englischen Gewässern sehr bald die neutrale Flagge nicht mehr die geachtete sein konnte, der man bemüht war, möglichst wenig Schwierigkeiten in den Weg zu legen, sondern daß ein neutrales Fahrzeug im Kriegsgebiet von vornherein verdächtig erschien. Darunter hatten die wenigen wirklich neutralen Fahrzeuge natürlich zu leiden. Das war eine der vielen Liebesgaben Englands an Neutrale. Nun konnte man zunächst immer noch annehmen, daß die eine oder andere englische Schifffahrtsgesellschaft durch den Mißbrauch neutraler Flaggen einen Versuch machen wollte, sich vor Verlusten zu schützen, dieses Vorgehen aber bald als nutzlos wieder aufgeben würde, oder daß die britische Regierung, sobald neutrale Staaten wegen des Mißbrauchs ihrer Hoheitszeichen bei ihr vorstellig werden würden, ihn mißbilligen würde. Aber ganz im Gegenteil. Es wurde sehr bald klar, daß die britische Regierung diesen Flaggenbetrug nicht nur kannte und duldete, sondern daß er der britischen Schifffahrt amtlich vorgeschrieben war. Die Papiere, die auf einem dem Untergang verfallenen Dampfer in deutsche Hände fielen,

um das Vereinigte Königreich werden mit neutralen Flaggen ausgerüstet, wenn sie wertvolle Ladung haben. Die neutrale Flagge soll je nach dem Reiseweg wie folgt geführt werden.“ Hieran schloß sich eine genaue Aufzählung der Fahrstrecken mit der Vorschrift, wann die norwegische, griechische, italienische, spanische, holländische Flagge geführt werden sollte, und zum Schluß war gesagt: „Bei der Fahrt über den Kanal soll keine Flagge geführt werden.“ Eine als ganz besonders geheim zu halten gekennzeichnete Anweisung enthielt den Absatz: „Der Gebrauch falscher Flaggen und sonstiger Verkleidung durch Handelsschiffe, um der Aufbringung zu entgehen, ist eine fest eingebürgerte Gewohnheit in der Geschichte der Seekriege. Er ist in keiner Weise unehrenhaft. Eigener und Schiffer handeln daher durchaus rechtmäßig, wenn sie jedes Mittel anwenden, den Feind irreführen und ihn dazu zu bringen, britische Schiffe mit neutralen zu verwechseln.“ Hier ist die Absicht schon deutlicher erkennbar, dem Gegner Ungelegenheiten zu bereiten dadurch, daß man ihn dazu bringt, neutrale und britische Schiffe zu verwechseln und ihn so in Schwierigkeiten mit den Neutralen zu verwickeln.

All dies ist aber erst eine Seite der Mißachtung fremder Hoheitszeichen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

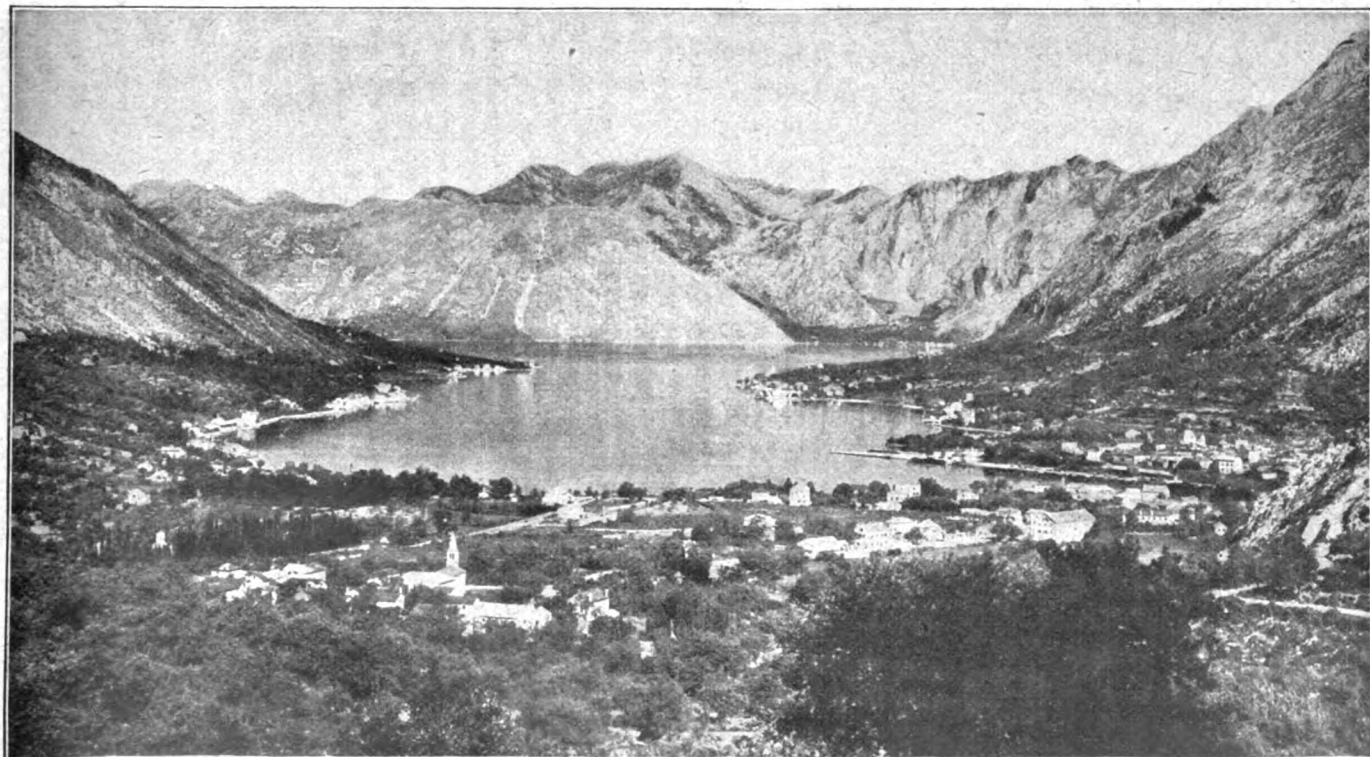
Auf dem italienischen Kriegsschauplatz trat nach dem erneuten Mißerfolg der Italiener in der vierten Isonzschlacht wieder einige Ruhe ein. Es kam meist nur zu Geschüßkampf, kleineren Schützengrabenunternehmungen, Handgranatenkämpfen und Minenwerfereitigkeit. Die Italiener bedienten sich hierbei zum erstenmal einer neuen Ausrüstung, die stark an die alte Rittertracht erinnerte, da sie einen Stahlhelm sowie zum Schutz des Halses eine Art Kettenpanzer aufwies; dazu traten an Schultern und Brust noch Stahlplatten. Bei den Pionierabteilungen waren als weitere Neuerung lanzenartige Drahtschneider und als Vorkehrung gegen den elektrischen Strom große Handstulpen aus Leder und Gummi eingeführt worden. So ausgestattet suchten sich die Leute an die gegnerische Front heranzuschleichen und durch Zerschneidung der Hindernisse den Angriff vorzubereiten. Offenbar gingen die Italiener in vollem Vertrauen auf den durch die neue Ausrüstung gebotenen Schutz mit erhöhtem Mut ans Werk. Sehr bald aber mußten sie erfahren, daß die österreichisch-ungarischen und besonders die Tiroler Schützen ungeachtet dieser neuen Schutzbekleidung tödlich zu treffen verstanden. Von deren geradezu staunenerregender Treffsicherheit legte auch folgender Vorfall Zeugnis ab: ein italienischer General, der durch das Guckloch der Schützengrabenbedeckung die feindlichen Stellungen beobachtete, erhielt durch diese kleine Öffnung hindurch den Todeschuß. — Allmählich wurde die Angriffstätigkeit der Italiener wieder lebhafter; dabei erfuhr aber am 28. Dezember im Suganaabschnitt ihr Ansturm gegen den Monte

Carbonile südöstlich Barco eine blutige Abweisung. Ebenso scheiterten nächtliche italienische Unternehmungen am Col di Lana (siehe Bild Seite 107 oben), und auch tags darauf wurden Angriffe auf Torbole schon im österreichisch-ungarischen Feuer erstickt. Am demselben 29. Dezember wollten italienische Streitkräfte ihre Stellungen auf den Hängen nördlich des Tonalepasses durch Ausbau ihrer Drahtverhaue verbessern, wobei sie sich mißbräuchlich der Flagge des Roten Kreuzes bedienten. Doch bemerkten dies die österreichisch-ungarischen Truppen sehr bald, und es gelang ihnen rasch, dem völkerrechtswidrigen Verfahren des Feindes durch ihr wohlgezieltes Feuer ein Ende zu machen. Am 30. griffen zwei Alpini-bataillone die f. u. i. Stellung südlich Torbole zweimal ohne den mindesten Erfolg an. An der Kärntner Front beschloß feindliche Artillerie mit schwersten Kalibern überflüssigerweise den Ort Wolfsbach südlich Malborgeth.

Die ersten Tage des neuen Jahres brachten auf der ganzen Front fast völlige Ruhe. Aber schon am 3. Januar fand wieder reger Artilleriekampf besonders in Südtirol und an der Dolomitenfront statt. Ferner belegten österreichisch-ungarische Flieger ein Magazin des Feindes bei Ma mit Bomben. Auch sonst wurden von f. u. i. Truppen Angriffe unternommen. Nördlich Dolje gewannen sie in der Frühe des 3. Januar einen feindlichen Graben, um den schon lange hartnäckig gerungen worden war. Der vertriebene Gegner versuchte die verloren gegangene Stellung in den nächsten Tagen durch heftige Gegenangriffe zurückzunehmen, vermochte aber nicht zum Ziel zu kommen. — Am 11. unter-



Kartenskizze zur Eroberung des Lovcen.



Die Bucht von Cattaro.

Im Hintergrund das Grenzgebirge Montenegro mit dem Lovcen in der Mitte.

Phot. Altophot G. m. b. H., Wien.

brachen die Italiener die wieder eingetretene Ruhe von neuem durch einen großen Fliegerangriff auf Südtirol. Elf ihrer Flugzeuge, darunter ein ungewöhnlich großes und entsprechend bemanntes neuester Bauart, versuchten über die Gasse vorzudringen, um Trient anzugreifen. Sobald das Geschwader aber über den

österreichisch-ungarischen Stellungenaufsuchte, wurde es von schweren Abwehrgeschützen unter vernichtendem Feuer genommen. Die Flugzeuge wandten sich deshalb zur Heimkehr, mit Ausnahme eines einzigen, das über Trient erschien und Bomben abwarf. Als einziges Ergebnis war aber lediglich die Beschädigung eines unbemannten, leeren Pferdebahnwagens zu verzeichnen! Nach solch lächerlicher Leistung wurde auch dieses letzte italienische Flugzeug durch die k. u. k. Abwehrgeschütze zu schleuniger Flucht gezwungen. Am 12. Januar fanden in Judikarien italienische Fliegerangriffe auf Roncone statt. Auch diesmal richteten sie keinen Schaden an. Die Ortschaften Creta und Por wurden italienischerseits durch schwere Artillerie beschossen; auch Nago östlich Riva stand unter feindlichem Feuer. Umgekehrt wurde die italienische Stellung südlich Pontafel von österreichisch-ungarischer Artillerie so erfolgreich angegriffen, daß das dortige Barackenlager in Brand geriet. Auch bei Tolmein und im Doberdoabschnitt an der küstenländischen Front herrschte auf beiden Seiten rege Artillerietätigkeit. Am 13. Januar lag das feindliche Geschützfeuer wieder auf Malborgeth und Raibl. Auch waren italienische Flieger erneut tätig. Ihr Angriff richtete sich diesmal gegen den

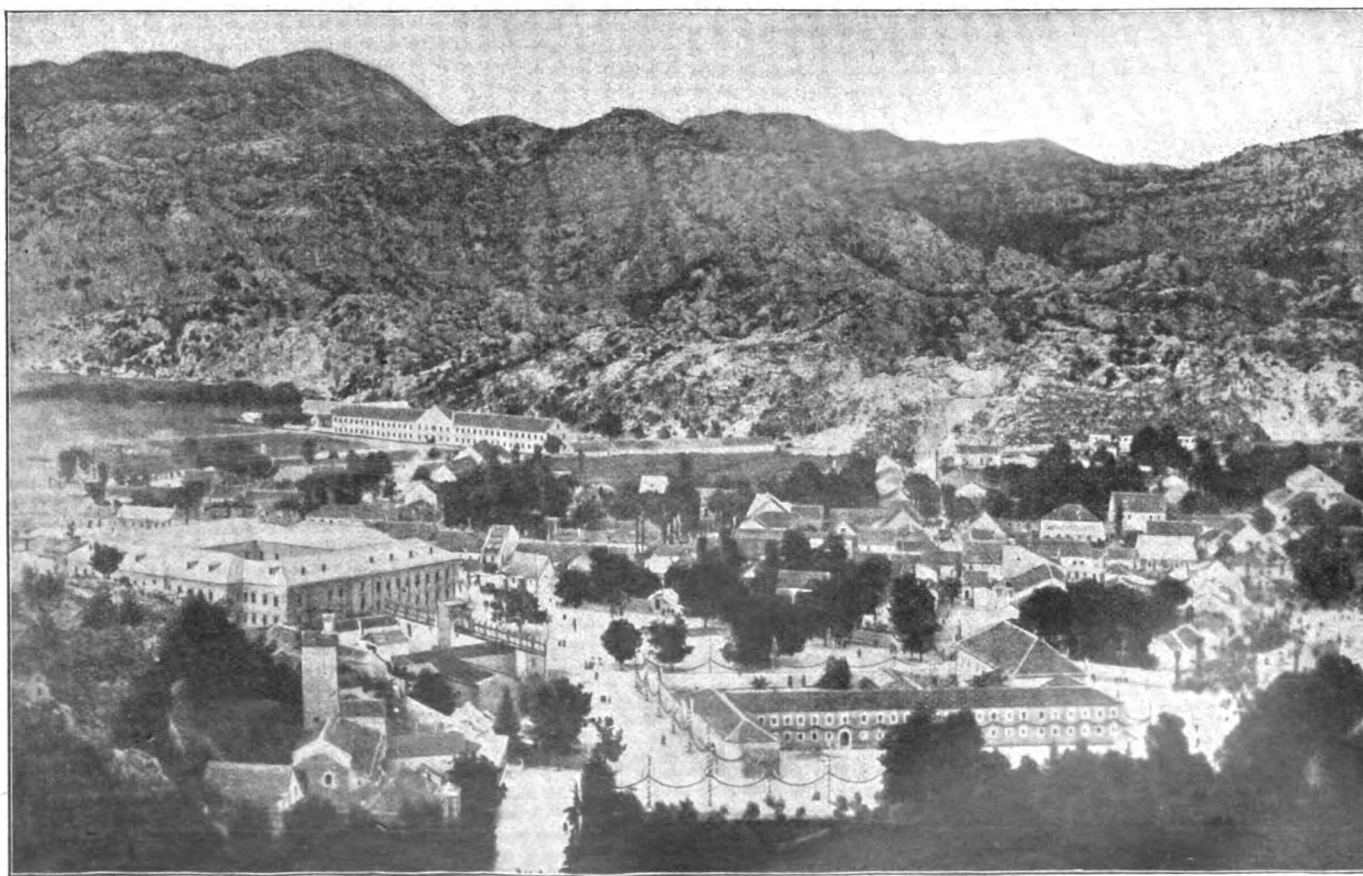


Die Hauptstraße der montenegrinischen Hauptstadt Cetinje.

Raum von Triest; doch richtete das hierbei vorgenommene Bombardement von Spirano keinen Schaden an. Am 14. wurde die schwere Beschädigung von Malborgeth und Raibl mit unverminderter Heftigkeit, jedoch abermals ohne Erfolg fortgesetzt. Auf diese und andere Orte richtete sich der Angriff der Italiener, weil sie in ihnen mit Recht oder Unrecht

österreichisch-ungarische Streitkräfte in Bereitschaft oder Ruhe vermuteten. Der 14. Januar wurde auch von den Verteidigern der Front gegen Italien zu einem Angriff benutzt, und zwar gerade an der Stelle, an der sich die Italiener zeitweilig ihrem Ziele am nächsten geglaubt hatten: bei Oslavija. Hier entrißen österreichisch-ungarische Truppen den Italienern eine Stellung, die von diesen seit der fast allein gegen den Görzer Brückenkopf gerichteten vierten Monzoslacht äußerst stark ausgebaut worden war. Es war der Kirchenrücken von Oslavija vor dem Görzer Brückenkopf. Dieser erfolgreiche Angriff, der von den Infanterieregimentern Nr. 52 und 80 in unwiderstehlichem Ansturm ausgeführt wurde, brachte über 900 Gefangene, unter denen sich viele Offiziere befanden, sowie 3 Maschinengewehre und 3 Minenwerfer.

Am 15. Januar steigerten die Italiener das Geschützfeuer gegen die Brückenköpfe von Görz und Tolmein zum Trommelfeuer, und auch der Monte San Michele sowie der Mrzli Bch standen in schwerstem Granatenhagel. Die hiernach zu erwartenden Unternehmungen der feindlichen Infanterie blieben aber aus. Bei Tolmein gingen wieder die Österreicher und Ungarn zum Angriff über und nahmen



Gesamtansicht von Cetinje.

Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. b. H.

dem Feinde einen Schützengraben weg. An der Tiroler Front richtete sich das italienische Artilleriefeuer am 15. vor allem gegen die Abschnitte von Schludersbach und La-fraun—Vielgereuth. Doch blieb ihr Angriff gerade hier gänzlich wirkungslos. Befand sich ihnen doch an dieser Stelle eine besonders widerstandsfähige Truppe gegenüber: die Tiroler Kaiserjäger, die dort nun schon seit vielen Monaten inmitten ihrer vom Feinde bedrohten Berge für Heim, Hof und Vaterland treue Wacht hielten (siehe das Bild Seite 105) und nun an dem genannten Tage, dem 15. Januar, Gewehr bei Fuß die Feier ihres hundertjährigen Bestehens begingen. — Leider mußte der Kirchenrücken von Oslavija am 16. Januar wieder aufgegeben werden, da er von den Italienern mit einem so unerhört schweren Trommelfeuer belegt wurde, daß die Stellung binnen kurzem gänzlich eingeebnet zu werden drohte; die hartnäckige Behauptung des Errungenen hätte also nur überflüssige Opfer gekostet. — An demselben Tage unternahmen österreichisch-ungarische Flieger einen erfolgreichen Massenangriff im Raume von Görz, bei dem sie mehrere italienische Fesselballone zum Niedergehen zwangen und auf feindliche Truppenlager Bomben schleuderten. Es folgten nun von italienischer Seite wieder lebhaftere Artillerieangriffe (siehe Bild Seite 107 unten), in denen sie nach französischem Muster durch Unmengen von Granaten und Schrapnellen die Verteidiger zu ermüden und allmählich zu zermürben suchten, nachdem sie alle anderen Kampfmittel bereits vergeblich erprobt hatten.

Die österreichisch-ungarische Flotte führte am 29. Dezember einen größeren Angriff aus. Eine aus fünf Zerstörern und dem Kreuzer „Helgoland“ bestehende Flottille vernichtete das französische Unterseeboot „Monge“, dessen zweiter Offizier nebst 15 Mann gefangen genommen wurde. Das kleine Geschwader stieß hierauf gegen Durazzo vor. Durch Geschützfeuer versenkte es in dem dortigen Hafen einen Dampfer sowie einen Segler und brachte außerdem mehrere Landbatterien zum Schweigen. Dabei stießen die beiden k. u. k. Zerstörer „Vifa“ und „Triglav“ auf Minen. „Vifa“ sank, „Triglav“ wurde schwer beschädigt; die Mannschaften konnten aber größtenteils gerettet werden. Nach diesem kühnen Vorstoß machte sich das kleine Geschwader auf den Heimweg, indem es den „Triglav“ zunächst ins Schlepptau nahm. Die Rückfahrt wurde indessen durch eine Übermacht französischer und englischer Kreuzer und Zerstörer, die der Kanonendonner des Gefechts vor

Durazzo angelockt hatte, schwer bedroht. Unter den feindlichen Schiffen wurden unter anderem englische Kreuzer größter Bauart bemerkt. Vor diesem überlegenen Gegner mußte das österreichisch-ungarische Geschwader so schnell wie möglich abziehen, und es gelang ihm auch, ohne Schaden den Ausgangshafen zu erreichen; nur der „Triglav“, dessen Mitführung die Fahrt zu sehr behindert hätte, hatte versenkt werden müssen. — Im ganzen entwickelte die Flotte des Vierverbandes in der Adria nur eine sehr schwache Tätigkeit. So zum Beispiel blieb sie völlig im Hintergrund, als die österreichisch-ungarische Kriegsmarine sich am 10. Januar bei Cattaro mit großem Erfolg an der Beschließung des Lovcen beteiligte.

Der große Fortschritt der Armee Kövess an diesem Tage wurde von Italien mit der größten Unruhe aufgenommen. Sah es doch seine albanischen Pläne schwer bedroht, da zu erwarten war, daß sich das k. u. k. Heer nach dem Sieg am Lovcen gegen Albanien wenden werde, was für die Italiener den Verlust Valonas zur Folge haben konnte, ihres letzten Faustpfandes für den Frieden. Zugleich hätte eine solche Wendung der Dinge die Adria noch mehr unter österreichisch-ungarischen Einfluß gebracht. Italien hatte also allen Grund, mit neuen Mißerfolgen zu rechnen, von denen die ungünstigste Wirkung auf seine inneren Zustände und Stimmungen zu befürchten war.

Mit vollem Recht wurde italienischerseits der Entwicklung auf dem Kriegsschauplatz in Montenegro die allergrößte Bedeutung beigelegt. Diese kam den montenegrinischen Ereignissen aber auch, von dem italienischen Sonderstandpunkt abgesehen, im Hinblick auf

die Gesamtlage zu. Von Montenegro und von Albanien aus hätten italienische, französische und englische Truppen des Vierverbandes immer noch den Versuch machen können, die Lage auf dem Balkan zu retten, vor allem also Serbien zurückzugewinnen. Unter diesem Gesichtspunkt war denn auch der russische Angriffstoß auf Czernowiz aufzufassen, der am 14. und 15. Januar mit alter Kraft wieder auflebte. Doch auch diese Anstrengungen vermochten den Gang der Dinge in Montenegro nicht mehr aufzuhalten. Schon am 13. Januar rückte das siegreiche österreichisch-ungarische Heer, ohne besonderen Widerstand zu finden, in Cetinje (siehe die Bilder Seite 102 und 103), der Hauptstadt Montenegros, ein, wodurch die Gefahr für das montenegrinische Heer, völlig eingeschlossen zu werden, noch erhöht wurde.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
König Nikolaus I. von Montenegro,
der am 17. Januar 1916 vor der österreichisch-
ungarischen Armee bedingungslos die Waffen
streckte.

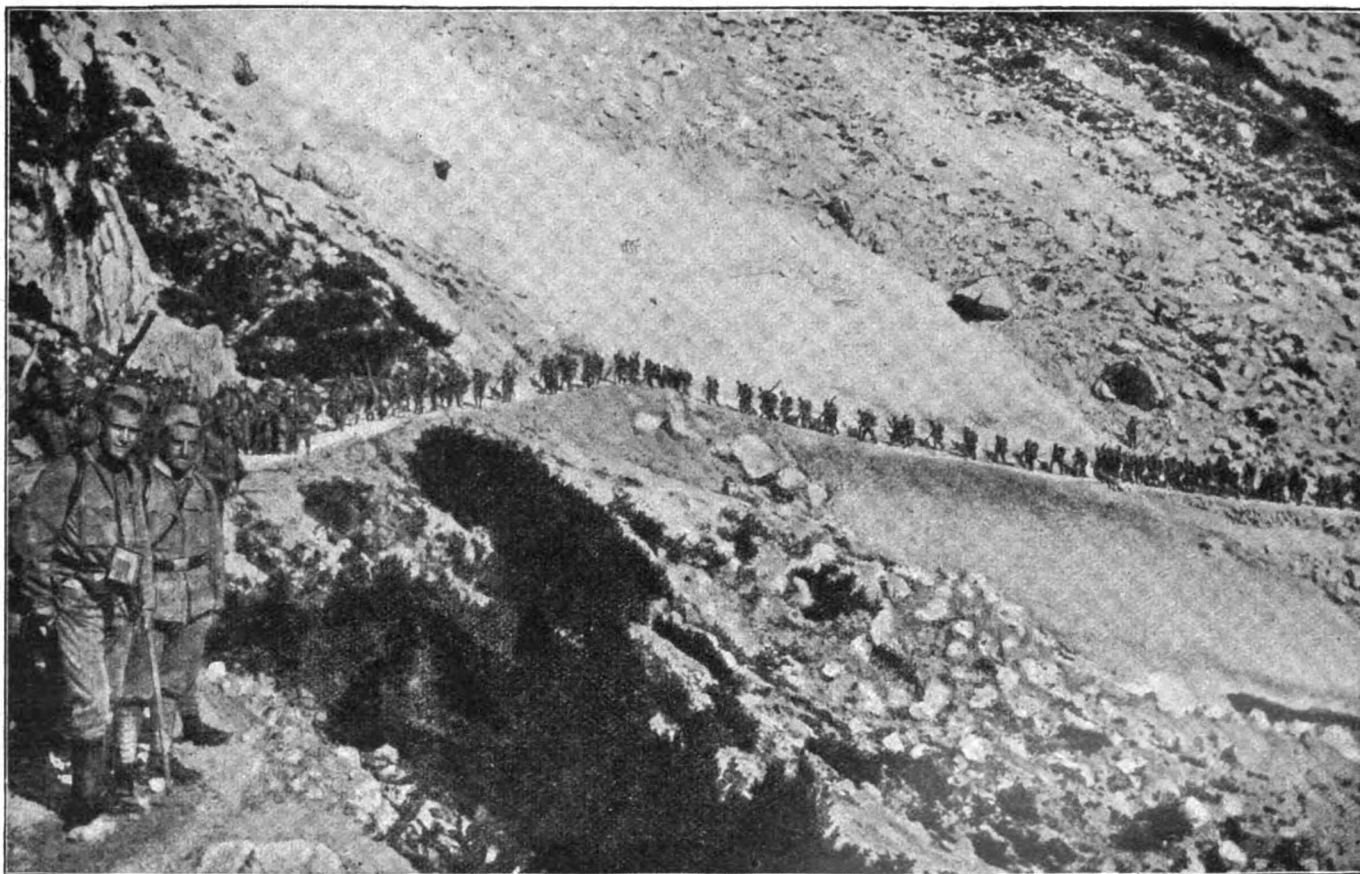


Das königliche Schloß in Cetinje nach der Einnahme der Stadt durch die österreichisch-ungarischen Truppen.
Phot. M. G. Budapest

Die montenegrinische Wehrmacht bestand aus etwa 36 000 Mann Infanterie und 1700 Mann Artillerie, wozu noch ungefähr 30 000 Serben traten. Dieses zumal in Anbetracht der Geländeschwierigkeiten nicht zu unterschätzende Heer hatte mit dem Lovcen, dem Löwenberg, seinen wertvollsten Stützpunkt eingebüßt und ging nun seinem unvermeidlichen Zusammenbruch entgegen. Die Österreicher und Ungarn waren jetzt so weit im Fortschritt, daß selbst die außerordentlichen Schwierigkeiten des Gebirgskrieges keinen Rückschlag mehr im Gefolge haben konnten. Noch zu Beginn des neuen Jahres hatte der Vierverband die Lage Montenegros für ungefährlich gehalten. Besonders Italien, für das in Montenegro am meisten auf dem Spiele stand, hatte mit größter Sicherheit darauf gerechnet, daß das kleine Land mindestens bis zum Frühjahr unangefochten bleiben werde. Nun war es schon im Januar völlig umklammert und abgesperrt, und auch Albanien erwies sich von Tag zu Tag mehr als ein für den Vierverband verlorener Posten. Nach der Einnahme

Inseln zu befestigen. Dazu mußten ihnen sogar die Reste des serbischen Heeres dienen, die der Niederlage gegen die Bulgaren bei Elbasan entronnen waren: sie wurden an der albanischen Küste zusammengezogen und nach Korfu übergeführt. Ubrigens schienen diese Reste verhältnismäßig noch ganz stattlich zu sein, da schon am 13. Januar angeblich 26 000 Serben in Korfu gelandet worden sein sollten. Auch König Peter stieß zu ihnen.

Vorübergehend dachte man daran, Korfu zum Stützpunkt für die Abwehr des erwarteten Vorgehens der Österreicher und Ungarn gegen Albanien zu machen. Dieser Plan wurde aber schon sehr bald von den Ereignissen überholt. Schon die gewaltige Beute vom Lovcen und von Cetinje (fast 200 Geschütze aller Kaliber, 10 000 Gewehre, 10 Maschinengewehre, große Munitionsmengen und ungewöhnlich viel anderes Kriegsmaterial) legte die Frage nahe, wo denn die Montenegriner noch den unerlässlichen artilleristischen Rückhalt für ihre unstreitig über alles Lob erhabene tapfere Infanterie hernehmen sollten. Noch



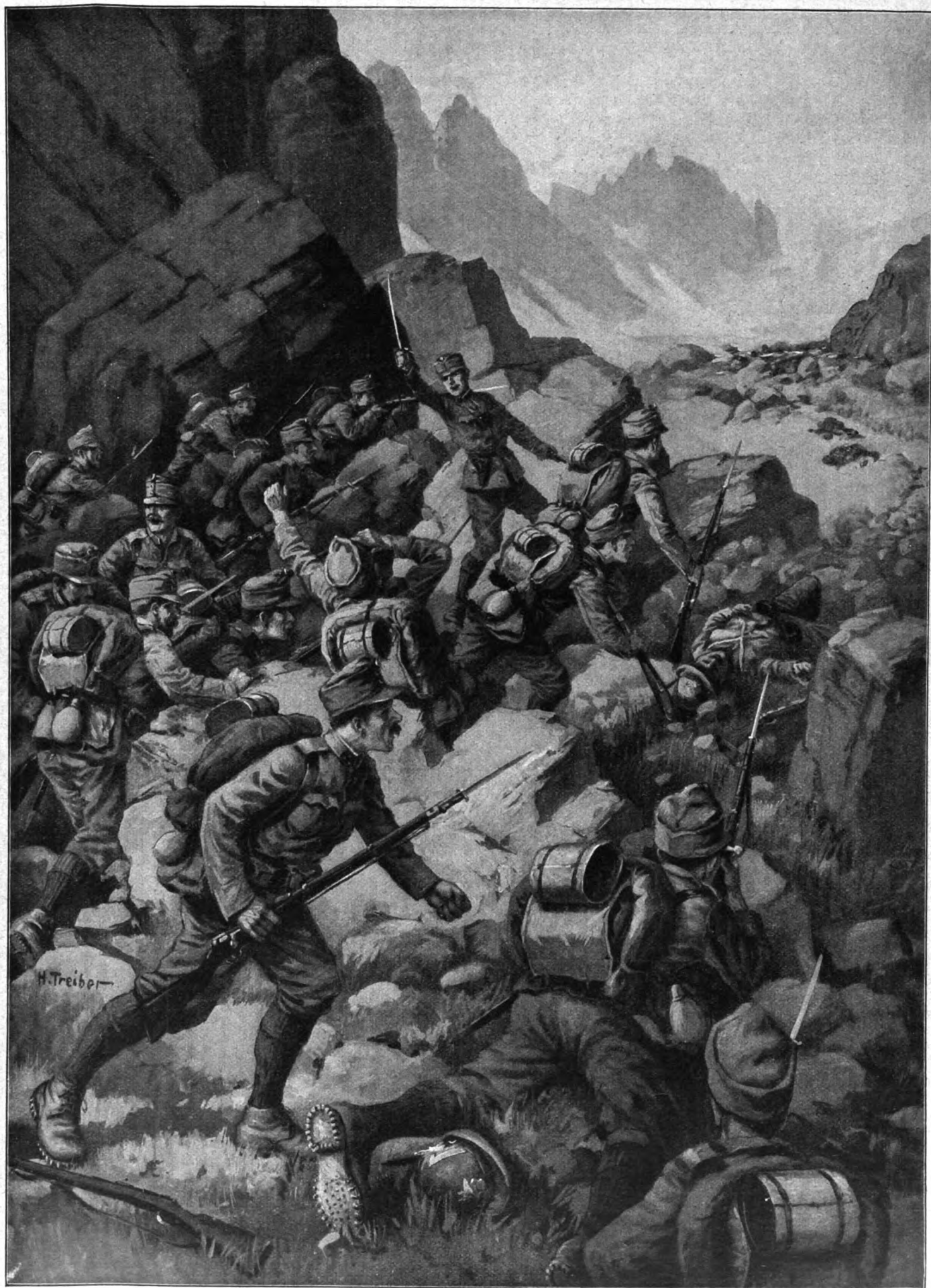
Ein österreichisch-ungarisches Regiment bezieht seine Stellungen in schneebedeckter Höhe des Karstes.

von Cetinje zogen sich die Montenegriner auf allen Punkten zurück. Die schnell vorschreitende Verfolgung ging im wesentlichen auf der Linie Budua—Cetinje—Grab—Grahovo vor sich; doch auch östlich von Bileca und bei Autovac drangen österreichisch-ungarische Truppen tiefer in Montenegro ein. Bei Grahovo wurden 3 Geschütze samt Bedienung, 1 Maschinengewehr, 500 Gewehre, viel Munition und viel sonstiges Kriegsgerät erbeutet.

Die Montenegriner beabsichtigten, bei Skutari den Entscheidungskampf zu wagen. Während die Familie des Königs nach Rom geflohen war, blieb dieser selbst vorerst beim Heere; für den Fall der endgültigen Niederlage stand ihm ja bei den italienischen Truppen in Albanien eine Zuflucht offen. An Italien war es jetzt, größere Truppenmassen nach Albanien zu werfen, um seine dortigen Interessen zu schützen, und es dachte in der Tat ernstlich hieran, obwohl eine wirklich ausreichende Entsendung von Streitkräften unter anderem wegen der Gefährdung der Adria durch Treibminen und U-Boote fast unmöglich erscheinen mußte. Von England und Frankreich hatte Italien um diese Zeit keine Hilfe mehr zu erwarten, insofern diese seine Verbündeten genug damit zu tun hatten, ihre Stellungen in Griechenland und ihre Stützpunkte auf den griechischen

leistete diese sowohl bei Grahovo wie bei Berane verzweifelten Widerstand, wobei sie freilich am 14. und 15. Januar starke Verluste auch an Gefangenen erlitt. Schon der folgende Tag, der 16., führte dann zu einer von den Österreichern und Ungarn, nicht minder aber von ihren Verbündeten mit hoher Genugtuung und stürmischem Jubel begrüßten Entscheidung: die montenegrinische Regierung zog die Schlussfolgerung aus der verzweifelten militärischen Lage und bot bedingungslose Waffenstreckung an.

Schon am 13. Januar, nach der eigentlich entscheidenden Niederlage an der montenegrinischen Hauptverteidigungsstellung, dem Lovcen, waren bei den österreichisch-ungarischen Vorposten zwei montenegrinische Minister und ein Artilleriemajor erschienen, um einen Waffenstillstand zu erbitten. Sofort wurde den Abgeordneten der Bescheid, daß die Einstellung der Feindseligkeiten einzig durch bedingungslose Übergabe zu erreichen sei. Während also zunächst weitergekämpft wurde, wurden zugleich in Cetinje die Verhandlungen zwischen den Vertretern Österreich-Ungarns und Montenegros fortgesetzt. Um dieselbe Zeit reiste der König von Italien nach Rom zu einer langwierigen Kabinettsberatung. Auch Prinz Danilo, der montenegrinische Thronfolger, weilte in Rom. Auf die dortigen Verhandlungen über



Tiroler Kaiserjäger beim Sturm auf eine Passhöhe.

Nach einer Originalzeichnung von Hans Treiber.

das Schicksal Montenegros suchten ferner die Botschafter Frankreichs, Englands und Rußlands Einfluß zu nehmen.

Inzwischen spitzte sich die militärische Lage in Montenegro noch mehr zu. Eine österreichisch-ungarische Heeresgruppe ging vom Adriatischen Meere aus nach Norden über die Höhe westlich Birpazar gegen den Skutarisee vor, dem sie sich bis auf wenige Kilometer näherte. Damit war den aus dem Abschnitt von Cetinje weichenden, auf Rijeka geworfenen Montenegrinern die Rückzugslinie auf das Südufer des Skutarisees gesperrt; nur der Raum nördlich des Sees stand ihnen noch offen. Die von dort ausgehende Straße nach Podgoriça führte aber in das Gebiet der den Montenegrinern feindlichen Stämme der Malissoren, Castriati und Hoti. Mit ihrem Vormarsch über Birpazar (siehe Bild Band I Seite 432) gewannen die k. u. k. Truppen aber außerdem noch die Herrschaft über die Bahnlinie Antivari—Birpazar, so daß den Montenegrinern jetzt sogar der Verlust Antivaris drohte, des einzigen Hafens, mit dessen Hilfe sie noch auf italienischen Beistand rechnen konnten. Die Lage war also nach allen Seiten verzweifelt. Da entschloß sich der fünfundsiebzigjährige König Nikolaus (s. Bild S. 103), auf die Forderung bedingungsloser Unterwerfung einzugehen. Damit war nicht nur über Montenegro, sondern zugleich über die Vorherrschaft im Adriatischen Meere entschieden: Italien mußte seine Absichten auf die Ostseite der Adria für absehbare Zeit fallen lassen.

Für die Unterwerfung Montenegros waren folgende Einzelheiten bestimmt worden: die Waffen- und Niederlegung umfaßte sämtliche Feuerwaffen. Kompanie-, bataillons- und regimentweise sollten die Truppen zusammenzutreten und dem Sieger ihre Waffen auszuhandigen. Durch das ganze Land sollte in breiter Front eine Waldstreife abgehalten werden, um die Bildung von Banden zu verhindern und damit jede Gelegenheit zum Kleinkrieg abzuschneiden. Alle waffenfähigen Männer sollten in Konzentrationslagern untergebracht, sämtliche Städte und Ortschaften übergeben und vorläufig unter österreichisch-ungarische Verwaltung gestellt werden. Nach Schluß der Friedensverhandlungen sollte die Königsfamilie ihren Sitz wieder in Cetinje nehmen, um schon rein äußerlich die Loslösung Montenegros vom Vierverbande zu bekunden. — Der entscheidende Schritt des Königs Nikolaus wurde überall als Zeugnis für den klaren Blick und die politische Einsicht des erfahrenen Mannes aufgefaßt. In dem Augenblick aber, als der König von dem Vierverband und besonders von den Italienern als Verräter gebrandmarkt wurde, überraschte er Freund und Feind durch eine Handlung, die ihm alles verdarb und ihn zum König ohne Land machte. Er ließ plötzlich erklären, daß die angebahnten Verhandlungen nur eine Kriegslist gewesen seien, um das montenegrinische Heer zu retten und weiterhin kampffähig zu erhalten; die Verteidigung Montenegros solle mit allen Mitteln fortgesetzt werden. Nikita

reiste nach Lhon und wurde dort feierlich empfangen. Alle Welt wartete gespannt auf das Kommende. Die Montenegriner leisteten aber trotz des Befehls ihres landflüchtigen Königs keinen Widerstand mehr. Die Sieger wurden in den meisten Orten sogar warmherzig begrüßt. Das ausgehungerte Volk war des Krieges müde und legte ohne weiteren Widerstand die Waffen nieder. Schon am 22. Januar war das ganze Land in der Gewalt der Österreicher und Ungarn. Diese Tatsache wurde überall als ein Ereignis gewertet, dem neben seiner gewiß nicht gering anzuschlagenden militärischen auch eine hohe politische und moralische Bedeutung zukam.

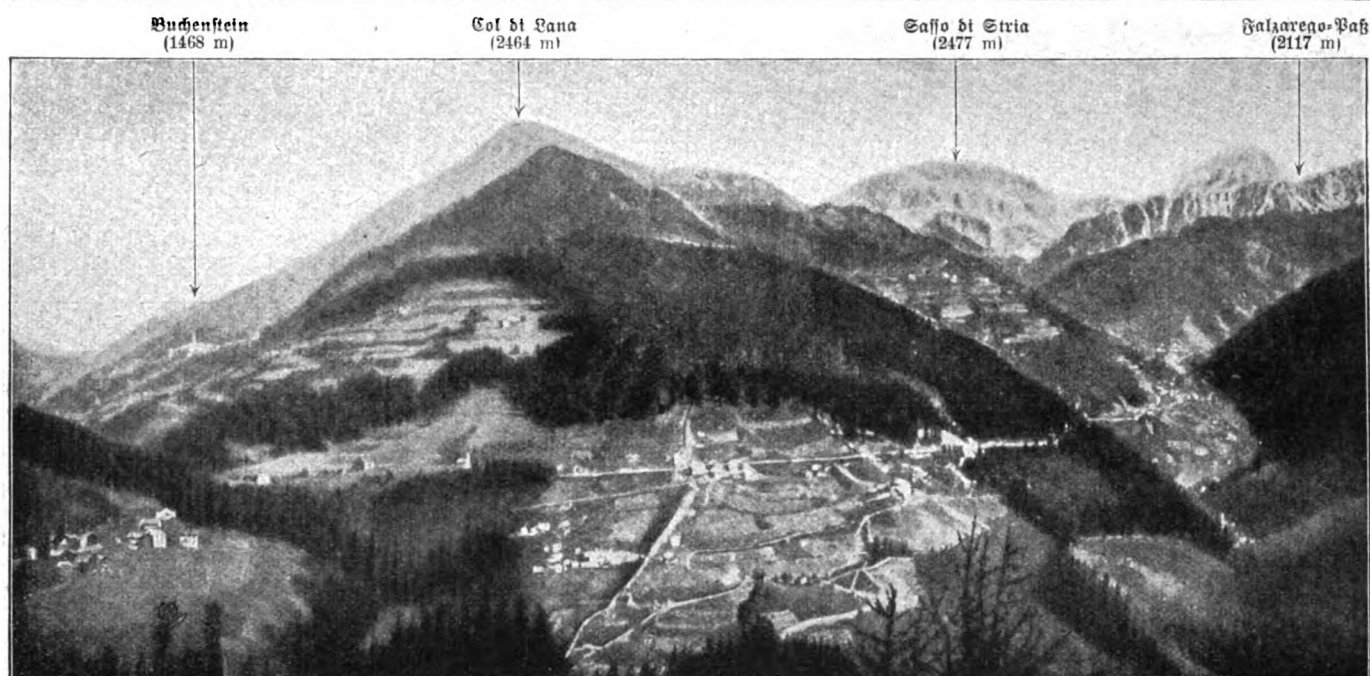
Der Beginn des Jahres 1916 führte für die Mittelmächte auch noch auf einem anderen Schauplatz zu einem Abschluß: auf Gallipoli. Nach dem fluchtartigen Rückzug

der Engländer von Anafarta hatte es zunächst den Anschein, als werde der Posten am Eingang der Dardanellen eine dauernde Belästigung der Türken und ein ständiges Verkehrshindernis bilden. In der Stellung bei Seddil-Bahr hielten sich noch 25 000 Engländer, gegen die aber seitens der Türken bald ein starker Druck ausgeübt wurde. Besonders deren schwere Artillerie war lebhaft tätig, setzte den englischen Stellungen empfindlich zu und forderte mehr Menschenopfer denn je zuvor. Die Türken waren nicht gewillt, die Engländer bei Nacht und Nebel entschleüpfen zu lassen, wie es diesen bei Anafarta fast gelungen war. An mancherlei Anzeichen hatte man gemerkt, daß der Gegner schon nicht mehr willens war, seine von Granaten zerfetzten Stellungen um jeden Preis zu halten. Man hatte beobachtet, daß die englische Landartillerie mehr und mehr durch Schiffsartillerie ersetzt wurde; ferner vermehrten die Engländer



Ein italienischer Posten in Winterausrüstung in den tiefverschneiten Alpen.

der unverkennbar die Zahl der Transportschiffe in der Nähe der Landungsstellen, und schließlich hatten die Türken bemerkt, daß der Feind wieder, wie schon früher, unter dem Schutze des Roten Kreuzes mit Hilfe von Hospitalschiffen Truppen wegzuschaffen versuchte. All diese Beobachtungen erhöhten die Kampflust der Türken, so daß sie in unermüdlichen Angriffen das Lager der Eindringlinge berannten und manchen feindlichen Graben nahmen. Die Überlegenheit der türkischen Artillerie, die durch deren überhöhten Standort noch unterstützt wurde, zwang schließlich die Engländer, in eiliger Flucht ihr Heil zu suchen. Entscheidend war die Nacht zum 9. Januar, in der die Türken mit großer Wucht einen allgemeinen Angriff unternahmen und die letzten Engländer, die sich noch auf der Halbinsel Gallipoli befanden, endgültig verjagten. Gegen drei Uhr morgens spürten die Türken, daß in der Mitte der englischen Stellungen das Maschinengewehrfeuer sowie die Anwendung von Handgranaten nachließ und daß auch eine Pause in dem besonders gegen die linke türkische Flanke gerichteten Feuer der feindlichen Schiffsgeschütze eintrat. Das war



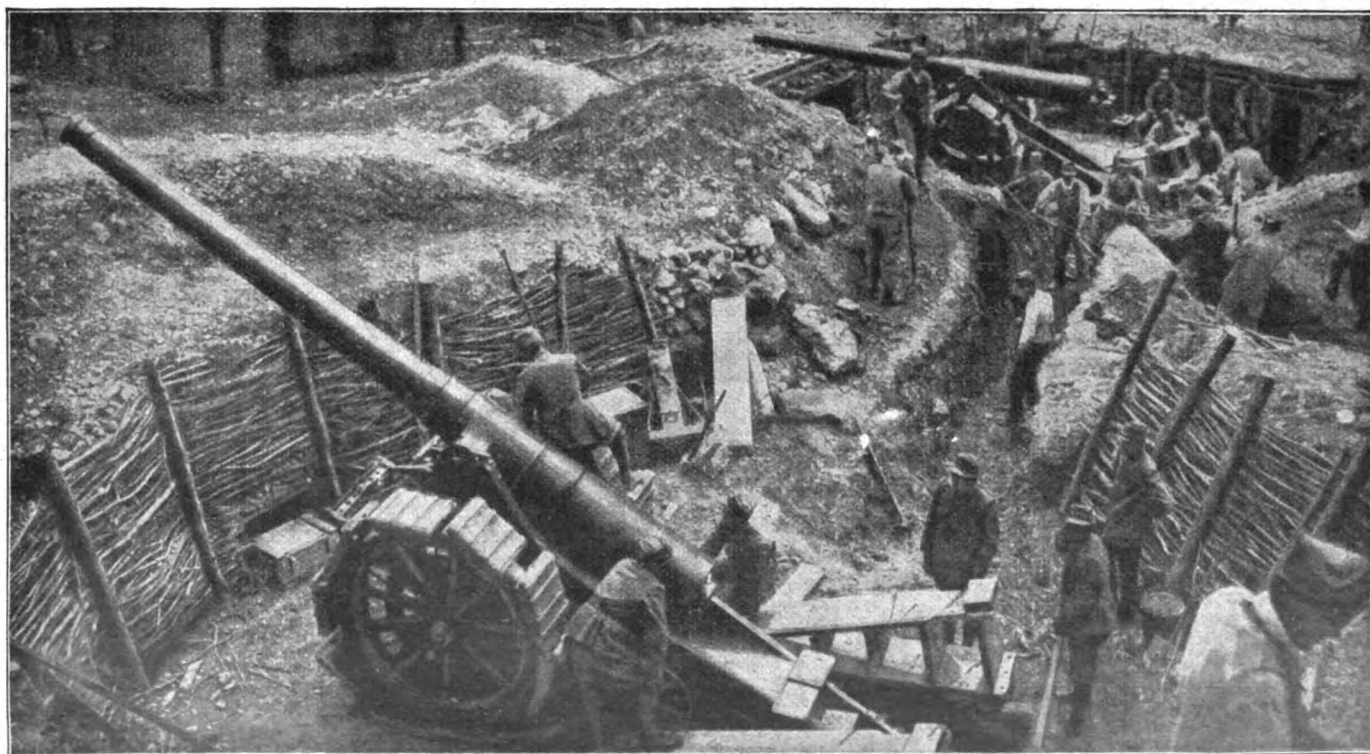
Gesamtansicht des Col di Lana von Buchenstein (italienisch Pieve di Pinvalongo) bis zum Paß von Falzarego.

für die Türken das Zeichen, ohne Rücksicht auf die von zahlreichen Minen drohende Gefahr dem Feind in erneutem Ansturm zu Leibe zu rücken und ihn zur Flucht auf die Schiffe zu nötigen. Ein Teil der türkischen Artillerie richtete jetzt ihr Feuer auf die feindlichen Landungsstege, während gleichzeitig andere türkische Batterien die weichende Nachhut der Engländer beschossen. Wer von diesen jetzt noch nicht die rettenden Schiffe erreicht hatte, fiel in verzweifelter Gegenwehr unter dem Ansturm der türkischen Infanterie. Der erwachende Tag fand die Türken als Herren des Schlachtfeldes. Damit war das vollständige Scheitern der englischen Dardanellenunternehmung besiegelt. Milliardenwerte und das Blut von über 200 000 Menschen waren geopfert worden mit dem einzigen Ergebnis, daß der Glaube an die englische Unbesiegbareit überall, vor allem aber in der asiatischen Welt zusammenbrach.

Unermehlich war die Beute der Türken, und schon ihre Zusammensetzung sprach deutlich von der überstürzten Hast der englischen Flucht. — Der schwer errungene endgültige Sieg rief überall in der Türkei die größte Freude hervor.

Der Senat nahm einen Antrag an, der den 9. Januar zu einem Nationalfeiertag der Türken erklärte. Für alle Kriegsteilnehmer wie auch für die Kinder der Gefallenen wurde eine Erinnerungsmedaille gestiftet. Ferner wurde beschlossen, den Gefallenen an den Dardanellen ein Denkmal zu errichten, und die Bestimmung getroffen, daß jedes vorbeifahrende Schiff der türkischen Kriegsmarine vor diesem Denkmal einen Ehrensalut lösen solle.

Am 10. Januar eröffnete ein englisches Kriegsschiff von Imbros aus ein Zerstörungsfeuer gegen Seddil-Bahr, Tete-Burun und Hissarlik. Die türkischen schweren Batterien wußten das Schiff aber bald zur Abfahrt zu zwingen, so daß nunmehr türkische Arbeitsoldaten unbemerkt zur Bergung der erbeuteten Vorräte schreiten konnten. Fast unglaubliche Mengen der verschiedenartigsten Gegenstände wurden eingesammelt: unzählige Säcke mit Mehl und Kartoffeln, Automobilambulanzen, Motorräder, Bombenwerfer, Pionierwerkzeuge, eingerichtete Operationswagen. Eine große Zahl ihrer wertvollen Pferde und Maultiere hatten die Engländer vergiftet; immerhin fielen noch über



Italienische Belagerungsbatterie nach achtfündigem ununterbrochenen Feuer gegen die feindlichen Stellungen.

1000 Tiere lebend in die Hände der Türken, die gerade diese Beute trefflich verwenden konnten. Endlose Trainkolonnen führten die Beute ihrer neuen Bestimmung zu, unübersehbare Arbeitercharen bestatteten die Feindesleichen. Unter den Gefallenen befanden sich vor allem zahlreiche Jnder, deren an den langen Haaren leicht kenntliche Leichen von den Engländern bei der Beerdigung der Toten offenbar absichtlich liegen gelassen worden waren.

Der Kampf an den Dardanellen, der auch der englischen Flotte schwere Opfer gekostet hatte, fand noch ein letztes Nachspiel in dem Untergang des Schlachtschiffs „Eduard VII.“, das auf eine Mine stieß und, nachdem die Besatzung sich in Sicherheit hatte bringen können, versank. Als Ort dieser Katastrophe wurden trotz englischer Verheimlichungsversuche die Gewässer um die Dardanellen bekannt. „Eduard VII.“ (siehe untenstehendes Bild) war eines der größten Linien- schiffe, das eine Wasserverdrängung von 17 800 Ton- nen hatte, während die Bestückung aus vier 30,5-cm-, vier 23,4-cm-, zehn 15,2-cm- und zwölf 7,6-cm- Geschützen bestand, zu denen noch vier 45-cm- Torpedolanzierrohre traten. Die Besatzung zählte 820 Mann. „Eduard VII.“, der 1903 vom Stapel gelaufen war, war das achte Linien- schiff, dessen Verlust von der englischen Admiralität eingestanden wurde.

Im englischen Parlament verkündete Asquith die Vertreibung der Engländer wie einen Sieg, indem er die Niederlage als „glänzend gelungenen Rückzug, der unverlöschlich in die Blätter der englischen Ge- schichte eingetragen werden würde“, feierte. Dabei war aber keinem besser als ihm bekannt, daß der Zusammenbruch an den Dardanellen in Wahrheit der größte englische Mißerfolg des ganzen bis- herigen Krieges gewesen war.

Auch an der **Front** bereitete sich eine neue englische Katastrophe vor. Hier war die Armee des Generals Townshend, den nur wenige Kilometer von der Eroberung Bagdads getrennt hatten, bei Kut-el-Amara vollständig ein- geschlossen. Schon Anfang Januar hatten die türkischen Streit- kräfte die feindlichen Vorstellungen durchstoßen und sich vor der feindlichen Hauptstellung festgesetzt. 12 000 Engländern drohte damit der Untergang, wenn es ihnen nicht glückte, Er- satz heranzuziehen. Die als solcher bestimmten Truppen, die den Vormarsch gegen Kut-el-Amara zu erzwingen suchten, ver- mochten aber gegen die ihnen türkischerseits entgegengewor- fenen frischen Truppen nicht durchzudringen, erlitten viel-

mehr eine schwere Niederlage und mußten eine Verteidi- gungstellung beziehen. Damit war den bei Kut-el-Amara Eingeschlossenen die Aussicht auf Entsatz vorerst genommen.

Diese schweren Mißerfolge wurden sogar von englischer Seite in weitgehender Weise zugegeben, indem General Aylmer berichtete, daß er bei seinem Vormarsch gegen Kut-el-Amara am 7. und 8. Januar bei Scheikafab auf starken Widerstand gestoßen sei, wobei seine Infanterie schwere Verluste gehabt habe; ein Umgehungsversuch der feindlichen Reiterei habe zwar durch die englische Artillerie



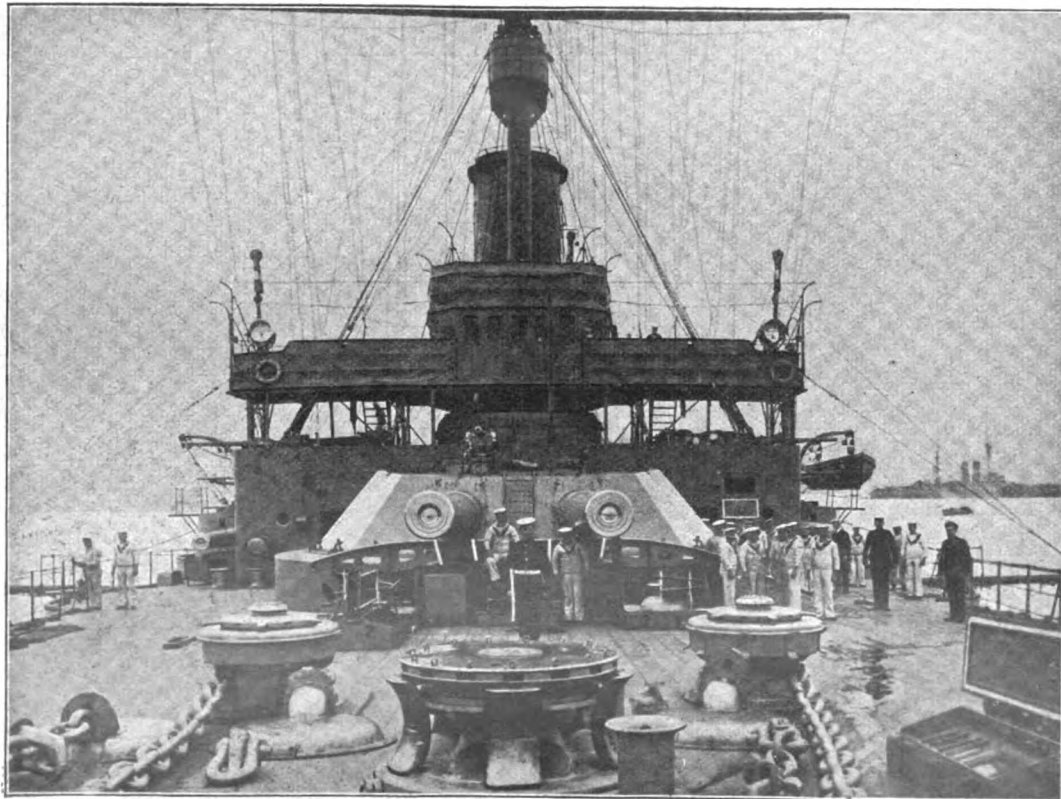
Englische 1-Pfund-Note mit türkischem Überdruck.

wie solche von den Engländern zum Umlauf in der Türkei vorbereitet waren in der sicheren Voraussetzung der Einnahme der Dardanellen, Konstantinopels und weiterer türkischer Gebiete. Wie sehr die Engländer dort auf einen Erfolg gerechnet hatten, geht auch aus der Tatsache hervor, daß auf der Insel Mudros mehr als tausend Beamte versammelt waren, die sofort nach der Einnahme Konstantinopels die ihnen zugeteilten Ämter antreten und die Zivilverwaltung übernehmen sollten.

verhindert werden können, die türkische Infanterie habe sich aber als unbesieglich stark erwiesen, so daß er sich mit seinen Truppen vor der türkischen Stellung habe eingraben müssen. — Auch bei diesen Mißerfolgen zeigte sich neben der militärischen Schädigung schon bald eine für die Eng- länder höchst unerwünschte moralische Wirkung: mit immer größerer Kühnheit wagten persische Stämme Überfälle auf englische Streitkräfte, und zwar nicht nur in Südpersien, sondern auch schon in Beludschistan.

Gleichfalls in der ersten Hälfte des Januars waren den Türken schließlich auch noch im **Kaukasus** Erfolge beschieden.

Dort begannen die Russen in der Nacht zum 10. Ja- nuar zunächst mit geringe- ren Kräften Angriffe gegen die linke türkische Flanke. Am 11. und 12. schritten sie dann mit stärksten Kräf- ten zu einem großen An- griff in einer Front von über 160 Kilometern zwi- schen dem Karadaghberg südlich vom Arasfluß und Tahan südlich von Milo. Obwohl die Russen mit großer Erbitterung kämpf- ten, zeigten sich ihnen die Türken in wuchtigen Ge- genstößen gewachsen. Vor allem in dem Abschnitt von Tahan bis zu den Ufern des Id wurden die Russen in verzweifelten Bajonett- kämpfen fast an allen Stel- len blutig zurückgewiesen. Dagegen glückte es den Russen in der Nacht zum 11. Januar, in dem Ab- schnitt zwischen dem Nord- lauf des Aras und dem Narmanpaß im Ansturm mit überlegenen Kräften die vorgeschobenen türki- schen Stellungen auf den Hängen östlich von Azab



Blick über das Deck des englischen Linien- schiffes „Eduard VII.“

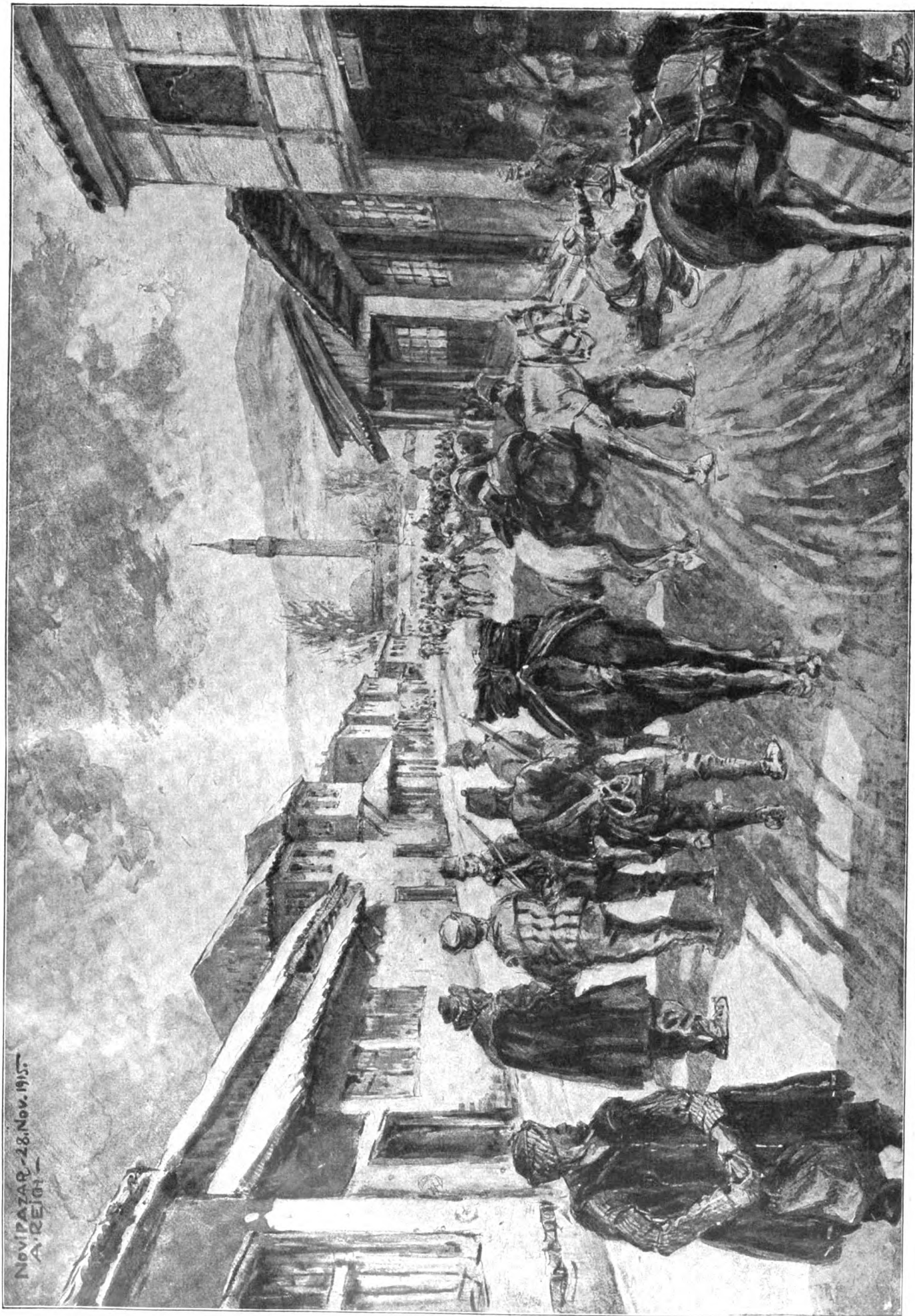
Phot. Verf. Illustrat.-Gef. m. B. S.



Erstürmung des Lobcen durch österreichisch-ungarische
Nach einer Originalzeichnung



Infanterie nach dreitägigem Ringen am 10. Januar 1916.
von Professor Anton Hoffmann.



Eine deutsche Abteilung zieht durch Novipazar.

Nach einer Originalzeichnung des auf dem serbischen Kriegsschauplatz weilenden Kriegsmalers H. Reich, München.

zu nehmen. Doch schon kurz darauf vermochten die Türken den vorübergehend aufgegebenen Posten zurückzugewinnen und dem Gegner dabei erhebliche Verluste an Menschen und Material zuzufügen.

Nördlich Kizlar-Kale wurde dann wieder auf waldigem und gebirgigem Gelände eine türkische Abteilung von feindlichen Truppen umzingelt. Sie schlug sich aber tapfer durch die russischen Linien und wußte den Gegner dabei empfindlich zu schädigen. Am 13. Januar waren die Türken in einem kräftigen Vorstoß gegen die russischen Stellungen östlich Azab siegreich, so daß dieselben aufgegeben werden mußten.

Dagegen blieb ein türkischer Angriff nordöstlich der genannten Gegend und östlich von Kizlar-Kale in einem schweren Schneesturm stecken. — In dem Abschnitt zwischen dem Arasfluß und dem südlich davon gelegenen Karadaghberg überfielen die Russen in der Nacht zum 12. Januar mit vierfacher Überlegenheit die türkischen Vorstellungen, wurden jedoch mit unerschütterlicher Festigkeit zurückgewiesen, ja hatten sich sogar verlustbringender wichtiger Gegenstöße zu erwehren. Am 13. vormittags holten die Russen ungeachtet ihrer bisherigen schlimmen Erfahrungen noch einmal zu einem Gewaltstoß größten Umfangs aus. Nach schwerem



Beobachtungsballon steigt über einem bulwinischen Gehöft auf.

Feuergefecht mit türkischer Artillerie und Infanterie kamen die russischen Sturmreihen todesverachtend heran; doch nur an wenigen Punkten gelangten sie in die türkischen Gräben, und auch dort wurden sie sehr bald mit dem Bajonett wieder vertrieben.

In der Nacht zum 12. Januar waren auch in dem Raume zwischen dem Narmanpaß und Schan größere russische Angriffe erfolgt, ebenso am 12. Januar vormittags bei Arab-Gadeg, die aber zum großen Teil unter Verlusten zusammenbrachen. Zwei weitere russische Angriffstöße südlich Regig am Karadagh hatten sogar eine vollständige Niederlage der Stürmen-

den im Gefolge. Es kam zu alsbaldiger lebhafter Verfolgung, die von den türkischen Offizieren mit dem Revolver in der Faust persönlich angeführt wurde; mit Hochrufen auf den Sultan und unter den Klängen der türkischen Volkshymne folgte die Mannschaft und zwang die Russen zu regelloser Flucht. Von den bei dieser Gelegenheit eingebrachten Gefangenen erfuhren die Türken, daß allein in den letzten vier Tagen auf russischer Seite mindestens 800 Tote gezählt worden waren. So waren die Russen wie auf allen übrigen Schauplätzen auch am Kaukasus ständig im Nachteil geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

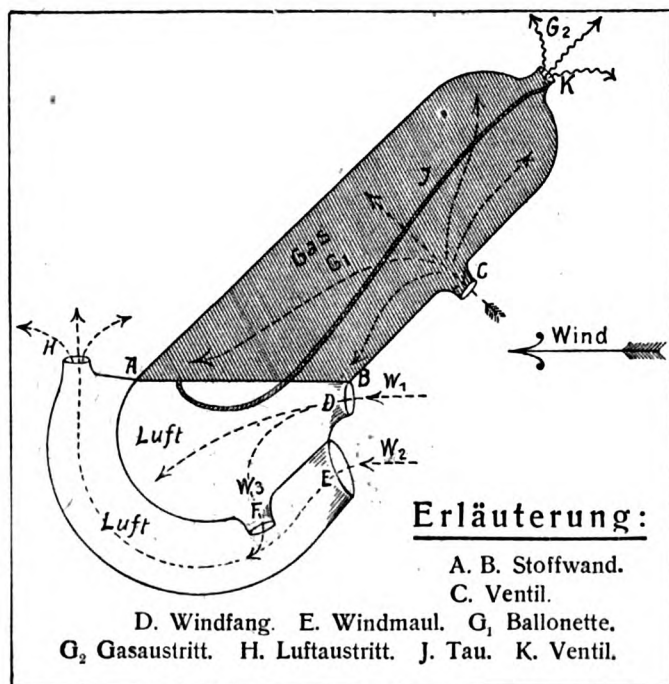
Die Erstürmung des Lovcen.

Von Paul Otto Ebe.

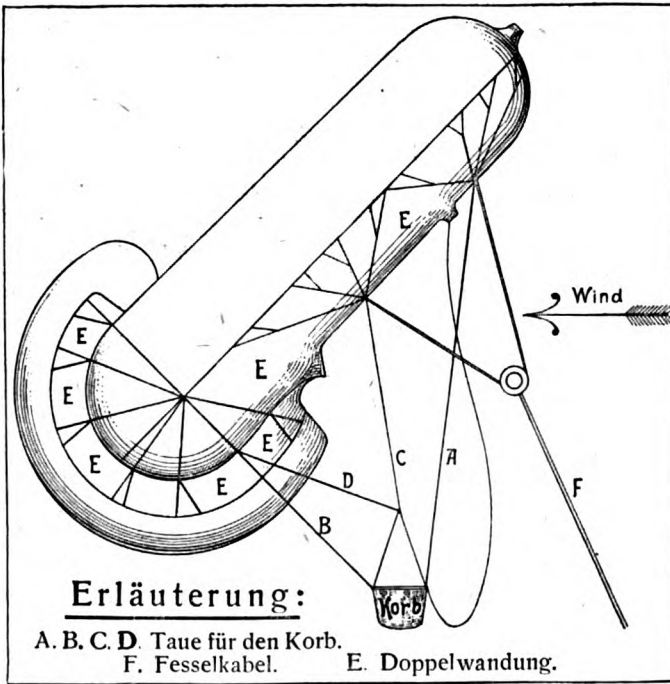
(Hierzu die Kunstbeilage sowie die Karten und Bilder Seite 100–104.)

Wer hätte gedacht, daß die Worte des österreichisch-ungarischen Tagesberichtes vom 6. Januar 1916: „Im Gebiet der Bocche di Cattaro trat in den letzten Tagen

zeitweise auf beiden Seiten die Artillerie in Tätigkeit“ eine prophetische Ankündigung großer Ereignisse in diesem Kampfabschnitt sein würden, ähnlich wie die deutsche Kanonade vor dem Donauübergang! Deutlicher ließ sich dann aus dem montenegrinischen Bericht vom 7. Januar auf einen gewaltigen Plan und einen festen Willen Österreich-Ungarns schließen. Wie ein Schreckens- und Hilfeschrei



Zu dem Artikel: „Der Fesselballon im Kriege“.



Zu dem Artikel: „Der Fesselballon im Kriege“.

klang die Meldung, daß die k. u. k. Flotte aus der Bocche di Cattaro ausgelaufen sei und die Stellungen auf dem Lovcen heftig beschle. Zuerst ein allmähliches Einschleßen der Landgeschütze, sodann ein Einschleßen der Flotte bereiteten den kommenden Eisenhagel vor, wie ein fernes Wetterleuchten das nahende Gewitter.

Es wurde damit eine militärische Unternehmung von neuem eingeleitet, die gleich zu Anfang des Krieges, nämlich im August 1914, durch die österreichisch-ungarische Flotte begonnen worden war, jedoch nicht weiter durchgeführt werden konnte (siehe Band I Seite 238). Wenn sich auch die genauen und vollständigen Gründe dafür der Kenntnis der Allgemeinheit entzogen, so kann man doch sagen, daß auf jeden Fall zwei gewichtige Faktoren, nämlich der Neid des damaligen italienischen Bundesgenossen und die Geländebedingungen, stark mitgesprochen haben.

Schon die Flottenbewegung in den ersten Mobilmachungs-tagen ließ vermuten, daß die Höhen um den ausgezeichneten Naturhafen der Bocche di Cattaro, die in serbischem Besitz

nicht nur den Wert von Cattaro zu vervielfachen, sondern auch den Weg nach der Hauptstadt Montenegros, Cetinje, zu öffnen. Eine größere Entfernung bis zur feindlichen Front mußte für einen Kriegshafen, der bisher ungeschützt dalag, Ruhe und Sicherheit mit sich bringen, deren er als Flottenbasis unbedingt bedurfte. Cetinje liegt auf der anderen Seite dieses Bergriesen von 1759 Meter Höhe. Bis in das Herz kann man der Stadt von hier aus sehen. Fast 1100 Meter tiefer, nur wenige Kilometer entfernt, liegen ihre Straßen, Plätze und Paläste, für Scherenfernrohre gut einzusehen, für Geschütze leicht zu beherrschen.

Als weiterer Gewinn eines erfolgreichen Angriffs kam hinzu, daß eine Verpflegung der ausgehungerten Montenegriner und der Trümmer des serbischen Heeres, die sich heimatlos nach Montenegro zu retten vermocht hatten, durch ihre italienischen Bundesgenossen nach einem solchen im Keime erstickt werden konnte, da hierfür nur der Weg über das schmale Küstengebiet südlich des Skutarisees möglich war. Dieser See beengte jedoch durch seine Lage, seine Länge



Gefesselballon im Westen, zum Aufstieg bereit.

Phot. Max Wipperling, Eibisfeld.

waren, für Deutschlands Waffenbrüder einen Pfahl im eigenen Fleische bedeuteten, der unerträglich schmerzte und drückte. So war es auch in Wirklichkeit, denn der schöne, tief eingebettete Hafen wurde vom Feinde nicht nur eingesehen, sondern er konnte sogar teilweise von ihm beherrscht werden. Es war deshalb unmöglich, seine Vorzüge voll auszunützen, ihn als Flottenbasis ersten Ranges in der Adria zu verwenden. Des unangenehmen Nachbarn wegen war besonders ein Bergfegeln der k. u. k. Heeresleitung ein Dorn im Auge, der trozig und steil an der Straße von Cattaro nach Cetinje lag: der Lovcen. Nur zu gut wußten die Montenegriner den Wert und die Lage dieses Truhberges zu schätzen! Sie bauten ihn also aus, und besonders seit dem Jahre 1908 krönten mächtige Festungswerke den Berg. Ihre starken, gewaltigen Umrisse ließen ahnen, daß Geschütze von damals neuester Bauart dabei helfen würden, die Stellung uneinnehmbar zu machen und womöglich mit Hilfe dieser weittragenden Kanonen ein Ausfalltor zu schaffen. Die Sehnsucht Montenegros nach einer größeren Seebasis, beispielsweise nach dem Küstengebiet von Dalmatien, springt ja schon beim Betrachten der geographischen Lage in die Augen (siehe Kartenskizze Seite 101).

Ein groß angelegter Angriff in dieser Gegend versprach

und Breite die Zufahrtstraßen und drängte sie in ein nur 4 Kilometer breites Tal bei Boljevice zusammen. War auch dieses Durchgangstor durch den Angriff gesperrt und der See militärisch bewacht, wozu schwache Kräfte hinreichten, so blieb der Verpflegung nur noch der Weg durch Albanien.

Es galt also, auch dieses Loch rechtzeitig, wenn möglich durch einen raschen Angriff zu verstopfen. Die Gelegenheit dazu war günstig, denn die über Prizren von Ost nach West vordringende bulgarische Kolonne bot gerne die Hand zum blutigen Reigen. Das Land der Schwarzen Berge war nun völlig eingekreist, und das Kesseltreiben konnte beginnen.

Die einzelnen Angriffsabschnitte gingen folgendermaßen ineinander über: von zwei Seiten erklomm die Infanterie mit kräftiger Feuerunterstützung der schweren und leichten Artillerie des Feldheeres und der Kriegsmarine die Straße zum Lovcenpaß. Dieser wurde umfassend angegriffen, von Norden über die vorgelagerten Höhen, die bald gestürmt waren, und südlich von Cattaro über den Solar, der am 9. Januar genommen wurde. Drei Tage währte der schwierige Aufstieg über die Schluchten des winterlichen Karstgebirges. Was die furchtbare Wirkung der Artilleriegeschosse von den zähen Verteidigern übrig gelassen hatte, wurde nach dem Trommelfeuer von den zum Sturm vor-

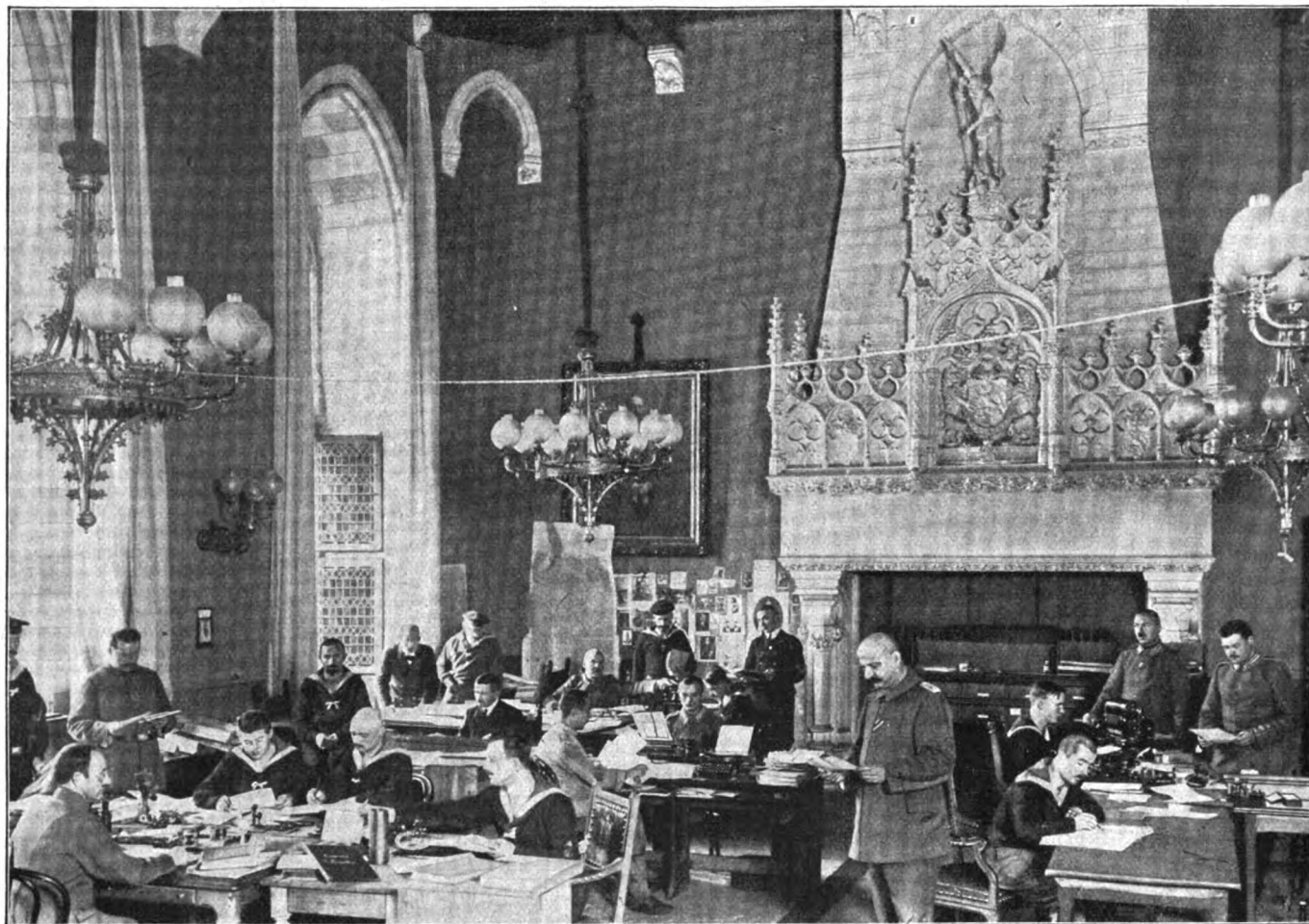


Einholung eines Fesselballons auf einer Waldlichtung
Nach einem Originalgemälde des auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Krieger



Den Argonnen wegen Beschießung durch feindliche Flieger.

malers Professor Hans W. Schmidt, auf Grund von Studien und Skizzen an Ort und Stelle,



Deutsche Organisation in Flandern: Registratur des Generalkommandos des Marinekorps in Brügge.

Phot. Lichte & Co., Berlin.

brechenden Truppen in wütendem Handgemenge geworfen. Die Kuppe des Lovcen war der Siegespreis mit 45 Geschützen. Darunter einige völlig unversehrte schwere Mörser, die sofort gegen den Feind ihre Stimme erhoben. Neben großen Bekleidungs-vorräten erbeuteten die Sieger viele „außerordentliche“ Verpflegungs- und Genußmittel.

Die Einnahme von Novipazar.

(Hierzu das Bild Seite 109.)

Die aus Altserbien geflüchteten Reste der serbischen Armee hatten sich mit einem Teil der auf dem Amfelselde versprengten Trümmer des „mit Mann und Roß und Wagen“ geschlagenen Heeres in das Gebiet des ehemaligen Sandschaks Novipazar zurückgezogen, wo sie in dem gebirgigen Land eine letzte Zuflucht vor den nachdrängenden Verfolgern suchten. Aber die Tage der Serbenherrschaft im Sandschak waren gezählt, und auf ihr Ende freute sich niemand mehr als die eingeborene mohammedanische Bevölkerung, die während der dreijährigen Schreckensherrschaft der serbischen „Befreier“ ebenso mißhandelt worden war wie ihre albanischen und mazedonischen Glaubensgenossen. Aber die bosnische Grenze, das Tjartal entlang und über die alten Pässe an der ehemaligen Grenze Altserbiens drangen österreichisch-ungarische Truppen in der zweiten Hälfte des Novembers in den Sandschak Novipazar ein, der ihnen ja wohlvertraut ist und in dessen alttümlichen, malerischen Städten und Dörfern wie in seinem wilden zerklüfteten Bergland die altgedienten Landwehrleute sich in allen Winkeln austennen wie daheim. Wehte doch volle 30 Jahre lang von den Kasernen von Bjelopolje, Plevlje, Priboj und Prjepolje friedlich neben der Halbmondflagge wie eine Vorahnung künftiger Waffenbrüderschaft der Doppelaar, vor dem die montenegrinischen und serbischen Banden, die damals den ganzen Balkan unsicher machten und mit russischem Geld das Feuer unter dem Pulverfaß schürten, größere Scheu hatten als vor den türkischen Behörden zu den Zeiten Abdül-Hamids. Auf der Verfolgung des in wilder Flucht weichenden Gegners gelangten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen der Armee Kövesz durchs Rashtatal vor die alte Hauptstadt Novipazar, die mit ihren

ragenden Minaretten, halbmondgekrönten Kuppeln, kleinen, bunt durcheinandergewürfelten Häusern und den finsternen, moos- und efeubewachsenen Mauern, hinter deren verfallenen Zinnen noch uralte, aus Sultan Mohammed des Eroberers Tagen stammende Mörser drohend hervorschauen, wie ein Traumbild aus orientalischer Märchenwelt inmitten der wilden, starren Gebirgslandschaft liegt. Im November 1912 waren die Serben in die von den Türken kampflos geräumte Stadt eingezogen — heute, genau nach drei Jahren, standen abermals Sieger vor ihren Toren und begehrten Einlaß. Novipazar selbst war unverteidigt; bei Annäherung der Verbündeten hatten sich die serbischen Truppen in die Berge der Umgegend zurückgezogen. Die zum größten Teil mohammedanische Bevölkerung der etwa 12 000 Einwohner zählenden Stadt feierte den Einzug der deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte, die Novipazar am 21. November besetzten, wie einen Tag der Befreiung. Die Spitzen der türkischen und albanischen Bürgerschaft zogen dem General Kövesz in ihrem bunten, orientalischen Ornate zur feierlichen Begrüßung entgegen, und der türkische Bürgermeister, der während der serbischen Zwischenherrschaft seines Amtes enthoben worden war, jetzt aber wieder an der Spitze der Stadtverwaltung stand, küßte den General nach morgenländischer Sitte auf beide Wangen.

Auch zwischen der übrigen Bevölkerung und den eingerückten Soldaten bildete sich bald ein freundschaftliches Verhältnis, zumal alle mohammedanischen Sitten und Gebräuche aufs peinlichste beachtet und türkische Häuser nicht mit Einquartierung belegt wurden. Während die in zügelloser Auflösung durch Novipazar flutenden serbischen Heereshaufen gestohlen und geplündert hatten, was sie in der Eile nur erraffen konnten, in die türkischen Häuser eindringen, Frauen schändeten, ihnen die Schmuckstücke vom Leibe rissen, saßen die deutschen Feldgrauen friedlich in den albanischen Kaffeeschenken oder sie spazierten mit ihren k. u. k. Kameraden, von denen mancher nicht zum erstenmal Novipazar sah und jetzt den anderen als Führer und Dolmetscher dienen mußte, durch die engen Straßen, wo geschäftige Händler vor ihren Basaren den bunten Zaubertram des Orients ausgebreitet hatten; Novipazar, deutsch „Neumarkt“, war

ja von alters her der geschäftliche Mittelpunkt des Sand- schafs, dessen Landbevölkerung dort auch den größten Teil der Geldfrüchte an türkische und griechische Händler ver- kaufte oder gegen andere Bedarfsgegenstände eintauschte.

Der Fesselballon im Kriege.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 110—113.)

Die Erfolge unserer Luftschiffe und Flugmaschinen haben bewirkt, daß man im Volk den Fesselballon und seine wichtige Aufklärungstätigkeit — die allerdings keine derartig unmittelbaren, sichtbaren Ergebnisse aufweist wie das Belegen einer Festung mit Bomben aus Luftschiffen oder der Ab- sturz eines feindlichen Fliegers im heißen Fliegerkampf — fast vergessen zu haben scheint. Es sei deshalb seine kriegs- geschichtliche Entwicklung kurz gestreift und sein Bau sowie seine Aufgaben eingehender besprochen.

Die heutige Form des Fesselballons, die „lange, gelbe Sackmüllerei“, wie sie der Soldatenwitz zu benennen liebt, war nicht von Anfang an gebräuchlich. Erst allmählich entwickelte sich auf Grund eingehender Versuche und Er- fahrungen aus dem Kugelballon die zepplinartige Form mit dem Luftsack am unteren Ende des Ballons.

Ein großer Nachteil der Kugelform war, daß der Fessel- ballon bei stärkerem Wind sehr unruhig stand, so daß von einem scharfen, ruhigen Beobachten kaum mehr die Rede sein konnte. Auch technisch ergaben sich Schwierigkeiten, da der Ballon nicht unbedeutende Gasmengen durch den unten befindlichen Füllansatz abgab, wenn der Wind die ihm ausgelegte Seite kräftig anblies und zusammendrückte.

Das Hauptverdienst an der Umgestaltung der Form haben sich Major v. Parseval und Hauptmann Bartsch v. Gigsfeld erworben. Die neue Zylinderform ließ eine Schräglage in der Luft als wünschenswert erscheinen, so daß aus dem Fesselballon ein Drachenballon wurde, dessen Unterseite dem Druck des Windes am meisten ausgelegt war. Es galt nun, vor allem die Längsachse des Ballons in die Windrichtung zu bringen.

Das wurde erreicht durch den inneren Bau, der durch die Abbildung Seite 110 unten links veranschaulicht wird. Eine Stoffwand AB trennt den unteren, kleineren Teil

des Ballons von dem größeren oben. Letzterer enthält die Ballonette für die Gasfüllung, die durch das Ventil C bewerkstelligt wird (G.). Darauf wird das Ventil ge- schlossen. In der Luft pfeift nun der Wind durch den Windfang D in der Richtung W_1 in den oberen, durch das Windmaul E in der Richtung W_2 in den unteren Luftsack, und bei F findet ein Luftausgleich in Richtung W_3 statt. Austritt findet die Luft bei H. So hat man erreicht, daß die Längsachse des Fesselballons sich immer gleichlaufend mit der Windrichtung einstellt.

Doch es sind noch zwei weitere Vorteile mit dieser Kon- struktion verbunden. Dehnt sich nämlich durch Höhen- oder Temperaturunterschiede das Gas in den Ballonetten aus, so gibt die Stoffwand AB langsam dem Druck nach, drückt die Luft aus dem ersten Luftsack in den unteren, wo sie bei H wiederum den Ausweg findet. So verliert man kein Gas, und das ist höchst wichtig. Zumal im Felde!

Dehnt sich nun das Gas der Ballonette zu sehr aus, so daß die vom Gasdruck hinuntergetriebene Stoffwand AB den ersten Luftsack völlig füllt und ein weiteres Ausdehnen des Gases ohne Plagen der Hülle nicht möglich wäre, so bringt ein an der Stoffwand angebrachtes Tau J, das bisher nicht ganz angespannt war, sich jedoch immer mehr straffte, das Ventil K zum Öffnen. Das Gas strömt also dort hinaus, wodurch der Druck nachläßt. Diese Kon- struktion ist sehr von Wert, falls das Fesseltabel einmal vom Wind zerrissen und der Ballon rasch steigen würde.

Natürlich beugt man dieser Gefahr möglichst vor, zumal sie im Kriege meist den Verlust des Ballons mit sich bringt, wie der uns zugeflogene französische Fesselballon im Sommer 1915 zeigte. Man ist also bestrebt, die Verankerung dauerhaft fest zu machen und den Ballon zugleich so zu verankern, daß der Korb möglichst ruhig am Ballon hängt, um ein scharfes Beobachten zu gewährleisten.

Wie aus der Abbildung Seite 110 unten rechts ersicht- lich, ist der Korb durch die Taue A und B, sowie C und D fest mit dem Ballon verbunden, der zum Anbringen der Taue am unteren Teil eine Doppelwandung E besitzt. Eine Masse von Korbleinen gehen ferner vom Korb aus, deren Mehrzahl am Korbring befestigt ist. Je zwei Taue bilden eine Taugabel, die ihrerseits wieder zusammenlaufen und in das Fesseltabel F übergehen. Dieses ist am Winde-



Ein ehemaliger Pferdestall in Flandern wurde als Mannschafskantine ausgebaut.

Phot. Lichte & Co., Berlin.

wagen befestigt, der wiederum fest verankert ist. Ausnahmsweise kann das Fesselfabel auch unmittelbar verankert werden, was in Festungen bisweilen geschieht.

Steigt in neuzeitlichen Kämpfen der Fesselballon auf, so kann man daraus schließen, daß die schwere Artillerie auch nicht weit davon entfernt ist, denn er wird neuerdings selten noch allein als Aussichtswarte benutzt, sondern dient meist als Artilleriebeobachter. Aus seiner Standhöhe von 600—700 Metern beobachtet er die hoch aufwirbelnden Einschläge der schweren Geschütze und teilt seine Beobachtungen durch den Fernsprecher der Erde und von da aus einem Artilleriekommandeur oder einer wichtigen Batterie mit.

Gegenüber der Beobachtung des Artilleriefeuers durch Klinger hat die Beobachtung aus dem Fesselballon den Vorzug der schnelleren und persönlicheren Übermittlung mit Fernsprechern, was besonders vor Einführung der Klingerheliographie sehr von Wert war, weil es Mißverständnisse verhinderte. Dagegen hat die Beobachtung vom Fesselballon aus den Nachteil, daß es sich auch hier, von der hohen Beobachtungswarte aus, nur um eine schräge Beobachtung handeln kann, daß sich also der Schuß meist

Brigaden über Ostende und Zeebrügge nach Antwerpen warf; aber damals war die Landung hinter der großen Mole von Zeebrügge oder an den breiten Kais von Ostende um vieles einfacher als sie heute sein würde. Seit dem 15. Oktober 1914 halten deutsche Truppen Ostende, seit dem 16. Brügge besetzt. Und die ganze Küste von der holländischen Grenze an bis dicht vor die Mündung der Yser ist seit Jahr und Tag gerüstet, die englischen Gäste kräftig zu empfangen.

Die Truppe, die diesen Küstenschutz versteht, ist als militärische Formation erst im Kriege geschaffen worden: aus den überschüssigen Reserven der Marine, der Matrosen sowohl wie der Seebataillone und der Matrosenartillerie, wurde zu Anfang August 1914 eine vollkommen neue Division gebildet. So mancher von den „blauen Jungen“, der sich schon im Geiste auf einem stolzen Linien Schiff im heißen Gefecht mit dem Engländer sah, so mancher Marine-Soldat, der auf Ruxhaven und Helgoland hoffte, fand sich plötzlich feldgrau eingekleidet, erhielt ein Gewehr samt Rucksack und Schanzzeug und mußte sich rasch bequemen, Felddienst zu üben, zu marschieren, auszuschwärmen und Gräben aufzuwerfen. Eine mobile Feldtruppe braucht



Phot. Gito-Film G. m. b. H., Berlin.

Maschinengewehr-Abteilung der Marineinfanterie mit belgischen Ponys auf dem Vormarsch.

hinter den sich kullissenartig ineinander schiebenden Höhenrücken entläßt, während der Klinger fast senkrecht über der Einschlagstelle seine Kreise zieht.

Selbstverständlich ist der Fesselballon, der ja nur am hellen Tage aufsteigen und seine Beobachtungen anstellen kann, der Gefahr des Getroffenwerdens durch die feindliche Artillerie trotz der weiten Schußentfernung in hohem Maße ausgesetzt und muß deshalb häufig seinen Standort wechseln.

Küstentwacht in Flandern.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

(Hierzu die Bilder Seite 114—119.)

Selten vergeht eine Woche, ohne daß der Heeresbericht irgend eine Beschießung der flämischen Küste meldet. Die Engländer können es nicht verwinden, daß dieses belgische Ufer gegenüber der Themsemündung ihren geschäftigen Händen entrissen ist. Sie haben eigens zum Zweck der Beschießung ihre flachen Kanonenboote, die „Monitore“, konstruiert, um ihre schweren Schiffsgeschütze möglichst ungefährdet und möglichst nahe an den Strand heranbringen zu können. Sie schicken Wasserflugzeuge mit Bomben auf die Reise, um unsere Küstentwacht in Flandern zu beunruhigen. Einen Landungsversuch großen Stiles haben sie bisher nicht gewagt. Höchstens damals, als Marineminister Churchill seine

aber auch reitende Artillerie, Pioniere und Fuhrparksolonnen, und nicht ohne begründetes Mißtrauen wird mancher brave Artillerist, der an sein rollendes Schiffsgeschütz gewöhnt war, die Proke oder den Gaul bestiegen haben. Aber der gute Wille vermag viel, und der Krieg ist ein trefflicher Lehrmeister. Schon vier Wochen nach der Aufstellung der neuen Marineregimenter finden wir sie in Belgien. Hier löste die Division in den ersten Septembertagen ein Korps in der Gefechtsstellung ab. Die Belgier, die wohl davon Wind bekommen haben, stoßen plötzlich mit fünf Divisionen aus Antwerpen vor, um die deutsche Aufmarschlinie Aachen—Brüssel zu unterbrechen. Aber die neue Marinedivision, unterstützt nur von einer Landwehrbrigade, hält zwei harte Tage am Dylekanal stand, und die Belgier müssen in ihre Verschanzungen zurück. Am 27. September versuchen sie von Termonde aus abermals vorzudringen, begegnen aber bereits dem deutschen Vorstoß gegen Antwerpen. Auf dem linken Flügel des Korps besetzt die Marinedivision. In raschem Ansturm geht es über Mecheln hinweg nach Baelhem und an die Nethe, Antwerpen fällt am 9. Oktober, und unter den einziehenden Truppen marschieren auch die neuen Marineregimenter mit klingendem Spiel in die Stadt.

Die Flucht der belgisch-englischen Truppen stockte erst an der Yser. In wenigen Tagen hatte die Marine die



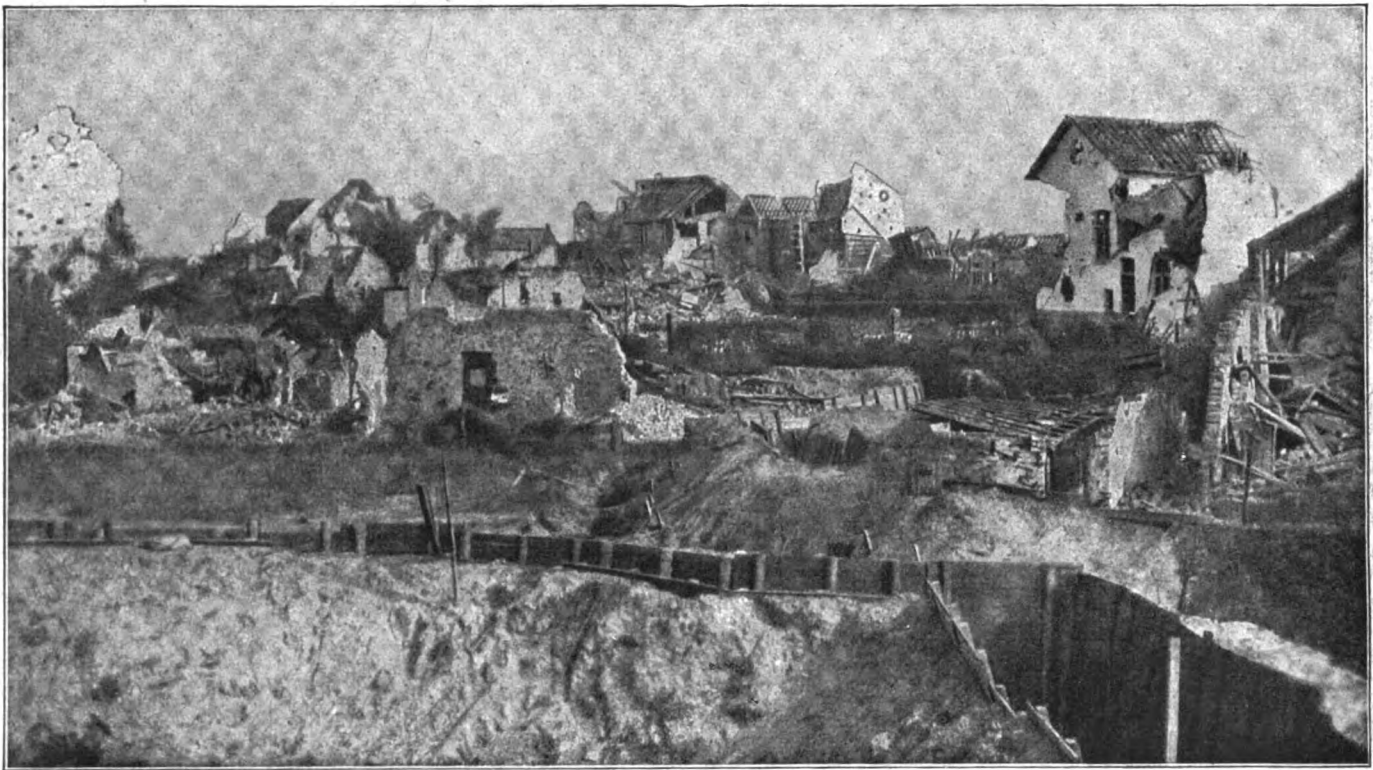
Ein Landstieg deutscher Marinegruppen in Flandern.
Nach einer Originalzeichnung von Georg Hängel.

ganze belgische Küste besetzt, und nun begann ein Ausbau dieser neuen und wichtigen Seefestung. Der inzwischen zum Marinekorps erweiterten neuen Feldtruppe fielen im wesentlichen zwei Aufgaben zu: der Schutz der Küste und damit zugleich des rechten Flügels der deutschen Westfront gegen feindliche Landangriffe zur See, sodann der Kleinkrieg gegen England mit Minen und Unterseebooten.

Die flämische Küste ist vielleicht der international bekannteste unter den Küstenstrichen Europas. Nur noch die Riviera wird ähnlich heimgesucht. Aus allen Himmelsrichtungen strömte die elegante Welt an diesem glatten belgischen Badestrand zusammen, die kleinen roten Ziegeldörfer verschwanden hinter riesigen Hotels und Kurparks, der Strand wurde mehr und mehr zu einer einzigen riesigen Promenade, in deren Mitte Ostende mit seinen öden Palastfassaden wie ein verlorenes und verlaufenes Stück Großstadt auftrat. Als bald nach der Besetzung der Stadt durch die Deutschen erschien ein britisches Geschwader und wollte Ostende beschießen. Aber die belgischen Behörden legten sich ins Mittel und die zahlreichen

her nicht geglückt, obwohl die niedrige Küste der Wirkung von Flachbahngeschützen, wie sie die Kriegsschiffe mit sich führen, eigentlich ziemlich ausgesetzt ist. Allerdings, ganz so flach, wie sie aussieht, ist diese Küste doch nicht, denn überall, wo das Meer die Dünen aufgetürmt hat, ist eine natürliche Deckung gegen die Beschießung von der See her gegeben.

Was die Natur bot, haben fleißige Hände ausgebaut: meilenweit ziehen sich die Befestigungen hin, natürliche und künstliche, Dünen, Gräben und Wälle. Die Flut umspült den Drahtverhau, die Geschütze stehen, gegen den Triebland wie gegen die Sicht des Feindes sorgsam eingedeckt, in ihren Stoffhüllen da wie schlummernde Untertüme, die Unterstände sitzen wie Vogelnester in den Dünenwänden. Der weißgelbe Seesand umrahmt die eingebauten Türen und Fenster, und hie und da versucht sogar ein kleiner Ziergarten sich gegen den Strandhafer zu behaupten. Tritt man in den Unterstand hinein, so fühlt man sich an Schiffskajüten erinnert, im Offizierskasino mit seiner Terrasse davor prangen sehr elegante



Blick auf ein zerstörtes Dorf in Flandern. Die Schützengräben ziehen sich mitten durch den Ort.

Phot. Richter & Co., Berlin.

englischen Gläubiger der „Grandhotels“ wohl auch. Die Beschießung unterblieb vorerst und richtete später, als sie doch ausgeführt wurde, nicht viel Schaden an. Sie wurde auch später mehr des Eindrucks wegen als militärisch wirksam wiederholt. Dagegen haben die Engländer in Middelkerke (siehe Bild Seite 119) und Westende-Bad (siehe Bild Seite 86) schlimmer gehaust. Besonders Westende ist bös zusammengeschossen, und ein Haus, das keinen Treffer hätte, ist eine Seltenheit. Der Kurpark scheint ein Kugelfang geworden zu sein, und wer Lust und Zeit dazu hat, kann an den sonstigen modernen Ruinen Betrachtungen anstellen über die Verschiedenheit der Ruinenromantik von alten flandrischen Kunstbauten und neuzeitigen Geschäftsgebäuden.

Viel militärischen Zweck hat ja auch diese Zerstörung nicht gehabt. Nach der mehrstündigen Beschießung von Zeebrugge am 20. November 1914 behaupteten die Engländer zwar triumphierend, sie hätten nunmehr Deutschlands „letzte Hoffnung“ auf die englische Nordsee zerstört. Aber soviel ich im Dezember 1915 sehen konnte, stand die Mole unversehrt da, die Schleuse arbeitete wie im Frieden, und auch die Anlegestellen schienen nicht gelitten zu haben. Den Schaden der zerstörten Häuser aber haben auch hier weniger die deutschen Besatzungstruppen und Strandbatterien als die belgischen Eigentümer zu tragen. Unsere Seefestung ernstlich zu schädigen, ist den englischen Kreuzern, Torpedobooten und Monitoren bis-

Möbel, und ebenso aus den Trümmern der früheren Herrlichkeit gerettet sind die unzähligen Zimmertüren, mit denen die Wände des Laufgrabens versteift sind. Gegen den Triebland der Dünen gibt es kein anderes Mittel als Bretter und Bohlen. Streckenweise ist der Graben sogar überdacht; in der ganzen Sohle ist er mit Brettern ausgelegt. Es ist ein Laufgraben, der in seiner Art einzig ist, denn er führt bergauf und -ab, kreuz und quer durch die merkwürdigsten Gegenden; stundenlang. Zuweilen verschwindet er in einer Mulde, umfreist einen Sandhügel, den die Granaten zerfetzt haben, daß er nun da steht mit einer Art Hahnenkamm, zackig zerrissen. An einsamen Gräbern geht's vorüber und an kleinen Friedhöfen, an Beobachtungsständen und ganzen Unterstandkolonien. In einer stillen Ecke hat ein guter Kamerad eine Bank errichtet; Inschrift: „Für alte Krieger! Für Schlachtenbummler und Liebende verboten!“ Einen kurzen Schiffsmast sieht man ragen, er trägt auf der Spitze eine friedliche elektrische Glühbirne, ist aber rein englischer Abstammung, nämlich die Mastspitze vom versenkten Zerstörer „Maori“, die einer unserer Flieger geholt hat, bevor das Schiff völlig versank.

Die Strandbefestigungen erstrecken sich natürlich auch auf die kunstvoll angelegten Promenaden der Weltbäder. Schützengräben und Artilleriestellungen zerschneiden die steinernen Terrassen, riesige Scheinwerfer kehren ihr blickendes Auge gegen das weite Meer. Unten im nassen

Sande standen die Hunderte von Badefarren, spielten die Kinder bei der Ebbe mit Krebsen und Muscheln, während droben der Korso der Lebewelt auf und nieder wogte. Jetzt ist weit und breit kein Mensch, nur hie und da steht ein einsamer Posten im Schatten der Hotelpaläste, die mit leeren Fenstern, verlassen und tot, in die Weite starren. So verläuft die Seefestung an die fünfzig Kilometer weit und mehr, bis dicht vor der Mole von Nieuport, wo der äußerste rechte Flügelmann der Westfront seinen Stand hat; wo der riesige Schützengraben beginnt, der von der Nordsee bis zu den Alpen führt: der Menschendamm, der dem deutschen Vaterlande die Sturmflut des Krieges bisher abgewehrt hat und auch ferner abwehren wird. —

Eine Glanzleistung unserer Marineinfanterie stellt das Bild Seite 117 dar. Bei Lombardtzynde, nördlich von Nieuport war es, wo eine ganze französische Division einen Durchbruchversuch vorbereitete. Elf Bataillone Marineinfanterie und Matrosenartillerie kamen indessen der Absicht des Feindes zuvor. Da die Gewehre und Maschinengewehre durch den Flugand der Dünen teilweise unbrauchbar geworden waren, packten unsere 6000 blauen Jungen, ein Bataillon der Marineinfanterie mitwehender Fahne an der Spitze, den fast dreifach überlegenen Gegner mit dem Bajonett an, erstürmten die feindliche Stellung und warfen die ganze Division über den Haufen. Die Franzosen ließen eine große Anzahl von Toten und Verwundeten auf dem Kampfplatz und verloren auf der Flucht über 800 Gefangene, darunter viele Offiziere.

Für den Heldengeist, der das Offizierkorps der deutschen Marine befeht, ist es kennzeichnend, daß unter 200 Toten 14 Offiziere waren, die im Sturm ihren Mannschaften vorausgeeilt waren. Die Tapferen wurden in Ostende feierlich bestattet.

Englands Mißachtung fremder Hoheitszeichen.

Von Kapitän zur See z. D. v. Rühlwetter.

II.

Im Oktober verkündigt England plötzlich, daß es den Artikel 57 der bekannten Londoner Erklärung, nach dem die neutrale oder feindliche Eigenschaft eines Schiffes durch die Flagge bestimmt ist, zu deren Führung es berechtigt ist, nicht mehr anerkenne, sondern Schiffe, an deren Eigentum überhaupt feindliches Geld beteiligt sei, von nun an als feindlich ansehen, also wegnehmen werde. Wie schon gesagt, hat jeder Staat genau festgesetzt, unter welchen Bedingungen er einem Schiff seine Flagge und damit seine Nationalität verleiht, und wenn ein anderer Staat, gleichgültig aus welchem Grunde, plötzlich erklärt, daran werde er sich in Zukunft nicht kehren, es sei ihm ganz gleichgültig, ob ein fremdes Hoheitszeichen über einem Schiff weht, so ist das eine Mißachtung des betroffenen Staates, die kaum überboten werden kann. Genau dasselbe ist es, wenn England sich nicht an die Gebietshoheit neutraler Staaten kehrt und

Krieg führt, Schiffe vernichtet in deren eigenen Gewässern. So wurde der in einem sicheren neutralen Hafen verankerte kleine Kreuzer Dresden, ohne daß die britischen Schiffe sich an die Neutralität des Ortes im geringsten kehrten, von großer Übermacht überwältigt, so wurden deutsche Dampfer in der Ostsee auf schwedischem Gebiet vergewaltigt, und man hatte noch die Stirn, hinterher das Herankommen und scharfe Schießen eines Unterseebootes damit zu erklären, es

habe nur den Dampfer warnen wollen, und die spätere Zerstörung sei durch eine Kesselexplosion geschehen. Glücklicherweise fand man zu dieser Kesselexplosion die Zündschnur, und die Kessel sind heutzutage noch unbeschädigt. Rußland ahmte Großbritanniens Vorgehen bald nach und bekämpfte das deutsche Minenschiff „Matros“ in schwedischen Gewässern. Mit dürftigen Entschuldigungen war nach englischen Begriffen alles Nötige geschehen, und aus den schon angeführten Anweisungen für die britische Schifffahrt geht klar hervor, daß Großbritannien grundsätzlich nicht mit der Anerkennung einer fremden Gebietshoheit rechnet.

Aber auch damit ist der Gipfel noch nicht erreicht. Bisher handelte es sich nur darum, sich hinter fremden Hoheitszeichen zu verstecken oder deren Bedeutung nicht anzuerkennen. Großbritannien hat aber noch weiter unbedenklich den Schritt getan, hinterlistig unter fremden Hoheitszeichen zu kämpfen und mit ihnen Schandtaten in der Kriegsführung zu decken. Gehen wir wieder zu den amtlichen Weisungen für die britische Schifffahrt zurück, so finden wir darin die Bestimmung, daß die britischen Schiffe ihre wahre Flagge nur zeigen sollen, wenn sie mit

einem britischen oder verbündeten Kriegsschiff zusammen treffen, sonst also eine fremde. Dann heißt es: „Kein britisches Handelschiff soll sich je zum einem Unterseeboot ergeben, sondern sein Äußerstes tun, zu entweichen... Wenn ein Unterseeboot vorn nahebei auftaucht mit offenbar feindlicher Absicht, steuere mit höchster Geschwindigkeit darauf los und ändere den Kurs, so daß das Boot immer gerade voraus bleibt.“ Das ist die Aufforderung zum Rammen, zur Gewalttat unter fremder Flagge, die an sich schon für das Handelschiff völkerrechtlich unzulässig ist, unter fremder Flagge aber jedem Ehrgefühl Hohn spricht. Denken wir weiter daran, wie schon, gleich nachdem „U 29“ mit dem unvergeßlichen Weddigen untergegangen war, das Gerücht auftauchte, daß er durch solche Hinterlist eines britischen Dampfers unter schwedischer Flagge mit der ganzen Besatzung ein vorzeitiges Ende fand, so haben wir die erste, allerdings nicht streng bewiesene solche Tat; die Bestätigung hat uns erst die Schandtate des englischen Kriegsschiffes „Baralong“ geliefert, das sich unter amerikanischer Flagge an eines unserer U-Boote heranschlich und es zum Sinken brachte, und damit nicht genug, auf die wehrlose, schwimmende Besatzung wie nach der Scheibe schloß, wodurch einer nach dem anderen schändlich ermordet wurde.

Es wurde schon weiter oben die britische Anschauung angeführt, daß der Gebrauch fremder Flaggen nichts Unehrenhaftes sei. Dazu muß gesagt werden, daß allerdings



Durch englische Schiffsgeschütze zerstörte Häuser in Middelkerke.

Phot. Richte & Co., Berlin.

alle internationalen Vereinbarungen es bisher vermieden haben, sich mit Seekriegslisten und den Dingen, die als solche erlaubt sein sollen, im einzelnen zu beschäftigen, weil es selbstverständlich ganz unmöglich wäre, solche Dinge vertraglich erschöpfend zu behandeln. Nur einige ganz grobe Verstöße wurden international gebrandmarkt. Es ist aber im Seekrieg wie im Landkrieg niemals zweifelhaft gewesen, daß alles, was zur Täuschung des Feindes geschieht, nicht dem militärischen Ehrgefühl widersprechen darf. Und dieses scheint ja allerdings nach allem, was wir an Großbritannien erlebt haben, dort immer noch ebenso in der Entwicklung zurückgeblieben zu sein wie früher. Ein Grundlag hat aber auch im Seekrieg immer schon ausdrücklich und unumstößlich festgestanden, daß ein feindlicher Gewaltakt nie unter neutraler Flagge erfolgen darf. So wird der Baralong-Fall (siehe Band III Seite 448) immer ein Schandfleck in der britischen Kriegsführung sein, wegen des Flaggenbetrugs und wegen der kaltblütigen Ermordung wehrloser Kämpfer.

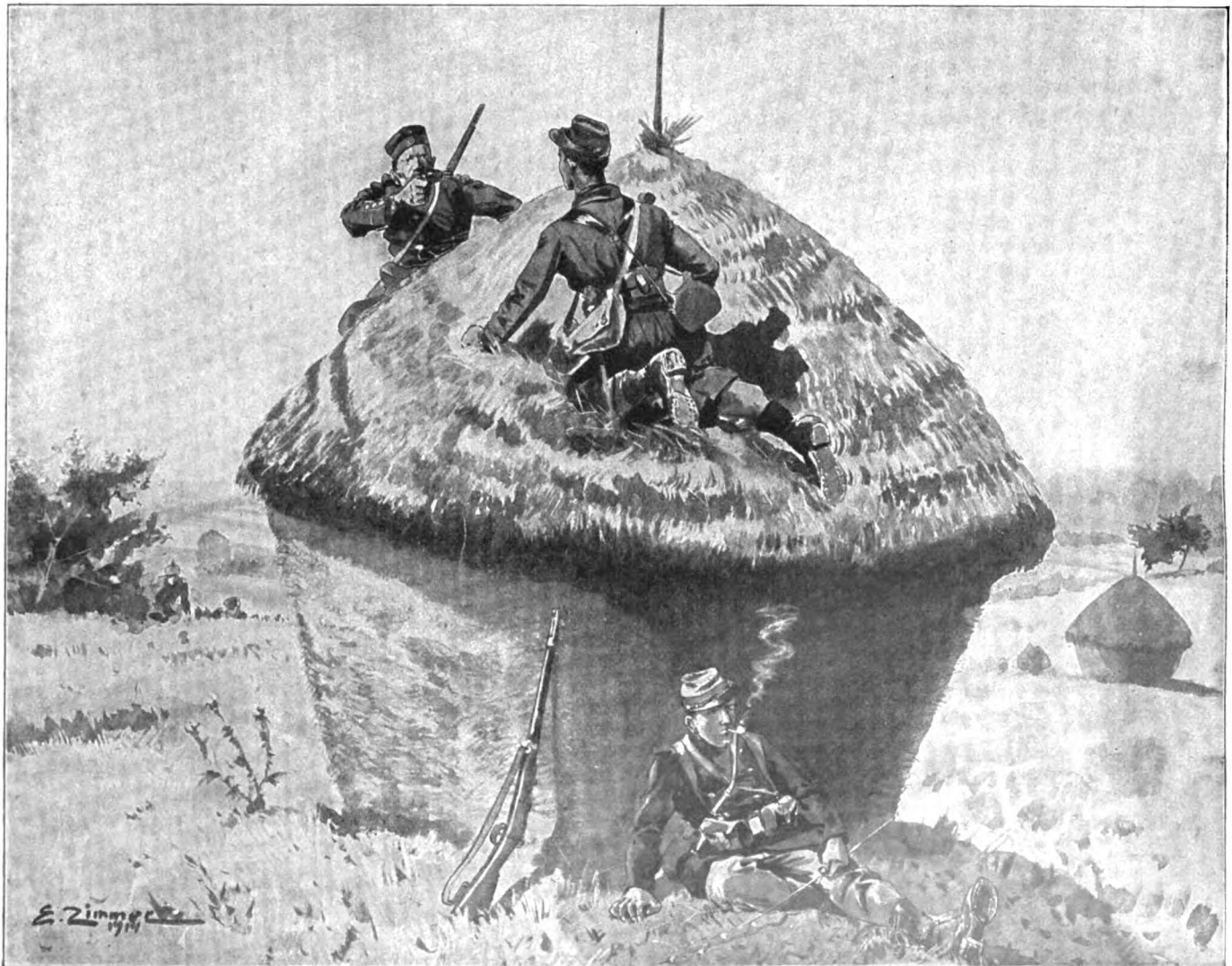
Mit Recht fragt man sich nun, wie solche Mißachtung aller neutralen Staaten möglich ist. Denn daß sie das Recht haben, gegen den Mißbrauch ihrer Hoheitszeichen einzuschreiten, ist ebensovienig zweifelhaft, wie daß die Unterlassung des Einspruchs zur Neutralitätswidrigen Unterstützung werden kann. Die Antwort ist einfach die, daß die kleinen neutralen Staaten es nicht gewagt haben, sich ernstlich zur Wehr zu setzen, weil es ihnen dazu Großbritannien gegenüber an Macht fehlte, sie von dessen Seemacht zu empfindlich geschädigt werden konnten; die „Vormacht der Neutralen“ aber, wie sich die Vereinigten Staaten selbst nennen, unter deren Flagge die Baralong-Schandtät geschah, hat nichts tun wollen und damit jeder Neutralität und dem Völkerrecht dazu in diesem Kriege das Rückgrat gebrochen. Und so wird von Großbritannien nach wie vor mit fremden Hoheitszeichen soviel Mißbrauch getrieben, als der betreffende Neutrale freundwillig zuläßt oder nicht zu hindern die Macht hat. Und solange nicht verhindert wird.

daß je wieder eine Seemacht so turmhoch über allen anderen steht, um solche Willkür wagen zu können, wird immer wieder mit ihr zu rechnen sein, wird Großbritannien immer wieder Völkerrechtsverträge wie ein Stück Papier zerreißen und werden fremde Hoheitszeichen ihm nicht mehr gelten als bunte Fetzen, gut genug, seinen Zwecken zu dienen und über seinen Schandtaten zu wehen.

Geistesgegenwart bei einer Erkundung.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

In den ersten Wintertagen gegen Ende des Jahres 1914 stand die erste reitende Batterie des Feldartillerieregiments Nr. 3 in Stellung. Der Feind hatte gute Beobachtungsstellen auf Kirchtürmen inne und belästigte durch sein Artilleriefeuer die deutsche Schützenabteilung und den Verkehr nach dem Schützengraben. Zur Erkundung der feindlichen Artilleriestellung wurde deshalb eine Offizierpatrouille vorgeschickt, der auch der Unteroffizier Bartsch aus Rohrsheim, Kreis Halberstadt, zugeteilt war. Etwa 600 Meter vor dem Schützengraben stand ein Strohschober, der jedoch bei dem ebenen Gelände nur sehr gefährlich zu erreichen war. Die Kavalleriepostierungen rieten Unteroffizier Bartsch, der sich freiwillig dazu erbot, ab, vom Schober aus zu erkunden; es sei zu gefährlich. Bartsch ließ sich dadurch nicht abschrecken und machte sich trotzdem auf seinen gefährlichen Weg. Kriechend erreichte er den Strohschober und erkletterte ihn. Als er oben ankam, fand er sich einem feindlichen Infanterieposten gegenüber, der ihn erstaunt anblickte. Bartsch schnell schloß Bartsch ihn mit seinem Revolver herunter. Ein anderer, der sich unten verborgen gehalten hatte, ergriff die Flucht. Die Tragweite des Revolvers war zu gering, um ihn noch zu erreichen. Bartsch konnte nun seinen Erkundungsauftrag in Ruhe ausführen und kehrte mit gutem Ergebnis wohlbehalten von seinem kühnen Wagnis zurück. Als Beute brachte er das Gewehr des gefallenen Feindes mit.



Geistesgegenwart bei einer Erkundung. Nach einer Originalzeichnung von Ernst Zimmer.



Die Bucht von Phaleron.
Im Hintergrund die Stadt Athen mit der Akropolis, vorn die Diktippen der Salaminel Piekus.
Nach der Natur gezeichnet von Professor M. Beno Diemer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Unsere Darstellung der Kämpfe an der Ostfront wurde auf Seite 88 bis zu dem am 7. Januar in Bessarabien erreichten vorläufigen Abschluß geführt. Aber schon am 13. kam es hier zu neuen heftigen Zusammenstößen, zunächst im Raume von Toporouk und östlich Karancze (siehe die Vogelschaukarte Seite 122), wo an dem genannten Tage bis in die Morgenstunden des 14. Januar hinein nicht weniger als fünf schwere Angriffe größten Maßstabes erfolgten. Gegen das mörderische Feuer der gut eingeschossenen österreichisch-ungarischen Artillerie vermochten die Russen aber nicht aufzukommen. Was von ihnen dennoch bis an die österreichisch-ungarischen Gräben gelangte, geriet größtenteils in Gefangenschaft. — Auf dem übrigen Teil der österreichisch-ungarischen Front war in diesen Tagen Ruhe, abgesehen von kleineren Ereignissen wie der Sprengung mehrerer russischer Feldwachen bei Karpilowka in Wolhynien.

Im Laufe des 14. Januar verstärkten die Russen ihren Durchbruchversuch bei Toporouk und Karancze womöglich noch. In 12 bis 14 Gliedern führten sie ihre Angriffskolonnen viermal, an einzelnen Stellen sogar sechsmal gegen die k. u. k. Stellungen vor. Vielfach kam es zu erbitterten Nachkämpfen. Aber auch dieser Tag brachte sie nicht ans Ziel. Unter ungeheuren Verlusten — in dem Gefechtsabschnitt einer einzigen österreichisch-ungarischen Brigade wurden über 1000 Russenleichen gezählt — mußten sie zurückgehen. — Gleichfalls am 14. kam es bei der Heeresgruppe des Generals v. Linzinger in der Gegend von Czernysz südlich des Styrbogens zu einem plötzlichen russischen Angriff auf den österreichisch-ungarischen Teil dieser Gruppe, der aber mit schweren Verlusten für die Russen abgeschlagen wurde. — Russische Offiziere, die bei Toporouk gefangen genommen worden waren, bezeichneten die dortigen Kämpfe vom 13. und 14. Januar als die

schwersten von allen bisherigen. Die zahlenmäßig überlegenen russischen Truppen seien auf einen schlechterdings unüberwindlichen Widerstand gestoßen. Die 11. russische Division unter General Woschczinski habe grauenhafte Verluste erlitten, und das 41. Infanterieregiment unter Oberst Folw sei, soweit es nicht in Gefangenschaft geriet, so gut wie völlig aufgerieben worden. Von den Gefangenen brachte man ferner in Erfahrung, daß zu den russischen Truppen in Bessarabien auch eine Tatarendivision gehörte, die Djetaja divisia („wilde Division“), der die Aufgabe zugewiesen war, die Infanterie zum Sturm anzutreiben.

Am 15. Januar fanden hauptsächlich Geschützkämpfe statt. Von sonstigen Ereignissen verdient Erwähnung, daß ein kühnes Streikkommando der Österreicher und Ungarn eine russische Vorstellung bei Karpilowka überfiel und deren Besatzung vollständig aufrieb. — Der 16. Januar gab den k. u. k. Truppen Gelegenheit, ihrerseits zum Angriff vorzugehen, und zwar gegen eine vorgeschobene Stellung der Russen östlich von Karancze, die nach heftigen Kämpfen von Kroaten und Ungarn genommen wurde. Die feindlichen Gräben wurden zugeschüttet und mit starken Drahthindernissen überspannt.

Es trat nun eine zweitägige Kampfpause ein, die zur Heranziehung von Verstärkungen benutzt wurde. Erst in den Morgenstunden des 19. Januar entbrannte die Schlacht bei Toporouk und Bojan von neuem. Abermals setzten die Russen starke Sturmkolonnen an, die schon an diesem ersten Tage viermal ins Feuer geführt wurden. Einen starken Ansporn für die Angreifer bildete folgender Armeebefehl des Generals Iwanow: „Unser erhabener Herrscher Zar Nikolaus befiehlt, daß wir am Jordanfest (dem 19. Januar) Czernowitj erobern sollen. Wir müssen den Befehl ausführen. Jedem Soldaten, dem es gelingt,



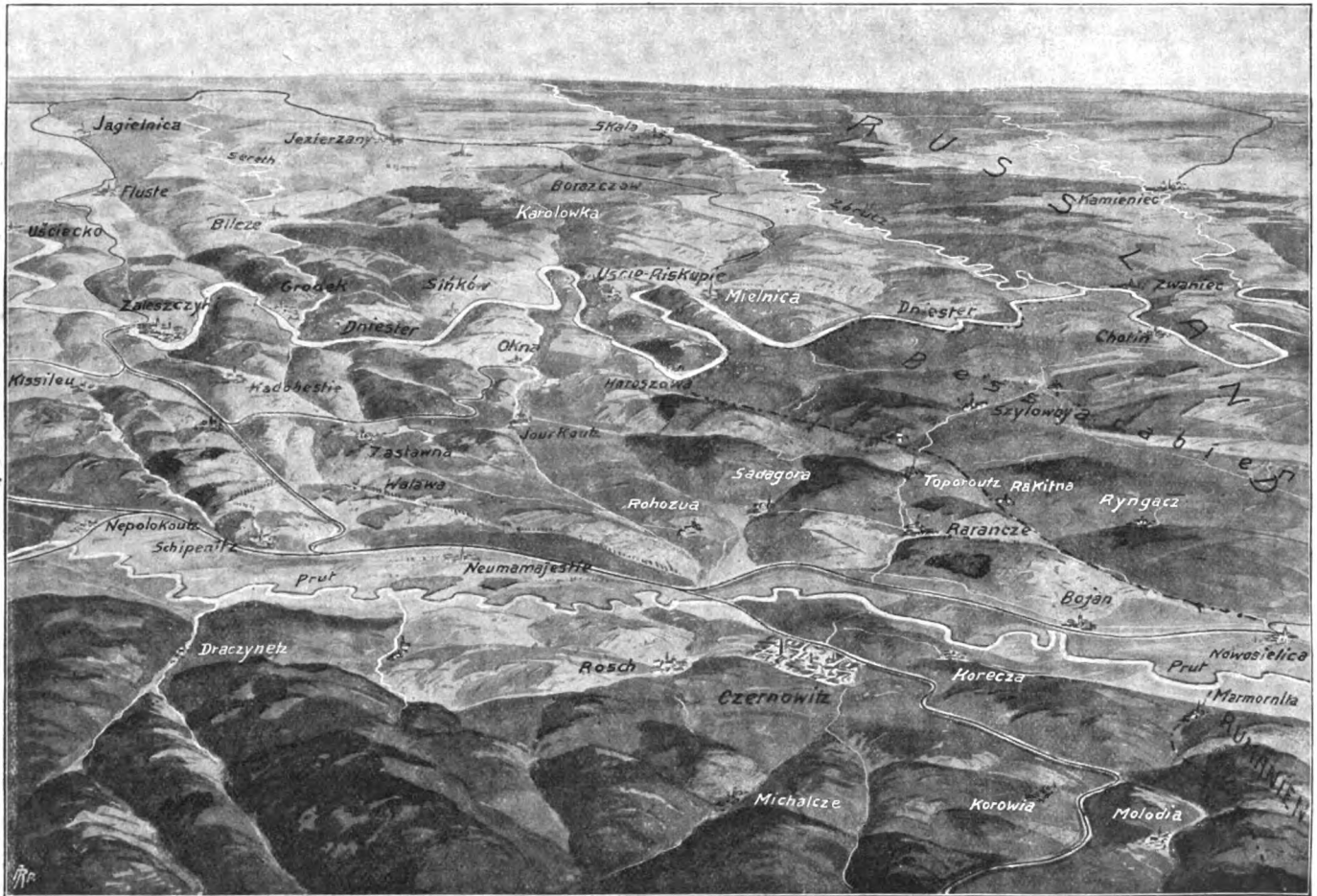
Eine der eigenartigen, aus Holz erbauten russischen Dorfkirchen bei Buczaz an der Strypa.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

dieses Ziel zu erreichen, ist es gestattet, in Czernowiz zwei Tage lang zu plündern. Außerdem erhält jeder Soldat der ersten in Czernowiz einmarschierenden Abteilung ein Geschenk von fünfzig Rubel.“ Aber selbst dieses Mittel sollte nichts helfen. Zwar drangen die Sturmkolonnen im Lauf des Tages einigemal in die österreichisch-ungarischen Schützengräben ein, immer aber wurden sie im Handgemenge oder in schneidigen Gegenangriffen, bei denen sich besonders die Honvedregimenter Nr. 6 und 30 auszeichneten, blutig zurückgeworfen. Das Borgelände der österreichisch-ungarischen Verschanzungen war mit Feindesleichen überfät, und es kam diesmal vor, daß im Gefechtsraum eines einzigen k. u. k. Bataillons 800—1000 russische Gefallene lagen. Über 50 Kilometer weit erstreckte sich das grauenhafte Totenfeld. Die Österreicher und Ungarn hatten zwar versucht, die Kampfpause zur Bergung der Verwundeten und Toten zu benutzen, aber obwohl im ganzen Ruhe herrschte, hielt doch das Sperrfeuer der Russen an;

ebenfalls alle nur erdenklichen Kampfmittel, die durch die Erfahrungen des bisherigen Kriegsverlaufs bekannt geworden waren, angewandt, wie zum Beispiel Wolfsgruben (siehe Bild Seite 123 oben), Minen, Handgranaten und so weiter. Trotz allem aber gelang es den Russen vielfach, dicht an den Feind heranzukommen, wo dann im Handgemenge die letzte Entscheidung gesucht wurde.

Nachdem auch der Jordanstag, 19. Januar, erfolglos für die Russen verlaufen war, wurde am 20. anfangs noch mit unverminderter Erbitterung weitergekämpft. Doch schon im Lauf dieses Tages machten sich infolge der ungeheuren Verluste der Russen die ersten Anzeichen eines Nachlassens ihrer Angriffswucht bemerkbar. An den nun folgenden Tagen kam es nur noch zu kleineren Ereignissen an verschiedenen Stellen der Front. So vertrieben die österreichisch-ungarischen Truppen am 22. Januar auf der Höhe Dolzo, nördlich von Bojan am Pruth, die Russen aus einer ihrer Verschanzungen, nachdem sie hier schon am



Bogelschaukarte zur Neujahrschlacht bei Czernowiz und Toporoug.

auch nahmen sich russische Scharfschützen die k. u. k. Sanitätssoldaten zum Ziel, so daß diese ihre Bemühungen aufgeben mußten. Der Leichengeruch begann die Luft zu verpesten. Deshalb und wegen des entmutigenden Eindrucks, den der Anblick der reihenweise niedergemähten Russen auf deren kämpfende Kameraden machen mußte, sah sich der russische Befehlshaber auf dieser Front, Generalleutnant Lorentiew, genötigt, die Bestattung der Gefallenen in Massengräbern anzuordnen. Auch die russischen Verwundeten wurden eingesammelt und in endlosen Wagenzügen nach Nowosielica und Chotin geschafft, wo man alle irgendwie verfügbaren Gebäude notdürftig zu Lazaretten einrichtete. Da aber zahlreiche Verwundete schon tagelang zwischen den Stellungen gelegen hatten und es an Ärzten und Medikamenten fehlte, war die Sterblichkeit unter den Verwundeten unverhältnismäßig groß.

In diesen Kämpfen waren russischerseits wieder Versuche mit einem neuen Kampfmittel angestellt worden, den auf den Gewehren der vordersten Linie angebrachten Drahtschneidern (siehe Bild Band III Seite 380), die gegen die elektrische Starkstromleitung der gegnerischen Stacheldrahtverhaue isoliert waren. Bei den k. u. k. Truppen wurden

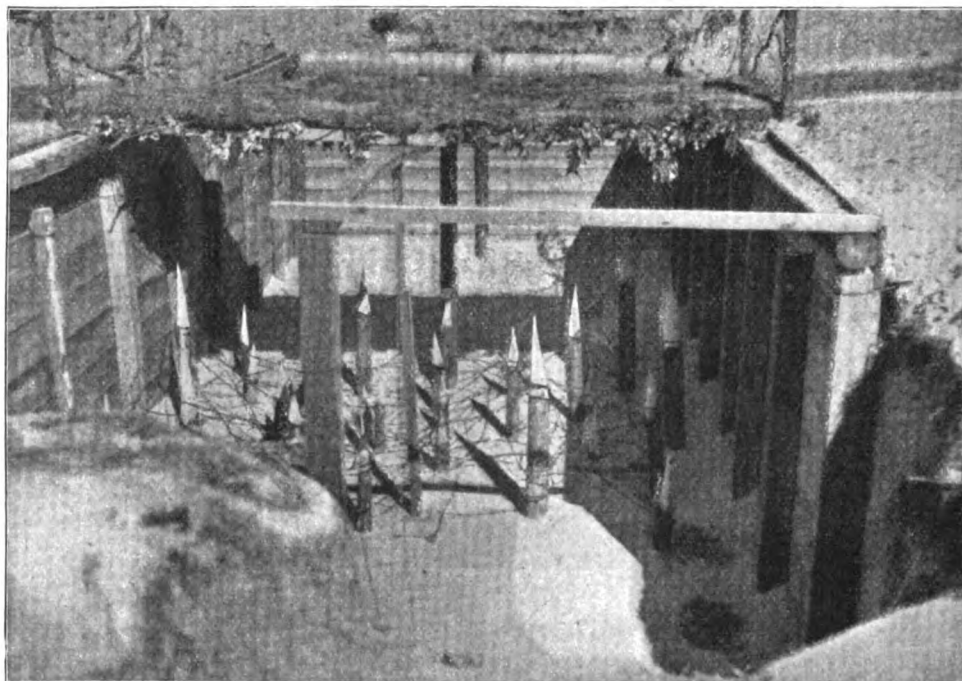
Abend vorher einen russischen Graben durch Minen in die Luft gesprengt hatten, von dessen 300 Mann zählender Besatzung nur einzelne lebend geborgen werden konnten. — Nordwestlich von Uscieczko war eine Brückenschanze das Ziel zahlreicher russischer Angriffe. Aber auch hier hielten die Verteidiger allen Stürmen mutig stand. Am 22. Januar griff der Feind auch wieder einmal südlich von Dubno an; trotz äußerst schwerer Artillerievorbereitung hatte aber auch dieser Angriff keinen Erfolg.

Am 23. meldete der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht zum erstenmal seit langer Zeit: „Nichts Neues.“ Die große Schlacht in Bessarabien konnte als beendet angesehen werden. Ungeheure Verluste hatte auch dieser letzte Durchstoßversuch im Gefolge gehabt. Aber alle Opfer waren vergeblich gebracht, und auch die monatelange Ansammlung von Munition und Kriegsgerät sowie die Verwendung schwerer japanischer Artillerie mit japanischer Bedienungsmannschaft hatten nicht zu helfen vermocht, weil die letzten Endes den Ausschlag gebende Stoßkraft der Infanterie sich an allen Stellen und ausnahmslos an jedem einzelnen Tage der langwierigen Kämpfe als unzureichend erwiesen hatte.

Im Kaukasus (siehe Karte Band II Seite 302) ließen die Russen in ihrem Vorgehen, über das wir zuletzt auf Seite 48 berichteten, nicht nach, und sie wußten sogar von glücklichen Fortschritten in der Richtung auf Erzerum zu melden, bei denen die Türken zu Tausenden gefangen genommen und zu Hunderten von den verfolgenden Kosaken niedergemacht worden sein sollten.

Ganz anders lauteten freilich die türkischen Berichte: sie erzählten nur, daß die russischen Vorstöße allmählich schwächer wurden und nicht instande waren, die Linien des Gegners zu erschüttern.

Auch in einem noch weiter von den Hauptschauplätzen entfernten Abschnitt mußten die Russen nach verzweifelter Rängen ihren Vormarsch einstellen: in **Persien** (Karte Seite 62). Sie waren hier auf den ernstlichen Widerstand eines zahlreichen und gut bewaffneten Gegners gestoßen (siehe die Bilder Seite 127). 6000 persische Reiter aus Karmandschah kämpften im Raume von Sengur und Elsad Arbad gegen größere russische Kräfte, wie sich annehmen läßt, nicht ohne Erfolg; wenigstens spricht hierfür der Umstand, daß sich die russischen Berichte über dieses Kampfgebiet vollständig auswichen. Ferner kam die Meldung, daß der Sohn des Bachtiarenhäuptlings mit 1000 Mann nach Deplet Achbad abgegangen sei. Von größter Wichtigkeit war aber die Nachricht, daß Nisam Saltane mit 10000 Kämpfern nach Mitavent gezogen sei. Dieser Perserfürst, unter dessen Einfluß die bei weitem größte Zahl der Stämme Südpersiens steht, hatte sowohl den Russen wie den Engländern in aller Form den Krieg erklärt und damit viel zu einer allmählichen Klärung der höchst verworrenen persischen Verhältnisse beigetragen. Nach und nach mußten durch sein entschlossenes Auftreten



Russische Wolfgrube.

Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam.

immer mehr persische Stämme zum Anschluß gedrängt werden. Wenn es für die Perser zunächst auch sehr schwer war, den Krieg in neuzeitlicher Art zu führen, so fehlte es ihnen doch nicht an tüchtigen und mutigen Führern, die durch ihre genaue Landkenntnis und die blitzartige Schnelligkeit ihrer Bewegungen den Russen bisweilen großen Schaden zufügten und ihnen auch in kleinen Verbänden zum minde-

sten sehr unbequem wurden. Was im besonderen Nisam Saltane betrifft, so hatte dieser nicht vergeblich in Deutschland eine gute militärische Bildung erworben, und schon aus diesem Grunde war er ein überzeugter Freund der Mittelmächte.

* * *

Hatten so die Russen auf allen Schauplätzen, wo sie sich betätigten, militärische Mißerfolge zu verzeichnen, so wurde ebensowenig ihr mit all ihren Unternehmungen verfolgter diplomatischer Nebenzweck erreicht: die Herüberziehung der in den Weltkrieg noch nicht eingetretenen **Balkanländer** Griechenland und Rumänien an die Seite des Vierverbandes. Deshalb griff hier England von neuem ein. Mitte Januar ließ es durch General Sarraill die wichtige Eisenbahnbrücke bei Demirkhussa zerstören. Dabei wäre es zwischen griechischen und französischen Truppen fast zum Waffengang gekommen. Erst im letzten Augenblick erhielten die griechischen Truppen Befehl, sich des Kampfes zu enthalten und sich darauf zu beschränken, Einspruch gegen die Zerstörung zu erheben. Diese war für Griechenland deshalb besonders nachteilig, weil sie die Versorgung der zahlreichen griechischen Streitkräfte in Westmazedonien außerordentlich erschwerte. Die Engländer ihrerseits hatten die



In Galizien gefangen genommene Russen lagern vor ihrer Abführung auf einem Kartoffelfelde.

Phot. Kiephof G. m. b. H., Wien.



Zerstörung der wichtigen Brücke veranlaßt, um den gefürchteten Anmarsch bulgarischer Truppen zu verhindern. — Fast noch größere Empörung erregte es in Griechenland, als die Engländer am 15. Januar den griechischen Kriegshafen Phaleron (siehe die Kunstbeilage) in unmittelbarer Nähe Athens (siehe Bild Seite 130 unten) besetzten. Der Hafen ist mit der Stadt durch eine Prachtstraße verbunden, auf der in ruhigen Zeiten ein lebhaftes und frohes Treiben zu herrschen pflegte.

Die Besetzung des Hafens Phaleron war wohl das Äußerste, was England im bisherigen Verlauf des Krieges

an Nichtachtung des Völkerrechts gewagt hatte. Der Vor- gang zeigte, daß der Biververband die Hoffnung aufgegeben hatte, ein neutrales Land, das den Krieg nicht wollte, weil es das Schicksal Belgiens, Serbiens, Montenegros vor Augen hatte, auf diplomatischem Wege allein zum Kriege zwingen zu können. Man versah sich in Griechenland seitens der Engländer schon eines Staatsstreiches gegen die griechische Regierung und besonders gegen König Konstantin, dessen Entthronung bei längerem Widerstand beabsichtigt sein sollte, um aus Griechenland eine Republik zu machen mit Venizelos als Präsidenten. Und daß dieser ein gefügiges Werk-

Auffahren in
Artillerie zu
in D
Nach einer eng



Der russische
Schlachtfeld
in der Darstellung.

zeug in den Händen Englands sein würde, war wohl nicht zu bezweifeln. Der Ausführung der englischen Absichten stand aber ein starkes Hindernis entgegen in Gestalt des griechischen Heeres und in erster Linie seines Offizierkorps. Dieses leistete allen Bestechungskünsten der englischen Unterhändler Widerstand und war entschlossen, seinem schlachterprobten Kriegsherrn in dieser schweren Stunde die Treue zu halten. Dieser Festigkeit gegenüber gab die englisch-französische Flotte die Besetzung Phalerons wieder auf und dachte auch nicht mehr daran, den Piräus (siehe Bild Seite 130/131) zu besetzen. Nur die Aufsicht über die Kabel

in Phaleron riß sie an sich unter dem Vorgeben, daß sie deren Mißbrauch zu Spionagezwecken verhindern müsse.

In Saloniki (siehe Karte Seite 128) wurden täglich aus großen englischen und französischen Transportschiffen, die von Schlachtschiffen geleitet waren, Truppen gelandet. Diese trügerische Schau über die Macht des Vierverbandes war wohl geeignet, auf die Leute aus dem griechischen Volke Eindruck zu machen. Das verunglückte Dardanellenunternehmen ließ weitere Truppenmengen nach Saloniki zurückfluten. Auch die Trümmer der serbischen Armee aus Albanien wurden von der feindlichen Flotte aufgenommen, in

großen Bogen nach Saloniki gefahren und dort gelandet. — Trotz dieses anscheinend bedeutenden Truppenaufgebots kam es indessen auf beiden Seiten im wesentlichen nur zu Fliegerunternehmungen (siehe Bild Seite 129). So am 7. Januar. An diesem Tage griff eine Abteilung von zwölf deutschen Flugzeugen zunächst das englische Lager bei Kilindir an, sodann bezeichnete eine lange Reihe von Bomben ihren weiteren Weg nach Saloniki. Mehrere Munitionstransporte explodierten, so daß Wagen, Pferde und Material vernichtet wurden. Ein Feldlager geriet in Brand, wobei alle darin befindlichen Vorräte in Flammen aufgingen und über 150 Mann, 2 Offiziere, 1 Arzt getötet wurden. Unter den indischen Truppen brach eine Panik aus, da die Inder vor Fliegerangriffen eine abergläubische Furcht haben. Zur Vertreibung stiegen viele französische Flieger auf, von denen zwei im Luftkampf abgeschossen werden konnten. Mit Ausnahme von zwei Fliegern, die auf feindlichem Gebiet niedergehen mußten, kehrten die deutschen Flugzeuge unverfehrt zurück und konnten wichtige Meldungen erstatten.

Der feindliche Gegenangriff wurde mit einer Abteilung von zehn französischen Flugzeugen ausgeführt, die nach

war entweder in die Verbände der Engländer und Franzosen um Saloniki eingestellt oder nach Frankreich geschafft worden. Dies deutete neben anderen Anzeichen darauf hin, daß der Biverband mit dem Gedanken umging, Saloniki aufzugeben und alle Kräfte an der englisch-französischen Front in Ostfrankreich einzusetzen. Allerdings wäre dies ein Schritt gewesen, den die ganze Welt als ein neues Eingeständnis der Ohnmacht aufgefaßt hätte, weshalb man sich vorerst noch scheute, ihn zu tun. So blieb die Lage am Ägäischen Meere zunächst unverändert. Griechenland wurde weiter behelligt und von der Bucht von Saros aus auch Gallipoli immer noch fleißig beschossen, ohne daß indessen irgendwelcher militärische Schaden angerichtet wurde.

Am 18. Januar morgens erschien ein aus 24 Einheiten bestehendes feindliches Geschwader auch wieder vor der bulgarischen Hafenstadt Dedeağatş. Um neun Uhr eröffneten die Schiffe das Feuer auf die Stadt und die umliegenden Höhen, aber schon gegen Mittag wurde die Beschießung eingestellt, und die Flotte wandte sich wieder seewärts. Lediglich vier Pferde waren getötet worden, während Menschenleben der Unternehmung nicht zum

Opfer fielen. An demselben Tage kreuzte eine größere Anzahl von englischen Schiffen in der ebenfalls zu Bulgarien gehörenden Bucht von Porto Lagos. Gegen ein Uhr begann das Geschwader mit einer mehrstündigen Beschießung der Porto Lagos umgebenden Höhen, zog sich dann aber in der Richtung auf die Insel Thasos zurück, gleichfalls ohne nennenswerten Schaden angerichtet zu haben.

Ruhm- und erfolglos wie auf dem Balkan kämpfte England auch in Mesopotamien. Hier mühte sich das Entsatzheer für den mit 12 000 Mann in Kut el Amara (Karte Band II Seite 302) eingeschlossenen General Townshend immer noch vergeblich um die Erfüllung seiner Aufgabe, was die Engländer indes zunächst nicht hinderte, günstig über die dortige Lage zu berichten und sogar mit Siegesnachrichten aufzu-



Der Deutsche Kaiser in Nisch.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Links der Kaiser im Gespräch mit General Schelow, dem Oberbefehlshaber des bulgarischen Heeres, rechts König Ferdinand von Bulgarien mit Generalfeldmarschall v. Mackensen.

Georgeli und Dojran flogen, wo die bulgarischen Truppen vermutet wurden, und sich dann nach Monastir wandten, wo sich laut feindlicher Meldung österreichisch-ungarische und deutsche Streitkräfte gruppiert haben sollten. Erreicht wurde von den englisch-französischen Fliegern nichts als eine Schädigung der Zivilbevölkerung.

Am 16. Januar richteten England und Frankreich eine eng befristete Note an die griechische Regierung, in der dieser zugemutet wurde, binnen 48 Stunden den diplomatischen Vertretern und den Konsuln der Mittelmächte die Pässe zuzustellen, das heißt also die Beziehungen abzubreaken. Widrigenfalls wollte der Biverband die „zur Wahrung seiner Interessen für nötig erachteten Schritte unternehmen“. Die griechische Regierung ging jedoch auf dieses Ansinnen nicht ein.

Der Biverband fuhr inzwischen fort, sich auf griechischen Inseln häuslich einzurichten. Korfu erhielt nur eine unbedeutende englisch-französische Besatzung, da es lediglich als Flottenstützpunkt an diesem Teile der Adria dienen sollte. Um so zahlreicher waren die Serben auf der Insel vertreten. Auch König Peter war unter ihnen und nahm auf dem Achilleion, dem Besitztum des Deutschen Kaisers (siehe Bild Seite 131 unten), Wohnung. Nach und nach vereinigte sich der größte Teil der von seinem geschlagenen Heer noch vorhandenen Truppen auf der Insel. Der Rest

warten. Als sich aber das Stöken des Entsatzversuches nicht länger verbergen ließ, mußte als Erklärungsgrund wieder einmal das Wetter herhalten. Dahinter ließ sich mit um so mehr Recht eine englische Niederlage vermuten, als der türkische Bericht von den Engländern nicht angefochten wurde.

Hiernach griffen am 21. Januar englische Streitkräfte, die aus der Richtung von Zman Ali Gharbi kamen, die türkischen Stellungen bei Menlahie, etwa 35 Kilometer östlich von Kut el Amara, auf beiden Seiten des Tigris an. Die Schlacht, in der die Engländer auch wieder ihre Fluktanonnenboote ins Feuer brachten, dauerte sechs Stunden. Während dieser Zeit blieben die Türken nicht etwa nur in der Verteidigung, sondern fanden auch die Kraft zu glücklichen Gegenstößen. Schließlich drängten sie den Feind mehrere Kilometer nach Osten zurück und behaupteten das Schlachtfeld, auf dem über 3000 gefallene Engländer gezählt wurden. Die von den Türken gemachten Gefangenen erklärten, daß das Heer des Generals Aylmer außer den Verlusten in der Schlacht vom 21. Januar schon in den vorhergegangenen Kämpfen bei Scheik Said mehrere tausend Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt habe. Aylmer suchte nach der Niederlage von Menlahie bei den Türken um eine Waffenruhe zur Beistattung der Gefallenen nach, die ihm auch für einige Stunden bewilligt wurde. — Auch auf eine andere englische

Kolonie, die westlich von Korna aus der Gegend von Mantefit vorzugehen versuchte, unternahmen die Türken einen erfolgreichen Angriff, bei dem die Engländer unter Verlusten an Menschen, Kamelen und Zelten zurückgehen mußten. — Diese englischen Mißerfolge waren allerdings zum Teil unvermeidlich, da die Truppen sich in ungemein schwieriger Lage befanden. Für das Entsatzheer war größte Eile geboten, wenn Townshend mit den Seinen nicht der Gefahr der Aushungerung erliegen sollte. General Aylmer hatte sich daher nicht die Zeit nehmen können, sein Unternehmen genügend vorzubereiten. Für die Türken andererseits war es günstig, daß nur eine einzige, leicht zu überwachende Anmarschstraße zur Verfügung stand, nämlich die am Flußufer entlang führende; denn nur so konnten vom Fluß her die Geschütze der Kanonenboote nutzbar gemacht und zugleich die Gefahren der Wüste vermieden werden.

So bedrängt wie die Lage der Engländer auf dieser weit entlegenen, für ihre Stellung in Asien aber überaus wichtigen Front war, blieb sie auch zur See (siehe Bild Seite 133). Eine amtliche Übersicht der einwandfrei festgestellten Verluste der feindlichen Handelsflotten für den Monat Dezember zeigte deutlich, daß es der englischen Kriegsflotte nur sehr unvollständig gelungen war, Englands Seehandel zu schützen. Im Seekriegsgebiet um England wurden fünf Dampfer von insgesamt 17 000 Tonnen versenkt, unter ihnen ein englischer Hilfskreuzer von über 4000 Tonnen. Im Mittelmeer fielen dem Unterseebootkrieg der Mittelmächte insgesamt 15 englische, französische, griechische und japanische Dampfer zum Opfer mit einem Gesamtgehalt von fast 81 000 Tonnen; darunter war auch der wertvolle, 12 500 Tonnen verdrängende japanische Dampfer „Yasaka Maru“, der neben anderer Fracht auch eine Goldladung im Werte von mehr als zwei Millionen Mark führte. Oster-



Junger persischer Soldat.

Aus „Kolonie u. Heimat“.

reichisch-ungarische U-Boote versenkten außerdem noch in der Adria vier italienische Schiffe von zusammen etwa 7000 Tonnen. Der Gesamtverlust der feindlichen Handelsflotten im Dezember betrug nach der erwähnten Übersicht 24 Schiffe von zusammen nahezu 105 000 Tonnen. Tatsächlich war die Schädigung des feindlichen Handels aber noch ganz erheblich größer, da die durch Zusammenstöße, Minenexplosionen, Strandungen und andere Seeunfälle gesunkenen Schiffe in die Zählung nicht einbezogen waren. Demgemäß wurde denn auch die Einbuße der feindlichen Handelsflotten von ihrer eigenen Presse auf mindestens 130 000 Tonnen angegeben.

Einen schweren Mißerfolg nichtmilitärischer Art erlitten die Engländer durch ihre Behandlung der ersten Beschwerde, die deutscherseits wegen der Ermordung wehrloser deutscher Marinesoldaten durch die „Baralong“-Mannschaft (vgl. Seite 119 dieses und Seite 448 des III. Bandes) an die englische Regierung gerichtet worden war. Diese gab

eine ausweichende Antwort und erklärte sich im übrigen unter allerlei Ausfällen gegen die deutsche Wehrmacht damit einverstanden, den „Baralong“-Mord zusammen mit drei von ihr bezeichneten Fällen angeblicher deutscher Übergriffe zur See einem amerikanischen Schiedsgericht zur Entscheidung vorzulegen. Hieraus schlossen sogar die Amerikaner, daß England sich außerstande sah, den von der deutschen Regierung als erwiesen angesehenen Mord zu bestreiten. — Die deutsche Regierung unterbreitete den Fall Mitte Januar auch dem Reichstag, und dieser pflichtete einstimmig ihrer Absicht bei, die englische Mordtat durch geeignete Gegenmaßnahmen zu sühnen. Schon in der Nacht vom 22. zum 23. Januar wurde damit der Anfang gemacht. Deutsche Wasserflugzeuge belegten den Bahnhof, die Kasernen und die Dockanlagen von Dover (siehe



Truppenbesichtigung unter Salar ed Dauleh, dem Anführer der persischen Truppen.

Aus „Kolonie u. Heimat“.

Bild Seite 132) mit Bomben; ferner bewegten sich am 23. Januar nachmittags zwei deutsche Wasserflugzeuge über den Luftschiffhallen von Hougham und warfen Brandbomben ab, wobei starke Brandwirkungen einwandfrei festgestellt wurden. Die Engländer bestritten zwar, daß durch

den nächtlichen Angriff auf Dover militärischer Schaden angerichtet worden sei, gaben aber Sachschaden zu und teilten außerdem mit, daß zwei Personen getötet, zwei Männer, eine Frau und drei Kinder verletzt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Eismacht an der Raska.

Von Ludwig Ganghofer.

„Langsam geht es durch die Dunkelheit, immer langsamer“, beginnt in der ‚Neuen Freien Presse‘ der bekannte Schriftsteller die Schilderung seiner Fahrt auf Serbiens unwegsamen Bergpfaden. „Wo die Straße ein bißchen steigt oder fällt, muß man den Pferden bei der Arbeit helfen, muß sie führen, muß den Wagen stützen, ihn vor dem

Bach, der die vereiste Gehänge und keine Brücke hat. Die Gefangenen müssen durch das Wasser, suchen nach Steg und Steinen, und wo einer glaubt, einen gangbaren Weg gefunden zu haben, schreit er's den anderen zu, und die schwarzen Menschenhaufen drängen freischend gegen die Stelle hin. Auch wir müssen da durch. Hinunter geht es leicht und flink, aber drüben nicht mehr hinauf. Die Eisstruften brechen, der Wagen bleibt in der Wasserrinne stecken, auf dem steilen Eishang stürzen die Pferde, verwickeln sich



Saloniki und Umgebung aus der Vogelschau.

Sinausgleiten über die Böschung behüten. Die Pferde, nervös gemacht durch dieses fortwährende Ausrutschen, schauern an allen Gliedern. Wir selber täppeln auf den gefrorenen Sohlen wie Kinder. Und bei jedem Rutsch, den der Wagen macht, muß man befürchten, daß er über den hohen Steilhang hinunterrasselt in den Fluß, neben dem der Frostduft alle Bäume und Stauden in silberne Gebilde umwandelt. Vor Anbruch der Nacht sehen wir lange Soldatenzüge der Unseren über die Berggehänge hinaufklettern, um die dort oben stehenden Hütten aufzusuchen oder doch auf einem Boden zu bivakieren, der länger die Sonne hatte und vom eisigen Luftstrom des Flusses entfernt ist. Wir können das nicht mitmachen, können Pferde und Wagen nicht verlassen.

Immer dunkler wird die Nacht, immer schwieriger die Straße. Zwei von uns müssen immer am Rande des Abhanges gehen, um für den Kutscher die Straßentante zu markieren. Dann schleicht in der Finsternis ein Zug von 2000 oder 3000 Gefangenen an uns vorüber, eine wandernde Elendskette von 3 Kilometer Länge. Bei einer Straßenbiegung stockt die Karawane, und im Dunkel tönt uns ein vielhundertstimmiges, wirres, aufgeregtes Geschrei entgegen. Die Straße ist entzweigerissen durch einen breiten, tiefen

in den Strängen, und wir können sie nicht mehr in die Höhe bringen. Das alles in schwarzer Finsternis. Ohne die serbischen Gefangenen wären wir hängen geblieben. Zwanzig und dreißig von diesen Schwarzgestalten springen dienstwillig in das kalte Wasser hinein, um uns beizustehen; sie helfen die Pferde entwirren, zerren sie über den Eishang hinauf, heben den Wagen aus dem Wasserloch und schleppen ihn empor bis zur ebenen Straße. Ich kann mich bei den freundlichen Helfern nicht bedanken, verstehe ihre Sprache nicht, und bis ich mit den starrgefrorenen Händen die Briefftasche unter den zwei Mänteln hervorzuwühlen vermag, sind die hilfsbereiten Leute schon in der Finsternis verschwunden.

Gegen die neunte Nachtfunde wird die Straße öde. Um ein Stürzen der Pferde zu vermeiden, die wir allein mit unseren schon zerriebenen Kräften nicht mehr auf die Beine bringen würden, müssen wir uns Schritt für Schritt vorwärtstasten, so langsam, wie die Schnecken kriechen. Der Himmel hat sich bewölkt. Der letzte Stern ist verschwunden, die Nacht ist so schwarz wie ein Sargtuch. Meine elektrische Taschenlampe, die uns bisher noch immer ein bißchen half, ist ausgebrannt, und die neuen Patronen, die ich einstecke, brennen nicht; beim Gerüttel des Wagens sind



Fliegerangriff auf das französische Lager von Saloniki.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

die Verbindungen der Elemente entzweigerissen. Aber wir müssen Licht haben, ohne Licht kommen wir nimmer weiter. In meinem Koffer hab' ich noch eine Kerze, die ich mir für die Arbeit in einem lichtlosen Quartier oder für den äußersten Notfall aufsparte. Jetzt muß sie heraus. Während ich in der Finsternis mit beiden Händen im Koffer wühle, greife ich immer in etwas Nasses und denke: bei dem Plumps in den Bach ist Wasser hereingeronnen. Doch als die Kerze — endlich, endlich! — in der Laterne brennt, merk' ich an meinen schwarzgefärbten Händen, daß ich in Tinte gegriffen hatte. In welchem Zustand werd' ich morgen die Sachen in meinem Koffer finden — vorausgesetzt, daß ich den Morgen noch erlebe?

Nun leuchten wir mit der Laterne dem Wagen voraus und kommen etwas rascher vorwärts. Wie lange wird's dauern? Die Glascheiben der Laterne sind zerbrochen, im Winde und beim schiefen Tränen schmilzt die Kerze wie Zunder weg. Sie wird kaum eine Stunde brennen. Was dann? Wir müssen, solange die Kerze noch leuchtet, einen Platz entdecken, wo wir bleiben können. Auf der Suche nach einem Schuppen, nach einem Erdloch oder nur nach einer windstillen Ecke, die uns aufnehmen könnte, komme ich dem Wagen um einen halben Kilometer voraus. Und da liegt vor meinen Füßen ein Mensch auf dem Eise, halb noch aufgestützt, doch unbeweglich, mit angefrorenen Kleidern. Die Laute, die er in seiner Erschöpfung stöhnt, versteh' ich nicht. Und weil ich ihn nicht von der Stelle bringe, nicht aufzurichten vermag, laufe ich zum Wagen zurück, um aus meinem Koffer noch irgend etwas Hilfreiches für ihn herauszustöbern und um zu verhindern, daß der Wagen über ihn wegfährt. Bis ich zurückkomme, liegt auf der Straße kein Lebender mehr, nur ein Toter. Und nun erlischt die Kerze. Schrecklich sind die schwarzen Nachtstunden, die nun kommen. Nirgends ein Unterstand, kein Wäldchen, kein

Gebüsch, in dem man sich bergen und gegen diesen stechenden Wind bewahren könnte. Nichts, nichts, nichts. Alles vereist, alles kahl, kein Baum, keine Staude, nirgends ein gottgesegnetes Stück Holz, um Feuer zu machen. Das Bleiben wäre der sichere Tod, wir müssen vorwärts, vorwärts. Und während wir so hintappen, die Pferde führend, alle paar Schritte wieder ausgleitend und stürzend, geht aufs neue der Zug dieser schwarzen, wandenden Schleigestalten an uns vorüber, mit halblauten Worten, die mir unverständlich sind und von denen ich nur die Empfindung habe, daß sie nicht behaglich klingen. Manchmal kommt mir der Gedanke an eine Gefahr, und ich lockere in der Ledertasche den Revolver. Das sind doch Hungernde, die vermuten können, daß sie Proviant auf unserem Wagen finden. Und sie müssen merken, daß wir keine Serben sind, sondern

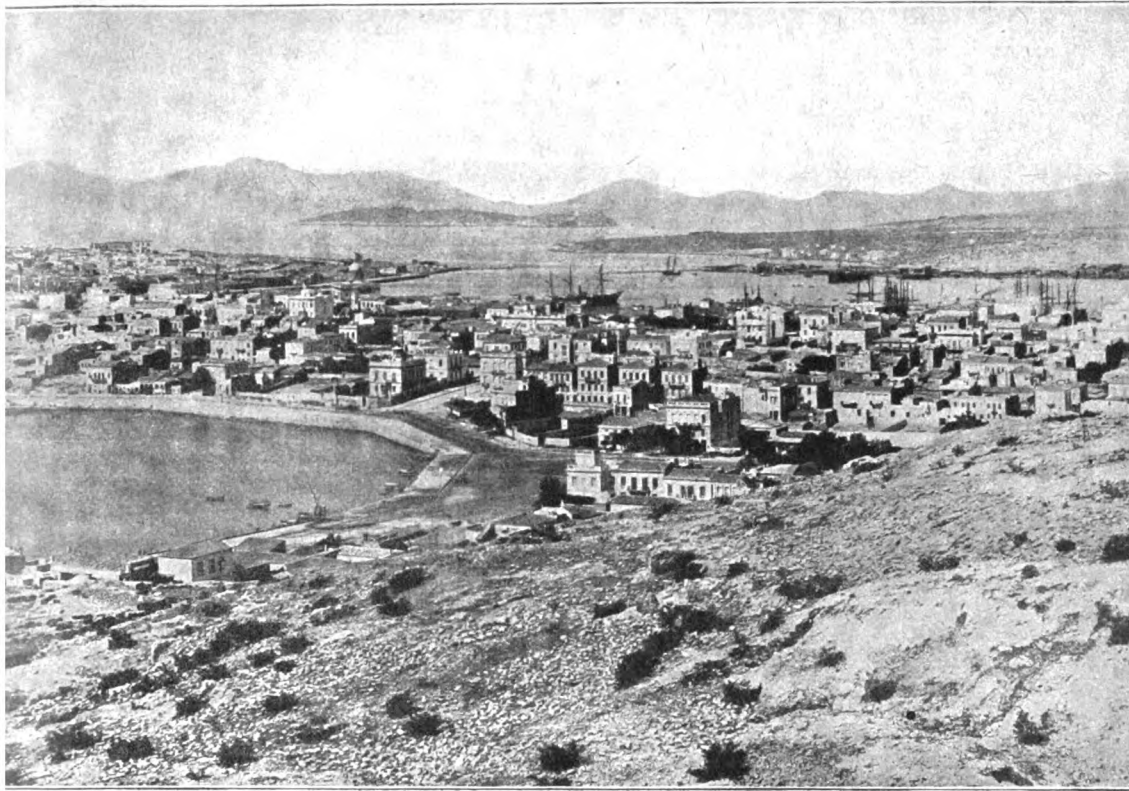
Gesamtansicht
des Kriegshaj

Feinde ihres Landes. Ein kurzes Zusammendrängen von einem Duzend, ein paar Fauststöße auf dem glatten Eis, und wir liegen mit Gaul und Wagen drunten im Fluß. Aber nein! Wir sind sicher. Die Hunderte wandern ruhig an uns vorüber, und viele grüßen: „Dobro wetsche! — Guten Abend!“ Oder: „Laku notji! — Friedsame Nacht!“ (Ich weiß nicht, wie das geschrieben wird, und schreibe es nieder, wie es mir klang in der Finsternis.) Zwischen diesen Hunderten von leidenden Feinden sind wir unbedroht, nicht weil die müd in der Frostnacht Wandernden ungefährlich wurden durch Hoffnungslosigkeit, Erschöpfung und schnatterndes Glend, sondern weil es gutgeartete Menschen sind, die nichts Böses in ihrem Gehirn und Wesen haben. Man wird bei uns daheim ein Ende machen müssen mit dem törichtsten Slawiner-



Gesamtansicht von Athen mit der Akropolis.

Phot. Weert, Illustrat., Gef. m. S. S.



des Piräus,
ns von Athen.

märchen, das in Serbien nur Hammeldiebe, Mörder, Wanzen und Läuse sieht.

Nun ist die schwarze Straße wieder leer, wieder sind wir allein. Bei einem unserer Leute beginnt die Kraft zu versagen. Und da kommen wir, Gott sei Dank, zu einem Feuerchen. Unterhalb des steilen Strahenhangs flackert es zwischen ein paar Bäumen am Flußufer. Eng aneinandergehuschelt sitzt ein Duzend von erschöpften Nachzügler einer deutschen Truppe um die spärliche Glut. Ich rufe hinunter: Haben Sie nicht ein bißchen was zu essen oder zu trinken für meinen Kutscher? Er kann nicht mehr weiter.

Nein, leider, wir haben nichts, nur ein paar Bohnen, an denen wir fauen.

Das Feuer lodt. Nicht bleiben! Nein! Vorwärts! Immer weiter in der Nacht! Sie ist so schwarz geworden, daß wir die auf der Straße liegenden Körper der Erfrorenen nicht mehr sehen. Wenn der Wagen sich lautlos hebt und über etwas Lindes hinübergeht, dann wissen wir, was es war. Man ist schuldlos, man hat's nicht verhüten können. Diese eisige Todesnacht ist etwas Fürchterliches! Die zwölfte Stunde vorüber. Es ist nicht möglich, noch weiter zu kommen. Aber wenn wir nicht erlöschen wollen, müssen wir vorwärts. Immer langsamer wird unsere Wanderung. Ob wir im Leben noch einmal ein Dach erreichen, einen Ofen, einen wärmenden Trunk? Die Handschuhe sind starr geworden, sind wie Eisklumpen, die man nimmer erträgt; und beim Führen der Pferde frieren die Finger an die Zügel an. Es kommen Verzweiflungsstimmungen. Sie müssen überwunden werden, oder das Ende ist da. Eine Weile läuft man, um

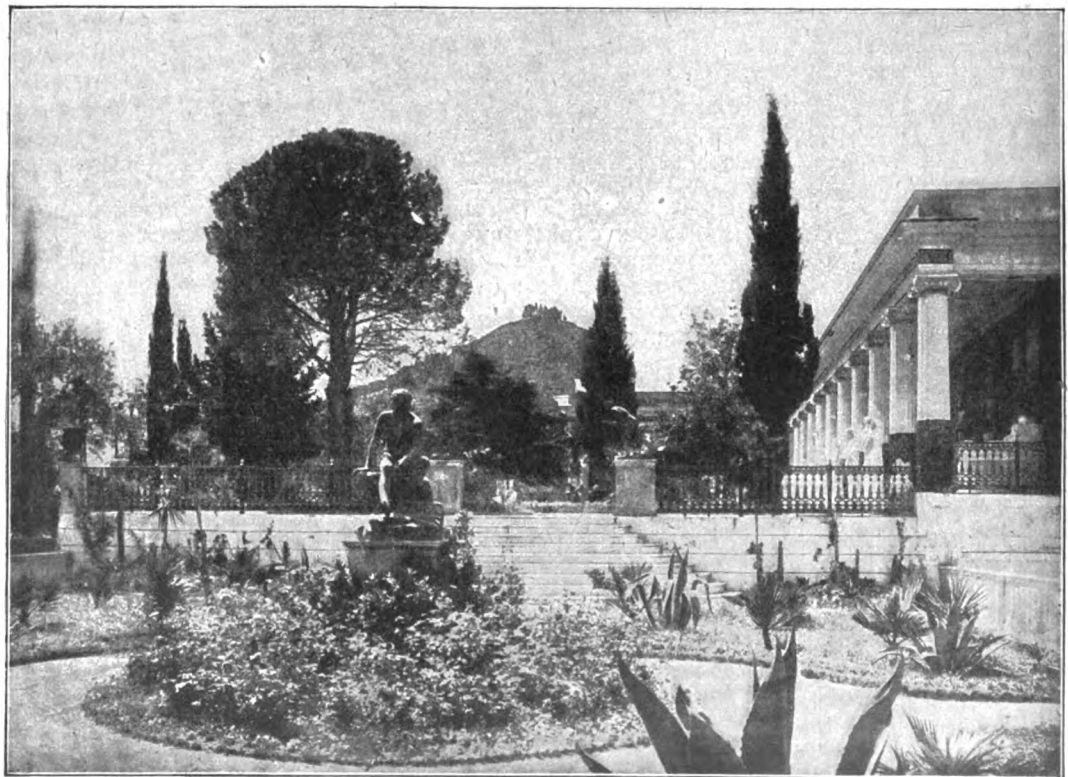
die zitternde Starrheit zu überwinden; dann sitzt man wieder im Wagen, schließt die Augen und nimmt die wollene Decke über den Kopf, um sich am eigenen Atem ein bißchen zu beleben. Dabei sieht man nicht mehr, was auf der Straße liegt — und sieht die Unseren nimmer, die neben dem Wagen mit erloschener Stimme fragen: „Wie weit noch bis zum nächsten Dorf?“ Man mag ihnen die Wahrheit nicht sagen und lügt: „Nicht mehr weit! Nur den Kopf in die Höhe halten und marschieren, marschieren, marschieren!“ So raten wir und sind selber schon der Hilflosigkeit und der völligen Erschöpfung nahe.

Noch zwei Stunden so weiter, jede Minute wie eine Ewigkeit. Und dann die Erlösung. Die enge Schlucht wird breiter, und in der Ferne sehen wir mehrere Lichter. Sind's erleuchtete Fenster oder nur die Feuerstätten der Biwakierenden? Der Anblick der zuckenden Sternchen belebt. Wie weit noch bis dahin? Zwei oder drei Kilometer, nicht mehr! Um sie zu überwinden, brauchen wir anderthalb Stunden. Und nun sind wir da! Ein Lager von Gefangenen. Wieder

Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.

Tausende. Wir sitzen zwischen ihnen am Feuer und stoßen die Hände in die Flammen hinein und rösten die Stiefelsohlen. Mit nackten Füßen kauern die Serben dicht an der Glut. Ihre Zehen und Waden rauchen, während sie die zerrissenen Opanten und die schmutzigen Fußlappen trocknen. Ich schenke ihnen meine letzten Zigaretten, für die sie freundlich danken. Ein paar österreichische Soldaten kommen, Haar und Bart mit Eiszapfen behangen. Einer, nachdem er eine Weile stumm beim Feuer gestanden, fällt lautlos um. Die Serben richten ihn auf und reiben ihm Gesicht und Hände, bis er sich erholt. Mit dem ersten Griff, den er machen kann, tastet er nach seinem Gewehr und hängt es wieder um den Hals.

In der Finsternis, in der die vielen Feuer flackern, sehen wir zerstörte Hütten und Häuschen. Wir finden einen



Die Terrassen des Schlosses Achilleion, des Besitztums des Deutschen Kaisers, auf der griechischen Insel Korfu.

Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Stall für die Pferde, für uns noch einen Platz in einer Tenne, in der schon sechzehn Österreicher liegen, regungslos eingewickelt in die Decken. Das mache ich ihnen nach. Neben dem bißchen Glut lege ich mich auf den Boden hin und schlafe wie ein Stein bis zum hellwerdenden Morgen.

Von Bugarice, wo wir rasteten, sind es noch ein Duzend Kilometer bis Mitroviča. Zu dieser Strecke brauchen wir fünf Stunden. Wieder die Kolonnenzüge, die Saumtierkarawanen, die langen, langen Züge der Gefangenen. Und ein schönes Landschaftsbild mit der seltsamen Stadt in der Ferne! Man hat keine Augen dafür, haucht nur immer in die Hände und stampft mit den Füßen. Vor Mitroviča ein neuer Aufenthalt. Der Eisgang hat die Brücke zertrümmert. Ein paar Stunden sollen wir warten, bis der Schaden wieder ausgebessert ist. Aber ich kann nicht mehr bleiben, muß in Wärme kommen. Auf einem Balken reite ich über das Brückenloch hinüber. Und dann bin ich in Mitroviča, bin bei gastlichen Österreichern, die mich herzlich aufnehmen, kann mich wärmen, kann essen und trinken,

wenn mein Leib zu erstarren drohte, hatte Leute, die mir beistanden, hatte einen braven Burschen, der mir die Laterne vorantrug, solange in ihr noch eine Kerze brannte. Das alles hatten unsere Soldaten nicht. Von ihnen hatte jeder einzelne nur sich selbst, seine beiden Füße und seine beiden Hände, hatte bei wochenlanger Mühsal nur seinen mageren Brotsack, hatte Tag für Tag den Kampf in verschneiten Buschgebieten und auf vereistem Steilgehänge, hatte vierzehn Stunden lange Frostnächte ohne Dach, oft ohne Feuer, und als Helfer hatte jeder von diesen Helden nur seinen Mut und seine Tapferkeit, seine Pflichttreue, seinen zähen Willen, seine heilige Opferfreudigkeit für die Heimat. Sie alle hatten es hundertmal härter als ich, hatten, bis dieser unsterbliche Sieg erfochten war, bei Tag und Nacht das gleiche zu überwinden durch viele Wochen, während mein Weg von Novipazar bis Mitroviča, dieser kurze Weg durch Eis und Nacht und an Not und Tod vorüber, nur zweiunddreißig Stunden gedauert hat.

Erst jetzt verstand ich es ganz, jenes leise gesprochene



Zum deutschen Fliegerangriff auf die englische Festung Dover in der Nacht vom 22. zum 23. Januar 1916. Blick auf den Hafen.

schlinge wie ein Wolf und schlucke wie ein Bürstenbinder. Im russischen Konsulat, wo König Peter rastete auf seiner Flucht und sein Briefpapier und sonst noch allerlei Dinge vergaß, bekomme ich eine Stube mit glühendem Ofen, mit einem Feldbett und schlafe bis abends sieben Uhr, schlafe von neun Uhr abends bis elf Uhr morgens.

Das alles erzählte ich nicht, um von den Abenteuern meiner Frontreise zu berichten. Ich erzähle das nur, um der Heimat einen nur unzureichenden Vergleich für das Furchtbare zu geben, das unsere Soldaten hier zu überwinden hatten, einen vom Kleinen aufs Große weisenden Maßstab für die namenlosen, keiner Phantasie geläufigen Schwierigkeiten, unter denen die geniale Führung Mackensens und unsere verbündeten Heere den Sieg erfochten und ein Königreich eroberten. Was ich sah und miterlebte, er innert an die Leiden des Napoleonischen Heeres nach dem Brande von Moskau, nur mit dem glorreichen Unterschiede, daß die Unseren die Sieger sind und auch unbeugsam blieben in aller mörderischen Unbill der Natur und Witterung. Wir sind diese Reisetage hart in die Knochen gefahren. Und mir, wahrhaftig, mir ging es noch unvergleichlich gut! Ich mußte nicht quer über Schluchten und Grate, nicht durch pfadlosen Schnee. Ich hatte die Straße, die mich leitete, hatte einen Wagen, der mich immer wieder lebendig rüttelte,

Wort des Schneeschuhläufers am Wachtfeuer von Kraljevo: „Das Härteste war es immer, wenn der Kamerad im Schnee zusammenbrach und nimmer aufkam, und wenn man vorwärts mußte und nur über die Schultern schauen und nicht helfen konnte.“ Und gern möchte ich das strenge, bittere Zucken seiner Lippen vergessen, das ich an ihm sah, als er von der Lustigkeit der Sorglosen sprach, vom Raffeehauslärm und von schönen Kleidern.

Kein Dank und keine Ehrung der Heimat wird ausreichend vergelten können, was die Unseren in Serbien überwunden und geleistet haben. Und spricht man daheim von ihrem Sieg und ihren Gräbern, so muß jedes Wort wie eine ernste Glocke sein, die zu dankbarer Weihe mahnt, zu freudigem Opfer, zu Besinnung und Würde.“

Die Verluste der Engländer in den afrikanischen Kolonialkämpfen 1914/15.

Ein wohlunterrichteter kolonial-afrikanischer Mitarbeiter schreibt uns:

Die englischen Söldnerknechte und ihre zahlreichen farbigen „Waffenbrüder“ haben in den afrikanischen Kolonialkämpfen während der vergangenen 1½ Kriegsjahre äußerst schwere Verluste erlitten, die bei uns wohl zum



Englischer 8000-Tonnen-Dampfer vor der Versenkung durch ein deutsches Unterseeboot.
 Nach einem Originalgemälde von Marinemaler Professor Willy Stöwer.

größten Teile unbekannt geblieben sind, da die englische amtliche Berichterstattung bisher über Kolonialkämpfe stets Lügen aufsticht, besonders was die Verluste der englischen Truppen anbelangte.

Durch sehr zuverlässige Nachrichten, unter anderem auch aus englischen und afrikanischen Quellen, bin ich in der Lage, eine kurze Statistik über die sehr schweren englischen Verluste in den afrikanischen Kolonien aufzustellen, deren Zahlen mit größter Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zusammengestellt sind.

Die schwersten Verluste und größten Niederlagen haben die Engländer in Ostafrika erlitten. Nach verschiedenen Mitteilungen aus Deutsch-Ostafrika bezifferte man die Verluste der Engländer schon Anfang November 1915 auf rund 20 000 Mann. Und man hat sie nicht überschätzt. Denn aus Geheimakten, die das Gouvernement in Nairobi mit der dringenden Bitte um Truppenverstärkungen Mitte Dezember 1915 an das Londoner Kolonialamt sandte, geht, wie ich von vertrauenswürdiger Seite erfahre, hervor, daß die britischen Verluste in Ostafrika 1914/15 genau 21 900 Mann betrugen; davon sind über 15 Prozent Europäer. So kann man also Ende Dezember 1915 rund 22 000 Mann an Toten, Verwundeten und Vermissten rechnen.

Mit schweren Verlusten mußte auch die englisch-burische Armee Bothas den Raubzug gegen Deutsch-Südwestafrika

neger fielen nach Berichten englischer Offiziere über 900 Engländer und Inder.

Auch in Uganda erregten Ende 1914 einige Eingeborenensämme einen Aufstand, der von den Engländern nur mit einem Verlust von 500 Mann niedergedrückt werden konnte.

In Britisch-Somaliland war die Haltung der sehr kriegerischen Somali in der ganzen Zeit eine unruhige, trotz der gegenteiligen Behauptung der Engländer. Während der vielen englischen „Streifzüge“ fielen 800—900 Engländer und Inder unter den Speeren und Pfeilen der Somali.

Sehr ernstlich waren die Verluste, die die Engländer im ägyptischen Sudan und an der Süd- und Westgrenze Ägyptens erlitten. Allein im Sudan büßten die Engländer über 4000 Tote in den Kämpfen mit aufrührerischen mohammedanischen Stämmen ein. Noch schwerer waren aber die Gesamtverluste in den Kämpfen gegen die Senussi. Nach ganz sicheren Quellen aus Kairo erfahre ich, daß die Engländer in diesen schweren Kämpfen 1914/15 über 7000 Mann verloren.

Die vielen verlustreichen Kämpfe im Sudan und an der West- und Südgrenze Ägyptens werden von den Engländern noch immer geheim gehalten; man hörte nur von kleineren „Vorpостenkämpfen“, in denen ein paar Engländer getötet oder verwundet worden sein sollten. In Wirklichkeit standen aber hinter diesen „paar Toten und Verwundeten“ Tausende.

Die Engländer haben sonach insgesamt in den afrikanischen Kolonialkämpfen 1914/15 über 65 000 Mann an Toten und Verwundeten verloren, dazu kommt noch ein Materialverlust von ungeheurem Wert.

Vogesenkämpfe.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 134 u. 135.)

Die Schilderung der Gefechte in den Vogesen durch sächsische Landwehr (Seite 38) gibt Veranlassung, auch kurz auf die Sommerkämpfe 1915 einzugehen, um zu zeigen, wie der dortige Kampf stets den nämlichen zähen Charakter trägt, ohne daß größere Geländegewinne oder Bodenverluste zu ver-

zeichnen wären. Ein größerer Teil der Front wurde in die Kartenstizze Seite 38 mit eingezeichnet.

Es sei gleich vorweggenommen, daß neben Truppen Sachsens, Württembergs, Preußens und anderer Bundesstaaten in den Vogesen auch Bayern kämpften, die, in Anbetracht ihrer bekannten guten Leistungen im Angriff und in der Verteidigung, im August von König Ludwig besucht wurden. Das Bild in Band III Seite 270 zeigt uns, wie der greise Bayernkönig die Parade über eine Landwehrbatterie (im Hintergrund, mit den feldgrauen Helmüberzügen) und über eine Landsturmbatterie (mit den bekannten schwarzen Tellermützen mit Landsturmkreuz) in einem Vogesenstädtchen abnimmt.

Einen großzügigen taktischen Überblick bieten uns die deutschen und feindlichen Berichte von diesem Kampfabschnitt. So beginnt eine neue, kleine Kampfhandlung am 22. Juni, von der berichtet wird: „Östlich von Lunéville entwickelten sich bei Leintrey neue Vorpостenkämpfe.“ Gleichzeitig flammten auch in den Südvogesen (siehe Kartenstizze Band III Seite 52) neue Kämpfe auf, die hier nicht näher besprochen werden sollen. Am 23. Juni dauern die genannten Vorpостengefechte noch an. Sie verstärken sich am 25. zu „kleinen feindlichen Unternehmungen, die abgewiesen wurden“. Am 26. Juni erfolgen stärkere Angriffe des Gegners an der nämlichen Stelle, die ebenfalls fehlschlagen. Doch damit nicht genug! Am 29. Juni meldet unser Hauptquartier: „Östlich von Lunéville gelangten drei von mehreren Bataillonen ausgeführte Angriffe gegen unsere Stellungen am Walde les Remabois



Verteidigung einer Ruine durch bayerische Schneeschußtruppen in den Vogesen.

büßen. Allein an Toten und Verwundeten verloren die Briten 9788 Mann in den Kämpfen gegen die kleine, tapfere deutsche Heldenschar. Aber sogar noch etwas höher waren die Verluste, die die Engländer im Verlaufe des Feldzugs durch Krankheiten, besonders Typhus, erlitten. Über 10 000 Mann, meistens Engländer, starben daran. Sonach sind die Gesamtverluste etwa 20 000 Mann.

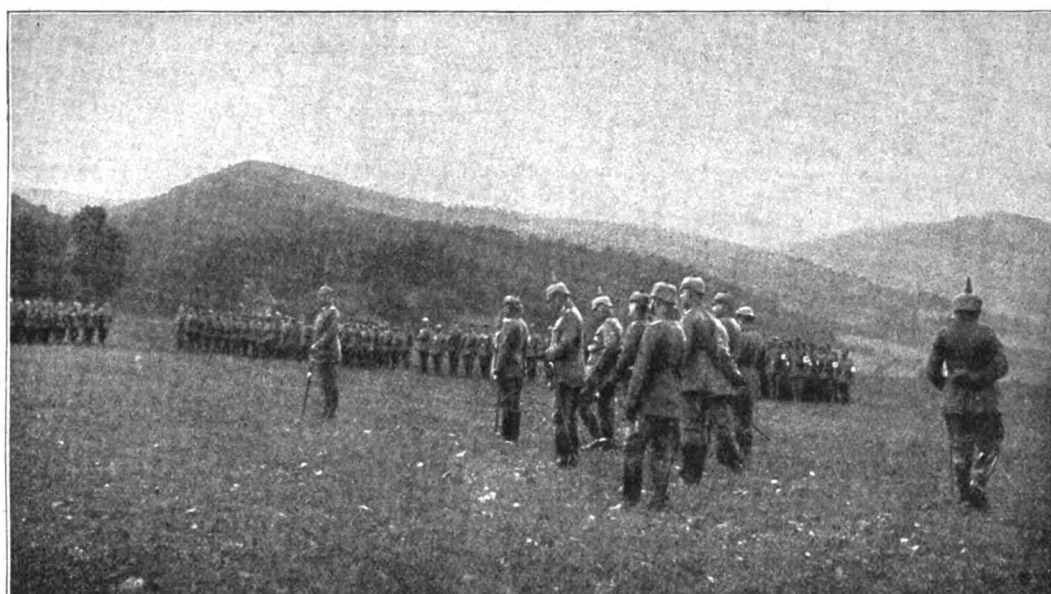
In Kamerun, wo starke englisch-französische Streitkräfte gemeinsam gegen unsere heldenmütige kleine Schutztruppe vorgehen, werden die englischen Verluste von mitkämpfenden Engländern übereinstimmend auf über 5000 Mann beziffert; unter diesen befinden sich allerdings nur wenige Europäer. Aber nach anderen englischen privaten Nachrichten aus Kamerun sollen die Engländer bedeutend höhere Verluste erlitten haben.

Togo konnte von den Engländern und Franzosen leicht und ohne besondere Verluste besetzt werden, da Deutschland dort ja bekanntlich keine Schutztruppe, sondern nur eine kleine Polizeitruppe hatte.

Die Engländer hatten während der oben angegebenen Zeitdauer in ihren eigenen afrikanischen Kolonien unter größeren und kleineren Aufständen sehr zu leiden.

Der Burenaufstand 1914/15, der nach einem halben Jahre niedergeworfen werden konnte, fügte den Engländern einen Mannschaftsverlust von 3900 Mann an Gefallenen und Verwundeten zu, während an Krankheiten 900 Mann starben.

In verschiedenen Gefechten im Innern Britisch-Ostafrikas gegen aufständische Bantu-, Massai- und Somali-



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Der Großherzog von Baden hält eine Ansprache an seine Landesfinder in den Vogesen.

und westlich von Leintren—Gondrexon nur bis an unsere Hindernisse. Der Feind flüchtete unter unserem Feuer in seine Stellungen zurück.“ Schon am 10. Juli werden die feindlichen Vorstöße nachts wiederholt und ebenso abgewiesen wie früher. Sechs Tage später ereignet sich daselbe Schauspiel nochmals an der gleichen Stelle und endigt mit dem nämlichen Mißerfolg. Am 18. Juli wird deshalb ein Angriff des Gegners weiter nördlich, bei Embéménil, versucht. Auch dieser scheitert. Man versucht es am 22. Juli wieder an der alten Stelle. Unser Tagesbericht meldet hierüber: „Südlich Leintren brachen französische Angriffe dicht vor den Hindernissen unserer Vorpostenstellungen zusammen.“ Auch am 24. Juli und 7. August ergeht es feindlichen Angriffen nicht anders. Wenn man auch bedenkt, daß die Stellungskämpfe zeitweilige Ablösungen der Mannschaften in den Schützengräben gestatten, so wird man doch eingestehen, daß zum steten Brechen dieser hartnäckigen feindlichen Vorstöße, die gar nicht aufzuhören scheinen, wenn auch mehrere Hunderte der Angreifer schon vor unserer Stellung liegen und nicht begraben werden können oder in unseren Stacheldraht-hindernissen hängen, eine außerordentliche Zähigkeit gehört, die den Anforderungen an den Offensivgeist im Bewegungskrieg nicht viel nachsteht.

Ein anderes Kampfszentrum ist Van de Sapt, das uns das — oft allerdings über längere Zeitstrecken verteilte — Hin- und Herwogen der Kämpfe zeigt. Der Grund für diese Eigentümlichkeit ist, daß der Angreifer zuerst seine Stoktruppen, Artillerie und Munition an einer Stelle anhäuft, also stärker wird als der Verteidiger. Wenn dies durchgeführt ist und die Angriffstruppen dann anderweitig benötigt werden, verfährt der Gegner plötzlich ebenso und drückt den früheren Angreifer durch den Gegenangriff wieder zurück.

Am 23. Juni konnten wir melden: „In den Vogesen stürmten wir die seit Monaten heiß umstrittene, die Umgebung beherrschende Höhe 631 bei Van de Sapt. 193 Ge-

fangene, 3 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer und anderes Material waren unsere Beute. Feindliche Wiedereroberungsversuche blieben erfolglos.“ Auch am 24. blieben die feindlichen Unternehmungen gegen die von uns neu gewonnene Höhe erfolglos. Die Zahl der Gefangenen stieg dabei auf 243 Mann. Am 1. Juli steigerte sich das Feuer in den Vogesen zu lebhaften Artilleriekämpfen. Neun Tage später begannen neue französische Gegenangriffe gegen die Höhe 631 bei Van de Sapt. Mit gewaltiger Artillerievorbereitung, die durch die aufgespeicherten Munitionsmengen imstande war, die Gräben zuzu-

decken, begann der feindliche Angriff. Unser Hauptquartier meldet darüber am 9. Juli: „Nach starker Artillerievorbereitung griff der Feind die am 23. Juni erstürmte Höhe 631 bei Van de Sapt an. Wir mußten die vollkommen verschütteten Gräben auf der Kuppe räumen.“ Dagegen gelang es unserer Artillerie am 10. Juli durch einen Feuerriegel und gute Treffergebnisse unter den angreifenden feindlichen Truppen drei weitere Angriffe am Südhange der Höhe 631 zum Stehen zu bringen, wobei der Gegner im heftigsten Feuer unter großen Verlusten zurückflutete. Am 12. Juli konnten wir sogar durch einen unsererseits angelegten Gegenangriff ein kleines Waldstück nördlich der Höhe von Van de Sapt wieder vom Gegner säubern. Am 16. Juli meldet das Hauptquartier ferner: „In der Gegend von Van de Sapt schlugen unsere Truppen Vorstöße des Feindes zurück.“ Dagegen gelang es unseren Gegnern, am 25. Juli durch einen Angriff kleinere örtliche Erfolge zu erzielen, was ebenfalls in unserem Tagesbericht erwähnt ist: „Südlich von Van de Sapt setzten sich die Franzosen in einem kleinen Teil unserer vordersten Gräben fest.“ Unsere Artillerie schoß dagegen zum Kummer des Gegners mit weittragenden Geschützen, die schon tagelang vorher das wertvolle Ziel genau von mehreren Seiten angeschnitten hatten, den



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Hinter der französischen Front in den Vogesen. Präsident Poincaré schreitet auf dem Kamm eines Berges die Front eines Alpenjägerregiments ab.

feindlichen Fesselballon südlich von de Sapt herunter, dessen gelbe Hülle noch lange nach dem 2. August als letzter Überrest auf den Bäumen einer Waldecke hing.

Man sieht, wenn man nur von Tag zu Tag die einzelnen kleinen Bemerkungen in den Tagesberichten liest, ist man zu leicht geneigt, diese gegenüber den viel größeren, wichtigeren Ereignissen zu vernachlässigen.

Nimmt man sich jedoch die Zeit, auch einmal die kleineren Kampfhandlungen an einer mehr nebensächlichen Stelle der Front in einem größeren Zeitabschnitt übersichtlich zusammenzustellen und zu verfolgen, so ist man erstaunt über den harten, erbitterten Kampf, der sich auch hier abspielt. Viele kleine Kampfhandlungen geben auch eine große, auch wenn sie vielleicht taktisch und strategisch nicht so wichtig sind wie ein Durchbruch!

Unsere Eisenbahner im Felde.

(Hierzu die Bilder Seite 136–139.)

Hinter den großen weltbewegenden Ereignissen an den Fronten treten die unzählig vielen Arbeiten, die hinter der Front zu leisten sind, leider oft zurück. Das Interesse der Leser gilt zumeist dem kämpfenden Heere, nicht so sehr dem arbeitenden Heere, das doch eine Riesenarbeit zu vollbringen hat und das Bestehen des kämpfenden Heeres an der Front erst ermöglicht. Da sind zum Beispiel unsere Eisenbahntruppen, die überall tüchtig an der Arbeit sind:



Von deutschen Pionieren neu hergestellter Brückenübergang.

Phot. Schleisch-Stroheim, Frankfurt a. M.

beim Erkunden von Eisenbahnstrecken in Feindesland, bei Aufräumarbeiten, beim Wiederherstellen gesprengter Tunnel, beim Bau von Umgehungsbahnen usw. Und alle diese Arbeiten dienen dem kämpfenden Heere, der Beförderung der Truppen, des Ersatzes, des sonstigen Nachschubs und anderem. Folgende Briefe eines Eisenbahners, der mit seinem Eisenbahnregiment in steter Arbeit von der Garnison aus über Belgien nach Frankreich gereist ist, mögen ein Bild von der mannig-

fachen Tätigkeit unserer Eisenbahntruppen geben:

„... Unsere Reise ging beim Ausmarsch ständig durch schönes Gebirgsland. Verpackt waren wir von ... an in einem Viehwagen, der auch heute noch bis auf weiteres meine Heimat darstellt. Die Eisenbahner sind in einzelne Bau- und Betriebskompanien eingeteilt, die der Armeeführung unmittelbar unterstellt sind. Ich bin einer Baukompanie zugeteilt: R. E. B. R. 10, kurzweg Rebekka 10 genannt, das heißt Reserve-Eisenbahn-Baukompanie. Wir sind bei unseren Leistungen ständig an die Eisenbahn gebunden. Jede Kompanie hat ihren Bauzug, der die unentbehrlichen Materialien, Geräte, Proviant usw. mit sich führt und gleichzeitig den Mannschaften, abgesehen von besonderen Abkommandierungen, Wohnung und Schlafgelegenheit bietet ...

Etwa um Mitternacht überfuhren wir bei ... die belgische Grenze. Es hieß: 'Alles Gewehre laden und sichern.' Auch wir befanden uns im Kriege und waren

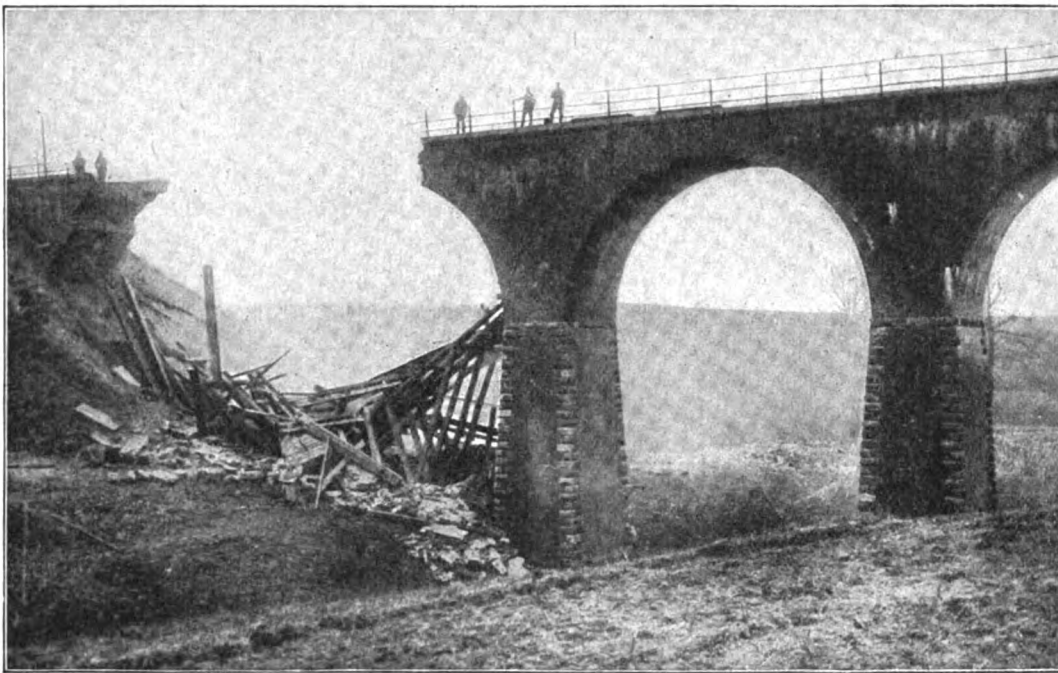


Die größte von deutschen Pionieren erbaute hölzerne Eisenbahnbrücke in Nordfrankreich.

Phot. Rich. Gufmann, Berlin.



Eisenbahner beim Bahnbau in Teindeesland.
Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.



Sprengung der Eisenbahnbrücke Kraglanen.

Fotophot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

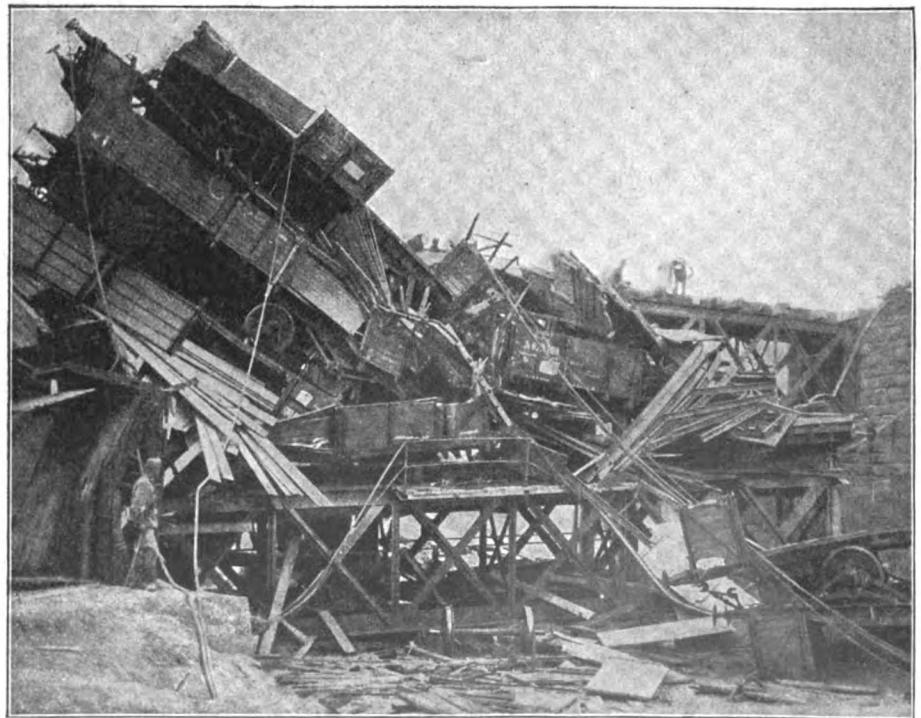
sozusagen gefährliche Menschen geworden. Unsere Reise ging zunächst weiter bis . . . , einem Vorort von Lüttich. Es fanden in der Umgegend täglich Kämpfe mit Franktireurbanden statt, zumeist nachts. Ein Gefecht war dicht bei unserem Zuge, etwa zehn bis elf Uhr nachts. Zur Abwehr dienten Infanterie und eine Maschinengewehrabteilung. Wir selbst durften unseren Zug nicht verlassen. Dann ging es weiter nach . . . Es sollte eine gesprengte Brücke ersetzt werden. Sie wurde bald fertiggestellt. Wir bekamen am nächsten Tage einen anderen Auftrag in größerer Entfernung von . . . Da Namur noch belagert wurde, mußten wir in der Nacht bis Lüttich zurück und um Namur herumfahren. In . . . erhielten wir Nachricht, daß unsere Arbeit von einer anderen Kompanie ausgeführt werden sollte. Auf der Strecke . . . waren drei Züge aufeinander gefahren. Die Feinde hatten sogenannte wilde Züge losgelassen, die den Deutschen gefährlich werden sollten. Sie sind aber nicht zu ihrem Ziel gekommen. Die für die Truppen sehr wichtige Verbindung sollte sofort mit allen Kräften freigemacht werden. Der Generalleutnant, der zu uns heraukam, erklärte noch, daß jede Verzögerung ein Verbrechen an unseren Truppen sei. Es war gerade Sonntag, den 23. August. Die Sprengarbeiten schlugen fehl. Wir haben dann die Wagen und Maschinen mit Hilfe der Lokomotiven auseinandergezogen und dann seitlich kopfüber den Bahndamm hinuntergestürzt. Uns machte die Sache riesigen Spaß, wenn wir auch erst nachmittags vier Uhr etwas zu essen bekamen. Am Abend waren sämtliche Hindernisse beseitigt und die Strecke wieder in Stand gesetzt. Von der Armeeführung bekamen wir ein großes Lob. Als greifbare Anerkennung wurde uns bis auf weiteres ein täglicher Verpflegungszuschuß von zweihundert Mark für unsere Kompanie in Aussicht gestellt. Das Einsetzen entgleister Maschinen und Wagen müssen wir übrigens recht häufig besorgen . . . Dann hatten wir die Strecke bis Charleroi zu erkunden und die Beschädigungen auszubessern. Am Tage darauf haben wir die Station . . . besetzt. Abends wurden wir durch Infanterie abgelöst, die gleichzeitig auch den Hauptbahnhof besetzte. Die Bevölkerung verhielt sich trotz unserer geringen Zahl ruhig. Hätten nicht die noch rauchenden Trümmerhaufen von etwa zweihundert Häusern eine eindringliche,

warnende Sprache gesprochen, wären wir jedenfalls nicht so leicht den Raufes davongekommen. Unsere Aufgabe, die Hauptstrecke Lüttich, Namur, Charleroi, Maubeuge, St.-Quentin, Paris weiter zu erkunden, fand vorläufig hier ihren Abschluß . . . Maubeuge war noch nicht gefallen. Deswegen haben wir am 5. September die Strecke Charleroi—Mons als Betriebspersonal besetzt, um die Versorgung unserer Truppen mit Proviant und Munition, sowie die Truppenbeförderung aufrecht zu erhalten.“

Aus einem anderen Brief:

„ . . . Wir haben die letzte Zeit sehr viel arbeiten müssen. Am 16. September wurden wir in P. von Eisenbahnbeamten

abgelöst. Wir haben dann in Mons eine große Verladerampe gebaut. Morgens fünf Uhr aufstehen, abends ging es bis acht Uhr. Nach Fertigstellung der Arbeit erhielten wir den Auftrag, die Strecke von Valenciennes nach . . . zu erkunden. In Verlaimont war von den Engländern die Eisenbahnbrücke über die Sambre (ein schiffbarer Fluß) gesprengt worden. Von dort fuhren wir zurück nach Le Quesnoy. Hier haben wir wieder eine große Verladerampe gebaut. Arbeitszeit wie in Mons. Nach Fertigstellung der Rampe fuhren wir wieder nach Verlaimont. Wir hatten den Auftrag, eine neue Brücke über die Sambre zu bauen. Ein Teil der Kompanie wurde noch zu anderen Arbeiten abkommandiert. Das Holz zur Brücke mußte zum größten Teil erst im Walde gefällt und auf Wagen herangeschafft werden, was sehr zeitraubend war. Die oberen eisernen Träger haben wir einem in der Nähe gelegenen, im Bau begriffenen Stahlwerk entnommen und herangeschafft. Am 6. Oktober erhielten wir durch Generalstabsoffiziere und unseren Oberst den Befehl, daß die Brücke unbedingt vom 9. an benutzbar sein müsse. Ferner waren in kurzer Entfernung von uns zweimal die Schienen auf der Hauptstrecke gesprengt worden. Wir



Phot. Cornelius Zabori, Budapest.

Die Eisenbahnbrücke bei Nagyboesdo in Oberungarn wurde beim Nachen eines russischen Truppentransports zerstört und dadurch 300 Russen der Rückzug abgeschnitten.

haben daraufhin drei Tage lang fast ununterbrochen Tag und Nacht gearbeitet. Am 6. Oktober sind wir morgens fünf Uhr aufgestanden und haben bis zum 7. Oktober halb fünf Uhr morgens gearbeitet. Pause gab es nur, um schnell etwas zu essen. Am 7. Oktober ging es von neun Uhr vormittags bis zwölf Uhr nachts, und am 8. Oktober von halb sieben bis zum 9. Oktober fünfeinhalb Uhr morgens. Am 9. Oktober vormittags konnten aber auch bereits die Züge über die neue Brücke fahren. Für die pünktliche Erledigung erhielten wir ein großes Lob. Wir waren alle froh, daß die Sache erledigt war; die Finger haben wir uns blutig gearbeitet, aber es hat uns Freude gemacht.“

Es gibt auch Helden der Arbeit — und zu denen gehören unsere Eisenbahner.

Panzerzüge und Panzerkraftwagen.

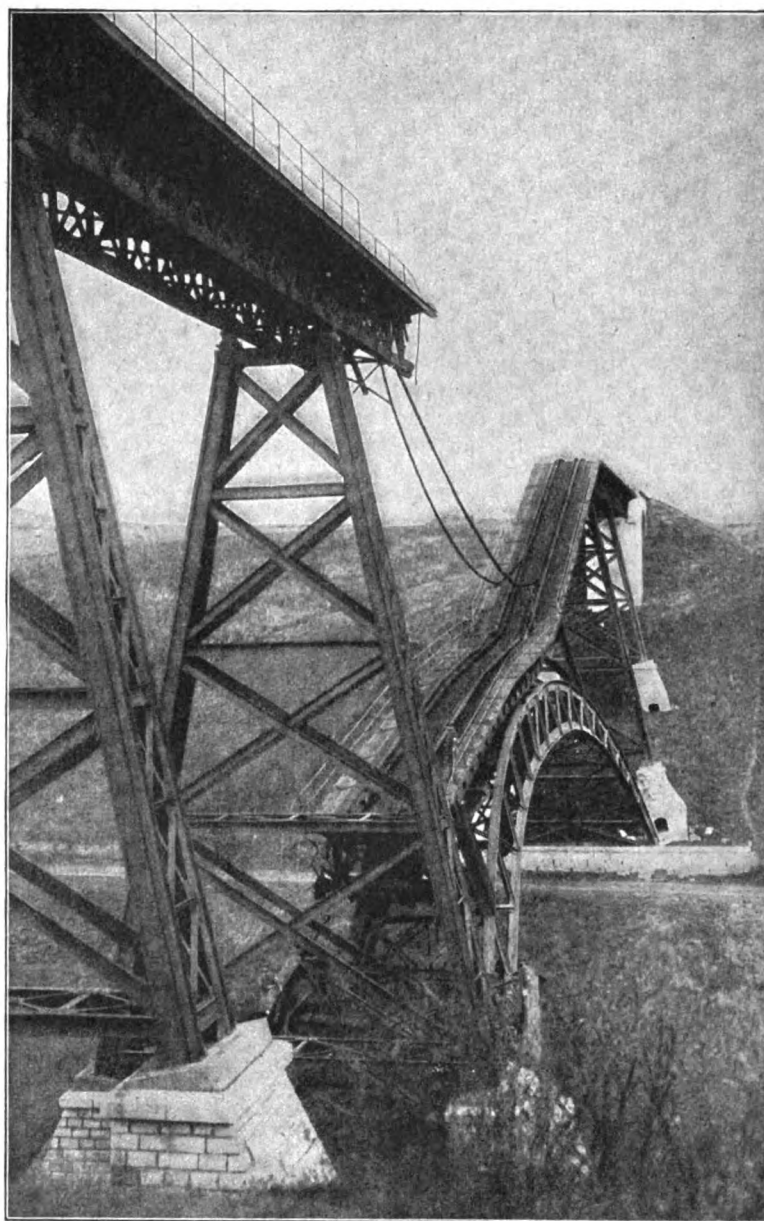
(Hierzu die Bilder Seite 140.)

Die erstmalige Verwendung von Panzerzügen haben die Engländer im Burenkrieg 1899/1900 durchgeführt. Ihre Leistungen haben durchgehends sehr befriedigt; vortreffliche Dienste leistete ein Panzerzug bei der Verteidigung von Mafeking, und wiederholt wurden gepanzerte und mit Geschützen ausgerüstete Eisenbahnwagen gegen feindliche Feldbefestigungen vorgefahren und mit Erfolg verwendet. Es stand daher nach diesen Erfahrungen die Ausnützung solcher Hilfsmittel auch auf europäischen Kriegsschauplätzen zu erwarten.

Und in der Tat finden wir im jetzigen Kriege sowohl einzelne Eisenbahnwagen wie auch ganze gepanzerte Züge gerade im Festungskrieg und bei der Küstenverteidigung mit Erfolg zur Anwendung gebracht. So haben verschiedene französische Festungen die eigentümliche Einrichtung der sogenannten affûts-tracs. Es sind dies mit Geschützen bestückte Eisenbahnwagen, die auf dem Schmalspurbahnnetz der Festung bewegt werden. Sie werden von einer kleinen Lokomotive, nötigenfalls auch von Mannschaften gezogen und dienen zur Verstärkung der Artillerie besonders bedrohter Teile der Fortslinie. Dieser Gedanke ist aber in Frankreich noch weiter ausgebaut worden, indem eine ganze Batterie schwerer Geschütze als Gefechts-einheit in einem Eisenbahnzuge zusammengestellt ist und als Eisenbahnatterie auf den Schienen des gewöhnlichen Eisenbahnverkehrs verwendet wird. Ein solcher, mit Geschützen bewaffneter Panzerzug stellt daher eine fahrende Panzerbatterie dar. Die große Beweglichkeit der auf Schienen laufenden Panzerzüge gestattet, diese mit größter Geschwindigkeit nach Stellen des Kampffeldes zu werfen, wo ihre Einsetzung notwendig erscheint. Solche, auf Schienensträngen fortzubewegende Batterien werden nicht nur im Festungskrieg auf dem Lande verwendet, sondern auch zur Verteidigung ausgedehnter Küstenstrecken herangezogen. Unerlässliche Vorbedingung für die Verwendung dieser Eisenbahnatterien ist natürlich das Vorhandensein von Schienengeleisen an der Örtlichkeit, zu deren Verteidigung die Batterie dienen soll. Eine solche Eisenbahnatterie besteht aus zwei massiv stählernen Geschützwagen, einem Munitionswagen sowie einem Beobachtungswagen und wird von einer Lokomotive gezogen. Der Geschützwagen ist ähnlich dem affût-trac gebaut und besteht aus zwei durch eine tieferliegende Geschützplattform verbundenen Güterwagengestellen. Der Munitionswagen hat seinen Platz zwischen den beiden Geschützwagen, so daß er die Munition nach beiden Seiten für beide Geschütze liefern kann. Der Wagen ist allseits mit 25 Millimeter starken Stahlplatten gepanzert. Die Munition wird in Gestellen liegend aufbewahrt und den Geschützen mit Hilfe eines kleinen Wagens zugeführt. Der Beobachtungswagen dient gleichzeitig als Mannschaftswagen für die 35 Mann starke Besatzung. Er ist ebenfalls nach allen Seiten gepanzert. Vom Beobachtungswagen aus, der unmittelbar hinter der Lokomotive eingeteilt ist, gibt der führende Offizier seine Befehle durch Fernsprecher. Der Beobachtungswagen kann auch allein mit der Maschine fahren und

zur Erfindung einer Feuerstellung oder von einer günstigen Stelle aus zur Feuerleitung der anderswo stehenden Geschütze dienen.

Anders sehen die Panzerzüge aus, die von uns und unseren Verbündeten in der offenen Feldschlacht verwendet werden und zum Beispiel in den Karpathen, auch bei Langemard so ausgezeichnete Dienste geleistet haben. Ein solches, einem Eisenwurm gleichendes, grau angestrichenes Ungetüm besteht aus zwei Wagen und einer Lokomotive, die zwischen die beiden Wagen eingekuppelt ist. Wagen und Lokomotive sind nach allen Seiten mit einer widerstands-



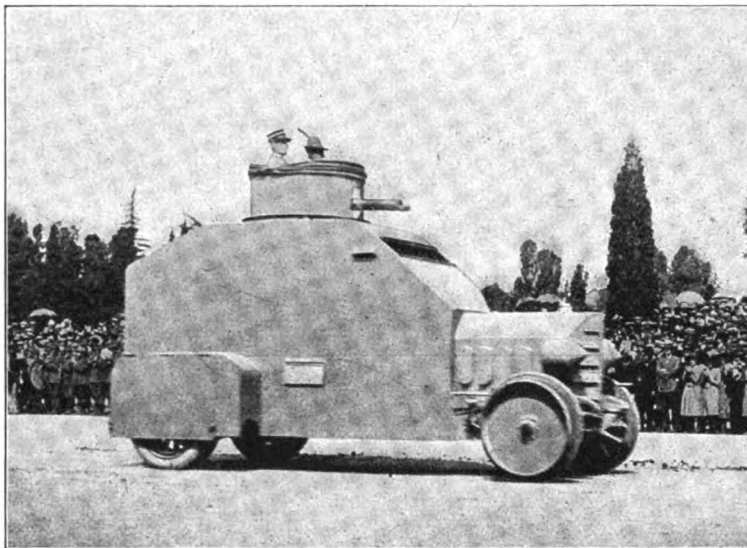
Phot. Leipziger Presse-Büro.
Eine von den Franzosen gesprengte Eisenbahnbrücke der Strecke Thiaucourt—Toul, von der noch die Schienen in der Luft schweben.

fähigen Panzerung versehen, die aus zwei dicken Stahlplatten besteht, die aber nicht aufeinander liegen, sondern durch eine starke Holzschicht voneinander getrennt sind und auf diese Weise einen ausgiebigen Schutz gegen Gewehr- und Schrapnellfeuer gewähren. Jeder Wagen ist mit fünf Maschinengewehren ausgerüstet. Außerdem sind rings um den ganzen Wagen Schießscharten zur Abgabe von Gewehrfeuer durch die Besatzung angebracht. Jeder Wagen hat einen drehbaren Beobachtungstand und ist durch Fernsprecher mit dem anderen Wagen und der Lokomotive verbunden; der Führer kann daher von jeder Stelle des Zuges aus seine Befehle geben. Diese Panzerzüge bilden ein vorzügliches Mittel zu gewaltsamen Erkundungen, für die Durchführung gefährlicher Aufklärungen und kurzer Gefechte an wichtigen, entlegenen Stellen. Wenn auch eine solche Ausnützung der Eisenbahn natürlich abhängig ist von der Geleisrichtung, so liegt doch die Möglichkeit zu überraschen-

dem Auftreten vor, das dem Panzerzug in Verbindung mit seiner Kampfkraft den Erfolg sichert. Infanteriebesatzung und Maschinengewehre geben zudem dem Zuge eine Gefechtskraft, die die selbständige Durchführung eines Kampfes, wenigstens eine Zeitlang, auch gegen überlegene Kräfte ermöglicht. So kann unter günstigen Verhältnissen ein solcher Panzerzug Aufklärungen ausführen, die selbst die kühnste Reiterpatrouille nicht zustande bringt. Besonders aber leisten solche Panzerzüge bei Erkundungen von Eisenbahnstrecken ausgezeichnete Dienste, wenn es sich darum handelt, festzustellen, wie weit die Bahnen betriebsfähig an die Front herangeführt werden können. Endlich werden Panzerzüge auch zum Nachschub von Munition und Verpflegung herangezogen, besonders da, wo wegen der Unsicherheit Kolonnen nicht angezeigt sind. So hat man weit vorwärts befindlichen Kavalleriedivisionen mit bestem Erfolg den Nachschub auf Panzerzügen zugeführt und sie auch zur Herstellung der Verbindung zwischen einzelnen Truppenabteilungen verwendet. —

Eine Art der Anwendung von Panzerkraftwagen sind die bekannten, zur Verfolgung und Bekämpfung der Luftfahrzeuge verwendeten Luftfahrzeugabwehrgeschütze auf Kraftwagen, bei denen die zum Beschießen der Luftziele dienenden Kanonen auf eigenen, für diesen Zweck besonders gebauten Lastkraftwagen aufgestellt sind. Infolge ihrer großen Fahrgeschwindigkeit können diese Kraftwagen-geschütze rasch da eingreifen, wo sie benötigt sind. Die Kraftwagen sind ganz oder halb gepanzert. Die ganze Panzerung gewährt der Bedienung, dem Geschütz, der Munition und dem Motor allseitigen Schutz gegen feindliches Feuer; die halbe Panzerung sichert nur den Motor vollständig, schützt aber die Besatzung und das Geschütz bloß teilweise gegen Sprengstücke und Kugeln.

Eine weitere Art sind die Panzerkraftwagen, die als schnell bewegliche, selbständige Kampfwagen auftreten.

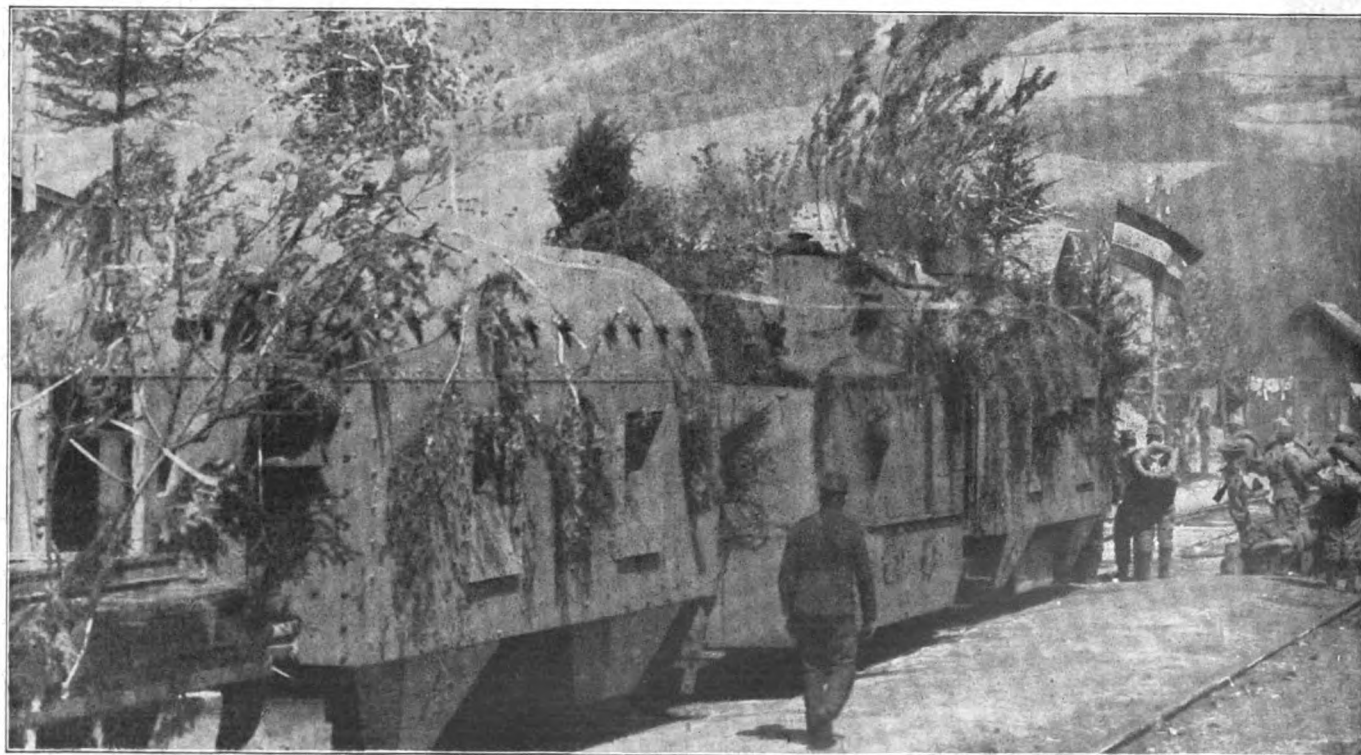


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Eines der neuen italienischen Panzerautomobile.

Solche durch Panzerung geschützte Automobile sind entweder mit Geschützen oder Maschinengewehren ausgerüstet und mit der nötigen Bedienung besetzt, oder sie dienen nur zur Aufnahme von ausschließlich mit Gewehren bewaffneter Infanterie. Sie können schnell und überraschend auftreten, sind dabei an keinen Schienenweg gebunden und infolge ihres Panzerschutzes in der Lage, selbst gegen einen überlegenen Gegner auf kurze Zeit ein Gefecht allein zu führen. Deshalb werden sie besonders beim Vortreiben von Automobilpatrouillen mit Nutzen verwendet. Sie leisten aber

auch im Angriff wie in der Verteidigung gute Dienste, wenn es sich zum Beispiel darum handelt, wichtige Punkte, wie Flußübergänge, Engpässe und so weiter, rasch in die Hand zu bekommen oder zu behaupten und durch ein Gefecht Zeit bis zum Herankommen von Verstärkungen zu gewinnen. Ein solcher, für Infanterie eingerichteter Kampfwagen, wie er zum Beispiel in Frankreich verwendet wird, hat in der Mitte einen etwa 2 Meter langen und hohen Kampfraum, der an den Seiten und hinten mit Schießscharten für stehenden und knienden Anschlag versehen ist. An diesen Kampfraum schließt sich rückwärts ein etwas kleinerer und niedriger Munitionsraum, vorne das Triebwerk mit den Sitzen für Führer und Fahrer an. Der ganze Wagen ist nach allen Seiten stark gepanzert. Den Ausblick für den Führer und Fahrer ermöglichen Schlitze vorn und seitlich. Ein solcher Wagen, der 3500 Kilogramm Nutzlast zu tragen und bis zu 3000 Kilogramm Munition mitzuführen vermag, erreicht trotz seines Gewichtes von 5900 Kilogramm doch eine Stundengeschwindigkeit von 20 Kilometern. In Italien sind Panzerkraftwagen gebaut worden, die mit einem oder zwei Maschinengewehren bestückt sind. Hier sind die Maschinengewehre mit ihren Schützen und der Führer in einem turmähnlichen Aufbau in der Mitte des Wagens untergebracht. Auch diese Fahrzeuge sind, wie obiges Bild zeigt, mit allseitigem Panzerschutz versehen.



Österreichisch-ungarischer Panzerzug.

Phot. Kiepert & M. S. S., Wien.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

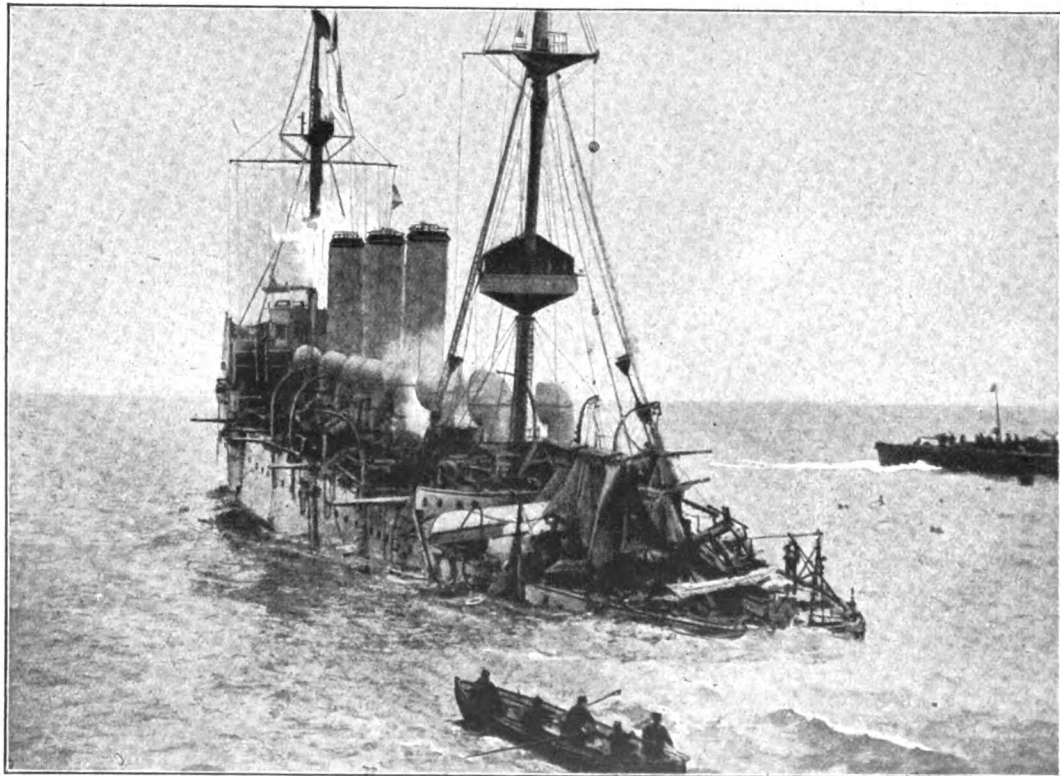
(Fortsetzung.)

Zu Anfang des Jahres 1916 zeigte sich England entschlossen, den Kampf in der Nordsee mit erhöhter Tatkraft aufzunehmen. Besonders sollte die Aushungerung Deutschlands strenger als bisher durchgeführt werden. Die Folgen bekamen in erster Linie die Neutralen durch zunehmende Belästigung zu spüren. Planmäßig suchten die Engländer ihrem neuen Vorhaben den Boden zu bereiten. Zunächst wurde für die Verschärfung der Blockade gegen Deutschland in den englischen Zeitungen Stimmung gemacht, und Blätter aller Richtungen traten für eine solche ein. Auch in Vorträgen und Versammlungen wurde laut der Ruf nach erhöhter Tätigkeit der englischen Seestreitkräfte zum Zweck einer wirklichen Blockade erhoben. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes wurde daneben eine noch strengere Überwachung des Handels der Neutralen gefordert.

Während von diesen bisher einzig Schweden den englischen Absichten entschiedenen Widerstand entgegengesetzt hatte, zeigte sich nun auch in Amerika eine englandfeindliche Stimmung. Nicht etwa aus Empörung über die zahlreichen Verstöße Englands gegen das Völkerrecht, sondern in erster Linie aus geschäftlichen Gründen. Man war dort infolge der Forderung des englischen Ministers Lloyd George, daß England in der Munitionsherstellung von Amerika unabhängig gemacht werden müsse, besorgt geworden, daß man in Zukunft an England weniger als bisher zu liefern haben werde (siehe die Bilder Seite 142 und 143). Auch war man in Amerika über die Durchsuchung der amerikanischen Schiffe und die Wegnahme der amerikanischen Post empört und erhob den Vorwurf gegen die Engländer, daß sie die Briefe amerikanischer Firmen geöffnet hätten, um Geschäftsgeheimnissen auf die Spur zu kommen. Bei dieser Stimmung fand der Teil des Senats der Vereinigten Staaten, der es als Schmach empfand, daß lediglich durch amerikanische Munitionslieferung der furchtbare Krieg noch fortgesetzt werden konnte, leichter als früher Gehör, wenn er auch mit seinem Antrag auf Einstellung der Munitionsausfuhr zunächst noch nicht durchzudringen vermochte. Dagegen trat Präsident Wilson einer anderen Maßnahme näher, die eine scharfe Wendung gegen England bedeuten würde und die Erschwerung der Kriegsführung, die Amerikas Haltung für Deutschland im Gefolge hat, zu mildern geeignet wäre: Ende Januar wurde amtlich erwoogen, den Amerikanern die Überseefahrt auf englischen Schiffen zu verbieten. Am schwersten hatte Holland unter der englischen Seetrannei zu leiden. England ließ offen die Absicht durchblicken, Rotterdam wie einen deutschen Hafen zu behandeln. Diese Rücksichtslosigkeit gerade Holland gegenüber findet ihre Erklärung darin, daß England von Holland in wirtschaftlicher Hinsicht fast ganz unabhängig ist, während ihm von Norwegen und Schweden reichlich Grubenholz, von Dänemark zahlreiche Lebensmittel zugeführt werden. Zur Begründung ihrer Haltung gegen Holland gaben die Engländer vor, daß die stark gestiegene holländische Einfuhr nach Deutschland weitergeleitet werde und dazu beitrage, dieses wirtschaftlich zu stärken.

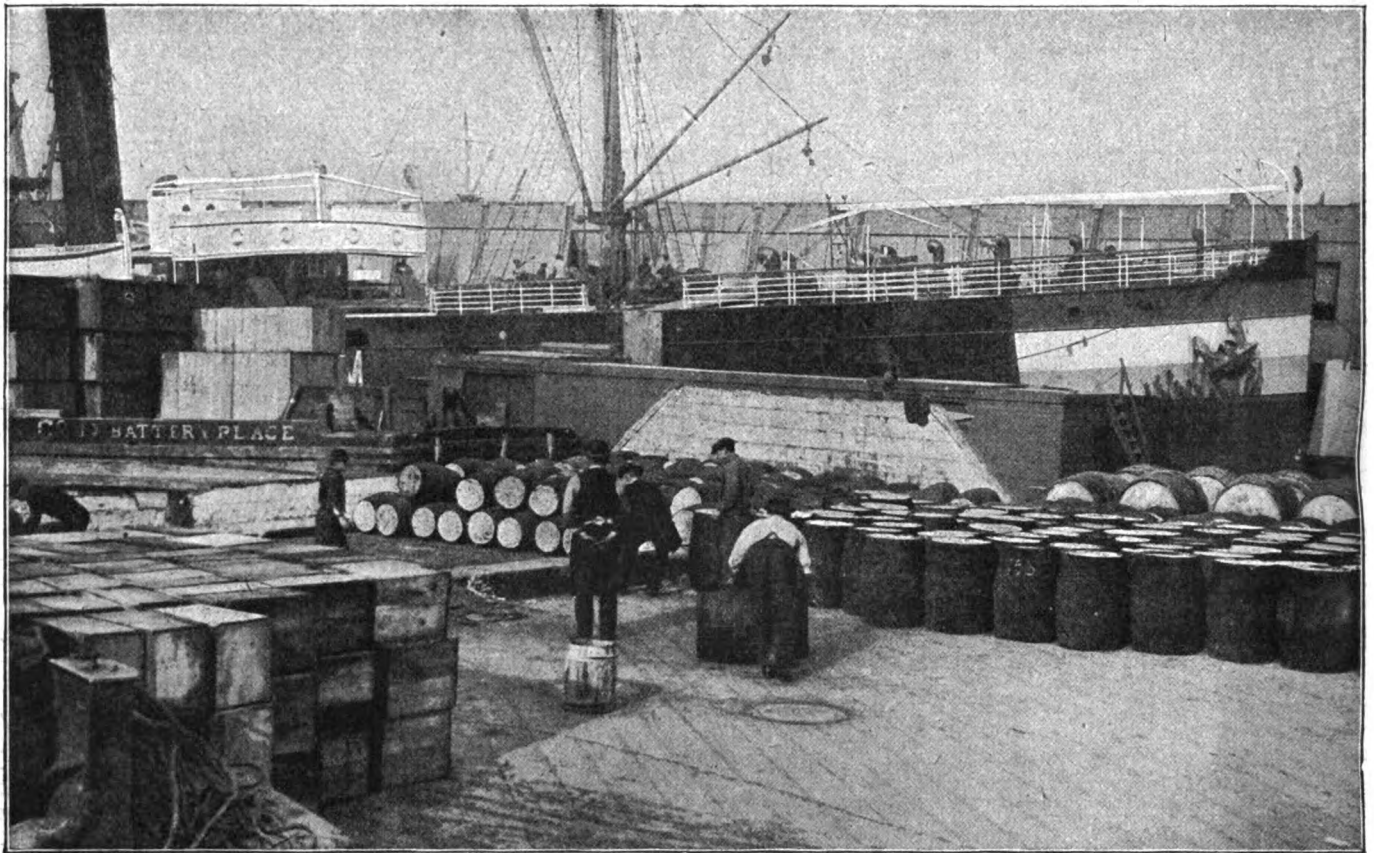
Schweden war entschlossen, neue englische Zwangsmaßnahmen mit einem Handelskrieg gegen England zu beantworten, wozu es sehr wohl in der Lage war, da England für Grubenholz auf die schwedische Einfuhr angewiesen ist. Die Drohung Schwedens hatte die Wirkung, daß in einer erregten englischen Parlamentssitzung, die sich mit der Forderung der verschärften Blockade beschäftigte, selbst der entschiedenste Feind Deutschlands, Sir Edward Grey, vor Übertreibungen warnte. Schwerlich wäre England vor noch größeren Rücksichtslosigkeiten gegen die Neutralen zurückgeschreckt, wenn es nicht hätte fürchten müssen, damit noch weitere bewaffnete Feinde neben den bisherigen auf sich zu ziehen. Diese Besorgnis ließ sich auch aus Greys Rede heraushören, obwohl dieser sich Mühe gab, als Grund für seine Mahnung zur Mäßigung die Scheu vor ferneren Verletzungen des Völkerrechts hinzustellen. Niemand wird sich durch solche Ränke blenden lassen.

Was von Sir Edward Grey zu halten ist, weiß allmählich die ganze Welt. An ihm vor allem lag es, den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Die Lebensinteressen Englands waren von keiner Seite bedroht, und doch hat er den Krieg nicht verhindert. Der wirtschaftliche Konfurrent sollte niedergeschlagen werden. Und damit das um so sicherer erreicht werde, ließ Grey sein Land auch aktiv an dem Krieg teilnehmen, allerdings mit der unheimlich kaltherzigen Berechnung: „Wir werden nicht viel mehr zu leiden haben, wenn wir an dem Krieg teilnehmen, als wenn wir ihm fernbleiben.“ Andere Völker sollten in der Hauptsache die entsetzlichen Blutopfer bringen; die Leistungen Englands würden, so hoffte man, ganz überwiegend auf der finanziellen Seite liegen. Dabei ist Grey mit Lügen in den Krieg hineingegangen und fuhr fort, von seiner Stelle aus den englischen Lügen- und Verleumdungsfeldzug zu fördern. Für den verantwortlichen Träger einer Lügen- und Mordpolitik dürfte das Urteil „satanisch“ nicht zu stark sein. Daß Grey von Haus aus und in seinem Privatleben kein Bösewicht ist und keiner sein will, wird man gerne glauben. Er ist eben der Typus des Engländers, dem die anderen Völker nichts gelten. Aber durch die rücksichtslose Geltendmachung dieses Engländerturns ist



Der sinkende englische Kreuzer „Hermes“, der schon am 31. Oktober 1914 8 Uhr morgens, als er von Dänkirchen aus die Straße von Dover passierte, von einem deutschen Unterseeboot torpediert wurde und innerhalb 45 Minuten versank. Unser Bild, das nur durch Zufall jetzt in die Öffentlichkeit gelangt ist, stellt die letzten Augenblicke des Untergangs dar. Die Besatzung bestand aus 418 Mann, von denen etwa 40 umgekommen sind.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Amerikanische Kriegslieferungen für unsere Feinde auf dem Hafenkai in New York.
Verpackte und sorgfältig verpackte Automobile und Teile von Lastwagen.

Gren einer der Hauptträger einer verbrecherischen, wirklich teuflischen Politik geworden, die Europa in Blut getaucht und über Millionen schweres Leid gebracht hat. Sein Name wird mit denen seiner Genossen vom Fluch der Weltgeschichte belastet bleiben.

Trotz Grens Warnung vor Übertreibungen wurde sehr bald mit scharfen Maßnahmen vorgegangen, vor allem in der Beaufsichtigung der norwegischen Küste. Gegen den 30. Januar tauchten dort zahlreiche englische Kriegsschiffe auf, die sich sogar an die Untersuchung aus England kommender skandinavischer Schiffe machten, wie zum Beispiel eines norwegischen Kohlendampfers bei Åfjøre. Auch der Handel der Neutralen untereinander wurde genau beobachtet. So erging es unter anderen dem schwedischen Dampfer „Goethe“, der, mit Heringen aus dem nördlichen Norwegen kommend, sich aus Besorgnis vor der Gefährdung durch englische Kriegsschiffe veranlaßt sah, nach Stavanger auszuweichen und den heimatischen Hafen in dem gefährlichen Wasser innerhalb des norwegischen Hoheitsgebietes längs der Küste aufzusuchen.

Die deutschen Unterseeboote ließen sich die Gelegenheit, auf die von vielen Stellen der norwegischen Gewässer gemeldeten feindlichen Schiffe zu fahnden, nicht entgehen; namentlich hatten sie es darauf abgesehen, die englische Grubenholzzufuhr zu stören. Eine dieser Unternehmungen richtete sich gegen den norwegischen Dampfer „Wangora“. Als dieser, den mit Grubenholz geladenen Leichter „Florida“ im Schlepp, nach Hull unterwegs war, wurde er in der Nacht vom 20. zum 21. Januar von einem deutschen U-Boot angehalten. Die „Florida“ wurde, da Grubenholz anerkanntermaßen Bannware ist, mit Petroleum übergossen, in Brand gesteckt und, während sie brennend auf den Wellen trieb, durch zwei Kanonenschüsse versenkt, wogegen der Schlepper „Wangora“ nach Christiania umkehren mußte. Infolge dieses und zahlreicher ähnlicher Vorgänge trat in England rasch Mangel an Grubenholz in Verbindung mit einer beträchtlichen Preissteigerung ein.

Am 30. Januar meldete der in Hull angekommene Dampfer „Carlo“, daß er einem deutschen Flugzeugangriff ausgesetzt gewesen war. Sechs Bomben waren in so unmittelbarer Nähe des Dampfers auf die See niedergegangen, daß in dem durch ihre Explosion hervorgerufenen gewaltigen Wellengang das Schiff fast aufrecht gestanden hatte.

Eine weitere schwere Schädigung ihrer Schifffahrt führten die Engländer selbst durch ungenügende Befestigung ihrer Minen herbei. Allein an die schwedische Westküste trieben 180 Minen, die sämtlich ohne Zweifel englischen Ursprungs waren. An der englischen Küste stieß der niederländische Dampfer „Thuban“ auf eine Mine und wurde so schwer beschädigt, daß er nur mit genauer Not Rotterdam erreichte.

Die von Londons Schiffsregister Ende Januar mitgeteilten Übersichten redeten eine deutliche Sprache. Danach sind im Jahre 1915 nur 327 Schiffe mit einem Gehalt von 650 919 Tonnen gebaut worden, während die entsprechenden Ziffern noch für 1913 688 und 1932 153 waren. Auch die englischen Fachzeitungen veröffentlichten im Januar vielsagende Zahlen. Während die englische Handelsflotte 1913 durch Seegefahr Verluste im Wert von 6 221 000 Pfund erlitt, stiegen diese Verluste schon 1914 auf 6 444 784 und 1915 gar auf 9 049 097 Pfund. Dazu kamen nun aber noch die gewaltigen Kriegsverluste, die von 7 186 070 Pfund im Jahre 1914 auf 20 805 481 Pfund im Jahre 1915 anwuchsen. Durch See- und Kriegsgefahr zusammen erlitt also die englische Handelsflotte 1915 einen Verlust, der denjenigen von 1913 um etwa 23½ Millionen Pfund überstieg. Da im Jahre 1915 neue Schiffe nur im Werte von 12 Millionen Pfund gebaut wurden, betrug die Wertminderung der englischen Handelsflotte im Jahre 1915 fast 18 Millionen Pfund. Zu diesem ungeheuren Schaden trat als weitere Beeinträchtigung der Umstände, daß die englische Regierung über ein Drittel des Gesamtfrachtraumes der englischen Handelschiffe für Kriegszwecke verwenden, also seiner eigentlichen Bestimmung entziehen mußte. — Bei dieser überaus mißlichen Lage der englischen Handelschifffahrt und ihrer verderblichen Wirkung auf den Lebensmittelmarkt war der Ruf nach verschärfter Blockade nur zu gut zu verstehen.

Auch auf die Frage des Wehrzwangs übten die englischen Mißerfolge zur See im Verein mit dem erfolglosen Ringen im Landkriege den ungünstigsten Einfluß. Wenn es sich auch keineswegs um eine allgemeine Wehrpflicht wie in Deutschland handelte, die England weder nachahmen kann noch will, sondern bloß um einen Wehrzwang, noch dazu zunächst allein für die Unverheirateten, so fand doch der gewiß nicht übertriebene Gedanke erbitterte Gegnerschaft. Nach schweren Stürmen hatte er die Billigung des

Parlaments gefunden; doch als es sich nun um seine Ausführung handelte, erklärten sich die englischen Arbeiter, die in Bristol ihre Hauptversammlung abhielten, am 27. Januar mit 1 796 000 Stimmen gegen und nur mit 219 000 Stimmen für den militärischen Zwangsdienst. Fast wäre sogar ein Antrag der Dienstgegner, gegen den Wehrzwang ausdrücklich zu agitieren, durchgegangen. —

Der ganze Ernst des Krieges wurde in der Nacht zum 1. Februar den englischen Hauptindustriep lähen und den dort befindlichen militärischen Anlagen durch einen groß angelegten Angriff eines deutschen Marineluftschiffgeschwaders zu schmerzlichem Bewußtsein gebracht (siehe Bild Seite 144/145). In dieser Nacht wurden die Dock-, Hafen- und Fabrikanlagen in und bei Liverpool, Fabriken und Hochöfen von Nottingham und Sheffield sowie bedeutende Industrieanlagen am Humber und bei Great Yarmouth in größtem Maßstab mit Spreng- und Brandbomben belegt, als deren Wirkung von den deutschen Luftschiffen überall Explosionen und heftige Brände festgestellt wurden. Am Humber brachten sie eine Batterie zum Schweigen. Wo die deutschen Luftschiffe sich zeigten, wurden sie heftig beschossen; doch erzielten die Abwehrmannschaften keinerlei Treffer, so daß das Geschwader nach Ausführung seiner Aufträge wohlbehalten heimkehren konnte.

Die große Bedeutung dieses Luftschiffangriffs lag darin, daß er weit über die je zuvor erreichten Grenzen hinausging und sich gegen die vornehmsten Stätten der englischen Industrie, vor allem die Hauptorte der Kriegsindustrie richtete. Mehr noch als von dem Angriff auf London war von diesem großen Luftangriff auf Mittelengland ein günstiger Einfluß auf die Friedensgeneigntheit der herr-

schenden Kreise in England zu erwarten, die sich bis dahin wegen des ihnen aus dem Kriege erwachsenden Gewinns nicht eben nach dem Frieden gesehnt hatten. — Nach einem Bericht des englischen Pressebureaus, der nur „unbedeutenden“ Schaden zugab, waren an der Fahrt „sechs oder sieben“ Zeppeline beteiligt. Reuter gestand in seinem Bericht vom 1. Februar aber schon ein, daß nach amtlichen Meldungen „einiger“ Sachschaden angerichtet wurde, obwohl die Luftschiffe, die zu einem Angriff in „großem Maßstabe“ angelegt worden seien, durch starken Nebel anscheinend behindert wurden; der Personenschaden wurde englischerseits auf 54 Tote und 67 Verwundete beziffert.

* * *

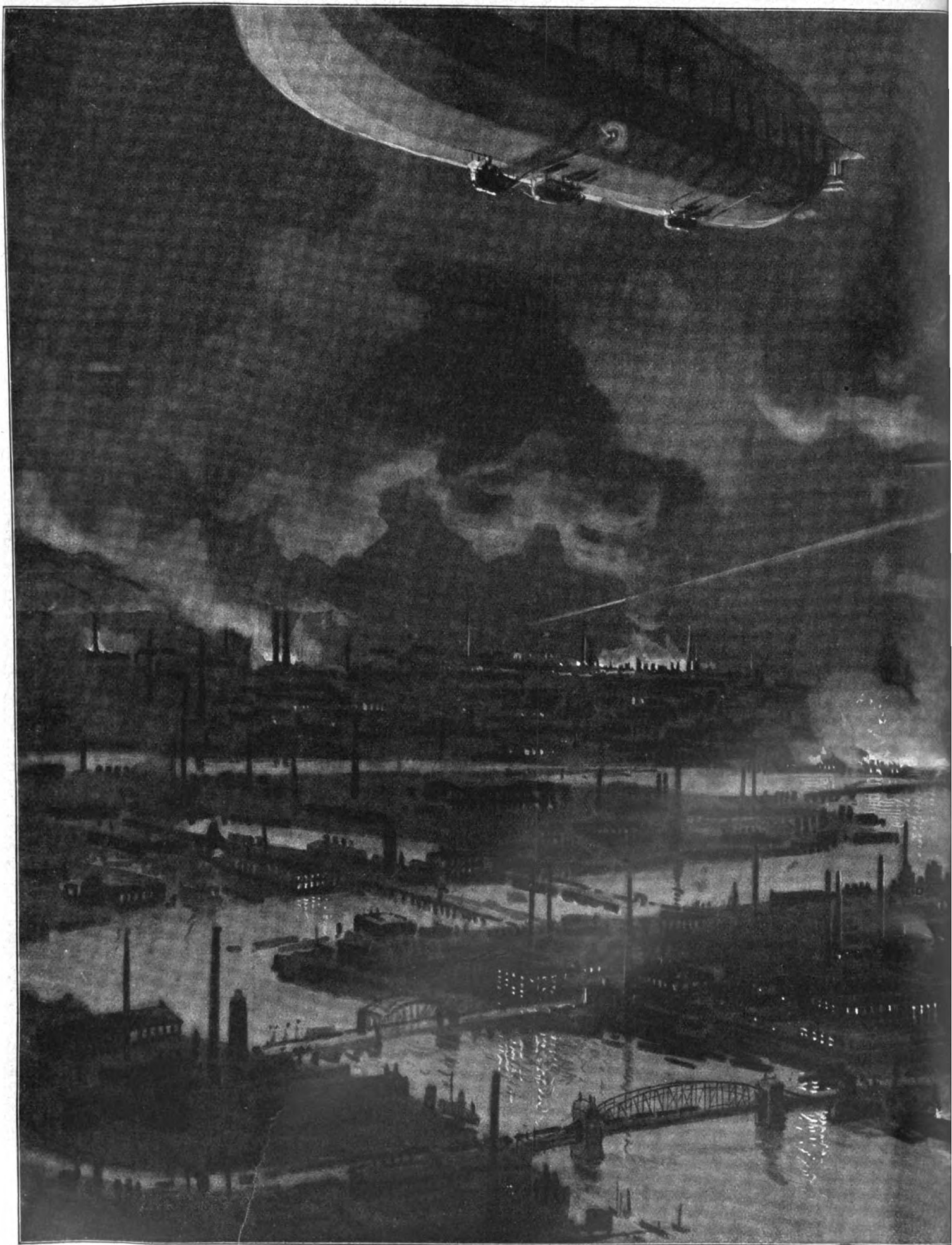
Auch die Ereignisse an der Westfront standen im Januar vorwiegend im Zeichen deutscher Luftkämpferfolge. Die unwahren Behauptungen der Engländer über starke deutsche Verluste im Luftkrieg wurden widerlegt durch eine vom deutschen Generalstab veröffentlichte genaue Übersicht über das Ergebnis der Kämpfe im Westen, in der festgestellt wurde, daß an deutschen Flugzeugen in der Zeit vom 1. Oktober 1915 bis zum 28. Januar 1916, dem Tage der Veröffentlichung der Übersicht, an der Westfront auf deutscher Seite im Luftkampf 7, durch Abschuß von der Erde aus 8 Luftfahrzeuge verloren gingen, während 1 vermißt wurde, so daß die Gesamteinbuße 16 deutsche Flugzeuge betrug. In derselben Zeit verloren die Feinde allein im Luftkampf 41 Flugzeuge, durch Abschuß von der Erde aus 11 und weitere 11, die zum Landen in den deutschen Linien gezwungen wurden; hiernach betrug ihr Verlust zusammen 63 Flugzeuge. Diese Ziffern sprechen für sich



Phot. Underwood & Underwood, New York.

Große Kupferplatten auf einem amerikanischen Dampfer im Eriebecken in Brooklyn (New York).

Die Platten, deren jede 250 Pfund wiegt, sind zur Munitionsfabrikation für unsere Feinde bestimmt.



Ein deutsches MarineLuftschiffgeschwader belegt in der Nacht vom 31. Januar 1915
Nach einer Originalzeichnung



1. Februar 1916 die Industrieanlagen einer englischen Hafenstadt mit Bomben,
g von M. Zeno Diemer.

selbst. Noch stärker tritt die deutsche Überlegenheit zutage, wenn man nur die auf beiden Seiten im eigentlichen Luftkampf eingebühten Flugzeuge in Betracht zieht: 7 deutschen stehen 41 gegnerische gegenüber.

Trotz aller unwahren Angaben unserer Feinde war man in Frankreich über die deutsche Überlegenheit im Luftkampf durchaus nicht im Zweifel. Hatte sie doch die Zivilbevölkerung in den von deutschen Luftschiffen angegriffenen befestigten Plätzen hinter der französischen Front nur zu oft empfindlich zu spüren bekommen. Infolgedessen sahen sich der französische Minister für Flugwesen, René Besnard, und sein englischer Amtsgenosse, Unterstaatssekretär des Krieges Tennant, den schwersten Angriffen ausgesetzt, die bei dem französischen Minister Besnard auch bereits am 8. Februar zum Rücktritt von seinem Amt führten. Ihre Verteidigung gegen die gegen sie erhobenen Anschuldigungen war auch eine äußerst ungeschickte. Wenn zum Beispiel Tennant die Höhe der englischen Flugzeugverluste damit erklären zu können glaubte, daß die Engländer das Mehrfache der von den Deutschen im Luftkampfe eingesetzten Flugzeuge aufbieten und deshalb natürlich auch größere Verluste haben müßten, so sang er in Wahrheit nur das deutsche Lob, da sich jeder denkende Mensch hiernach sagen mußte, daß die großen deutschen Erfolge noch obendrein mit bedeutender Minderheit errungen worden waren. Deutschland verdankte seinen Vorsprung, von der überlegenen Führung abgesehen, größtenteils seinen Foffereindeckern (siehe auch Seite 199), die besonders von den Fliegerleutnanten Immelmann und Böcke zu staunenswerten Erfolgen geführt wurden.

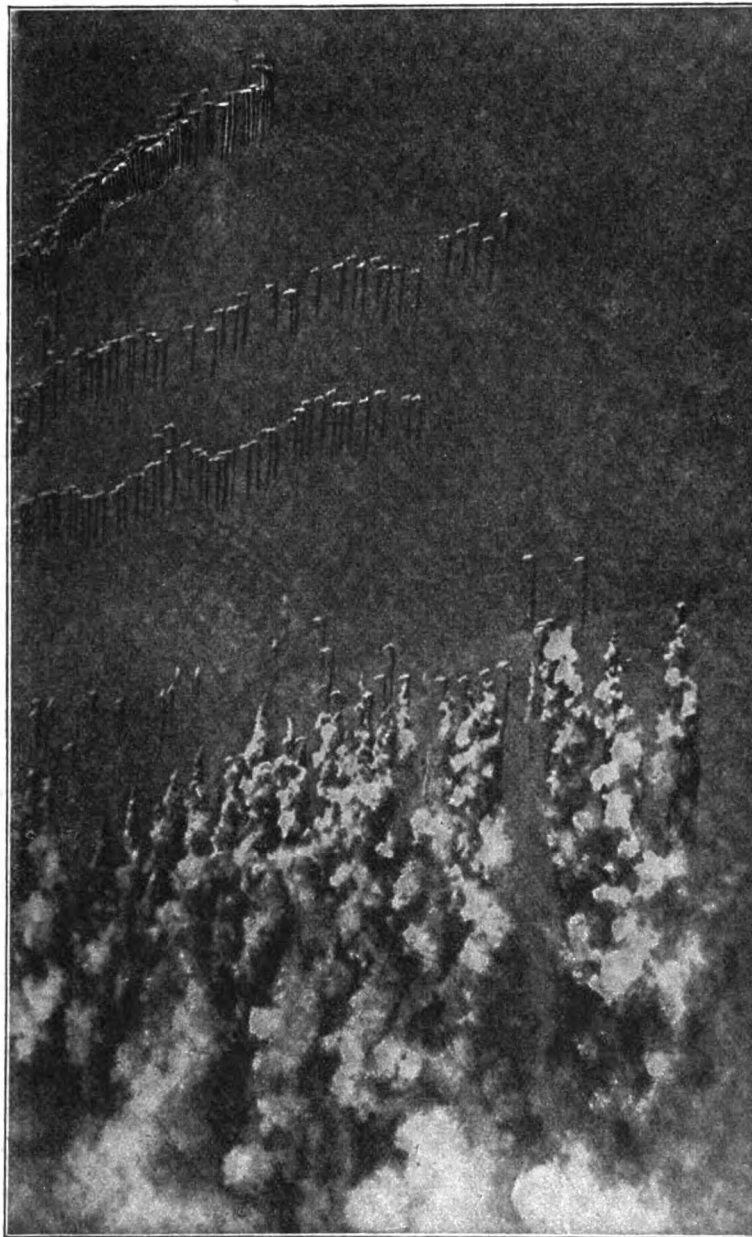
Die Flieger der Franzosen und Engländer fügten im Verein mit ihrer schweren Artillerie vielfach ihren eigenen Landsleuten und Verbündeten in den von den Deutschen besetzten französischen Gebieten schwere Verluste zu. Die zur wahrheitsgemäßen Berichterstattung für die Franzosen bestimmte „Gazette des Ardennes“ (vgl. unseren Aufsatz auf Seite 76) veröffentlichte seit einigen Monaten die Namen derjenigen Zugehörigen der Zivilbevölkerung, die bei englisch-französischen Fliegerangriffen und Artillerieüberfällen getötet und verwundet worden waren. Im ganzen zählte man von Oktober bis Januar 793 französische und belgische Bürger, die hinter der deutschen Front durch Geschosse der Belgier, Franzosen oder Engländer getötet wurden. So vollständig ließen die „Beschützer der Menschlichkeit“ die Sorge um das Wohl ihrer eigenen Landsleute außer acht, ohne daß sie zu ihrer Entlastung auf die Erzielung eines irgend nennenswerten militärischen Ruheres hätten hinweisen können.

Im ganzen war im Westen der Januar eine Zeit des Abwartens und verhältnismäßiger Ruhe. Doch gab man sich auf deutscher Seite keiner Täuschung darüber hin, daß der Feind sein Ziel, die Niederwerfung der Mittelmächte, keineswegs aufgegeben hatte. Denn wenn auch im Volke die Friedenssehnsucht an Boden gewonnen haben mochte — das amtliche Frankreich war nach wie vor auf den Ton gestimmt, den Joffre in seinem Neujahrsbefehl anklingen ließ. Diese Auslassung fand für angebliche französische Siege volltönende Worte, nannte aber als Stätten dieser Erfolge unglücklicherweise Gegenden, die seit über einem Jahre fest in deutscher Hand waren. Wenn man Joffre glauben wollte, stand Deutschland unmittelbar vor der Erschöpfung seiner materiellen und seelischen Kräfte. Indessen ist kaum anzunehmen, daß selbst eine Rundgebung von so hoher Stelle aus in Heer und Volk noch hinlänglichen Glauben fand. Zu deutlich hatte sich beiden im Lauf der Zeit die Wahrheit aufgedrängt: Niederlage über Niederlage, schwere Opfer, Mängel in Führung und Verpflegung, Not aller Enden und demgegenüber nach wie vor ein unerschütterter und unerschütterlicher Gegner.

Der Beginn des Jahres war im Westen auf beiden Seiten der Vorbereitung zu neuen Kämpfen gewidmet, zumal eine fünfjährige Regenzeit zunächst große Unternehmungen fast auf der ganzen Westfront noch unmöglich machte. Immerhin kam es hier und da zu bemerkenswerten Ereignissen.

Am 2. Januar wurde nördlich der Straße von La Bassée-Béthune eine erfolgreiche Sprengung vorgenommen, durch die Kampf- und Deckungsgräben der Franzosen sowie ein Verbindungsweg verschüttet wurden. Der überlebende Teil der Besatzung, der sich durch die Flucht zu retten versuchte, wurde von deutscher Infanterie und Maschinengewehren wirksam gefaßt. Ein sich anschließender, auf breiter Front ausgeführter Feuerüberfall überraschte feindliche Grabenbesatzungen, die teilweise eiligst davonliefen. Die nächsten Tage waren durch starkes Artilleriefeuer gekennzeichnet, das sich zu großer Lebhaftigkeit steigerte. Namentlich die Stadt Lens wurde vom Feinde fortgesetzt beschossen. Nordöstlich von Le Mesnil wurde der Versuch eines feindlichen Handgranatenangriffs leicht vereitelt. — Während ein gegnerischer Luftgeschwaderangriff auf Douai erfolglos blieb, brachten deutsche Kampfflieger zwei englische Flugzeuge zum Abschuß, eines von ihnen durch Leutnant Böcke, der damit das siebente feindliche Flugzeug außer Gefecht gesetzt hatte.

Am 7. Januar lebten die Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf erneut auf, auf dessen Südseite den Franzosen durch einen überraschenden Vorstoß ein Grabenstück ent-



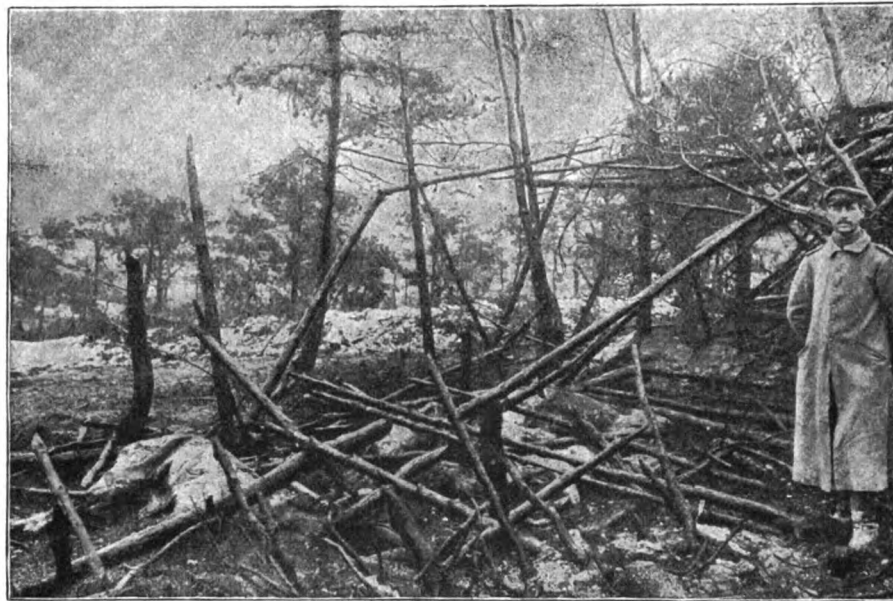
Fransösischer Gasangriff. Phot. Emil Eistenow, Wädenswil.

Von einem Flieger aufgenommen in dem Augenblick, als die Gasbehälter geöffnet und das Gas vom Wind gegen die feindlichen Stellungen getrieben wurde. Hinter den Gasbehältern befanden sich die anstürmenden Truppen.

zungen, die teilweise eiligst davonliefen. Die nächsten Tage waren durch starkes Artilleriefeuer gekennzeichnet, das sich zu großer Lebhaftigkeit steigerte. Namentlich die Stadt Lens wurde vom Feinde fortgesetzt beschossen. Nordöstlich von Le Mesnil wurde der Versuch eines feindlichen Handgranatenangriffs leicht vereitelt. — Während ein gegnerischer Luftgeschwaderangriff auf Douai erfolglos blieb, brachten deutsche Kampfflieger zwei englische Flugzeuge zum Abschuß, eines von ihnen durch Leutnant Böcke, der damit das siebente feindliche Flugzeug außer Gefecht gesetzt hatte.

Am 7. Januar lebten die Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf erneut auf, auf dessen Südseite den Franzosen durch einen überraschenden Vorstoß ein Grabenstück ent-

rissen wurde; dabei fielen über 60 Jäger in deutsche Hand. Am 8. gelang es den Deutschen, auch den letzten der am 21. Dezember in Feindeshand ge-fallenen Gräben zurückzuerobern, fast 1100 Gefan-gene zu machen und 15 Maschinengewehre zu erbeu-ten. — Lebhaftes Kämpfe entwickel-ten sich am 9. Ja-nuar auch wieder nordwestlich von Massiges in der Gegend des Ge-höftes Maison de Champagne, wo deutsche Angriffe zur Wegnahme der



Ein Kampfplatz bei Tahure in der Champagne.

Phot. A. Karl Müller, Magdeburg.

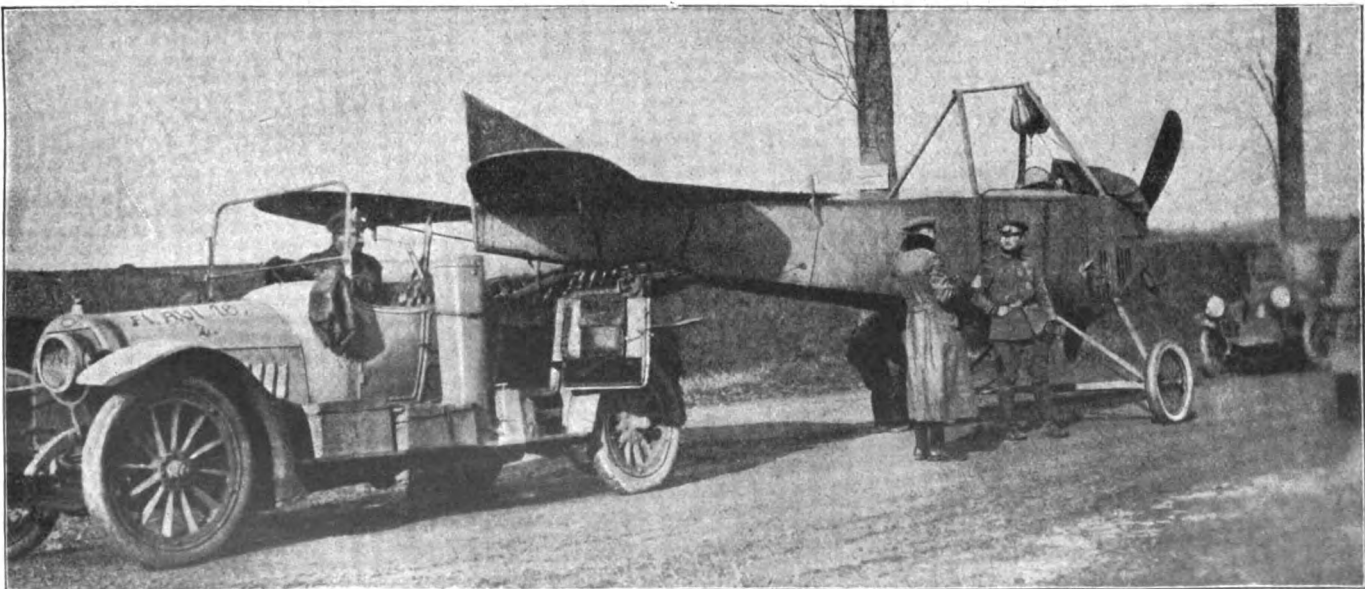
feindlichen Beobachtungsstellen und Gräben in einer Aus-dehnung von mehreren hundert Metern führten und eine Beute von über 400 Gefangenen, 5 Maschinengewehren, 1 großen und 7 kleinen Minenwerfern erbrachten. Ein französischer Gegenangriff östlich des Gehöfts scheiterte. Ebenfalls am 9. Januar wurde von deutschen Fliegern ein Angriff auf die französischen Stappeneinrichtungen in Furnes ausgeführt. — Am 10. versuchte der Feind durch kräftige Vorstöße die ihm abgenommenen Gräben westlich von Massiges zurückzugewinnen, ohne jedoch damit zum Ziel zu kommen; auch Wiederholungen dieser Versuche in den nächsten Tagen blieben erfolglos. Bei Boumen südlich von Dixmuiden wurde ein mit einer 3,8-cm-Kanone ausgerüstetes französisches Flugzeug durch Abwehrfeuer und einen Kampf-flieger zur Landung gezwungen und samt seiner Besatzung unverfehrt in deutschen Besitz gebracht, bei Tournai im Luftkampf ein englischer Doppeldecker abgeschossen.

Am 11. Januar griffen die Franzosen nordöstlich von Le Mesnil in der Champagne die deutsche Stellung in einer Breite von etwa 1000 Metern an, wurden aber durch das wirkfame Feuer des Gegners gezwungen, sich fluchtartig in ihre Gräben zurückzuziehen. Eine Wiederholung des An-griffs wurde durch deutsches Artilleriefeuer verhindert. — In Lille gelangte der Feind an demselben Tage zu einem Erfolg, den er aber nur einem Verrat zu verdanken hatte. Die Lage eines dort befindlichen deutschen Munitionslagers war den Engländern bekannt geworden, die dies leichte Ziel nun mit schwerer Artillerie beschossen, so daß das Lager mit ungeheurem Getöse in die Luft flog. Die Deutschen hatten

aber nicht allein den Schaden, in-sofern die gewal-tige Explosion in der Umgebung des Munitionslagers furchtbare Verhee-rungen anrichtete und viele schuld-lose Bewohner der Stadt zum Opfer forderte: bei den Aufräumar-beiten wurden bis zum Abend des Unglückstages 79 Tote und etwa 40 Schwerverletzte geborgen.

Der 12. Januar war ein Haupt-ehrentag der deut-schen Flieger. Die Leutnante Imme-lmann und Böcke schossen bei Ba-

paume und nordöstlich von Tourcoing je ein englisches Flugzeug ab; ein dritter feindlicher Flieger fiel einem Luftkampf bei Roubaix zum Opfer, während an demselben Tage noch ein viertes Flugzeug durch deutsches Abwehrfeuer südwestlich von Lille bei Ligny heruntergeholt wurde. Die genannten beiden Offiziere, die am 12. Januar jeder schon den achten feindlichen Flieger besiegten, wurden in Aner-kennung ihrer außerordentlichen Leistungen auch in unge-wöhnlicher Weise ausgezeichnet: der Kaiser verlieh ihnen den Orden Pour le Mérite als den höchsten Kriegsorden, nachdem sie das Eisene Kreuz erster und zweiter Klasse schon früher erhalten hatten. — Am 13. Januar fand ein aufregender Luftkampf statt zwischen einem deutschen Ein-decker und einem von dem bekannten französischen Flieger-leutnant Ladrone geführten Zweidecker. Die größere Schnel-ligkeit und Beweglichkeit des deutschen Flugzeuges wurde von seinem Führer so geschickt ausgenutzt, daß sich der Franzose in Sicherheit zu bringen bemühte; in dem Augen-blick, als es Ladrone zu gelingen schien, sich seinem Gegner zu entziehen, erhielt er einen Schuß durchs Herz und war sofort tot, während sein schwerverwundeter Begleiter Haupt-mann Courtois mit dem Flugzeug abstürzte und bald da-nach seinen Wunden erlag. Schon am 14. schloß Leutnant Böcke bei Albert wieder ein feindliches Flugzeug ab, das in die englischen Linien niederging und von deutscher Artillerie in Brand geschossen wurde. In den nächsten Tagen zeigten sich zwei deutsche Flugzeuge mit schönem Erfolg über St.-Omer; selbst der in Yhon erscheinende „Nouveliste“ mußte zugeben, daß die von den Fliegern abgeworfenen



Flugzeugbeförderung in Flandern.

Bomben alle acht ihr Ziel erreichten, beträchtlichen Sachschaden anrichteten und auch Menschen töteten und verwundeten.

Der 16. Januar forderte wieder Opfer unter der friedlichen Bevölkerung. 16 Bewohner von Lens wurden an diesem Tage bei der Beschließung der dicht an der Front liegenden Stadt durch die Engländer getötet oder verwundet, was aber nicht hinderte, daß Lens am 17. von neuem beschossen wurde. — Im Luftkampf unterlagen an diesem Tage wieder zwei englische und ein französisches Flugzeug. Erstere wurden bei Passchendaele und Dabizeele abgeschossen, wobei von den vier Insassen drei ums Leben kamen. Die Besatzung des bei Medewich-Moyenovic niederstürzenden französischen Flugzeuges kam mit dem Leben davon und geriet in Gefangenschaft.

Die gesteigerte Artillerietätigkeit an der ganzen Front, die schon mehrere Tage gewährt hatte, wurde von nun an immer häufiger durch größere Schützengrabenunternehmungen unterbrochen. So herrschte zum Beispiel auf der Strecke westlich von Lille bis südlich der Somme auf beiden Seiten lebhafteste Minentätigkeit. Im Isergebiet stieß eine kleine deutsche Abteilung mit großer Kühnheit in den feindlichen Kampfschützengraben vor und nahm den Engländern ein Maschinengewehr ab. Diese wagten am 19. Januar ihrerseits einen Angriff auf die deutschen Stellungen nördlich von Frelinghien. Unter Benutzung von Rauchwolken



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Prinz Mirko (X), der zweite Sohn des Königs von Montenegro, der nach dessen Flucht im Lande verblieben ist.

(siehe Bild Seite 146) stürmten sie in einer Breite von etwa 100 Metern an; doch wurden sie von den Deutschen mit wohlgezieltem Feuer empfangen und unter starken Verlusten in ihre Stellungen zurückgetrieben. Die englische Artillerie nahm sich an diesem Tage schon wieder die Stadt Lens zum Ziel und beschloß offenbar mit voller Absicht den Kirchturm. Ebenfalls am 19. hatten die Deutschen im Luftkampf neue Erfolge: aus einem englischen Fliegergeschwader wurde ein Fahrzeug mit 2 Maschinengewehren bei Tourcoing herabgeschossen, und an der Iser zwang das Feuer von Ballonabwehrgeschützen ein feindliches Flugzeug zur Landung in den eigenen Linien, wo es von deutschem Artilleriefeuer alsbald vernichtet wurde. — In der Nacht zum 20. Januar wurden die befestigten Anlagen von Nancy von deutschen Fliegern angegriffen in Erwiderung eines kurz zuvor unternommenen französischen Luftangriffs auf Metz. Bei dieser Unternehmung hatten die Angreifer planlos über der Stadt gekreuzt und zwar Sachschaden angerichtet, jedoch keinen militärischen Art; jedenfalls gegen ihren Willen waren gerade solche Teile der Stadt beworfen worden, die fast ausschließlich von Allothringern bewohnt waren.

Am 21. Januar unternahmen die Deutschen südöstlich von Ypern eine größere Minensprengung, durch die die feindlichen Gräben in einer Breite von 70 Metern zerstört



Von der Waffenstreckung der montenegrinischen Armee: Gewehrlieferung.

Phot. H. G. Budapest.



Von den Kämpfen der Armee Köbess im montenegrinisch-albanischen Gebiet.
Skipetaren (mohammedanische Albanier) führen österreichisch-ungarische Infanteristen ins Gefecht.
 Nach einer Originalzeichnung von M. Fedak.

Im ganzen Abschnitt nördlich und nordöstlich von Berane sowie weiter bis westlich Jpeł beteiligten sich Gruppen von Skipetaren und der albanische Stamm der Vasoje vici an der Führung der österreichisch-ungarischen Truppen durch das Gebirge und am Kampfe gegen die Montenegriner. Das Bild zeigt, wie Skipetaren den österreichisch-ungarischen Infanteristen im Aufstieg behilflich sind und am Feuergefecht sich beteiligen. Die geführte Truppe ist eine Patrouille, die das Gefecht eröffnet. Sie gehört dem deutsch-österreichischen Egerländer-Regiment an.

wurden. Eine noch umfangreichere Sprengung gelang ihnen am nächsten Tage bei Neuville mit dem Erfolg, daß die vorderste feindliche Stellung in einer Breite von 250 Metern erstürmt werden konnte und 71 Mann gefangen genommen wurden. — Ein kurzer Handgranatenkampf führte auch in den Arnonnen zur Besetzung eines feindlichen Grabenstückes. Auf Belfort wurde nach längerer Pause wieder ein Luftangriff unternommen, bei dem besonders die östlichen militärischen Anlagen von schweren Bomben zu leiden hatten. Am 23. Januar griff ein feindliches Luftgeschwader abermals Neß an; nach französischer Meldung waren dabei zwei Gruppen mit zusammen 24 Flugzeugen tätig. 130 Granaten sollen von ihnen auf den Bahnhof und die Kasernen von Neß abgeworfen, aber auch die Wohnung des Bischofs und der Hof eines Lazarett getroffen worden sein. Auch forderte das Unternehmen wieder einige Opfer unter der Zivilbevölkerung. Die Angreifer wurden lebhaft beschossen, und deutsche Flieger stiegen zum Gegenangriff auf, bei dem es gelang, eines der feindlichen Flugzeuge abzuschießen und seine Besatzung gefangen zu nehmen. Gleichzeitig statteten deutsche Angriffsflugzeuge Bahnhöfen und militärischen Anlagen hinter der feindlichen Front einen Besuch ab, wobei sie in einer ganzen Reihe von Luftkämpfen die Oberhand behielten.

In den nächsten Tagen steigerte sich wieder die deutsche Feuerkraft. Am 24. Januar konnten Patrouillen nach schwerer Beschließung der feindlichen Stellungen in Flandern feststellen, daß der Gegner große Verluste erlitten haben mußte; bei dieser Gelegenheit drangen die Patrouillen an einzelnen Stellen in die zerstörten Stellungen ein, machten Gefangene und erbeuteten 4 Minenwerfer. Unter deutschem Artilleriefeuer fielen an diesem Tage auch die jedem im Küstengebiet stehenden Soldaten bekannten (architektonisch wertlosen) Wahrzeichen des Ortes Neuport, der Templeturm und der Turm der Kathedrale, die den Feinden als vortreffliche Beobachtungsstellen gedient hatten; ihre nunmehrige Niederlegung, der erhebliche Beschädigungen bei früheren Angriffen vorangegangen waren, befreite die Deutschen von einer empfindlichen Belästigung und Gefährdung, worüber an der ganzen belgischen Nordseeküste große Befriedigung herrschte.

Nunmehr waren auch an dieser Stelle die Deutschen im Vorteil. Da die von ihnen besetzten Dünen nicht unbeträchtlich höher lagen als die feindlichen Stellungen, so war es ihnen möglich, diese von ihren Plätzen aus zu beobachten, während der Gegner von jetzt an für die Aufklärung auf Flieger, Patrouillen oder Erkundungsvorstöße angewiesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Abschluß der Kämpfe gegen Montenegro.

Von Major a. D. Ernst Morath.
(Hierzu die Bilder Seite 148, 149, 151.)

Als Montenegro seine Kriegserklärung gegen Österreich-Ungarn aussprach, wird vielleicht mancher gedacht haben, daß in dem großen Weltenbrand dieser kleine Gegner für uns keine Rolle spielen würde. Andere wieder werden sich der Geschichte Montenegros erinnern haben, aus der sie lernten, daß noch niemals ein Feind im Innern der „Schwarzen Berge“ seine Fahnen aufpflanzen konnte, und daß die montenegrinischen Truppen — und als solche ist das ganze Volk zu betrachten — in Jahrhunderten nicht ein einziges Mal völlig niedergeworfen wurden. Auch der jüngste Krieg auf dem Balkan, der sich in den Jahren 1912 und 1913 abspielte mit dem Ergebnis, daß die Türkei fast ganz aus ihrem Balkanbesitz herausgedrückt und Serbien erheblich vergrößert wurde, legte Zeugnis dafür ab, daß die Kampffähigkeit des kleinen Montenegro nicht zu unterschätzen war. So gering auch für die heutigen Begriffe die Armee des Königs Nikolaus war — als höchste Zahl kann man bis jetzt 50 000 Mann angeben — so kämpf- und streitlustig trat sie damals in den Balkankrieg und später in den Weltkrieg ein. Aber immer muß man den militärischen Wert der montenegrinischen Streitkräfte nur in unmittelbarer Anlehnung an das eigene Staatsgebiet betrachten. Der Cernagorze läßt sich nicht derartig in Heeresseinheiten disziplinieren, um für kriegerische Maßnahmen großen Stiles wirklich brauchbar zu sein. Neben politischen Gründen, die König Nikolaus bewogen, sich nicht unter den unmittelbaren Oberbefehl Serbiens zu stellen, wirkte auch die Erkenntnis jenes Mangels seines Heeres mit.

Sehr bald nach der Kriegserklärung ging Montenegro gegen die österreichischen Grenzgebiete vor. Es machte einen Vorstoß gegen den südlichsten Zipfel von Dalmatien und besetzte einen Teil der Küste. Es stieß gegen Trebinje vor und versuchte, auch von der Nordgrenze des Landes aus tiefer in das Gebiet der Herzegowina einzudringen. An einigen Stellen wurden die österreichischen Grenzposten verjagt, aber die allgemeine Kriegslage hinderte die Weltmacht, den kleinen, gefährlichen Gegner in seine Schranken zurückzuweisen. Kammen doch damals die russischen Millionenheere gegen die galizische Grenze, während gleichzeitig der serbische Gegner den noch verfügbaren Rest der österreichisch-ungarischen Kräfte auf sich zog. Aber Montenegro besaß nicht die Kraft zu weiter ausholenden Unternehmungen. Es wollte auch nicht allzu viel aufs Spiel setzen und rechnete damit, aus dem sicher erwarteten Sieg unserer anderen Gegner billig Vorteile zu ziehen. Aber der Weltkrieg nahm einen anderen Verlauf, und als im Oktober 1915 die große deutsch-österreichisch-ungarische An-

griffsbewegung, unterstützt von der bulgarischen Armee, von Westen und Norden sowie von Osten gegen Serbien vorgetragen wurde, mußte auch der König von Montenegro seinen Anteil am Kampfe übernehmen.

In den neuen Gebietsteilen, die es im letzten Balkankriege erworben hatte, im ehemaligen Sandschak, vereinigte Montenegro ein Heer von etwa 30 000 Mann. Es foht dort selbständig gegen die Vortruppen einer österreichisch-ungarischen Armee, die die taktische Fühlung mit dem Feinde aufsuchte und zunächst das Gebiet der Herzegowina vom Feinde säuberte. Andere montenegrinische Kräfte verteilten sich an der Westgrenze des Staates vom Drinfluß an bis zum Lovcen und von dort bis zur montenegrinischen Grenze bei Antivari. Ein dritter Teil der montenegrinischen Streitkräfte suchte am oberen Drinfluß zunächst die Verbindung mit den nach Süden abgedrängten Serben vorzubereiten und schloß zugleich die östliche Grenze im Raume der Orte Zpet und Djakova. Überall befanden sich die Truppen Montenegros in sehr festen Stellungen. Östlich erhoben sich im Anschluß an die albanischen Alpen die Berggipfel über 2000 Meter und beherrschten das westliche Ufer des Beli-Drin, westlich war es das alpenartige Gebirge, das sich hoch über die Küste der Adria erhebt und im Lovcen 1750 Meter ansteigt. Ebenso schwierig war das Berggelände südlich und nördlich der oberen Drina.

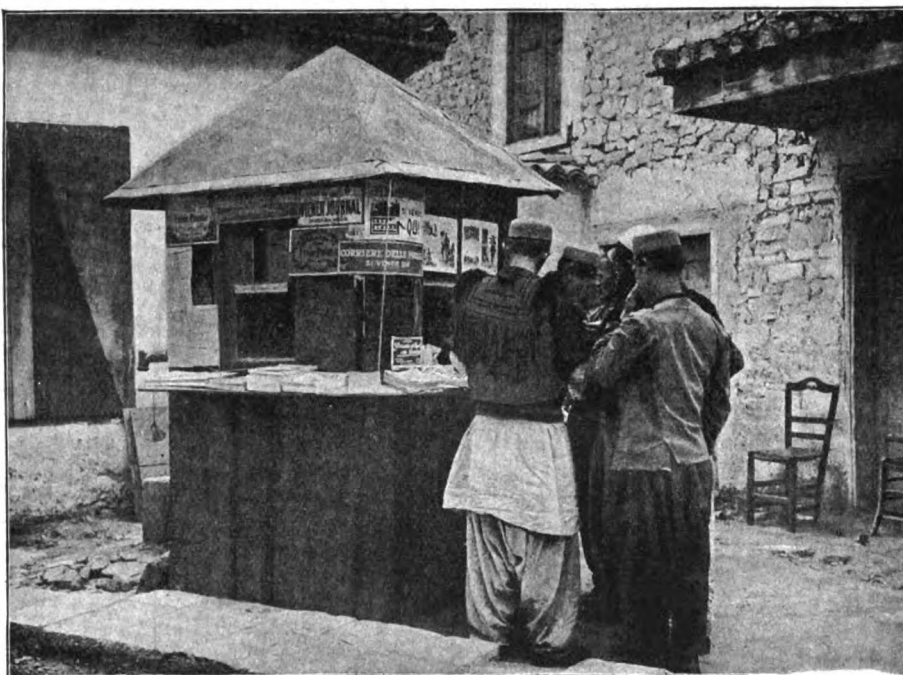
England, Frankreich und Rußland hatten alles erwünschte Kriegsmaterial gesandt und fremdländische Offiziere waren eingetroffen, um den Bau der Stellungen zu beaufsichtigen. Als aber der serbische Gegner seinen inneren Halt verloren hatte und südwärts flüchtete, wurde die montenegrinische, überall verteilte Heereskraft immer enger zusammengepresst. Nach erbitterten Kämpfen im Gebiet des Drinflusses wurde der Tarafluß erreicht. Hier hielten die Österreicher und Ungarn einen Teil des Feindes fest und drangen unterdessen von Osten nach und nach an Berane heran und endlich darüber hinaus, während gleichzeitig von Zpet her der Vorstoß nach Westen in Fluß kam. Einige Wochen Kampfpause waren vorhergegangen und auch nötig geworden. Denn der Winter in den Alpen Montenegros brachte für allen Nachschub und für Umgruppierungen ungeheure Schwierigkeiten mit sich.

Da setzte unvermutet am Morgen des 8. Januar 1916 ein furchtbares Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie gegen das Lovcenplateau ein. Die k. u. k. Marine half wirkungsvoll mit ihrem schweren Geschütz und ein wahrer Feuerstrom prasselte in die festen Stellungen des Feindes auf den Berghöhen nieder. Bald darauf wagte es die im Gebirgskrieg erfahrene Infanterie, den schwierigen Aufstieg vom Meere her über die Felswände zu unternehmen. In der Nacht wurde vorwärts getrocken, und man hatte sich zugleich zu wehren gegen das Feuer

des Feindes und gegen den schweren Sturm, der auf der Adria herrschte. Schon am Morgen des 9. Januar lag man schußbereit den montenegrinischen Wällen dicht gegenüber, und dann begann der Sturm. Die Feinde hatten den Angriff von der Seeseite her nicht für möglich gehalten. Sie wehrten sich verzweifelt, unterlagen aber doch der Kraft der Angreifer. Nach 60-stündigem Kampf stand dieser Teil der Armee Kopf auf der Spitze des Lovcen. Südlich und nördlich

dieses Angriffspunktes waren ebenfalls nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden. 70 Stunden mußte sich der linke Flügel durch die Felsenwildnis bis zu den Höhen von Grahovo durcharbeiten. Dann aber räumte der Feind auf der ganzen Breite seine Stellungen und gab die Hauptstadt des Landes, Cetinje, preis. Schon am 13. Januar bat König Nikolaus um Einleitung der Friedensverhandlungen.

Während die Verhandlungen eröffnet und mit der Waffenstreckung begonnen wurde, nahmen die Operationen im Osten in der Gegend von Berane und im Süden bei Spizza ihren Fortgang. Nach und nach konnten die Österreicher und Ungarn auch die zweite Hauptstadt des Landes, Rijeka, und den Endpunkt der von Antivari heranziehenden Bahn, Virpazar, besetzen. Dann fielen die Städte Niksic und Podgorica in die Hände des Siegers und endlich auch das wichtige Sutari, an dessen schnelle Eroberung niemand geglaubt hatte. Aber die Reste des montenegrinischen Heeres, vermischt mit serbischen Armeeteilen, hatten jeden Halt verloren, und der Hunger, der das ganze Land beherrschte, hatte auch sie zermürbt. Ein kleiner Heeresteil entkam über die albanische Grenze in der Richtung auf Alessio—Durazzo. In allen übrigen Kampfbezirken wurden nach und nach die Waffen gestreckt, und wenn auch König



Albanier vor einem Zeitungsverkaufstand in Durazzo. Phot. A. Grohs, Berlin.

Nikolaus flüchtete, so war doch sein ganzes Königreich in Händen unserer Verbündeten. Österreich-Ungarns Angriffskraft und der Heldennut seiner Truppen hatten sich aufs neue glänzend bewährt.

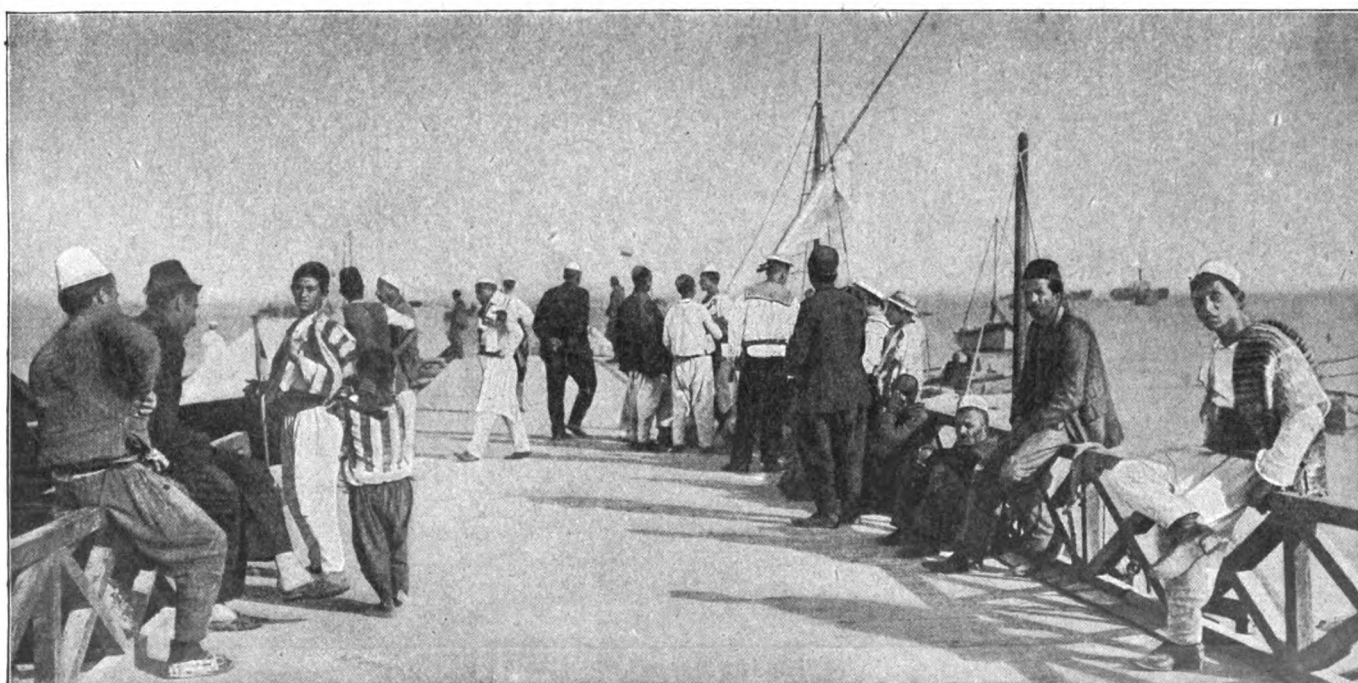
Was kostet ein Kanonenschuß?

Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Wenn man bedenkt, daß von dem Gelde, das ein einziger Schuß aus einer Kanone größeren Kalibers kostet, eine Familie gut

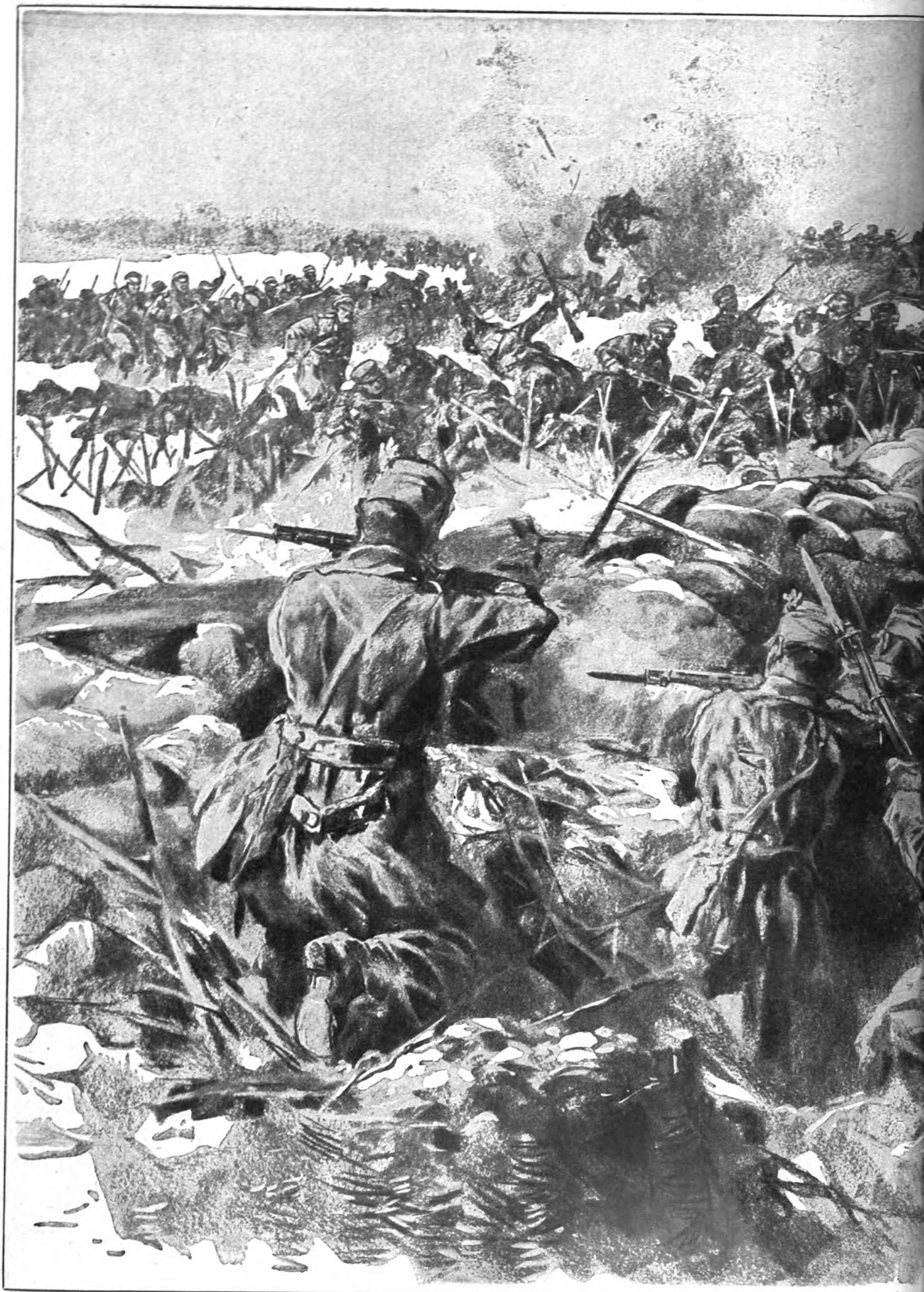
ein volles Jahr leben kann, versteht man recht das alte Wort, daß zum Kriegführen Geld, Geld und abermals Geld nötig sei.

Bei den kleineren Geschützen stellen sich natürlich die Kosten eines Schusses viel niedriger. So kostet zum Beispiel ein Schuß aus einer 7,6-cm-Feldkanone nur 43 Mark, ein solcher aus einer 12-cm-Kanone 121 Mark, während der Schuß einer 15-cm-Haubitze schon auf 186 Mark und der einer 15-cm-Kanone auf 260 Mark zu stehen kommt. Von da an beginnen die Kosten des Kanonenschusses sprunghaft zu steigen.

Für einen Schuß aus einem 30-cm-Mörser muß man bereits mit einem Aufwand von 1293 Mark rechnen. Ein Schuß aus einer 30,5-cm-Kanone stellt sich auf 2168 Mark. Die höchsten Kosten erfordern Schüsse aus 35,6-cm-Kanonen, von denen jeder einen Kostenaufwand von 5200 Mark verursacht. Bei diesen Angaben sind aber die Kosten der Abnutzung des Geschützes nicht mit inbegriffen. Aus einem Geschütz größten Kalibers können höchstens 80 Schuß abgegeben werden, alsdann muß das Geschütz wieder umgegossen werden, da ein genaues Zielen länger nicht möglich ist. Ein Schuß mit einem Torpedo aus unseren vielgerühmten Unterseebooten kostet 10 000 Mark, die Sprengladung des Torpedos allein 5380 Mark.



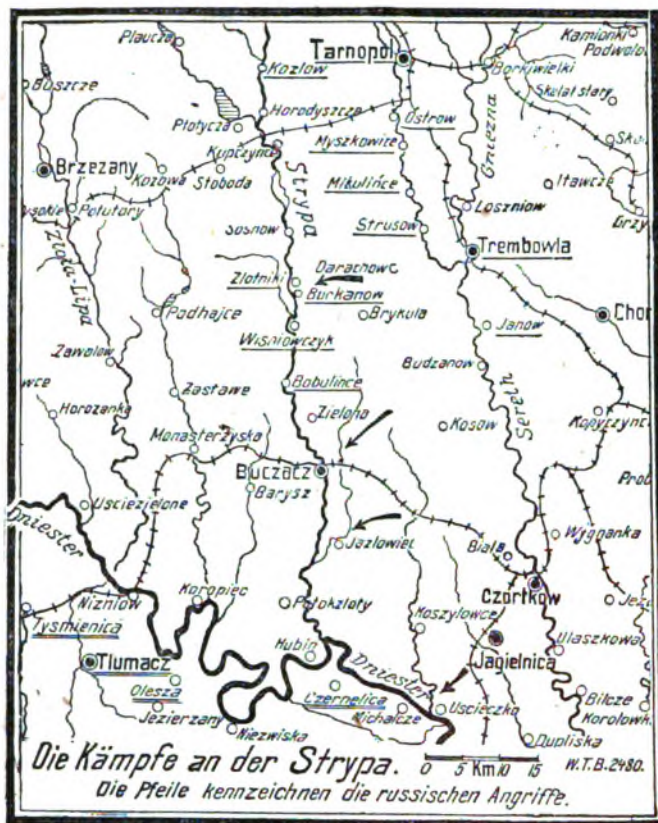
Der Hafen von Durazzo mit albanischen Typen. 404. A. Grohs, Berlin.



Zusammenbruch eines russischen Massene
Nach einer Originalzeichnung



ſs in der Neujahrsoffenſive in Oſtgalizien.
n Profeſſor Anton Hoffmann.



Die Neujahrsschlacht an Pruth, Dnjestr und Strypa.

Von Major a. D. Ernst Morah. (Hierzu Bilder und Kartenskizze Seite 152-154.)

Die russische Strategie hat bei allen Kämpfen, die bisher namentlich gegen Österreich-Ungarn unternommen wurden, eine gewisse Gedankenarmut gezeigt, seit es sich darum handelte, zuerst den Karpathenwall und nachher die von Norden nach Süden über 300 Kilometer lang sich hinziehende Front zu durchbrechen. Wiederum wählte man zum Befehlshaber der russischen Heeresmassen, die zwischen Weihnachten und Neujahr anstürmten, denselben General, der in der Karpathenschlacht des vergangenen Winters und Frühjahr nichts als furchtbare Verluste davongetragen hatte. General Zwanow hatte bereits im Herbst des Jahres 1915 auf Wunsch des Zaren den großen Durchbruchversuch an der ostgalizischen Front unternommen. Politische Gründe waren ausschlaggebend gewesen, denn es galt Rumänien zu betören. Die damalige Schlacht endete für die Russen ergebnislos und fügte ihnen die Einbuße von etwa 75 000 Mann zu. Eine Zeitlang war Ruhe. Dann ereignete sich die Verabschiedung des Generals Rußki, der ein ausgesprochener Gegner des Generals Zwanow war. Während Rußki dahin strebte, die russischen Kampfkräfte zusammenzuhalten und sie nicht überall auf der langen Front zu Teilangriffen zu verwenden, war General Zwanow ein lebhafter Anhänger der unbeschränkten Offensive. In dem Kriegsrat, den der Zar leitete, hat General Zwanow gesiegt, und es wurde ein neuer gewaltsamer Angriff beschlossen. Dazu hatte Rußland im November bereits große Truppenansammlungen an der unteren Donau veranlaßt. Wieder garte es in Rumänien, wie einige Wochen zuvor. Damals unternahm die Vereinigung der russophilen Kreise Rumäniens die sogenannte „nationale Aktion“. Der Zweck war, das neutrale Rumänien in den Strudel des Kampfes hereinzuziehen. Jetzt hoffte man, nach gründlicher Bearbeitung der politischen Kreise Rumäniens durch den Vierverband, aufs neue Unruhen im Lande hervorzurufen, die schließlich den Anschluß Rumäniens an Rußland bewerkstelligen sollten.

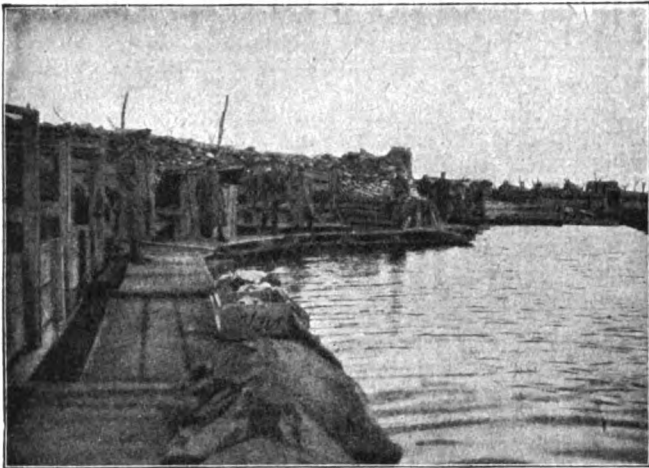
Dem General Zwanow wurde nun als Unterführer der russische General Laurentiew zugeteilt.

Es war derselbe Heerführer, der im Winter des Jahres 1914/15 die mißlungenen Karpathenunternehmungen gegen den rechten Flügel der österreichisch-ungarischen Armee geleitet hatte. Damals drang genannter General durch den Süden der Bukowina hindurch bis hart an die ungarische Grenze. Hier erlitt er aber am Westitaneßpaß eine schwere Niederlage und wurde bald darauf durch den Großfürsten-Heerführer abberufen. Da er aber als Kenner der rumänischen Grenzbevölkerung Bessarabiens und der Bukowina galt, beehrte man ihn aufs neue mit den Angriffen gegen Czernowit—Toporouh.

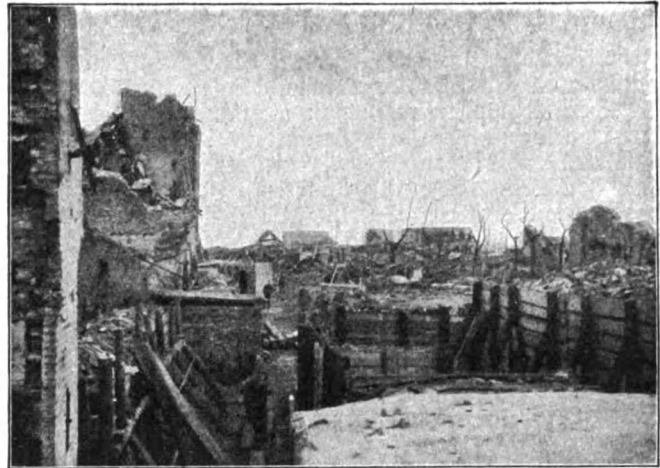
Rußland glaubte uns mit seinen Truppenvorbereitungen überraschen zu können. Es hatte den Telegraph ins neutrale Ausland gesperrt und umgab die Truppenansammlung in Bessarabien mit einem dichten Schleier von Erkundungsabteilungen und Jagdkommandos. Am 20. Dezember 1915 waren die Truppenverschiebungen beendet, und schon wenige Tage später setzte der Angriff ein, dem man überall auf der langen Front bereits entgegensah. Die Russen hatten sich dazu den Weihnachtsabend (24. Dezember) ausgesucht. Ein heftiges Artilleriefeuer aus schwerem und schwerstem Geschütz wurde eröffnet, denn in der Zeit der Vorbereitung waren ein reicher Artilleriepark und große Munitionsvorräte herangeschafft worden. Ununterbrochen brachten Eisenbahnzüge japanische Munition und japanische Kanonen an die Front. Nach vierundzwanzigstündigem Artilleriemassenfeuer begann das Vorgehen der Infanteriekräfte. Nachher aufgefangene Befehle der höheren Truppenführer gaben Zeugnis davon, daß um jeden Preis die Stellung des rechten Flügels der Österreicher und Ungarn genommen werden sollte. Man hatte den Soldaten versprochen, daß sie die russische Weihnacht in Czernowit feiern würden und daß alles zwischen Dnjestr und Pruth gelegene fruchtbare Ackerland unter die Sieger verteilt werden solle. Vorsichtshalber hatte man aber auch einige Regimenter Donkosaken und Tscherkessen herangeschafft, um die Angreifenden, wenn sie weichen sollten, mit Peitsche und Revolver vorwärts zu treiben. In jedem Tage erfolgten neue Durchbruchversuche. Bei einzelnen gelang es den dichten russischen Massen, die bis zu 17 Gliedern stark herandrängten, in die Schützengräben der Verteidiger zu kommen. Aber jedesmal wurden sie durch die ungestüme Tapferkeit, namentlich der Kroaten und Ungarn, wieder hinausgeworfen. Die Armee



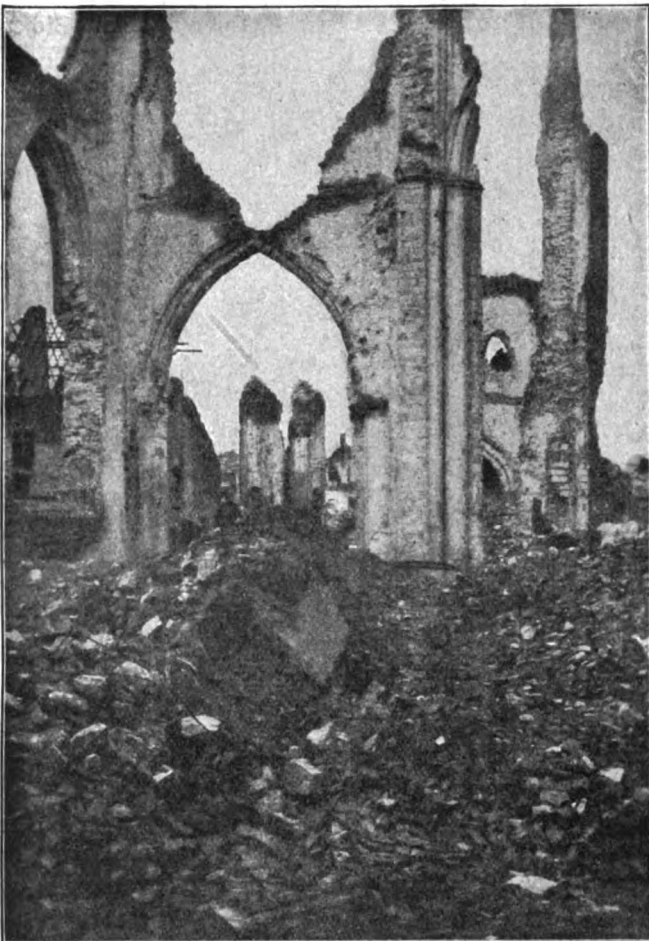
Österreichisch-ungarische Patrouille mit Schneemänteln in der Bukowina.



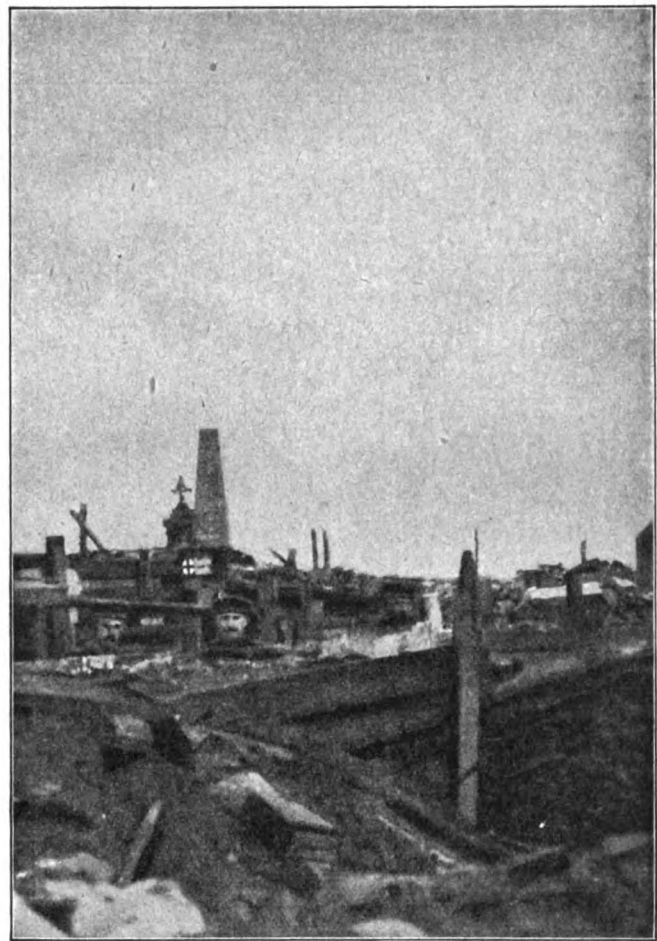
Stellung am Yserkanal.



Stellung in der Nähe des Yserkanals.



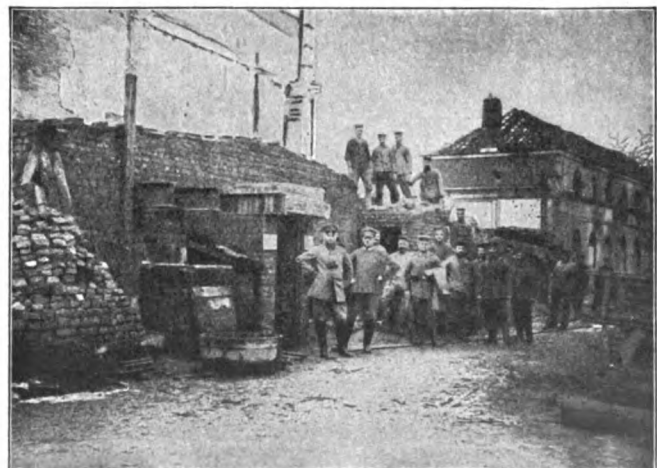
In den Ruinen der Nikolaikirche.



Stellung im alten Friedhof.



Marktplatz mit Rathaus.



Bataillonsunterstand in Dismuiden.

Bilder aus dem zerstörten Dismuiden.

Nach Aufnahmen des Kriegsberichterstatters Eugen Kallschmidt vom Januar 1916.

des Generals v. Pflanzer-Baltin hatte nun schon über ein Jahr lang diesen wichtigen Punkt der Gesamtfront erfolgreich verteidigt. Die Neujahrsschlacht brachte ihr neue Ehren.

Aber die Russen versuchten nicht nur an dieser Stelle durchzudringen. Ein anderer harter Vorstoß wurde gegen den Brückenkopf von Buczac an der Strypa (siehe das Kärtchen Seite 154) unternommen. Dort rannten sie auf die Armee des Grafen Bothmer. Auch nördlich von Burkanow versuchten sie den Übergang zu erzwingen. Aber hier wie dort mußten sie unter außergewöhnlich starken Verlusten zurückfluten. Es war nicht anzunehmen, daß die russische Kraft ausreichen würde, an der Gesamtfront von Tarnopol bis Czernowitz den Angriff dauernd zu nähren. Es stellte sich denn auch bald heraus, daß die Anläufe gegen die Strypalinie nur Scheinbewegungen waren, um den Verteidiger zu verhindern, seine Kräfte zum Dnjestr und zum Pruth zu führen.

Am 30. und 31. Dezember 1915 schöpften die Russen Atem. Immer wieder wurde das Heranföhren frischer Massen nötig, um die Regimenter zu ergänzen. Aber in der Neujahrnacht brachen sie am Dnjestr und bei Toporouh wiederum vor. Gegen letzteren Ort stürmten sie sechsmal hintereinander, zuletzt mit sechs Regimentern zugleich. Tausende von toten Gegnern lagen in den ersten Tagen des Januar 1916 vor den zerstörten Gräben der Verteidiger. Aber überall hatte es erbittertes Handgemenge gegeben (siehe das Bild Seite 152/153). Insgesamt berechnete man den russischen Verlust in der Schlacht, die man vom 24. Dezember bis zum 12. Januar datieren kann, mit 80 000 Toten und Verwundeten, zu denen etwa 10 000 Gefangene kamen. Nicht ein Fußbreit Boden fiel in die Hände der Russen. Aber schon damals deuteten sichere Nachrichten darauf hin, daß der russische Vorstoß nach kurzer Zeit der Ruhe von neuem aufgenommen werden würde. Lag doch für die russische Regierung, also auch wohl für die Heerführung, ein ganz besonderer Grund vor. Zuverlässige Wiener Nachrichten aus Petersburg wußten zu melden, daß man es für unbedingt erforderlich angesehen hatte, die russische Armee vor dem „tödlichen Gift der Untätigkeit“ zu bewahren. Außerdem war man durch die Anwesenheit zahlreicher französischer Offiziere genötigt, immer wieder den Plan des Durchbruchs zu verfolgen, um die westlichen Verbündeten, die auf einen Erfolg warteten, zu befriedigen.

Rumänien, an dessen Grenze sich die blutige und für die Russen ergebnislose Neujahrsschlacht abspielte, hatte aus ihrem Verlauf das Gegenteil dessen entnommen, was Rußland erhofft hatte: die Notwendigkeit, neutral zu bleiben.

Die Ypernfront.

Von Eugen Ralschmidt, Kriegsberichterstatter.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage und die Bilder Seite 155.)

Der Yserkanal bildet über Dixmuiden bis nach Nieuport an die Küste hinunter ungefähr die Grenze zwischen den deutschen und den feindlichen Stellungen. Östlich von Ypern haben wir uns auf einigen Bodenwellen festgesetzt, die unsere Gräben vor dem Ersaufen schützen und unvergleichlich besser zu verteidigen sind als die Stellungen des vorigen Winters. Jetzt leiten wir das Wasser in die Niederung vor uns, wo die Engländer sich plagen müssen. Allerdings haben auch unsere Truppen ordentlich zu schanzten gehabt, bis sie diese Trockenheit und Sauberkeit der vielfältig verzweigten Gräben erreicht hatten. Der Beobachtung durch die feindlichen Flieger in dem ungedeckten Flachlande ständig ausgesetzt, mußten sie die Grabenwandungen und Unterstände viele Meter stark über der

Erde auftragen, denn in die Erde hineingraben konnten sie sich wegen des schnell eindringenden Grundwassers nicht. Fackeln, Schanzkörbe, schwere Stützbalken, Holzrosteln und bretteerne Rinnen, Fässer zum Sammeln des Wassers, Pumpen, Betonklöße für alle möglichen Zwecke — all das mußte hinter der Front vorbereitet und unter dauerndem Artilleriefeuer nach vorn geschafft werden. Im Überschwemmungsgebiet, das bei Dixmuiden beginnt, waren richtige Pfahlbauten mit bretteernen Laufstegen notwendig, um des Wassers Herr zu werden.

In dieser flandrischen Ebene verstummt der Donner der Geschütze selbst in der ersten Morgenfrühe nicht ganz. Nur wenn das Wetter sehr unsichtig ist, haben die Batterien ein wenig Ruhe. Sobald aber die Flieger und die sonstigen Beobachter für die Artillerie arbeiten können, wird auch geschossen. Die Munitionskolonnen haben Tag und Nacht zu tun, und nicht immer wird es ihnen leicht sein, eine so gute Deckung zu finden, wie sie Paul Hen in der farbigen Beilage dieses Heftes zeigt: ein zerstörtes Gehöft, das die zwei schweren Munitionswagen verbirgt. Entdeckt der Feind die Kolonne auf dem Marsch, so kann sie mit Sicherheit in wenigen Minuten eine Lage Granaten erwarten.

Dann müssen die schweren Gänge an Kraft hergeben, was sie haben, um die gefährdete Straße zu überwinden.

Die flandrischen Straßen sind im allgemeinen nicht schlecht: zur Hälfte mit Kopfsteinen gepflastert, zur Hälfte einfacher Landweg. Dieser mag für die leichten zwei- und dreirädrigen Milch- und Gemüsekarren der flämischen Bauern ausreichen, für unsere Geschütze, Lastautos, Munitions- und Proviantkolonnen ist er nicht gebaut, sie zermahlen ihn in wenigen Wochen. Weicht ihn obendrein der Regen auf, so wird das Übel erst recht groß, dann wächst der gepflasterte Steindamm höher und höher, und neben ihm zieht sich eine Sumpfstrecke hin, die eine ganze Stufe tiefer liegt als das Pflaster. Beim Ausweichen muß das eine Gefährt unweigerlich in den Sumpf hinunter, und wie da zum Beispiel eine schwere Munitionskolonne sich wieder auf den festen Pflasterdamm rettet, das mag oft schwere Anstrengung von Mensch und Tier kosten. Abtrags werden alle diese Straßen mit den schräg nach Osten gewehten Pappeln nach und nach ausgebessert. Die belgischen Fabrikarbeiter, die

zumeist arbeitslos sind, aber auch die Kleinpächter vom Lande finden hier bei der Heeresverwaltung leidlichen Verdienst. Gefangene Russen helfen dabei mit. Um die Straßen nach Möglichkeit zu entlasten, werden auch die Wasserwege benützt, soweit sie nicht unter Feuer liegen.

Es scheint, daß die Belgier in diesem Winter die Schleusen am Yserkanal nicht wieder so blindlings geöffnet haben wie im Vorjahre, wo zwar das eindringende Seewasser unser Vorgehen verhinderte, zugleich aber auch dem Feind ein unüberwindliches Hindernis bot und obendrein das schöne fette Marschland wohl auf ein Jahrzehnt hinaus verwüstete.

Die Überschwemmung blieb diesmal in den durchschnittlichen Grenzen des jährlichen Flußwassers. Die weiten Wiesen um Dixmuiden traten schon im Januar saftig grün aus dem weichenden Wasserspiegel heraus. Schwärme von Kiebitzen und Wildenten, auch vereinzelt Fischreiher ließen sich durch den Kriegslärm nicht stören, und ebensowenig das friedlich grasende Rindvieh. Wo die Felder ein wenig abgetrocknet sind, adern die Bauern. Man könnte manchmal meinen, der Krieg sei weit fort in ferne Lande gezogen. Bis das Auge auf eine ausgebrannte Kirchenruine stößt, oder auf eine Mühle, deren Flügel sich wie eine Hutkrempe um den runden Ziegelturm gelegt haben.

In manchen Dörfern, die der Beschließung weniger



Portrait. G. Rood, Berlin.

Generalmajor Tappen.
Abteilungsleiter beim Stabe des Generalstabs des Feldheers, erhielt den Orden Pour le Mérite.

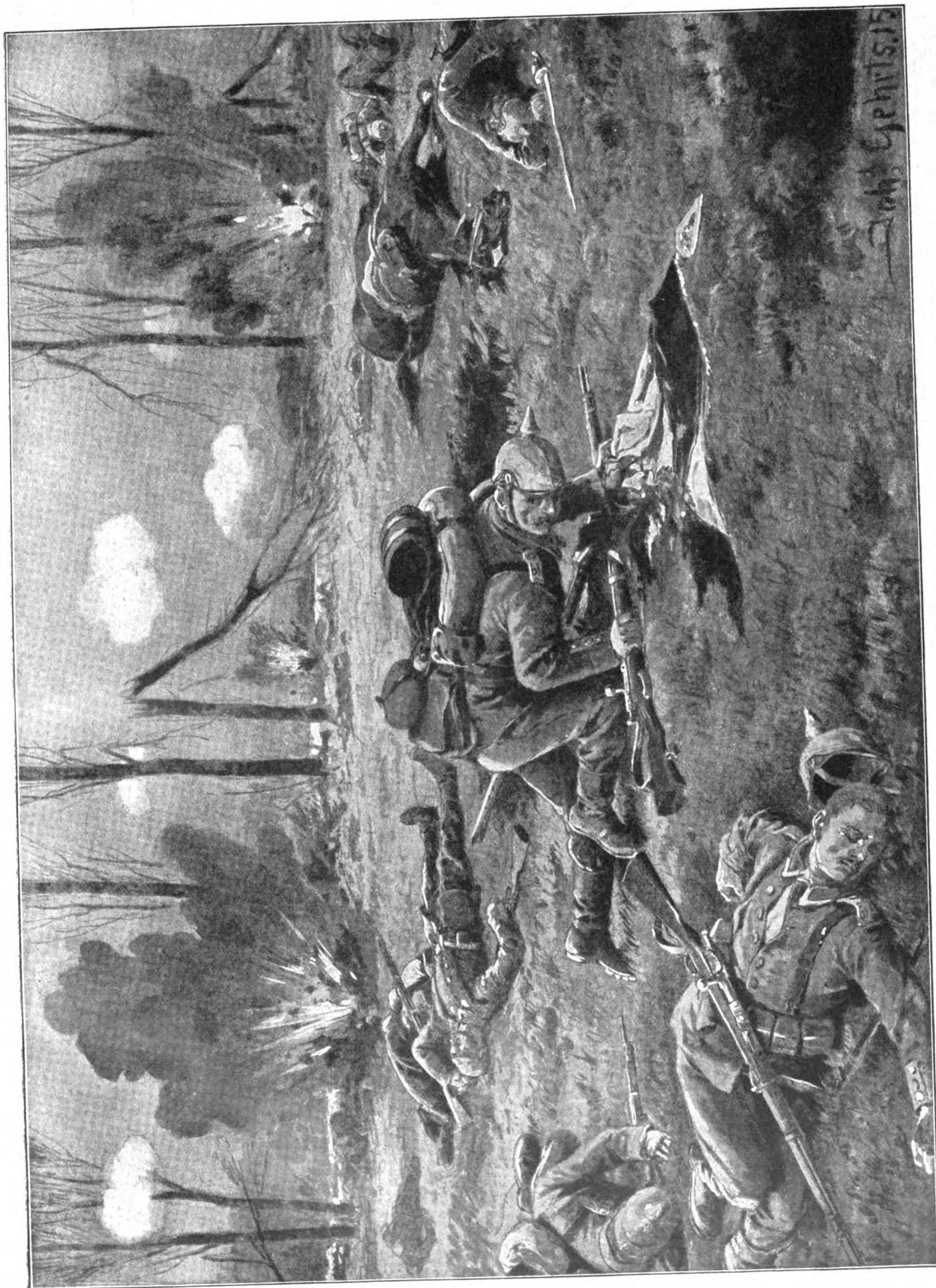


Aus den Kämpfen um Ypern: Schwere Munition
Nach einem Original



Spolonne in Deckung hinter einer Ferme in Fortnin.
Gemälde von Paul Hey.





Rettung der Fahne des 61. Reserve-Infanterieregiments.
 Nach einer Originalzeichnung von Johs. G. H. 15.

ausgekehrt sind, bauen unsere Leute die zerstörten Hütten wieder aus. So manches neue rote Ziegeldach und mancher neue Schornstein ist mir begegnet. Gewiß, wir tun das zunächst unsretwegen, um trodene und saubere Quartiere für die ausruhenden Truppen zu haben. Aber es sind doch bleibende Werte auch für friedlichere Zeiten. „Die Schornsteine müssen wieder rauchen! So haben wir's Anno Siebzig gehalten, und so handeln wir auch jetzt,“ sagte mir ein Regimentskommandeur, der uns mit Stolz durch seine mustergültigen Stellungen führte, aber kaum weniger stolz auf die Tatsache war, daß er sechzig Schweine aus seiner Mastanstalt zur Zucht nach Ostpreußen hatte abgeben können. Er erzählte freudig von den kleinen Blumengärten, die sich seine Mannschaft anlegt, ohne dazu angehalten zu werden. Die Bauern, die keine Gartenpflege kennen, wundern sich nicht wenig über die deutschen Soldaten. Zum Teil sind sie aus dem Feuerbereich geflüchtet, und einzelne kommen dann und wann zurück, um irgendwelche vergrabenen Schätze zu heben. Dann wundern sie sich erst recht, daß man sie ruhig damit abziehen läßt, ohne ihnen einen Heller wegzunehmen.

Städte wie Dixmuiden (siehe die Bilder Seite 155) und Ypern, Dörfer wie Langemark und Zonnebeker sind

Retten einer Regimentsfahne.

(Hierzu das Bild Seite 157.)

Nachdem schon vor längerer Zeit die Fahne des 61. Infanterieregiments unter großen Gefahren durch einen Musketier des Regiments gerettet worden war, ist auch die Fahne des 61. Reserve-regiments in einem Gefecht in Ostpreußen in der größten Gefahr gewesen, in die Hände der Russen zu fallen. Wie dem „B. L.“ geschrieben wird, lag das Reserveinfanterieregiment im heftigsten Granatfeuer und konnte keine aussichtsvolle Gegenbewegung ausführen. Beim Vorgehen war auch der Fahrenträger des ersten Bataillons verwundet worden und mit der Fahne in der Hand zusammengebrochen. Er lag mitten im Kampffelde vor der Front des Regiments. Da das ganze Gelände vom Feinde besonders stark mit Geschossen aller Art überschüttet wurde und ein In-Sicherheit-Bringen der Fahne unmöglich schien, bestand wenig Aussicht, das Ehrenzeichen noch zu retten. Auf einen Aufruf hin meldeten sich jedoch sechs Freiwillige, die den Versuch wagen wollten, die Fahne zurückzuholen. Von den sechs Mutigen kam jedoch nur ein einziger zurück; aber er brachte die Fahne mit. Am Boden kriechend, in der einen Hand die Fahne, in der anderen sein Gewehr tragend, langte er, mit Jubel begrüßt, bei den Seinen an. Wer auch er mußte seine mutige Tat mit einer Verwundung bezahlen. Ihn wurde die eine Hand durchschossen. Der tapfere Errecker der Fahne ist der Monteur Wilhelm Petrowski aus Danzig. Er erhielt für seine Tat das Eisene Kreuz.

Marineluftfahrwesen und Flotte im modernen Kriege.

1.

Wasserflugzeuge und ihre Erfolge im Aufklärungsdienst für die Flotte.

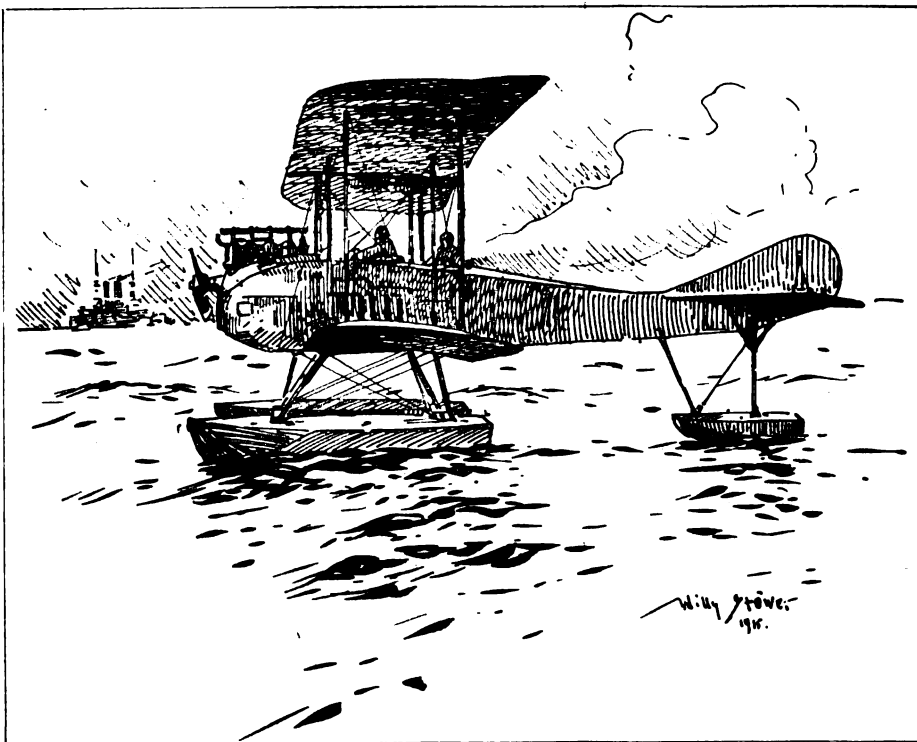
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 158–160.)

Nicht allein beim Landheer hat das Flugwesen Umwälzungen in Taktik und Schießtechnik hervorgerufen, sondern auch in der Marine. Statt der bekannten Landflugzeuge, die am Untergerüst mit Rädern versehen sind, um ein Auffliegen und Niedergehen „im Schwung“ zu ermöglichen, bedient man sich dort der uns Binnenländern noch neuen Wasserflugzeuge. Es sind das Flugzeuge, die mit „Schwimmern“ an Stelle der Räder ausgerüstet sind (siehe Abbildung Seite 158 und 159 oben) und deshalb vom Wasser aus starten oder sich beim Herunterkommen auf ihm niederlassen können (siehe auch die Abbildungen Seite 160). Die neuen russischen Curtiß-Flugboote (siehe Abbildung Seite 159 unten), die rein äußerlich betrachtet ein Doppel Ding zwischen Schiff und Flugzeug zu sein scheinen, haben den Nachteil einer gewissen Schwerfälligkeit.

Neue Versuche zur Lösung der Forderung auf Seetüchtigkeit wurden durch den Krieg unterbrochen, der die völlige Ausnützung der vorhandenen Mittel, die Konzentration aller Kräfte forderte und auch zu jedem waghalsigen Versuch die Möglichkeit schuf, sofern letzterer nur einigermaßen Aussicht auf Erfolg bot. Unsere Landflugzeuge kümmerten sich nicht mehr wie bisher um schönes oder schlechtes Wetter, sondern flogen, wann es befohlen wurde. Die Wasserflugzeuge vergeudeten keine Zeit und kein Material weiter mit neuen Versuchen, sondern verzichteten vorerst zugunsten der taktischen Erfolge auf Seetüchtigkeit. In den Dardanellen flog Leutnant Sandler als Führer und Kapitän Hussein als Beobachter sogar mit Landflugzeugen über See nach Lemnos auf die Gefahr hin, beim Verlassen des Motors über dem Meere wie ein Sack unterzugehen. Was wog den tapferen Piloten in unserem Kampf eine Gefahr mehr oder weniger!

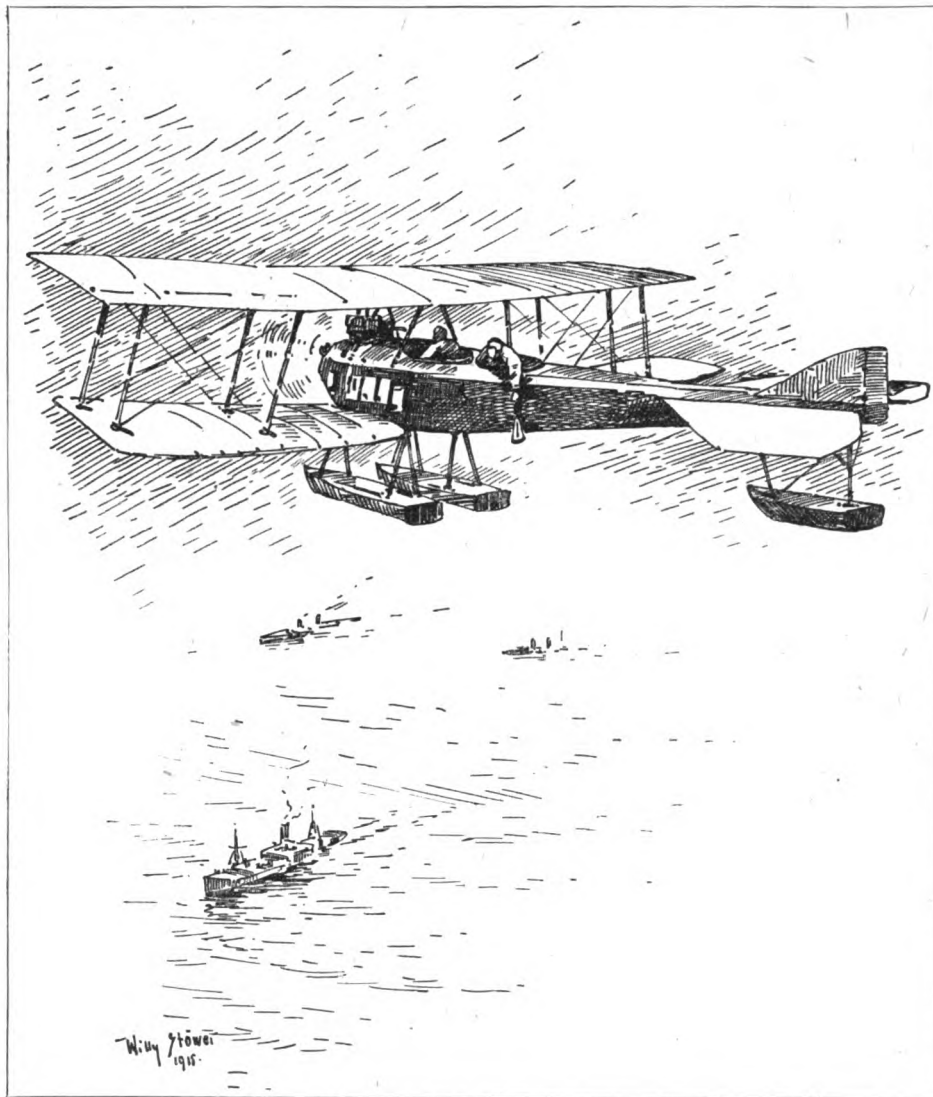
Wenn man bedenkt, daß ein Wasserflugzeug einen



Wasserflugzeug von der Seite.

natürlich ausgestorben. Dixmuiden zum Beispiel bietet ein vollkommenes und trostloses Bild der Zerstörung (siehe auch Band II Seite 34).

Bevor die kleine, im Lauf der Jahrhunderte fast eingeschlafene Stadt durch unsere jungen Truppen am 10. November 1914 gestürmt wurde, bekam sie unsere Zweiundvierziger zu kosten und wachte darüber mit Entsetzen auf. Die alte Nikolauskirche mit dem berühmten Lettner, das Rathaus am weiten Marktplatz, die alten Bürgerhäuser, zum Teil noch gotischen Ursprungs, wurden Opfer des Krieges. Die Belgier zogen sich über den Kanal zurück, sprengten die Brücken und warfen gewaltige Verschanzungen auf. Was von der Stadt noch stand, schoß die belgische Artillerie von nun an erbarmungslos in Trümmer. Kein Tag verging ohne die übliche Beschießung des Trümmerhaufens, der einmal Dixmuiden war. Kaum minder schwer hat Ypern gelitten. Gespensterhaft erheben sich seine zerstörten drei Kirchen, die Luchhallen und die Reste der kleineren gotischen Bauten aus dem grauen Dunst der weiten Ebene. Tote Städte und erstorbene Dörfer — aber auch viele Tausende und aber Tausende tapferer Kämpfer ruhen hier! Vielleicht an keiner anderen Stelle unserer weiten Schlachtfrent reden die weißen Kreuze der vielen Soldatenfriedhöfe eine so laute und schmerz bewegte Sprache wie an der blutgetränkten Ypernfront.



Wasserflugzeug im Fluge.

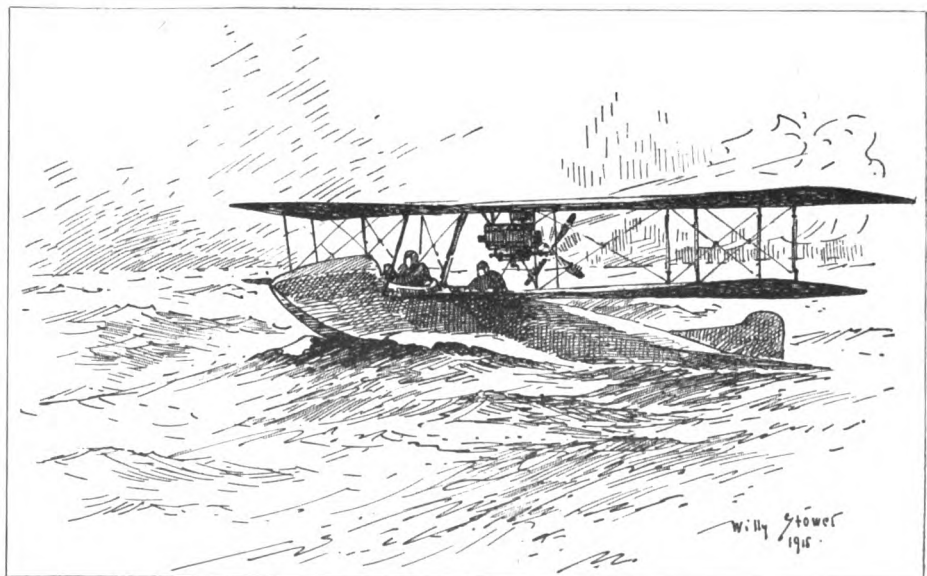
Wert von 40 000 Mark haben mag und nur zwei Mann als Besatzung beansprucht, ein einziger Dreadnought dagegen mehr kostet und mehr Personal benötigt als 500 Flugzeuge, so wird man verstehen, warum das Wasserflugzeug in der Luft neben dem Unterseeboot in der Tiefe dazu berufen scheint, allmählich eine völlige Umgestaltung der Anschauungen herbeizuführen. So nennt eine amerikanische Zeitung im Hinblick darauf jeden Dreadnought, der mit dem Gelde gebaut wird, das man nach ihrer Ansicht besser für Wasserflugzeuge anlegen würde, eine Geldverschwendung. —

Vor Beantwortung der Frage, welche neuen Vorteile der Aufklärungsdienst des Marineflugwesens für die eigene Flotte mit sich gebracht habe, muß man eine Dreiteilung vornehmen in Aufklärung gegen feindliche Stellungen zu Land und Wasser, Aufklärung gegen Minen, Aufklärung gegen Unterseeboote.

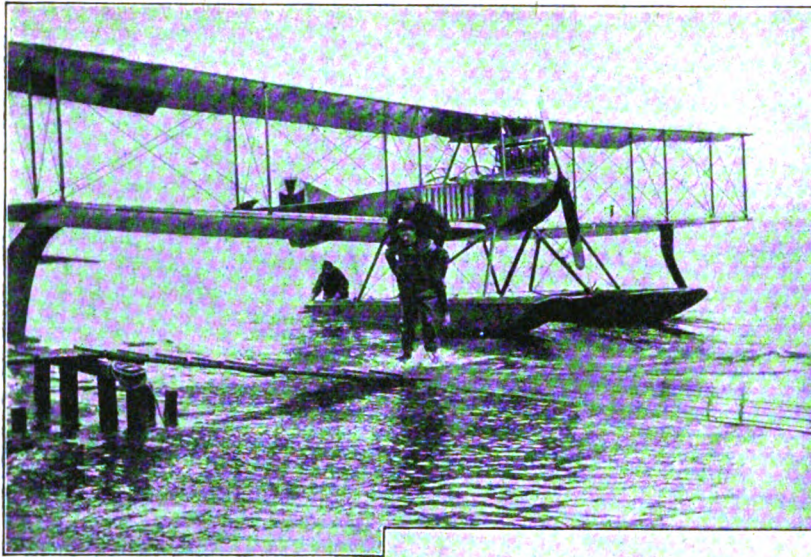
Schon der Aufsatz über Flugzeugmutter-schiffe (Band III Seite 417 ff.) hat gezeigt, welchen Ausweg man gefunden hat, um der Seeuntüchtigkeit der Wasserflugzeuge etwas nachzuhelfen. Man hat den Flugplatz vom Festlande auf das Meer verlegt zugunsten eines kürzeren und schnelleren Anfluges gegen den Feind. Besonders auf See ist das nicht unwichtig, weil die neuzeitlichen Seeschlachten in bedeutend weiterer Entfernung der Gegner beginnen, als sie bei Gefechten zu Lande Platz greift. Ein weites Gebiet der Tätigkeit bietet sich den Wasserflugzeugen beim Auf-

klären gegen feindliche Hafenanlagen, von denen man nicht weiß, wie viele feindliche Schiffe sie bergen. Der Heldentod des Grafen von Spee, der sich anfangs wenigen Schiffen gegenüber glaubte, bis immer mehr aus der schützenden Bucht auftauchten, ist noch in aller Munde. Die Aufklärung der Wasserflugzeuge gegen den Meerbusen von Riga (Band III Seite 418/419), die so gute Ergebnisse zeitigte, ist das Gegenstück dazu. Ein weiterer Vorteil der Aufklärung durch Wasserflugzeuge ist das schnellere Erkennen der Zahl, Formation und Art feindlicher Schiffe auf offenem Meere, da man aus der Höhe einen weiteren Überblick hat. Ferner kann die Seebasis von Vorteil sein bei Kämpfen im Küstengebiet, sei es vor, während oder nach der Landung. So berichtet „Daily Mail“ von einem Versuch der englischen Flugzeuge, von England aus nach dem Flug über den Kanal noch einige Aufgaben mit Bombenabwürfen zu lösen, die jedoch mißlangen. Neben dem glaubhaften Grund, den die Zeitung für das Mißlingen angibt, nämlich ungünstiges Wetter, mag dabei wohl auch eine Ermüdung der Nerven mitgespielt haben, was natürlich von ihr nicht erwähnt wird. Die Übersetzung sei nachfolgend auszugsweise wiedergegeben: „Am 11. Februar halb 9 Uhr morgens überflogen die britischen Flugzeuge, die gerade von England herübergeflogen waren, die Festung Düntfichen gegen Westen zu, um über die deutschen Stellungen zu kommen. Da sie auf dichte Schneewolken stießen, konnten nur drei von den vier nach einer

Stunde zurückkehren. Eine Maschine fiel bei Düntfichen ins Meer und wurde abgeschleppt, nachdem der Führer gerettet worden war. [Ein Landflugzeug wäre bei derartigen Niedergang verloren gewesen.] Der Fliegerangriff wurde deshalb bis zur Nacht verschoben. Dann startete ein Flugzeug nach dem anderen. Wenn eines seine Bomben über Seebrücke abgeworfen hatte und zur Seebasis zurückkehrte, stieg das nächste auf. Englische und französische Landflugzeuge unterstützten die Aufklärung und die Beschließung, indem sie von ihrem Flugplatz aus aufstiegen.“ Auch am



Curtis-Flugboot in Fahrt.



Der Führer eines Wasserflugzeuges wird an der Landungsstelle durch einen Matrosen in wasserdichtem Dlangzug an Land gebracht.

12. Februar fand ein derartiges Massenaufreten von Wasserflugzeugen statt.

Daß Wasserflugzeuge mit einer Seebasis oft besonders günstig verwendet werden, um gegen Gebiete zu wirken, die weit hinter der feindlichen Front liegen, zeigt der türkische Kriegsschauplatz. Der von den Engländern besetzte Küstenstreifen an den Dardanellen bot für die Anlage eines Flugplatzes keine Gelegenheit. Andererseits war der Weg von Lemnos den Engländern für die Erkundungsflüge zu weit. Deshalb verwendeten sie Flugzeugmutter-schiffe als Seebasis, die sie möglichst nahe an die Front vorstoben. Natürlich stets außerhalb der Schußweite von Küstenbatterien. Nicht ungeschickt angelegt war ferner ihr Versuch, im Dezember 1914 von der Seeherseite her gegen Konstantinopel vorzugehen. Drei Kanaldampfer brachten die Wasserflugzeuge ein gutes Stück der deutschen Küste entgegen. Daß die Flieger nachher trotzdem so gut wie gar keine Erfolge erzielten, lag an anderen Umständen. Engländerseits war ihnen die Lösung ihrer Aufgaben so leicht wie nur irgend möglich gemacht worden.

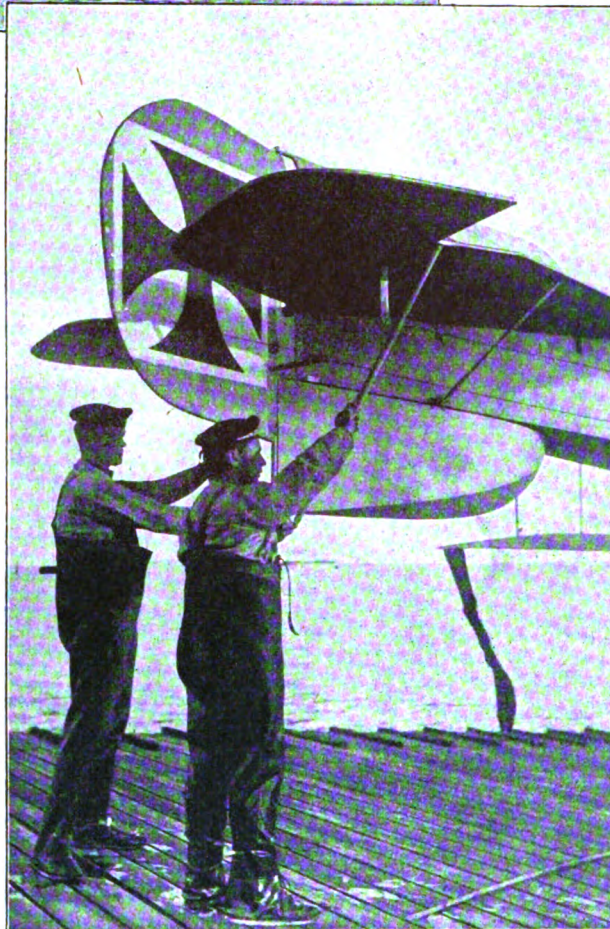
In weitesten Kreisen bekannt wurde die Aufklärung der Marineluftschiffe gegen England. Immer näher kamen sie mit jeder neuen Fahrt der City von London, bis es eines Nachts plötzlich Bomben regnete. Nicht uninteressant ist eine Bemerkung in englischen Zeitschriften über Weddighens Tat: „Die Zerstörung der drei britischen Kreuzer in der Nordsee geschah durch die Aufklärung eines Marineluftschiffes; dieses leitete das Unterseeboot, das jene versenkte.“ Gewiß, es ist nicht unmöglich, daß die Ausfindung des U-Bootes damals auf Grund der Aufklärungsergebnisse eines Marineluftschiffes erfolgte, doch entziehen sich Einzelheiten darüber unserer Kenntnis.

Die Aufklärung gegen Minen ist eine Kriegserfahrung, die ein seltsamer Zufall einen Staat machen ließ, der damals noch gar nicht am

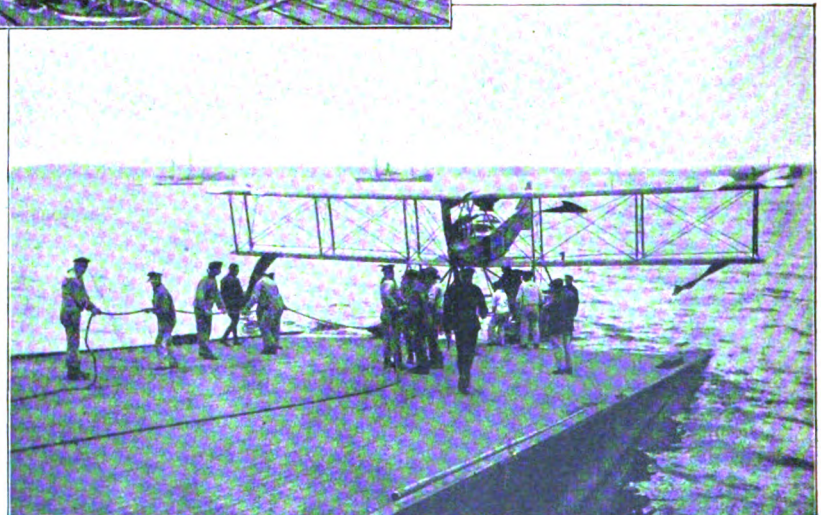
Kriege beteiligt war: Italien. Im Oktober 1914 kreuzte das italienische Luftschiff P 4 über dem Adriatischen Meere und entdeckte dabei, wie gut sich Minen beobachten ließen, die sich von ihrer Verankerung losgerissen hatten. Es handelte sich damals um österreichisch-ungarische Minen. Seither scheint ein ähnliches Verfahren sowohl von den Engländern vor den Dardanellen, als von uns gegen den Kanal und gegen Riga angewendet worden zu sein. Auf jeden Fall beeinflussen Windstärke, Wölbengang und Beleuchtung die Beobachtungen in günstiger Weise. — Die Aufklärung gegen Unterseeboote wurde schon einmal im Frieden angewandt. Als wenige Monate vor Kriegsbeginn das englische U-Boot A V bei Plymouth untergegangen war, sandten die Briten ein Flugzeug auf die Suche, das das untergegangene Boot bald gefunden hatte. So-

wohl im Riga'schen Meerbusen wie in den Dardanellen vernahm man vom Auffinden feindlicher U-Boote durch Wasserflugzeuge. Ebenso gute Erfahrungen haben unsere Marineluftschiffe auf dem Weg nach England gemacht. In englischen Marinekreisen wurde schon Klage geführt, wie es habe geschehen können, daß immer wieder feindliche U-Boote nicht nur Kreuzer un-gesehen angriffen, sondern sogar wieder unentdeckt entrannten. In mehreren ihrer Tageszeitungen fand sogar der Ruf nach einer größeren Anzahl von Wasserflugzeugen für jedes Geschwader lauten Widerhall, da man in ihnen die Retter aus der Unterseebootgefahr erblickte. Neuerdings scheinen einige ihrer Truppentransportschiffe aus demselben Grunde von Flugzeugen begleitet zu werden. Daß diese Neuerung vorläufig noch keine endgültige Lösung bedeutet, zeigt am besten die Mitte Oktober 1915 deutscherseits gemeldete Torpedierung von drei Transportdampfern mit je 2000 Mann Hilfsvölkern und ihrer Ausrüstung an Verpflegung und Munition.

(Ein weiterer Aufsatz wird folgen.)



Ein Wasserflugzeug, zur Abfahrt bereit, wird von Matrosen auf das Wasser gebracht, wobei diese bis ins Wasser hineingehen.



Matrosen beim Einbringen eines Wasserflugzeuges am Landungsteg.

Bilder von der Marinefliegerschule in Kiel.

Nach photographischen Aufnahmen von A. Groß, Berlin.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Am 24. Januar machten die Deutschen nach erfolgreichen Minensprengungen einen Angriff östlich von Neuville und nahmen die vorderste feindliche Stellung, wobei 3 französische Maschinengewehre erbeutet und über 100 Gefangene gemacht wurden. Um diesen Erfolg wettzumachen, gingen die Franzosen noch am nämlichen und ebenso am folgenden Tage mit äußerst heftigen Gegenstößen vor, mit denen sie jedoch nichts erreichten.

Obwohl die Deutschen bei Neuville nur einige hundert Meter der französischen Stellung in ihre Hand gebracht hatten, wurde das Ereignis in der französischen Presse doch mit großer Beunruhigung besprochen; man verhehlte sich nicht, daß nach den Erfahrungen des 24. Januar die französische Verteidigungslinie nicht mehr als sonnerschütterlich feststehend gelten konnte, wie man bisher angenommen hatte. Der deutsche Erfolg vom genannten Tage erschien den französischen Militärkritikern als ein Beweis, daß sich dem Gegner auch für die Folge, wenn er seine Angriffe rechtzeitig durch die nötigen Verstärkungen ausnütze, die besten Aussichten eröffneten.

Diese Kritiker bekamen schon sehr bald recht, insofern ein erneuter Vorstoß der Deutschen am 26. Januar beiderseits der Straße Vimy-Neuville, der wieder durch erfolgreiche Sprengungen eingeleitet worden war, die französische Stellung in einer Breite von 500 bis 600 Metern in deutschen Besitz brachte, wobei etwa 50 Mann gefangen genommen und 1 Maschinengewehr sowie 3 Minenwerfer erbeutet wurden. Französische Gegenangriffe waren auch diesmal fruchtlos. In der neu gewonnenen Stellung wie auch in den früher eroberten Gräben hatten sich die Deutschen schwerer Handgranatenangriffe zu erwehren. Am 27. gewannen die Franzosen bei Neuville einen Sprengtrichter zurück, erlitten dabei aber durch deutsche Handgranaten schwere Verluste und büßten weitere vier Maschinengewehre nebst zwei Schleudermaschinen ein. — Im Anschluß an die vorhergegangenen Kämpfe erstürmten die Deutschen am 28. Januar nordöstlich von Neuville die französische Stellung nordwestlich des Gehöftes La Folie in einer Ausdehnung von 1500 Metern, wobei sie 240 Mann zu Gefangenen machten und 9 Maschinengewehre erbeuteten. Bei ihren

Versuchen, die verlorenen Stellungen zurückzuerobern, wurden die Franzosen immer wieder geworfen; nur einen weiteren Sprengtrichter zu dem am 27. Januar genommenen konnten sie besetzen. Nicht weit von dem Schauplatz dieser Zusammenstöße, bei St.-Laurent in der Nähe von Arras, wurde den Franzosen, ebenfalls am 28., im Sturm eine Häusergruppe entzissen.

An den nächsten Tagen unternahmen die Franzosen an allen Punkten der ihnen verloren gegangenen Stellungen Wiedereroberungsversuche, erreichten aber nur, daß sich die Zahl der Gefangenen von La Folie am 30. Januar auf 318 Mann erhöhte, während die Beute an Maschinengewehren

auf 11 stieg. Weder hier noch näher bei Neuville hatten die Franzosen Erfolg, obwohl sie ihr Artilleriefeuer, besonders am Nachmittag des 2. Februars, zu größter Heftigkeit steigerten.

Obgleich die Deutschen im Westen sogar nach den Angaben der Feinde in der Minderheit waren, führte ein kühner, gutvorbereiteter Sturm sie auch noch an einem anderen Punkte der Front zu einem starken Erfolg. Am 28. Januar, dem Tage von La Folie und St.-Laurent, eroberten sie südlich der Somme das Dorf Frise (siehe die Bilder Seite 163) und die sich anschließende französische Stellung in einer Breite von rund 3500 und einer Tiefe von 1000 Metern. Dabei ließen die Franzosen über 900 unverwundete Gefangene, 13

Maschinengewehre und 4 Minenwerfer in der Hand der Sieger, wozu am nächsten Tage etwa 350 weitere Gefangene kamen.

Im letzten Drittel des Januars war es an der ganzen Front lebhafter zugegangen. Am 24. griffen deutsche Flugzeuggeschwader abermals die militärischen Anlagen von Nancy an und belegten sie ausgiebig mit Bomben. Auch Baccarat mit seinen Fabriken wurde zum

Ziel eines Luftangriffs gemacht. Bei dieser im übrigen glücklichen Unternehmung hatte die deutsche Flugflotte den Verlust eines ihrer besten Flieger zu beklagen, des Leutnants Böhm, der als Führer eines Fokker-Eindeckers wegen Motorschadens bei Ensisheim niedergehen mußte und tödlich verunglückte. Dem jungen Fliegeroffizier war im Lauf des Krieges — er war damals noch Unteroffizier (vgl. Band III Seite 434 bis 436) — die Ehre zuteil geworden, im Heeres-



Vom Zeppelinbesuch in Paris am 29. Januar 1916.
Ein fünfstöckiges Haus wurde von einer Bombe glatt durchschlagen.

bericht genannt zu werden wegen der Kühnheit, mit der er bei Freiburg i. B. aus einem französischen Angriffschwader zwei Flugzeuge heruntergeholt hatte. — Nordwestlich von Thiaucourt fiel am 24. Januar bei St.-Venoit ein französischer Doppeldecker unverfehrt in deutsche Hände. Am 25. Januar erfolgten große deutsche Flugzeugangriffe auf La Panne, Loo und Béhune in Flandern.

An demselben Tage nahmen die Franzosen in den Arronnen Sprengungen vor und verschütteten auf einer kleinen Strecke einen deutschen Graben. Bei Höhe 285 nordöstlich von La Chalade machten sich die Deutschen die französischen Sprengungen zunutze: sie brachten den im Anschluß an die Sprengung unternommenen feindlichen Angriff zum Scheitern und setzten sich in einem Sprengtrichter fest. Letzteres gelang auch wieder am 27. Januar.

In der Nacht zum 28. Januar griffen die französischen Flieger wieder einmal die offene Stadt Freiburg i. B. an, wobei ein Soldat und zwei Zivilisten verletzt, im übrigen aber kein erheblicher Schaden angerichtet wurde. In Erwiderung dieses Besuchs erfolgten an den Abenden des 29. und des 30. Januars Zeppelinangriffe auf Paris. Am 29. um neun Uhr abends wurde in der Stadt Lärm geschlagen, da ein Luftschiffangriff bevorstehe. Feuerwehrlente durcheilten die Hauptstraßen und gaben Hornsignale, Flieger stiegen auf, Scheinwerfer suchten den Himmel ab. Gegen

hatte eine Bombe die Decke der Untergrundbahn durchschlagen. Zahlreiche Häuser waren vollständig zertrümmert (siehe Bild Seite 161). Die Beunruhigung und Erregung der Bevölkerung war sehr groß und fand auch in der Presse lebhaften Ausdruck. Ebenso kamen die Vorgänge am 1. Februar in der Kammer zur Sprache. — Als Nebenwirkung der letzten Fliegerbesuche über Paris und Mittelengland war festzustellen, daß fortan weder die englische noch die französische Presse die Stirn fand, die deutsche Überlegenheit im Luftkampf in Zweifel zu ziehen.

Der Kampf zu Lande war währenddessen wieder zu kleineren, rein örtlichen Gefechten zusammengeschrumpft, die aber überall mit großer Erbitterung durchgekämpft wurden. Kleinere englische Abteilungen, die am 31. Januar gegen die deutschen Stellungen westlich von Messines einen Handstreich unternahmen, wurden mit Verlusten zurückgetrieben, nachdem sie sich an einer Stelle vorübergehend in einem deutschen Graben festgesetzt hatten. Nördlich von Fricourt waren es dagegen deutsche Truppen, die den Gegner durch einen Handstreich überraschten, in die englische Stellung eindrangen und, ohne eigene Verluste erlitten zu haben, mit einer Anzahl Gefangener zurückkehrten. Gleichfalls bei Fricourt wurde der Feind durch deutsches Feuer gehindert, einen von ihm gesprengten Trichter zu besetzen. Südlich der Somme wurde den Franzosen im Handgranatenkampf

weiterer Boden abgewonnen. — Der Artilleriekampf, der in diesen Tagen auf der ganzen Front mit vermehrter Gewalt wütete, wurde am 1. Februar auf feindlicher Seite namentlich in einzelnen Abschnitten der Champagne und in den Vogesen östlich St.-Dié sehr lebhaft. Auch Lens lag an diesem Tage wieder unter schwerem feindlichen Feuer. Deutsche Abwehrgeschütze nahen sich südwestlich von Chauny ein feindliches Großkampfflugzeug zum Ziel, brachten es zum Absturz und machten die Insassen zu Gefangenen.

Am 3. Februar wurde die starke Beschießung der französischen Stellungen durch die Deutschen auf einen bedeutend breiteren Frontabschnitt aus-



Frankreichs letzte Reserven. Einziehung der Jahressklasse 1917.

Die jungen Leute, die fast noch Kindern gleichen, wurden zu Beginn des Jahres 1916 in Frankreich unter die Waffen gerufen, um so rasch wie möglich zu Soldaten ausgebildet und an die Front geschickt zu werden.

elf Uhr nachts flog der Zeppelin in etwa 3500 bis 4000 Meter Höhe über der Stadt dahin, und kurz darauf waren die schweren Explosionen seiner Bomben zu hören. Gleich die ersten französischen Berichte gestanden schwere Materialverluste und Menschenopfer ein; 33 Tote und mindestens 42 Verwundete sollte der Angriff gefordert haben. Wohl hatten sich die Abwehrgeschütze so lebhaft wie möglich betätigt; es war ihnen aber nicht gelungen, einen Zeppelin herunterzuholen. Als Grund dafür wurde von den Franzosen der sehr dichte Nebel angeführt, der Paris an dem Abend bedeckte und den die stärksten Scheinwerfer nicht zu durchdringen vermochten. — Am nächsten Abend um neun Uhr fünfzig Minuten ertönte neuer Luftschiffalarm in Paris, und wieder wurden Zeppeline auf dem Fluge in der Richtung Paris gemeldet. In kürzester Zeit war die Stadt in Dunkel gehüllt. Polizisten löschten mit langen Stöcken die Straßenlaternen und klopften an die Fenster der Erdgeschosse, in denen sie Licht gewahrten; die Feuerwehrlente blies andauernd das allen Parisern schon geläufige Signal: „In die Keller.“ Kurz nach zehn Uhr traf das Luftschiff ein und warf angeblich zehn Bomben ab, die wieder schweren Schaden anrichteten.

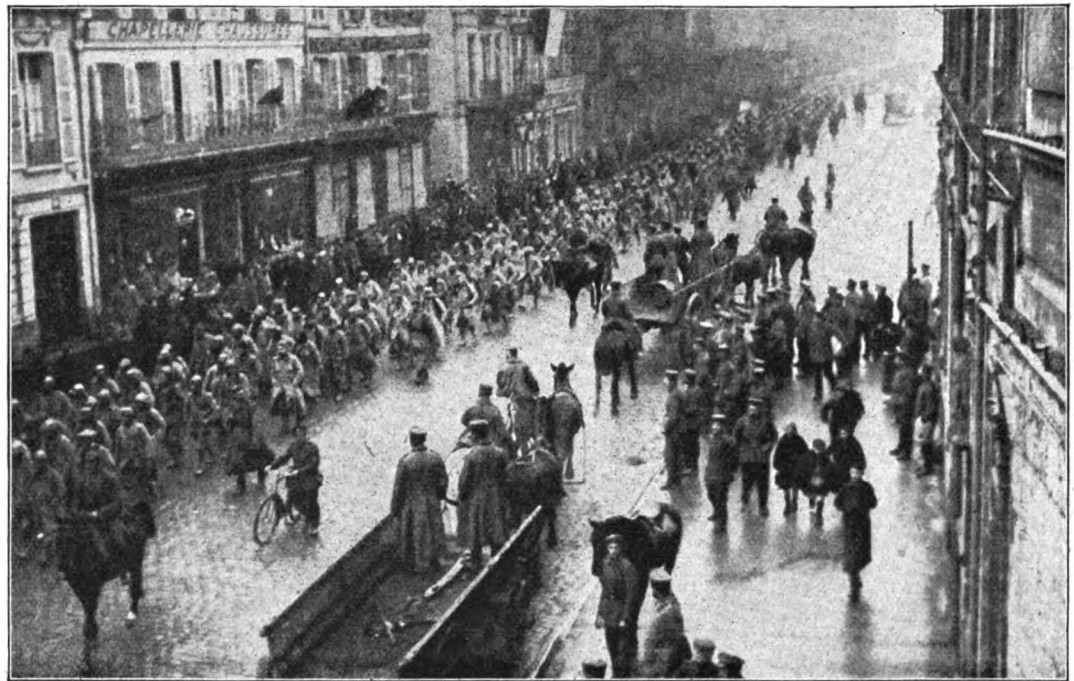
Am meisten hatte das 20. Arrondissement gelitten, und innerhalb dieses wieder waren die zahlreichsten Geschosse über den Straßen niedergegangen, die über den Boulevard Rochecouart zu der auf dem Montmartre gelegenen Herz-Jesu-Kirche hinaufführen. An einer Stelle

gedehnt, was den Gegner zu heftiger Erwiderung veranlaßte. Bei Hullysch besetzten an diesem Tage deutsche Truppen zwei von den Engländern zur Erleichterung der Annäherung vor der deutschen Front gesprengte Trichter. Auch im Luftkampf brachte der 3. Februar einen schönen Erfolg: deutsche Flieger schossen in der Gegend von Péronne ein englisches und ein französisches Kampfflugzeug ab; drei der Insassen blieben tot, der vierte, ein französischer Beobachtungs-offizier, wurde schwer verwundet. Einer der beiden Trichter, die die Deutschen den Engländern bei Hullysch weggenommen hatten, wurde durch eine nochmalige englische Sprengung verschüttet. Westlich von Marle fiel ein französischer Kampfdoppeldecker, dessen Führer sich verirrt hatte, völlig unverfehrt in deutsche Hände. — Bei Loos und bei Neuville fanden Anfang Februar ausgedehnte Handgranatenangriffe statt. Auch südlich der Somme wurde hauptsächlich mit dieser Waffe gekämpft. Einen ihrer dortigen Vorstöße hatten die Franzosen durch mörderisches Wurfminenfeuer vorbereitet; doch auch dieser Angriff verblutete im deutschen Artilleriefeuer. Die Engländer machten sich in jenen Tagen besonders südlich des Kanals von La Bassée bemerkbar, hatten aber keinerlei Erfolg zu verzeichnen.

Ein nicht gering anzuschlagender Gewinn der starken Betätigung deutscher Artillerie lag in dem durch die gegnerische Erwiderung nötig werdenden starken Munitionsverbrauch, während doch Franzosen wie Engländer im Hinblick auf künftige Durchbruchversuche gerade nach Zusammen-

haltung und Vermehrung ihrer Munition trachten mußten; waren sie doch der Meinung, daß ihr jüngster Durchbruchversuch nur darum nicht zu einem vollen Erfolge geführt habe, weil sich in den entscheidenden Augenblicken die Munitionsbestände als bereits erschöpft erwiesen hätten. Auch sahen sich die Franzosen durch die Gesamtwirkung der im einzelnen oft nicht bedeutenden, aber zahlreichen Zusammenstöße mit einer allmählichen Abbröckelung (siehe die nebenstehenden Bilder) und schließlich Erschöpfung ihres Menschenmaterials bedroht, mit dem sie doch fast mehr noch als mit der Artilleriemunition haushälterisch umzugehen allen Grund hatten.

Die französische Regierung hatte sich immer noch nicht entschlossen, dem deutschen und auch dem englischen Beispiel folgend, eine Liste der Gefallenen zu veröffentlichen, so daß das Land hinsichtlich der Größe seiner Mannschaftsverluste nicht klar sah. Das allgemeine Empfinden, daß sie gewaltig hoch sein mußten, wirkte darum nicht minder beunruhigend, zumal in Anbetracht der Einziehung des Jahrgangs 1917 (siehe Bild Seite 162). Trotz aller Vorsicht waren übrigens einige Verlustziffern in die Öffentlichkeit gedrungen, die eine deutliche Sprache redeten. Bezeichnend war auch, daß die Beamtenschaft der dem französischen Kriegsministerium angegliederten Abteilung zur Regelung der den Nachlaß von Militärpersonen betreffenden Fragen von einem Friedenstand von 70 auf 944 Köpfe angewachsen war. Während in Friedenszeiten nur 7000 im Dienst verunglückte ehemalige Soldaten Pensionen bezogen, waren es jetzt schon über eine Million. Diese Ziffer verriet eine ungeheure Schwächung der französischen Volkskraft und erklärte zur Genüge die Kriegsverdroffenheit sehr breiter Kreise, die allmählich die Neigung verloren, erfundenen Meldungen von drohender Revolution und Hungersnot in Deutschland ferner-



Zum großen Erfolg bei Péronne und Feife. Über 900 gefangene Franzosen auf dem Marsche zum Bahnhof von Péronne. Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin.



Durchmarsch französischer Gefangener durch eine von den Deutschen besetzte Stadt in der Champagne. Phot. H. Sennede, Berlin.



Die Verladung der französischen Gefangenen zur Fahrt nach Deutschland. Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin.

hin Glauben zu schenken. Und selbst die Presse brachte vielfach schon nicht mehr die Zuversichtlichkeit auf, mit neuen Siegesnachrichten aufzuwarten, zu denen die von der Front eintreffenden endlosen Verwundetenzüge immer weniger stimmen wollten.

* * *

An der **italienischen Front** kehrte nach Mitte Januar einige Ruhe ein, insofern im wesentlichen nur Artilleriekämpfe stattfanden. Diese allerdings waren immer noch heftig genug. Namentlich an der Dolomitenfront, am Brückenkopf von Tolmein und an dem immer noch heißumstrittenen Brückenkopf von Görz feuerte die der österreichisch-ungarischen an Geschützanzahl und Munition überlegene italienische Artillerie in gewohnter Weise heraus, was die Rohre hergeben wollten. Demgegenüber waren die k. u. k. Truppen mit Erfolg bemüht, durch sparsame Verwendung ihres Artilleriematerials und sorgfältiges Zielen einen Ausgleich zu schaffen.

Trotz dieser artilleristischen Betätigung war aber eine gewisse Angriffsmüdigkeit der Italiener besonders an der Doberdofront nicht länger zu verkennen. Zu weniger bedeutenden Ereignissen kam es am 18. und 22. Januar noch am Tolmeiner Brückenkopf und bei Lusern, am 22. und 23. am Rombonhangen. In allen diesen Fällen waren die Italiener im Nachteil.

Erst der 24. Januar brachte bei dem heißumstrittenen Oslavija wieder ernstere Zusammenstöße, die am 26. alle zugunsten der Österreicher und Ungarn endeten. Ein beträchtlicher Teil der italienischen Stellungen, 1200 Gefangene, 2 Maschinengewehre kamen in ihren Besitz. An demselben Tage wurden auch noch schwere Angriffe der Italiener gegen die Podgora, den Monte San Michele und die österreichisch-ungarischen Stellungen östlich von Monfalcone abgewiesen, was eine womöglich noch gesteigerte Tätigkeit ihrer Artillerie zur Folge hatte, so daß es fast den Anschein gewann, als fürchteten die Italiener ernstlich einen feindlichen Durchbruch.

Infanterievorstöße unterblieben in den nächsten Tagen fast an der ganzen Front. Erst am 1. Februar waren im Suganatale westlich von Roncegno hartnäckige Angriffe eines italienischen Bataillons abzuweisen. Auch unternahmen die Österreicher und Ungarn am Col di Lana ihrerseits Angriffe, wobei sie eine italienische Sappenstellung im Handgemein nahmen und sprengten. Nachdem die österreichisch-ungarischen Truppen am 2. Februar zunächst durch Sappenangriffe ihre Stellungen am Tolmeiner Brückenkopf erweitert hatten, stießen sie noch weiter über das bis dahin dort von ihnen besetzt gehaltene Gebiet vor und zwangen die Italiener, sich auf die Hänge westlich der Straße Ginja-Selo zurückzuziehen. — Dieser Mißerfolg hinderte indessen Cadorna nicht, den verlustreichen Vorgang in seinen Berichten als einen Fortschritt der italienischen Waffen hinzustellen. Die Wahrheit war, daß die Österreicher und Ungarn ihre



Stellungen jetzt gegenüber der Zeit zu Beginn des Krieges beträchtlich vorgeschoben hatten, während es damals von Kennern als unmöglich bezeichnet worden war, auch nur die anfänglichen Stellungen gegen die italienische Übermacht dauernd zu behaupten.

Auch im Kampf zur See hatten die Österreicher und Ungarn die Reihe ihrer Erfolge zu mehrten verstanden. Ihre Tätigkeit in der Adria stand nach der Niederwerfung Montenegro in engem Zusammenhang mit den Vorgängen in Albanien. Mittel- und Südalbanien waren zu einem neuen Kampfsplatz der Italiener geworden, dessen Behauptung sie sich nach Möglichkeit angelegen sein ließen, zumal Albanien von jeher ein Ziel italienischer Begehrlichkeit gewesen war.

In Montenegro war seit dem 15. Januar kein Schuß

**Österreichische
Artillerie
marsch in
Nach einer
Fritz vander Venne**



ungarische
dem Vor-
Albanien.
alzeichnung von
r Venne.

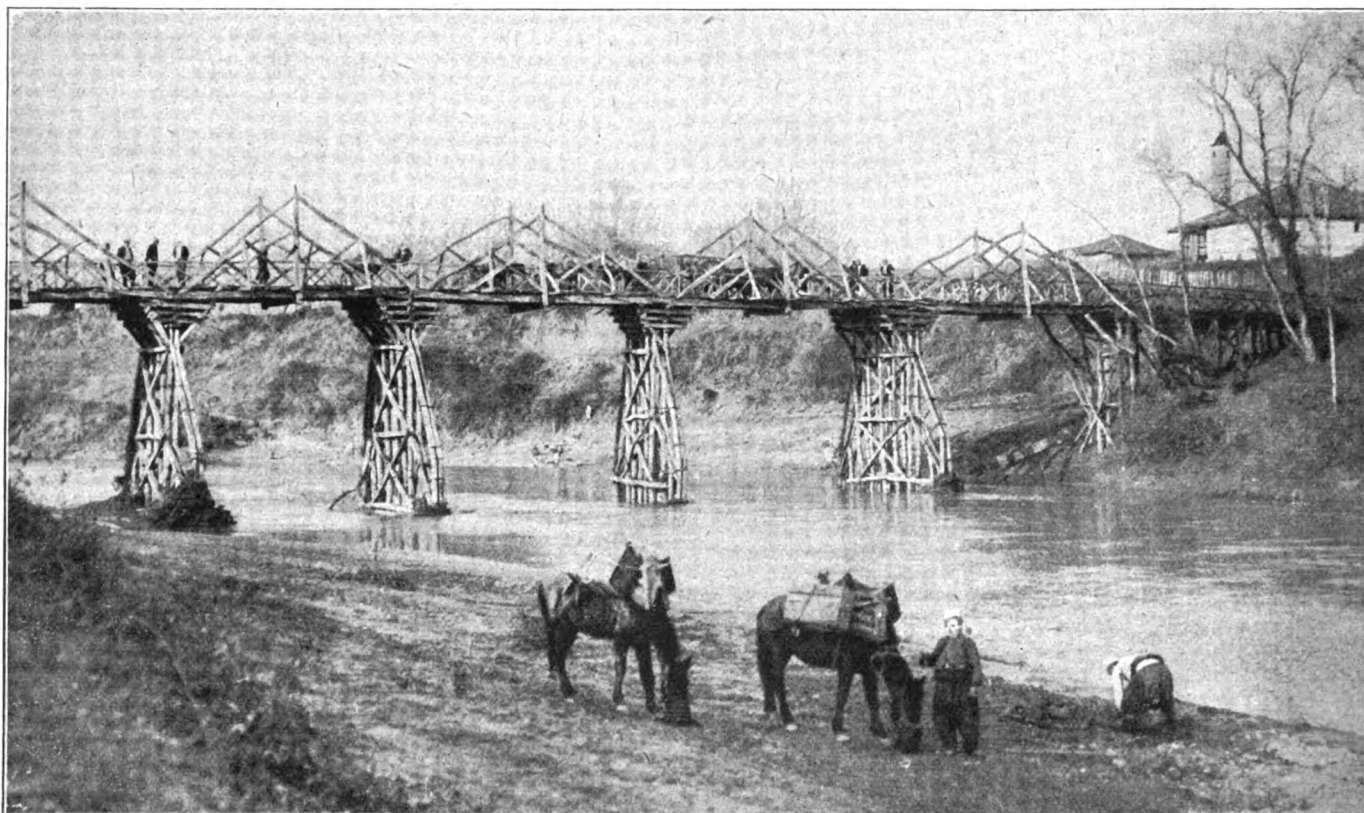
mehr auf die Angreifer gefallen trotz der Märchen, die montenegrinische Generale mit Unterstützung der Bierverbandspreste zu verbreiten bemüht waren. Am 17. besetzten die Sieger unter Erbeutung von 20 Stahlkanonen Virpazar und Rijeka. Die Waffenstreckung schritt mittlerweile ungestört fort, wobei sich im Nordosten Montenegros bis zum 22. Januar auch noch 1500 Serben gefangen gaben. Bis zu diesem Tage besetzten die Sieger auch die Adriaufhäfen Antivari und Dulcigno. Am 23. rückten sie sodann in Niksic, Danilovgrad und Podgorika ein, von den sich nach dem Frieden sehnennden Montenegrinern vielfach freundlich aufgenommen und festlich begrüßt. Ein Zwischenfall ereignete sich nur in Podgorika. Hier war kurz vor dem Eintreffen der Sieger die Bevölkerung dadurch in große Unruhe ver-

setzt worden, daß Malissorenbanden, durch Bestechungsgelder des Bierverbandes verleitet, über die nordalbanische Grenze in den Ort eingefallen waren, um die Montenegriner zum Widerstand gegen die Österreicher und Ungarn zu zwingen. Die sich daraus entwickelnden blutigen Reibereien hörten mit dem Erscheinen der Sieger augenblicklich auf, und schon nach Ablauf der ersten Februarwoche erklärten sich alle Stämme der Malissoren sogar offen für Österreich, so daß aus ihnen die Vorhut der gegen die Italiener ziehenden k. u. k. Truppen gebildet werden konnte. — Wie vollständig jeder Widerstand gebrochen war, ging am klarsten daraus hervor, daß die einst heißumstrittene Stadt Skutari zu großer Bewunderung der Balkanbevölkerung ohne Widerstand in die Hände der anrückenden Österreicher und Ungarn fiel. Einige tausend Serben, die die Besatzung Skutaris bildeten, hatten es geraten gefunden, es gar nicht erst auf eine Kampfprobe antommen zu lassen, sondern vorher abzugeben. Die Beute von Skutari bestand aus 12 Geschützen, 2 Maschinengewehren und über 500 Gewehren. — Die Lage in Montenegro blieb auch nach den nicht unbedenklichen Übergangstagen, in denen dem kriegerischen Volke die Waffenablieferung als schmachvolle Zumutung erschien, gleichmäßig ruhig. Einschließlich der Beute vom Lovcen vereinigten die Hauptstammesstellen schon am 28. Januar 314 Geschütze, mehr als 50 000 Gewehre und 50 Maschinengewehre; doch war die Zählung an diesem Tage noch nicht abgeschlossen.

Unter Erbeutung vieler Vorräte aller Art hatten österreichisch-ungarische Truppen auch Alessio in Albanien und den Adriaufhafen San Giovanni di Medua besetzt, wo die Sieger 2 Geschütze, sehr viel Artilleriematerial und beträchtliche Vorräte an Kaffee und Getreide vorfanden. Langsam marschierten die österreichisch-ungarischen Truppen weiter in Albanien ein und erreichten am 1. Februar kampflos das Südufer des Matiflusses. Weder diesen Übergang noch den wichtigen Hafen San Giovanni di Medua hatten die Italiener und ihr Parteigänger Essad Pascha zu verteidigen gesucht. Bei der Besetzung des genannten

Hafens hatte die österreichisch-ungarische Flotte Gelegenheit gefunden, dem Feinde ein Schiff wegzunehmen. Es war der „König Albert“, ein ehemaliger Dampfer des Norddeutschen Lloyd, den die Engländer im Kriege gefapert und dann den Italienern überlassen hatten. Dieser Dampfer war zur Aufnahme von 300 serbischen Flüchtlingen nach San Giovanni geschickt und im dortigen Hafen von einem österreichisch-ungarischen Flugzeug entdeckt worden, das seine Beobachtung an ein U-Boot der k. u. k. Flotte weitergab. Von diesem gestellt, mußte es sich der „König Albert“ gefallen lassen, von einem Torpedobootzerstörer in die Bocche di Cattaro verbracht zu werden.

Beim weiteren Vordringen in Nordalbanien (siehe obiges Bild) wurde von den österreichisch-ungarischen Streit-



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die große Holzbrücke bei Sjaß (die einzige Zufahrtsstraße nach Durazzo), die von dem zurückweichenden feindlichen Heer abgebrochen wurde.

kräften am 2. Februar die Gegend westlich von Krupa erreicht und tags darauf der Ort besetzt. Während die Italiener Durazzo (siehe die Bilder Seite 166 und 167) eifrig für die Verteidigung instand setzten, wurden sie von den gegnerischen Fliegern empfindlich belästigt. Am 2. Februar erhielt auch Balona den Besuch österreichisch-ungarischer Flieger, von denen Hafenanlagen, Kriegsschiffe und Zeltlager erfolgreich mit Bomben beworfen wurden. Eines der Flugzeuge erhielt im schweren Feuer der Abwehrgeschütze zwei Treffer in den Motor und mußte sich auf die wegen eines der gefürchteten Vorrastürme hochgehenden Meeresswoge niederlassen. Da ging Leutnant Konjovic, der Führer des kleinen Geschwaders, mit seiner Maschine dicht neben dem beschädigten Flugzeug auf die See nieder (siehe Bild Seite 169). Es glückte ihm trotz fortwährender Beschießung, dessen Insassen, die beide unverfehrt geblieben waren, in seinem Flugzeug zu bergen; ja, er konnte sogar noch das beschädigte, obwohl nun auch zwei feindliche Torpedobootzerstörer in voller Fahrt herankamen, gründlich unbrauchbar machen, bevor er, eben noch zur rechten Zeit, mit der doppelten Besatzung wieder aufstieg und nach einem Fluge von 220 Kilometern wohlbehalten die Bucht von Cattaro erreichte.

Auch gegen die italienische Ostküste unternahm die österreichisch-ungarische Flotte am 3. Februar wieder einen Vorstoß. Es waren mehrere Kreuzer, die mit Erfolg die Bahnhöfe von Ortona und San Vito nebst einigen Magazinen, einer Fabrik und einem Schwimmkran beschossen; außerdem zerstörten sie nördlich Ortona eine Eisenbahnbrücke über den Ariello, worauf sie unbehelligt an ihren Ausgangspunkt zurückkehrten.

An demselben Tage erreichten die Österreicher und Ungarn mit ihren Spitzen den Ischmißfluß in Nordalbanien. Ungeachtet der Schwierigkeiten, die der Winter dem Vormarsch in dem schon ohnehin unwirtlichen Gelände mit seiner unzuverlässigen Bevölkerung entgegensetzte, ließ die bisherige Entwicklung entscheidende Ereignisse erwarten, denen die Italiener mit nicht geringer Unruhe entgegenzusehen. Und in der Tat stießen die österreichisch-ungarischen Spitzen schon am 7. Februar in der Nähe von Durazzo mit einer serbischen Erkundungsgruppe zusammen, die dem Vorstoß der schwachen k. u. k. Abteilungen weichen mußte. Die italienische Presse suchte den Vorfall zwar noch als belanglos hinzustellen und bezeichnete es als sehr unwahrscheinlich, daß die Österreicher und Ungarn jetzt schon einen Angriff auf die albanische Hauptstadt planen sollten. Die

italienische Heeresleitung aber sah sich bereits veranlaßt, bei Durazzo größere Truppenmassen zusammenzuziehen, die nach und nach auf mindestens zwei kriegsstarke Divisionen gebracht wurden.

In diesen Tagen ließ der italienische Ministerpräsident Salandra in verschiedenen Reden, die er gelegentlich einer Reise hielt, durchblicken, daß er mit dem noch immer für den Krieg eintretenden Teil der Presse nicht mehr ganz übereinstimmte. Von irgendwelcher Zuversicht lag nichts in seinen Worten; ja er brauchte einmal sogar den Ausdruck: „wir, die wir vielleicht müde geworden sind“, eine Wendung, die überall, auch im Auslande, gewissermaßen als ein amtlicher Beweis für die selbst von der Regierung nicht mehr zu leugnende italienische Kriegsunlust aufgefaßt wurde. Zu verwundern war dieser Stimmungsumschwung nicht. Der Krieg hatte den Italienern nach ihrer eigenen Schätzung an Toten, Verwundeten und Kranken bisher schon 600 000 Mann gekostet. Dazu kam, daß die Zustände in der italienischen Armee von Tag zu Tag unhaltbarer wurden; obwohl der Sanitätsdienst noch ziemlich befriedigend arbeitete, forderten doch Cholera und Dysenterie immer schwerere Opfer. Die Soldaten waren des Kampfes müde und folgten dem „Avanti“ der Offiziere nur noch mit Widerstreben, und vielfach kam es sogar zu Fällen von Gehorsamsverweigerung.

Eine Ausnahme machte nur noch die italienische Luftflotte, die über ausgezeichnete Kampfflugzeuge verfügte und eine lebhafteste Tätigkeit entfaltete. Wenn auch Luftkämpfe größeren Stils vermieden wurden, freisten italienische Flieger doch unermüdlich mit ihren vorzüglichen Caproni-Farman-Apparaten über den österreichisch-ungarischen Stellungen. Am 3. Februar nachmittags beging einer von ihnen eine Neutralitätsverletzung, indem er über Lugano erschien und in weitem Bogen über Malcantone und den schweizerischen Stellungen in der Gegend des Monte Cenere manövierte. Die Schweizer richteten mit Geschützen und Maschinengewehren ein lebhaftes Feuer gegen den Italiener und brachten ihn bei Cadempino nieder. Der Apparat wies zwanzig Schußlöcher auf; der Flieger namens Giacomo Barbatti war unverletzt und wurde wegen der Landung auf Schweizer Gebiet festgenommen.

An der russischen Front schritten die Österreicher und Ungarn nach langen Wochen der Verteidigung ebenfalls zu Angriffen, durch die sie dem Feinde zeigten, daß seine hartnäckigen Durchbruchversuche nicht einmal vermocht hatten, die österreichisch-ungarische Stoßkraft lahmzulegen,

von einem eigentlichen Erfolge ganz zu schweigen. Am 27. Januar überfielen Abteilungen des mittelgalizischen Infanterieregiments Nr. 10 bei dem heißumkämpften Toporou an der bessarabischen Grenze die russische Vorfeldstellung, nahmen sie im Handgemenge, warfen die russischen Gräben zu und führten einen großen Teil der Besatzung gefangen ab. Am nächsten Tage richteten die Russen heftige Angriffe auf die Brückenschanze nordwestlich von Uscieczko, die jedoch eine blutige Zurückweisung fanden. Die Schanze blieb auch noch am nächsten Tage das Ziel erbitterter russischer Angriffe; doch erwies sich abermals, daß gegen die Tapferkeit des Gegners nichts auszurichten war. Am 1. Februar gingen an derselben Stelle die Österreicher und Ungarn ihrerseits mit schweren Minensprengungen vor, durch die

sie die Russen zwangen, ihre vorderste Stellung preiszugeben. Wenn auch in den nächsten Tagen noch bisweilen auf der ganzen Frontlinie von Rumänien bis nach Wolhynien Artilleriekämpfe aufflammten, so hatte sich doch nunmehr im wesentlichen ein Stellungskrieg herausgebildet, in den höchstens die Tätigkeit der Flieger etwas Abwechslung brachte. Die russische Führung konnte sich sonach nicht länger verhehlen, daß durch die heftigen Neujahrskämpfe an der bessarabischen Front trotz aller Anstrengungen keine irgend nennenswerte Änderung der Kriegslage erzielt worden, die unerhörten Opfer also vergeblich gewesen waren, während die Heere der Mittelmächte auch diesmal wieder, wie in allen früheren Fällen, ihre Unbesieglichkeit bewährt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Soziale Kriegsfürsorge.

Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann, Berlin.

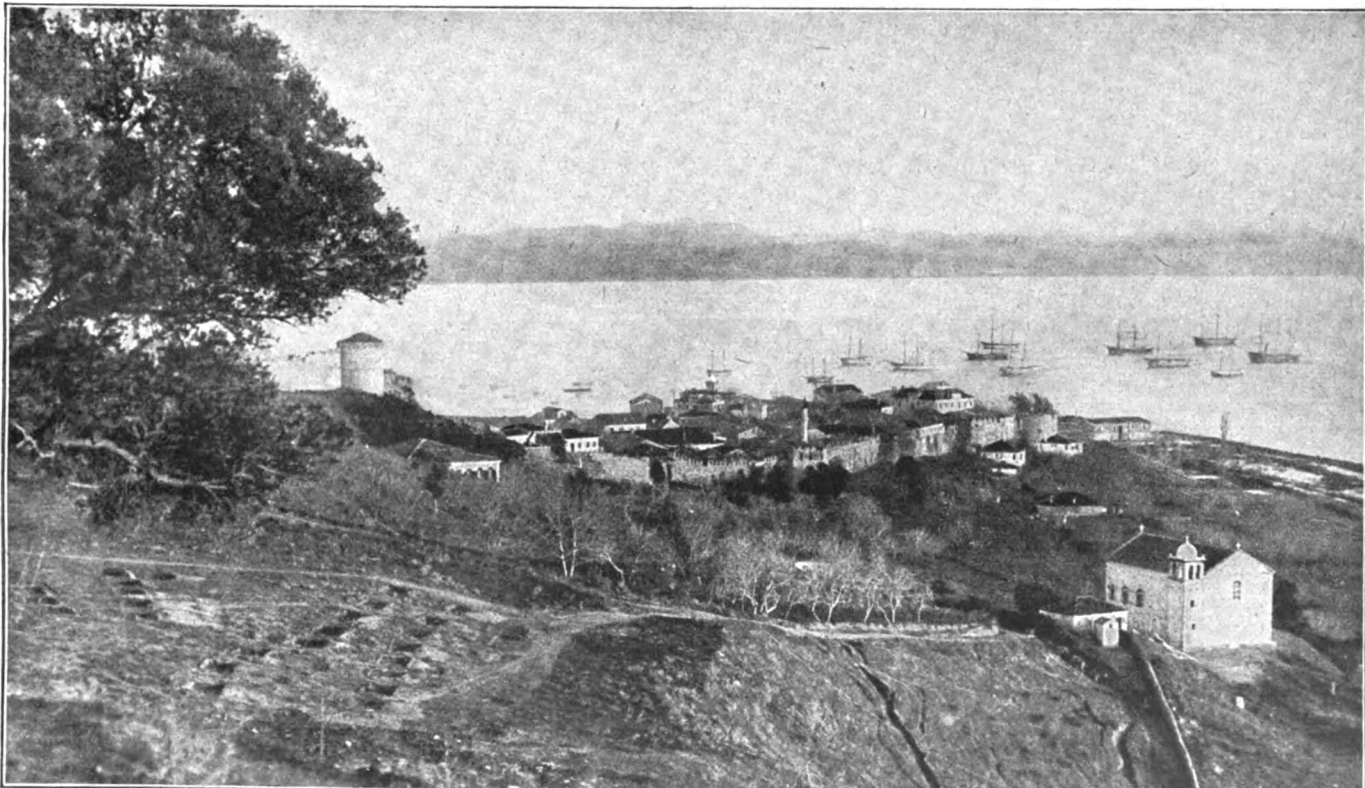
1.

Daß der Krieg nicht nur mit blutigen Waffen an den Fronten, sondern auch mit weniger heldenhaften Mitteln daheim in den Arbeitstätten und Wohnstuben des Vaterlandes ausgefochten wird, ist uns heute ein abgegriffener Gemeinplatz. Jedermann weiß heute, daß zur vollkommenen Machtsicherung Deutschlands neben der militärischen auch eine umfassende wirtschaftliche und soziale Rüstung unerlässlich ist. Aber vor Ausbruch des Krieges waren diese einfachen Wahrheiten nicht einmal den berufenen und verantwortlichen Staatslenkern geläufig. Jedenfalls entsprach unsere wirtschaftliche Kriegsrüstung keineswegs unseren Streitkräften zu Lande, Wasser und Luft, und auch die Rüstung und Vorfrage für die sozialen Schwierigkeiten und Nöte, die ein Großmachtstreich mit sich bringen mußte, war durchaus nicht planmäßig durchdacht und auf alle erdenklichen Anforderungen und Belastungsproben zugeschnitten.

Gewiß hatten wir in Deutschland großartig und zielbewußt, allen anderen Kulturvölkern zum leuchtenden und meist unerreichten Vorbild, seit einem Menschenalter schon „soziale Menschenökonomie“ zur Erhaltung und Stärkung unserer Volkskraft, zur gesundheitlichen, geistigen und sittlichen Hebung der Massen getrieben und so ein außerordentlich leistungsfähiges, diensttaugliches, pflichtbewußtes und staatsreues Geschlecht herangezogen: die sicherste Voraussetzung und großartigste Bürgschaft für eine unüberwindliche

Wehrmacht! Gewiß besaßen wir längst vor dem Kriege ein wohlgeordnetes soziales Fürsorge- und Unterstützungs-wesen für Kranke, Unfallverletzte und Gebrechliche, in der Sozialversicherung auch Ansätze zur Witwen- und Waisenversicherung in den Arbeiterfamilien, ferner soziale Rechtsschutzeinrichtungen für Unbemittelte, zahllose Selbsthilfe- und Wohlfahrtsorganisationen, eine entwickelte Armen- und Wohltätigkeitspflege an den Mittel- und Hilfslosen. Aber alle diese Einrichtungen und Organisationen waren nur auf die ständigen, fest erkannten sozialen Nöte der Friedenswirtschaft zugeschnitten; besondere Vorkehrungen für eine plötzliche übermäßige Beanspruchung durch eine sozialwirtschaftliche Umwälzung, wie sie der Krieg in Millionen von Familien über Nacht hineinwerfen kann, waren von uns friedenseligen Deutschen nicht getroffen worden. Nur eine Organisation, das „Rote Kreuz“, ist zu nennen, die ihrer eigentlichen Zweckbestimmung nach über die Friedensbetätigung hinaus zielbewußt auf Kriegsaufgaben gerüstet war, allerdings in erster Linie nur auf die Ergänzung der militärisch organisierten Verwundetenpflege und der Truppenfürsorge beim Auszug aus der Heimat, während die Rüstung für die fürsorgende Hilfsarbeit an den Angehörigen der Krieger im „Roten Kreuz“ weit dahinter zurücktrat und auch später niemals — einzelne Ortsgruppen ausgenommen — eine ausschlaggebende Bedeutung innerhalb der sozialen Kriegsfürsorge erlangt hat.

So sah es um den sozialen Mobilmachungsapparat nicht gerade glänzend aus, als der Krieg im August 1914 wie



Gesamtansicht von Durazzo.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

eine Sturmflut über Deutschlands Häuser und Werkstätten, über Wohnstuben und Kontore dahinbrauste, Millionen von Kriegern aus den Armen ihrer Familien riß, den Frauen und Kindern und alten Eltern den Ernährer entführte, Unternehmer, Betriebsleiter, Meister und geschulte Arbeiter aus der Geschäfts- und Betriebsmaschinerie herauslöste und im Verein mit Kreditstörung, Zufuhr- und Absatzperre die Fabriken und Werkstätten vielfach lahmlegte, Hunderttausende um Verdienst und Brot brachte und zugleich mit finsternem Teuerungsgewölk Handel und Warenverteilung aufs schwerste beunruhigte. Ein soziales Wirrsal drohte sich aufzutun; hunderterlei Fragen bedrückten die Verantwortlichen.

Wer sorgt für die plötzlich auf sich selbst gestellten, vielfach mittellos zurückgelassenen Familien der Einberufenen? Wer steht ihnen mit Rat und Trost bei und verweist sie an die rechte Stelle, wo ihnen Hilfe zuteil werden kann? Wer kommt für ihre Miete auf und schützt sie davor, daß sie die Wohnungen in Massen zwangsweise räumen müssen? Wer gewährt der Million arbeitslos gewordenen Industriearbeiter, die im August 1914 schätzungsweise in deutschen Städten

allen die Gemeinden, auf die Wohlfahrtsorganisationen, auf jeden, der für die heimatische Ordnung und Sicherheit sich verantwortlich fühlte, ein. Jedem, Mann oder Frau, hämmerten diese Notfragen gegen Herz und Hirn; jeden trieb es, zu helfen, zu raten, sich anzubieten, oft an einem Duzend von Stellen zugleich, ob man seine Person vielleicht brauchen könnte.

Das fieberhafte Durcheinander dieser Hilfsbereitschaft erleichterte freilich die Schwierigkeiten des Anfangs nicht, sondern hemmte öfters nur noch die Regelung der Verhältnisse, weil eben ein umfassender, klarer, wohlbedachter sozialer Mobilisierungsplan fehlte, in den alle die einzelnen Hilfsbereiten Kräfte und die vorhandenen Einrichtungen und Vereine genau wie bei den Waffengattungen des Heeres und der Flotte sofort reibungslos hätten eingereiht werden können. Zahllose Einfälle und Hilfebefreibungen, namentlich Unberufener, schufen zunächst eine peinliche Zersplitterung. Dazwischen traten die unaufschiebbar dringlichen Anforderungen der Soldatenfürsorge für durchreisende oder einzuquartierende Truppen, Massenpeisungen von Soldaten, ferner die Fürsorge für die Auslandsflüchtlinge,

die Einrichtung von Reservelazaretten, von Auskunftsstellen in allen See- und Seeangelegenheiten und so weiter.

Inmitten dieser Sturmflut allseits andrängender sozialwirtschaftlicher und fürsorglicher Anforderungen und Räte galt es also erst einmal eine grundlegende planvolle Kriegshilfeorganisation zu schaffen, deren Rahmen alle diese Aufgaben nach Möglichkeit umspannte oder in verständiger Arbeitsteilung die verschiedenen Felder und Hilfsunternehmungen gegeneinander abgrenzte. Ein Netz von Dämmen und Gräben mußte gezogen werden, um die Fluten abzusperren und zum ruhigen Ablauf zu bringen.

3.

Damit ist Ursprung und Wesen der deutschen Kriegsfürsorge gekennzeichnet. Freilich erschöpft sich ihr Werk noch nicht in den vorstehend



Deutscher Landsturm auf dem Marktplatz einer mazedonischen Stadt.

hoffnungslos sich an den Arbeitsnachweisen drängten, eine Unterstützung, um ihnen über die schlimmsten Wochen hinwegzuhelfen? Wie beschafft man neue Arbeit für sie, um sie nicht zu Almosenempfängern herabzuwürdigen und sie vor den Gefahren des Müßigganges zu bewahren? Wer erbarmt sich der Zimmervermieterinnen, die ihre „möblierten Herren“ mit einem Schläge an die Kaserne abgeben mußten? Wie hilft man den Hauswirten angesichts der Mietausfälle die Hypothekenzinsen regeln? Wer steht der Handwerker- und Kaufmannsfrau bei der Weiterführung des Geschäfts beratend zur Seite? Wer nimmt sich der Kinder und Säuglinge an, deren Vater einberufen, deren Mutter krank ist oder außer dem Haus einem Verdienst nachgehen muß? Wer hilft die Krankenversicherungsbeiträge weiter zahlen? Womit lindert man die Teuerung und wirkt zugleich dem Lebensmittelwucher entgegen? Soll man sofort öffentliche Massenpeisungen einrichten? Wo bietet sich den hungernden Künstlern, Schauspielerinnen, Schriftstellern, Privatlehrern, deren Kundschaft zerfallen ist oder sich zurückhält, eine Zuflucht?

2.

Hunderte und aber Hunderte solcher sozialen Fragen stürmten im ersten Kriegsausbruch auf die Behörden, vor

geschilderten Aufgaben, die nur die Betätigungsfelder der ersten Kriegszeit spiegeln. Bald traten die Liebesgaben-, Woll- und Kleiderjammungen für Krieger und Bedürftige hinzu, die Schaffung von Lazarettzügen und Erholungsheimen, die Einrichtung von Feldpostschreibstuben, von Fürsorgestellen für ostpreussische und elsässische Flüchtlinge, die Kriegsgefangenenfürsorge und so weiter, und dann vor allem in wachsendem Maße die Fürsorge für Kriegserwitwen und -waisen sowie für Kriegsbeschädigte, und schließlich als größte sozialwirtschaftliche Aufgabe die gesunde Regelung der Lebensmittelversorgung für die minderbemittelten Massen neben gleichzeitigem Rechtsschutz gegen Arbeitswucher und gegen Lohnausbeutung weiblicher Arbeitskräfte.

Die umfassende Organisation der sozialen Kriegsfürsorge und ihre verständnisvolle arbeitsteilige, sachliche und örtliche Gliederung ist natürlich, auch nachdem man das drohende soziale Chaos der ersten Zeit klar überblickte und mit bestimmten Forderungsgruppen, Gattungsnöten und Massenverhältnissen rechnen gelernt hatte, keineswegs auf einmal in vollkommener Form aufgebaut worden. Sie ist vielmehr, je nach dem Druck und Einfluß örtlicher Umstände, in ziemlich ungleichmäßiger äußerer Gestaltung, teilweise planlos, „gewachsen“ und wächst in dieser Weise immer noch weiter,



Rettung der Insassen eines beschossenen österreichisch-ungarischen Flugzeuges aus Seenot bei Valona durch den Führer des Aufsegerschwaders, Leutnant Konjovic,
 der trotz des Nahens feindlicher Zerstörer auf das Meer niederstieg und unbefähigt mit den Geretteten landete (siehe Text Seite 100).

Nach einer Originalzeichnung von Herbert Bahndorf.

stößt geile oder morsche Zweige ab und treibt neue Äste mit der Entwicklung neuer Aufgaben wie zum Beispiel der Hinterbliebenen- und Kriegsverletztenunterstützung und mit der Zunahme der Erkenntnis wie der Praxis der Kriegsfürsorgefachleute, die sich allmählich neben dem Heer von Laienhelfern herangebildet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Schwebebahnen zur Beförderung Verwundeter.

(Hierzu die Bilder Seite 171.)

In diesem Kriege, der sich vielfach auf Europas höchsten Bergesinnen oder in den Urwäldern und Sumpfgebieten unerschlossenen Flachlandes abspielt, gelangte die Schwebebahn zu eigenartiger Bedeutung; denn sie allein kann da, wo Eisenbahnen und Straßen versagen und nur beschwerliche schmale Pfade zur Truppe führen, eine zuverlässige, sichere und leistungsfähige Verbindung mit den rückwärtigen Stützpunkten liefern. Allerdings muß die Drahtseilbahn vor allem eine Hauptforderung erfüllen: sie muß wie die Feldbahn aus vorhandenen Teilen an jedem Orte in kürzester Frist aufgebaut werden können. Vor dem Kriege gab es solche Drahtseilbahnen nicht, jede einzelne Anlage mußte vielmehr in mühevoller zeichnerischer Arbeit dem vorhandenen Gelände angepaßt werden und erforderte dann Wochen und Monate für Herstellung und Aufbau. Aber Not bricht Eisen. Wie auf so vielen Gebieten wurde auch hier im richtigen Augenblick die richtige Lösung gefunden, und heute sind bereits einige hundert Kilometer „Feldseilbahnen“ im Betrieb.

Besondere Bau- und Betriebskommandos für Feldseilbahnen bildet das deutsche Heer bei der Inspektion der Verkehrstruppen, das österreichisch-ungarische im stabilen Eisenbahnzugsdepot aus. Die Bahnen hinter der Front werden möglichst gedeckt gegen feindliche Sicht geführt. Die Endstationen, in denen die Ladungen abgenommen werden, liegen vielfach tief unter der Erde, granaticher eingedeckt, und sind durch unterirdische Gänge mit den Schützengräben verbunden. Die dünnen, nur wenige Millimeter starken Drahtseile und die Masten verschwinden völlig im Gelände, zumal die Bauteile noch mit Buschwerk und Tannenreisig verdeckt werden. Während Fliegerphotographien Schützengräben, Straßen und Feldbahnen deutlich zeigen, sind Seilbahnen auf ihnen überhaupt nicht zu sehen. So ist denn schon manche Feldbahn durch Geschützfeuer zerstört worden, Feldseilbahnen hat der Feind vergeblich beschossen; nur einmal hatte er einen Zufallstreffer zu verzeichnen, doch war der Schaden in wenigen Stunden beseitigt.

Für unsere Truppen und namentlich für die hoch auf den Bergen oder auf Landzungen in Seen und Morästen vorgeschobenen Teile ist es von unschätzbarem Wert, wenn sie eine gesicherte, leistungsfähige Nachschublinie hinter sich haben, die ihnen Tag und Nacht, bei Sonnenschein und Regen, ungehindert von Schnee, Sturm und Kälte, dem Feinde fast unerreichbar, Nachschub jeglicher Art, Munition, Post und Lebensmittel zuführen kann, wenn sie ein Fördermittel besitzen, das unabhängig von den Unebenheiten des Bodens Verwundete zurückzuführen gestattet. Hunderte, ja Tausende, Freund und Feind, oft in bunter Reihe hintereinander, die die Kugel oder ein Granatsplitter traf, haben auf der Feldseilbahn den kurzen und sicheren Weg durch die Luft zum Lazarett genommen, darunter Leute mit Blasen- und Bauchschüssen, die sofort zur Operation geführt werden mußten, deren Leben

nicht hätte erhalten werden können, wenn sie auf die Wegführung bis zur Nacht hätten warten, wenn sie auf Bahnen die schwierigen Gebirgswege hätten hinabgeschafft werden müssen.

Russische Kulturarbeit auf französischem Boden.

Von Sanitätsrat Dr. Vulpus, Chefarzt im Landw.-Feldlazarett 13.
(Hierzu das Bild Seite 172/173.)

Durch Munitions- und Materialienbeförderung aller Art sind die französischen Straßen hinter unserer Kampffront hart mitgenommen worden. Besonders haben die zahlreichen schweren Lastautos die Straßendecke sehr angegriffen; und sah man vollends eine österreichisch-ungarische Motor- oder eine schwere deutsche Mörserbatterie, gezogen von ihren Dukenden mächtiger Dampfpluglokomotiven, donnernd, knirschend und stampfend vorbeiziehen, so begriff man wohl, daß einer solchen Beanspruchung nur die festesten Straßen gewachsen sein konnten. Vielfach waren aber zweit- und drittklassige Verbindungsstraßen zwischen kleinen Ortschaften strategisch von größerer Bedeutung als die vor-

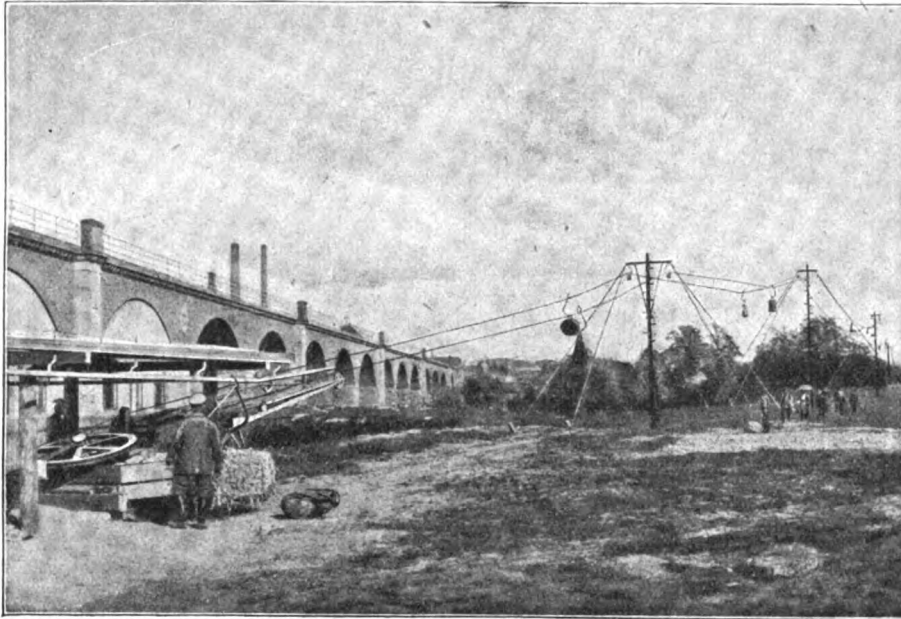
trefflich gebauten durchgehenden Landstraßen, die, häufig von hohen deutschen Pappeln eingefast, das Automobilreisen in Frankreich so angenehm machen. Sind diese meistens mit Basalt beschottert, so hat man bei jenen nur weichen, in der nächsten Umgebung gebrochenen Kalkstein verwandt. Je näher an der Front, um so häufiger wurden auch die verkehrreichsten Straßen unter Artilleriefire genommen. Die Sprengtrichter der Granaten konnten dann oft nur flüchtig zugeworfen werden, und von ihnen aus griff die Zerstörung der Straßendecke immer weiter um sich. Besonders verhängnisvoll für ihren Zustand wurde aber der sehr nasse Winter 1914/15, der trotz großer Milde doch ab und zu Nachfröste brachte. Die eingedrungene Nässe lockerte dann durch Gefrieren und darauf folgendes Tauen den Steinverband derart, daß die Schotterung wie aufgewühlt erschien und nur um so schneller zu furchtbaren Schlamm-massen zermahlen wurde.

So stellte, besonders als der zweite Winter herannahte, die Ausbesserung und der Neubau dieser zerstörten Straßen eine der wichtigsten technischen Aufgaben in diesem Kriegsgebiet. Ja manche mußten für den stets wachsenden Verkehr wesentlich verbreitert oder durch den Bau von Kleinbahnen entlastet werden. Weder unsere Truppen mit ihren Straßenbaukommandos noch die Armierungsbataillone, die „Schipper“, konnten aber auf die Dauer diese Arbeiten leisten; waren sie doch durch den Bau, die Erhaltung und — nach Beschädigung — durch den Wiederaufbau ihrer Feldbeseftigungen, Unterstände und Quartiere bis zum Äußersten in Anspruch genommen. So führte man mehr und mehr russische Gefangene ein, um ihre Kräfte für diese, nur mittelbar dem Kriegszweck dienende Kulturarbeit nutzbar zu machen.

Unter der Bewachung von Landwehr- und Landsturmlieuten und unter der Leitung erfahrener Straßenbauer sah man sie in größeren und kleineren Gruppen an den schadhafte Straßen hacken und schaufeln, Steine karren, klopfen und verteilen, während Dampfwalzen für möglichst schnelle Befestigung der ausgebesserten oder neu geschaffenen Decke sorgten. Meistens konnte der Verkehr auf diesen Straßen nicht unterbrochen werden, und dieses Beieinander von fieberhaft betriebenen Straßenbau und höchst gesteigertem Verkehr mit Wagen und Autos, zu Roß und zu Fuß gab eigenartige Kriegsbilder von seltener Lebendigkeit.



Phot. H. Meisinger, Berlin.
Besuch des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen an der Front.
Der Großherzog vor dem Unterstand eines Regimentstabes.



Von einer Eisenbahn zu einem Magazin abzweigende Feldseilbahnlinie.

Die gefangenen Russen stammten von den verschiedenartigsten Truppenteilen, doch fiel bei der Verwitterung, dem Schmutz und der Verschleissheit ihrer Uniformen die Mannigfaltigkeit derselben weniger ins Auge, als die mit roter Mennige darauf gemalten Abzeichen: ein breiter Strich (oder ein V) auf der Mitte des Rückens und ebenso entlang den Seitennähten der Hosen — wie Generalstreifen. Ihre Soldatenmützen waren ihnen vielfach abhanden gekommen und durch Kappen oder alte Hüte verschiedenster Art ersetzt. Alle aber waren doch völlig zureichend bekleidet und beschuht. Ebenso war für ihre Unterkunft aufs beste gesorgt in Zelt- und Barackenlagern oder in großen Bauerngehöften innerhalb der Ortschaften. Auch abgesondert liegende „Ferien“ wurden mehrfach für diesen Zweck benutzt. Überall war in diesen Quartieren für straffe Ordnung, möglichst große Reinlichkeit und beste gesundheitliche Bedingungen gesorgt. So erregte der „Russenhof“ bei . . . , wo die auf unserem Bilde dargestellten Gefangenen untergebracht waren, sogar den Neid der deutschen Soldaten; denn einer der dortigen Aufseher, Kunstgärtner von Beruf, hatte seine reichliche Mußzeit zur Anlegung schöner Gartenbeete an der Straßenfront unter dem Schatten alter Linden verwandt und dem Gehöft dadurch ein besonders schmales Aussehen verliehen. Natürlich waren alle diese Siedlungen mit Stacheldrahtzäunen umhegt.

Auch die Verpflegung der Gefangenen ist eine durchaus zureichende; erhalten sie doch im wesentlichen dieselbe Feldkost wie die Truppen, nur mit etwas weniger Fleisch. Wer will, kann die Kost von seiner Arbeitslohnung noch durch Ankauf einzelner Genußmittel aus den Kantinen ergänzen. Viele verdienen sich außerdem noch manche Zigarre und manchen Groschen durch reizende Holzschnitzereien — eine besondere Handfertigkeit der russischen Bauern —, die sie in ihren Mußstunden anfertigen. — Aus mancherlei Anzeichen gewann man den Eindruck, daß die Leute für ihre verhältnismäßig bevorzugte Lage dankbar waren.

So trennt hier nur noch ein schmaler Streifen Landes feindliche Soldaten aus dem fernsten asiatischen Osten — denn die meisten von ihnen stellen einen ausgesprochen mongolischen Typ dar — von ihren westlichen Waffenbrüdern. Ja, sie hätten ihnen gelegentlich die Hände schütteln können, wenn französische Gefangene von der Kampffront an ihnen vorbeigeführt wurden, nur daß es beiden Teilen nicht nach dem Austausch kameradschaftlicher Grüße zumute war.

Das Ringen am Isonzo.

Von Walter Dertel, Kriegsberichterstatter.

(Hierzu die Kunstbeilage und die Bilder Seite 174—176.)

Italien hatte den Krieg erklärt. Nach monatelangem Zögern hatte es die Mäste fallen lassen und gegen seinen einstigen Verbündeten das Schwert gezogen. Die Lage war kritisch. Mit dem italienischen Heere erschien die Armee einer Großmacht auf dem Kampffelde, die nicht nur der Zahl nach den Gegnern einen bedeutenden Zuwachs brachte, sondern die auch durch lange Monate Zuschauer des gewaltigsten Krieges gewesen war, den die Welt bisher gesehen hat, und die daher in der Lage gewesen war, aus den in diesem gewaltigen Ringen gesammelten Erfahrungen zu lernen und dementsprechend ihre eigene Ausrüstung zu vervollkommen.

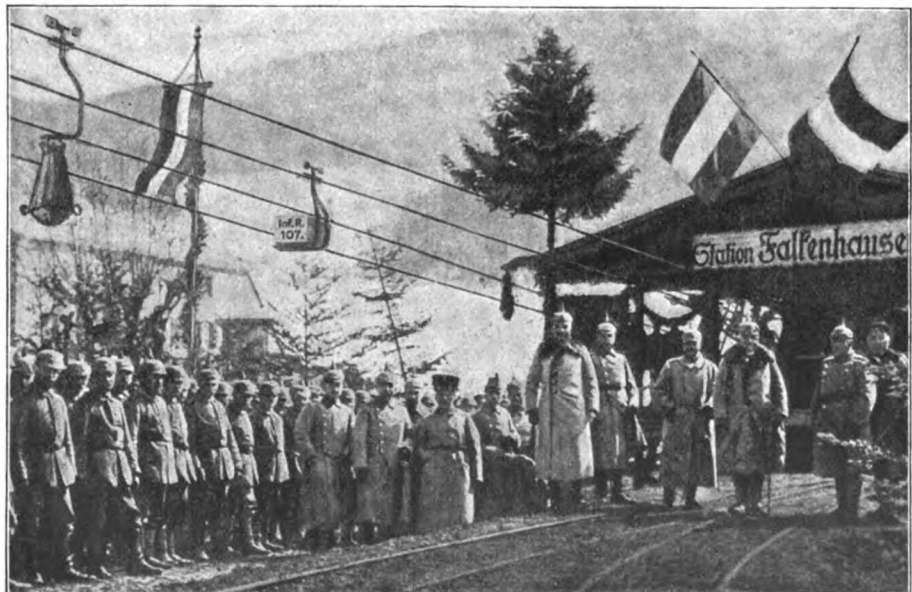
In der italienischen Grenze waren bei Ausbruch des Krieges nur wenig Truppen vorhanden. Schwache Land-

sturmabteilungen, verstärkt durch Finanzwachen, sicherten die Grenze, und so bestand die große Gefahr, daß das mächtige, schlagfertige italienische Heer diese dünne Sicherungslinie in gewaltigem Ansturm durchbrechen und bis weit in das Innere der Donaumonarchie hineinfluten werde. Großes stand auf dem Spiele, und es kam nun vor allem darauf an, möglichst rasch starke Kräfte an die bedrohte Front zu werfen, um die heranbrausende Flut einzudämmen.

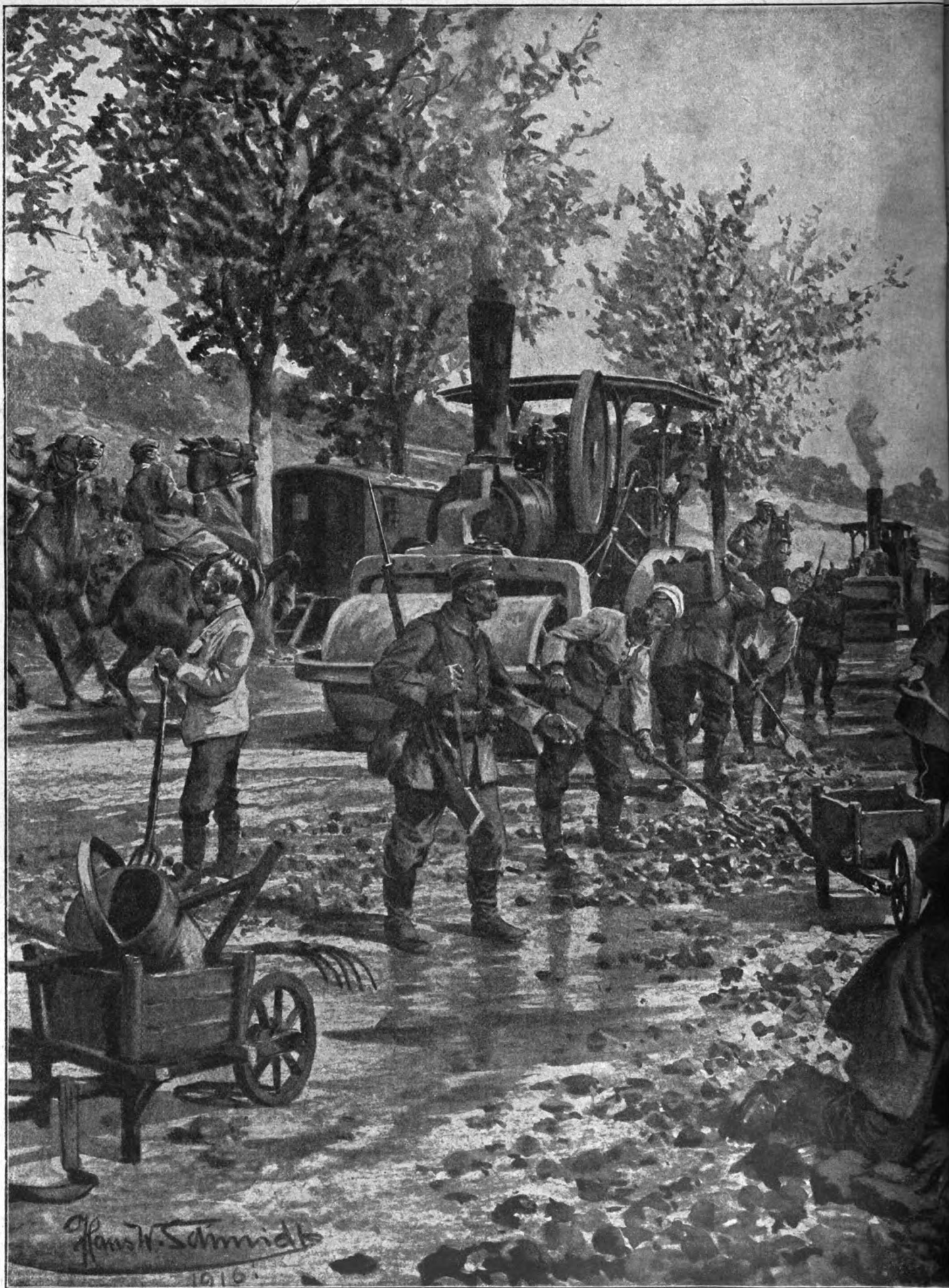
Aber die Italiener zögerten; warum, wird wohl nie aufgeklärt werden. Nur ihre Vortruppen, Alpini und Bersaglieri, drangen über die Grenze vor und lieferten den Grenzschutztruppen kleine, hitzige Gefechte, ohne jedoch bemerkenswerte Erfolge zu erzielen.

Inzwischen rollte Truppenzug auf Truppenzug heran, und als die österreichisch-ungarische Heeresleitung eine genügende Streitmacht versammelt hatte, ohne daß der stündlich erwartete große Stoß der Italiener erfolgt wäre, entschloß sie sich, trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit des Gegners, selbst offensiv vorzugehen, um so eine Verteidigungslinie zu erreichen, die weit vor derjenigen lag, die man bei einem sofort einsetzenden italienischen Angriff zu halten die Absicht gehabt hatte.

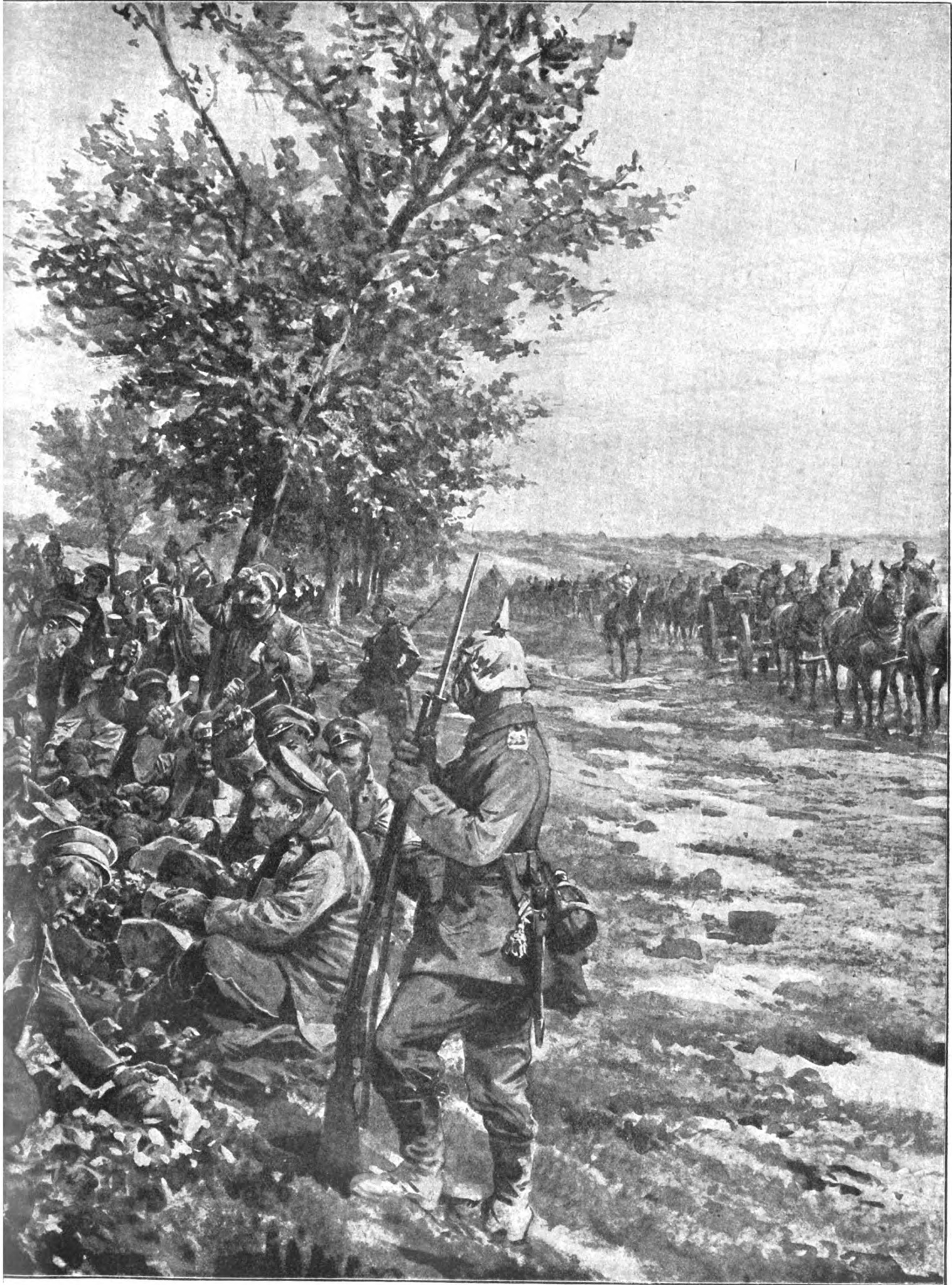
Das rechte Flügelkorps drang gegen den Arn und den Würzli Brh vor, warf die dort stehenden Alpini- und Bersaglieribataillone und richtete sofort diese Höhen zu nachhaltiger Verteidigung ein. Ein Teil wurde in den Tolmeiner Brückenkopf geschoben, und damit war auch die Gefahr eines Durchbruches an dieser empfindlichen Stelle



Die Baukompanie an Station Falkenhause der Bismarckfeldseilbahn bei deren Inbetriebnahme.



Russische Kulturarbeit
Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt



französischem Boden.
h seinen an Ort und Stelle gefertigten Studien und Skizzen.

beseitigt. Die Lomhochfläche wurde besetzt, während andere Korps die Höhen auf dem linken Sonzoufer und dann vor allem den auf dem rechten Sonzoufer gelegenen Brückenkopf von Görz, den Monte Sabotino und die Podgora besetzten.

Ja es gelang sogar, die wichtige Hochfläche von Doberdo, die zwischen dem Meere und Görz wie eine natürliche Pflanzungsanlage vorspringt, zu besetzen und die drei Höhen, den Monte San Michele, den Monte dei Sei Busi und den Monte Cosich, als Hauptstützpunkte einzurichten.

So weit war alles glatt gegangen; aber es war vor- auszusehen, daß nunmehr die Italiener, denen so eine hervorragende Verteidigungslinie aus der Hand gewunden worden war, nicht lange auf sich warten lassen würden.

Und sie kamen.

General Cadorna hatte nun endlich erfahrt, welche nie wiederkehrende Gelegenheit er sich hatte entgehen lassen, und brachte seine Scharen heran, immer noch in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, durch einen nach gewaltiger Artillerievorbereitung geführten Massenstoß die Verteidigungsfront an einem Punkt einzubrüchen.

Die Stellungen der österreichisch-ungarischen Truppen waren zu Anfang des Kampfes recht schwach. Nur auf dem linken Flügel und am Tolmeiner Brückenkopf war etwas vorgearbeitet worden, die meisten Regimenter aber mußten den Angriff der Italiener hinter rasch aus den zahlreichen auf der Karsthochfläche herumliegenden Steinblöcken aufgetürmten Mauern erwarten. Auch die Hindernislinien waren nur dünn. Rechnet man dazu, daß die den hier versammelten österreichisch-ungarischen Truppen zur Verfügung stehende Artillerie sowohl an Zahl wie an Schwere der italienischen bedeutend unterlegen war, so wird man ohne weiteres einsehen, daß die hier fechtenden österreichisch-ungarischen Truppen einer außerordentlich schweren Aufgabe gegenüberstanden.

Aber die Männer, die hier auf dem Arn, am Mrzli Brh und auf der Höhe von Doberdo hinter ihren Steinwällen lagen, waren sturm- und kampferprobte Scharen, in vielen Schlachten gestählt, ehrliche Mut im Herzen gegen alles, was italienisch heißt, und entschlossen, eher kämpfend unterzugehen als auch nur einen Schritt weit zurückzuweichen.

Die Artillerievorbereitung der Italiener begann. Tausende von Geschützen bearbeiteten tagelang unsere Stellungen mit Geschossen aller Kaliber, jeder Quadratmeter Boden wurde mit Granaten umgepflügt, und man bekommt einen Begriff von der Heftigkeit dieses Feuers, wenn man hört, daß ein Grabenstück von 300 Meter Ausdehnung innerhalb vier Stunden mit nicht weniger als 1900 Granaten belegt wurde. Unter dem Einschlag der schweren Geschosse brachen die Steinwälle zusammen, ihre Verteidiger unter sich begrabend, herumfliegende Stein splitter vergrößerten die Wirkung der italienischen Granaten und die Zahl der Verwundeten.

Aber inmitten dieser Hölle hielten die Österreicher und Ungarn mit wilder Entschlossenheit aus. Immer wieder bauten sie ihre zusammengeschossenen Verschanzungen aus, und als Cadorna nun seine Scharen zum Sturme gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen vortrieb, da sprühte ihm aus den ruinenähnlichen Verschanzungen ein derartiges

Schnellfeuer entgegen, daß die Anstürmenden reihenweise niedersanken.

Gegen den Nordflügel, wo die Italiener durch Durchbruch am Tolmeiner Brückenkopf, durch Wegnahme des Arn oder des Mrzli Brh gegen das Glitscher Becken umfassend vorzustößen hofften, lief das aus Piemontesen bestehende Korps Genua an, verstärkt durch die hier bereits zahlreich vorhandenen Alpini und Bersaglieri. Der Angriff scheiterte. Da brachte Cadorna gegen den rechten Flügel die Garde heran. Auch zwei süditalienische Brigaden wurden als Verstärkung heraufbefohlen. Am Arn von den dort kämpfenden Ungarn blutig abgewiesen, stießen die Italiener gegen den Mrzli Brh und den Tolmeiner Brückenkopf vor. Ein Ringen von unerhörter Erbitterung begann. Wie die Tigertaten sprangen die besten Truppen des italienischen Heeres gegen die Ungarn an. Sturm folgte auf Sturm. Die Maschinengewehre rasselten mit höchster Feuergeschwindigkeit, das Gewehrfeuer knatterte

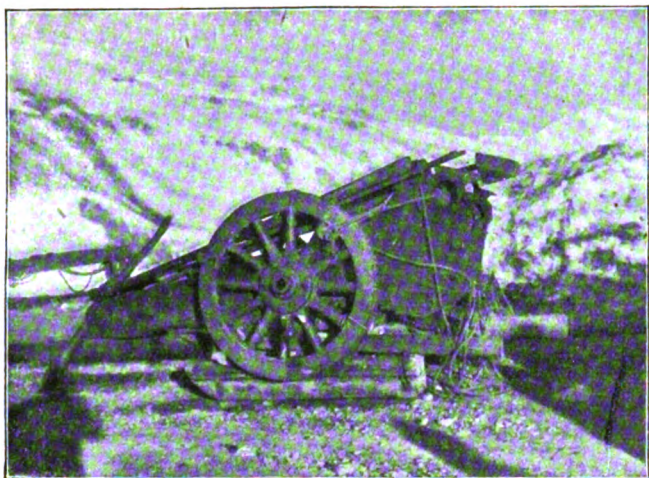
und die Handgranaten zischten durch die Luft. Wie ein feuerspeiender Krater zischte dauernd ein Flammenbrand aus den zererschossenen Verschanzungen, unablässig fegte der Geschosshagel über das Vorgelände, aber wenn nach diesem mörderischen nächtlichen Ringen der Morgen heranbrach, bot sich immer daselbe Bild. Hinter den zusammengeschmetternen Verschanzungen standen die k. u. k. Linien gelichtet, aber ungebrochen und trotzig, bereit, jedem neuen Sturm sofort wieder entgegenzutreten. Vor den zerfetzten auseinandergerissenen Hindernissen aber lagen die Italiener haufenweise. Wo jedoch die Alpini oder die Garde in unwiderstehlichem Ansturm bis in die Verteidigungsstellungen vorbrachen, da sprangen Österreicher, Ungarn und Ruthenen mit hochgeschwungenem Kolben, das Messer oder oftmals auch nur einen gewaltigen Stein in der Faust, auf ihre Gegner los, schmetterten sie nieder, rissen sie zu Boden, und wer sich dann erhob, war meist nicht der Italiener. Die Bosniaken aber umklammerten nach orientalischem Kampfgebrauch mit sehniger Faust die Kehle der Angreifer und erwürgten sie (siehe auch die Kunstbeilage). Von den eingedrungenen Italienern kam lebend keiner zurück. Am Arn, dem gefährdetsten vorgeschob-



Italienischer Pionieroffizier von der „Totenkompagnie“ in gepanzerter Rüstung und mit einer Drahtschere an langem Schaft.

bensten Punkte, auf einem schmalen kleinen Rücken, 15 Meter von den Italienern, lag ein ungarisches Regiment. Ein fürchterlicher Sturm brach über dieses herein. Da sprangen im gefährlichsten Augenblick zwei Leutnante dieses Regiments, das Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloch, frei auf die Brustwehr und schleuderten ohne jede Deckung ihre Handgranaten auf die heranstürmenden Italiener. Ein Feldwebel des Regiments aber, ein Hüne, hob mit nervigen Armen das Maschinengewehr hoch und fegte damit die Italiener nieder. Bei diesem Anblick ihrer Führer brüllten die Ungarn vor Begeisterung auf, aus jedem harmlosen Mann wurde ein Löwe; mit Mühe konnten die Offiziere ihre Leute festhalten, daß sie sich nicht besinnungslos im Bajonettsturm den Italienern entgegenwarfen. Unter ungeheuren Verlusten brach der italienische Angriff zusammen.

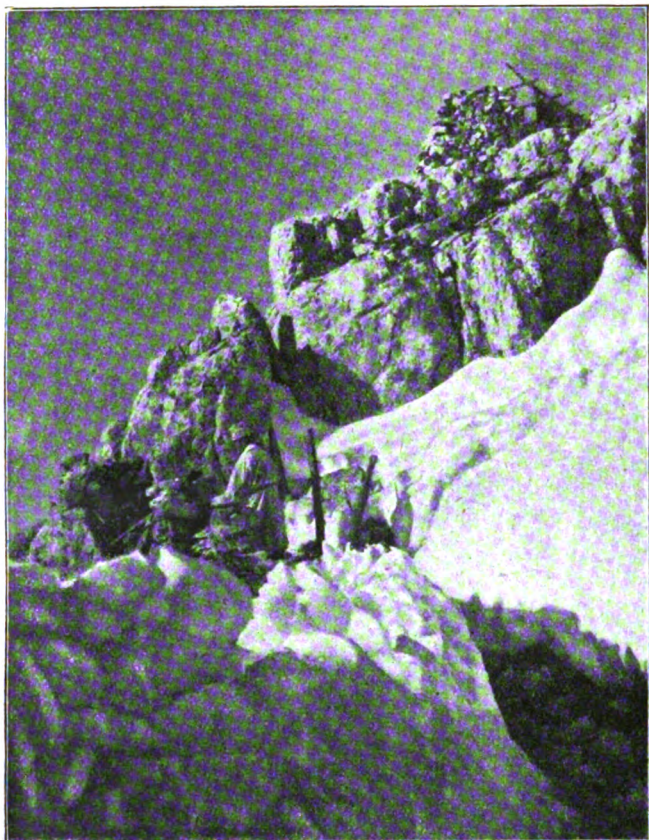
Immer und immer wieder versuchte Cadorna das Kriegsglück zu wenden. Bald am Tolmeiner Brückenkopf, bald am Monte Sabotino angreifend und immer wieder abgewiesen, packte er erneut an der Podgora an oder versuchte in wildem Ansturm den Monte San Michele und die



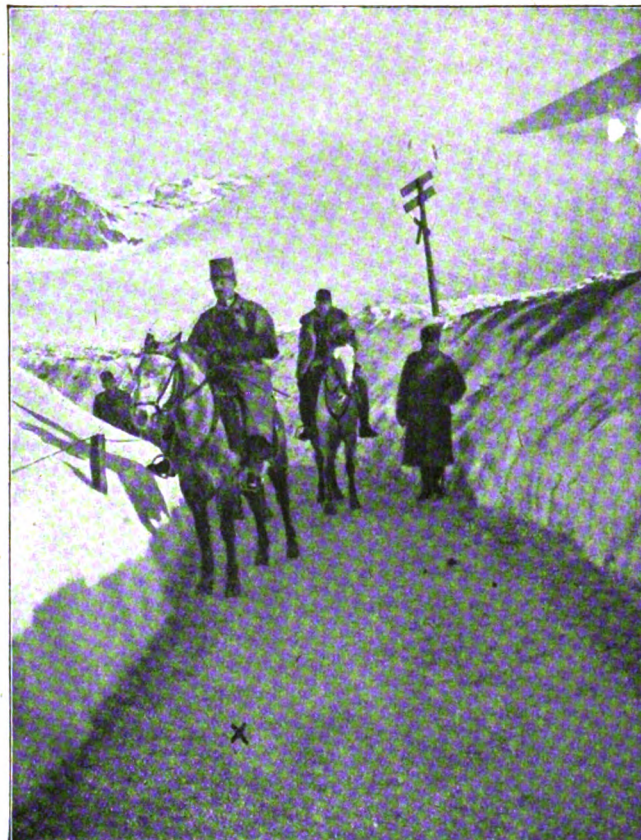
Schwere Haubize (Lafette), auf Schlitten verpackt, wird auf 2500 Meter Höhe in Stellung gebracht.



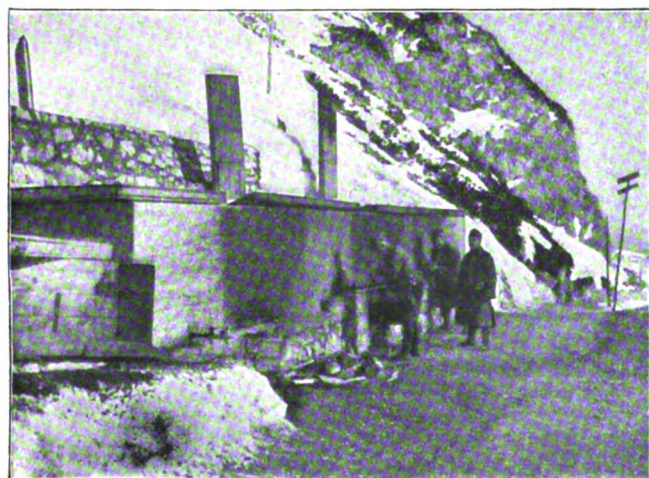
Gebirgskanone auf 2500 Meter Höhe in gedeckter Feuerstellung.



Im Schützengraben auf 2400 Meter Höhe.



General N... (X) auf dem Weg zu seinen Truppen.



Heizbarer Behälter für die Wasserversorgung.



Der brave „Hektor“ im Kriegsdienste.

Vom Kriegshauptlag an der österreichisch-italienischen Grenze.

Nach Originalaufnahmen von Hauptmann Weiser.

anderen Höhen am Doberdo zu nehmen. Vier gewaltige Schlachten hat der Sonzo gesehen, dessen silbernes Band sich die Kampffront entlangzieht; aber auf jeden dieser für die Italiener verlustreichen und erfolglosen Angriffe folgte eine längere Pause. Und mit jeder derselben verschob sich die Lage zu Ungunsten der Italiener. Denn in diesen nur von leichten Scharmühen ausgefüllten Zwischenräumen bauten die bis zur äußersten Erschöpfung arbeitenden Verteidiger ihre Stellungen aus. Die gefährlichen Steinverschanzungen wurden durch Sandsäcke ausgewechselt, mit Hacke und Gesteinsbohrer wurden die Stellungen in den Fels versenkt, Annäherungs- und Verbindungswege angelegt und deckende Höhlen in den Felsen ausgesprengt. Fortwährend kamen aber auch neue Batterien an, und bald erreichte die österreichisch-ungarische Artillerie eine Stärke, mit der sie der feindlichen erfolgreich entgegenzutreten konnte.

Mit jeder neuen Schlacht verminderten sich die Verluste der Österreicher und Ungarn und ließ die Sturmfreudigkeit der Italiener nach. Durch die Maßregel, stets Bersaglieri, Alpini, Garde, Piemontesen und andere ausgewählte Truppen an die Spitze der Sturmkolonnen zu stellen, waren diese Regimenter zu Schlacke verbrannt und hatten den größten Teil ihres Bestandes vor den feindlichen Hindernissen liegen lassen. Die k. u. k. Truppen aber, durch Einschlebung starker Maschinengewehrabteilungen gestützt, lehnten in ihren nunmehr neuzeitlich ausgebauten und mit regelrechten granatsicheren Deckungen ausgebauten Grabenlinien jeden Sturm ab, so daß in den späteren Schlachten die Angriffe zum weitaus größten Teil vor den Hindernissen zusammenbrachen.

Wie die Franzosen Sturm laufen.

(Hierzu das Bild Seite 177.)

Der Redakteur des „Figaro“, Charles Tardieu, der den Feldzug als Korporal mitmachte und dabei schwer verwundet wurde, gibt eine packende Schilderung von einem mißglückten französischen Bajonettangriff. Er schreibt:

Da wären wir also mitten im Tosen der Schlacht. Es ist das erste Mal, und wahrhaftig, wir sind ein wenig aufgeregter, ein wenig zögernd und ungewiß. Die Kugeln, die unbeirrt ihre Bahn unter dem Blätterdach dahinsausen, weben ein Netz um uns, dessen unsichtbare Maschen fortwährend losgetrennt, fortwährend erneuert werden und in das wir uns blindlings mit gesenktem Kopf wie Fische stürzen. Wo diesen Kopf lassen? wie gerade die Zwischenräume im Kugelregen abpassen? Diese furchtbaren Maschinengewehre. Wenn wir rückwärts marschieren, würde uns der Tornister etwas beschützen. Aber nein, es heißt, den Kugeln, die den Menschen durchspießen wie eine Nadel das Gewebe, die Brust, die Stirn, die Augen darbieten, alles das, was der böse Zufall zu Brei zermalmen kann. Ich beneide das Rhinoceros und das Krokodil. Niemals habe ich so alle meine verwundbaren Stellen gefühlt. Schnell den Tornister auf den Rücken. Das Gefühl der Pflicht kommt mir zusammen mit dem der Gefahr zum Bewußtsein, und ich versuche, nicht mehr an den Kampf

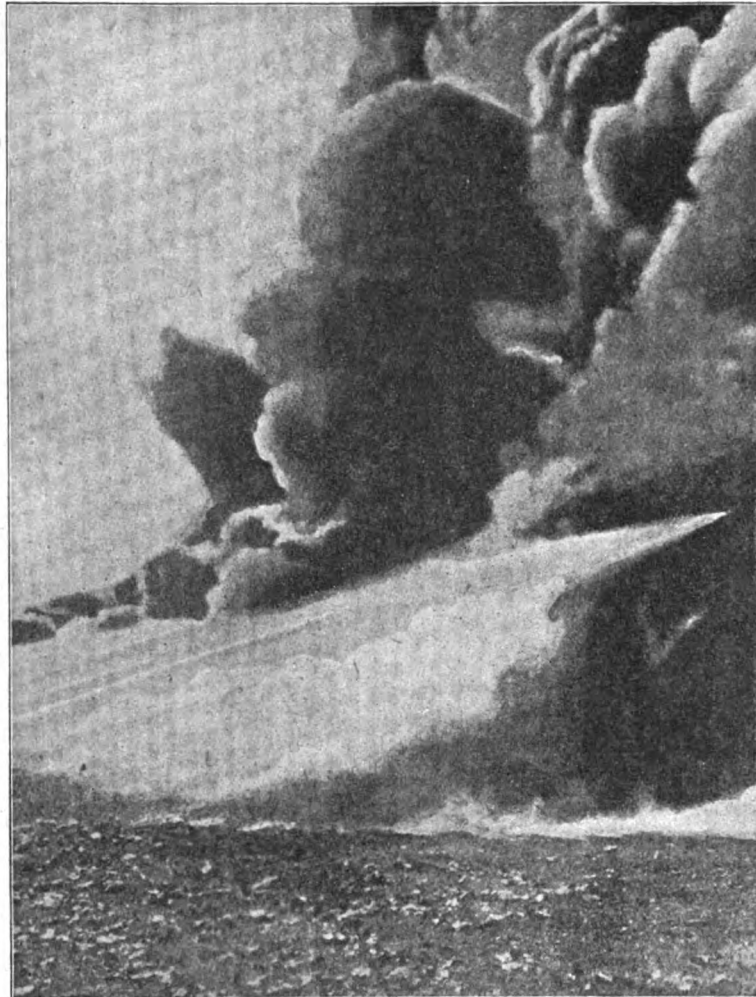
zu denken. Ich fühle mich für den Mut eines kleinen Teiles dieser lebendigen, marschierenden Mauer verantwortlich und blicke auf meine Kameraden. Keiner von ihnen steht aufrecht, alle liegen der Länge nach im Gras. Plötzlich springt der Adjutant hoch. Sein Gesicht ist blaß und verzerrt, mit blickenden Augen ruft er: „Nicht mehr feuern, vorwärts!“ Zusammengekrümmt springen wir durch das Walddickicht, dessen Bäume zum Teil von Kugeln schon zerfetzt sind. Halt! und schon wirft sich alles zur Erde. Neben mir schleppt sich ein Verwundeter stöhnend auf dem Ellbogen aus der Kampflinie zurück. Sein Blut färbt das grüne Gras. Rechts und links hat der Wald die Leute verschlungen. Ich sehe sie nicht mehr. Wo sind sie? Was machen sie? Raum kann ich im dichten Blätterwerk zehn Mann unterscheiden, die wie die Würmer am Boden entlangkriechen.

Ein weiterer Sprung bringt uns endlich an die Linie. Wir leeren mechanisch unsere Patronentaschen. Viele aber

rühren sich nicht mehr... Wie lange sollen wir so unter dem Feuer bleiben? Endlich schallt laut die Stimme des Hauptmanns herüber: „Vorwärts, wollt ihr wohl aufstehen! Vorwärts!“ — „Los denn,“ sagt mein Nachbar und duckt sich hinter einen zwerghaft kleinen Strauch. Wir haben Angst, weil wir wegen des dichten Gestrüpps keine 10 Meter weit sehen können und befürchten müssen, urplötzlich auf den sich verborgen haltenden Feind zu stoßen. Es ist nicht zum Aushalten. Dieses Gefühl ist wirklich unerträglich. Müde und wütend, mich so am Boden hinzuschleppen, erhebe ich mich. Wird denn dieser Wald nie aufhören? Müssen wir nicht geradeswegs den unsichtbaren Deutschen in die Hände fallen? Ta ca ta ca, ta ca ta ca ta! Wieder Maschinengewehre. Lassen wir den Sturm sich erst austoben. Was für ein Hagel! Den Kopf hochheben wäre der Tod. Wo ist meine Korporalschaft geblieben? Ich kenne keinen einzigen Menschen um mich. Die Flinten brennen mir in der Hand. Wenn sie jetzt ankämen! Wir können keine 80 Meter mehr von ihnen

entfernt sein. Da der Befehl: „Die Bajonette aufgepflanzt!“ Die Hand will mir nicht gehorchen. Ruhe, Ruhe, Korporal! Das Blut hämmert mir in den Schläfen, mir wird heiß, die Kehle ist trocken, kaum kann ich schlucken. Die Kugeln schlagen an die Bäume, die deutschen 77er und unsere 75er wüten furchtbar. Die schnurgeraden Flugbahnen der Geschosse legen immer dichtere Gewebe um uns. Die Granaten sausen mit einer Wut wie schnaubende Lokomotiven heran. Nicht möglich, einen Befehl in diesem Getöse zu verstehen. Ich krieche und schieße, weil ich sehe, daß man das neben mir auch tut.

In Wellenlinie, die hier und da zurückschwenkt, gehen wir vor, gleichsam eine Woge, die sich an unsichtbaren Hindernissen bricht. Unter Reichen, Fluchen und Klagen stolpern wir über die schon erkalteten Körper der Unseren. Vorwärts!... Ein neuer Ansturm: der letzte! Wir ersticken vor Angst, Fieber, Ungeduld, zum Ende zu kommen, endlich etwas zu sehen. Ta ca ta ca, ta ca ta ca ta! Wir werfen uns zu Boden. Aber es ist ihr genug, die stumm, ohne die Arme vorzuwerfen, hinschlagen und Rücken hinterlassen.

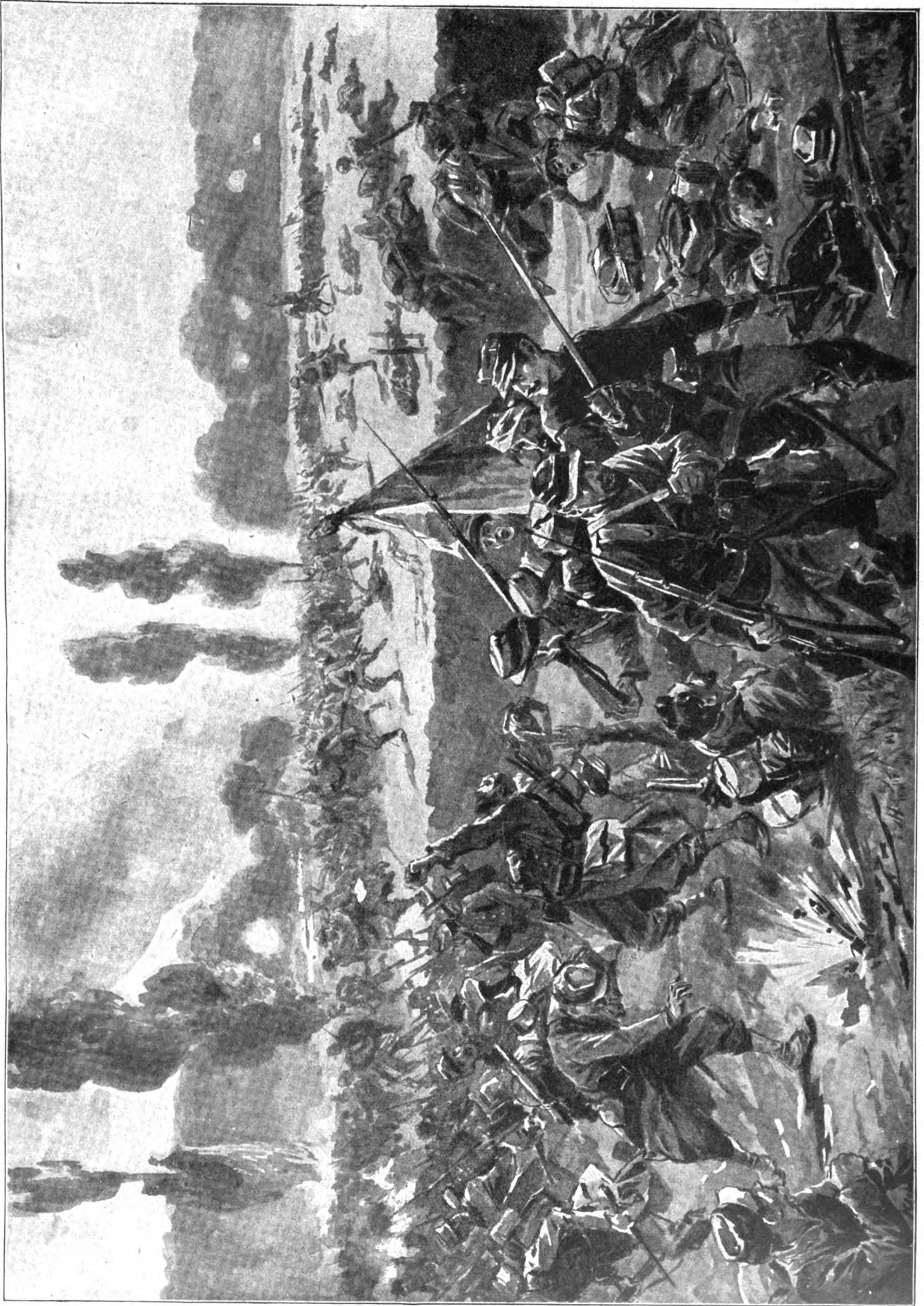


Ein italienischer Gasangriff am Sonzo.



Niederlage der italienischen Garde durch österreichisch-ungarische Truppen, hauptsächlich Bosniaken, an der nördlichen Sijangfront.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Ein mißglückter französischer Bajonettangriff.
Nach einer Originalzeichnung von E. Klein.

Endlich eine Richtung! In 40 Meter Entfernung sehen wir die deutschen Laufgräben von blickenden Bajonetten und unaufhörlich sprühendem Feuer beleuchtet. Aber wie da hingelangen? Wir fühlen plötzlich, wie unsere Bewegung stockt. Ungewiß weichen wir zurück, denken nicht einmal mehr ans Schießen. Ein Schrei erhebt sich unter uns: „Die Drahtverhaue!“ In dem furchtbaren Hindernis haben sich schon einige der Unseren gefangen und erheben sich nicht mehr, von Kugeln durchlöchert. Sind alle Anführer gefallen? „Zurück, zurück!“ wird von allen Seiten geschrien. In 30 Sekunden haben wir die 200 Meter zurückgelegt, für die wir vorher 20 Minuten — eine Ewigkeit — im Maschinengewehrhaag gebraucht hatten. Zurück in den Laufgräben! Hier, wo all die verwundeten und toten Kameraden neben den fortgeworfenen Sachen liegen, fangen wir, blaß vor Aufregung und Wut, in ohnmächtigem Zorn an, durch den Wald zu schießen, zu schießen, zu schießen, bis der Kommandierende selbst ohne Kopfbedeckung von der Nachhut angejagt kommt und uns zuschreit: „Aufhören, nicht mehr feuern!“

Marineluftfahrwesen und Flotte im modernen Kriege.

2.

Erfolge im Marineflugwesen beim Bekämpfen der feindlichen Flotte.

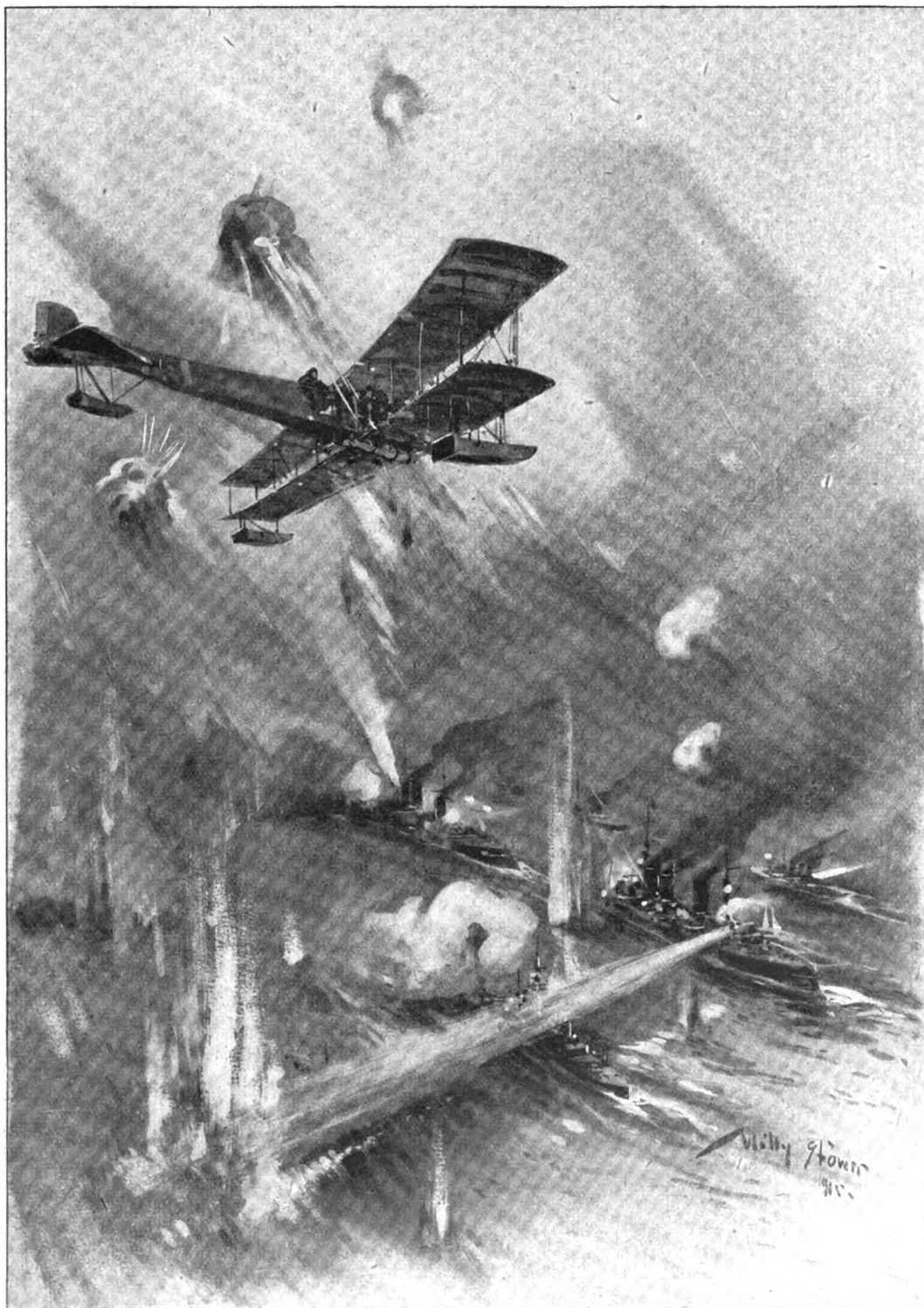
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 178 und 179.)

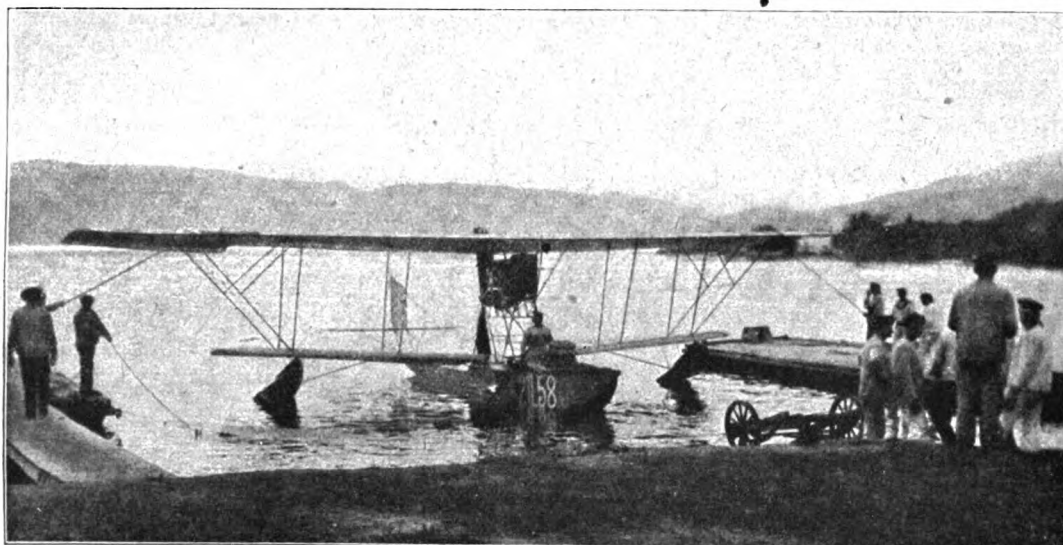
Sahen wir die Wasserflugzeuge und Marineluftschiffe im vorhergehenden Aufsatz (Seite 158) als neue, in den verschiedensten Lagen mit Erfolg zu verwendende Aufklärungsmittel, so stellen die nachstehend berichteten Erfolge ihren Wert als Kampfwaffe nach dem heutigen Stande ihrer Leistungen dar. Die riesigen Fortschritte, die auf diesem Gebiete in kurzer Zeit gemacht wurden, erlauben den Schluß, daß den Schiffen mit der Zeit ein neuer, kampftüchtiger Gegner erstet, der ihnen in der Luft entgegentritt und anscheinend berufen ist, ein neues Zeitalter in der Flotten-geschichte einzuleiten. Ist man doch bereits im Marineflug-

wesen, ähnlich wie bei den Landflugzeugen, vom ursprünglich gebräuchlichen Ansehen einzelner Flugzeuge und Luftschiffe dazu übergegangen, ihre Kampfwirkung zusammenzufassen durch Vereinigung vieler in größere Geschwader. Es ist selbstverständlich, daß nach den Regeln der Schießtechnik die durch größere Dichte und Ausdehnung der Geschoszarbe hervorgerufenen Treffergebnisse weit günstigere sind als bei einem verzeitelten Munitionseinsatz.

Da die Eigentümlichkeit des gebräuchlichsten Fliegerangriffs darin besteht, unmittelbar über das Ziel zu gelangen, um dann die Bomben abzuwerfen, ergibt sich bei größeren beiderseitigen Luftangriffen die Forderung, den Gegner in der Luft in die Flucht zu schlagen. Solche Luftangriffe von beiden Seiten dürften mit der Zeit jeder Kampfhandlung zur See vorausgehen, wie dies beim Landheer auch der Fall ist, wenn beide Teile mit einer genügenden Anzahl Flugzeuge ausgerüstet sind, mit denen sie vorerst aufzuklären suchen. Diejenigen Flugzeuge, die den Kampfplatz behaupten, haben dann nicht nur günstige Aufklärungsmöglichkeiten, sondern sie können auch ihre eigene Flotte im Kampf unterstützen, indem sie als Waffe in das Gefecht eingreifen und die feindlichen Schiffe selbst bekämpfen. Dazu stehen ihnen zur Verfügung: Bomben, Maschinengewehre, Lufttorpedos oder Batterien der eigenen Flotte, wenn sich der Beobachtungsoffizier auf Artilleriebeobachtung versteht.



Flugzeugangriff gegen ein Geschwader.



Österreichisch-ungarisches Marinesflugzeug steigt zu Erkundungszwecken und zur Bekämpfung feindlicher Kriegsfahrzeuge in der Adria auf.

Phot. Welt-Press-Photo, Wien.

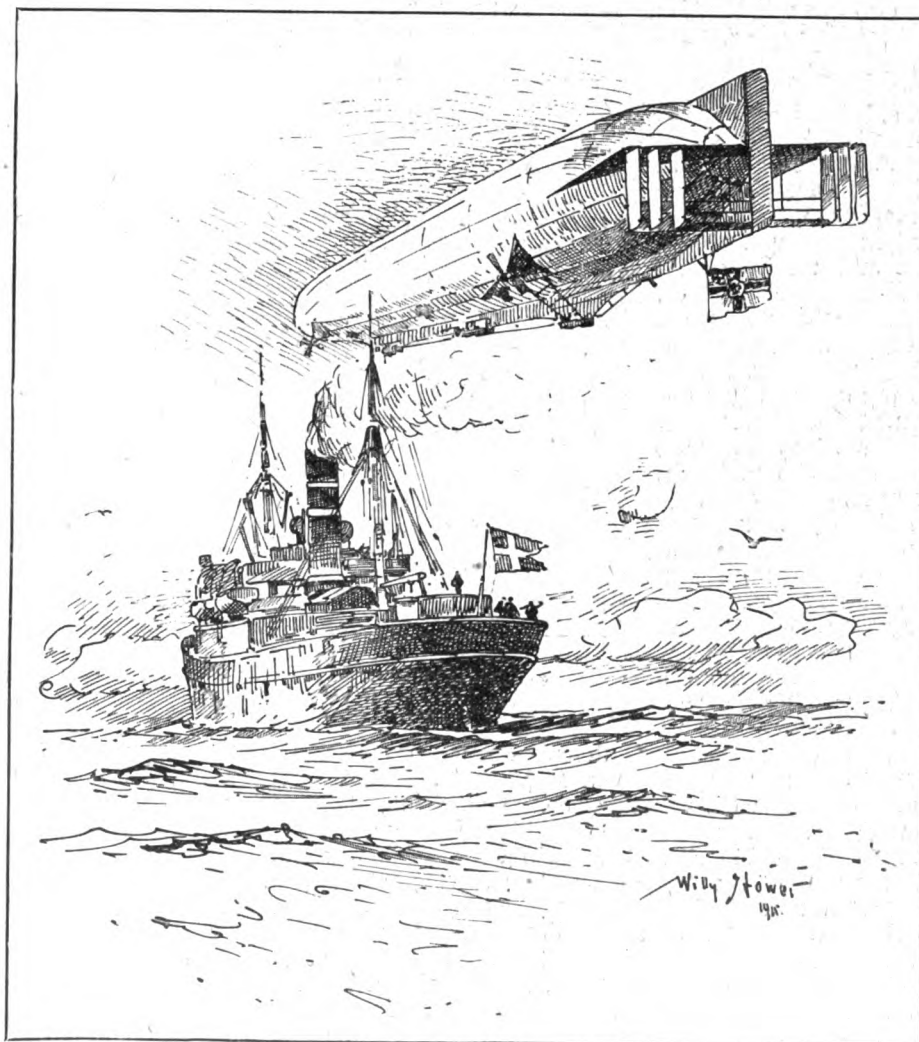
Aber das bekannteste Fliegerangriffsmittel, die Bombe, berichtet „Daily Mail“ ein typisches Beispiel von Mitte Dezember 1914. Nachstehend ein kurzer Auszug: „Ein türkischer Kreuzer versuchte in der Nähe von Sebastopol am Rhereonleuchtturm ein kleines Schiff zu beschießen und abzuschleppen. Wie der Flug des Falken, so rasch stiegen die Wasserflugzeuge auf. Auch fliegende Curtißboote beteiligten sich. Der Kreuzer gab Vollampf. Seine Schnelligkeit half ihm nicht viel, denn die Flugzeuge überholten ihn mit leichter Mühe und ließen immer mehr Bomben fallen, die anscheinend auf Deck explodierten. Gleichzeitig machte der Kreuzer, der mit äußerster Geschwindigkeit das offene Meer zu erreichen suchte, verzweifelte Anstrengungen, die Flugzeuge mit seinen Ballonabwehrkanonen und Maschinengewehren zu treffen. Er erreichte nur belanglose Durchlochungen der Tragflächen, aber keinen Volltreffer, der ein Flugzeug zum Absturz gebracht hätte.“ Ähnlich wurde im Rigaischen Meerbusen ein russisches Unterseeboot von einem Wasserflugzeug und im Kanal mehrere englische durch unsere Marineluftschiffe mit Bomben belegt.

Ein Wasserflugzeugangriff mit Maschinengewehren auf ein Schiff wurde schon in dem Aufsatz über Flugzeugmuttertschiffe (Band III Seite 417) ausführlich geschildert. Diese Kampfform ist dem Beschießen von Eisenbahnzügen zu Lande durch Maschinengewehre zu vergleichen.

Die neueste Flugzeugwaffe, die allerdings noch sehr verbesserungsfähig ist, andererseits jedoch die größten Ausichten auf einen völligen Erfolg bietet, ist das Torpedo. Die Schwierigkeit besteht aber darin, daß das Torpedo nur etwa 1500 Meter läuft. Das Flugzeug ist also gezwungen, sich bis auf diese Entfernung an das Ziel heranzupirschen, was die neuzeitlichen Abwehrgeschütze bei Tage ganz unmöglich machen dürften. Deshalb verläßt das Wasserflugzeug in der Dämmerung sein Flugzeugmuttertschiff und schraubt sich bis mindestens 2000 Meter Höhe hinauf. Auch wenn alle Luken der Schiffe geschlossen und die Lichter abgeblendet sind, wird der Rauch der Kamine, durchsetzt von wirbelnden Funken, zum Verräter. Dazu hebt sich in klaren Nächten ein Schiff als dunkler Gegenstand von der heller belichteten

Wasseroberfläche ab. Ist das Ziel von den geübten Fliegeraugen erspäht, so wird der Motor abgestellt. Im Gleitflug geht es fast lautlos immer tiefer. Flugrichtung ist das Schiff. Auf dieses hält der Pilot genau zu, um dem Torpedo damit gleichzeitig die einzuschlagende Richtung zu weisen. Letzteres ist zwischen den beiden Schwimmern am Untergerüst des Wasserflugzeuges befestigt und liegt gleichlaufend mit der Flugrichtung. Bis auf 10 oder 15 Meter Höhe ist man schon heruntergegangen. Die Entfernung beträgt 1300 bis 1400 Meter. Nun wird der Propeller des Torpedos

mit Hilfe von komprimierter Luft in Bewegung gesetzt, die Haltevorrichtung löst sich und das Torpedo fällt ins aufsprühende Wasser. Da es bisher das Eigengewicht des Flugzeuges und den Luftwiderstand vermehrte, während sich die Hubkraft der Tragflächen und der Propellerschub gleich blieben, steigt das Flugzeug sofort nach der Abgabe der Last (siehe Bild Seite 178) und nimmt beträchtlich an Geschwindigkeit zu. Das ist sein Glück! Denn rechts und links heulen, krachen und zischen schon die feindlichen Geschosse, türmen hohe Wassersäulen auf oder jagen ihre Füllkugeln und Sprengstücke durch die Tragflächen. — Das Flugzeug steigt steil aufwärts. Der Beobachter zählt. Er weiß, wenn nicht in wenigen Sekunden drüben eine Feuergarbe

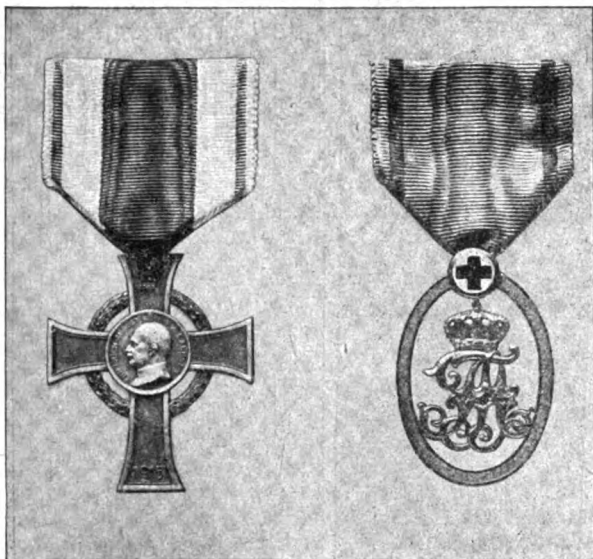


Luftblockade.

hochschießt und ein Krachen das Motorengeknatter übertönt, so ist seine Mühe heute umsonst gewesen. Allmählich entzieht er sich der Feuerwirkung. Die Scheinwerfer verlöschen weit drunten am Horizont. — Schon im Frieden warf Kapitän Guidoni mit Erfolg 400 Kilogramm schwere Torpedos und traf damit auf $1\frac{1}{2}$ Meilen bei zehn Versuchen neunmal das Ziel. Wenn es gelingt, diese Kampfsart noch etwas mehr zu vervollkommen, dürften Wasserflugzeuge sogar den Unterseebooten den Rang streitig machen. Besitzen sie doch eine ungleich größere Geschwindigkeit und ein bedeu-

die Tätigkeit der Wasserflugzeuge bei Kämpfen im Küstengebiet.

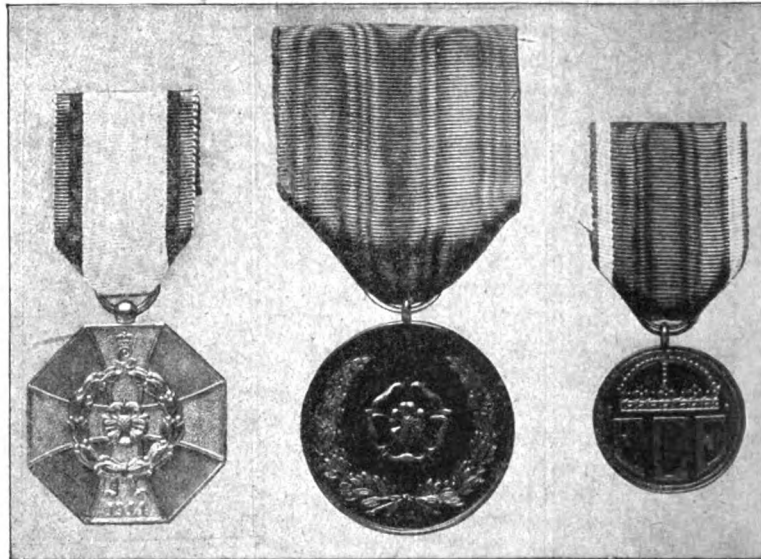
Unsere Marineluftschiffe machen nicht nur Fernpatrouillen, sondern sie können auch „Posten stehen“. Erhält jedes Luftschiff ein bestimmtes Gebiet, und stößt ein Postenbereich an den anderen, so ergibt sich eine Luftblockade. Die Bomben, Maschinengewehre und Schnellfeuerkanonen an Bord sorgen dafür, daß die Blockade auch mit Nachdruck durchgeführt werden kann. Ein Mitarbeiter von „Daily Mail“ schilderte am 18. Februar 1915, wie



Königreich Sachsen.
Kriegsverdienstkreuz. Band
Mitte grün, weiß-weißblau-
gelb eingefärbt.

**Großherzogtum
Oldenburg.**
Auszeichnung für Verdienste
um das Rote Kreuz.
Band dunkelblau mit zwei
roten Streifen.

Nach Photographien des Techno-Photographischen Ateliers, Berlin.



Fürstentum Lippe-Detmold.
Kriegsverdienstmedaille.
Band weiß mit rot-
gelber Einfassung.

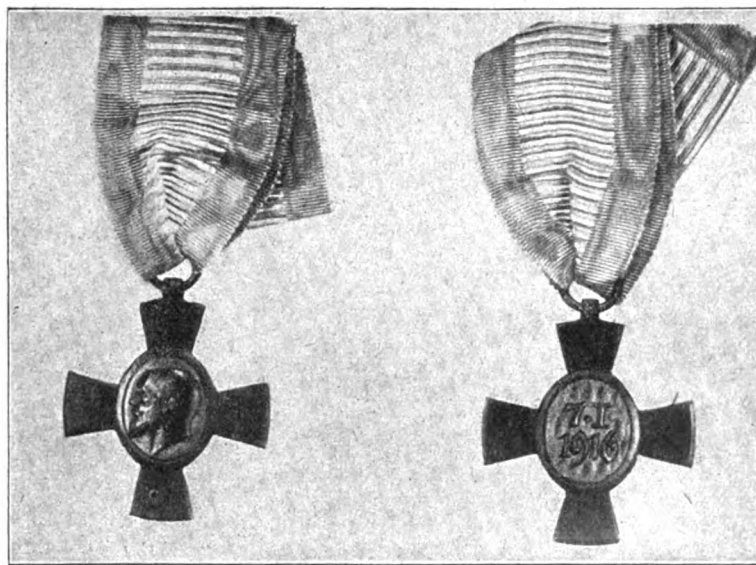
**Militärverdienstmedaille mit
Schwertern.** Band rot mit
schmalen gelbem Rand.

**Großherzogtum
Hessen.**
Ehrenzeichen für Kriegsfürsorge. Band rot mit
weißen Streifen.

tend größeres Gesichtsfeld als das Unterseeboot durch das Periskop.

Besonders günstig ist die Anwendung von Torpedoflugzeugen bei Angriffen auf Hafenanlagen wie auch bei ihrer Verteidigung. Gelingt es, trotz Abwehrgeschützen ein Torpedo in den Hafeneingang zu lancieren, so wird es fast stets sein Ziel finden. Ist es dieses Schiff nicht, so ist es das nächste; und trifft es kein Schiff, so reißt es eine Bresche in die Hafenmauer oder vernichtet einen Landungsteg. Besitzt dagegen der Verteidiger Torpedoflugzeuge, so wird es schwerlich durchführbar sein, daß ein einziges tollkühnes Kanonenboot tage- und wochenlang allein einen Hafen zu blockieren vermag, wenn es sich außerhalb der Reichweite von Küstengeschützen hält. Von allen Seiten nehmen nachts die Torpedoflugzeuge den Kampf mit ihm auf, ohne durch Minensperren (siehe den Aufsatz Band II Seite 399: „Küstenbefestigungen und Flusssperren“) oder losgerissene Minen gefährdet zu sein.

Bekannt ist die Tätigkeit der Flugzeuge als Artilleriebeobachter. Das Wasserflugzeug ist dem Landflugzeug dabei durchaus ebenbürtig. Zwar sind bei einem Seegefecht die großen Schiffsziele mit den feuernden Breitseiten und den rauchenden Schloten trotz der weiten Entfernung gut zu erkennen, da es nirgends Gegenstände zum „Deckung nehmen“ und „Maskieren“ gibt. Desto wichtiger ist jedoch



Königreich Bayern.
König-Ludwig-Kreuz. Band hellblau, in der Mitte weiß durchwirrt.

Neue Kriegsauszeichnungen.

Sonne einen prächtigen Anblick. Man war einander so nahe, daß man 15—20 Personen in den drei Gondeln erkennen konnte, die mit ihren Ferngläsern heruntersehen oder durch den die Gondeln untereinander verbindenden Gang eilten. An einem Geschützturm am Vorderteil sah man die Mannschaften schußbereit stehen. Eine große Marineflagge wehte am Heck (siehe Bild Seite 179 unten). Nachdem „L. 5“ noch tiefer gegangen war, gab er dem Dampfer durch Zeichen Befehl zum Beidrehen. Als sich der Luftschiffführer von der Art und Neutralität des Dampfers überzeugt hatte, entschuldigte er sich, stieg wieder auf und war alsbald unseren Blicken verschwunden.“

ein neutraler Dampfer durch eines unserer Marineluftschiffe auf hoher See befragt und geprüft wurde, als er die Luftsperrre kreuzte, in nachstehender Weise: „Der Kapitän des dänischen Dampfers „Selena“ hat mir erzählt, wie er in der Nordsee, 40 Meilen vom Leuchtturm Haaks, durch ein deutsches Marineluftschiff angehalten wurde. Es war anscheinend ein Versuch der Deutschen, die Durchführbarkeit ihrer Luftblockade zu erproben. „L. 5“ — so hieß der Zeppeleinkreuzer — holte die „Selena“ rasch ein und mähigte dann sein Tempo. Es war ein heller, klarer Morgen, und das Luftschiff bot in der



Türkische Flugzeuge auf einer Erkundungsfahrt am Suezkanal.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans R. Schulze.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Während in Griechenland der Bierverband mit seinen Übergriffen fortfuhr, mehrten sich die Anzeichen, die darauf schließen ließen, daß die Mittelmächte einen Angriff auf Saloniki planten. Namentlich wurden die zunehmenden Fliegerangriffe in diesem Sinne gedeutet. In der Frühe des 1. Februars erschien über der Stadt, ihren Befestigungen und der feindlichen Flotte zum erstenmal auch ein Zeppelin, der zwanzig Bomben größten Kalibers auf die Präfektur, das französische Generalstabsgebäude und die Hafendüne abwarf, vor allem aber sich auch die riesigen Tabak-, Kaffee- und Naphthamagazine der Bank von Saloniki zum Ziel nahm; es gelang, diese umfangreichen Anlagen in Brand zu stecken, so daß sie in verhältnismäßig kurzer Zeit bis auf die Grundmauern niederbrannten. Auch Menschenopfer forderte dieser zwanzig Minuten währende Zeppelinbesuch. Schließlich ist von seinen Ergebnissen noch ein Treffer auf ein englisches Transportschiff und die Zerstörung einer Strecke der Bahngeleise bei Dogana hervorzuheben. Die Beschädigung des Zeppelins von See aus blieb ohne Wirkung.

In Erwiderung dieses Angriffs entsandten Engländer und Franzosen vierzehn Flugzeuge, die das bulgarisch-deutsche Lager bei Petritsch mit Bomben bewarfen und größeren Schaden angerichtet zu haben behaupteten. Bei der Abwehr des feindlichen Geschwaders wurde ein deutscher Albatrosdoppeldecker westlich Saloniki, zwischen Topcin und Verria, vom Feinde heruntergeholt; seine Insassen, zwei deutsche Flugschüler, gerieten in Gefangenschaft. Der französische Oberbefehlshaber, General Sarrail, schätzte diesen Erfolg so hoch ein, daß er das zerstörte Flugzeug auf den Trümmern der niedergebrannten Bank von Saloniki als Siegeszeichen aufstellen ließ, zugleich in der Absicht, zur Beruhigung der Bevölkerung den Eindruck französischer Überlegenheit im Luftkampf zu erwecken. Doch war die Aufregung in Saloniki nicht so leicht zu beschwichtigen. Der schon bisher erlittene große Schaden — allein für die Bank von Saloniki betrug er über drei Millionen Francs — ließ die Bewohner für die Folge das Schlimmste befürchten

und legte ihnen sogar den von der griechischen Presse unterstützten Wunsch nahe, der gefährdeten Stadt den Rücken zu kehren. — Auch zur See wurde den Eindringlingen zugesetzt: am 23. Januar brachte ein deutsches Unterseeboot in der Nähe des Hafenplatzes von Saloniki einen englischen Transportdampfer durch Torpedierung zum Stranden; die Besatzung konnte sich noch in Sicherheit bringen.

Die Verteidigungsanlagen, die schon die Griechen nach dem letzten Balkankriege zur Verstärkung der alten Festung Saloniki begonnen hatten, waren von Franzosen und Engländern bis zum Schluß des Jahres durchgeführt worden (siehe untenstehendes Bild), so daß der ganze Platz nunmehr von einer aus einer Reihe von Forts und Erdschanzen bestehenden Gürtelbefestigung umgeben war, die sich in einer Entfernung von 5 bis 8 Kilometern als innere Verteidigungslinie um Saloniki herumzog. Dazu trat dann noch ein äußerer, durchschnittlich 20 Kilometer von der Stadt entfernter Festungsring, dessen Hauptpunkt das nordwestlich gelegene Dorf Topcin zwischen den Bahnlinien nach Karasuli und nach Monastir war. Von Topcin aus, wo auch ein starker Brückenkopf angelegt wurde, verläuft der äußere Festungsring an den Höhen längs des linken Wardarufers nach Norden, biegt hierauf nach Osten um und umzieht die Stadt in einem regelmäßigen Bogen. Als wichtigere Punkte dieses Gürtels verdienen Nhat, Balbza und Laugaza hervorgehoben zu werden.

Obwohl beide Verteidigungslinien nach allen Regeln der Kriegskunst und unter Aufwendung aller Errungenschaften der neuesten Zeit ausgebaut worden waren, zog der Bierverband doch einen ungünstigen Ausgang seines Unternehmens stark in Rechnung und suchte sich für alle Fälle, namentlich auch zur See, den Rückzug zu sichern. Da der Hafen von Saloniki hierfür nicht zu genügen schien, so wurden an zahlreichen anderen Stellen der Küste weitere Abfahrtsstellen vorbereitet, wie zum Beispiel bei Karaburnu und am Kap Apenomi auf der Halbinsel Chalkidike.

Auch die nach Korfu geflüchteten Serben sollten der



Eine Abteilung der nach Hunderten zählenden griechischen Arbeiter, die unter Befehl und Aufsicht englischer Soldaten bei den Befestigungsarbeiten in der Gegend von Saloniki helfen mußten.

Die Arbeiter wurden dafür mit einem Franken für den Tag entschädigt.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

IV. Band.

Berteidigung Salonikis dienstbar gemacht und allmählich dorthin geschafft werden. Nach den von französischen Zeitungen gebrachten Meldungen schien indessen Zahl, Bedeutung und Kampffähigkeit dieser Hilfsgruppe von der Heeresleitung in Saloniki stark überschätzt zu werden.

Nach solchen umfassenden Vorbereitungen wurden am 4. Februar englisch-französische Kolonnen gegen die Grenze vorgeschickt, wo sie sehr bald auf so beträchtliche Streitkräfte stießen, daß sie es geraten fanden, sich zurückzuziehen, ohne erst den Kampf gesucht zu haben. Dagegen kam es wenige Tage später zwischen Franzosen und bulgarischer Reiterei in der Gegend des Doiransees zu einem Scharmügel, in dem die Bulgaren Sieger blieben.

Während also kriegerische Erfolge nicht zu erzielen waren, versuchte der Vierverband immer wieder, Griechenland durch völkerrechtswidrige Maßnahmen einzuschüchtern. Als besonders starke Leistung auf diesem Gebiet verdient hervorgehoben zu werden, daß das Oberkommando in Saloniki die Versteigerung des Privateigentums der Konsuln Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei ver-

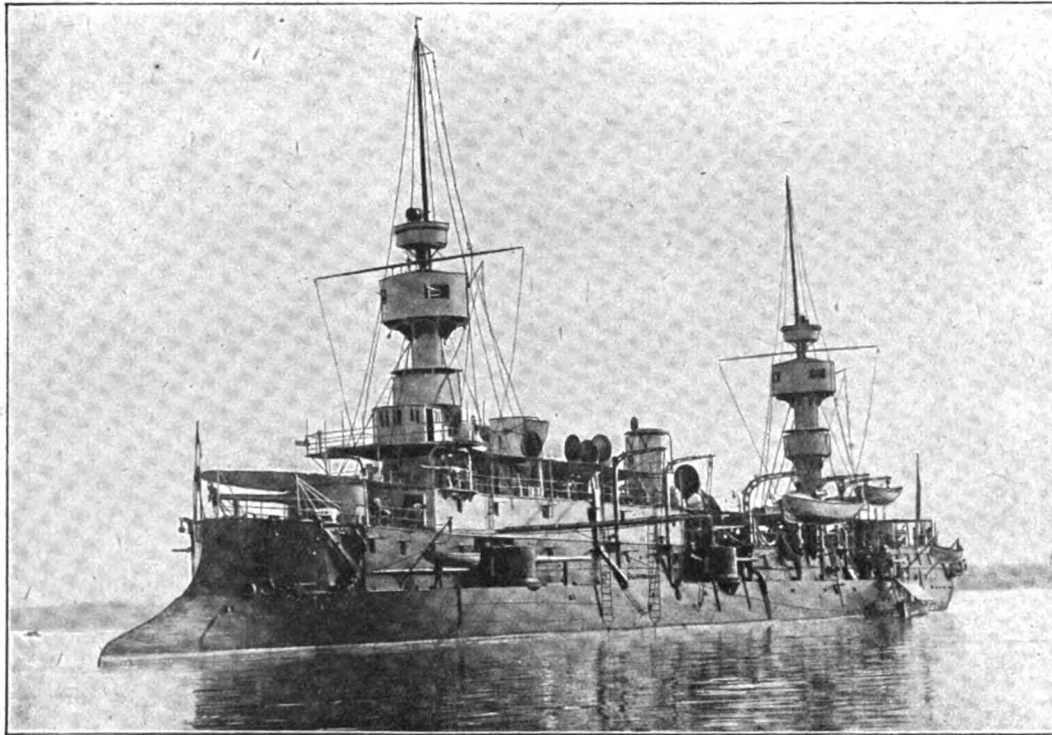
längerer Weigerung zur gewaltsamen Räumung der Festung schreiten werde. Nun verzichtete jener auf die aussichtslose Abwehr der großen Übermacht und schiffte sich mit der Besatzung ein, während die Franzosen von der Festung Besitz ergriffen.

Alle diese Ereignisse hatten zur Folge, daß die Gunaripartei, die bei weitem stärkste im griechischen Parlament, in der Sitzung der Kammer vom 10. Februar erklärte, die Annahmen der englischen und französischen Truppen seien nicht länger zu dulden; Sache der Regierung sei es, für die Entfernung der fremden Truppen Sorge zu tragen, nötigenfalls im Zusammengehen mit den Mittelmächten. Ministerpräsident Skuludis erwiderte entgegenkommend und erhielt ein Vertrauensvotum. Der Korrespondent von „Daily News“ faßte das Ergebnis der Verhandlungen in den Worten zusammen: „Es ist keine Stimme zugunsten des Vierverbandes laut geworden.“ Das war ein gewaltiger Umschwung im Vergleich mit der Zeit, da der Hochverräter Venizelos am Ruder war. Indessen kam es auch jetzt noch nicht dazu, daß Griechenland die

Schlusfolgerung aus der unhaltbar gewordenen Lage gezogen und sich zum Kriege gegen den Vierverband an der Seite der Mittelmächte entschlossen hätte.

* * *

An den Dardanellen erschienen von Zeit zu Zeit immer noch englische Kriegsschiffe, die verschiedene Punkte der Halbinsel Gallipoli mit Granaten belegten und auch nach der kleinasiatischen Küste hinübergriffen. Am 4. Februar ereignete sich in der Nähe der Dardanellen ein aufregender Luftkampf: Fliegerleutnant Kronhaß verfolgte mit einem türkischen Flugzeug einen englischen Doppeldecker und schoß ihn ab, so daß er zwischen Imbros und Kabatepe ins Meer stürzte. Einen empfindlichen Verlust zogen sich die Franzosen an der syrischen Küste südlich Beirut zu, wo ein deutsches Untersee-



Der französische Panzerkreuzer „Admiral Charner“, der am 8. Februar 1916 an der syrischen Küste südlich Beirut von einem deutschen Unterseeboot versenkt wurde.

fügte und den Erlös den Beamten als Kriegsbeute überwies, die seitherzeit die Verhaftung der Konsuln vorgenommen hatten.

Ein weiterer Willkürakt war die Festnehmung des deutschen Konsuls in Canea auf Kreta, Walter Maeseter, der zugleich Vertreter der Firma Krupp war. Französische Marinesoldaten gingen am 29. Januar auf Kreta an Land, drangen zu Maeseter vor und führten ihn auf einem Kriegsschiff fort. Ähnlich erging es einem auf Kreta ansässigen mazedonischen Anwalt.

Die schlimmste Demütigung aber, die die Griechen über sich ergehen lassen mußten, ereignete sich am 30. Januar. An diesem Tage erschienen gegen fünf Uhr morgens in der griechischen Festung Karaburnu drei französische Offiziere mit einem Brief des Obersten Courier, der die Aufforderung enthielt, die Festung zu räumen. Als Velarkis, der Befehlshaber der Festung, die Besucher entrüstet abwies, fand sich der Oberst persönlich ein und eröffnete dem griechischen Kommandanten, daß er den bestimmten Befehl zur Besetzung Karaburnus habe, wofür zwei französische Regimenter, fünf Flieger und ein englisches Geschwader bereitgestellt seien. Als Velarkis hierauf erklärte, daß er die Festung ohne höheren Befehl nicht überliefern könne, wurde ihm Gewalt angedroht. Da die Schiffe mittlerweile — es war schon acht Uhr geworden — Geschütze und Mannschaften gelandet hatten, erbat und erhielt Velarkis von Oberst Courier eine schriftliche Erklärung, daß man bei

boot am 8. Februar den französischen Panzerkreuzer „Admiral Charner“ (siehe nebenstehendes Bild) torpedierte, so daß er innerhalb zweier Minuten sank; die Besatzung konnte nicht gerettet werden. Zwar war der „Admiral Charner“ ein schon älteres Schiff von nur mittlerer Größe. Gleichwohl wurde sein Verlust an amtlicher Stelle in Frankreich schwer empfunden in Anbetracht der unverhältnismäßig schweren Einbußen, die die nicht eben starke französische Kriegsflotte im bisherigen Verlauf des Krieges bereits erfahren hatte. Es sei nur erinnert an den Untergang der Linienfahrer Bouvet, Gaulois, Jean Bart und des Panzerkreuzers Léon Gambetta. Auch der französische Bestand an Torpedo- und Unterseebooten war stark gelichtet worden.

In Deutschland aber freute man sich des mit der Vernichtung des „Admiral Charner“ vollbrachten neuen Heldentums, das an die Zeiten erinnerte, da die deutschen Unterseeboote durch die Versenkung der englischen Linienfahrer „Majestic“ und „Triumph“ im Mittelmeer Lorbeeren ernteten.

* * *

Aus Mesopotamien kamen von den Berichterstatlern beim Entsatzheer des Generals Nimler nach wie vor die ungünstigsten Nachrichten über die Lage des Generals Townshend in Kut-el-Amara (siehe die Bilder auf Seite 183); das Vorrücken der Nimlerschen Truppen werde durch die von den Türken eingenommenen starken Stellungen sehr erschwert. Nach einem vergeblichen Ansturm gegen das

türkische Lager, den die Engländer von Telahie aus unternommen hätten, sei etwa seit dem 4. Februar völliger Stillstand eingetreten, und es habe ganz den Anschein, als solle sich ein langwieriger Stellungskrieg entwickeln.

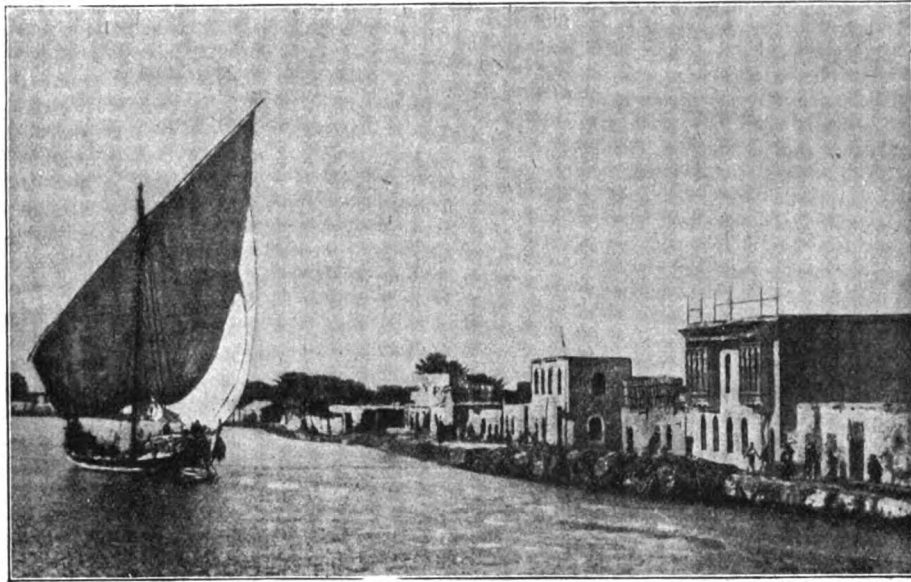
Zur Erklärung des englischen Mißerfolges wurde wohl nicht mit Unrecht auf das feinerlei Schutz bietende Gelände sowie auf das nachteilige Klima und den Mangel an Wasser hingewiesen.

Die Türken zeigten sich ihren Gegnern aber nicht nur im Kampf überlegen, sondern beschämten sie auch durch die menschliche Art, mit der sie dem besiegten Feinde begegneten, vor allem in der Fürsorge für englische Verwundete. Mancher schöne Einzelauszug von dieser überraschenden Seite des türkischen Wesens wurde von englischen Berichterstellern mit ungewollter Anerkennung mitgeteilt.

Eine Hauptfrage der Engländer war, daß man im nahen Indien vorzeitig erfahren könnte, in welcher üblen Lage sie in Mesopotamien geraten waren, und mit allen Mitteln wurde versucht, die unangenehme Wahrheit, daß General Townshend nun schon zwei Monate in Kut-el-Amara eingeschlossen war, zu verschleiern.

* * *

In Ägypten ließen es sich die Engländer vor allem an der Suezfront angelegen sein, ihre Streitkräfte und Stellungen zu verstärken. Zehntausende von Eingeborenen und englischen Soldaten arbeiteten Tag und Nacht (siehe Bild Seite 184/185), um durch Anlegung von Schützengraben, Stacheldrahtfeldern und Wolfsgruben die Städte und Ortschaften Port Said, El Kantara, Ismailia, Vera Point, Selaluf, Agron und Suez zu starken Festungen und Brückenköpfen auszubauen, die durch zahlreiche größere und kleinere Forts alle wieder mit der gesamten Front in Verbindung gesetzt wurden. Die ganze Ostseite des Kanals wurde auf diese Weise vorbereitet. Auch traf man Vorkehrung, daß die sandige Wüstengegend auf weite Strecken



Kut-el-Amara am Ostufer des Tigris unterhalb Bagdads. Phot. H. Senned, Weimar.
In der Umgegend wohnt der Stamm der Amaras, nach denen die Stadt benannt ist.

hin unter Wasser gesetzt werden kann. Zu all diesen Arbeiten wurden unter anderen auch die freilich nicht allzu zahlreichen Indier herangezogen, die beiden Kämpfen in Flandern und Nordfrankreich am Leben geblieben waren (siehe Bild Seite 186).

Schwerlich hätten die Engländer es bedauert, wenn diese schwachen Reste, die Zeugen englischer Ohnmacht in Europa, in Ägypten vollends aufgerieben worden wären. —

Diese umfassenden Vorbereitungen zeigten deutlich, wie sehr sich die Engländer der Wichtigkeit des Suezkanals bewußt waren. Hängt doch von seinem Besitz die britische Herrschaft über das ganze Pharaonenland ab, das gleich dem Kaiserreich Indien ein Eckpfeiler und Lebensnerv der englischen Weltmacht ist. Sein Verlust könnte für das britische Reich zur Katastrophe werden und den Zusammenbruch dieses mit Lüge und roher Gewalt zusammengehaltenen Gebäudes herbeiführen. Schon längst drohte in Ägypten eine Erhebung der mohammedanischen Bevölkerung gegen die britische Fremdherrschaft und Sklaverei, und die wiederholten Angriffe eingeborener Beduinenstämme auf englische Heeresabteilungen und feste Plätze ließen erkennen, daß es nur eines kräftigen Luftzuges bedarf, um das glimmende Feuer zum verheerenden Brande emporlodern zu lassen. Die empfindlichen Niederlagen und Mißerfolge, die England in Mesopotamien, in Arabien und an den Dardanellen erlitten hatte, waren trotz der strengen Pressezensur auch dem ägyptischen Volke bekannt geworden und hatten die Erkenntnis verbreiten helfen, daß der Tag der Befreiung Ägyptens nicht mehr ferne sein kann und daß er erscheinen wird, sobald es den Türken gelingt, den Suezkanal in ihre Gewalt zu bekommen und ihre auf anderen Schauplätzen frei gewordenen Heere dem Nil entgegenzuführen.

Mit der Aufklärung wurde türkischerseits schon bald nach Neujahr begonnen. Besonders waren es türkische Flieger, die eine rege Tätigkeit entwickelten, fast täglich über den feindlichen Stellungen am Kanalufer erschienen (siehe die

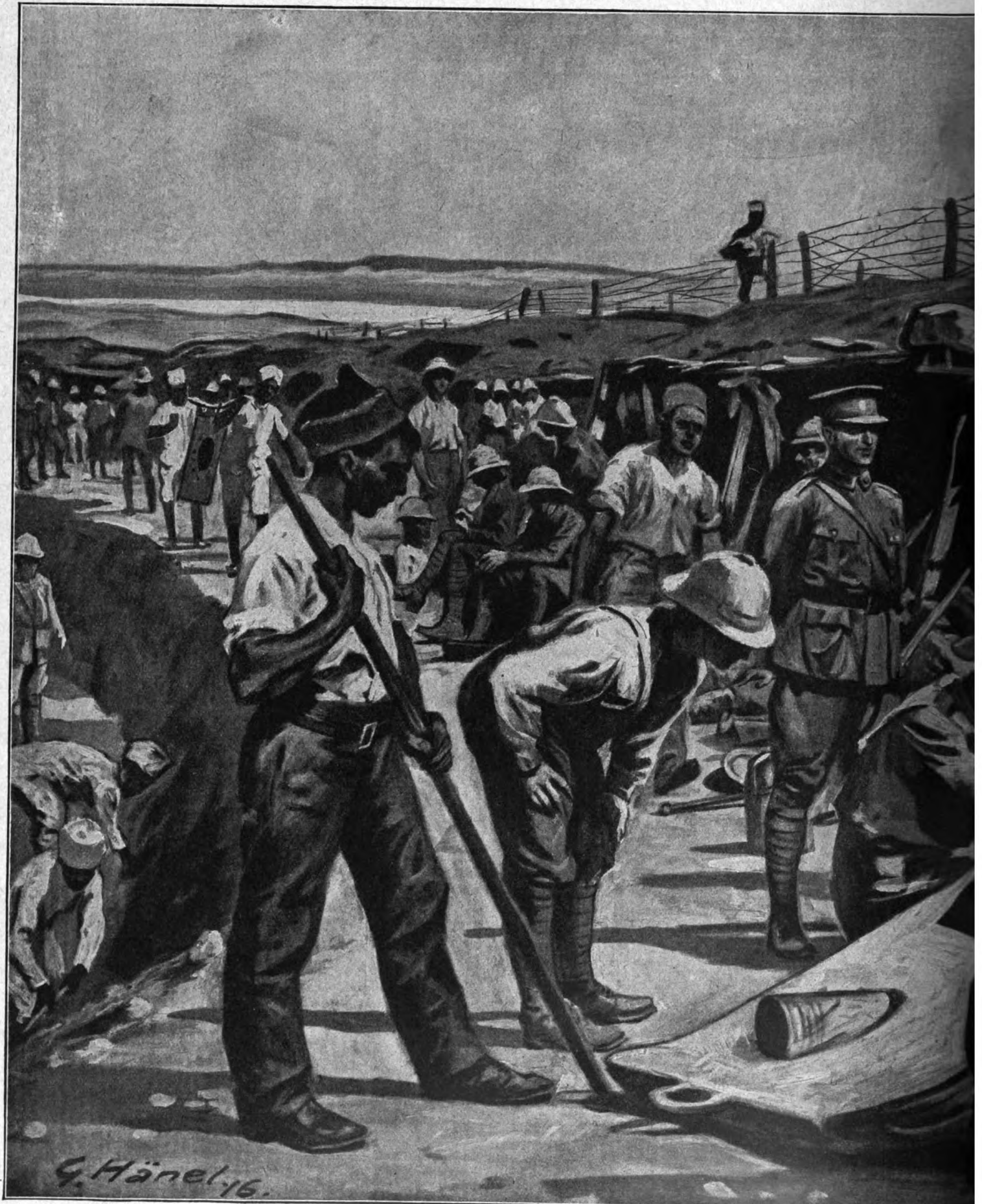


Englischer Schützengraben bei Kut-el-Amara.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Rüstbeilage) und sie erfolgreich mit Bomben belegten. Die Türkei, die bei Beginn des Krieges erst wenige Flugzeuge besaß, verfügt heute bereits über eine stattliche Luftflotte, die sie zum großen Teil ihren Feinden verdankt. Kühne türkische Piloten haben so manches Flugzeug heruntergeholt, das

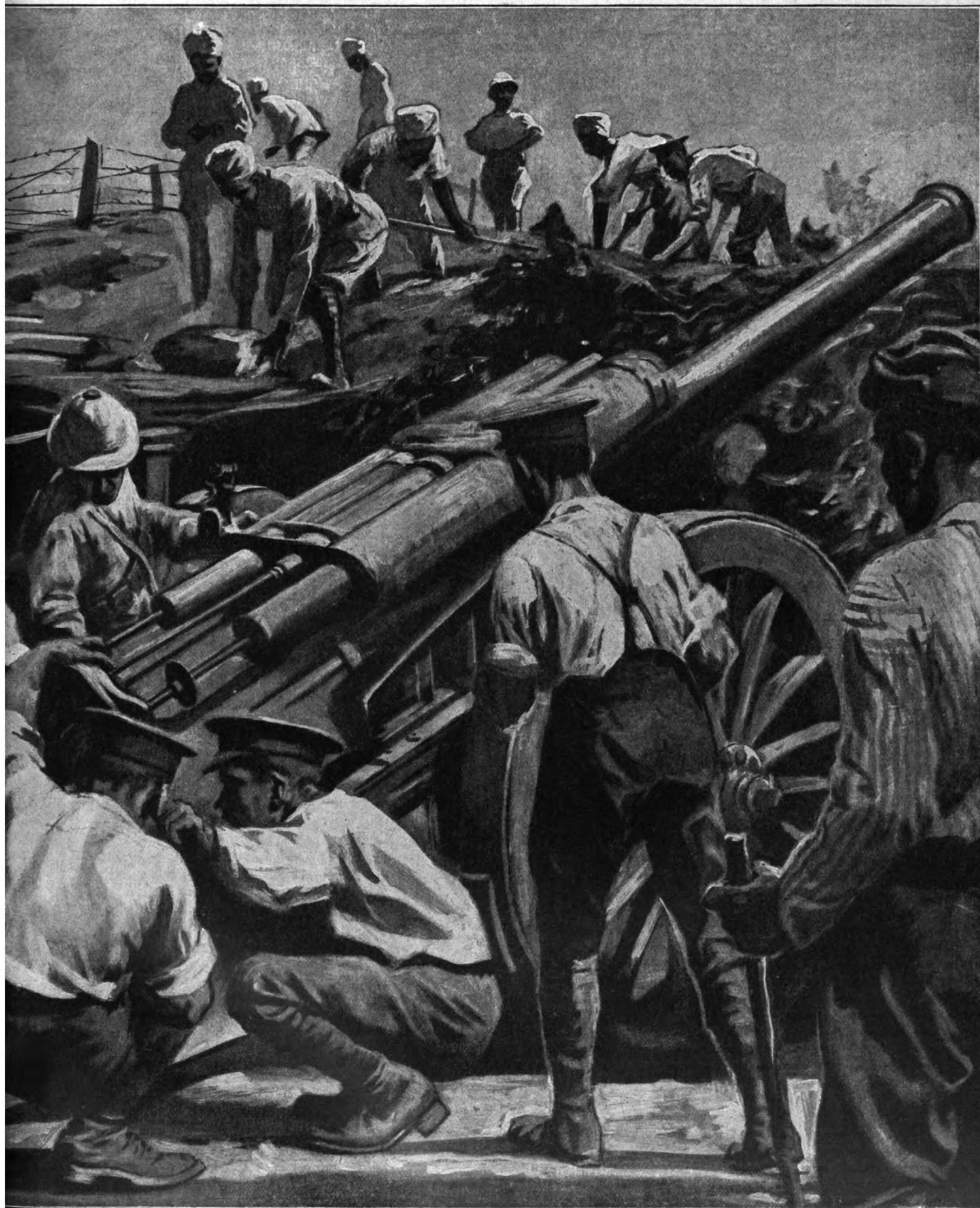
nur leicht beschädigt war und in kurzem wieder gebrauchsfähig gemacht werden konnte. Bei den Kämpfen auf Gallipoli und im Irak haben die Türken mehr als ein halbes Duzend feindlicher Flugzeuge erbeutet, die nunmehr gegen Ägypten in Dienst gestellt wurden. Wenn diese



Ausbau der englischen Stellungen am Suez

Riesenvögel plötzlich über dem Kanal erschienen und aus der Höhe ihre Bombengröße herabsandten, verbreiteten sie auf den feindlichen Dampfern und Transportschiffen, die ständig den Kanal passieren, Angst und Bestürzung. Mehrfach gelang es ihnen, durch geschickte Bombenwürfe ihre

Ziele richtig zu treffen und in Brand zu stecken, so daß sich alsbald mehrere große Dampfschiffahrtsgesellschaften entschlossen, die Dampfer nach Indien und Ostasien wegen der immer mehr zunehmenden Unsicherheit nicht mehr durch den Suezkanal, sondern um das Kap der Guten Hoffnung



Nach einer Originalzeichnung von Georg Hanel.

fahren zu lassen, obwohl die Reise dadurch um fünfzehn Tage verlängert wird und der Weg um die Südspitze Afrikas zudem wegen der dort häufigen Stürme gefährdet ist.

In Ostägypten fanden die Engländer sich häufig auch in schwere Kämpfe mit den Senussi verwickelt. Der 26. Januar brachte die Bestätigung der früher englischerseits in Abrede gestellten Torpedierung des englischen Hilfskreuzers „Tara“ (19. November 1915), insofern die englische Admiralität bekanntgab, daß die 95 Überlebenden der „Tara“ sich in der Gewalt der Senussi und in guter Pflege befänden. Der Untergang des Kreuzers erfolgte vor Solum, das angeblich noch den Engländern gehörte, in Wirklichkeit aber schon damals im Besitz der Senussi war. So hinderte niemand die Besatzung des deutschen U-Bootes, die Überlebenden von der „Tara“ gefangen zu nehmen und den Senussi auszuliefern.

Am 23. Januar wollten die Engländer 4500 Araber und Senussi (siehe auch die Bilder Seite 187), mit denen sie seit dem 22. Januar kämpften, über drei Meilen weit zurückgetrieben haben. Sie waren von Matruh aus vorgerückt, hatten aber sehr unter Regen und Sturm zu leiden. Nachdem sie in der Nacht zum 23. bei Bir Schola gelagert hatten,

Nach der Einnahme des stark befestigten Jaunde am 1. Januar 1916 (vgl. Seite 68) war es vorauszusehen, daß das Schicksal der kleinen, mit unsterblichem Ruhm bedeckten Schutztruppe und damit auch dasjenige des Kameruner Bodens, den sie mit zäher Erbitterung verteidigten, bald besiegelt sein werde. Die Feinde meldeten schon triumphierend, daß die deutsche Schutztruppe nach dem „schweren Schlag“ von Jaunde binnen kurzem kapitulieren müsse. Doch diesen Triumph sollten sie nicht erleben. Die Schutztruppe zog sich nach der Preisgabe von Jaunde kämpfend in südwestlicher Richtung auf das spanische Schutzgebiet Muni zurück, mit der Absicht, sich auf diesen neutralen Boden zu begeben, nachdem jede Möglichkeit weiteren erfolgreichen Widerstandes infolge der riesigen Übermacht der Feinde geschwunden war. Diese erkannten die Absicht der Deutschen und schickten deshalb zahlreiche, starke Kolonnen aus, um ihnen den Rückzug auf spanisches Gebiet zu verlegen und sie nach der Küste hin abzudrängen. Eine dieser Kolonnen nahm nach einer Reutermeldung vom 20. Januar den Deutschen 17 englische Gefangene, 7 bürgerliche französische Gefangene und 3 französische Offiziere und Unteroffiziere ab; es gelang aber keiner dieser Kolonnen,

Deutsche zu Gefangenen zu machen; nur einige Farbige liefen zu den Feinden über. Die Schutztruppe räumte nun nach kurzen Kämpfen mit geschickter Strategie nacheinander die Orte Lolodorf, Ebolowa, Dzonolinge, Daingutan, Muni und näherte sich dabei unter stetigen Gefechten, in denen der verfolgende Gegner ziemlich Verluste erlitt, immer mehr dem spanischen Muni-gebiete. Um die Deutschen an dessen Erreichung zu verhindern, rückten Ende Januar starke feindliche Kolonnen von der Küste her an der spanischen Grenze landeinwärts, während von Französisch-Kongo ebenfalls erhebliche Kräfte in Gewaltmärschen im Anzuge waren. Es kam nun in den ersten Februartagen hart an der spanischen Grenze am Atemflusse zu mehreren heftigen Kämpfen, in denen der Feind geschlagen wurde und die



Ein indischer Fürst mit seinem Stabe nimmt Abschied von französischen und englischen Offizieren beim Verlassen des westlichen Kriegsschauplatzes.

rückten sie morgens in zwei starken Kolonnen zum Hauptangriff vor. Der Feind leistete hartnäckigen Widerstand und führte eine Gegenbewegung aus, um den englischen Flügel zu umfassen. Doch soll nach englischer Darstellung dieser Versuch mißglückt und die Engländer sollen Sieger geblieben sein.

Die englische Berichterstattung über die Ereignisse in Ägypten war im allgemeinen noch spärlicher und erschien noch unglaublicher, als man es von den übrigen Schauplätzen schon gewohnt war, so daß der Schluß berechtigt sein dürfte, daß die Gesamtlage für die Engländer nicht günstig war. Dazu stimmte es, daß im ersten Drittel des Februars Nachrichten durchsickerten, nach denen 5000 Engländer unter schweren Verlusten von den Senussi über die ägyptische Grenze zurückgeworfen wurden.

* * *

Während den zahlreichen Feinden der Mittelmächte in Europa und im Orient jeder nennenswerte Erfolg versagt blieb, ernteten sie in den Kolonien, wo die Deutschen einer erdrückenden, mit allen neuzeitlichen Kampfmitteln ausgerüsteten feindlichen Übermacht gegenüberstanden, recht zweifelhafte Vorbeeren. Nach Togo und Südwest fiel nun auch Kamerun nach heftigem Ringen in die Hände der weißen und schwarzen Horden Englands, Frankreichs und Belgiens.

Kameruner Helden auf spanischen Boden übertraten.

Kamerun war nun tatsächlich in den Händen der verbündeten Feinde. Nur in Nordkamerun bei Mora, in einer verschanzten, schwer zugänglichen Bergstellung, hielt sich der heldenmütige Hauptmann v. Raben (ein geborener Württemberger, siehe Bild Seite 188) mit seiner tapferen 3. Kompanie noch etwas länger. Dieser hatte es verstanden, seinen Geist den eingeborenen Soldaten, unter denen sich auch zahlreiche Mohammedaner befanden, einzulösen und ihren Mut auf das Höchste zu entflammen; in treuer Anhänglichkeit an ihren Führer waren die Leute entschlossen, bis zum unvermeidlich bitteren Ende auszuharren. Dies zeigt in schöner Weise ein mündlicher Bericht über die Vorgänge in Mora, den eingeborene, mit Depeschen an Gouverneur Ebermaier (Bild Band II Seite 141) entsandte Boten diesem erstatteten. Der Bericht, der in seiner ergreifenden Schlichtheit an die Heldengedänge alter Zeit erinnert, lautete nach dem Wolffschen Telegraphenbureau:

Als der Fall von Garua in Mora bekannt wurde, versammelte Hauptmann v. Raben die Besatzung um sich und sagte: „Wir wissen nun, daß Garua sich nicht hat halten können. Unsere Feinde konnten auf dem Benué schwere Geschütze heranbringen, deren Wirkung die tapfere Besatzung erlegen ist. Trotz seiner tapferen Gegenwehr



Beduinencamp in der ägyptischen Wüste in der Gegend von Sidi Barrani.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

wird es dem Befehlshaber von Garua, wenn er vor dem Kaiser stehen wird, wie eine Schande erscheinen, melden zu müssen, daß er Garua nicht halten konnte. Soll ich später auch erröten, wenn der Kaiser mich fragt, was hast du mit deinem Platz gemacht? Wenn es dann nicht mehr deutsch ist, müßte ich mich schämen. Ich will mich aber nicht schämen. Und es gibt nur ein Mittel: Wenn vor Mora die bleichenden Knochen der Engländer und Franzosen liegen und in Mora die unseren, dann erst habe ich alles getan, was mich vor Gott und dem Kaiser rechtfertigen kann. Nichts also von der weißen Flagge und von Übergabe.“ Am Schlusse dieser Ansprache fragte dann Hauptmann

v. Raben die Soldaten, ob sie trotzdem mit ihm weiterkämpfen oder sich ergeben wollten. Diese erwiderten: „Gott allein weiß, wann wir sterben müssen; wir aber wollen, was an uns liegt, fechtend sterben. Stirbst du, unser Führer, hier, so wollen wir dir in den Tod folgen. Wir sind als deine Soldaten zu stolz, um mit dem Strick um den Hals in die Knechtschaft zu gehen.“

Hauptmann v. Raben freute sich darob sehr und sagte zu uns: „So ist es recht! Das nur wollte ich hören. Jeder stirbt, wann und wo es Gott in seinem Rat bestimmt. Sollte aber einer oder der andere von euch nicht bei mir ausharren wollen, so mag er es mir ruhig sagen, ich werde



Höhlenwohnungen von Angehörigen des Stammes der Bisharin am oberen Nil.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

für jetzt nicht lösen. Denn zu dem, was jetzt kommt wird, will ich nur starke Herzen um mich haben.* Die Soldaten schienen über das, was sie wollten bis zum letzten mit ihm in Mitleidenschaft zu ziehen, um wie er das Gut und den Kampf befehlen zu können. —

Im letzten Monat dieser herrlichen Gegendung von Führer und Unterführer wird durch nichts gehindert, daß Hauptmann v. Raben, wie am 12. Februar gemeldet wurde, in persönlicher Begleitung aller Umstände seiner persönlich anwesender Vorführer, dessen längere Verabreichung zum persönlichen Führer, über den letzten militärischen Vorführer gebracht wurde, der englisch-französischen Übermacht (siehe oben) übergeben ist. Damit hatten die westlichen, harten Kämpfe in und um Kamerun nach 14. Monaten ihren Abschluß erreicht.

Nach einer Meldung aus Matadi vom 7. Februar 1915 waren 40 Deutsche und 140 Eingeborene, darunter viele Träger und Kammerleute gehörige künftiger Soldaten, auf das deutsche Marschgebiet übergetreten. Sie legten die Waffen nieder und wurden kriegsunfähig. Die ausgesprochen deutschfeindliche Haltung der Regierung brachte in anerkannter Weise für das Vorkommen der Deutsch-Kameruner und nicht in Aufsicht, die nach Norden überzuführen.

Die Besatzung Kameruns kam dem Ende seiner zu stehen. Nach persönlicher Nachsicht verlor er den künftigen Kämpfer die Engländer über 300 Mann, die Franzosen ebenfalls und die Belgier rund 1000 Mann; insgesamt also 1400 Mann. Unter diesen befanden sich allerdings nur 300 bis 400 Weiße. Der überwiegende Teil der außer Gefecht gesetzten künftigen Truppen waren tote. Die deutschen Verluste können nur gering sein, da der größte Teil der kleinen Schutztruppe glücklicherweise in ein neutrales Gebiet entwich.

Der verwegenen deutschen Truppe, mit ihrem unerschrockenen, tapferen Führer Oberst Jannemann (siehe Bild auf dieser Seite oben) an der Spitze, gebührt für den heldenmütigen Opfertum, mit dem sie, gänzlich abgegrenzt vom Kamerunland und von einer dreifachen Übermacht umringt, über 14 Monate lang gehalten und gekämpft hat, der heiße Dank des deutschen Vaterlandes!

Während Logo, Südwest und Kamerun nacheinander vom Feinde besetzt werden konnten, bot die blühendste, reichste und größte afrikanische Kolonie, Deutsch-Ostafrika, den Angriffen eines zahlenmäßig weit überlegenen Gegners an allen Fronten in erfolgreicher Verteidigung die Stirn. Aber nicht nur dies. Die deutsche Schutztruppe unter der altbewährten, siegreichen Führung des Oberstleutnants von Lettow-Vorbeck unternahm auch an verschiedenen Grenzpunkten, namentlich an der Uganda- und Nagadibahn, kräftige Angriffe, in denen dem Feinde starke Verluste an Menschen und Material zugefügt wurden. In den letzten Monaten des Jahres 1915 hand die Schutztruppe nach glaubwürdigen

Nachrichten nachdrücklich auf künftigen Gebiet; so vor allem am Kaimaribfluss, auf dem See (siehe oben) und der Nagadibahn und südlich davon.

Die militärische und wirtschaftliche Lage Deutsch-Ostafrikas blieb auch im neuen Jahre günstig, unter anderem wegen der unüberbrücklichen Lücke der Ostafrika und vieler

anderen Eingeborenenführer. Im Januar und Februar 1915 erfuhr man von neuen heftigen Kämpfen und harte auch Kämpfer über ein Gebiet, das sich bereits im September 1913 auf dem Weichhang des Longidoberges an der deutsch-englischen Grenze abspielte. Damals war empfohlen mit kurz gemeldet worden: „Am 21. September griffen wir den Feind, der eine Übermacht bei Longido-Mat bewachte, an. Nach fünfständigem Gefecht brachen wir den Kampf ab.“ Die erste nach Kommen veröffentlichte englische Verlautbarung brachte Aufklärung über die Gründe für den Abbruch des Gefechtes. Die Engländer hatten nämlich an Toten, Verwundeten und Gefangenen 13 Eurodoler, darunter einen Hauptmann, einen Leutnant und 2 Unteroffiziere, verloren. Ferner meldete Reuters, daß im Dezember 1915 an der rhodesisch-deutschen Grenze in Zomba ein Gefecht stattfand. Die deutsche Truppe — 20 Mann mit 1 Maschinengewehr — soll den Feind, der von 7 Eurodolern und 20 Mann rhodesischer Polizei nebst 1 Maschinengewehr verteidigt wurde, angegriffen, nach fünfständigem Gefecht aber sich wieder zurückgezogen haben. Nach einer anderen Nachricht haben jedoch die Engländer den Feind den Deutschen überlassen müssen.

Bei den Kämpfen im nordrhodesischen Grenzgebiet liegen die Engländer des öfteren große Verletzungen der portugiesischen Neutralität zu Schulden kommen. Zum Beispiel wurden verschiedene englische Truppentransporte an der portugiesisch-afrikanischen Küste in Beira gelandet, um von da aus durch neutrales Gebiet in das nordrhodesische Kamerunland zu gelangen. Gerade dieser Boden war aber wegen seiner künftigen Beschaffenheit für die des Klimas nicht gewohnten Engländer in gesundheitlicher Hinsicht sehr verderblich, so daß ein nicht unerheblicher Teil der Truppe erkrankte und in die Heimat entlassen werden mußte.

Am 5. Januar soll eine deutsche Abteilung, die Bomben auf die Ugandabahn abzuwerfen versuchte, zurückgetrieben worden sein. Am 7. kam es zu einem Patrouillengefecht bei Mangu.

Am 7. Januar soll eine deutsche Abteilung, die Bomben auf die Ugandabahn abzuwerfen versuchte, zurückgetrieben worden sein. Am 7. kam es zu einem Patrouillengefecht bei Mangu. Ferner griffen die Engländer am 7. Januar an der Küste bei Wanga auf englischem Boden eine deutsche Streitmacht an und drängten sie auf die deutsche Hauptmacht zurück. An demselben Tage griffen sieben feindliche Flugzeuge deutsche Lager bei Voi an der Ugandabahn an, wobei zwei feindliche Flugzeuge abgeschossen worden sein sollen. Am 10. Januar wurde angeblich wieder eine deutsche Abteilung, die die Ugandabahn mit Bomben belegte, abgewiesen. Die Verlegung der deutschen Waffen

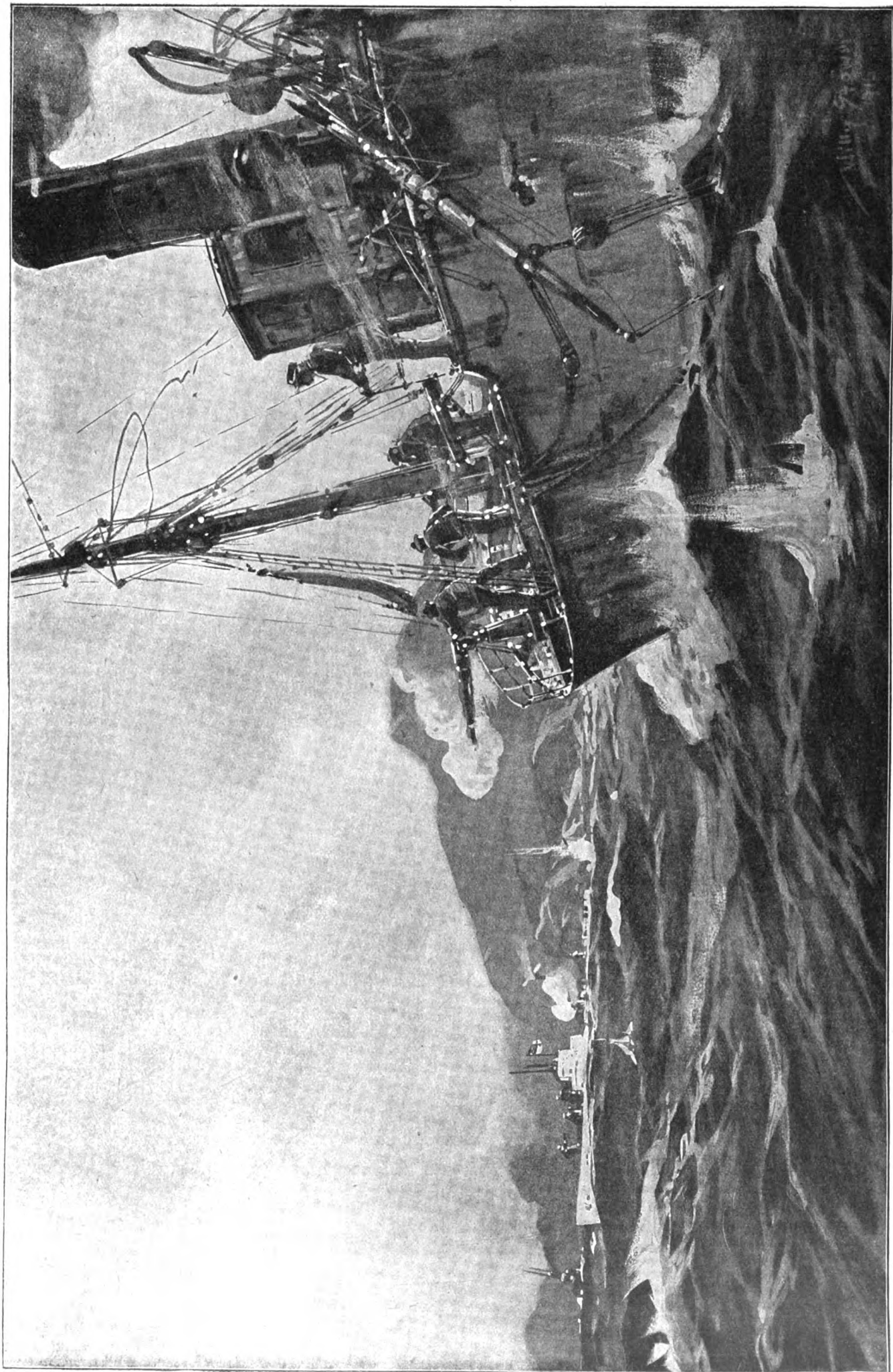


Eine Gruppe von Offizieren in Kamerun.
In der Mitte Oberst Jannemann, der den englischen Eingeborenen militärisch entgegenkam. Die anderen Offiziere sind Zivilistenkamerader.



Hauptmann v. Raben.

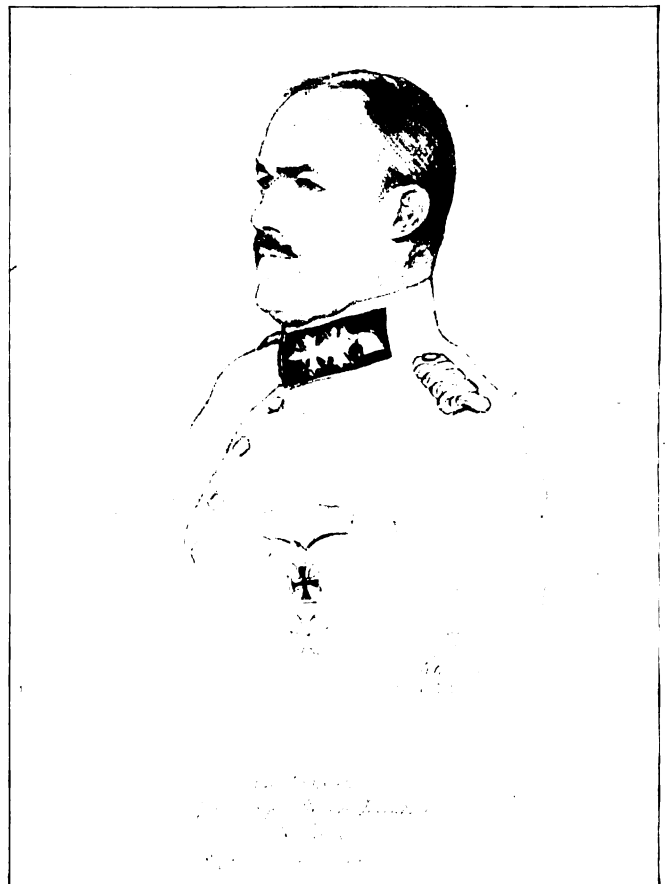
der Held von Wanga, der mit einer kleinen Schar deutscher und eingeborener Truppen bis zur letzten Minute den angestrichenen Nordwesten Kameruns verteidigte.



Deutsches Unterseeboot im Gefecht mit bewaffneten französischen Fischerdampfern im Mittelmeer.
Nach einer Originalzeichnung von Marinekamer Professor Willy Eißner.



General der Artillerie v. Lauter, Generalinspekteur der Fußartillerie.



Generalmajor v. Schoeler, Generalintendant des Feldheeres.

bei Voi an der Ugandabahn bedeutete aber in jedem Fall einen beträchtlichen Erfolg, da der genannte Ort etwa 100 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt in feindlichem Gebiet liegt, und hatte ohne Zweifel auch eine Unterbindung des Verkehrs im Gefolge. — Unterm 24. Januar meldete Reuter, daß die Deutschen von Mbuguni, 15 Meilen östlich von Taveta, vorgerückt seien. Ebenfalls noch im Januar wollen die Engländer den Longidoberg nordwestlich des Kilimandscharo im Steppengebiet, einen Schauplatz wiederholter Kämpfe, ohne Widerstand besetzt haben.

General Smith-Dorrien, der neue Oberbefehlshaber der englischen Streitkräfte in Ostafrika, meldete am 1. Februar 1916, „daß die Zweiglinie der Ugandabahn, die in Richtung auf die deutsche Grenze, auf das von den Deutschen besetzte Taveta (englisch: Matatau) geführt wird, Serengeti erreicht habe. Seit der Besetzung von Serengeti und Longido durch die Briten habe die Tätigkeit der Deutschen merklich nachgelassen“. Daß die englische Zweigbahn von Voi die Serengeti = „wasserarme Steppe“ (nicht zu verwechseln mit der auf deutschem Gebiet östlich des Natronsees in Richtung auf den Spelegolf sich erstreckenden Serengeti) erreicht hat, war aber schon seit Monaten bekannt.

Auf dem Tanganjikasee gelang es Belgiern und Engländern am 9. Februar den kleinen deutschen Dampfer „Hedwig v. Wismann“ auf der Höhe von Albertville zu versenken; während des Kampfes fielen 2 Deutsche, wäh-

rend 2 Offiziere, 10 deutsche Seesoldaten und 9 eingeborene Matrosen in Gefangenschaft gerieten. Die Belgier meldeten, daß sie auf Schiffen keine Verluste hatten, schwiegen aber über die Verluste ihrer und der englischen Truppen, was den Anschein erweckt, daß unsere Feinde empfindlich geschädigt wurden. — Nach einer Reutermeldung vom 10. Februar wollten die Belgier und Franzosen in den Januar- und Februartagen die Deutschen in zehn Gefechten geschlagen haben und dann von Westen her zwischen dem Kiwusee und dem Tanganjikasee in Deutsch-Ostafrika eingedrungen sein. Da sich die früheren belgischen Meldungen über Kolonialkämpfe stets als Lügen erwiesen haben, so erscheint auch diese Nachricht unglaublich.

Zur See beschränkten sich die Engländer auf kleinere Streifzüge an der ostafrikanischen Küste. Am 29. Juli 1915 beschossen englische Schiffe wirkungslos Lindi und machten den Dampfer „Präsident“ der deutsch-ostafrikanischen Linie unbrauchbar. Im Hafen von Darassalam zerstörten englische Kreuzer am 17. August 1915 ein kleineres deutsches Fahrzeug. Am nächsten Tage liefen dieselben Kreuzer Tanga an, bewarfen den Platz mit einigen Granaten, vernichteten den Dampfer „Marigraf“, den sie schon einmal zerstört haben wollten, und dampften, als sich deutsche Artillerie bemerkbar machte, wieder ab. Im übrigen begnügten sich die englischen Schiffe mit der Blockade der Küste.

(Fortsetzung folgt.)

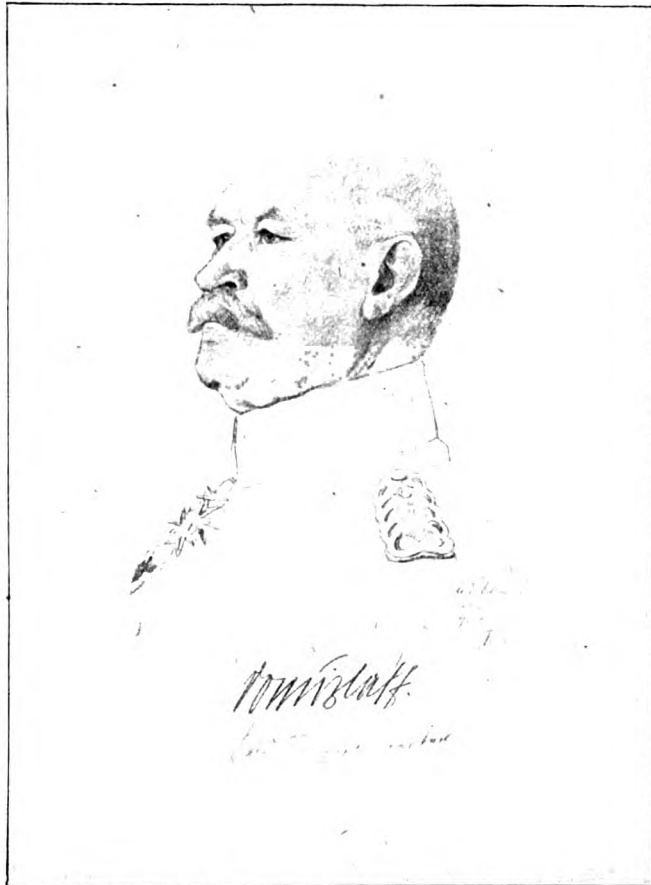
Illustrierte Kriegsberichte.

Fischerbarken an Stelle von Dreadnoughts.

(Hierzu das Bild Seite 189.)

Bewaffnete Fischerboote sind von unseren Feinden in den Dienst des Seekriegs gestellt worden, um das Meer möglichst unauffällig nach dem Vorhandensein von U-Booten abzusuchen. Gewöhnlich zeigen sie, entgegen dem Völkerrecht, keine Flagge; aber sie sind mit verhüllten Geschützen bewaffnet, um bei gegebener Gelegenheit ein auftauchendes U-Boot beschießen zu können. Im Mittelmeer wird diese Tätigkeit hauptsächlich von französischen Fischerbooten ausgeübt. Ein Teilnehmer an solchen Fahrten gibt davon im Pariser „Journal“ vom 20. Januar eine lebendige Dar-

stellung, der wir folgendes entnehmen: „Es gehört zu den bemerkenswertesten Sonderbarkeiten dieses Krieges, daß Fischerbarken an die Stelle der Dreadnoughts und Schlachtkreuzer treten. Das U-Boot hat den Fischerdampfer zu kriegerischem Leben erweckt. Zu zweien, dreien oder vierten streifen sie kaum aus dem Wasser ragend über das Meer, ein Spielzeug der Wogen, machen den harmlosesten Eindruck von der Welt, stampfen, rollen, tauchen halb unter wie eine Flottille übermütig gewordener Barken. Ihre Bestimmung war der Herings- und Kabeljaufang. Sechs Monate verbrachten sie an den französischen Küsten, sechs andere vor Island oder im kalten Nebel von Neuseeland. Die einzigen Waffen, an die sie dachten, waren Harpune, Handbeil, Hafen.



Feldoberpostmeister Domizlaff.

Nunmehr sind sie Kriegsschiffe geworden. Vorn haben sie zwei tüchtige 65-mm-, hinten eine 47-mm-Kanone. Man denkt sogar daran, ihnen noch stärkere von vielleicht 100 Millimeter zu geben. An ihrem kurzen Mast tragen sie die Antennen der drahtlosen Telegraphie. Sie sind blau angestrichen wie der Horizont. Ihre Kohlenbunker sind zu Munitionsniederlagen geworden. Die Barken werden von Schiffsleutnanten befehligt, ihre Mannschaft ist bewaffnet. Sie sind überall. An Reeden, die geschützt werden sollen, dienen sie als Aufklärer; enge Hafeneinfahrten sperren sie, sobald die Sonne sinkt. Die Drahtneze (vor den Häfen zum Schutz gegen U-Boote) sind ohne diese bewaffneten Fischerbarken ein toter Vorhang, die Minenketten wären weiter nichts als eine Vogelscheuche. Für jeden Stützpunkt, für die Reeden und Häfen, sind sie eine leicht bewegliche Verteidigung.

Auf den Mittelmeerstraßen, im Gewirr der griechischen Inseln sieht man sie plötzlich auftauchen. Manchmal sind sie ein oder zwei Tage ganz außer Atem, weil es gilt, einen großen Transport zu begleiten. Sie gehen auf Abenteuer aus, sie bewachen die Meerengen, legen Minen, beschützen die Frachtdampfer, machen Jagd auf Unterseeboote, kapern bei Gelegenheit auch ein Schiff.

Wierzehn Tage lang machte ich diese Zickzackfahrten mit, nahm auf mehr als einem Fischerboot an den Mühen, den Zufällen und den Freuden der Meeresfahrt teil. Ohne Unterlaß streiften wir zwischen den griechischen Inseln an den Küsten von Tripolis entlang, nach Rhodus, Zypern, an den Küsten von Ägypten und Kleinasien. Ein unternehmungslustiger Offizier befehligte das Schiff, auf dem ich an den Fahrten teilnahm. Dieser Offizier ist sozusagen der Admiral der Kriegsfischerflotte des östlichen Mittelmeers. Er setzte mir in großen Linien seine Aufgabe auseinander. Zuerst gilt es, die Straßen der Seedampfer abzusuchen. Denn wie im Landkriege, so gibt es auch auf dem Meere gefährliche Ecken, wo ein Schiff leicht in die feindliche Falle gerät. Darum suchen die Fischerdampfer alle Seewege genau ab. Dann überwachen sie die feindlichen Küsten. Vor allem, um die Zufluchts- und Versorgungsplätze der U-Boote zu entdecken und zu zerstören. Wie eine Meute sind die Barken stets auf der Jagd. Schließlich sollen sie eine Versorgung der U-Boote auf dem hohen Meer (zum Beispiel von neutralen Dampfern aus)



Generalstabsarzt der Armee Dr. v. Schjerning, Chef des Feldsanitätswesens.

durch stete Überwachung und Untersuchung unmöglich machen. Wie mir der Kommandant erklärte, fürchten die U-Boote die Fischerdampfer. Diese sind so kleine Einheiten, daß sie eine Torpedierung nicht lohnen, und in einem Schießgefecht setzt sich das U-Boot dem Feuer der 47- und 65-mm-Kanonen der Barke aus, demnächst vielleicht sogar dem 100-mm-Geschütz.

Diese Schilderung läßt die kühnen Taten unserer Unterseeboote in noch hellerem Lichte erscheinen. Seit mehr als einem Jahr sind die Feinde mit viel Eifer und noch mehr Hinterlist daran, die „U-Boot-Pest“ im Atlantischen Ozean und im Mittelmeer auszurotten. Aber jede Woche bringt eine neue Liste versenkter feindlicher Schiffe. Mit der Hinterlist paart sich die Feigheit des Feindes in der Art, wie er diese seine jüngste „Waffe“ zur Abwehr der Gefahr ausstattet. Er darf sich dann auch nicht wundern, wenn unsere U-Boote den Spieß umkehren und die „harmlosen“ Barken auf weniger harmlose Weise, aber ganz nach Verdienst behandeln.

Charakterköpfe aus dem Großen Hauptquartier.

Von Karl Rosner.

(Hierzu die fünf Zeichnungen von Fritz Wolff Seite 190—192.)

Das Große Hauptquartier — das ist in dieser Zeit des blanken deutschen Schwertes der Mittelpunkt für unsere gesamte kriegerische Organisation, die Stelle, von der aus die Tat beschlossen wird, die weiter vorn an der Linie im Westen oder tief in Rußland oder im Südosten die Heerführer und ihre Stabschefs bereiten und die am Ende im Verein mit ihnen unser Volksheer vollbringt. Aber es ist zugleich auch der Mittelpunkt für eine lange Reihe von über alle Fronten ausgedehnten Arbeitsgruppen, die unseren Krieg nicht mit der Waffe führen, die unseren Sieg mit Einsatz ihrer Kräfte auf den Gebieten des Verwaltungswesens und des Verkehrs, der Post, der Gesundheitspflege, der freiwilligen Krankenfürsorge erringen helfen. Rastlos und unermüdet ist das verantwortungsvolle Schaffen der führenden Männer, die diese Arbeitsgruppen leiten — nicht minder schwerwiegend ist es zugleich als das sieggewohnte Wirken unserer Führer im Felde. Aber der rühmende und laute Widerhall, den jedes neue glück-

liche Gelingen dieser Männer in der Linie in unserer Heimat findet, bleibt den Erfolgen jener im Schatten des Krieges leitenden Führer versagt. Und doch erringen auch sie unsere Siege mit und haben auch sie gutes Anrecht auf den Sieger-ruhm, so wie sie Anteil an der Vorbereitung aller Wege zu ihnen hatten.

Unauffällig wie das Wirken dieser Männer, über das Karl Mosner in der „Woche“ berichtet, ist auch die Stätte ihres Schaffens.

Jergendwo in Nordfrankreich hat das Große Hauptquartier seinen Sitz. Eine Stadt ist es, von der man nicht viel spricht, eine Stadt, durch deren Gassen heute der Geist der deutschen Arbeit schreitet, über deren Dächerbreite hin der Telegraph tausend Anordnungen und Befehle in alle Fernen trägt.

Von einigen hervorragenden Männern, die hier als Führer dienen und deren Bildnisse der Meisterstift Fritz Wolffs lebensvoll festgehalten hat, sollen diese Zeilen reden.

Da ist Erzellenz v. Lauter, der Generalinspekteur der Fußartillerie — der Herr über die gesamte schwere Artillerie

des deutschen Heeres — der große Donnerer, auf dessen Wort die „dicken Bertas“ und die „langen Hänse“ und all die anderen Solisten vor dem Chor der Feldgeschütze zum Spiel antreten und die Stimmen heben. Einer der wichtigsten Männer des Krieges ist er so, wenngleich sein Wirken hinter den augenfälligen Kulissen der Schlachtenbilder bleibt. Man sieht den schlanken, ritterlichen Mann mit den großen blauen Augen und dem vollen silberigen Haar nicht allzuoft im Hauptquartier. Die Pflicht führt ihn auf langen Inspektionsreisen von einer Front zur anderen durch halb Europa — denn halb Europa ist das Feld geworden, auf dem seine schwere Artillerie schützend unsere Heimat umstellt. Wenn er aber „zu Hause“ in seiner schlichten Wohnung auf dem stillen und wie im Traume ruhenden alten Plak ist, in dem ihm angewiesenen Quartier, das einer fortgezogenen alten Dame gehört, dann ist der Mann, auf dessen Wort Panzertürme und Festungsmauern zu Staub zerrieben werden, sorgsam darauf bedacht, daß auch nicht das geringste in den Räumen geändert, daß auch nicht eins von den alten Familienbildern von seinem Plak gerückt werde. Die fremde alte Dame soll, wenn sie einst wiederkehrt, die Bilder ihrer Vorfahren oder Enkel genau auf jener Stelle des Kamins oder der kleinen Tischen wiederfinden, auf die sie diese kleinen Rähmchen einstmals schob. Ist's nötig, auszusprechen, daß auch Erzellenz v. Lauter voll unbedingten Glaubens und Vertrauens in den Sieg des deutschen Volkes ist? Zu dem Künstler, der sein Bildnis schuf, hat er von diesem sicheren Glauben mit starken Worten geredet. Aber er hat auch auf die großen Aufgaben dabei verwiesen, die uns nach diesem Kriege vorbehalten bleiben werden: „Wir glauben, daß wir heute schon mit allerhöchster Anstrengung unserer Kräfte arbeiten. Es werden nach dem Kriege Zeiten kommen, die noch bedeutend höhere Anforderungen an jeden von uns und an jeden aus dem kommenden Geschlechte stellen werden. Die Erfüllung dieser Anforderungen wird die beste Frucht unserer Siege reifen!“ —

Unterhalb Menschenalter ist es her, da prägte man das Wort, daß der preußische Soldatenstiefel den Sieg und Erfolg unseres Krieges gegen Frankreich davongetragen habe — der feste, derbe Stiefel, der jede Marsch-

leistung ermöglichte. Das Wort hat auch in diesem Kriege wieder Geltung — in jenem weiteren Sinne, daß alles das bereitstand, was vorsorgende Umsicht nur schaffen kann, um unserem grauen Manne jedweden Bedarf an Kleidung, Ausrüstung und Nahrungsmitteln reichlich und in bester Art zu geben. Die letzte Sorge hierfür lag und liegt auf den Schultern des Generalintendanten des Feldheeres, Generalmajors v. Schoeler. Seine Ernennung zum Direktor des Armee-Verwaltungs-Departements im Kriegsministerium ist schon ein Jahr vor Ausbruch des Krieges, im Sommer 1913, erfolgt. In dieser Stellung unterstehen ihm das gesamte Verwaltungswesen, die Lieferungen für die Armee, die Ausrüstung, Proviantämter und Marktentereien. Und mehr als jedes Wort dies könnte, sprechen die Tatsachen der hingegangenen Kriegszeit rühmend von der unermüdlichen Tatkraft und Umsicht, mit der Generalmajor v. Schoeler sein weites Reich verwaltet hat.

Was Stephan, der im Reich unvergessene Stephan, im Kriege von 1870 war — Feldoberpostmeister — das ist in diesem Kriege Georg Domizlaff, der bis zum Aus-

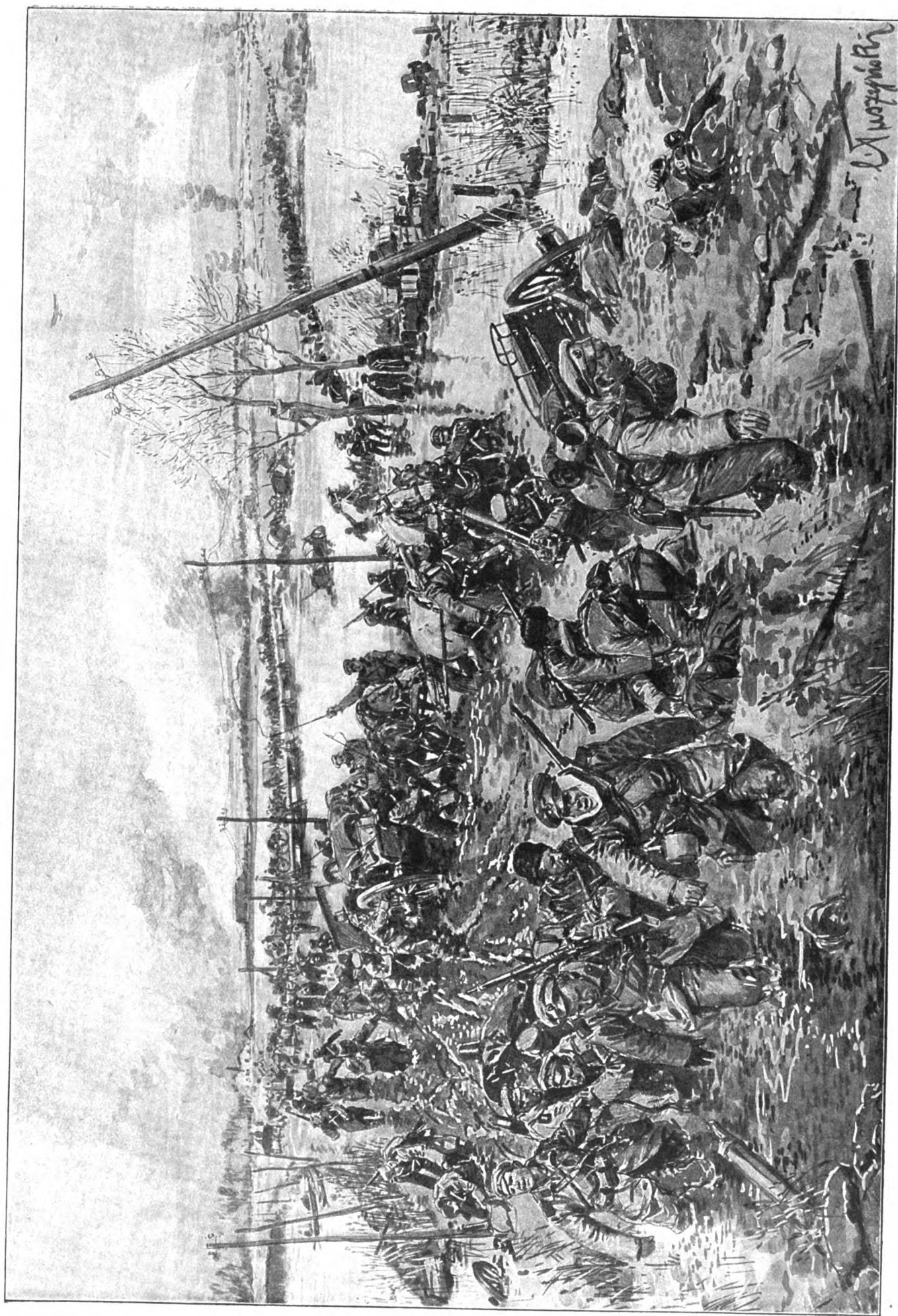
bruche des großen Ringens als Oberpostdirektor und Geheimener Oberposttrat in Leipzig tätig war. Ihm sind die Armeepostdirektionen und Feldpostanstalten aller unserer Kriegsschauplätze untergeordnet, so daß das ungeheure Netz unseres Feldpostwesens, dessen letzte Maschen die vordersten Linien unserer Stellungen in West, in Ost und in Südost gleich feinsten Nervenendigungen durchziehen, von seiner Hand geleitet wird. Gleichsam das Gehirn des ganzen tausendfach verzweigten Systems sind die Diensträume des Feldoberpostmeisters im Großen Hauptquartier. Er selbst gehört dem deutschen Postdienst seit über 42 Jahren an und lebte seit dem Jahre 1903 in Leipzig, wo den auch künstlerisch stark interessierten Mann schöne Beziehungen mit vielen unserer besten Meister, so auch mit Max Klinger verbinden. — Auch für den Feldoberpostmeister bringt es die Vielfältigkeit unserer Kriegsschauplätze mit sich, daß ihm nicht dauernd ruhige Arbeit im Hauptquartier gegönnt ist; auch er ist, wie die meisten Leiter der Zentralstellen, zu einem guten Teil seiner Zeit



Fürst Colms-Varuth,
Kaiserl. Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege.

auf Reisen, um da und dort mit eigenen Augen zu sehen und selber leitend und beratend einzugreifen. —

Chef des gesamten Feldsanitätswesens der Armee ist der im Range eines Generals der Infanterie stehende Generalstabsarzt der Armee Dr. v. Schjerning. Seiner tatkräftigen und sicheren Führung sind alle auf das Sanitätswesen der Armee gerichteten Organisationen anvertraut. Als Zögling der Kaiser-Wilhelms-Akademie kam v. Schjerning, der heute im zweiundsechzigsten Lebensjahre steht, schon als Stabsarzt in die Medizinalabteilung des Kriegsministeriums, wo er in raschem Anstieg alle Stufen des Dienstes erstieg und endlich an die Spitze des Ressorts berufen wurde. Eine umfassende organisatorische Tätigkeit, die unserem militärärztlichen Bildungswesen zugute kam, ebenso wie sein wertvolles publizistisches Wirken auf kriegschirurgischem Gebiet haben seinen Namen bald weit über den Kreis seines Wirkens hinaus berühmt gemacht. Erzellenz v. Schjerning erfreut sich als oberster Arzt des gesamten Heeres des ganz besonderen Vertrauens des Kaisers, der auch während des Krieges mehr als einmal Gelegenheit gefunden hat, ihm Zeichen seiner Anerkennung für das Außerordentliche zu geben, das durch die aufopfernde



Rückzug der Russen aus der Gegend von Gortoryst.
 Nach einer Originalzeichnung von S. Zusslynski.



Photothek. Berlin.
Der lang entbehrte, bar bezahlte
Gänsebraten.

Arbeit unseres Feldsanitätswesens zum Wohle der Truppen geleistet worden ist. —

In engem inneren Zusammenhang mit dieser segensvollen Arbeit steht das Wirkungsfeld des Fürsten Solms-Baruth, des Kaiserlichen Kommissars und Militärinspektors der freiwilligen Krankenpflege. Schon in der Friedenszeit hat der Fürst das verantwortungsvolle und schwerwiegende Ehrenamt neben dem höchsten Ehrenamt, das der Hof des Königs von Preußen kennt, dem des Oberstkämmerers, bekleidet. Stand er schon damals vor der gewaltigen Aufgabe, die zur freiwilligen Krankenpflege im

Kriege berechtigten Verbände — die Vereine vom Roten Kreuz, die Ritterorden der Johanniter und Malteser sowie die St. Georgsritter — im Zusammenhang mit der Heeresverwaltung so zu organisieren, daß sie im Kriegsfall so gleich ein gebrauchsfertiges Instrument im Dienste des Heeres abgeben konnten, so wuchs die Größe seiner Verantwortung in der Stunde ins Ungemessene, da es sich darum handelte, den ganzen ungeheuren Apparat dieser Verbände praktisch zu bewahren, ihn aus der Heimat über die Etappen hin bis in die Operationsgebiete zu verzweigen. In wie hohem Maße es der unermüdlichen Hingabe des Fürsten gelungen ist, auch diesen außerordentlichen Anforderungen an Organisationskraft und Opferwilligkeit gerecht zu werden, das zeigt ein Blick auf die Erfolge der deutschen freiwilligen Krankenpflege während der hingegangenen Zeit dieses Krieges. Auch sie hat Siege errungen und verdient Ruhmesfränze. So, wie alle jene Männer, von denen diese Zeilen sprachen, ein Anrecht auf den Lorbeer unserer Siege sich errungen haben.

Rückzug der Russen aus der Gegend von Czartorysk.

(Hierzu das Bild Seite 193.)

Vergebens hatte General Iwanow in vierwöchigem hartnäckigen Ringen die deutsche Front im Raume des Styrbogens in der Umgebung von Czartorysk zu durchbrechen versucht (vgl. Seite 154). Nach erfolgreicher Abwehr der russischen Sturmangriffe gingen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gerade an der vom Feinde am heftigsten bedrohten Stelle zum Gegenangriff vor, um den Russen den befestigten Brückenkopf zwischen Styr und Dnoka bei Nowosjolki zu entreißen. Frisch eingesetzte Bataillone drangen vom Südrande des Wielikojsumpfes aus in die eben erst ausgehobenen russischen Schützengräben vor dem Dorfe Komarow ein, stürmten diese und erreichten hier den erst vor kurzem durch die feindliche Übermacht verlorenen Flankenanschluß an den Styr wieder. Trotz wiederholter heftiger Gegenangriffe der Russen gewannen die deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen den ganzen Dorfkomplex zwischen dem Dnokatbach und der Bahnlinie Kolkiczartorysk zurück. Schrittweise wurde der Gegner auf den Brückenkopf selbst

zurückgedrängt, dessen drei Übergänge von der Artillerie der Verbündeten unter ein verheerendes Sperrfeuer genommen wurden. Die Russen, die dem Sturmangriff der auf der ganzen Frontbreite von 20 Kilometer Länge vorrückenden Armee Einsingen nicht mehr standhalten konnten, wälzten sich in wildem Durcheinander den schmalen Flußübergängen zu. In atemloser Flucht durch die brennenden Dörfer gehest, fand der Feind nirgends mehr Gelegenheit und Zeit, seine aufgelösten Kolonnen zu sammeln und zum Stehen zu bringen. Alles suchte so rasch als möglich das rechte Styrufer zu gewinnen und vor allem die Artillerie zu retten. Der Rückzugsweg der geschlagenen russischen Armee führte gerade durch die weiten Pripet-sümpfe, die sich über das ganze Styrgebiet erstrecken und die Gegend auf viele hundert Meilen im Umkreis in ein bodenloses Sumpfgelände verwandelt haben, das nur auf schmalen, durch Dämme geschützten Straßen überwunden werden kann. Aber anhaltende Regengüsse hatten diese echt russischen Wege überschwemmt und aufgeweicht, so daß ihre Richtung nur noch durch die den Dämmen entlang führenden Telegraphenstangen zu erkennen war; selbst die Bäume waren bis an die Äste in Wasser und Schlamm versunken. Wie in der Schlacht bei Tannenberg waren auch am Styr die Russen in die Sümpfe getrieben worden. Vergebens suchten sie die Geschütze in Sicherheit zu bringen; der Vorspann versank in dem grundlosen Boden, der auch den einzelnen Mann unerbittlich in das nasse Grab herabzog.

Mehr als 13 000 Mann verloren die Russen durch die Niederlage bei Czartorysk, die ihre Offensive in Wolhynien zum Scheitern brachte. Die verbündeten Truppen erbeuteten in diesen siegreichen Kämpfen allein 48 Maschinengewehre; was an Geschützen und Material in den Sümpfen stecken geblieben und untergegangen ist, läßt sich nicht mehr feststellen und dürfte auch für immer verloren bleiben.

Soziale Kriegsfürsorge.

Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann, Berlin.

4.

Die gesetzliche Grundlage, auf der sich das soziale Kriegsfürsorgewesen aufgebaut hat, ist das Gesetz zur Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften von 1888 mit den kleinen Neuzusätzen vom 4. August 1914. Es gewährt den Angehörigen der Soldaten „im Falle der Bedürftigkeit“ einen Anspruch auf Unterstützung von monatlich mindestens 9 Mark (Frau) und 6 Mark (jedes Kind), jetzt erhöht auf 15 und 7½ Mark. Dieses Gesetz, das übrigens bis zum Ausbruch des Krieges kaum einem Duzend von Fachleuten bekannt gewesen ist, hat sich nicht nur in verwaltungstechnischer und in wirtschaftlicher Hinsicht als unzulänglich erwiesen und deshalb ständige Ausbesserungen und Anbauten im Laufe des Krieges erfahren müssen,



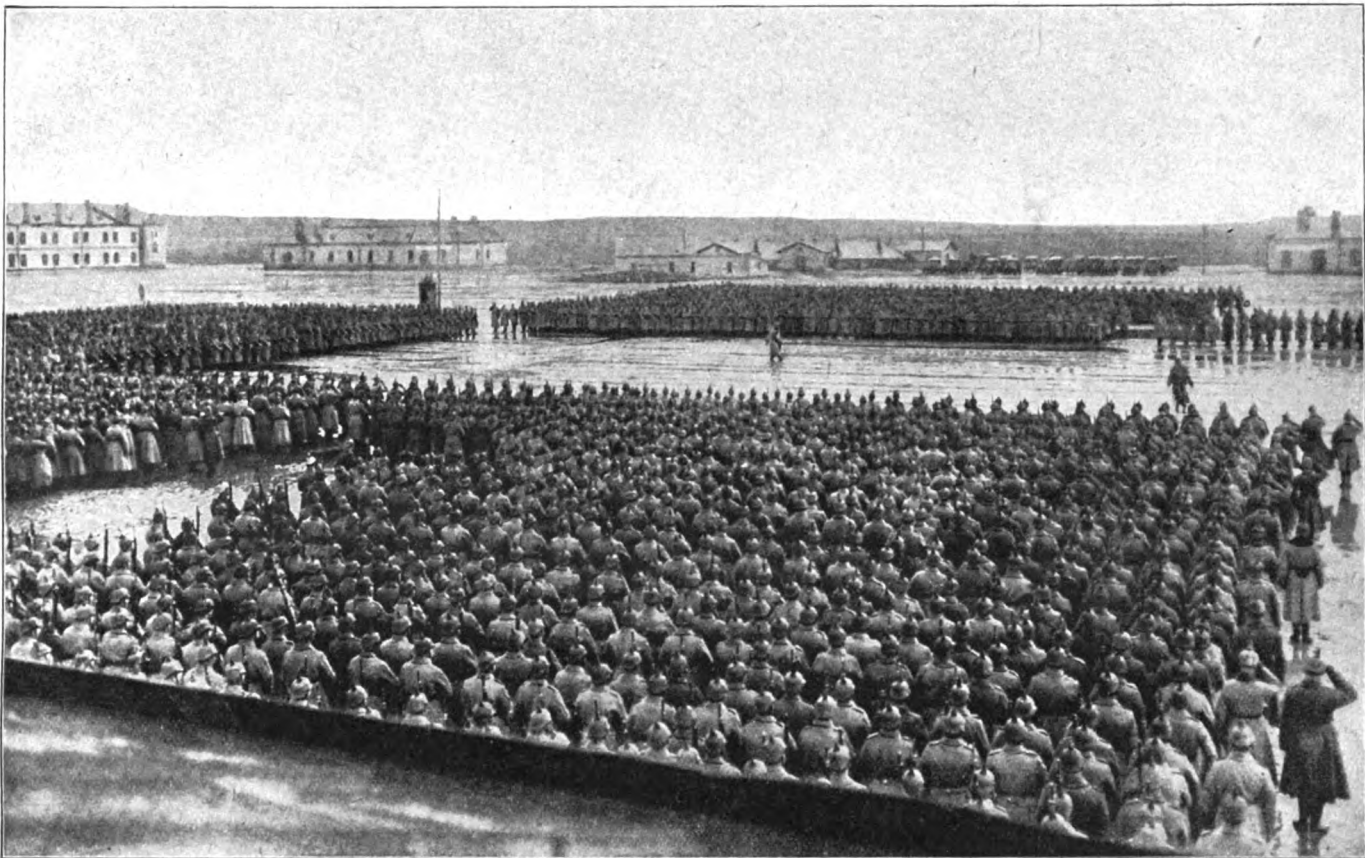
Phot. G. Wenninghoven, Berlin.
Deutsche Soldaten kommen mit Gänsen von einem Markte in russisch-Polen.

sondern umspannt auch mit seinem gedanklichen Rahmen nicht einmal andeutungsweise alle die Aufgaben und Bedürfnisse, mit denen sich die gegenwärtige Kriegsfürsorgepraxis befassen muß und erfolgreich befaßt. In seinem ganzen Wesen, das auf die agrarischen Verhältnisse der Entstehungszeit (1850/1867) seiner maßgebenden Vorbilder zugeschnitten ist, läßt das Kriegerfamilienunterstützungsgesetz nichts von den ungeheuren und verwinkelten sozialen Massenproblemen ahnen, die der Weltkrieg eines Volks in Waffen zumal bei längerer Dauer aufwirft, und überläßt naiv alles den „Kriegsunterstützungskommissionen“ der Lieferungsverbände, Gemeinden, Gemeindeverbände und Kreise, ohne ihnen bestimmte Richtlinien für ihre Arbeit vorzuzeichnen und ohne die für die unbedingt notwendige Ergänzung der völlig unzulänglichen Reichsunterstützungssätze erforderlichen Mittel oder ihre Beschaffungsmöglichkeit zu gewährleisten. Für die „Unterstützungskommissionen“ gibt das Gesetz nur die einzige Vorschrift, „sowohl über die Unterstützungsbedürftigkeit als auch über den Umfang und die Art der Unterstützungen zu entscheiden“.

brunst werktätigen Glaubens wieder aufgeblüht, und die neuzeitliche Organisationskunst der sozialpolitischen Praxis, der großstädtischen Armenpflege wie der freien Wohlfahrtspraxis trat hinzu, um jene edlen Kräfte und Gaben in hundert und tausend geordnete Kanäle zweckbewußt zu leiten.

5.

Bei diesem vielseitigen Zusammenwirken im einheitlichen Geiste fürsorgender Hilfsbereitschaft ist in zahlreichen Gemeinden sogar allmählich der große Wurf gelungen, die mannigfachen Fürsorgeträger Gemeinde, Arbeitsnachweis, Armenpflege, Sozialversicherungsanstalten, Gewerkschaften, Angestelltenverbände, Arbeitgeberverbände, gemeinnützige Gesellschaften, Rotes Kreuz, Frauenvereine, private Wohltätigkeitsstellen und so weiter zu einer zentralen Kriegsfürsorgegemeinschaft für den Bezirk zu vereinen — eine Aufgabe, an deren Lösung die besten Wohlfahrtspolitiker im Frieden bereits seit 10 Jahren fast stets noch vergeblich gearbeitet hatten. Im Kriege ist es nach dem zersplitterten Durcheinander der ersten Wochen und Monate vielerorten



Parade in einem von den deutschen Truppen besetzten russischen Ort hinter der Front.

Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

Das ganze Wie? Was? und Womit? also das eigentliche Problem und seine Lösung ist dem eigenen Ermessen und Können der Gemeinden und ihrer Ausschüsse überlassen.

Daß eine solche unzulängliche gesetzliche Regelung ihre schweren Bedenken hat, wo es sich um das Wohl und Wehe von jetzt (1916) etwa 4 Millionen unterstützungsbedürftigen Kriegerfrauen und 8 Millionen sonstigen hilfsbedürftigen Kriegerangehörigen handelt, ist leicht einzusehen. Andererseits hat aber diese Unzulänglichkeit der reichsgesetzlichen Regelung auch den Vorzug, daß sie vielen tüchtigen, tatbereiten, opferwilligen Gemeinden, Privatpersonen und gemeinnützigen Vereinigungen so gut wie völlig freies Feld gab, das soziale Kriegsfürsorgewesen in eigener Hand, unbengt durch gesetzliche und verwaltungsmäßige Schablonen, großzügig auszugestalten und den örtlichen und beruflichen Bedürfnissen feinsinnig anzupassen. Eine prächtige Fülle von gemeindlicher und privater schöpferischer Kraft, von schönster menschlicher Liebestätigkeit, von genossenschaftlichem Gemeinschaftsinn ist durch den Mangel der Reichsfürsorge und die zwingende Notwendigkeit, der sozialen Kriegsnot zu steuern, entfesselt worden. Liebe und Menschlichkeit sind unter dem Einfluß des herzenaufwühlenden Kriegsschicksals in schier mittelalterlicher In-

möglich geworden, das bunte Heer der Hilfsbereitschaften unter einen Hut zu bringen und zum fruchtbaren Hand-in-Handarbeiten in einer „Kriegshilfe“, in einer „Kriegsfürsorgeamt“ zusammenzuschließen. Freilich nur in gutgeleiteten Gemeinden mit bereits bewährter Wohlfahrtspraxis mit reichlich verfügbaren Mitteln und den rechten Männern und Frauen an der Spitze; keineswegs etwa überall. Immerhin hat sich auch das lose Nebeneinanderarbeiten der verschiedenartigen Fürsorgeträger und Wohlfahrts Einrichtungen in manchen Gemeinden, nachdem man sich erst einmal über die Abgrenzung der Arbeitsfelder klar verständigt hatte, gut bewährt.

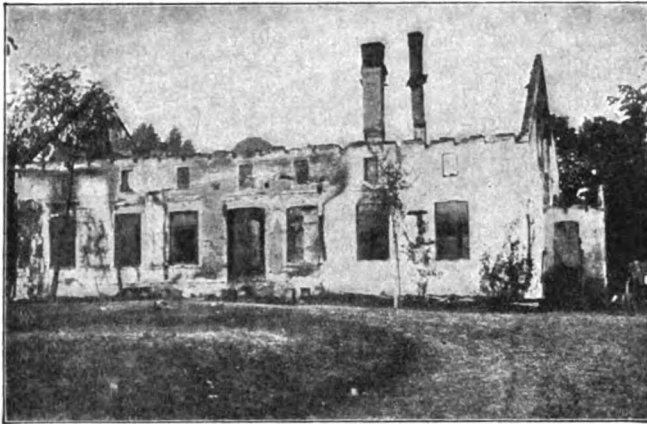
Aus all dem Gesagten geht hervor, daß man, wenn man die soziale Kriegsfürsorge, ihre Organisation und Arbeitsweise, in Deutschland in kurzer Zusammenfassung schildern soll, in einiger Verlegenheit ist, da sich ein einheitliches Bild nicht zeichnen läßt. Es gibt zu verschiedenartige „Organisationstypen“.

6.

Am einfachsten, aber oft auch sehr traurig, liegen die Verhältnisse da, wo die Gemeinde einfach die Reichsmindestunterstützungssätze an die Bedürftigen durch die Steuerkasse

oder die Armenkasse auszahlen läßt und sonst nichts leistet; hier bleiben die besonderen Notstände dem Zufall nachbarlicher Hilfe oder privater Wohltätigkeit überantwortet. Etwas besser steht es da, wo die Gemeinde wenigstens Sachunterstützung, Kartoffeln, Kohlen, Holz, Kleidungsstücke und so weiter dazu gewährt. Für größere Gemeindebezirke dieser Art kommt als wertvolle Ergänzung die Hilfe

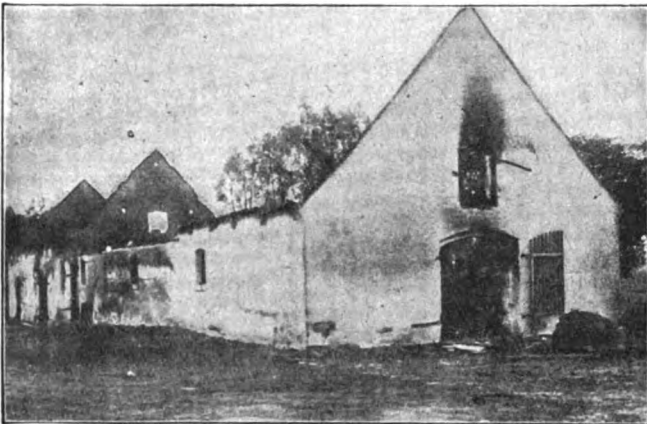
Eine mittlere Organisationstufe des Kriegsfürsorgewesens besteht da, wo die Gemeinden oder Kreise aus ihren Mitteln, die durch Zuschüsse aus besonderen im Winter 1914 vom Reich und den einzelnen Bundesstaaten geschaffenen „Unterstützungsfonds“ verstärkt werden können, den Kriegerfamilien Zuschläge von 25 bis 50, ja 100 Prozent auf die gesetzlichen Reichsmindestunterstützungssätze zahlen und manch-



Die Ruine des früheren Gutshauses.



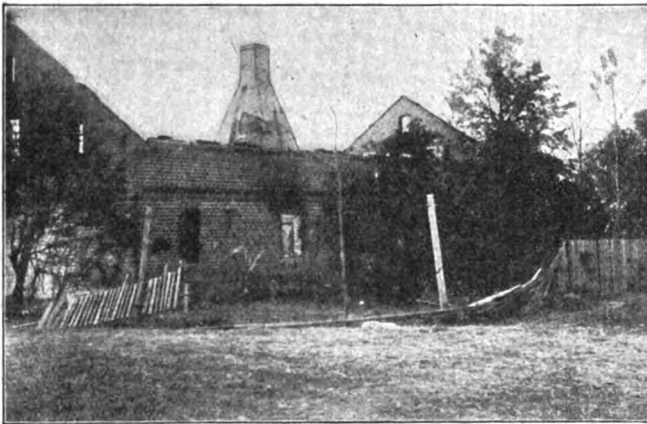
Das Gutshaus Neu-Waldeck nach dem Wiederaufbau.



Die Ruine des früheren Pferdestalles.



Der Pferdestall nach dem Wiederaufbau.



Die Ruine des früheren Arbeiterhauses.



Das Arbeiterhaus nach dem Wiederaufbau.

Zum Wiederaufbau Ostpreußens.

Das erste wieder aufgebaute Gut in Ostpreußen: Neu-Waldeck.

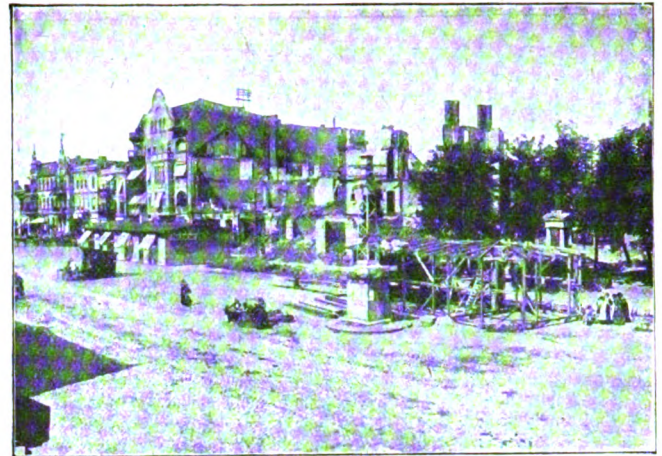
Nach Aufnahmen von Holphotograph Kühlewindt.

der Landesversicherungsanstalt in Gestalt von Arbeitslosenunterstützungen, die Reichswochenhilfe mit ihren Wohnrinnengeldern und Stillprämien und die Vermittlungstätigkeit von Arbeitsnachweisen in Betracht. Günstig können sich auch in solchen armen Bezirken die Verhältnisse dann gestalten, wenn wohlhabende Arbeitgeber den Familien ihrer einberufenen Arbeiter einen Teil des Lohnes fortzahlen oder die Arbeitergewerkschaften den Angehörigen ihrer im Felde stehenden Kameraden Zuschußunterstützungen regelmäßig leisten.

mal außer Lebensmitteln auch noch Mietebeihilfen neben den Hausbesitzern gewähren. Hier entwickelt sich die Prüfung der Hilfsbedürftigkeitsfälle durch öffentliche Kriegsfürsorgeapparate, der auf die Notlagen der einzelnen Kriegerfamilien, wenn die Zahl der Fälle nicht gar zu groß sein sollte, mit besonderem Interesse eingehen kann und diese und jene Familien dem Wohlwollen oder der pflegerischen Betreuung privater ortsanfässiger Wohltäter oder den Darnen eines vaterländischen Frauenvereins empfiehlt. Man regt für



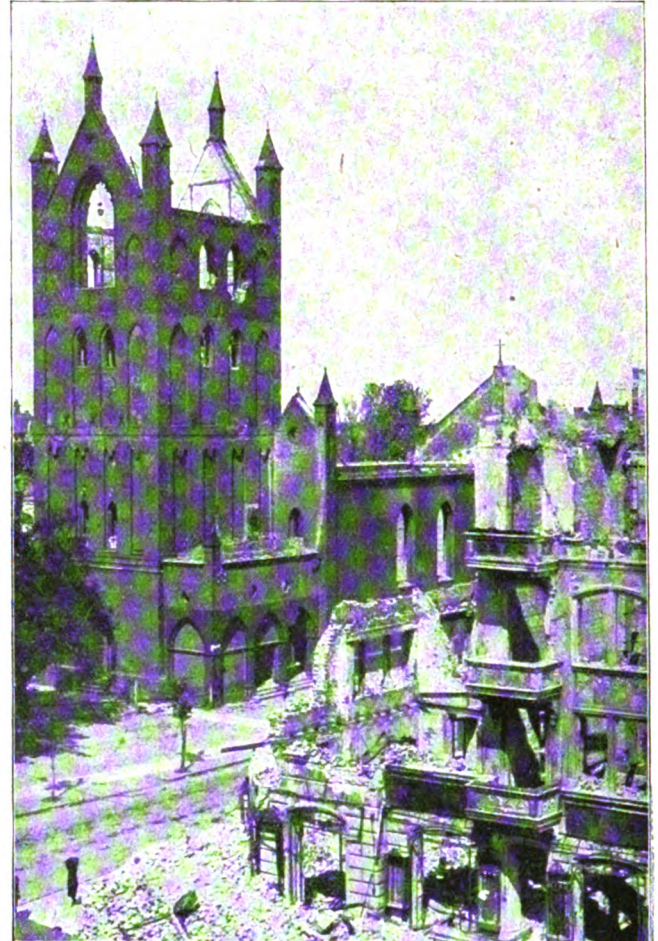
Verkaufstände vor zerstörten Häusern in Hohenstein.



Blick auf den Marktplatz in Lyck.



Händ'ler hält an einer Straßenecke in Johannesburg seine Waren feil.



Zerstörungen in Lyck.



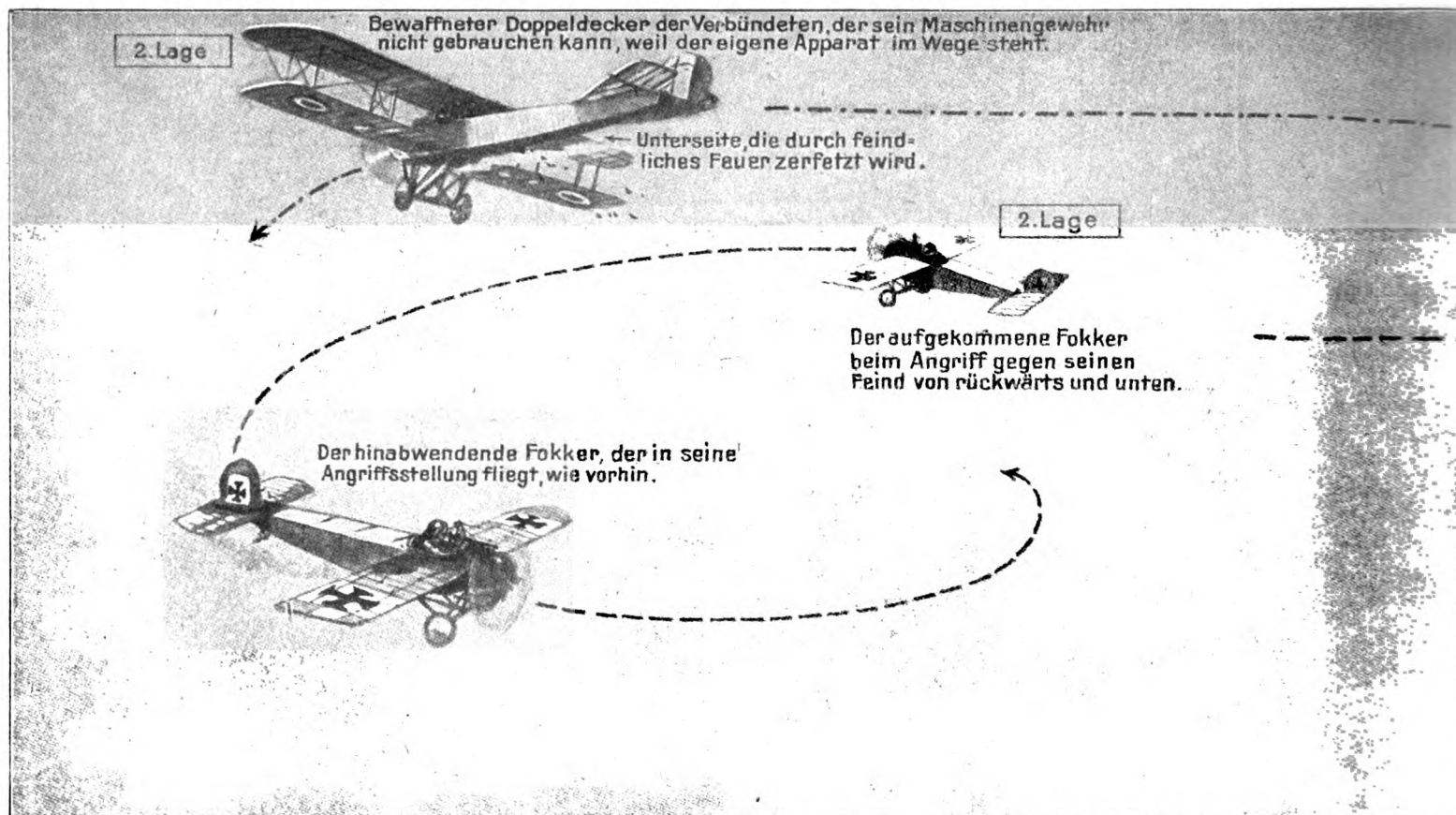
Hauptstraße in Ortelsburg, das unter der russischen Herrschaft sehr gelitten hat.



Marggrabowa: Deutsche Bauern bringen das ihnen von der Regierung zur Verfügung gestellte Vieh in die Heimat.

Neues Leben in dem zerstörten Ostpreußen.

Nach Aufnahmen von A. Grohs, Berlin.



Ein neuer deutscher Flugzeugtypus: Fokker-Eindecker, der durch seine große Schnelligkeit und eine Steigkraft von 24,4 Meter

Der deutsche Fokker-Eindecker ist ein kleines Flugzeug mit außerordentlich schmalen Tragflächen und daher sehr wenig stabil. Er ist mit einem Mercedesmotor von 150 PS ausgerüstet. Das Maschinengewehr besonders gegen den Benzinbehälter unter dem Sitz des Beobachters feuert. Dabei die Flieger verwundet und oft den Motor zerstört. Mißlingt dieser Angriff, so steigt der Fokker wieder von rückwärts an. Ein englischer Apparat in 2500 Meter Höhe wurde von einem startenden Fokker in verhältnismäßig kurzer Zeit

die Unterbringung der Kinder von Kriegerfrauen, die außer dem Hause Arbeitsverdienst suchen, die Errichtung einer Krippe, eines Hortes oder von Freitischen an; man richtet Nähstuben ein oder verteilt Strickarbeit an Heimarbeiterinnen, man sammelt abgelegte Sachen und dergleichen. Man sucht im kleinen Kreise meist persönlich bekannten Menschen von Fall zu Fall zu helfen über die Reichs- und gemeindliche Beihilfe hinaus.

Auf der höchsten Organisationsstufe, die natürlich sehr verschiedenartige Entwicklungsgrade und Freigebigkeitsstadien kennt, ist diese Gelegenheitshilfe der privaten Wohltäter und gemeinnützigen Vereine und Anstalten zu einem organisierten System ergänzender Kriegsfürsorge neben der Reichsunterstützung und den Gemeindezuschlägen ausgebaut. Ja, durch großzügige, mehr oder weniger regelmäßig wiederkehrende Sammlungen von Kriegswohlfahrtspenden werden private Mittel hier und da neben den öffentlichen Mitteln in einem Maße flüssig gemacht, daß die ergänzende freie Fürsorge, gestützt auf ein Heer von freiwilligen Helfern und geschulten pflegerischen Kräften, als ebenbürtige Macht sich mit der gemeindlichen Verwaltungsfürsorge verbündet, sozusagen ihre rechte Hand, vereinzelt sogar Hirn und Herz der ganzen Kriegsfürsorge bildet.

Hier wird auch die Nothilfe für die mittelbar durch den Krieg wirtschaftlich gedrückten, nicht einberufenen Arbeiter, Gewerbetreibenden, Vermieter, Künstler und so weiter öfters in das Familienfürsorgewerk mit hineingearbeitet und allenfalls nur die Soldatenfürsorge gesondert betrieben. Der billige Verkauf städtischer Lebensmittel und der Betrieb von Kriegsküchen aller Art mit städtischen und privaten Mitteln haben sich ähnlich als ein freier Erkeranbau an dem großen gemischten Kriegsfürsorgebetrieb entwickelt.

Die Hamburger Kriegshilfe, die Kriegsfürsorge des Roten Kreuzes in Bremen, das Kriegsfürsorgeamt in Frankfurt am Main, die Wohlfahrtszentrale in Mannheim, das Kriegsunterstützungsamt in Bielefeld, um nur einige wenige zu nennen, sind eigenartige Höhepunkte der Organisationsgestaltung auf diesem Felde.

7.

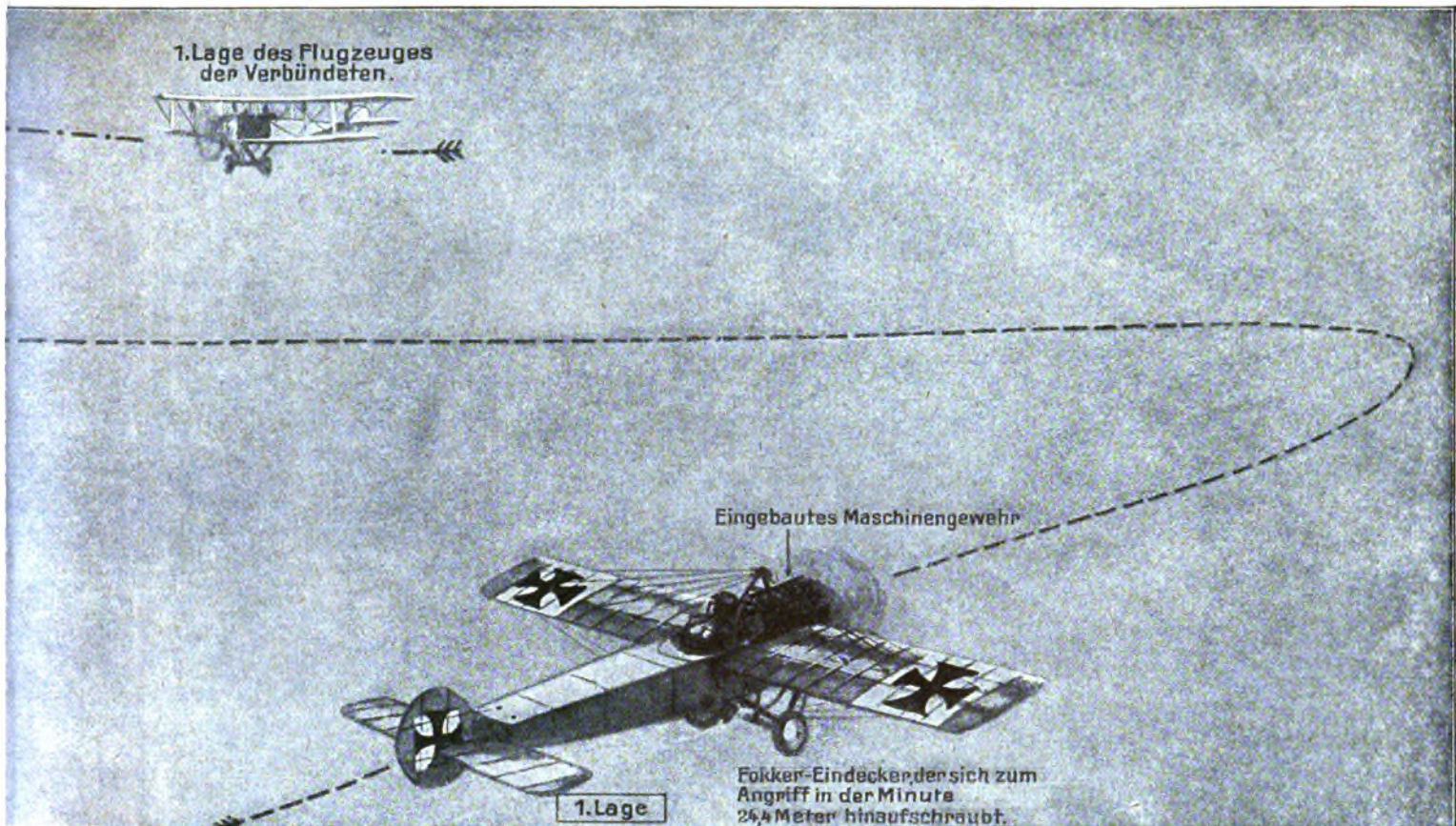
Solange die erst im Aufbau befindlichen Reichsorganisationen für die Hinterbliebenen- und die Kriegsbeschädigtenfürsorge, wie zum Beispiel die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen und der Reichsausschuß für Kriegsbeschädigte mit ihren örtlichen Fachauschüssen, die Sonderarbeit auf diesen Gebieten noch nicht betreiben können, werden übrigens auch diese Aufgaben von den genannten hochentwickelten allgemeinen Kriegsfürsorgezentralen in vielen Gemeinden praktisch mitbesorgt; schließlich gehören ja auch diese über den Krieg hinausweisenden Fragen, wie den dauernd durch den Krieg geschädigten Kriegern und den Familien der Gefallenen zu einem neuen, selbständigen Leben im Frieden wieder zu verhelfen ist, in den großen Zusammenhang der gesamten Kriegswohlfahrtspflege hinein. Der Krieg ist der gemeinsame Erzeuger aller dieser sozialen Nöte von heute und morgen; er ist aber auch die gemeinsame Mutter aller dieser hilfebringenden, liebespendenden Fürsorgeeinrichtungen. Darin liegt ihre innere organische Zusammengehörigkeit begründet, wenn man auch zur Vereinfachung der Verwaltung und zur Steigerung der fachkundigen Leistungen zum Teil zu einer Zergliederung des großen Kriegsfürsorgewerks allmählich schreiten muß. Von den Leistungen, die im einzelnen auf den mannigfachen Gebieten geschaffen worden sind, wird späterhin zu reden sein.

Ostpreußen im Wiederaufbau.

Von Baudirektor Reich, Königsberg i. Pr.

(Hierzu die Bilder Seite 196 und 197.)

Mit dem Russeneinfall im August 1914 zog die Kriegsfurie in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit in das schöne Ostpreußenland. Felder und Fluren zerstampfend, sengend und mordend wälzte sich die russische Flut bis dicht vor die Tore Königsbergs. Etwa 400 000 Einwohner Ostpreußens brachten sich durch rechtzeitige Flucht in das Innere des Reiches in Sicherheit. Deutsche Feldherrnkunst und der unbeugsame Mut des tapferen Heeres setzten dem barbarischen Treiben der feindlichen Kriegshorden sehr bald ein Ziel. Die verhältnismäßig kurze Zeit hat jedoch ge-



n der Minute dazu beitrug, den Deutschen die Überlegenheit im Luftkrieg zu verschaffen. Nach einer englischen Darstellung.

Seine Eigenart gestattet die oben dargestellte Angriffsweise. Der Fokker steigt sehr schnell und greift den flüchtenden Gegner von rückwärts unten an, indem er mit dem Kopf der Fokker, und während der Flieger mit der einen Hand einen neuen Ladestreifen in das Maschinengewehr einführt, wendet er mit der anderen das Flugzeug und greift es eingeholt und angegriffen. Der Fokker ist ein reines Verteidigungsflugzeug und erfordert eine sorgfältige Auswahl des Fliegereingeführers.

nügt, rund 34000 Gebäude zu zerstören und namenloses Elend zu verbreiten.

Wenn die geflüchteten Ostpreußen auch überall im Reiche eine außerordentliche liebevolle, freundliche Aufnahme fanden, zog sie die Sehnsucht nach ihrer heimatlichen Scholle doch sehr bald wieder zur alt gewohnten Stätte ihrer Wirksamkeit zurück. Gleich nach dem Zurückweichen der Russen setzte die Rückwanderung ein, und heute sind fast alle wieder in die Heimat zurückgekehrt.

Viele fanden, tief erschüttert, nur die Trümmer ihrer ganzen Habe vor, anderen waren zwar Teile ihres Besitzes erhalten geblieben, aber diese befanden sich in einem unbeschreiblichen Zustande wilder, mutwilliger Zerstörung. — Unsägliche Schwierigkeiten galt es zu überwinden, um neues Leben aus den Ruinen zu erwecken. Wo sollte besonders der Landwirt beginnen, dem weder Gebäude noch Arbeitskräfte, weder Vieh und Pferde, noch Wirtschaftsgeräte zur Verfügung standen? Alles war zerstört, geraubt oder geplündert. Die erfreulich schnellen Entschließungen der Staatsregierung und des Landtags machten jedoch sehr bald Mittel flüssig, die zur eiligen Beschaffung des notdürftigsten Hausrats, der dringendsten Inventarbeschaffung für die Wirtschaft verwendet werden konnten. Ein Nachbar half nach besten Kräften dem anderen, behördliche und schnell geschaffene gemeinnützige private Organisationen leisteten in edler Hilfsbereitschaft Großes. Und so ist es in erstaunlich kurzer Zeit gelungen, alle landwirtschaftlichen Betriebe des heimgefluchten Gebietes wieder aufzurichten und in Tätigkeit zu setzen.

Mit Beginn des Frühjahr 1915, vereinzelt auch schon im vorausgegangenen Herbst, wurde vielerorts schon mit dem endgültigen Wiederaufbau begonnen. Es ist sogar gelungen, und das zeugt von der Fähigkeit unserer Ostpreußen, ein gänzlich zerstört gewesenes größeres Gut vollständig fertig und endgültig wieder aufzubauen. Die Bilder Seite 196 zeigen links die Ruinen, die der Rittergutsbesitzer Homp in Neu-Waldeck, Kreis Pr.-Enlau, bei seiner Rückkehr von der Flucht vorfand, und in den Gegenbildern sind dieselben Gebäude nach dem nunmehr beendigten Wiederaufbau dargestellt. Am 25. August 1914 waren

große Scharen ostpreußischer Flüchtlinge durch das Gut Neu-Waldeck gezogen und hatten auch dessen Besitzer veranlaßt, der immer näher rückenden Russenflut auszuweichen. Das Notwendigste für ihn und seine Leute wurde auf die Gutswagen geladen, das Vieh von der Weide geholt und die heimatliche Stätte einem unbestimmten Schicksal überlassen. Nur zwei ältere Arbeiterfrauen, die nicht zur Flucht zu bewegen waren, blieben allein zurück. Sie wurden von den am folgenden Tage einrückenden Russen sogleich für die Bereitung ihrer Mahlzeiten herangezogen. Nur zwei Tage währte allerdings der Aufenthalt der ungebeten Gäste. Sie mußten eiligst den Rückzug antreten, fanden aber noch Zeit, vorher sämtliche Gutsgelände, zehn an der Zahl, in Brand zu stecken und fast vollständig zu vernichten. Wenige Tage darauf kehrte der Besitzer mit seinen Leuten von der Flucht nach Neu-Waldeck zurück. Der erste Anblick des zerstörten Gutshofes war niederschmetternd. Jedoch die Sorge um die Unterbringung seiner Leute ließ dem Gutsherrn wenig Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Eine Befichtigung der Ruinen der Wohnhäuser ergab, daß die massiv überwölbten Keller bis zum Eintritt der kälteren Jahreszeit leidliche Unterkunftsmöglichkeiten boten. Gern fügten sich die Leute in das Unvermeidliche, froh, wieder daheim und der Gefahr entgangen zu sein. Dank der schnellen finanziellen Unterstützung des Staates, der die erforderlichen Baugelder aus Vorentschädigungsfonds zum größten Teil zur Verfügung stellte, ist es mit Anspannung aller Kräfte gelungen, bis zum Herbst 1915 sämtliche Gutsgelände und auch das Gutswohnhaus vollständig wieder aufzubauen.

So dürfte das Gut Neu-Waldeck das erste größere Gut in Ostpreußen sein, das nach gänzlicher Zerstörung heute völlig betriebsfertig wieder hergestellt ist.

Die deutschen Fokker.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die beiden Bilder Seite 198/199 und 200.)

Ebenso vollständig wie zu Beginn des Militärlufwesens die deutschen Tauben waren, sind plötzlich die

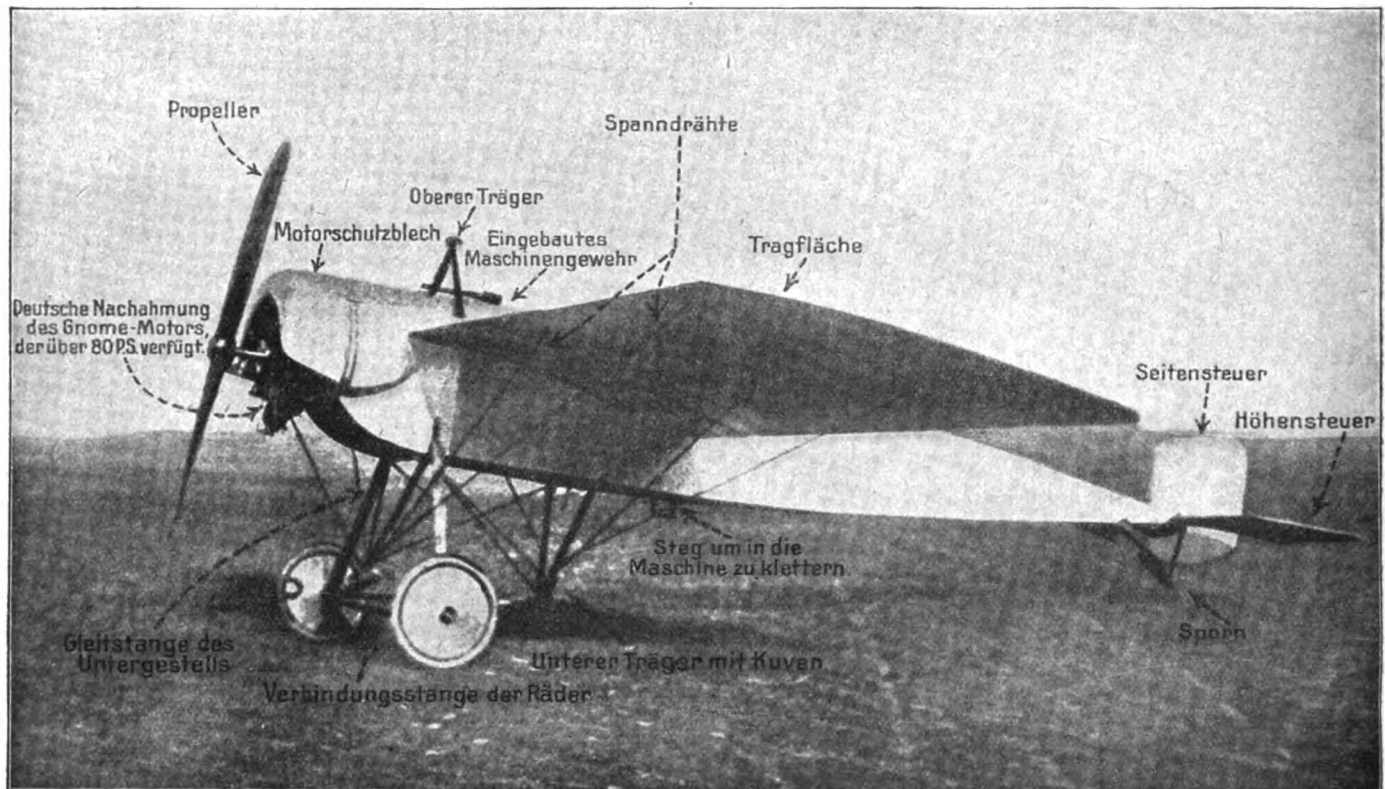
deutschen Fokker geworden. Auf dem Wege über das englische Unterhaus erfuhren bei uns weitere Kreise zu ihrem Erstaunen von diesem deutschen Flugzeugtyp, der, nach den englischen Reden zu urteilen, schon eine ganze Reihe vortrefflicher Erfolge in aller Stille gezeitigt hatte. Ganz im geheimen war der neue Typ von der Heeresverwaltung beschafft und die Fliegerabteilungen damit ausgerüstet worden. Bald darauf waren der Öffentlichkeit die neuen Fliegertaten zwar zu Ohren gekommen, nur unter anderen Namen, nämlich nicht unter der Bezeichnung des Flugzeugtyps, sondern unter namentlicher lobender Anerkennung der erfolgreichen Führer und Kämpfer. Haben nicht Leutnant Immelmann und Leutnant Völke (siehe Seite 146 und 161) schon seit längerer Zeit eine Berühmtheit erlangt, die auch den weitesten Kreisen durch den deutschen Tagesbericht zu Ohren kam? Das waren Fokkertaten!

Nach zwei Richtungen wurde das Dunkel, das anfangs um die neuen Maschinen gebreitet war, durch unsere Gegner erhellt. Während wir vorher nur von der schieß-

typ nicht zu erfüllen. Wenn die deutschen Flugzeuge zur Offensive übergingen und hinter die englischen Linien kämen, so würden sie dort Flugzeuge von ähnlicher Leistungsfähigkeit und Geschwindigkeit zur Verteidigung der Linien vorfinden.

Tennant ergänzte seine Rede einige Tage später noch mit folgenden Angaben der Ergebnisse der Luftgefechte während 4 Wochen. Die Engländer verloren in dieser Zeit: 13 Maschinen, die Deutschen sicherlich 9, vermutlich aber 11. Die Engländer unternahmen 6 Bombenangriffe, die Deutschen 13 (!). Jedoch benutzten die Engländer dazu 138 Maschinen gegen 20 auf deutscher Seite. Die Zahl der britischen Flugzeuge, die über die deutschen Schützengräben flogen, war 1227, die Zahl der deutschen, die über die britischen Linien flogen, 310.

Gegen diese Darlegungen wandte sich „Daily Mail“ und betonte zunächst die Tatsache, daß die Fokkermaschinen mit Hilfe ihres 150 bis 200 PS starken Mercedesmotors 25 Meilen schneller flogen als die englischen Flugzeuge und unerhört schnell steigen, nämlich 24,4 Meter in der



Eine englische Darstellung des neuen deutschen Fokker-Eindeckers mit Bezeichnung der einzelnen Teile nach englischen Angaben.

Das Besondere dieses neuen Flugzeuges besteht neben der großen Steigkraft und Schnelligkeit in dem vorn eingebauten unbeweglichen Maschinengewehr, mit dem zwischen den Flügeln des sich drehenden Propellers hindurchgeschossen werden kann, ohne sie zu beschädigen.

technischen Seite wußten, wurden bald eine ganz neue Flugzeugtaktik und nähere Angaben über die Flugzeugkonstruktion bekannt. Wir halten uns im folgenden wieder eng an die feindlichen Veröffentlichungen.

Den Anstoß zu der lebhaften öffentlichen Beunruhigung unserer Feinde gab die Beantwortung einer Frage im englischen Unterhaus durch Herrn Tennant, der am 21. Januar erklärte, daß die englischen Verluste an Maschinen und Fliegern nur deshalb so außerordentlich groß schienen, weil die Deutschen imstande seien, mit den feindlichen Verlusten Reklame zu machen. Die meisten Luftgefechte werden nach Tennant über den deutschen Linien ausgefochten, mithin falle das unterliegende Flugzeug, auch wenn es so wenig beschädigt sei, daß man es leicht wieder ausbessern könne, den Deutschen in die Hände. Entsprechend dieser deutschen Kampfesart, deren defensiven Charakter man berücksichtigen müsse, seien die deutschen Flugzeuge vom Fokkertyp gut zum Angriff hinter den eigenen Linien zu gebrauchen, dagegen weniger imstande, lange Flüge fern von den eigenen Linien über die britischen Stellungen zu unternehmen. Die Hauptaufgabe der Flugzeuge, nämlich Aufklärungen für artilleristische Tätigkeit, Erkundungsflüge und Angriffskämpfe, sei mit dem Fokker-

Minute. Wörtlich angeführt sei folgender Satz aus dem Zeitartikel: „Will Tennant uns weismachen, daß die deutschen Flugzeuge niemals Aufklärungsdienste tun, für ihre Artillerie die Wirkung des Geschützfeuers überwachen, unsere Stellungen photographieren? Wenn sie es tun, müssen sie sich hinter unsere Front begeben.“ (Das Bombenwerfen über den feindlichen Linien, gegen das doch immer geschrieben wurde, scheint die Zeitung plötzlich vergessen zu haben.)

Der irreführenden englischen Großsprecherei hält der deutsche Tagesbericht vom 28. Januar zahlenmäßig entgegen, daß die Deutschen seit dem 1. Oktober 1915 16 Flugzeuge, die Gegner aber 63 verloren. Im eigentlichen Luftkampf besteht eine etwa sechsfache deutsche Überlegenheit gegen die verbündeten Engländer und Franzosen. Und da vollends noch unsere Luftaufklärung, unser Schießverfahren mit Fliegern und unsere Luftphotographie Ergebnisse aufzuweisen haben, die, wie die Kriegsergebnisse beweisen, für unsere Maßnahmen vollkommen genügend waren, so ist nur zu hoffen, daß die Engländer ihre „Überlegenheit in der Luft“ weiterhin damit besiegen, uns mit monatlich 20 Flugmaschinen in möglichst wenig zerstörtem Zustand zu beschenken!



Deutsche Torpedobootsbesatzungen retten englische Mannschaften nach dem Seegefecht an der Doggerbank in der Nacht vom 10. zum 11. Februar 1916.
 Nach einer Originalzeichnung von Marinemaler Professor Willh. Stöwer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Der Kampf gegen England hatte den Deutschen Ende Januar wieder bedeutende Erfolge im Luftkampf gebracht. Die Beunruhigung hierüber, die immer weitere Kreise des englischen Volkes ergriff, suchte die Presse nach Möglichkeit abzuschwächen, wobei sie unter anderem die seltsame Auffassung vertrat, daß die deutschen Luftangriffe geeignet seien, die englische Kriegslust neu zu beleben, während doch von der fortwährenden Zeppelingsgefahr weit eher eine Vermehrung der Friedenssehnsucht zu erwarten war. Immer lauter wagten sich denn auch in England neben dem Ruf nach Vergeltung der deutschen Luftangriffe die Stimmen hervor, die aus ihrer gänzlichen Hoffnungslosigkeit in Hinsicht auf den Ausgang des Krieges kein Hehl machten und gegen die englische Regierung den Vorwurf erhoben, daß der Krieg entgegen ihrer Voraussage kein gutes Geschäft für England geworden sei.

Als einziges Abwehrmittel gegen die Zeppelinangriffe blieb den Engländern die Verdunklung des ganzen Landes, also nicht nur der am meisten bedrohten großen Städte an der Ostküste; es wurde angeordnet, dieses Mittel allgemein anzuwenden, sobald wieder Zeppeline gemeldet werden sollten.

Besonders schmerzlich hatte man es in England empfunden, daß es trotz der gegen die Zeppeline vergeudeteten riesigen

Munitionsmengen niemals gelungen war, ein Luftschiff herunterzuholen oder auch nur merklich zu beschädigen. Um so größer war die Freude, als einige Tage nach dem letzten großen Luftangriff auf England die Vernichtung eines Zeppelins, des L 19, bekannt wurde, an der die Engländer freilich völlig unschuldig waren. Das Luftschiff hatte am 2. Februar um Mittag in geringer Höhe die zu Holländisch-Friesland gehörende Insel Ameland überquert, kaum 100 Meter von dem dortigen Militärposten entfernt, der etwa 60 Schüsse auf das Schiff abgab, worauf dieses, mehrfach getroffen, in nordöstlicher Richtung davontrieb. Es ist anzunehmen, daß „L 19“ im Nebel die Richtung verloren hatte oder vom Winde gegen Ameland abgetrieben worden war. Gegen die Beschießung durch die holländische Küstenwache war völkerrechtlich nichts einzuwenden; erfolgreich war sie nur dadurch, daß das Luftschiff sehr niedrig fuhr. Auf dem Wasser treibend, fand es der Kapitän des Fischerbootes „Ring Stephen“. Er brachte die Kunde davon mit nach England, nachdem er so dicht herangefahren war (siehe Bild Seite 204 bis 205), daß die Deutschen ihn bitten konnten, sie gegen Belohnung und das Versprechen, jeden Widerstand zu unterlassen, aufzunehmen. „Ring Stephen“ aber entzog sich dem Hilferuf unter dem Vorgeben, daß er befürchte, von den Deutschen überwältigt und gefapert zu werden. So dampfte er davon und überließ die 22 Schiffbrüchigen, die er ohne eigene Gefahr hätte retten können, ihrem Untergang. Die letzten Nachrichten von der Besatzung des „L 19“ enthielt eine bei Gothenburg aufgefischte Blase: Zwei Briefe des Kommandanten (siehe Bild Seite 203) an seine Frau und an seine Verwandten und ein dritter, in dem es heißt, daß sich das Luftschiff 100 Meter über den Wellen befinde und jeden Augenblick versinken könne. Ein vierter Brief teilt mit, daß das Luftschiff und die Besatzung am Sinken seien. Als ungemein bezeichnend für die in England herrschende Gesinnung verdient hervorgehoben zu werden, daß der Kapitän des „Ring

Stephen“ mit zahlreichen Geldgeschenken seiner Landsleute für sein feiges Verhalten belohnt wurde, ein Vorgang, der überall außerhalb Englands, auch seitens der Neutralen, gebührendermaßen als verächtlich und würdelos gebrandmarkt wurde.

Unwillkürlich fühlt man sich durch die nichtswürdige Handlungsweise des „Ring Stephen“ an ein anderes Ereignis erinnert, das sich im Mai 1915 vor Zeebrügge abspielte. Der englische Zerstörer „Maori“ war auf eine Mine gelaufen und gesunken, die unversehrte und gutbewaffnete Mannschaft hatte die Boote bestiegen und trieb auf den Wogen. Da fuhr ein kleiner deutscher Fischdampfer mit 23 Mann an Bord zur Rettung aus und nahm unter eigener Gefahr die 95 Köpfe starke „Maori“-Besatzung auf.

Über den Erfolg des großen 29. Luftangriffs auf Englands Hauptindustrieplätze (siehe Seite 143 und die Karte Seite 202) erfuhr man nachträglich noch, daß bei dem Bombardement der Anlagen am Humber der englische kleine Kreuzer „Caroline“ einen Treffer erhielt und unter Verlust vieler Menschenleben unterging. Der Kreuzer, einer der neuesten der englischen Flotte, verdrängte 3800 Tonnen, führte drei 15,2-Zentimeter- und sechs 10,2-Zentimeter-Geschütze sowie zwei Torpedodoppelrohre; seine Geschwindigkeit betrug 30 Meilen, die Besatzung 400 Mann. Wie der „Caroline“ soll es auf dem Humber auch den Zerstörern „Eden“ und „Nith“ ergangen sein.

Am 2. Februar traf ein deutsches Marineluftschiff in der Nähe der englischen Küste südlich Hartlepool den englischen Handelsdampfer „Franz Fischer“ mit einer Bombe in der Nähe des Maschinenraums; dieser Treffer verursachte eine ungeheure Explosion und brachte das Schiff in zwei Minuten zum Sinken. Von der Besatzung konnten nur drei Mann durch einen belgischen Dampfer gerettet werden. Es war dies der erste Fall, daß einem Handelsschiff durch den Bombenwurf eines Luftschiffs der Untergang bereitet wurde, während Kriegsschiffe schon wiederholt von diesem Schicksal ereilt worden waren.

Schon am 9. Februar erfolgte ein abermaliger Luftangriff auf England, diesmal auf seine Südküste. Um 1/24 Uhr nachmittags warfen deutsche Seeflugzeuge in der Nähe von Ramsgate und Broadstairs in Kent eine Anzahl Bomben auf Häfen, Fabriken, Kasernen ab. Zur Abwehr stieg eine ganze Reihe englischer Militär- und Marineflieger auf, die den Deutschen aber keinerlei Schaden zufügten.

Die nächste Unternehmung der deutschen Luftflotte am 20. Februar — diesmal waren es zwei Doppeldecker — galt wieder der englischen Ostküste. Fabrikanlagen

in Deal, Bahn- und Hafenanlagen in Lowestoft wurden erfolgreich mit Bomben belegt und an letzterem Orte, auf den 17 Bomben niedergingen, mehrere Treffer erzielt; der große Gasometer brach durch die Wirkung einer der Bomben mit ungeheurem Getöse zusammen. Ferner wurden in Downs zwei Tandampfer beworfen. Auch diesmal wurden die unwillkommenen Gäste von zahlreichen englischen Fliegern eifrig beschossen, konnten aber, nachdem sie auch noch Kentish-Knott und Walmer besucht hatten, unbeschädigt heimkehren.

Immer wieder versuchten die Engländer, gegen den Luftkrieg als eine barbarische Kampfweise Stimmung zu machen; auch im Parlament, wo Lord Ritchener zu dem Gegenstand



Erzellenz Dr. Karl Th. Helfferich,
Kaiserlicher Staatssekretär im Reichschancamt.

das Wort ergriff. Nach den ersten deutschen Luftangriffen hatten die Engländer für den Abwehrdienst 30 000 Mann aufgestellt. Diese Zahl war allmählich bedeutend gestiegen und schwoll nach den letzten deutschen Zeppelinangriffen, die sich auf ein viel größeres Gebiet erstreckt hatten als die vorhergehenden, auf weit über 100 000 Mann an. Daß eine so große Truppenmacht durch die Bewachung des bedrohten Inselreichs dem Kriege auf dem Festland entzogen wurde, war eine Wirkung des deutschen Luftkrieges, die neben der Vernichtung englischer Kriegsschiffe und der Zerstörung gewaltiger anderer Werte nicht zu unterschätzen war.

Außer den deutschen Erfolgen im Luftkampf machte noch ein anderes Ereignis viel Aufsehen. Der von den Engländern als vermisst bezeichnete große Dampfer „Appam“ tauchte am 1. Februar an der Küste von Virginia in Nordamerika auf und lief die Quarantänestation von Norfolk auf der Höhe von Old-Point an (siehe die Kartenskizze Seite 208). Aber wunderbarerweise führte der englische Dampfer die deutsche Flagge und hatte eine deutsche Besatzung, die von einem deutschen Kriegsschiff, der „Möve“ (Kommandant Graf Dohna-Schlodien, siehe Bild Seite 211), herrühren sollte. Diese hatte vor Aufbringung der „Appam“ schon eine ganze Reihe von bewaffneten englischen Handelsdampfern, so „Corbridge“ (3687 Tonnen), „Artur“, „Ariadne“, „Brad r“ (3608 Tonnen), „Dromomby“ (3627 Tonnen), „Farrington“ (3146 Tonnen) und „Clan Macavish“ (5816 Tonnen), versenkt, deren Reisende auf die „Appam“ übernommen und mit dieser in Sicherheit gebracht wurden.

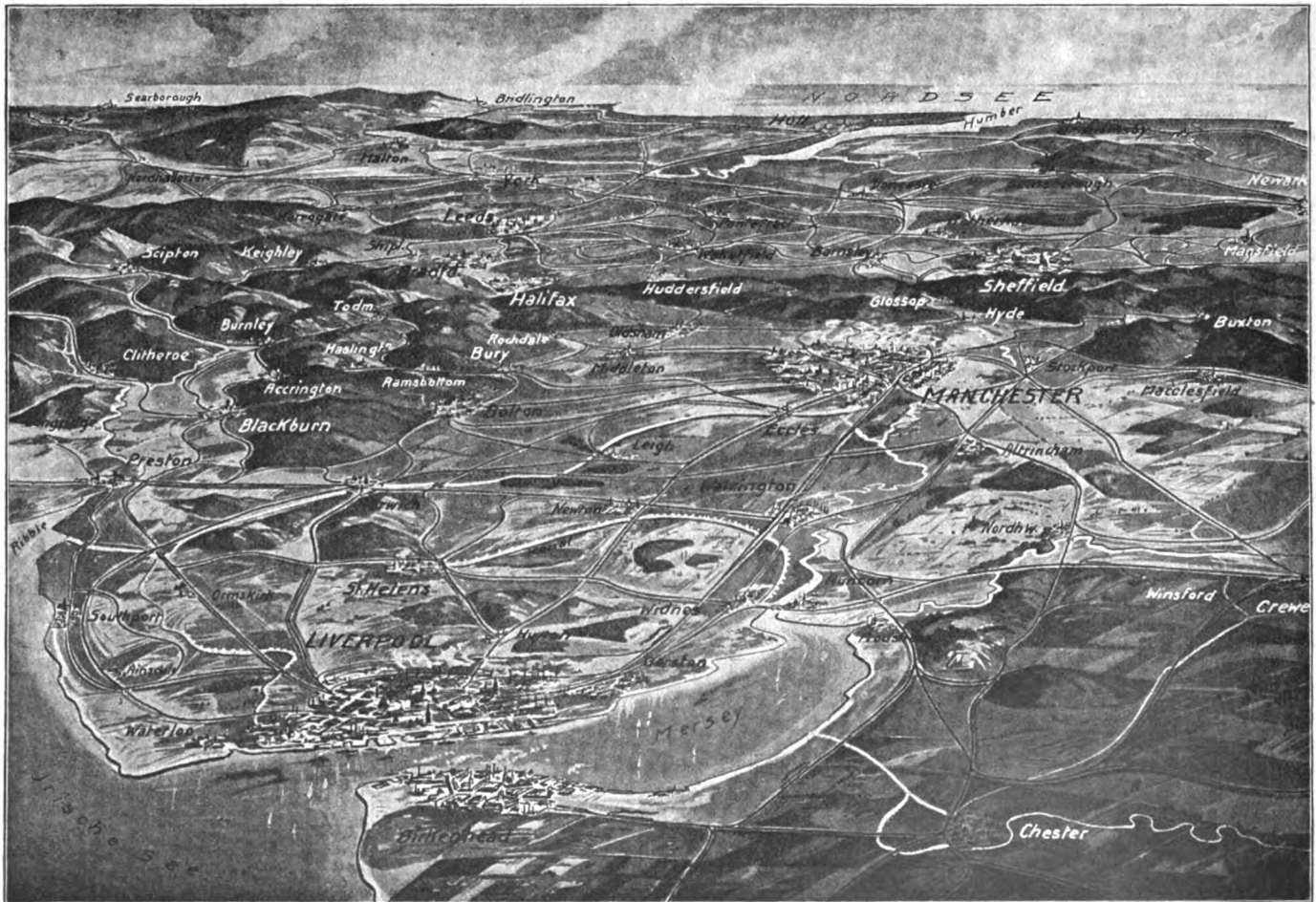
Die „Appam“ war am 16. Januar nicht weit von der Insel Madeira durch den deutschen Kreuzer angegriffen worden. Nach kurzem Kampf gelang es diesem, 20 Mann unter Leutnant Berg (siehe die Bilder Seite 208 und 209) an Bord des feindlichen Schiffes zu bringen, hier eine Anzahl als englische Gefangene mitgeführter Deutschkameruner zu befreien und mit deren Hilfe der Besatzung der „Appam“ Herr zu werden. Letztere verwandelte sich nun in „S. M. S. Appam“ und konnte, die Reisenden von den versenkten Handelschiffen an Bord, weiter dampfen. — Durch dieses Heldentum, das in Deutschland mit Jubel begrüßt und auch von den Neutralen, ja selbst in

England als außerordentliche Leistung anerkannt wurde, war der englischen Flotte ein Gesamtverlust von nahezu 35 000 Tonnen zugefügt worden.

Einige weitere Ereignisse sind noch zu nennen, die den Engländern im eigenen Lande zusetzten. Am 31. Januar und 1. Februar gelang es einem deutschen Unterseeboot, in der Themsemündung die dort von einer Reihe bewaffneter Fischdampfer gebildete Sperre zu durchbrechen und diese Dampfer sämtlich zu versenken; das U-Boot selbst blieb dabei unverfehrt.

In der Nacht zum 11. Februar stießen deutsche Torpedoboote in der Richtung auf die englische Ostküste vor und griffen auf der ihr in 120 Meilen Entfernung vorgelagerten Doggerbank mehrere englische Kreuzer an, die sich alsbald zur Flucht wandten. Bei dem nun einsetzenden Verfolgungskampf gelang den Angreifern die Versenkung des feindlichen Kreuzers „Arabis“ und eines Minensuchers.

Während des Gefechts hatte jeder Führer, wie Herr G. Grüttefien auf Grund einer Besprechung mit den Befehlshabern der deutschen Torpedoboote an die „B. Z. am Mittag“ berichtete, nur das eine Ziel gefannt, dem Angriffsgesicht die Zügel schießen zu lassen, die sich ergebenden Möglichkeiten bestens auszunutzen und tunlichst oft den Feind zu fassen. Bei dem Drauflosstürmen, bei der Schnelligkeit der aufeinanderfolgenden Bewegungen und Schüsse hatten sie ruhige Feststellungen zunächst nicht machen können. In einem Nachtgefecht auf See blüht ja nur selten einmal ein Scheinwerfer auf und beleuchtet für einen kurzen Augenblick das Kampffeld. So konnte erst eine nachträgliche Aussprache einen mühsamen Wiederaufbau des Gefechtsbildes in der Nacht vom 10. zum 11. Februar ergeben. Daher erfuhr man zunächst auch nur, daß der neue englische Kreuzer „Arabis“ versenkt worden sei und daß auf einen zweiten ein Torpedotreffer erzielt wurde. Etwas später konnte dann ergänzend berichtet werden, daß nach einwandfreien Feststellungen noch ein zweites Schiff gesunken sei. Daß den Engländern dieser Ausgang des Gefechts überaus peinlich war, konnte man zwischen den Zeilen ihres Ab schwächungsverfuchs lesen. Die von der Doggerbank vertriebenen Kreuzer waren in der englischen Darstellung eine Flottille von vier „Minensuchern“, von denen drei wohl-



Dogelschautarte des Hauptindusiriegebietes in England, auf das der große deutsche 20. Luftangriff (siehe Seite 143) erfolgte.

behalten zurückgeführt sein sollten. Diese Fassung war natürlich mit gutem Vorbedacht gewählt und auf Verschleierung der Verluste berechnet. In ihrem Kummer haben die Engländer dann aber anscheinend ganz vergessen, daß sich in Gesellschaft der vier Minensucher noch mindestens ein anderes Schiff befand — die „Arabis“. Daß sie unterging, wurde einwandfrei festgestellt. Zählt man nun als zweites verlorenes Schiff den von den Engländern selbst beklagten Minensucher hinzu, so stimmt die Rechnung mit der des deutschen Admiralsstabs genau überein. Zweifellos handelte es sich bei der englischen Flottille aber auch nicht um die gewöhnlichen kleinen, flachgehenden Minensucher mit einem Schornstein, sondern um schnelle, gut bestückte Schiffe, die erst seit wenigen Wochen in Dienst gestellt worden waren und vielleicht auch zu Minensuch- und Minenlegediensten verwendet werden sollten. Ihre Ausstattung mit Ballonabwehrkanonen legt weiter die Vermutung nahe, daß sie in erster Linie als Aufklärungsschiffe gegen Zeppelinangriffe gedacht waren.

Daß die britischen Schiffe sich durchaus nicht kampfslos zur Strecke bringen ließen, zeigt der Verlauf des Gefechts. Für die Nacht vom 10. zum 11. Februar war ein größerer Torpedobootvorstoß in der Nordsee angesetzt. In breiter Linie furchen die schnellen und scharfen Boote die Wellen. Eine dichte Nebelbank hindert die Fernsicht, erhöhte Aufmerksamkeit ist geboten. Stunde um Stunde verrinnt. Schon schwindet jede Hoffnung, bei dem widrigen Wetter auf den Feind zu stoßen. Endlich auf der Höhe der Doggerbank lichtet sich der dichte Schleier. Der Mond wirft helle Lichter auf die Wellen. Doch weit und breit keine Spur von der „Beherrscherin der Meere“. Endlich entdeckt das führende Boot am Nordflügel etwa 5 Seemeilen voraus die unklaren Umrisse von drei Einheiten. Ist es Feind oder Freund? Mit hoher Fahrt und in etwas nördlicherer Richtung suchen die Boote sich heranzupirschen und näheres auszumachen. Aber drüben rührt sich noch nichts. Um eine Leuchtboje gruppiert, zeigen sich die Schiffe jetzt in günstigerer Beleuchtung. Noch ist die Möglichkeit vorhanden, daß es sich um eigene, weiter aus dem Kurs gelaufene Schiffe handeln kann. Vorsichtiger schleichen nun die deutschen Boote näher. Weitere Einzelheiten werden erkennbar. Eigene Schiffe sind es nicht, sondern anscheinend Kreuzer der englischen „Arcturion“-Klasse. Noch immer bleibt es drüben still. Nach wenigen Minuten liegen die Torpedoboote mit westlichem Kurs auf gleicher Höhe mit dem Gegner, der nun auch Fahrt voraus macht. Der Abstand ist gering. Ein Torpedo wird auf die Engländer angesetzt. In demselben Augenblick drehen die Gegner aber ab und laufen mit erhöhter Fahrt nach Osten. Die angreifenden Boote folgen und finden ein zweites Mal Gelegenheit, einen Torpedo abzuschießen. Aber wieder dreht der Gegner vorzeitig ab. Eine Schleife nach Nordwest bringt überraschend einen neuen Gegner vors Rohr. Diesmal hat der Schuß geessen: deutlich wird beobachtet, daß das Schiff schnell sinkt. Schon erhalten aber die Boote von einem anderen Gegner, der etwas nördlicher liegt, Artilleriefeuer. Auch von Süden her wird aus größerer Entfernung heftiges Artilleriefeuer wahrgenommen. Die Lage wird ungemütlich. Noch aber finden die deutschen Boote Zeit, dem nördlich stehenden Gegner einige Geschüßtrefte zu versetzen. Wie sich später herausstellt, ist dieser getroffene Kreuzer die „Arabis“. Zwei Tor-

pordotreffer machen ihr dann bald so gründlich den Garaus, daß der ganze Kommandoturm abgehoben wird und das Schiff in zwei Teile auseinanderbricht. Daß die „Arabis“ nicht mit dem zuerst getroffenen Schiff gleichbedeutend sein kann, geht daraus hervor, daß sie bereits einen Teil der Besatzung eines anderen Fahrzeugs aufgenommen hatte und daß Gerettete der „Arabis“ sich angelegentlich erkundigten, ob die deutschen Boote auch Mannschaften des vorher torpedierten Schiffes gerettet hätten. Weiteres war jedoch weder von den Offizieren noch von den Mannschaften zu erfahren. Sie verweigerten nähere Aussagen und hatten auch ihre Mützen mit den Namenbändern schon vorsorglich vernichtet.

Aber die eben erwähnte Rettung englischer Mannschaften schreibt ein deutscher Teilnehmer an dem Gefecht bezeichnenderweise: „Wir haben sicherlich alle im ersten Augenblick an die Baralong-Geschichte gedacht, aber bei einem solchen Anblick kann man nicht anders als helfen, wo es nur geht, so sind wir „Barbaren“.“ (Siehe die Kunstbeilage.)

Dem angeführten Bericht entsprach im wesentlichen die amtliche deutsche Meldung, und auch in England bekannte man sich zögernd zur Wahrheit. Nur in Amerika sträubte man sich seltsamerweise gegen die Veröffentlichung des deutschen Berichts, so daß es erst der Vorstellungen des Grafen Bernstorff bedurfte, um den Widerstand zu brechen.

Noch durch andere, bisher nur zum Teil aufgeklärte Vorfälle erlitt die englische Flotte bis Mitte Februar beträchtliche Verluste. Am 7. Februar brach im Armellanal an Bord des englischen Wachtschiffes „Beel Castle“ aus unbekannter

Ursache eine schwere Feuersbrunst aus, so daß die 100 Mann starke Besatzung sich in die Boote begeben und das brennende Schiff an die Küste schleppen mußte. — Am 14. Februar stieß der englische Kreuzer „Arcturion“ an der Ostküste Englands auf eine Mine, wobei von der aus 400 Köpfen bestehenden Besatzung 10 Mann in den Wellen den Tod fanden. Der Kreuzer, der erst am 25. Oktober 1913 vom Stapel gelaufen war, hatte eine Bestückung von zwei 15,2- und sechs 10,2-Zentimeter-Geschützen sowie von vier 53-Zentimeter-Torpedodoppelpfeulen; seine Geschwindigkeit betrug 29 Meilen, seine Wasserverdrängung 3560 Tonnen. Die „Arcturion“, die zu Anfang des Krieges im Seegefecht vor Helgoland hervorgetreten war, hatte sich wegen ihrer Schnelligkeit als für den Kleinkrieg zur See vorzüglich geeignet erwiesen, weshalb ihr Verlust in England sehr schmerzhaft empfunden wurde. — In einer am 10. Februar veröffentlichten Denkschrift über die Behandlung bewaffneter Rauffahrteischiffe, die den Vertretern der neutralen Mächte in Berlin mitgeteilt und ausgehändigt wurde, kündigte die deutsche Regierung eine erhebliche Verschärfung der Seekriegführung an durch Aufstellung neuer Regeln für die Behandlung bewaffneter Handelsschiffe, zu denen die Er-

fahrungen mit den Unterseebooten gedrängt hatten. Die Bewaffnung der Rauffahrteischiffe war schon vor dem Kriege von Winston Churchill angeregt worden. Damals erfuhr der völkerrechtswidrige Vorschlag nicht nur überall im Ausland, sondern sogar in der englischen Presse lebhaften Widerspruch. Allgemein wurde der Standpunkt festgehalten, daß zwar nichts im Wege stehe, Handelsschiffe als Hilfskreuzer in den Kriegsdienst einzustellen, daß aber bewaffnete Handelsschiffe, die fortführen, als Handelsschiffe aufzutreten, mit Seeräubern auf eine Linie zu stellen seien. In seiner



Kapitänleutnant Odo Böwe, Kommandant des in der Nordsee untergegangenen „L 19“, das von vorbeifahrenden englischen Seelenten feige im Stich gelassen wurde.



Der Untergang des Marineluftschiffes „L 19“, dessen Besatzung mit dem Kommandanten, Ko
der der Katastrophe aus der Nähe zusah, die
Nach einer en



itänleutnant Löwe, ertrinken mußte, weil der Kapitän des englischen Dampfers „King Stephen“,
Rettung der Deutschen aus Feigheit verweigerte.

lichen Darstellung.

Kriegsbedrängnis trat dann England mit der Forderung hervor, daß den Handelsschiffen wenigstens für die Verteidigung die Bewaffnung zugebilligt werden solle. Auch hiergegen wäre nicht viel zu sagen gewesen, wenn die Anwendung der Bewaffnung tatsächlich auf den gedachten Zweck beschränkt geblieben wäre.

Wie wenig dies der Fall war, haben im Verlauf des Krieges zahlreiche heimtückische Überfälle bewaffneter englischer Handelsschiffe auf deutsche U-Boote gezeigt. Hierdurch in Notwehr verlegt, ging die deutsche Flotte dazu über, gegen Handelsschiffe ganz wie gegen Kriegsschiffe zu verfahren. So kam es zur Vernichtung der „Lusitania“ und ähnlichen Zwischenfällen, wegen deren die Neutralen schwere Vorwürfe gegen Deutschland erhoben. Für Deutschland einzutreten, lehnten sie ab, weil die englische Regierung amtlich die Bewaffnung der Handelsschiffe zum Zweck des Angriffs noch immer leugnete. Bei dieser Sachlage mußte der deutschen Regierung vor allem daran gelegen sein, lückenlos zu beweisen, daß die englischen Handelsschiffe gezwungen worden waren, sich zu bewaffnen und daß sie ausdrücklich die Aufgabe erhalten hatten, die deutschen U-Boote zu bekämpfen, sowie ferner, daß ein Teil der Besatzungen der englischen Handelsschiffe aus Angehörigen der Kriegsmarine gebildet worden war.

Diesen Beweis nun erbrachte die erwähnte Denkschrift, der als Belege photographische Wiedergaben der entscheidenden englischen Aktenstücke beigegeben waren. Natürlich ermahnte die deutsche Regierung nicht, aus den von ihr erwiesenen Tatsachen die richtige Schlussfolgerung zu ziehen, das heißt anzukündigen, daß fortan bewaffnete Handelsschiffe des Feindes uneingeschränkt als Kriegsführende behandelt werden würden. Um den Neutralen die Möglichkeit zu gewähren, sich auf diese verschärfte Kriegsführung einzurichten, wurde als Zeitpunkt ihres Beginns der 1. März bekannt gegeben. Bei aller Schärfe waren diese Maßnahmen doch insofern noch entgegenkommend zu nennen, als es nach den geltenden völkerrechtlichen Bestimmungen sogar angingig wäre, bewaffnete Handelsschiffe einer feindlichen Macht als Seeräuber statt als Kriegsführende zu behandeln.

Von den Neutralen zeigte sich einzig Schweden geneigt, der deutschen Auffassung rückhaltlos beizutreten, also auch seinerseits bewaffnete Handelsschiffe fortan Kriegsschiffen gleichzuachten, wonach ihnen den Aufenthalt in schwedischen Häfen nur für 24 Stunden und ausschließlich zum Proviant- und Kohlenfassen sowie zur Ausbesserung von Schäden zu gestatten. Dagegen versuchte es die größte neutrale Macht, Amerika, vorerst noch mit Ausflüchten. Wilson wollte keine Änderung in der Frage der Handelsschiffe vornehmen, sie sollten also auch weiterhin Geschütze führen dürfen. Er berücksichtigte dabei in keiner Weise den deutschen Nachweis, daß die englischen Handelsschiffe nach Anweisung ihrer Regierung ihre Geschütze nicht zur Verteidigung, sondern zum Angriff gegen deutsche Unterseeboote verwenden sollten.

Einen Stoß erlitt das Ansehen der englandfreundlichen amerikanischen Regierung durch die Veröffentlichung einer Unterredung, die der deutsche Reichskanzler dem angesehenen amerikanischen Zeitungsmann Wigan gewährte. In ihrem Mittelpunkt stand die Lusitania-Angelegenheit, die trotz des weitgehenden deutschen Entgegenkommens durch Schuld der amerikanischen Regierung immer noch nicht erledigt war. Der Reichskanzler äußerte gegen Wigan die Auffassung, daß die amerikanische Regierung offenbar auf eine Demütigung Deutschlands ausgehe. Das erregte in Amerika ungeheures Aufsehen, und Präsident Wilson, der in einigen Reden zur Vorbereitung seiner Neuwahl schon verschiedentlich mit dem Säbel geraffelt hatte, sah seine englandfreundliche Politik alsbald einer scharfen Kritik ausgesetzt.

Zu Beginn der neuen Parlamentsitzung, Mitte Februar, suchte Asquith neue Zukunftshoffnungen zu wecken, indem er für das Jahr 1916 den Zusammenbruch des deutschen Widerstandes und den Sieg Englands auf der ganzen Linie in Aussicht stellte. Er mußte aber bemerken, daß er neben vielfacher Anerkennung auch mehr denn je auf Widerspruch stieß. Die Kriegsmüdigkeit in England hatte bereits so sehr um sich gegriffen, daß der Ruf: „Stopp the war“ (Macht ein Ende mit dem Krieg) sogar schon in öffentlichen Versammlungen ertönte.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Austauschverwundete.

Der Kriegsfreiwillige Th. war am 12. Oktober 1914 bei Wolla Dombrowka unfern Zwangorod am Fuße erheblich verwundet und am nächsten Tage von den Russen gefangen genommen worden. Nachdem ihm auf dem Schlachtfelde die erste Hilfe zuteil geworden war, kam er zur Operation nach Moskau. Das staatliche Krankenhaus vertauschte er alsbald mit einem zur Fabrik des Deutschen Cornel gehörigen, wo er es gut hatte.

Th. schreibt über seine weiteren Erlebnisse: „Von Moskaus großen Gloden und dem weltberühmten Kreml hatte ich in meiner Jugend gehört; aber daß ich dereinst als Kriegsgefangener in die alte russische Krönungstadt kommen würde, hätte ich mir nie in den Sinn kommen lassen.“

Da liege ich nun mit einigen deutschen Kameraden in dem gemütlichen Krankenhaus unseres deutschen Wohltäters, der im Auslande seine menschenfreundliche Gesinnung betätigt. In unsere stille Krankenstube drangen auf einmal Gerüchte von ausbrechenden Volksunruhen. Die Gerüchte verdichteten sich zu Tatsachen, und eines Tages wurden auch die Fabrikanlagen Cornels angegriffen. Wir hörten den Straßenlärm, hörten Schießen und Wutgeheul und befürchteten Schlimmes. Als aber die Lobenden erfuhren, daß in unserem Hause Schwerverwundete lagen, legte sich der Sturm.

Im Juni 1915 ging mein Aufenthalt in dieser Anstalt zu Ende. Täglich tauchte das Gespenst der Verschickung nach Sibirien vor uns auf, und wenn ich an Rennans, Sibirien und das Verbannungssystem dachte, lief es mir eiskalt über den Rücken. Eines schönen Julitages ging es über Lombow nach Krasnojarsk. Die sechzehntägige Eisenbahnfahrt im Viehwagen gehörte nicht zu den angenehmsten Stunden meines Lebens. Der Zug windet sich durch endlose eintönige Gegenden ohne jede größere Stadt, und die zerstreuten menschlichen Siedlungen bezeugen ohne weiteres

die Fähigkeit zur Aufnahme von ungezählten Menschen. Ja, weshalb will der Russe noch mehr Land? Hat er nicht genug davon, um durch Erbauung von Verkehrswegen, Errichtung von Schulen und sozialen Anstalten die Menschen zu beglücken?

Am 7. Juli endlich hatten wir das für uns bestimmte Gefangenenerlager erreicht, und hier sollten wir bis auf weiteres verbleiben. Auch wir Schwerverwundeten mußten Erdarbeiten verrichten, Bäume fällen und so weiter. Die Beaufsichtigung erfolgte durch unsere Unteroffiziere und Offiziere unter russischer Oberleitung. Im Besitz von nur einem Fuße schwere Arbeiten verrichten, ist besonders anstrengend.

So oft auch die Sonne im fernen Westen niederging, ihre Strahlen kündeten uns keine Rückkehr an, und vergeblich richteten wir unsere Blicke nach Westen, unserer deutschen Heimat. Dann und wann flatterten aus ihr Briefe in unser Lager und gaben Kunde von Siegeszuversicht und Ergebenheit. Die Russen aber waren felsenfest von ihrer Überlegenheit überzeugt und sahen fast mitleidig auf uns herab.

Eines Tages dringt die frohe Kunde von einem Austausch der Schwerverwundeten zwischen den kriegsführenden Mächten an unser Ohr. Wie dankbar unsere Herzen für den menschenfreundlichen Urheber dieses Planes, den Papst, schlugen!

Nach dreimonatigem Aufenthalt im Gefangenenerlager konnten wir uns endlich von unseren gesunden Kameraden verabschieden, um in die Sammelstelle für Austauschverwundete befördert zu werden. Es ging nach Alschinst und über Moskau nach Petersburg, wo uns ein Dampfer aufnahm und an die gastfreundlichen Gestade Schwedens nach Tornea brachte.

Bald danach stiegen wir von der schwedischen Küste ab und legten am 10. November 1915 in Sahnitz auf Rügen an, um von dort in den verschiedensten Richtungen nach der Heimat zurückzukehren.

Jeder meiner Aufenthaltsorte in Rußland war eigenartig. Ein volles Jahr habe ich unter fremdsprachigen Menschen und fremden Verhältnissen verlebt. Über dem schier unermesslichen Rußland liegt tiefe Schwermut. Ich hatte mich allmählich in meine Lage gefunden und zufrieden gegeben; aber meine schwere Verwundung, die den Verlust eines Unterschenkels zur Folge hatte, wird mir zeitlebens harte Entfaltungen auferlegen.

Doch was soll ich darüber klagen? Ich habe das große Opfer im Dienste meines Vaterlandes und für deutsche Gesittung gebracht, und darum will ich mein Leid in stiller Entfaltung tragen."

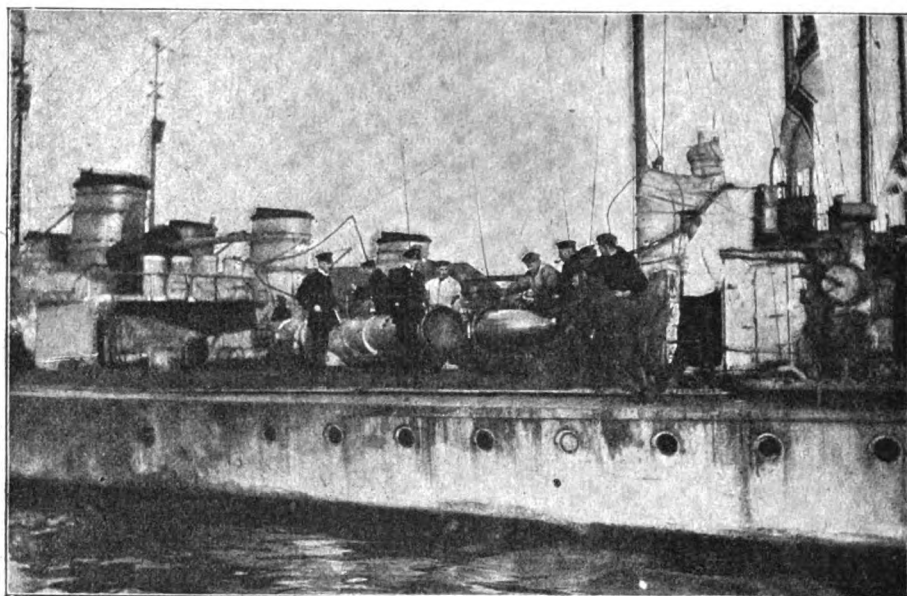
Unsere Torpedos.

Von Kapitän zur See z. D. v. Kühlwetter.
(Hierzu die nebenstehenden Bilder.)

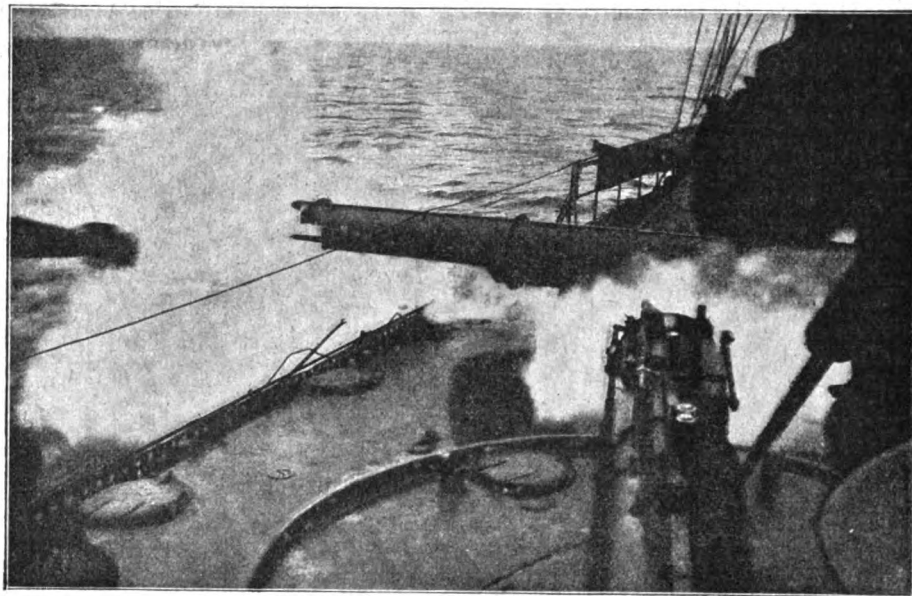
Der weit überwiegende Teil aller Waffentaten, die zur See in diesem Weltkrieg geschahen, ist mittels des Torpedos vollbracht worden. Der Unterseebootkrieg hat den Torpedo zur Hauptwaffe und ebenso das Torpedoboot, das sich u. a. durch den kühnen Vorstoß nach der Doggerbank (siehe auch Seite 202 und die Kunstbeilage) bemerklich machte, dem zwei neue englische Kreuzer zum Opfer fielen.

Der Gedanke, die Eigenschaft eines Schiffes, auf der sein ganzes Dasein beruht, die Schwimmfähigkeit, anzugreifen, ist fast so alt wie das Schiff selbst. Die Ausführung war natürlich abhängig vom Stand der Technik. Solange man nichts Besseres kannte, wurde gerammt; nachdem es Explosivkörper gab, versuchte man, sie in Berührung mit dem feindlichen Unterwasserfahrzeug zu bringen. Es kam die Mine in ihren verschiedensten Arten. Sie war aber immerhin mehr Verteidigungswaffe, man legte sie an Stellen, die sie vor dem Feind schützen sollte. Dort lag sie und mußte warten, ob der Feind kam; man konnte sie nicht selbst an den Feind heranbringen. Dieser Wunsch war natürlich immer da. Man nahm, um ihn zu erfüllen, kleine Minen, das heißt, mit einer Explosivmasse gefüllte Gefäße, befestigte sie auf einer Stange, nahm diese vorn auf kleine, für damalige Verhältnisse schnelle Fahrzeuge und versuchte damit bei Nacht und Nebel den Feind anzurennen. Der Gegenstoß brachte diesen sogenannten „Spierentorpedo“ zur Explosion. Die Stange oder Spiere schob man schräg nach unten vor, damit die Explosion unter Wasser geschehe. Das war dem Namen nach also der erste Torpedo. Er hat, da es damals noch keine Schnellfeuerkanonen und ähnliche Abwehrmittel gab, eine ganze Reihe von Erfolgen aufzuweisen. Den großen Schritt zu seiner Bedeutung tat der Torpedo erst, als die Technik ihn in den Stand setzte, sich selbst auf den Weg zum Feind zu machen, ihn anzugreifen.

Heute verstehen wir unter Torpedo nur noch sich selbsttätig unter Wasser in bestimmter Tiefe und gegebener Richtung fortbewegende Geschosse



Das Laden eines Torpedos.



Das Abfeuern eines Torpedos.



Blick in einen großen Torpedolageraum.

Aufnahmen von unserer Torpedobootflotte,

die sich stets in Bereitschaft halten muß, um als Schutz- und Begleitboote für unsere großen Panzerschiffe auf hoher See zu fahren und den schweren Dienst als Vor- und Wachtposten auszuüben.
Nach Photographien von H. Grohs, Berlin.

durchweg langer, zigarrenförmiger Gestalt, die beim Auftreffen auf einen Widerstand, beispielsweise die Schiffswand, explodieren und diesen Widerstand zerstören. Als der Torpedo selbständig oder richtiger selbstläufig wurde, waren freilich seine Laufversuche noch recht bescheiden. Er lief 300 bis 400 Meter weit mit einer Geschwindigkeit von 9 bis 10 Metern in der Sekunde. Man mußte also noch recht nahe heran, um ihn abzuschießen zu können und auch dann war er noch kein recht zuverlässiges Geschöß, sondern manchmal lief er ganz oben an der Oberfläche, manchmal suchte er den Grund auf, und seine Laufrichtung war recht oft noch ganz anders als die ihm zuge dachte, so daß auch das beste Zielen noch lange nicht das Treffen gewährleistete. Militärisch brauchbar wurde dieser Torpedo erst, nachdem er die genannten Kinderkrankheiten bis zu einem gewissen Grade überwunden hatte, und das dauerte eine ganze Reihe von Jahren. Auch was die ersten Torpedos an Sprengladung hatten, war eine für heutige Verhältnisse sehr bescheidene Menge von 30 bis 40 Kilogramm, die heute keinem Schiff bange machen würde. Auf dem Standpunkt, daß er nur 400 Meter laufen konnte, blieb

der Torpedo nun noch recht lange Zeit. Die ersten brauchbaren Torpedos entstanden gegen die Mitte der siebziger Jahre, und nach 25 Jahren konnten sie immer noch nicht viel weiter laufen, sahen auch fast noch ebenso wie die ersten aus: sie liefen schneller, liefen sicherer, hatten auch stärkere Ladung, aber ihre Schwäche blieb die kleine Schußweite.

Dann ging es aber plötzlich mit Riesenschritten weiter, und nun fing auch der Torpedo nach allen Richtungen an zu wachsen. Zuerst 35 Zentimeter dick und wenige Meter lang, heute in der Dicke längst über den halben Meter hinaus, und in der Länge? Sehen wir uns das Bild des Torpedolagerraums an, auf dem ja die Menschen einen sehr guten Maßstab bilden (Seite 207 unten). Es ist ein statt-

licher Fisch, der da aufgehängt in der Mitte schwebt. Die Torpedos rechts im Vordergrund sind nicht etwa andere, weil die dort sichtbaren Enden halbkugelig sind, man hat da nur einen Teil des Torpedos abgenommen. Der Torpedo ist natürlich aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt. Ein Teil nimmt die Sprengladung auf, einer den Betriebsstoff für die Maschine, hochgradig komprimierte Luft, ein anderer die verschiedenen Maschinen; wieder



Leutnant z. S. der Seetw. II. Hans Berg
(Kapitän bei der Reederei Arentiel & Klausen, Apenrade),
der als Führer der Präsenbefähigung des gefahrenen englischen Dampfers
„Appam“ diesen in kühner Fahrt über den Ozean brachte und in Norfolk
in den Vereinigten Staaten von Nordamerika landete.

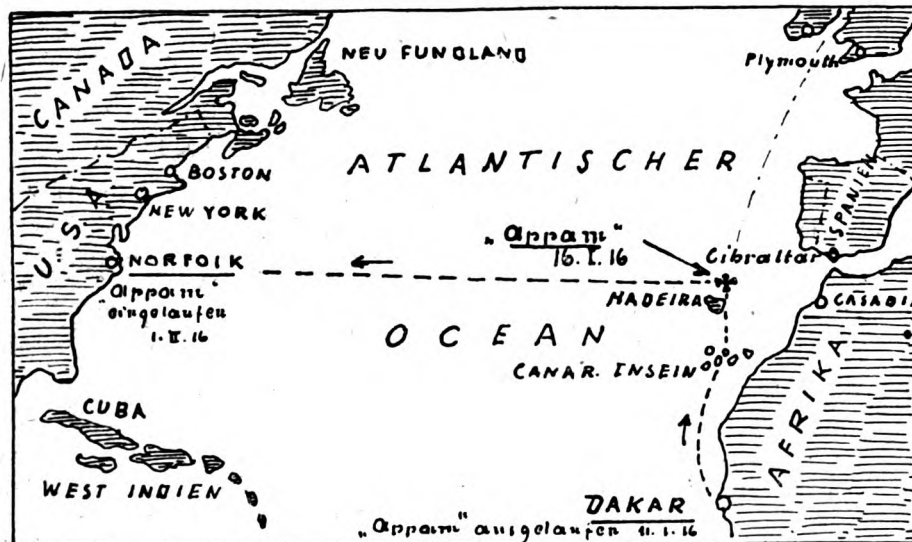
andere Teile dienen nur zur Erzielung der Schwimfähigkeit und so fort. Früher lief also der Torpedo 300 bis 400 Meter, jetzt läuft er über 10 000, früher legte er 9 bis 10 Meter in der Sekunde zurück, jetzt 20; auf wenige Zentimeter genau steuert er in einer beliebigen Tiefe unter Wasser, auf wenige Meter genau halten ihn sinnreiche Kreiselapparate in der Richtung, die ihm vorgeschrieben ist, weit über 100 Kilogramm verderblichster Sprengladung machen ihn jedem Schiff zu einer schweren Gefahr. So sind die Torpedos beschaffen, die wir auf unserem Bilde sehen.

Zunächst ist der Torpedo aber doch nur ein Geschöß, muß also auch wie jedes andere Geschöß abgefeuert werden, erst wenn er im Wasser ist, setzt er sich selbst in Gang. Zum Abfeuern hat man besondere Kanonen, Ausstoßrohre genannt. Bei großen Schiffen legt man sie des Schutzes wegen unter Wasser, bei kleinen geht das natürlich meist nicht, da stellt man sie auf Deck, und das zeigt uns das Torpedobootbild auf Seite 207 oben. Wir sehen da von hinten die Öffnung eines solchen großen Rohres, das noch leer ist, während in das Rohr daneben das Geschöß schon fast ganz hinein-

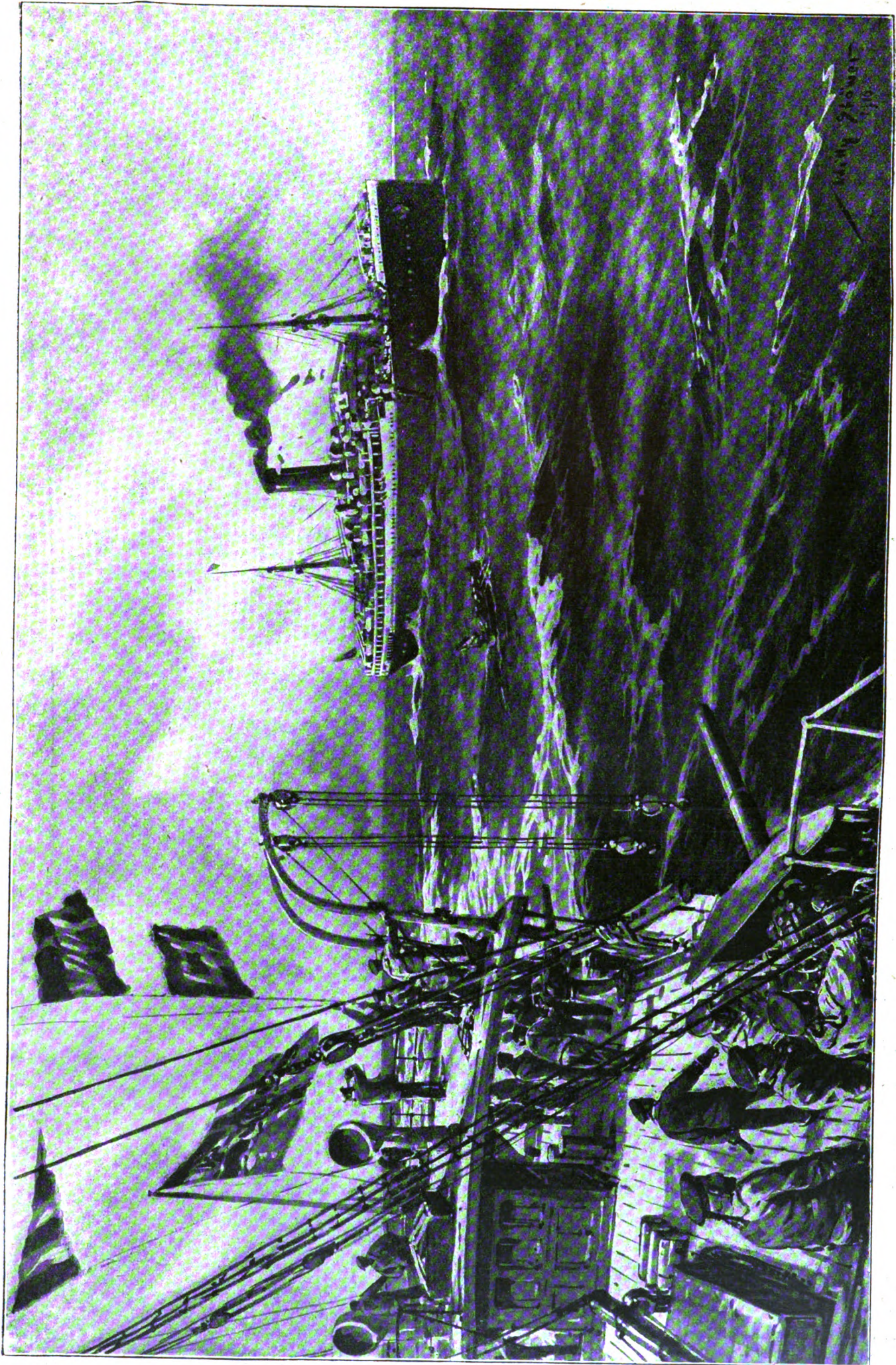
geschoben ist; ein Mann schiebt gerade mit aller Kraft den Torpedo vollends hinein. Aus solchem Rohr wird er dann buchstäblich hinausgeschossen, entweder mit einer Pulverladung oder mit Preßluft. Er fällt dann ins Wasser, dort setzen sich seine Fortbewegungs- und Steuerungsvorrichtungen von selbst in Tätigkeit, und er beginnt den Lauf zum Ziel. Das mittlere Bild auf Seite 207 stellt ja den Augenblick unmittelbar nach dem Schuß sehr anschaulich dar. Man sieht das Ausstoßrohr noch in den Dampf des Schusses gehüllt und vor ihm schon im Fall ins Wasser das hintere Ende des herausgeschossenen Torpedos.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Torpedo wirklich ein mechanisches Kunstwerk, also auch ein sehr kostbares

Geschöß ist. Die Erfolge der deutschen Torpedos in diesem Kriege zeigen aber, daß bei uns diese Kosten eine gute Kapitalanlage waren. Die Torpedos unserer Gegner haben keine solchen Erfolge aufzuweisen. Die Waffe allein macht es natürlich nicht, sondern in erster Linie kommt es darauf an, wie sie gehandhabt wird, aber zur Überlegenheit darin hat sich bei uns die der Waffe selbst hinzugesellt, der Englands Schiffe noch nie gewachsen waren.



Kartenfuge zur Raperung des englischen Dampfers „Appam“,
der von dem Präsenkommando des deutschen Kreuzers „Möve“ von Madeira nach Norfolk, einem Hafen
des Staates Virginia an der Westküste Amerikas, gebracht wurde.



Die Raperung des englischen Schiffes „Appam“ durch den deutschen Kreuzer „Möbe“ im Atlantischen Ozean am 16. Januar 1916.
Nach einer Originalzeichnung von Marinemaler Professor Billy Stöwer.



Der Hauptplatz in Skutari mit der katholischen Kirche.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die Niederwerfung Montenegros und der Feldzug in Albanien.

Von Kriegsberichterstatter Walter Dertel.
(S. hierzu die Bilder Seite 210, 212, 213.)

Das serbische Heer war in mächtigen Schlägen zertrümmert worden. Vor dem unüberwindlichen Druck der Armee Rössel wichen seine Reste auf die montenegrinische Grenze und auf Albanien zurück. Vergebens hatten die Montenegriner im Gefecht von Cacat versucht, durch Waffenhilfe das Geschick ihres Verbündeten zu wenden, und nun stand der Feind vor den Toren ihres eigenen Landes.

Zwei große Angriffsrichtungen standen dem österreichisch-ungarischen Heere offen, wenn es seine Abrechnung mit Montenegro halten wollte. Der eine Weg führte über Berane—Rozag—Andričevica auf die große Straße, die in das Becken von Podgorica hinabsteigt, der andere bedeutete einen mächtigen Frontalstoß gegen das Herz des Landes, von der Bocche di Cattaro aus, gegen den Lovcen. Dort, wo der innerste Hafen der Bocche liegt, erhebt sich eine trockene Felsmasse, die, die umliegenden Berge überragend, weit hinaus in das Adriatische Meer blickt. Den Lovcen haben bedeutende Männer wiederholt als den Schlüssel zur Adria bezeichnet. Auf ihm standen die Montenegriner. Ihre Geschütze, französischer und englischer Herkunft, blickten drohend auf den Wermacrücken und die Gopradhöhe hinab, die die Kernwerke der österreichisch-ungarischen Gegenstellung bildeten. Dort oben auf ihren Felsklippen hielten sich die Montenegriner für unangreifbar. „Der Lovcen ist nicht zu nehmen“, das war eine weitverbreitete Ansicht.

Nun sollte er aber doch dem Gegner entrissen werden, und es wurde seitens der Heeresleitung ein Plan ausgearbeitet, so fein und geschickt und dabei so klar, daß schon seine Anlage den Stempel des Gelingens trug. Nach dieser sollte ein Korps scharf vorgehend auf das Becken von Zpet und über Rozag auf Berane vordringen, um so, die allgemeine Marschrichtung auf das Becken von Podgorica haltend, sich gegen die große Straße Kolasin—Podgorica vorzuschieben. Es war eine außerordentlich schwierige Aufgabe, wie man sie nur harterprobten Truppen, den Stürmern von Belgrad, den Siegern aus der Avalaschlacht und von Aragjedac zumuten konnte. Es war Januar. Eifriger Schneesturm legte die Berge, von Wegen waren nur fragwürdige Saumpfade vorhanden; aber es mußte gehen, und es ging.

Das Korps trat an. Aber tiefverschnittene Pässe ging der Marsch. Bald stellten sich die Montenegriner vereint mit den Resten der Serben zum Kampfe. Sie wußten sehr wohl, daß der Stoß nach dem Becken von Podgorica, wenn er

geling, sie von allen rückwärtigen Hilfsquellen und Verbindungen abschneiden und das Ende des dortigen Krieges zur Folge haben würde. So zogen sie ihre Hauptkräfte in dieser Gegend zusammen, und sowohl am Becken von Zpet wie auch vor Berane mußten die k. u. k. Truppen hart kämpfen, um Gelände zu gewinnen. Die Gefechtsentwicklung in diesem unwegsamen Gelände war außerordentlich schwierig. Endloser Stunden bedurfte es, bis eine Bewegung ausreifte, oftmals brach die Nacht herein, frierend und ohne Verpflegung lagen die Truppen auf den kalten Höhen, aber sie hielten mit stählerner Festigkeit aus. Bei Mojkovac versuchten die Montenegriner einen scharfen Gegenstoß. Sie rafften neun bis zehn Ba-

taillone zusammen und brachen zum Angriff vor. Da segte ein Wirbelsturm von Geschossen über sie herein, die Maschinengewehre knatterten, die Gebirgsbatterien feuerten mit äußerster Geschwindigkeit, und unter schweren Verlusten mußten die Montenegriner den Rückzug antreten. Die österreichisch-ungarischen Truppen aber setzten ihren Vormarsch fort. Immer weiter drangen sie vor, aber immer größer wurde auch der Abstand von ihrer Basis. Nur mit Gewaltmärschen vermochten die Tragierstaffeln bis zu den fechtenden Truppen vorzugelangen. Unerhörte Leistungen wurden von den Kolonnen gefordert, deren Reihen Kälte und Erschöpfung lichteteten, und trotzdem fehlte es niemals am Notwendigsten. Zäh und beharrlich setzten sie ihre Vorwärtsbewegung fort, bis endlich auch Berane mit stürmender Hand von ihnen genommen wurde.

Zu gleicher Zeit aber zückte vernichtend ein Donnerkeil auf die Montenegriner hernieder. Die Division Weber erstürmte den Lovcen, das Unglaubliche war geschehen, auf dieser für uneinnehmbar gehaltenen Felsmasse flatterten die schwarz-gelben und rot-weiß-grünen Fahnen. Wie war das geschehen?

In aller Stille waren auf der eingleisigen schmalspurigen bosnischen Bahn Truppentransporte nach der Bocche gerollt. Schwere und schwerste Batterien kamen an und wurden eingebaut; große Munitionsmengen für die Beschießung wurden bereitgestellt und durch sorgfältige Fliegeraufklärung die Linienführung der feindlichen Infanteriestellungen, die Lage der gegnerischen Batterien ermittelt. Oberst v. Portenschlag, einer der tüchtigsten Artilleristen, übernahm das Kommando über die gewaltige hier zusammengezogene Geschützmasse.

Am 8. Januar begann der Frontalangriff, während gleichzeitig von Grahovo aus ein Flankenstoß angelegt wurde. Ein mächtiges Artilleriefeuer entlud sich gegen den überraschten Gegner. Während die Riesengeschosse die Luft durchheulten, kletterten Ungarn und Dalmatiner, Egerländer und Bosniaken die Steilhänge des Lovcen empor. Nun zog Oberst v. Portenschlag das Feuer mehrerer Batterien zusammen und belegte die erste Einbruchsstelle, den Krimalj, mit Trommelfeuer. Nach einer Weile war die Kuppe derartig in Rauch und Staub gehüllt, daß jede Beobachtung unmöglich war und man eine Pause eintreten lassen mußte. Als sich aber der Rauch verzog, sahen die in der Schwarmlinie liegenden Artilleriebeobachter, daß der Feind, Montenegriner und das Kolonialbataillon der Franzosen, noch immer zähe die Höhe festhielten. So wurde denn abermals Trommelfeuer befohlen und nach dieser zweiten mächtigen Beschießung der Sturm durchgeführt, womit eine klaffende Lücke in die Verteidigungslinie der Montenegriner gerissen wurde. Auch die schweren Batterien wirkten

scharf. Im Raume der Kufhöhe wurde ein Munitionsmagazin zum Aufspringen gebracht, feindliche Geschütze demontiert. Am 9. Januar erfolgte der Sturm gegen den Solar und die Kufhöhe. Auch diese wurden genommen, und am 10. Januar erreichten die ersten österreichisch-ungarischen Truppen die Spitze des Lovcen.

Die Montenegriner wichen erschüttert auf den Golo Brdo zurück. Nachdem auch dieser erstürmt war, sah man in das Tal von Cetinje hinab, in das unsere Truppen niederstiegen. Cetinje wurde besetzt, zum ersten Male sah die Hauptstadt Montenegros den Feind in ihren Mauern. Von hier aus wurde der Angriff weiter auf Rijeka vortragen, bis die Kapitulation des montenegrinischen Heeres dem Ringen ein Ende machte.

Nach der Waffenstreckung der montenegrinischen Streitkräfte, die auch die Befreiung der in Podgorica versammelten kriegsgefangenen Österreicher und Ungarn (siehe Bild Seite 213) im Gefolge hatte, fiel den österreichisch-ungarischen Truppen die Aufgabe zu, nun auch in Albanien Ordnung zu schaffen.

Zunächst wurde Skutari (siehe Bild Seite 210) besetzt. Aber bereits hier traten die großen Schwierigkeiten eines Feldzugs in Albanien stark in Erscheinung. Um den See herum führen nur zwei schlechte Saumpfade, von denen der am Ostufer, der in die alte Türkenstraße einmündet, durch Hunderte und aber Hunderte von Kadavern verpestet ist. Auch der Nachschub über den See mit den vorhandenen Fahrzeugen machte Schwierigkeiten, bis es gelang, die Bahn Antivari—Vipazar in Betrieb zu setzen und die Zahl der Schlepper durch auf der Bojana heraufgekommene Motorboote zu vermehren.

Von Skutari aus wurden dann Abteilungen vorgeschickt, die Alessio und San Giovanni di Medua besetzten und, auf Tirana (siehe Bild Seite 212) vorstößend, auch auf die Hauptstadt Essad Paschas, dieses alten Ränkeschmiedes, ihre Hand legten. Dann wurde auch mit der Hauptmasse auf Durazzo angetreten, der Mati überschritten und auf Suifi vorgestoßen. Von Durazzo wußte man, daß dort Italiener, Serben und eine Anzahl Essadleute standen. So überschritten denn die k. u. k. Truppen den Isimbach und drangen gegen

den Arzenbach vor, während die von Tirana herankommende Gruppe, nach einem leichten Gefechte bei Vallas mit Gendarmen Essads, ebenfalls in Richtung dieses Flußlaufes vorging, den sie auch bei Bazar Esat erreichte, wo eine italienische Nachhut geworfen wurde.

Mit der am 27. Februar 1916 erfolgten Besetzung Durazzos ist ein Abschnitt in der Geschichte des Weltkrieges beendet worden, der, wenn auch nicht so reich an kriegerischen Ereignissen, schon allein mit Rücksicht auf die unerhörten Strapazen ein Ruhmesblatt in der Geschichte der dabei beteiligten Truppen bleiben wird.

Unser Reichsfinanzminister.

Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann, Berlin.

(Hierzu das Bild Seite 201.)

Als im Januar 1915 Staatssekretär Kühn von der Leitung des Reichsschatzamtes zurücktrat, war die Wahl seines Nachfolgers eine Frage von nicht bloß finanzpolitischer, sondern auch in höchstem Maße von kriegspolitischer Bedeutung. War Kühn der geschickte Verwaltungsbeamte gewesen, der den Wehrbeitrag im Reich erfolgreich durchgesetzt und damit die letzte Stufe zu unserer militärischen Machtrüstung ausgebaut hatte, die sich so überraschend schnell als eine bittere Notwendigkeit erweisen sollte, so harrten des Nachfolgers die noch viel größeren und schwierigeren Aufgaben: einmal das laufende Geldbedürfnis des sich ungeheuer ausweitenden Weltkrieges ausreichend zu befriedigen und die silbernen Äugeln Lloyd Georges durch goldene zu übertrumpfen, sodann aber den Abbau der Kriegsschuldenwirtschaft und ihre Überleitung in ein großzügiges Friedensfinanzwesen vorzubereiten, das die Kriegsschäden und -kosten deckt, ohne die wirtschaftlich-soziale Neuentfaltung zu hemmen. Die Lösung dieser beiden Aufgaben erfordert nicht bloß einen hervorragenden Finanztechniker, sondern zugleich einen volkstündigen Wirtschaftspolitiker und weitsichtigen Staatsmann, kurzum: einen verantwortungsvollen und schöpferischen Kopf, der in Milliarden zu denken weiß und die Quellkräfte der deutschen Volkswirtschaft richtig zu würdigen und für den Staatszweck erfolgreich einzuspannen vermag.



1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Die Besatzung von „S. M. S. Möve“ nach der Rückkehr in einen deutschen Hafen. Nach einer Aufnahme vom Atelier Klopffmann am 5. März 1916. Vorderste Reihe: 1. Assistenzarzt Dr. Pietsch. 2. Leutnant z. S. Meisel. 3. Leutnant z. S. Köhler. 4. Oberleutnant z. S. Bethle. 5. Oberleutnant z. S. Niedermayer. 6. Korvettenkapitan Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobien (erhielt vom Kaiser persönlich den Orden Pour le Mérite überreicht). 7. Kapitanleutnant Fritz Wolf. 8. Oberleutnant z. S. d. Res. Pohlmann. 9. Torpeder Oberleutnant Kuhl. — Zweite Reihe, von links nach rechts: 1. Vizewachmeister d. Res. Rosenbrock. 2. Zahlmeisteraspirant Schönwald. 3. Vizewachmeister d. Res. Wellenstet (an Bord als Vizesteuermann eingestellt).

Die Wahl für diesen außergewöhnlich ernsten Posten ist vor einem Jahre auf Karl Helfferich gefallen, und diese Wahl ist damals in fast allen Lagern des politischen Deutschlands mit zuversichtlichen Erwartungen, ja vielfach mit freudiger Genugtuung begrüßt worden. Helfferich hatte, obgleich ein für deutsche Beamtenverhältnisse noch junger Mann — er ist 1872 in der Rheinpfalz als Sohn eines bayerischen Kommerzienrats geboren — sich bereits eine achtunggebietende Stellung auf wirtschaftlichem und verwaltungspolitischen Gebiete errungen. Helfferich ist eine erfolgreiche Verkörperung jener vielseitigen Führerpersönlichkeiten, die die neuzeitliche Entwicklung der Großstaaten mit ihrer organischen Vermischung von beamteter Verwaltungskunst und freiem Unternehmertum in wachsender Zahl erfordert und dementsprechend aus dem Volke heraus sozusagen züchtet.

Karl Helfferich ist eine glückliche Vereinigung von Professor, Verwaltungsmann und weltwirtschaftlichem Unter-

des Auswärtigen Amtes berufen. Damit begann zugleich seine verwaltungsmännische Laufbahn. 1902 war er bereits Legationsrat. Welches Vertrauen die Regierung seiner Sachkunde und verwaltungspolitischen Umsicht schenkte, bezeugte sie durch seine Delegation zu den Berliner Verhandlungen mit der amerikanisch-mexikanischen Währungskommission (1903). Obgleich Helfferich rasch zu hohen amtlichen Würden in der Kolonialabteilung aufstieg, lockte ihn doch der freie Unternehmungstrieb, der ihm wohl von Haus aus im Blute liegt und nun seine Rechte geltend machte, vom Reichsamt hinweg in die schöpferische weltwirtschaftliche Arbeit. Er ging 1906 im Auftrag der Deutschen Bank als Direktor der Anatolischen Eisenbahnen nach Konstantinopel und half dort die Grundlagen für das spätere deutsch-türkische Bündnis vorbereiten. Schon zwei Jahre später aber trat er als einer der maßgebenden Männer in das Berliner Direktorium der Deutschen Bank ein und pflegte nun hier vor allem die gewichtigen Beziehungen



Blick auf die albanische Stadt Tirana mit dem Marktplatz.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

nehmer in einer Person. Als er sich 1899 an der Berliner Universität als Privatdozent für Staatswissenschaften habilitierte, hatte er bereits einen wissenschaftlichen Namen. Als lebhafter „Goldverteidiger“ hatte er sich in den Währungskämpfen der 1890er Jahre erfolgreich betätigt und dem Standpunkt der Reichsbank in seinem zweibändigen Werke über „Die Reform des deutschen Geldwesens nach der Gründung des Reiches“ (1898) sowie in zahlreichen Abhandlungen eine willkommene wissenschaftliche Unterstützung gegeben. In einem späteren großen Werke über Geld und Banken krönte er diese Grundlegung der 1890er Jahre durch einen systematischen Aufbau. Aber neben dem Gelde gehörte Helfferichs staatswissenschaftliches und wirtschaftspolitisches Interesse frühzeitig auch den kolonial- und handelspolitischen Fragen, auf die ihn wohl seine ausgedehnten Reisen hingelenkt hatten. Nachdem er einen Lehrauftrag für Kolonialpolitik am Orientalischen Seminar in Berlin (1900) erhalten hatte, wurde er 1901 als Referent für wirtschaftliche Angelegenheiten in die Kolonialabteilung

der größten privaten deutschen Bankunternehmung zu den Reichsbehörden, sowohl als Vertrauensmann der Bank wie als Vertrauensmann der Regierung, die ihn zum Beispiel auch als ihren Delegierten zu den internationalen Beratungen über die Balkanfinanzen nach Paris entsendet und bei der Neuregelung der Wirtschaftsverhältnisse im besetzten Belgien als Berater verwendet hat. Die Berufung an die Spitze des Reichsschatzamts beschloß nach alledem eigentlich nur den spiralförmig aufsteigenden Zirkel: der „Geldprofessor“ und „Bankunternehmer“ kehrte in die große Wirtschaftsverwaltung des Reiches zurück, die er zehn Jahre zuvor als Wirklicher Legationsrat verlassen hatte, ohne je inzwischen die innige Fühlung mit ihr zu verlieren.

In dem ersten Jahre seiner Schatzsekretartätigkeit sind Helfferich bereits große Erfolge beschieden gewesen: die zweite Kriegsanleihe mit ihren 9¼ Milliarden überbot die erste um mehr als das Doppelte, und die dritte Anleihe im Herbst 1915 erreichte mit ihren 12½ Milliarden einen



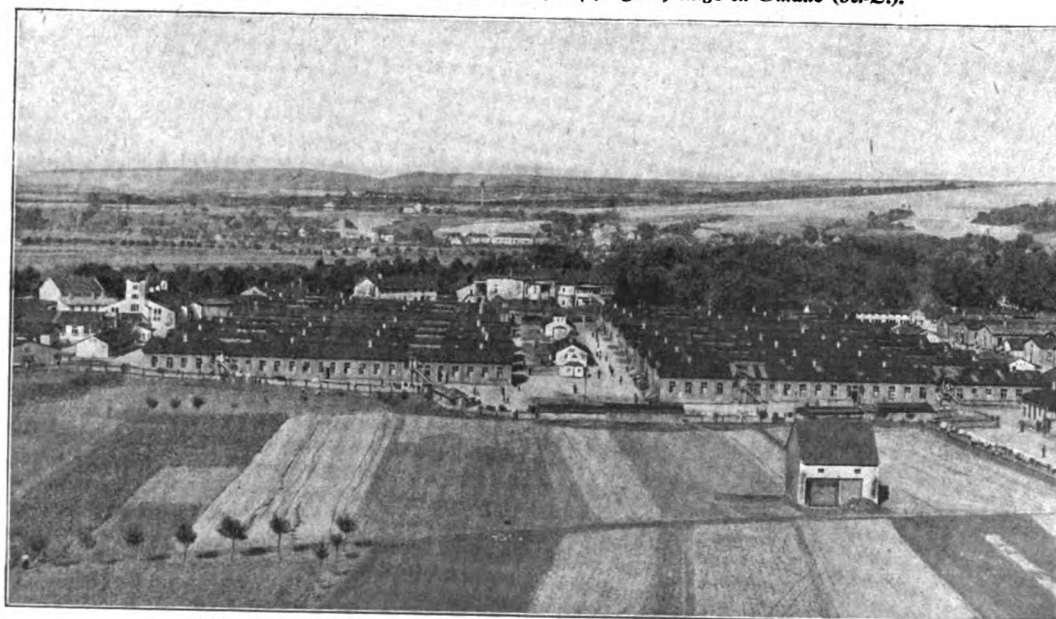
Österreichisch-ungarische Truppen, die in Podgorica einziehen, befreien gefangene Kameraden.
 Nach einer Originalzeichnung von S. Zuckmelt.



Schuhverteilung an italienische Flüchtlinge in einer salzburgischen Gemeinde.



Mädchengruppe aus dem Lager für ruthenische Flüchtlinge in Smünd (N.-D.).



Ansicht des mittleren Teils des polnischen Flüchtlingslagers in Chogen.
Aus österreichisch-ungarischen Flüchtlingslagern.

Höhepunkt, von dem bei Beginn des Krieges selbst der kühnste Optimist sich nichts hat träumen lassen. Als volkswirtschaftlicher Denker aber hat der Staatssekretär in seinen großen Finanzreden im Reichstag eine überzeugende und zugleich für alle Zukunft ermutigende Erklärung für diese Reichtumsfülle gegeben: Der Quell der gewaltigen wirtschaftlichen und geldlichen Leistungsfähigkeit Deutschlands ist seine treue und großzügig geleitete Arbeit. Mit diesem Ausspruch wiederholt Helfferich nur, was er bereits ein Jahr vor dem Kriege in seinem volkstümlichsten Volkswirtschaftsbuche „Deutschlands Volkswohlstand 1883 bis 1913“ gewissermaßen in Bekenntnisform niedergelegt hat: „Die Kraft, die den Volkswohlstand schafft und mehrt, ist die Arbeit, von der reinen Handarbeit des Tagelöhners bis zur reinen Kopfarbeit des Gelehrten.“

Dieser Satz steht dort als erster Artikel eines „Programms“, das Helfferich damals aufgestellt hat. Ebenso bemerkenswert aber und für die künftige Politik des Staatsmannes Helfferich richtunggebend dürfte der letzte Artikel dieses „Programms“ sein:

„Das Ideal volkswirtschaftlicher Entwicklung ist, daß eine wachsende Bevölkerung die Nutzwirkung ihrer Arbeit und damit ihr „Einkommen“ in einem Maße zu steigern vermag, daß gleichzeitig eine verbesserte Lebenshaltung, also eine ausgiebigere Befriedigung der materiellen und geistigen Bedürfnisse, und eine Vermehrung des Volkswohlstandes erzielt wird.“

Der Krieg hat die Verwirklichung dieses Ideals erschwert und der Reichsfinanzminister Helfferich mag mit dem ideal denkenden Staatsmann Helfferich künftig mannigfach in Zwist geraten; daß aber trotz alledem die Lösung der zweiten großen Aufgabe, die Helfferichs harret, die Steuer- und Wirtschaftspolitik zur Abbürdung der Kriegslasten und

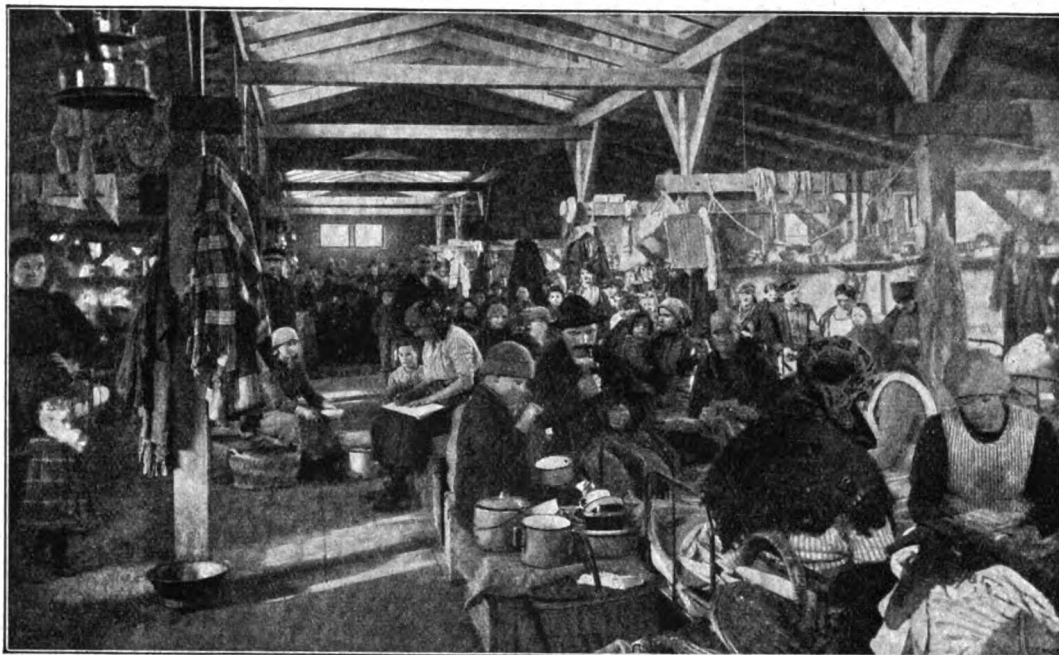
zum Neuaufbau der Friedenswirtschaft, von dem Geiste jener idealen Lösung einen Hauch verspüren wird, daraufsetzen Millionen und aber Millionen des um eine schönere Zukunft kämpfenden deutschen Volkes ihre Hoffnung.

Österreichische Flüchtlingsfürsorge.

(Hierzu die Bilder Seite 214 und 215.)

Die österreichisch-ungarische Monarchie hat in diesem Weltkrieg den ersten starken Stoß der Russen aushalten müssen, und von vornherein war es der Plan des genialen Generalstabschefs ihres Heeres, den Feind möglichst weit nach Galizien hereinkommen zu lassen, um ihn hier vernichtend zu schlagen. Die Monarchie hat also ein bedeutendes Stück ihres Gebietes in ihrem eigenen Interesse und in dem ihres Verbündeten, des Deutschen Reiches, preisgeben müssen, um einerseits die russische Gefahr von den reichsdeutschen Gebieten abzuwenden, anderseits in die Lage zu kommen, die russischen Heere vernichtend aufs Haupt zu schlagen. Galizien ist so zum eigentlichen Kriegsschauplatz geworden und hat infolgedessen besonders schwer gelitten.

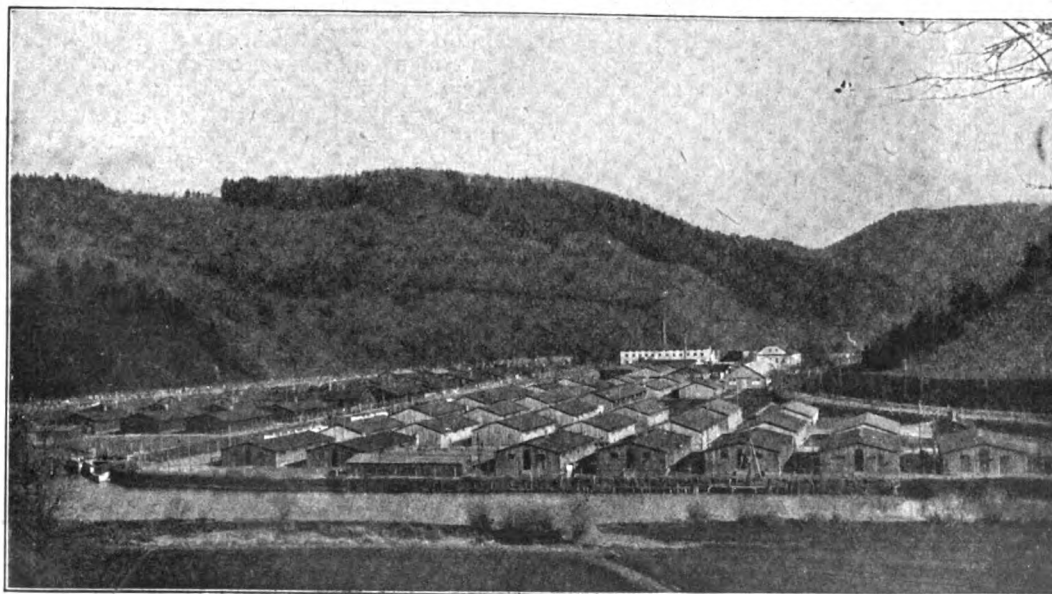
Es war daher eine Ehrenschild, für Österreich in erster Linie, diejenigen Teile der Bevölkerung Galiziens und der Bukowina, die infolge der Schrecken des Krieges ihre Heimat fluchtartig verlassen mußten, im Hinterlande gastfreundlich aufzunehmen und für sie zu sorgen. Schon in den ersten Kriegswochen nahm der Flüchtlingsstrom aus dem Nordosten einen gewaltigen Umfang an, und die österreichische Regierung stand vor einer Aufgabe, die um so schwieriger zu lösen war, als sie ihr eigentlich ziemlich unerwartet kam. Wohl haben sich polnisch-nationale, ruthenische und rumänische, endlich jüdische Kreise der Fürsorge um die Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina hervorragend angenommen und großartige



Innenansicht der Baracke des Lagers für italienische Flüchtlinge in Pottendorf-Landegg.



Unterricht in der Gärtnerei im Lager für ruthenische Flüchtlinge in Gmünd (N.-D.).



Gesamtansicht des kroatischen Flüchtlingslagers in Steinklamm (N.-D.).
Aus österreichisch-ungarischen Flüchtlingslagern.

Wohltätigkeitsmaßnahmen eingeleitet, die Hauptlast blieb aber naturgemäß auf den Schultern der Regierung. Aberstieg doch die Zahl dieser Flüchtlinge schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Ziffer von einer Million, und war doch der überwiegende Teil dieser Menschen fast aller Mittel bar!

Aber im Lauf des Krieges erwuchs der österreichischen Regierung die Aufgabe, auch noch für andere Flüchtlinge zu sorgen, insbesondere als im Mai 1915 der Krieg mit Italien ausbrach. Damals wurden, wenn auch verhältnismäßig weit geringere, aber immerhin noch bedeutende Scharen von Kroaten, Slowenen und italienisch sprechenden Österreichern ins Hinterland befördert.

Man kann demnach die Zahl der Flüchtlinge, für die die österreichische Regierung zu sorgen hatte, mit über einer Million annehmen, so daß man anerkennen muß, daß sie bei der Lösung der Aufgabe, sie unterzubringen, zu verköstigen, zu bekleiden und auch in jeder anderen Hinsicht für sie zu sorgen, sehr sparsam vorging, da die Kosten der staatlichen Flüchtlingsfürsorge in Österreich bis Anfang Oktober 1915 sich nur auf ungefähr 280 Millionen

geeignet waren. Die Zahl dieser Flüchtlingsgemeinden ist insbesondere in Niederösterreich, Oberösterreich, Steiermark, Böhmen und Mähren sehr groß. Natürlich ist die Zahl der Flüchtlinge in den einzelnen Gemeinden sehr verschieden. Während in kleinen Gemeinden nur ein oder zwei Familien untergebracht werden konnten, hat die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien zu gewissen Zeiten beinahe 150 000 Flüchtlinge täglich beherbergt.

Für diejenigen Flüchtlinge, die aus den verschiedensten Gründen nicht auf diese Weise untergebracht werden konnten, wurden eigene Barackenlager angelegt. Diese haben zum Teil einen Fassungsraum bis zu 30 000 Personen und bilden ganze hölzerne Städte mit den neuesten Einrichtungen, zumal die Fürsorge der Regierung insbesondere in diesen Barackenlagern weit über das bloß leibliche Wohl der Flüchtlinge hinausging und neben hervorragenden gesundheitlichen Einrichtungen auch solche für die seelischen Bedürfnisse der Flüchtlinge geschaffen wurden. So gibt es in diesen Barackenlagern durchweg neben den Gotteshäusern Schulen und Unterhaltungsstätten, und überall ist die



Patrouille österreichisch-ungarischer Husaren auf den Fersen des abziehenden Feindes in den Karpaten.

Phot. Stud. Waagb.

beliefen. In diesem Betrage stecken noch über 100 Millionen an Beförderungskosten, die zum großen Teil also nur von einer Tasche des Staates in die andere wandern. Daß die Kosten so gering sind, erklärt sich einerseits durch das treffliche Verfahren bei Unterbringung der Flüchtlinge, andererseits dadurch, daß vielen von ihnen Gelegenheit verschafft wurde, sich durch Arbeit selbst ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Diese Arbeitsvermittlung war ein Kunststück für sich. Denn im Anfang des Krieges fürchtete man ja viel mehr, daß die Bevölkerung allgemein durch Arbeitslosigkeit leiden würde, als daß man an einen Arbeitermangel dachte. Darum galt es, die Flüchtlinge, die zur Arbeit verwendet werden konnten, richtig zu verteilen, um nicht der Bevölkerung im Hinterlande irgendwo etwa einen drückenden Wettbewerb zu bereiten oder durch größere Ansammlungen von Flüchtlingen an einzelnen Plätzen örtliche Teuerungen hervorzurufen. Hierzu kam, daß die Flüchtlinge auch leicht eine gewisse gesundheitliche Gefahr für das Hinterland bedeuten konnten.

Alle diese Schwierigkeiten hat die großangelegte, vom österreichischen Ministerium des Innern ausgegangene Flüchtlingsfürsorge in glänzender Weise überwunden. Die Regierung hat einen Teil der Flüchtlinge in bestimmten Gemeinden untergebracht, die für diesen Zweck besonders

Möglichkeit geboten, daß sich die Insassen durch Gärtnerei und durch verschiedene andere Arbeiten in eigenen Werkstätten, ihre Frauen durch die von ihnen zum Teil meisterhaft ausgeführten Stickerien einen Verdienst schaffen.

Die größten derartigen Barackenlager befinden sich in Gmünd, Pottendorf und Steinklamm in Niederösterreich, in Chochen in Böhmen und Wagna in Steiermark.

Wer diese Lager besucht hat und das Leben der Flüchtlinge dort und in den einzelnen Gemeinden beobachten konnte, weiß, daß sie sich durchweg wohl befinden. Ja, da jetzt die Regierung für ihre Verköstigung und Bekleidung sorgt, sehen sie fast durchweg weit besser und gesünder aus als in ihrer Heimat, wo es ihnen oft selbst im tiefsten Frieden äußerlich weit schlechter gegangen ist als jetzt. Aber trotzdem sehnen sich diese Leute fast alle heim, denn zu den hervorsteckendsten Eigenschaften gerade der Polen, Ruthenen und Kroaten zählt ihre große Anhänglichkeit an die Heimat.

Die deutsche Kavallerie im jetzigen Kriege.

Von Baron v. Ardenne, Generalleutnant z. D.

(Hierzu die Bilder Seite 216—219.)

Die Kampfformen aller Waffen, die eine dreiundvierzigjährige Friedenszeit ausgeklügelt hatte, erwiesen sich viel-



Angriffende Dragoner.
Nach einem Originalgemälde von Wilhelm Schreier.



Rastende deutsche Kavalleriepatrouille in einem russischen Dorf.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

fach als nicht mehr verwendbar. Bei keiner Waffe aber machte sich im Weltkriege die Notwendigkeit des Umdenkens fühlbarer als bei der Kavallerie. Wenn auch der herrliche Geist, der die Waffe beseelt, gehütet werden muß wie ein kostbares Kleinod, so ist doch die „Fechtkunst“ und damit die „Verwendung“ eine andere geworden, veranlaßt und erzwungen durch die ganz eigenartigen Verhältnisse, die der Weltkrieg geschaffen hat. Es war eine stolze Kavallerie, die in den Augusttagen des Jahres 1914 zum Schutz der deutschen Grenzen auszog. Weit über 100 Regimenter, alle vorzüglich beritten, mit Lanze, Karabiner und Degen bewaffnet, mit reitenden Batterien und Maschinengewehren ausgerüstet, mit technischen Truppen und Apparaten wohl versehen. Das deutsche Kavallerie-Exerzierregiment, das wenige Jahre vor Kriegsbeginn erschienen war, war geradezu durchtränkt von dem Geist schneidigster Offensive. Oben an stand der Grundsatz Friedrichs des Großen: „Die preussische Kavallerie soll sich niemals attackieren lassen, sondern immer den Feind zuerst attackieren.“ Dies und die weitere grundlegende Bestimmung, das Erreichen des Gefechtszwecks sei nur dann mit dem Karabiner anzustreben, wenn es mit der Lanze nicht angängig oder vorteilhaft erscheine, rückten die Attackenfreudigkeit in den Vordergrund und ließen das Gefecht zu Fuß als Notbehelf erscheinen. Als unser Kaiser in weiser Erkenntnis ihrer Bedeutung der schweren Kavallerie (Kürassiere und Ulanen) jene weittragende Schutzwaffe verlieh, klagten nicht wenige Reiteroffiziere über eine zu befürchtende Schwächung des Reitergeistes. Nun, diese Ansicht hat der Weltkrieg wohl für immer zu Grabe getragen.

Nach Vorstehendem war es erklärlich, daß unsere Kavallerie bei Kriegsbeginn sich mit Ungestüm auf alle feindlichen Truppen stürzte, die ihr entgegentraten. Zunächst hatte sie gehofft, die zahlreiche gegnerische Reiterei vor der Front zu finden. Dies glückte ihr aber nur zu geringem Teil. Zwar sind die Tage von Lagarde (Band I Seite 34), dann bei Perwez, wo eine französische Kavalleriedivision zersprengt wurde (Band I Seite 82), ferner bei Maubeuge und auf dem östlichen Kriegsschauplatz bei Soldau, Reidenburg, Biella und so weiter Ehrentage für unsere Reiter gewesen; aber sie faßten doch nur geringe Einheiten der gegnerischen Kavalleriegeschwader, die sich vorsichtig hinter ihrer Infanterie hielten, wie die Flottengeschwader in ihren Häfen. Da nun der gewünschte Gegner sich unseren Kavalleriefronten nicht darbot, stürzten sich diese auf den weniger gewünschten, nämlich auf die mit Maschinengewehren ausgerüstete Infanterie. Es sind da in Belgien und Nordfrankreich wilde und blutige Attacken geritten worden. Sie scheiterten zum Teil in den Drahtverhauen und Schlingen, die damals zuerst als neues, unwillkommenes Kampfmittel auftauchten. Aber auch der Gegner litt unter ihnen. Wir erinnern an die Attacke einer englischen Kavallerie-

brigade — 9. Lancers, 4. Husaren und ein drittes Regiment — gegen die Vorhut der Russischen Armee bei Maubeuge. Sie brach ergebnislos zusammen. Ein unvergeßliches Verdienst erwarb sich aber in diesen Tagen das deutsche Kavalleriekorps v. der Marwitz, das die bei Maubeuge geslagenen Engländer in seitlicher, überholender Verfolgung bis St. Quentin (Band I Seite 55) und südlich begleitete und sich ihnen dort quer vorlegte, damit der eigenen Armee Kluck Zeit und Gelegenheit gebend, den Feind einzuholen und nochmals zu schlagen. Zwar war bei dieser Verfolgung, wie das Regiment es erfordert, der „lechte Hauch von Mann und Roß“ daran gesetzt worden, so daß nach 60 bis 70 Kilometer eiligstem Marsch und Gefecht die Pferde kaum mehr leistungsfähig waren. Da trat der Karabiner in sein Recht. Er hielt den Feind auf und kam in diesem Kriege zum ersten Male zu weitgehender Verwendung.

Im Frieden hatte man geglaubt, daß die Kavalleriedivisionen nach den ersten Kämpfen vor der Front sich in Flanke und Rücken der feindlichen Armeegruppen würden begeben können, um einen „Bewegungskrieg“ zu führen, der dem Feinde empfindlichsten Abbruch zu bereiten versprach. Die ganz unvorhergesehene Entwicklung des Krieges machte diese Annahme zunichte. Überraschend schnell verlängerte sich die englisch-französische Front bis zum Meer und südlich bis zur Schweizer Grenze, mauerähnlich und undurchdringlich. Es war ausgeschlossen, daß die deutsche Kavallerie die Flügel umgehen oder durch die Zwischenräume der gegnerischen Heere hätte durchdringen können, aus dem einfachen Grunde, weil keine Zwischenräume offen gelassen waren. In kurzer Zeit war die feindliche Front feldmäßig so stark besetzt, daß ein Angriff zu Pferde gegen sie ein Ding der Unmöglichkeit wurde. Die Kavallerie, wenn sie nicht untätig bleiben wollte, mußte sich entschließen, von ihren Pferden zu steigen und Schulter an Schulter mit Infanterie und Pionieren zu Fuß zu kämpfen. Diese neue Aufgabe hat sie mit ebensoviel Hingebung wie Geschick gelöst. Monatelang hat sie in treuester Waffenbrüderschaft die Schwesterwaffen unterstützt und dabei von ihrer Beweglichkeit, wenn es galt, schnell eine Kampfgruppe an eine bedrohte Stelle zu werfen, den vorteilhaftesten Gebrauch gemacht. Das hat der Deutsche Kaiser wohl empfunden und der Kavallerie (persönlich zu General v. der Marwitz) ungeteilte Lobsprüche erteilt zugleich mit dem Hinweis, daß er ihr noch Gelegenheit geben werde, ihrem eigentlichen Beruf zu Pferd mit der Lanze wieder gerecht zu werden.

Die Kavallerie auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurde daher wesentlich verstärkt. Sie traf aber bis in das Jahr 1915 hinein in Polen und Rußland annähernd dieselben Kampfbedingungen wie in Frankreich, nämlich die leidigen Verhältnisse des Stellungskrieges, an den meisten

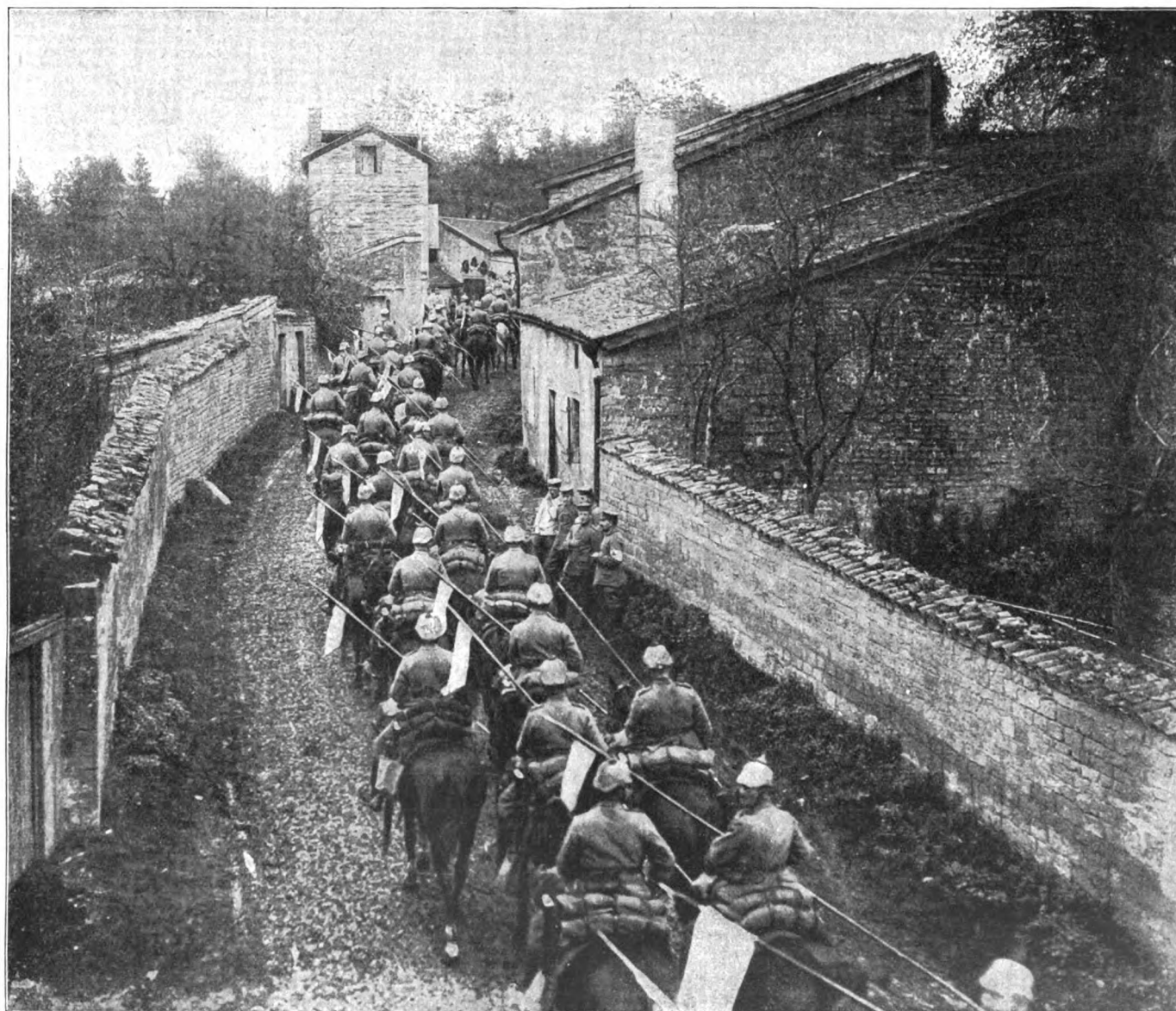
Stellen der Riesenfront, die sich von 1400 Kilometer Ausdehnung nachgerade bis zu 2000 Kilometer (Riga-Czernowit) ausgewachsen hat. Immerhin war der Krieg hier abwechslungsreicher. Der Bewegungskrieg löste den Stellungskrieg zuweilen auf längere Zeit ab. Jede Gelegenheit hat dann die Kavallerie benützt, um dem Gegner, wie Friedrich der Große sagte, „an den Hals zu gehen“. Wo das nicht angängig war, kam das Feuergefecht wieder zur Anwendung und bei mancher Gelegenheit in geradezu rettender Weise. Dem Schreiber dieser Zeilen ist bekannt, daß eine heftige Kavalleriebrigade zum Schutz der Flanke einer deutschen Infanteriedivision drei Tage und Nächte lang den Angriff von 4 russischen Infanterieregimentern abwies unter geradezu ehrfurchtgebietenden Verlusten.

In den Fällen aber, wo es zum Einbruch zu Pferde kam, hat die Lanze ihren alten Ruf als „Königin der Waffen“ neu betätigt. Bestand der Gegenstand des Angriffs aus Kavallerie, so war die Lanze sowohl beim Anprall wie bei der Verfolgung dem russischen Säbel bei weitem überlegen. Die Russen führen bekanntlich die Lanze nicht, mit Ausnahme des ersten Gliedes der Kosaken. Im allgemeinen ist der Glaube verbreitet, daß der Russe ein ausgezeichnete „Reiter“ sei. Dem ist nicht so. In der gesamten Heeresgeschichte ist kein Fall bekannt, daß größere russische Kavalleriemassen eine groß angelegte, wild verwegene Attacke geritten hätten, wie sie die Franzosen 1870 noch bei Reichshofen, Mars la Tour und Sedan fertig gebracht haben. Dieses Einsetzen von Reitermassen haben die Franzosen im jetzigen Kriege nur einmal versucht und zwar bei den September-Oktoberschlachten des Jahres 1915 in der Champagne. Dort wollten sie mit anerkanntem Schneid durch eine Lücke vorbrechen. Die deutsche Ar-

tillerie verwandelte aber die losbrechenden Schwadronen in Leichenhaufen. Bei Begegnungen mit deutscher Kavallerie, wie sie der lange Krieg mit kleineren Truppenstärken doch vielfach gebracht hat, tritt bei den Franzosen der Mangel an Lanzen sehr schwerwiegend in die Erscheinung. Sie haben diese Bewaffnung fallen lassen, weil die Führung der Lanze eine hohe Reitergeschicklichkeit erfordert, die sie nicht allgemein erreichen können. Nur das erste Glied ihrer Dragoner sollte die Lanze führen, aber auch dieses hat die ihm unbequeme Waffe oft fortgeworfen.

Das deutsche Regiment schreibt auch einen offensiven Anlauf mit dem Karabiner vor. Da dieser noch mit keinem Bajonett versehen ist, so mußte der Kolben ausschlagen. In der Tat hat ein ungarisches Husarenregiment mit dieser Waffe einen großen Erfolg erzielt. Es ist nun eine wunderliche Erscheinung, daß die Erfahrung bei diesem Anlauf zu Fuß noch ganz andere Angriffsmittel gezeitigt hat, die Gewehr und Bajonett ersetzen. Wird jetzt ein Ansturm, eine Verfolgung, ein Gegenangriff zu Fuß angelegt, so rüsten sich die Angreifer zunächst mit soviel Handgranaten wie möglich aus. Sie stopfen sie in den Gürtel, die Kleidertaschen, die Brotbeutel, die auch die Kavallerie jetzt vielfach umgehängt trägt. In der Faust liegt aber eher der schweren und langen russischen Spaten mit scharfen Rändern, im Nahkampf eine furchtbare Waffe. Im rechten Stiefelschaft steckt ein dolchartiges Messer, das die Krieger heute im Überfluß lieferte. Der Karabiner wird aber im Schützengraben, der Säbel und die Lanze am Pferde zurückgelassen. Die Pferde sind bei diesen Kriegshandlungen mehrere Kilometer weit zurückgeschickt.

Die strategische Aufklärung, die noch vor wenigen Jahren als ureigenste Aufgabe der Kavallerie erschien,



Deutsche Dragoner in der Nähe von Reims.

Phot. H. Groß, Berlin.

ist ihr allerdings von den Fliegern, wenigstens was die weiten Entfernungen anbetrifft, abgenommen worden. Die Nahauflärung besonders im bedeckten Gelände, bei Nacht und Nebel und so weiter ist der Kavallerie aber verblieben. Mit der Aufklärung allein ist aber den großen Truppenverbänden nicht gedient — zu ihr muß sich die Sicherung gesellen. Diese aber können die Flieger nicht bringen. Sie besteht aus vorgeschobenen Vorposten, Patrouillen, ganzen Eskadronen und so weiter, die eine gewisse Gefechtskraft haben müssen, um den heranahenden Feind so lange aufzuhalten, bis die unter diesem Schutz lagernde oder kantonierende Truppe sich gesammelt und gefechtsbereit gemacht hat. Der Feldzug in Polen hat von dieser Tätigkeit rühmliche Beispiele gezeigt. Hier und in Kurland, wo sich der deutschen Kavallerie ein weites Betätigungsfeld öffnete, ohne daß die Furchen zahlloser Schützengräben jede rasche Bewegung einzwängten — auf diesem Kampfgebiete haben die deutschen Kavalleriedivisionen sich noch manchen Lorbeer gepflückt, den der einseitige Stellungskrieg ihnen bislang vorenthalten hatte.

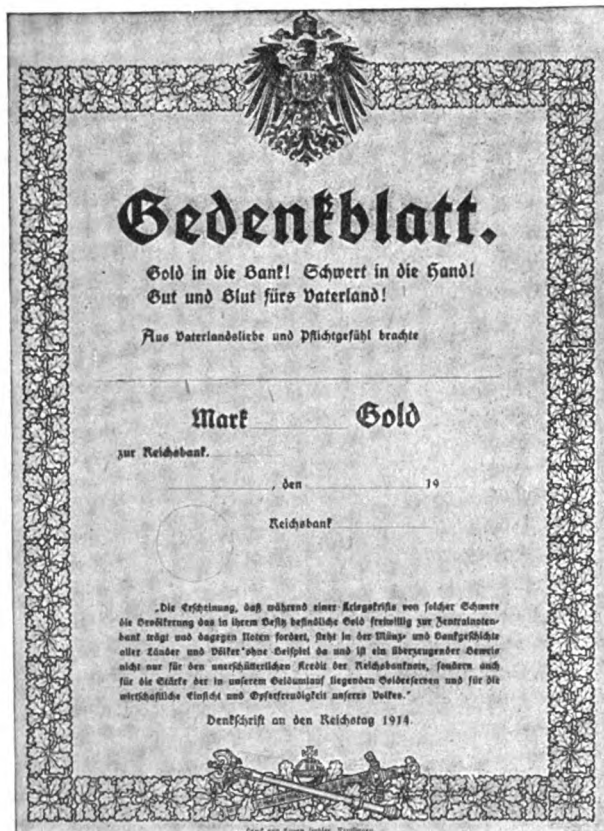
Wie vielseitig ihre Tätigkeit war, lehrt eine Zusammenstellung der Taten eines Kavalleriekorps von 3 Divisionen, das zu besonderen Zwecken im September 1915 zusammengestellt wurde. Eine lückenlose Beschreibung zu geben ist nicht angängig; eine Erwähnung ihrer Kampfziele nach einzelnen Tagen wird für die Beurteilung genügen. Am 9. September Abmarsch im Zusammenhang mit dem rechten Flügel der Njemenarmee, deren Vorgehen durch dauerndes flankierendes Eingreifen des Kavalleriekorps erleichtert werden sollte. Dieses Eingreifen bewirkt durch eine ständige, fortlaufende Bedrohung der feindlichen Flanke durch Fußgefechte. Selbst die stärksten Stellungen wie bei Antalugi kamen dadurch verhältnismäßig schnell in deutschen Besitz; die Arbeit der Infanterie wurde ganz wesentlich gefördert, ihre Verluste vermindert. Am 12. September zeigten sich bei Taurogina mehrere russische Kavalleriedivisionen, die aber die angebotene Attacke nicht annahmen, sondern ihr fluchtartig auswichen. Das Korps erhielt nun den Befehl, die Bewegungen der Armee Eichhorn östlich Wilna zu unterstützen. Der Weg dahin konnte nur durch Kampf geöffnet werden, der am 13. und 14. September in der Gegend von Lyntupyn einen ernsthaften Charakter annahm. Es galt weiterhin die wichtige Bahnlinie Malodeczno—Polozsk zu unterbrechen. Rittmeister v. Pappenheim vollführte die Sprengung mit 2 Eskadronen nach langem Ritt, auf dem er ein russisches Bataillon angegriffen und zersprengt hatte. Am 14. September ging das Korps in breiter Front in den Rücken der russischen Armee. Letztere wurde dadurch auf drei Seiten umspannt. Sie entkam, weidlich zerzaust, durch die Engwege zwischen

Swirsee und den Beresinasümpfen. Das nächste Ziel waren die strategisch wichtigen Bahnen in der Gegend von Minsk—Smolensk und so weiter. Hierzu teilte sich das Korps in zwei Gruppen. Diese bearbeiteten nun die russischen rückwärtigen Verbindungen mit dem zornigen Eifer eines Marders, der sich in den Hühnerstall Eingang zu schaffen gewußt hat. In der Gegend Smorgon, Soln, Shuprany kam es dabei zu erbitterten Kämpfen. Das befestigte Soln wurde zu Fuß erstürmt, bei Shuprany mehrere russische Bataillone niedergeworfen, dabei 4 Offiziere und 300 Mann gefangen genommen. Der selbe Vorgang wiederholte sich bei Wileyska, woselbst ein deutsches Infanterieregiment eine feindliche Kolonne zersprengte und 100 Gefangene einbrachte. Schritt für Schritt mußte der weitere Vormarsch auf Malodeczno erkämpft werden. Dort standen neue russische Divisionen, die der heranführenden deutschen Kavalleriedivision ein vorläufiges Halt geboten. Ihre weit ausholenden Sprengkommandos erreichten aber ihr Ziel. Rittmeister Lohmann, seinem Kommando mit 40 ausgesuchten Reitern vorausziehend, sprengte bei Lodzino die Bahn Minsk—Smolensk. Die Abenteurer, die der schneidige Offizier dabei zu bestehen hatte, erinnern an die Odyssee, dabei war das Gelände so schwierig, daß ein Dragonerregiment 16 Stunden sich abmühen mußte, um einen 5 Kilometer

breiten Sumpfgürtel zu überwinden. Der Feind ging nun am 19./20. September mit breiten Infanteriemassen bei Smorgon offensiv gegen das Kavalleriekorps vor. Am dortigen Brückenkopf hielt eine seiner Divisionen den Angriff eines ganzen russischen Armeekorps und zwar volle zwei Tage lang auf.

Wir müssen hier den Faden unserer Gefechtsaufzählung unterbrechen. Das Kavalleriekorps wurde zu anderen Aufgaben abberufen. Seine Tätigkeit hatte auf den feindlichen Armeeführer aber einen solchen Eindruck gemacht, daß er einen seiner Tagesbefehle mit den Worten schloß: „Die Kavallerie soll sich ein Beispiel an der energischen, mutigen und freien Tätigkeit der deutschen Kavallerie nehmen — die genaue feinde Aufklärung an der Nase des Feindes, insbesondere in seinem Rücken, volle Freiheit, in seinen Batterien und Kolonnen zu wirtschaften, über seine ermüdete Infanterie herzufallen — das ist die Tätigkeit, der die deutsche Kavallerie jetzt so erfolgreich nachzueifert.“ So wie das soeben skizzierte deutsche Kavalleriekorps haben auch andere sich ausgezeichnet.

Gedenken wir auch dabei unserer österreichisch-ungarischen Waffenglieder, deren wackerer Reiter den alten Ruhm ihrer historischen Regimenter in neuem Glanze erstrahlen ließen. Der Sammler, der dereinst im Frieden die glorreichen Taten und spannenden Schicksale der deutschen und österreichisch-ungarischen Kavallerie zu schildern haben wird, hat unstreitig ein dankbares Arbeitsfeld vor sich.



Das Gedenkblatt, das die deutsche Reichsbank denen verleiht, die ihr wenigstens zweihundert Mark in Gold zuführen.



Ein französisches Staatszeugnis für Patriotismus. Bestätigungsschein für Zeichner der sogenannten Stegessanleihe, die in Wirklichkeit eine große Niederlage war.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

An der deutschen Front im Westen war es im letzten Drittel des Januars zu immer schwereren Zusammenstößen gekommen, die größere Veränderungen im Gefolge hatten als alle anderen Vorgänge seit der letzten französisch-englischen Durchbruchsbewegung im Herbst 1915. Der Anstoß war diesmal von deutscher Seite ausgegangen.

Wie sehr sich die französische Heeresleitung hierdurch beunruhigt fühlte, erhellt aus einem unter dem 31. Januar von Joffre erlassenen Geheimbefehl, der einige Wochen später in der Gegend von Verdun in deutsche Hände fiel und in dem gesagt war: „Mehrfach hat der Feind in der letzten Zeit an verschiedenen Stellen unserer Front kleine örtliche Angriffe gemacht. Jedesmal hat er Erfolg gehabt und ihn behauptet. Dieser Zustand kann nicht fortauern, ohne die Stimmung der Armee zu drücken. Ich kann nicht zulassen, daß die Zeitspanne des Abwartens, die wir durchlassen, zur Latenlosigkeit führt. Die Führung aller Dienstgrade muß sich darauf einrichten, den Deutschen zuvorzukommen und sie zurückzuweisen. Das wird sich, ohne die Infanterie allzugroßen Verlusten aussetzen, dadurch erreichen lassen, daß jedesmal die ganze zur Verfügung stehende Artillerie — schwere Artillerie, Feldartillerie und Grabenartillerie — unverzüglich zur Wirkung gebracht wird, unter Einsatz von Munition nach Ermessen. Auf diese Weise wird der Gegenangriff gelingen können, indem er entweder sofort einsetzt und dem Feind keine Zeit läßt, sich einzurichten, oder sobald als möglich, aber dann nach einer neuen und gründlichen Artilleriesvorbereitung.“

Die nächsten Tage nach Erteilung dieser Anweisung waren verhältnismäßig ruhig und gaben deshalb nicht viel Gelegenheit, die neuen Vorschriften anzuwenden. Die Absicht der Franzosen war vor allem darauf gerichtet, im *Artois*, südlich der Somme, die an die Deutschen verlorenen Stellungen zurückzugewinnen. Dort mußte unter einem groß angelegten französischen Vorstoß in der Nacht zum 7. Februar ein kleines Grabenstück deutscherseits aufgegeben werden. Tags darauf suchten die Franzosen ihren Erfolg weiter auszubauen, indem sie zunächst durch mehrstündiges heftiges Feuer den Angriff vorbereiteten. Dieser wurde dann aber nicht nur abgeschlagen, sondern die Deutschen konnten ihrerseits vorgehen und den Raumverlust von der vorhergegangenen Nacht wieder einbringen. Doch waren diese Kämpfe damit noch nicht abgeschlossen; denn schon am nächsten Tage gelangte südlich der Somme abermals ein kleiner Teil eines deutschen Grabens in den Besitz der Franzosen. Ihre am 9. Februar unternommenen hartnäckigen Teilangriffe wurden meist abgeschlagen; nur bei *Bequincourt* faßte der Feind, der keine Verluste scheute, in einem kleinen Abschnitt des vordersten deutschen Grabens Fuß. Am 10. Februar trugen den Franzosen ihre Angriffe blutige Verluste ein.

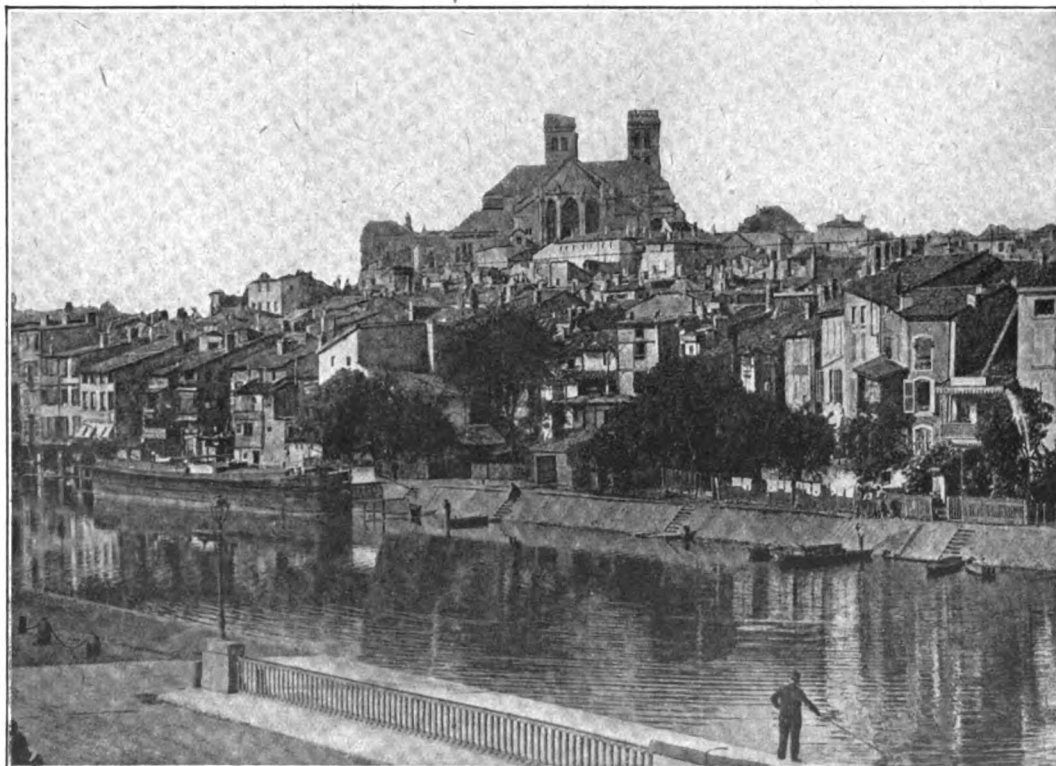
Auch am 13. Februar berannten sie in immer wiederholtem Anlauf einen Sappenkopf der Deutschen, der von diesen erweitert worden war und nun in bedrohlicher Weise in die französische Front vorsprang. Als der feindliche Angriff immer umfassender wurde, nahmen die Deutschen die Befestigung des vorgeschob-

enen Punktes zur Vermeidung zweckloser Verluste zurück. Am nächsten Tage setzten die Franzosen, die augenscheinlich ihre alten Stellungen südlich der Somme um jeden Preis zurückgewinnen wollten, mit starken Handgranatenangriffen ein, wurden aber auch damit abgewiesen. Es wurden deshalb frische Truppenmassen herangebracht, die am 17. Februar einen überaus heftigen Angriff auf die deutschen Stellungen dicht südlich der Somme unternahmen, jedoch schon unter dem gewaltigen Abwehrfeuer des Verteidigers zurückfluten mußten. Immer wieder flammten in dieser Gegend die französischen Angriffe auf. Die Deutschen hatten unterdes aber Zeit gehabt, die Hauptabschnitte der genommenen französischen Stellung so stark auszubauen, daß sie so gut wie ihre anfänglichen Stellungen auch starken Angriffen gegenüber als unerschütterlich gelten konnten.

Zu einem großen Erfolge führten am 8. Februar Angriffe der Deutschen bei *Vimy*, die westlich dieses Ortes die erste französische Linie in einer Breite von 800 Metern stürmten; in blutigem Nahkampf fielen zahlreiche Feinde unter den Handgranaten, Gewehrkolben und Bajonetten, auch wurden Gefangene gemacht und 5 Maschinengewehre erbeutet (siehe unseren ausführlichen Bericht auf Seite 230). Am nächsten Tage erfolgten verzweifelte französische Gegenstöße, mit denen aber nichts erreicht wurde; sogar entrißen die Deutschen dem Feinde nordwestlich von *Vimy* wiederum ein größeres Grabenstück. Außerdem gewannen sie in der Gegend von *Neuville* einen der beiden früher aufgegebenen Trichter zurück, wobei etwa 50 Gefangene und 2 Maschinengewehre in ihre Hand fielen.

Der französische Befehlshaber in diesem Abschnitt ließ nun in Befolgung des Joffreschen Geheimbefehls mehrere durch mächtige Artillerietätigkeit vorbereitete Gegenangriffe folgen. Nach vielstündigem Granatenhagel auf die neuen deutschen Stellungen schickte er seine Truppen in großen Massen viermal gegen die verlorenen Gräben vor, doch jedesmal vergeblich. In diesen Kämpfen, die ununterbrochen bis zum 13. Februar tobten, machten die Deutschen fast 700 Gefangene und erbeuteten neben vielem anderen Gerät 35 Maschinengewehre und 2 Minenwerfer. Bei den schweren Artilleriekämpfen bedachte der Feind unaußhörlich die Orte *Lens* und *Liévin* mit heftigem Feuer.

An der Straße *Lens—Béthune* besetzten die Deutschen nach erfolgreicher Sprengung am 14. Februar einen Trichter,



Ansicht von Verdun.

Phot. Verl. Illustr.-Ges. m. b. H.

während französischerseits an diesem Tage Lens und seine Nachbarorte wieder ununterbrochen beschossen wurden. Weitere erfolgreiche Minensprengungen durch deutsche Truppen nordwestlich von Lens und nördlich von Arras schlossen sich am 17. an, und südlich von Arras, in der Gegend von Fouquevillers, fiel eine deutsche Aufklärungsabteilung nachts in einen englischen Graben ein, aus dem sie einige Gefangene und ein Maschinengewehr zurückbrachte. Nördlich und nordöstlich von Albert sprengten und besetzten die Deutschen im Minen- und Handgranatenkampf auch am nächsten Tage wieder einen Trichter. Lebhaftere Kämpfe südlich von Loos, dem heikumstrittenen Schauplatz der letzten großen englischen Niederlage im Herbst, führten den Feind am 19. bis an den Rand eines deutschen Sprengtrichters, während südlich von Sebuterne, halbwegs zwischen Arras und Albert, in einem erfolgreichen deutschen Nachtangriff einige Engländer zu Gefangenen gemacht wurden. Von dem bei Loos erreichten Trichterrande mußte sich der Feind, ohne etwas erreicht zu haben, schon Tags darauf unter Verlusten wieder zurückziehen, und auch schwere Angriffe auf die von den Deutschen gehaltene Straße Lens—Arras brachten keinen Fortschritt.

Am 21. Februar wuchsen die Artilleriekämpfe an der ganzen westlichen Front zu äußerster Heftigkeit an. Besonders wirkungsvoll wurde der Raum zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras von den Deutschen beschossen, so daß ein schneidiger Angriff auf die starken französischen Stellungen östlich von Souchez unternommen werden konnte, bei dem dem Feinde ein 800 Meter breiter Abschnitt entzissen und über 300 Gefangene eingebracht wurden. In der Nähe dieser neuerobernten Stellung fügten die Deutschen der französischen Front schon am folgenden Tage durch umfangreiche Sprengungen weiteren bedeutenden Schaden zu. Auch in den letzten Tagen des Februars standen hier Minenkämpfe und Sprengungen im Vordergrund; so zerstörten die Deutschen am 27. rund 40 Meter der feindlichen Stellung durch Sprengung.

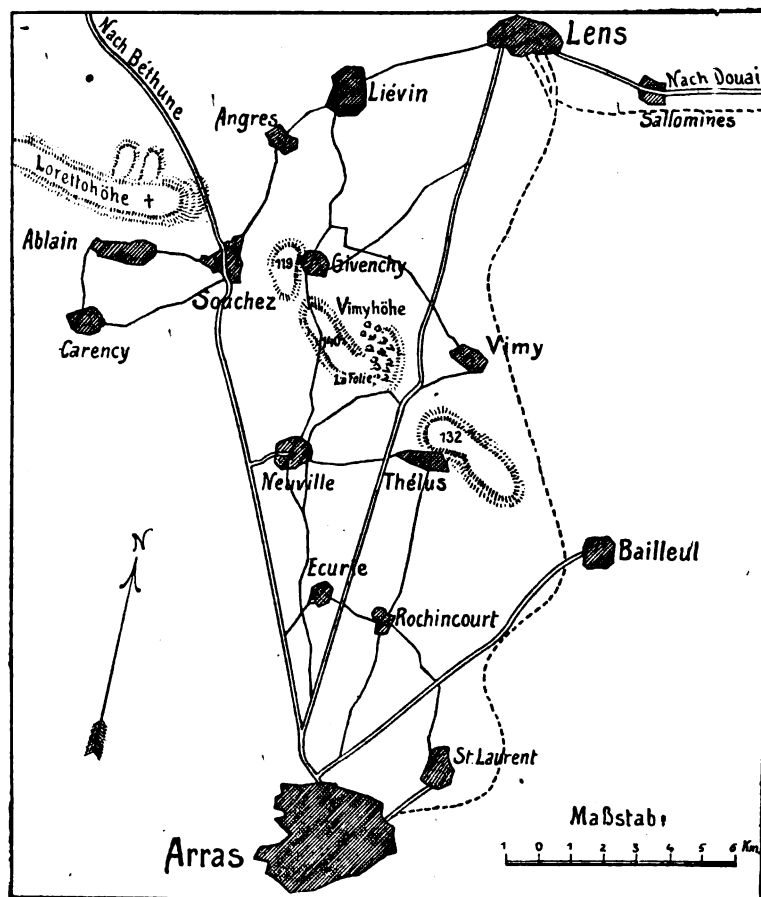
Auch in dem nach Norden sich an das Artois anschließenden Flandern kam es zu schweren Zusammenstößen. Am 12. Februar drangen südöstlich von Boesinghe deutsche Patrouillen und größere Erkundungsabteilungen nach schwerer Artillerievorbereitung in die zerstörten feindlichen Gräben vor (siehe Bild Seite 229) und vervollständigten die Vernichtungsarbeit durch umfangreiche Sprengungen. Zu derselben Zeit beschossen die schweren englischen Schiffsgeschütze abermals das schon so oft hart mitgenommene Lille.

Die Beschießung der englischen Stellungen war besonders um Ypern so weit gediehen, daß die Deutschen am 14. Februar etwa 800 Meter derselben südöstlich des Plages nach erbittertem Nahkampf in ihren Besitz bringen konnten (siehe Bild Seite 228); die Mehrzahl der englischen Besatzung war dabei niedergemacht worden, so daß nur wenige lebend und unverwundet in Gefangenschaft gerieten. Am Abend des 15. rannten die Engländer im Gegenstoß dreimal kräftig gegen den ihnen entzissenen Abschnitt an, wurden aber unter Zurücklassung von Gefangenen abgewiesen. Ebenso erging es ihnen bei erneuten Versuchen am 17. Februar. Auch am folgenden Tage scheiterte ein englischer Sturmangriff, obwohl er durch überaus heftiges Artilleriefeuer vorbereitet worden war. Am 19. brachen die Deutschen auf einer Breite von über 350 Metern auch nördlich von Ypern am Yserkanal in die feindliche Stellung ein, wobei wiederum nur wenige Gefangene gemacht wurden. Bereits in der Nacht darauf erfolgten mit zahlreichen Handgranatenangriffen Versuche zur Rückgewinnung des verlorenen Raumes, die indessen ergebnislos blieben. Diese deutschen Erfolge in dem bedeutsamen Frontabschnitt um Ypern, besonders aber der erste von ihnen, waren gegen einen äußerst stark verschanzten Gegner errungen worden. Am heftigsten war um die Höhe 60, unmittelbar an der Bahnlinie Ypern—Comines, gekämpft worden, die seinerzeit durch einen gelungenen Gasangriff in deutsche Hand gelangt war. Aber alle Bemühungen der Engländer, diesen Punkt, der ihnen in die gesamten deutschen Stellungen südöstlich Yperns Einblick gewährt hatte, zurückzugewinnen, schlugen, wie gesagt, blutig fehl, und die englische Linie blieb, 30—50 Meter von der deutschen Front entfernt, auf wesentlich tiefer liegendem Gelände.

Ihre überhöhte Stellung bot den Deutschen bei dem häufigen Regenwetter die Möglichkeit, ganze Ströme Regenwasser in die englischen Gräben zu leiten. Die Feinde konnten sich dieser schweren Behelligung nicht entziehen, weil eine Zurückverlegung ihrer Gräben sie ganz in das nasse Gelände am See von Zillebese geführt hätte. Allerdings war dies das Ziel der Deutschen, mit dessen Erreichung sie zugleich einige unübersehbare Waldabschnitte, die den Engländern zur Vorbereitung von Überraschungen dienen konnten, in ihre Hand gebracht hätten. In Verfolgung ihres Ziels richteten die deutschen Truppen auf die überschwemmten Gräben der Engländer die Tätigkeit ihrer Artillerie und ihrer Minenwerfer, und es gelang ihnen, einen Teil der feindlichen Stellung zu verschießen. Die erhalten gebliebenen Gräben wurden gestürmt und nach Bewältigung der am Leben gebliebenen Besatzung sofort so gut zur Verteidigung eingerichtet, daß alle Gegenangriffe der Engländer wirkungslos abprallten. Mit Ende Februar erloschen die Kämpfe an diesem als besonders wichtig geltenden Frontabschnitt.

In der Champagne (siehe die Bilder Seite 226, 227 und 237) griffen die Franzosen nach gewaltigem Trommelfeuer am 11. Februar in großen Scharen die deutschen Gräben östlich des Gehöftes Maison de Champagne (nordwestlich von Massiges) an und drangen auf einer Breite von nicht ganz 200 Metern in sie ein. Doch wurden sie ihres Besitzes nicht froh, weil die Deutschen in sofortigem Gegenangriff Handgranatenkämpfe ansetzten, die tagelang ohne Unterbrechung andauerten. Südlich von St. Marie-à-Py stürmten deutsche Truppen die feindlichen Stellungen in einer Breite von etwa 700 Metern, wobei gegen 200 Mann zu Gefangenen gemacht wurden. — Überall in der Champagne hatten die Deutschen ihr Artilleriefeuer zu großer Gewalt gesteigert; die Wirkung auf die feindlichen Gräben war namentlich zwischen Dize und Reims, wie deutsche Patrouillen feststellten, vernichtend.

Die bei St. Marie-à-Py von den Deutschen erworbenen Gräben wurden am 13. Februar gegen zwei schwere Gegenangriffe erfolgreich behauptet. Gleichfalls am 13. kam es auch nordwestlich des so häufig



Kartenskizze zu dem Artikel: Die Sicherung der Vimy-Höhe (Seite 230).



Straße in Vimy.



Eroberter französischer Schützengraben auf der Vimyhöhe.

genannten Tähure zu Kämpfen, in denen die Deutschen 700 Meter der feindlichen Stellung erstürmten, 300 Mann gefangen nahmen und 3 Maschinengewehre sowie 5 Minenwerfer erbeuteten.

Nach starker Feuervorbereitung wollten sich die Franzosen Tags darauf wieder in den Besitz der verlorenen Stellung setzen; ihr zu diesem Zweck angelegter Infanterieangriff war aber so schwächlich, daß die Deutschen ihn mit geringer Mühe abwehrten. Nicht glücklicher war der Gegner

eroberten und die sich an dieses anschließende französische Stellung in einer Gesamtausdehnung von mehr als 1600 Metern in ihren Besitz brachten; dabei wurden über 1000 Mann gefangen genommen und 9 Maschinengewehre sowie 1 Minenwerfer erbeutet.

Während in Lothringen und in den Vogesen die Kämpfe sich auf Artillerietätigkeit, gelegentliche Sprengungen und kleinere Überfälle beschränkten, ereigneten sich im Elsaß nach langer Pause wieder sehr bedeutende Zusammenstöße,



Sprengtrichter auf der Vimyhöhe.



Schützengraben bei Arras, vorderste Linie.

bei einem Gasangriff, den er nordöstlich Reims einleitete. Ebenso waren die Angriffe erfolglos, die die Franzosen am 15. Februar unternahmen. Auch bis zum Schluß des Monats führten alle ihre Versuche, den Geländeverlust wettzumachen, trotz gewaltigen Trommelfeuers, trotz wackerer Haltung der Infanterie nirgends in der Champagne zu einem Ergebnis. Noch am 28. Februar errangen die Deutschen wieder einen größeren Erfolg beiderseits der Straße Somme-Py—Souain, wo sie das Gehöft Navarin

und zwar am „Loch von Belfort“ (trou de Belfort) in der äußersten Südwestecke des Deutschen Reiches, wo Deutschland, Frankreich und die Schweiz aneinandergrenzen. Dort hielten die Franzosen einen schmalen Grenztreifen deutschen Landes, der sich bis in die Vogesen hinein erstreckte, besetzt, das einzige Stück Deutschlands, das sie seit ihrem Einfall in Elsaß-Lothringen im August 1914 zu halten vermocht hatten.

Diesen vorgeschobensten feindlichen Posten wandte sich



Straße in St. Laurent bei Arras.



Schloßpark von Blangy bei Arras.

Aus dem Kampfgebiet der Vimyhöhe.

Nach Originalaufnahmen von Eugen Kalkschmidt, Kriegsberichterstatter.



Erstürmung der Vimyhöhe bei
Nach einer Originalzeichnung



La Folie am 28. Februar 1916.
n Professor Hans W. Schmidt.

die Aufmerksamkeit der Deutschen nunmehr zu. Nachdem sie zunächst Pfettershausen an der Schweizer Grenze genommen hatten, stürmten sie am 13. Februar bei Obersept die feindlichen Gräben in einer Ausdehnung von über 400 Metern; nächtliche Gegenangriffe wurden abgewiesen. Die genannten Orte blieben fest in deutscher Hand. Am 18. Februar folgten weitere deutsche Vorstöße südwestlich von Altkirch bei Largitzen, wo die feindlichen Verteidigungsanlagen und Hindernisse zerstört, Gefangene gemacht und zwei Minenwerfer erbeutet wurden. Einige Tage später drangen die Deutschen auch westlich Heidweiler in einer Breite von 700 Metern und über 400 Meter tief in die französischen Linien ein.

Über diese Vorgänge, vor allem aber auch über die vom 8. bis 11. Februar erfolgte Beschließung Belforts, erfuhr man in Deutschland mehr fast aus französischen Berichten als aus den gerade über diesen Kampfabschnitt ungemein schweigsamen deutschen Meldungen. Trotzdem konnte es nicht zweifelhaft sein, daß die planmäßige Beschließung der starken und wichtigen Festung nicht ohne mächtige Wirkung geblieben ist, für die unter anderem auch der Umstand sprach, daß nicht nur Belfort selbst, sondern auch die Orte im ganzen Grenzgebiet von ihren Bewohnern in Scharen verlassen wurden.



Aure in der Champagne, ein Schauplatz heißer Kämpfe. Phot. A. Kurt Müller, Magdeburg.

Wenn wirklich von der Heeresleitung der Franzosen und Engländer eine neue große Vorwärtsbewegung geplant war und vorbereitet wurde, so bildeten schon die bisher geschilderten Februarerfolge des deutschen Heeres zum mindesten eine schwere Beeinträchtigung der feindlichen Maßnahmen. Mehr noch war aber ein anderes großes Ereignis dazu angetan, die Kreise des Gegners zu stören: der Vorstoß gegen die festeste Stelle der französischen Front, das oft genug als uneinnehmbar gerühmte Verdun (siehe Bild Seite 221 und Karte Seite 232, wie auch Band I Seite 384).

Heftiges Artilleriefeuer, das die Deutschen am 21. Februar auf die wichtigsten Teile der ganzen westlichen Front legten, steigerten sie zu beiden Seiten der Maas zu einer Gewalt, die selbst in den Champagneschlachten von den Feinden nicht erzielt worden war. Tags darauf erfolgte im Norden von Verdun ein deutscher Angriff, der sich gegen die französischen Stellungen zwischen den Dörfern Consenvoye und Manneville richtete und als erster Stoß gegen Verdun gelten darf. Die Feinde freilich versuchten noch an der Auffassung festzuhalten, daß das deutsche Vorgehen vom 22. Februar lediglich der außerordentlich festen Stellung gelte, die seit anderthalb Jahren mit allen Mitteln der Befestigungs- und Verteidigungskunst zwischen den genannten Dörfern ausgebaut worden war, um von hier aus die deutschen Verbindungen in nördlichen Teil der Woëvre-ebene stören zu können. Allen Hindernissen zum Trotz

stießen die Deutschen dort in einer Breite von 10 und einer Tiefe von 3 Kilometern vor, wobei der Feind schwere blutige Verluste erlitt und riesige Mengen an Material sowie 3000 Gefangene abgeben mußte. Der französische Heeresbericht erging sich in Beschwichtigungsversuchen, stellte die Verluste der Deutschen als sehr schwer hin und behauptete, daß diese vorerst viel zu erschöpft seien, um in dem schwierigen Gelände weiter gegen die französische Stellung vordringen zu können. Das Gegenteil trat ein: die Deutschen nützten die vorhergehenden Erfolge am 23. Februar weiter aus und nahmen auch die Orte Braimbant, Haumont und Samogneux.

Ihr nächstes Ziel war, das gesamte Waldgebiet nordwestlich, nördlich und nordöstlich von Beaumont, sowie das Herbebois in ihre Gewalt zu bekommen. Alle diese Wälder bildeten einen einzigen großen Drahtverhau. Das Gewirr gefaspter Bäume und Äste war durch Drähte vielfach verbunden und in eine zähe Holz- und Drahtmasse verwandelt, die nach bisheriger Erfahrung selbst durch die schwerste Beschließung allenfalls durcheinander gewühlt werden konnte, ihren Wert als Hindernis aber behalten mußte. Dazu kam, daß das an sich schon furchtbare Hindernis im Schutz der überaus starken Artillerie der Werke und gepanzerten Batterien auf den steilen Maashöhen um

Verdun lag, von wo aus das gesamte Vorgelände bis in alle Einzelheiten eingesehen werden konnte. Gegen dieses Hindernis also gingen die deutschen Truppen schon am 23. Februar vor. Ihre Artillerievorbereitung währte bei weitem nicht so lange wie diejenige der Franzosen vom Herbst 1915 in der Champagne, die drei Tage gebraucht hatten, während die Deutschen ihr schwerstes Feuer nur neun Stunden über die französischen Waldstellungen dahibrausen ließen. Damit war an den meisten Punkten jede weitere Arbeit überflüssig geworden, so daß schon um fünf Uhr nachmittags die Infanterie zum Sturm schreiten konnte (siehe Bild Seite 233). Wenn diese auch in der Flanke noch dem feindlichen Feuer

ausgesetzt war, so vermochte doch die Hauptfront der Franzosen keinen Widerstand mehr zu leisten. Die Hindernisse waren trotz ihrer Zähigkeit vollständig zerstört worden und verursachten meist keinen Aufenthalt mehr. Kein Baum in den Wäldern, die seit acht Uhr morgens von den bestenden Granaten mit einer Dede von Rauch und emporgewirbelter Erde bedeckt worden waren, war unversehrt geblieben. Von den überlebenden Franzosen kam die Mehrzahl aus den Deckungen und Unterständen hervor und ließ sich gefangen nehmen, froh, daß das Erscheinen der Deutschen dem furchtbaren Kampf, der so vielen Kameraden das Leben gekostet hatte, ein Ende machte.

Die Deutschen waren nach ihrem Eindringen in die feindliche Stellung bemüht, die Verschütteten und die durch Sprengstücke und niederbrechende Bäume verwundeten zu bergen, wurden aber in dieser menschenfreundlichen Tätigkeit durch den sehr bald einsetzenden Gegenangriff der französischen Artillerie unterbrochen. Infanterie setzte der Feind zunächst noch nicht zum Gegenstoß an, so daß es den deutschen Truppen möglich war, ihre Front schon am 24. Februar abermals um etliche Kilometer vorzuschieben und ihre Erfolge durch Einnahme der befestigten Dörfer Cotelettes, Mormont, Beaumont, Chambray und Ornes sowie durch Erstürmung sämtlicher feindlicher Stellungen bis an den Louvemonttrüden zu vermehren. Die Gesamtzahl der vor Verdun gemachten Ge-



Kopfhot. G. Eberth, Cassel.

Begegnung eines Trupps gefangener Franzosen aus den Champagnekämpfen vom Februar 1916 mit einem deutschen Infanterieregiment.

fangenen stieg mit diesem Tage auf über 10 000 Mann, während die Beute an Material vorerst noch nicht zu übersehen war.

Der 25. Februar brachte dann den Deutschen einen Erfolg, der der ganzen Welt über die Bedeutung der Schlacht vor Verdun endgültig die Augen öffnete. Sie erkämpften sich den Besitz des Dorfes Louvemont, der Höhe südwestlich und der Befestigungsgruppe östlich des Dorfes. Brandenburgische Regimenter, und im besonderen das Infanterieregiment Nr. 24, erstürmten in unaufhaltsamem Vorwärtsdrang auch das Dorf Douaumont nebst der auf

steilem Gipfel liegenden Panzerfeste Douaumont (siehe die Kunstbeilage). Hiermit war bereits ein Hauptwerk der eigentlichen Befestigungslinie von Verdun in der Hand der Angreifer, die von hier aus einen wesentlichen Teil der zahlreichen Panzerwerke und gepanzerten Batterien auf den übrigen Höhen um Verdun stark bedrohen konnten. Die Franzosen schonten deshalb weder Material noch Menschen, um die Feste zurückzugewinnen. Nicht nur im Norden von Verdun, auch im Osten, in der Woëvreebene, bis in die Gegend von Marchéville südlich der großen Straße von Metz über Verdun nach Paris brach an demselben Tage der feindliche Wider-



Kopfhot. G. Eberth, Cassel.

Die bei Tahure gefangenen Franzosen auf dem Durchmarsch durch Bouziers.

stand unter dem deutschen Druck völlig zusammen. Am 26. Februar hatte Fort Douaumont fünf feindliche Gegenangriffe auszuhalten, die von den Pariser Zeitungen schon als Wiedereroberung dieses Eckpfeilers der Festung Verdun hingestellt wurden; doch mußten sie diese Meldung sehr bald berichtigen. Nun versuchten sie wenigstens die Auffassung zu vertreten, daß die Franzosen die deutsche Besatzung von Douaumont eingeschlossen hätten und daß bei dieser jedenfalls rasch Munitionsmangel eintreten werde. Daneben war man eifrig bemüht, die Bedeutung dieses stärksten Punktes der ganzen nördlichen Befestigungskette herabzusetzen, ja Verdun selbst wurde als „harmloses Gemäuer“ bezeichnet.

Wie wenig die französische Heeresleitung diese Ansichten teilte, zeigten die immer wieder angelegten gewaltigen Gegenstöße. Diese wurden aber nicht nur sämtlich abgewiesen, sondern die Deutschen erweiterten sogar ihren Besitz durch Einnahme der Fortanlagen von Harcourt knapp östlich Douaumont. Westlich der Feste stürmten sie ferner den Ort Champneuville und die Côte de Talou; auch kämpften sie sich bis nahe an den Südrand des Waldes nordöstlich Bras heran. In der Woëvreebene drang die deutsche Front bis an den Fuß der Côte de Lorraine vor,

Franzosen und Engländer bei der letzten Herbstangriffsbewegung. Dabei konnte der deutsche Tagesbericht feststellen, daß die eigenen Verluste gering oder doch erträglich geblieben waren, während die blutige Einbuße der Franzosen ungeheuer war und durch die vielen Gegenangriffe täglich, ja stündlich weiter answoll. Bis zum 28. Februar belief sie sich bereits auf 63 000 Mann, unser Geländegewinn betrug jetzt schon das vierfache von dem, den die Franzosen bei ihrer großen Herbstoffensive in der Champagne erringen konnten.

In Frankreich brach sich allmählich die Einsicht Bahn, daß die Deutschen diesmal auf eine weitgreifende Entscheidung ausgingen. Flüchtlinge, die am 27. Februar aus der in lichten Flammen stehenden Stadt Verdun in Paris eintrafen, gaben folgende Schilderung:

„Am Donnerstag ging es furchtbar zu. Der Feind schoß nicht nur den ganzen Tag, sondern auch die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen. Die großen Geschosse fielen in Zwischenräumen von sieben bis zehn Minuten, in der Stunde mögen es sieben bis acht Geschosse gewesen sein. Insgesamt wurde Verdun in jener Nacht mit 87 Geschossen bedeckt; man hat sie gezählt. Gleich bei Beginn der Beschießung mußten wir in die Keller flüchten. Das

waren schrecklich lange Stunden, das Zischen, die Explosionen und dann das höllische Krachen waren nervenerschütternd. Nicht jeder konnte in seinen eigenen Keller flüchten; denn nicht alle Keller boten genügenden Schutz. Es wurden daher kleine Gruppen von Kellerflüchtlingen gebildet. Allmählich hatte man sich auch an dieses Leben gewöhnt, und die Kinder in ihrer Sorglosigkeit begannen sogar wieder zu spielen. Von Zeit zu Zeit wagte sich einer hinaus ans Tageslicht, um Umschau zu halten; wenn er zurückkehrte, gab es Fragen ohne Unterlaß. Als die Beschießung nachließ, ging man an die Versorgung mit Lebensmitteln. Die Kaufleute öffneten in großer Hast klein wenig die Türen ihrer Läden und teilten die aller-nötigsten Lebensmittel



Deutsche Soldaten beim Füllen von Sandsäcken zum Verschansen neu gewonnenen Stellungen südwestlich von Oern (Februar 1916).

der sich längs der Ostseite Verduns hinziehenden Höhenkette. Am 27. Februar erfolgte ununterbrochen ein französischer Sturmangriff über den anderen auf das verlorene Gelände und besonders auf die beiden wichtigen Befestigungsgruppen. Westlich säuberten die Deutschen die große Maashalbinsel bei Champneuville und schoben sich in der Richtung auf Vacherauville sowie gegen das noch südlicher gelegene Bras weiter vor. Seit dem Nachmittag des 27. widmeten sie sich der Sicherung ihres Besitzes und der Vorbereitung neuer Vorstöße, während sich die Franzosen in wuchtigen Sturmangriffen ausgaben, bei denen ihnen noch ein kleineres Werk hart nordwestlich des Dorfes Douaumont verloren ging. — In der Woëvreebene wurde der Gegner noch weiter zurückgeworfen; die Deutschen gingen bis über die Orte Dieppe, Abaucourt und Blanzée vor, säuberten das ausgedehnte Waldgebiet nordöstlich von Watronville und Haudimont vom Feinde und nahmen in fühnem Anlauf Manheulles und Champlon.

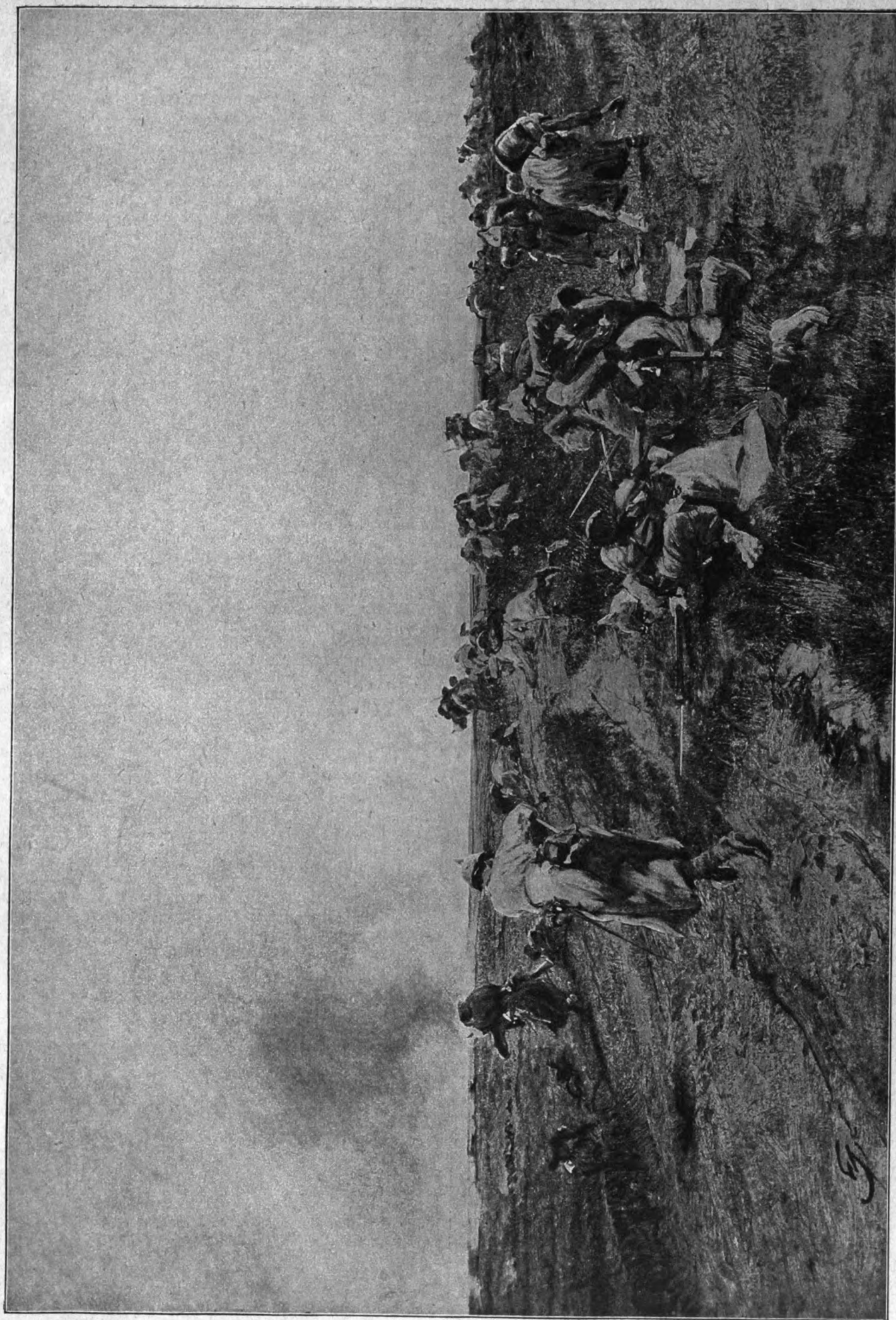
Die bis zu diesem Tage von den deutschen Truppen gemachte Beute belief sich insgesamt auf 228 Offiziere und 16 575 Mann an unverwundeten Gefangenen, 78 Geschütze, unter denen viele schwere Kaliber neuester Art waren, 86 Maschinengewehre und unübersehbares anderes Kriegsgesamt. Der deutsche Gewinn überwog also schon jetzt zu Beginn der eigentlichen Schlacht bei weitem den der vereinigten

aus. Dabei konnte man die Wirkung der Geschosse sehen und die Namen der Getöteten zu hören bekommen. Aber unser Kellerdasein konnte nicht lange mehr dauern. Allmählich wurde die Stadt leer; denn jeden Tag ward die Gefahr größer, das Bombardement stärker. Man ließ die Alarmglocke ertönen, und jedermann mußte fort. Die Abreise vollzog sich in aller Eile, so daß manche gar nichts mitnehmen konnten. Auch wir haben alles, Kleider und Geld, zurückgelassen. Der Auszug war für die letzten Bewohner von Verdun außerordentlich schwierig geworden. Wir mußten bis zur nächsten Bahnstation in Dugny laufen. Dort gab es keine Wagen für Reisende, und wir mußten mit offenen Wagen vorlieb nehmen, die für die Beförderung von Kanonen bestimmt waren. Hier mußten trotz des Schneefalls Greise, Frauen und Kinder Platz nehmen. Der rüttelnde Zug ging dann in die eilige Winternacht hinein. Bald schlug uns der Schnee mit heftigem Wehen ins Gesicht, bald schüttete uns die Lokomotive beißende Rauchschwaden zu, die man aber schließlich gern annahm, weil sie doch ein wenig Wärme mitbrachten. Aber es ging langsam vorwärts, oft mußte der Zug halten. Erst als wir weit hinter der Front die Hauptlinie erreichten, wurden wir in geschützte Wagen gebracht. — Auch in der ganzen Maasgegend setzte sich die Bevölkerung in Bewegung, um dem Bereich des drohenden Unheils zu enttrinnen.



Sturm des Infanterieregiments Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin (4. brandenburgisches) Nr. 24 auf die Panzerfeste Douaumont, den nordöstlichen Eckpfeiler der permanenten Hauptbefestigungslinie der Festung Verdun, am Nachmittage des 25. Februar 1916.

Hauptmann Haupt und Oberleutnant Brandis, die als erste mit ihren Kompanien in das Fort einbrangen, erhielten aus diesem Anlaß vom Kaiser den Orden Pour le Mérite.



Vorbringen größerer deutscher Erkundungsabteilungen in die englischen Stellungen in Flandern.
Nach einem Originalgemälde von Wilhelm Schreuer.



Phot. G. Gruenlein, Berlin.
Französischer Offizier mit seiner kleinen
Kanone an der Aisnefront.

lischen Lager zwischen diesem Platz und Dixmuiden. Die feindlichen Flieger stellten sich zum Kampf, erreichten aber nichts, so daß die Deutschen nach Ausführung ihres Auftrags ohne Verluste zurückkehren konnten. Am nächsten Tage wurde von deutscher Infanterie im Priesterwald ein französisches Flugzeug abgeschossen, dessen Besatzung dabei den Tod fand. Der 10. Februar brachte den Deutschen einen Verlust: ein glücklicherweise gerade unbemannter Fesselballon riß sich los und wurde in stürmischem Wetter bei Bailly an der Aisne, östlich von Soissons, über die feindlichen Linien getrieben. Am 12. wiederholten sich die deutschen Luftangriffe auf Poperinghe, und auch La Panne wurde mit Bomben belegt, während der Gegner an demselben Tage einen erfolglosen Angriff auf Ghislelles, südlich von Ostende, unternahm.

Nach kurzer Pause erfolgten in der Nacht zum 17. Februar Vorstöße feindlicher Flieger in Belgien, die deutscherseits alsbald mit dem Abwurf von Bomben über Poperinghe beantwortet wurden. Deutsche Luftangriffe auf den eng-

Begeistert verfolgten Deutschlands Verbündete dessen Fortschritte; staunend sahen die Neutralen die ungebrochene Stoßkraft des deutschen Heeres; mit unverfennbarer Besorgnis verbreiteten sich selbst die englischen Zeitungen über die möglichen Folgen eines deutschen Durchbruchs bei Verdun und stellten Erwägungen an, wie den Deutschen wirksam begegnet werden könne. —

Während des Februars war im Westen auch der Luftkrieg recht lebhaft. Am 7. Februar erfolgte zunächst in Flandern der Angriff eines starken deutschen Luftgeschwaders auf die Bahnanlagen von Poperinghe und die eng-

lischen Flugplatz Abbeele, auf Lunéville und Péronne schlossen sich in den nächsten Tagen an; bei letztgenanntem Orte wurde ein englischer Doppeldecker abgeschossen, dessen Insassen dabei ums Leben kamen. Am 21. Februar überflog ein deutsches Geschwader von 15 Flugzeugen zum Zweck der Aufklärung Fismes, Bar le Duc und Revigny und wurde von überlegenen französischen Luftstreitkräften angegriffen, wobei nach gegnerischer Darstellung bei Givry in den Argonnen ein deutsches Flugzeug zur Landung gezwungen worden und seine Besatzung in Gefangenschaft geraten sein soll. Nach derselben Quelle wurden von 17 französischen Flugzeugen 66 Bomben auf den Flugplatz von Habsheim bei Mülhausen im Elsaß und auf den Güterbahnhof von Mülhausen abgeworfen, während andere Flugzeuge angeblich deutsche Munitionsfabriken in Pagny an der Mosel angriffen.

Ein größerer, auch vom amtlichen deutschen Bericht bestätigter französischer Erfolg war die Erlegung eines Zeppelins in der Nacht vom 21. zum 22. Februar, des ersten, der in Frankreich niedergeholt wurde. Als dieser in 1800 bis 2000 Meter Höhe, schwer mit dem Winde kämpfend, in der Richtung auf St.-Menéhoult flog, wurde er bei Revigny von französischen Automobilgeschützen beschossen; eine Brandgranate traf den Zeppelin, der in Flammen aufging und in der Umgegend von Brabant-le-Roi abstürzte. Die Besatzung fand den Tod.

Am 26. Februar erfolgten von deutscher Seite neue Luftangriffe an der flandrischen Front, während die Franzosen sich einmal wieder Meß zum Ziel nahmen; sie töteten oder verwundeten dort durch Bombenwürfe 8 Zivilpersonen und 7 Soldaten. Von den zum Gegenangriff aufsteigenden deutschen Fliegern wurde noch im Bereich der Festung ein feindliches Flugzeug niedergeholt, ein anderes erlag den Abwehrgeschützen; seine Insassen, unter denen sich zwei Hauptleute befanden, wurden gefangen genommen.

Der 29. Februar brachte der deutschen Luftflotte noch einmal schöne Erfolge. Bei Menin, nördlich von Lille, wurde von einem deutschen Flieger ein englischer Doppeldecker besiegt, und bei Bezaponin, nordwestlich von Soissons, sowie dicht südwestlich dieser Stadt holten deutsche Abwehrgeschütze je einen französischen Doppeldecker nieder. — Eine kühne Tat, für die sie im deutschen Tagesbericht genannt wurden, gelang den Fliegerleutnanten Rühl und Haber, die auf der Strecke Besançon—Jussieu durch gut abkommende Bombenwürfe einen militärischen Transportzug zum Halten zwangen und die ausgestiegene Mannschaft mit ihrem Maschinengewehr erfolgreich unter Feuer nahmen.

Gegenüber solchen deutschen Leistungen mußte die Freude über die Vernichtung des Zeppelins, die laut genug gewesen war und unter anderem in der Gewährung beträchtlicher Geldspenden an die erfolgreichen Flieger Ausdruck gefunden hatte, rasch verrauschen und der Einsicht weichen, daß es auch mit der Niederringung Deutschlands im Luftkampf nach wie vor gute Wege hatte. (Fortf. folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Sicherung der Vimnhöhe.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kallschmidt.

(Hierzu Bilder und Kartenskizze Seite 222—225.)

Ungefähr in der Mitte der deutschen Front zwischen La Bassée und Arras, im Mittelpunkt des Kampfgebietes, das die französischen Berichte Artois nennen, zieht sich von Thélus und Neuville-St. Vaast nach Norden bis Giverny ein Höhenrücken, den wir nach dem nahegelegenen Dorfe Vimy die Vimnhöhe getauft haben (siehe auch die Vogel-schaukarte im III. Band Seite 23). Nach Osten rasch abfallend, senkt sie sich von den bescheidenen Höhen 140 und 132 gegen Westen zu in flachen kleinen Bodenwellen zu dem Tale, das von der Staatsstraße Arras—Béthune durchschnitten wird. Die Vimnhöhe zeigt im Frieden wohlbestellte Äcker und ein paar kleine Gehölze; das größte von diesen liegt bei La Folie, einem kleinen Herrensitze mit einem Gutshof daneben.

Als im Mai und Juni 1915 die blutige Loretoschlacht tobte, trachtete der Feind mit unerhörter Anstrengung bei Arras durchzubrechen. Durch die Aufgabe der Lorettohöhe, um deren Besitz der Feind mit wahrer Verzweiflung kämpfte,

rückte die Vimnhöhe in die vordere Linie. Wenn auch die Kämpfe bis zur großen Herbstoffensive sich milderten, so war doch klar, daß der Feind alles daransetzen würde, den Deutschen diese Bodenwelle abzugewinnen. Das gewaltige Trommelfeuer der Herbstschlacht prasselte auch über die Stellungen im Artois. Hier stießen Engländer und Franzosen gemeinsam vor, die ersteren in der Richtung auf Loos und Hulluch, die letzteren gegen die Vimnhöhe. . . Die entscheidende Stellung auf dem breiten Höhenrücken hielten die deutschen Truppen fest. Preussische Garderegimenter haben damals den schweren und für sie ungewohnten Stellungskampf mit unerschütterlicher Fähigkeit bestanden, bis bayerische Kerntruppen sie ablösten. Diese haben dann am 10. und 11. Oktober den letzten größeren Angriff der Franzosen glänzend abgeschlagen. Ebensovienig waren die Gasangriffe der Engländer vom 25. und 26. September, sowie vom 13. Oktober zwischen Loos und La Bassée geglückt. Im Raume von Arras, südlich Neuville-Thélus, blieben diesmal größere Angriffe aus.

In den folgenden Wintermonaten blieb die Front von Arras bis zum La Bassée-Kanal im wesentlichen unverändert. Es wurden Sappen vorgetrieben und Gräben ausgebaut; aber der unergründlich schlammige Lehm über

dem harten Kalkstein hinderte in dieser Zeit jede größere Gefechtstätigkeit. Zeigte die feindliche Artillerie Neigung, ihre Munition allzu aufdringlich an den Mann zu bringen, so bekam sie den üblichen scharfen Verweis und besann sich bald eines Besseren. Nach einiger Zeit begann sie mit Regelmäßigkeit die noch zahlreich bewohnte Stadt Lens (32 000 Einwohner), sowie die angrenzenden Orte Salles-mines und Liévin zu beschleßen. Es ist dies das berühmte Gebiet der „terre noire“, das reichste Kohlenrevier Nordfrankreichs. Courrières, wo vor wenigen Jahren durch die große Explosion in den Kohlenkästen Hunderte von Bergarbeitern umkamen, liegt nur wenige Kilometer entfernt. Die Vernichtung von wirtschaftlichen Werten, die durch den Krieg auf dieser „schwarzen Erde“ verursacht wurde, ist ungeheuer. Das eindringende Wasser zerstörte die Schächte, in denen keine Pumpwerke mehr arbeiten, sehr rasch. Die Zerstörung der Anlagen über der Erde ließen sich die französischen Batterien angelegen sein, und die Verluste unter den friedlichen Einwohnern, Verluste, die nach Hunderten zählen, hindern sie auch heute noch nicht, ihr Werk fortzusetzen.

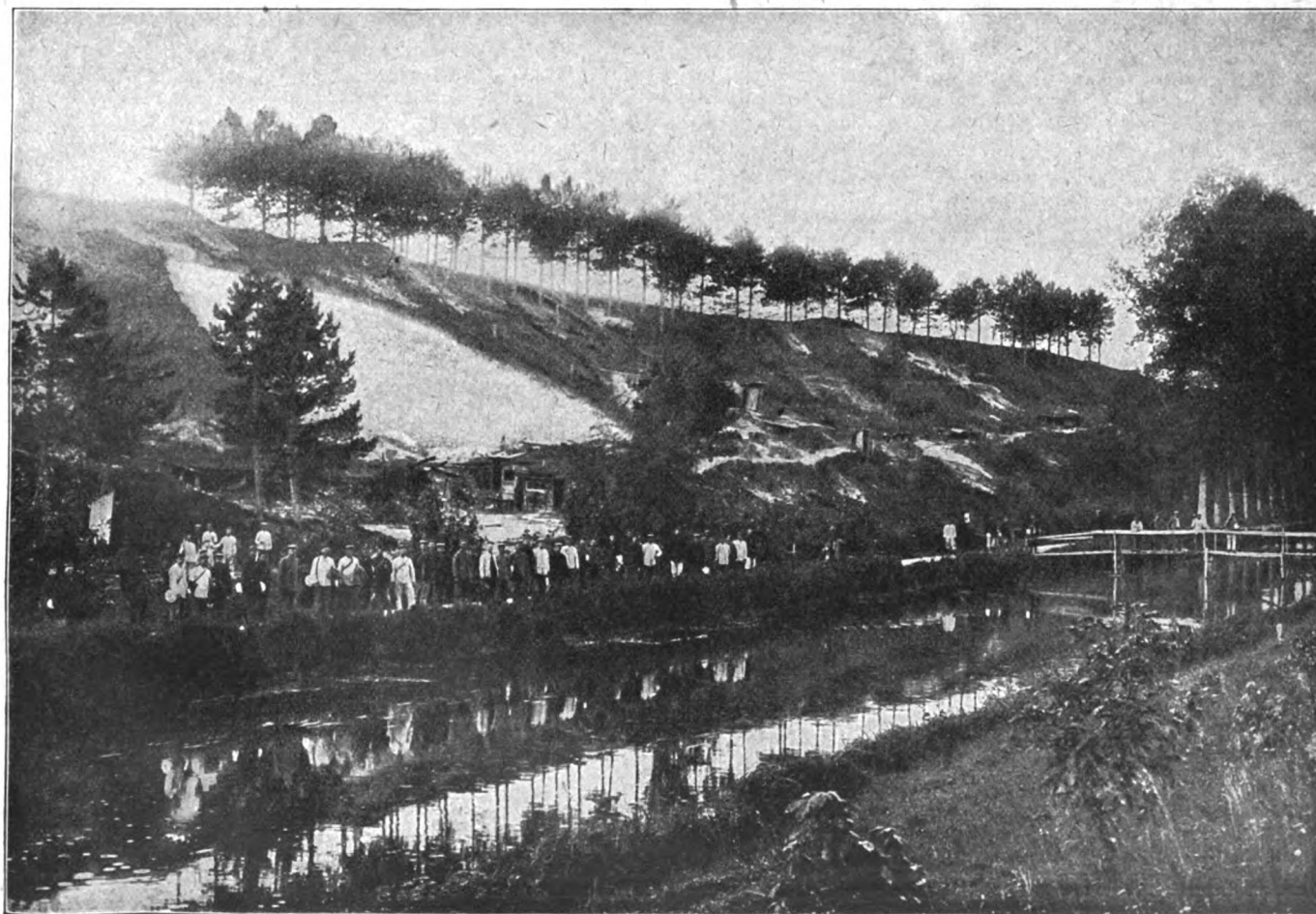
Es lag auf der Hand, daß der Gegner den ersten Anlaß benutzen würde, um seinen Vorstoß gegen die Vimyhöhe zu erneuern. Die deutschen Stellungen waren wohl gut, aber sie lagen an einigen Punkten doch so weit gegen den Ostrand der Höhe zurück, daß es wünschenswert erschien, hier mehr „Hinterland“ zu gewinnen und kleine Nachteile, „Einbeulungen“ der Linie, möglichst auszugleichen. Daran wurde in den langen Wochen und Monaten, wo die Westfront im Tagesbericht so oft nur einsilbig erwähnt war, mit Umsicht und rastlosem Fleiß gearbeitet. Der Erfolg rechtfertigte alle gehegten Erwartungen und übertraf sie teilweise. In den Kalkfelsen wurden Minengänge vorgegraben und Kammern ausgehoben in einer Tiefe, die kaum glaublich erscheint. Eine unendlich mühsame, geduldige Bergmannsarbeit war hier zu leisten von Truppen, die nichts weniger als bergmännisch geschult waren. Mit Spitzhacke und Spaten wurde Tag und Nacht geschanzt, leise und vorsorglich, damit der Gegner nicht vorzeitig Gegenminen baute; ebenso wie aus den geräumigen Unterständen wurde das weiße Geröll aus der dunklen Tiefe in

kleinen Sandläden zutage geschafft und vorsichtig dem Späherauge der feindlichen Flieger verborgen. Der dunkle Lehm, der in ein bis zwei Metern Tiefe den Kalkfelsen bedeckt, mußte die Spuren des Wertes vertilgen.

So ging die Arbeit unter der Erde fort, bis die vordersten feindlichen Gräben erreicht waren. Dann meldete der Tagesbericht vom 23. Januar 1916, daß nach einer Minensprengung südöstlich Neuville 250 Meter des feindlichen Grabens glatt genommen seien. Der zweite Angriff am 24. brachte etwas weiter nördlich nahe bei Neuville einen weiteren Gewinn, den die Franzosen freilich am nächsten Tage heftig zurückhaben wollten. Der dritte Vorstoß am 26. Januar zu beiden Seiten der Straße Vimy—Neuville machte den Gegner vollends nervös. Der vierte Angriff vom 28., der den Gegner bis in seine zweite Stellung hinein überrannte, erweiterte den Besitz der deutschen Truppen südöstlich Givenchy. Anstatt der 300 Meter hatten sie nun eine feindliche Grabenbreite von 1500 Metern der vordersten französischen Stellung genommen. Endlich kam noch am 23. Februar der Gewinn der Höhe 119 zwischen Souchez und Givenchy, die in den Oktoberkämpfen so viel Blut gekostet hatte, zum übrigen hinzu.

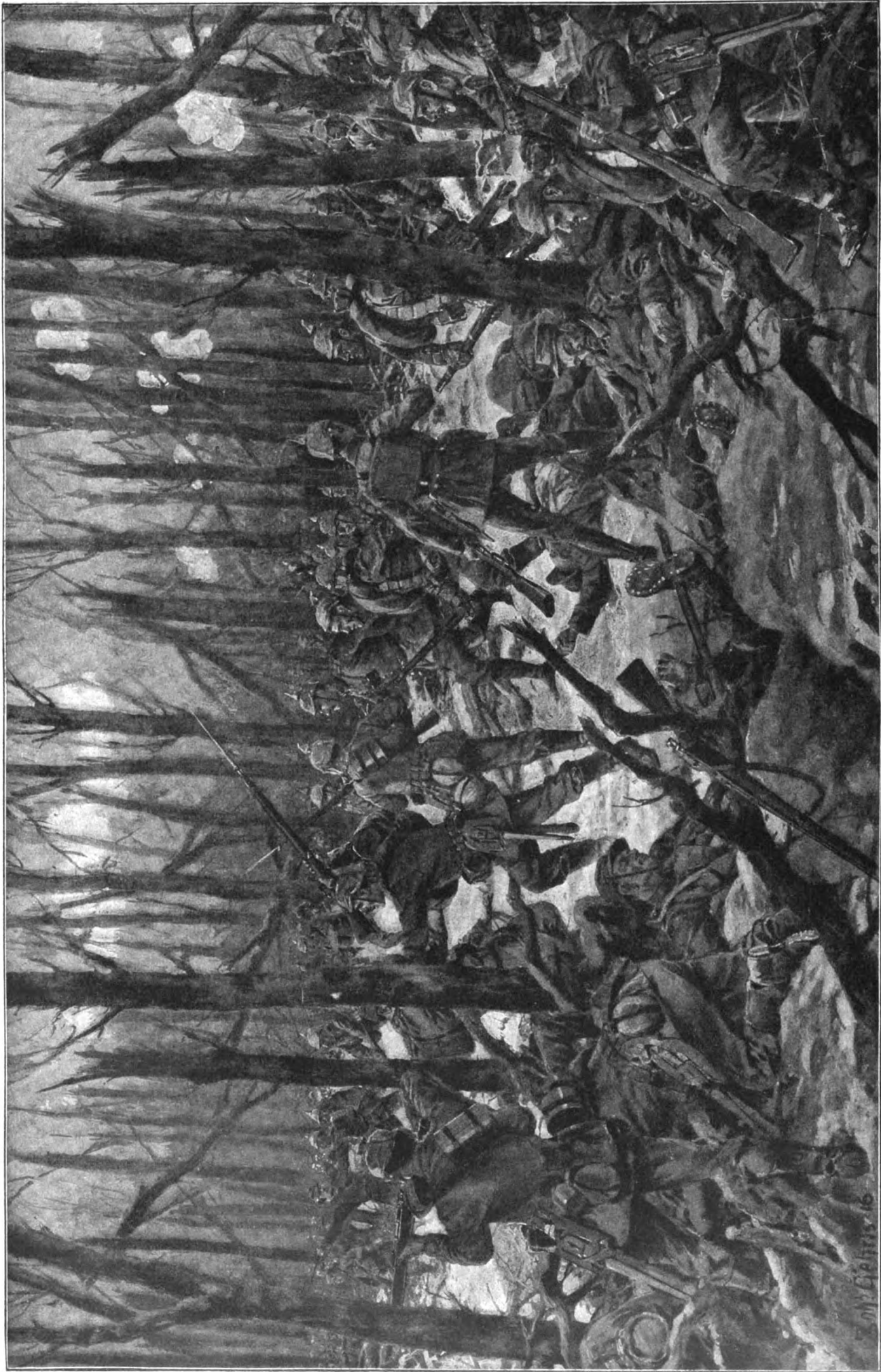
Ich führe jede dieser anscheinend so kleinen Kampfhandlungen an, um gerade durch ihren Zusammenhang zu zeigen, was sie bedeuten. Die Franzosen haben im Herbst mit riesiger Munitionsverschwendung und blutigsten Menschenopfern einige Vorteile errungen, ohne ihr Ziel erreichen zu können. Stück für Stück nahmen ihnen die Deutschen wieder ab. Wenn die Minen donnerten und die waderen Leute mit lautem Kampfruf aus den Gräben vorsprangen, so war's mit der Nervenkraft drüber vorbei. Die Franzosen, „démoralisés“, wie sie selber versicherten, von ihren Offizieren verlassen, hoben entsetzt die Hände hoch. Sie sind im Draufgehen tapfer, aber in der Erwartung des Sturmes, vom Trommelfeuer betäubt, von den gewaltigen Sprengungen vollends erschüttelt, verlieren sie, zumal wenn die Leitung versagt, das Gleichgewicht, und ehe sie es wiedergefunden haben, ist oft schon alles entschieden.

Am dritten Tage nach der Erstürmung besuchte ich die eroberten Stellungen in der Gegend der Höhe 140. Die Minenrichter öffnen sich wie die Krater der Unterwelt. Hier



Unterstände am Aisnekanal.

Fot. Oscar Zellmann, Schwetzingen.



Der Sturm auf den Gaumontwald, mit dem am 22. Februar 1916 der große Angriff auf die französischen Stellungen um Verdun einsetzte.
Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehris.



Eine fast vollständig zerstörte Dörfchaft in Bessarabien.

Phot. Photothek, Berlin.

förmliche Drahtfelder geschützt waren, Wolfsgruben, Astverhaue, kurz eine Stellung angelegt, wie sie stärker kaum denkbar war.

Die Russen kamen, griffen an und mußten unter schwersten Verlusten zurück. Inzwischen waren andere Heeresteile im Raume nördlich Kolomea vorgedrungen, hatten Horodenka besetzt und sich endlich auch nach wochenlangem erbitterten Ringen bei Jaleszyni den Übergang über den Dnjestr erkämpft.

Die Erzwingung der Dnjestrfront erschien den Russen so bedrohlich, daß sie auf der ganzen Südostfront bedeutende Kräfte zusammenzogen, um die hier vorgedrungenen österreichisch-ungarischen Streitkräfte zurückzuwerfen.

Der Angriff erfolgte auf der ganzen Front mit äußerster Hefigkeit, den Schwerpunkt ihres Stoßes legten die Russen jedoch auf Kolomea, in der richtigen Annahme, daß, wenn es ihnen gelang, an dieser Stelle die österreichisch-ungarische Front einzubrüchen und das südliche Pruthufer zu gewinnen, notwendigerweise auch die gesamte bessarabische Front dementsprechend zurückgenommen werden müßte.

Unter dem furchtbaren Drucke der mit äußerster Menschenverschwendung vorgetriebenen Massen gelang es den Russen auch tatsächlich, in dieser Richtung Gelände zu gewinnen, dasjenige Ziel jedoch zu erreichen, das ihnen vorschwebte: die Gewinnung des südlichen Pruthufers, blieb ihnen versagt, weil die im Brückenkopf von Kolomea liegenden Truppen diese entscheidende Stellung zähe festhielten und alle gegen sie heranbrandenden Gewaltstürme blutig abschlugen. Immer und immer wieder versuchten die Russen, durch verzweifelte Anläufe das Geschick zu wenden, aber von Tag zu Tag verschob sich die Lage zu ihren Ungunsten.

Während sich ihre Kräfte an den Stacheldrahtverhauen des Brückenkopfes von Kolomea zerrieben und zahlreiche ihrer besten Soldaten tot oder verwundet aus den Reihen der Kämpfenden schieden, trafen auf österreichisch-ungarischer Seite unaufhörlich Verstärkungen ein, die man sammelte und zum Gegenstoße bereitstellte. Sobald dann das Erlahmen der russischen Angriffe die Erschöpfung des Gegners ankündigte, erfolgte nach ausgiebiger Artillerievorbereitung ein mächtiger Gegenstoß, der die Russen bis in ihre alten Stellungen zurückwarf.

Auch dieser Vorstoß war gänzlich erfolglos für die Russen gescheitert.

Es trat nun auf dem dortigen Kriegsschauplatz eine Kampfpause ein, die die k. u. k. Truppen dazu benutzten, ihre Stellungen noch stärker auszubauen und vor allem auch an der bessarabischen Front umfangreiche Minenfelder anzulegen.

Der Ausgang des Vorgehens gegen Serbien verschlechterte abermals die Aussichten Rußlands für den Beitritt Rumäniens zur Entente. Die Bulgaren griffen ein, das serbische Reich wurde mit mächtigen Schlägen zertrümmert und es war vorauszu sehen, daß dieser Abrechnung auch sehr rasch diejenige mit dem anderen Balkangegegnern, Montenegro, folgen würde. So entschloß sich denn Rußland abermals zu einer großen Offensive, deren Angriffspunkt jedoch dieses Mal ausschließlich die bessarabische Front bilden sollte. Rumänien sollte aus unmittelbarer Nähe Augenzeuge der Erfolge der russischen Waffen sein. Der neue Vorstoß wurde in großem Stile vorbereitet. Eine ganze Anzahl frischer Divisionen wurde an die bessarabische Front gebracht, zahlreiche

Artillerie sowie große Mengen Munition für die artilleristische Vorbereitung bereitgestellt.

Der Kampf begann. Unaufhörlich brüllten die russischen Geschütze, von Masalla bis Toporouk lagen die österreichisch-ungarischen Stellungen in schwerstem Trommelfeuer. Dann erfolgte der Infanteriesturm, der sich besonders gegen Toporouk richtete, weil dort die k. u. k. Stellung feilartig in die Linien des Gegners einsprang. Doch sobald der Russe zum Sturm überging, vereinigten die dort in der Nähe stehenden österreichisch-ungarischen Batterien ihre Geschütze zu einem fürchterlichen Kreuzfeuer, ohne sich um die wie rasend feuernde russische Artillerie zu kümmern, die Maschinengewehre zogen blutige Furchen in die Scharen der Angreifer, in deren dichtgedrängten Haufen auch das Gewehrfeuer fürchterlich aufräumte. Wo aber die russische Infanterie bis an die Hindernisse herandrang, da öffnete sich unter ihr die Erde, flammenspeiende Krater brachen auf, unter fürchterlichen Explosionen wurden menschliche Körper zerfetzt umhergeschleudert. Das war den Russen denn doch zu viel, und was noch lebend aufrecht stand, stürzte entsetzt zurück.

Übermals begann das Trommelfeuer mit äußerster Hefigkeit. Das Gelände, in dem die österreichisch-ungarischen Stellungen lagen, wurde buchstäblich mit Granaten umgepflügt. Im Schutze dieser mächtigen Artillerievorbereitung liefen die Russen erneut an. Sturmwelle auf Sturmwelle flutete heran, ohne Rücksicht auf die Verluste trieben die russischen Führer mit verzweifelter Entschlossenheit immer neue Regimenter gegen die Hindernisse vor. Alles war vergebens. An den meisten Stellen der Front brachen die Angriffe bereits vor den Hindernissen zusammen, wo es aber einem Haufen gelang, durch den zerstossenen Drahtverhau bis in das Grabeninnere einzudringen, da sprangen ihnen die Verteidiger mit Kolben und Bajonett, Handgranate und Messer entgegen, und diese am weitesten Vorgekommenen bezahlten ihren Erfolg mit dem Leben oder wanderten in Gefangenschaft.

Wenn aber die ersten Strahlen des fahlen Morgenlichtes den wilden nächtlichen Kampfplatz übergossen, dann bot sich immer dasselbe Bild: unerschüttert und unverändert stand die österreichisch-ungarische Front in Bessarabien, nur die Zahl der vor den Hindernissen liegenden russischen Leichen war wieder gewachsen.

Auch der tiefste Brunnen schöpft sich aus. In dem Höllenkrater von Toporouk waren die für den Durchbruch an dieser Stelle bestimmten russischen Regimenter zur Schlacke ausgebrannt, sie besaßen keine Stoßkraft mehr. Die mit so riesigem Kraftaufwande eingeleitete Offensive

war abermals gescheitert. — Vom jenseitigen Pruthufer aber sahen die Rumänen erstaunt diesem gewaltigen Kampfschauspiel zu, und der gänzliche Mißerfolg der russischen Waffen konnte nur immer mehr der Überzeugung zum Siege verhelfen, daß alle Bemühungen der russischen Heeresleitung, dem Waffenglücke Rußlands aufzuhelfen, erfolglos sein und bleiben würden.

Joffre-Graben.

Von Hans Horsten.

Den Graben dicht hinter dem vordersten Schützengraben nennen die Franzosen Joffre-Graben. Er ist der ersten Linie gleichlaufend angelegt und durch viele Annäherungswege mit dieser verbunden. In größerem Umfange hat Joffre ihn zum ersten Male während der Herbstoffensive 1915 benutzt. Der Zweck ist, die Sturmabteilungen möglichst nahe hinter der Linie zu sammeln, aus der heraus zum Sturm vorgebrochen werden soll. Da sich das wirksamste feindliche Artilleriefeuer gegen diese letztere richtet, werden die Truppen vor schwersten Verlusten geschützt. Andererseits können sie doch in kurzer Zeit vorn sein. Allerdings bedingt dieser doppelte Graben mit den durchaus nötigen Unterständen und Verbindungsgräben eine große Mehrarbeit. Wer aber die Sturmtruppen mehr als hundert Meter hinter der vordersten Stellung sammelt, setzt sie der Gefahr aus, daß sie durch Sperrfeuer abgeschnitten werden. Unter Sperrfeuer versteht man ein Feuer, das einen bestimmten Geländestreifen so dicht mit Geschossen, besonders Gasgeschossen, belegt, daß es ausgeschlossen ist, ihn zu durchschreiten. Schon um solcher Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, ergibt es sich eigentlich ganz von selbst, daß man die Sturmtruppen weit nach vorn nimmt. Dies hat auch noch den Vorteil, daß sie schnell zur Hand sind, wenn es gilt, einen günstigen Augenblick auszunützen. Das Vorbereiten durch enge Gräben wird immer Zeit kosten, zumal wenn diese zerstossen und verschüttet sind. Um die Joffre-Gräben selbst hiergegen zu schützen, legen die Franzosen sie so weit zurück, daß sie durch ein planmäßiges Trommelfeuer gegen den vordersten Schützengraben nicht allzusehr in Mitleidenschaft gezogen werden. Also dreißig bis fünfzig Meter; das heißt: außerhalb der mittleren Streuung der feindlichen Geschosse.

Geschickt gebaute Joffre-Gräben sind vom Gegner nicht zu erkennen. Sie können ganz in die Erde versenkt sein und brauchen keine Schützenverteidigungseinrichtungen zu haben. Wo man überhaupt keinen Anhaltspunkt für ihr Vorhandensein hat, wenn zum Beispiel der vorderste Graben das dahinter liegende Gelände überhöht, muß man die Stellen ihrer wahrscheinlichen Lage unter starkes Artilleriefeuer nehmen. Dies wird sich stets lohnen. Mindestens werden Unterstände, Verbindungs- und Annäherungsgräben getroffen. Sind aber Joffre-Gräben vorhanden, so kann mit außergewöhnlichen Erfolgen gerechnet werden. Mehrfach sind beabsichtigte und bis ins kleinste vorbereitete Sturmangriffe auf diese Weise im Keime erstickt worden. Die mit Menschen vollgestopften Gräben waren zu Massengräbern geworden, in denen die Leichen haufenweise übereinander lagen. Die wenigen Überlebenden aber waren durch die furchtbaren Eindrücke halb oder ganz wahnsinnig. Hatten sie sich mühsam über tote und verwundete Kameraden

ein Stück vorgearbeitet, so kamen sie unfehlbar an eine verschüttete Stelle des Grabens. Da gab es nur eine Möglichkeit: Zurück und auf der anderen Seite einen Ausweg suchen! Aber der grausige Marsch führte auch nur wieder an eine zusammengeschossene Stelle des Grabens. So können die Joffre-Gräben, rechtzeitig erkannt und kräftig unter Feuer genommen, zu regelrechten Mausefallen für die Sturmkolonnen werden.

Sind irgendwelche Anzeichen beziehungsweise Vorbereitungen für einen Angriff bemerkbar, so kann man mit Sicherheit auf das Vorhandensein von Joffre-Gräben rechnen. Ihre Beschießung ist dann mindestens ebenso wichtig wie die der vordersten Gräben. Diese werden bei starkem Feuer ja grundsätzlich bis auf einzelne Posten geräumt. Die Nebenwirkung des in erster Linie gegen das Drahthindernis gerichteten Feuers wird vollständig genügen. Zur Beseitigung des im Lauf des Krieges immer stärker gewordenen Drahthindernisses gehört ohnehin eine sehr bedeutende Munitionsmasse. Die Zerstörung des vordersten Grabens ergibt sich dabei von selbst. Dies gilt, soweit es sich um die Benützung desselben zum Ansetzen des Sturmangriffs handelt. Anders liegt es mit erkannten Planierungsanlagen, besonders zur Verteidigung eingerichteten Stützpunkten, bombensicher eingebauten Maschinengewehren und sonstigen Kampfmitteln. Diese müssen planmäßig beschossen und zerstört werden.

Schneeschuhläufer und Gebirgs-Maschinengewehrtruppen.

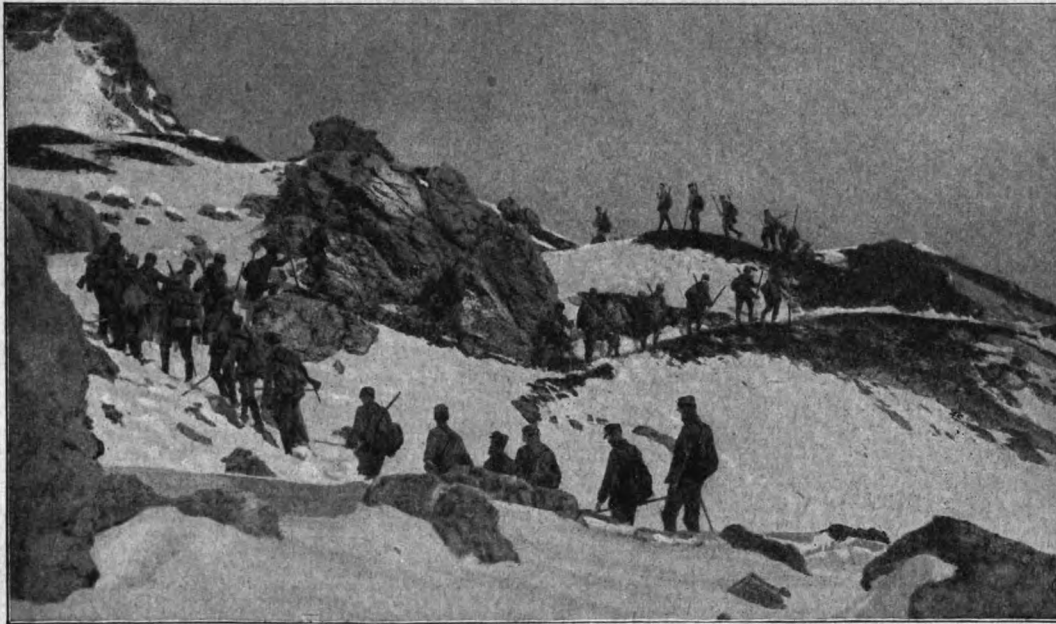
(Hierzu die Bilder Seite 236.)

Die Schneeschuhtruppen und die Gebirgs-Maschinengewehrabteilungen sind neuzeitliche Erscheinungen dieses großen Weltkrieges. Beide Formationen sind als Spezialtruppe anzusprechen und haben als solche ihre volle Berechtigung. Der Anlaß zur Gründung dieser Gebirgstruppe war der Gedanke: man wollte im Gebirgslande im Winter bei hohen Schneeverhältnissen gut ausgebildete Schneeschuhläufer für Patrouillen und Meldegänge verwenden. Hierfür kamen in erster Linie Sportsleute in Betracht, die die nötige militärische Ausbildung bereits bei anderen Truppenteilen erhalten hatten und außer der Felddienstfähigkeit den weiteren Grad der Gebirgsdiensttauglichkeit besaßen. Daß diese Art des Sports, „der Schneeschuhlauf“, im Frieden zumeist von Leuten geübt wird, die den gebildeten Kreisen angehören, kam dieser Truppe zugute, denn von ihren Angehörigen mußte in erster Linie schnelle Auffassungsgabe erwartet werden, um im Aufklärungsdienst sicheren Erfolg



Verlassenes Schlachtfeld in Bessarabien.

Phot. Photothek, Berlin.



Beim Aufstieg in einer Höhe von 2000 Metern.



Überqueren eines Schneefeldes. Im Hintergrunde die Zehner Alpen.



Wendungen mit Schneeschuhen.

Übungen österreichisch-ungarischer Schneeschuhtruppen in den Allgäuer Alpen.

zu erzielen. Der Verlauf der Bogesen- und Karpathenkämpfe hat diese Annahme in vollem Maße bestätigt.

Das über Schneeschuhläufer Gesagte gilt natürlich auch für die zweite Gattung, die Gebirgs-Maschinengewehr-Abteilungen. Nur daß zum Unterschied von jenen bei diesen zur Ausrüstung das Maschinengewehr hinzukommt, während die „Schneeschuhläufer“ mit dem Karabiner ausgerüstet sind. Beide Arten besitzen als Hauptvorteil eine äußerst hohe Bewegungsmöglichkeit in schneereichen Gebirgsgegenden. Man hat im Verlauf des Winters 1914 ihre Verwendung aber auch für den Sommer ins Auge gefaßt; es wurde zu dem Zweck ein besonderer Ausbildungsplan vorgesehen, der sich in der Hauptsache auf Gebirgskletterübungen erstreckte, wofür wiederum eine besondere Ausrüstung notwendig war.

Die englischen Docks.

Von Dr. A. Semerau.

Die bekannten englischen Flieger Graham-White und Harry Harper versprachen sich und ihren Landsleuten nicht viel von einem Angriff der Zeppeline auf England und nannten die deutschen Luftschiffe weiße Elefanten, kostspielige Ungeheuer, von denen Deutschland Großes erwartete, die aber so vielen Fährlichkeiten ausgesetzt seien, daß sie nur in seltenen Fällen zu einem Erfolg gelangen könnten. Diese Vorhersage ist wie so manche andere durch die Macht der Tatsachen zunichte geworden. Es ist leicht begreiflich, daß die Zeppeline für ihre Angriffe besonders die englischen Werften und Docks wählten, denn diese stellen einen der wichtigsten Teile der englischen Kriegsmaschinerie dar. Man unterscheidet verschiedene Docks. Die sogenannten nassen Docks sind nichts anderes als künstliche, abschließbare Wasserbecken zur Aufnahme von Schiffen und ersetzen einen Hafen; in

ihnen wird das mit der Flut eingetretene Wasser durch Absperrvorrichtungen zurückgehalten, so daß die dort befindlichen Schiffe jederzeit von einer Stelle zur anderen bewegt werden können. Auch die zum Ausbessern und Untersuchen der Schiffe dienenden trockenen Docks sind künstliche, abschließbare Wasserbecken, aus denen das Wasser entfernt werden kann, wenn das Schiff eingefahren ist, wodurch dieses trocken gelegt wird. Außer den nassen oder trockenen Docks kennt man noch die schwimmenden, die in ihrer älteren Bauart aus einem hölzernen Kasten bestanden, dessen Längswände fest mit dem Boden verbunden waren, während die beiden Querswände durch je ein paar Stenmtore oder eine Klappe mit horizontaler Achse gebildet wurden. Jetzt bestehen die schwimmenden Docks alle aus Eisen. Man verwendet auch kurze Teildocks, die, während der Schiffkörper an seinem Ladeplatz im Wasser bleibt, das Ausbessern des Bugs oder Stücks erlauben. In Nordamerika ist das sogenannte Schraubendock in Anwendung gekommen, das zu den feststehenden Docks mit senkrechter Hebung des Schiffes zählt und bei dem das Schiff zwischen Pfahlreihen durch Schrauben über das Wasser gehoben wird, während bei den hydraulischen Docks das Schiff zwischen Pfählen über eine Plattform fährt, die durch hydraulische Pressen mit dem Schiff zum Emporsteigen gebracht wird. So hebt man in den Viktoriadocks von London Schiffe bis zu 4000 Tonnen in einer Viertel- bis zu einer halben Stunde.

Es ist nicht zu verwundern, daß England, wo man allen auf Handel und Schiffbau abzielenden Einrichtungen schon früh große Aufmerksamkeit zuwandte, die großartigsten Docks besitzt. Alle größeren Hafen- und Handelsstädte Englands besitzen Docks, die meisten und bedeutendsten Liverpool und London. Liverpool, die zweitgrößte Stadt und der zweitgrößte Handelsplatz des vereinigten Königreichs, hat mehr als 50 Docks, die, gegen 430 Hektar bedeckend, nur durch die großartige schwimmende, über 700

Meter lange Landungsbrücke unterbrochen, über 9 Kilometer weit am Meeres sich hinziehen, oft mehrere Bassins enthalten und alle untereinander in Verbindung stehen. Zu den ältesten gehört das 1753 gebaute Salthouse-Dock, zu den größten zählen Prinzess-Dock, Langton- und das 8 Hektar große, 1881 eröffnete Alexandra-Dock. Jedes Dock dient einem besonderen Handelszweig. Die Kais bestehen aus rotem Sandstein; Speicher, darunter sechs gewaltige Getreidespeicher, sonst meist nur sogenannte Hangars, in denen die Waren nur drei Tage lagern dürfen, und Krane sind in großartigem Maßstab angelegt. Die Einwirkung von Ebbe und Flut wird durch riesige Schleusenwerke überwunden. Trockendocks zählt Liverpool 25. Alle diese Anlagen verwaltet die selbständige Körperschaft Mersey Dock and Harbour Board. Nach Wapping- und Waterloo-Dock führen unterirdisch zwei Bahnstränge, wie überhaupt das Verkehrsweisen der Bedeutung dieses Welthandelsplatzes entspricht. Machen die Liverpooler Dockanlagen schon einen großartigen Eindruck, so erfährt dieser noch eine Verstärkung angesichts der Docks des Londoner Hafens, die, eine Welt für sich, das unausgesetzt lebendig pulsierende Herz des größten Handelshafens unserer Erde sind. Wer die Docks nicht gesehen hat, hat London nicht gesehen. Es entwickelt sich vor den erstaunten Blicken ein gewaltiges Bild: anfangs ist man ganz verwirrt

von dieser Masse unübersehbarer Kais, an denen Tausende von Schiffen, ein Wald von Masten sich drängen, von diesen langen Zeilen altersgrauer, teilweise baufälliger Häuser und Speicher. Man fragt sich enttäuscht, ob das wirklich die berühmten Lagerhäuser sind, in denen die Produkte der ganzen Welt, die größten Kostbarkeiten neben den gewöhnlichsten Verbrauchsgegenständen aufgestapelt liegen. Man empfindet, daß die Einrichtungen des Londoner Hafens, so gewaltig auch der Verkehr dort ist, veraltet sind, verglichen mit denen etwa der Häfen von Hamburg und Antwerpen. Aber die außerordentlichen Größenverhältnisse wirken doch, denn der Hafen zieht sich von London-Bridge 10,5 Kilometer, oder wenn man ihn bis zu den neuesten Dockanlagen flussabwärts rechnet, 37 Kilometer weit bis Gravesend, das man das Cuxhaven der Themse genannt hat. Hier bei Tilbury auf dem linken Ufer sind große Docks der East und West India Dock Company. Der City am nächsten liegen die ältesten Teile der ganzen Anlage, St. Katherine's Dock, 4 Hektar groß, im Osten des Tower und daneben die London-Docks mit drei Bassins, gewaltigen Kellerräumen für etwa 380 000 Hektoliter Wein, Kognak, Rum und Öl und Lagern für ungefähr 222 000 Tonnen



Ein französischer Verbindungsschützengraben in der Champagne, der bis in die vordersten Linien führt.

Wolle, Kolonialwaren und so weiter. 32,5 Hektar Wasser- und 136 Hektar Landfläche nehmen an der Themsekümmung am Südufer die Surrey and Commercial-Docks mit fünfzehn Bassins ein, darunter acht für Seeschiffe, die vor allem dem Holz-, daneben auch dem Getreidehandel dienen; gleichfalls dafür bestimmt sind die Millwall-Docks auf der Halbinsel Isle of Dogs, wo auch die drei parallelen West-India-Docks liegen: das Südbassin, früher ein Kanal, das Importbecken, namentlich für westindische Farbhölzer und Rum, und das für Export, mit großen Magazinen für Wollager und anderes mehr. Zur Verbindung der West-India-Docks mit dem rechten Themseufer bei Greenwich dient seit 1897 der Blackwelltunnel. Veraltet in ihrer Einrichtung sind die East-India-Docks, die 12 Hektar umfassen, aber völlig modern sind die weiter stromabwärts liegenden, 1880 eröffneten, 36 Hektar großen Viktoria-Docks und das Albert-Dock, die mit Trockendocks, Speichern, Eisellern, hydraulischen Kranen, Bahnanschlüssen, elektrischem Licht und jeder sonstigen neuzeitlichen technischen Errungenschaft ausgestattet sind und vor allem dem Handel mit Getreide, Tabak, Guano, Jute und gefrorenem Fleisch aus Australien dienen. Die vier Dockgesellschaften besitzen 305 Hektar Wasserfläche und Lagerräume für 1,5 Millionen Tonnen Waren. Beschäftigt werden in den Docks 18 000 Arbeiter.

Der Tonnengehalt der den Londoner Hafen anlaufenden Schiffe betrug 1913 rund 16 Millionen Tonnen, und an Kohlen allein werden in den Docks am Surreyufer jährlich 9 Millionen Tonnen verschifft. Ungeheure Werte in Waren ruhen in den Londoner Docks, und darum gelten die Zeppelinangriffe mit Recht so oft ihnen.

Überwinden kleiner Gewässer.

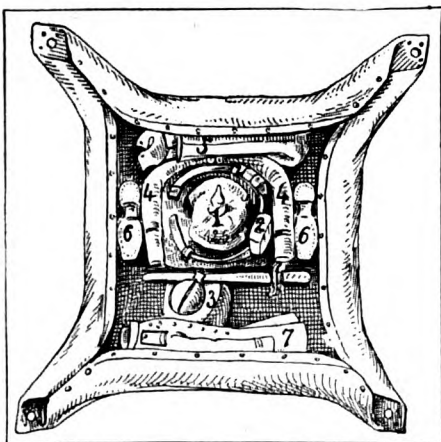
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu Bild und Skizzen Seite 238 und 239.)

Hunger, Durst, Kälte, Hitze, Marschstrapazen werden vom Feldsoldaten leichter ertragen als — ein gründliches Durchnäßtwerden. Das ist für ihn das Ärgste, auch wenn er durchaus nicht besonders wasserscheu ist. Das Gefühl, in pattnasser Uniform, mit vollgesogener Unterwäsche und Stiefeln, in denen das Wasser bei jedem Schritt quietscht, noch kilometerweit marschieren oder stundenlang kämpfen zu müssen und langsam am lebendigen Leibe zu trocknen — oder auch nicht! — kann nur der nachempfinden und verstehen, der es selbst durchgekostet hat. Ein solcher Kenner wird auch mit wehem, beschämtem Gefühl an unsere hartgeprüften Truppen denken, wenn im Tagesbericht inhaltsschwere Worte stehen wie: Überschwemmung und Regen erschwerten die Operationen. Nur ein verständnisloser Egoist kann es dann fertig bringen, während der Regen draußen prasselnd an die Fensterscheiben schlägt, müßig über „den langsame Verlauf der Operationen“ ins warme Bett zu kriechen.

Doch wird ein waderes, freudiges Ausbarren im Regen, gegen den man sich eben im Feld meist nicht schützen kann, noch übertroffen durch die Entschlußfreudigkeit unserer Truppen, nötigenfalls diese nicht geringen Mühsale und Unbequemlichkeiten beim Durchqueren von Wasserläufen freiwillig auf sich zu nehmen, um dadurch taktische Vorteile zu erringen. Schon lange haben die deutschen Militärbehörden in richtiger Erkenntnis der Verminderung der Kampffähigkeit bei durchnähter Uniform Versuche angestellt mit wasserdichten Zeltbahnen und ihren Verwendungsmöglichkeiten für Patrouillen, die Wasserläufe oft ohne andere Behelfsmittel überwinden müssen.

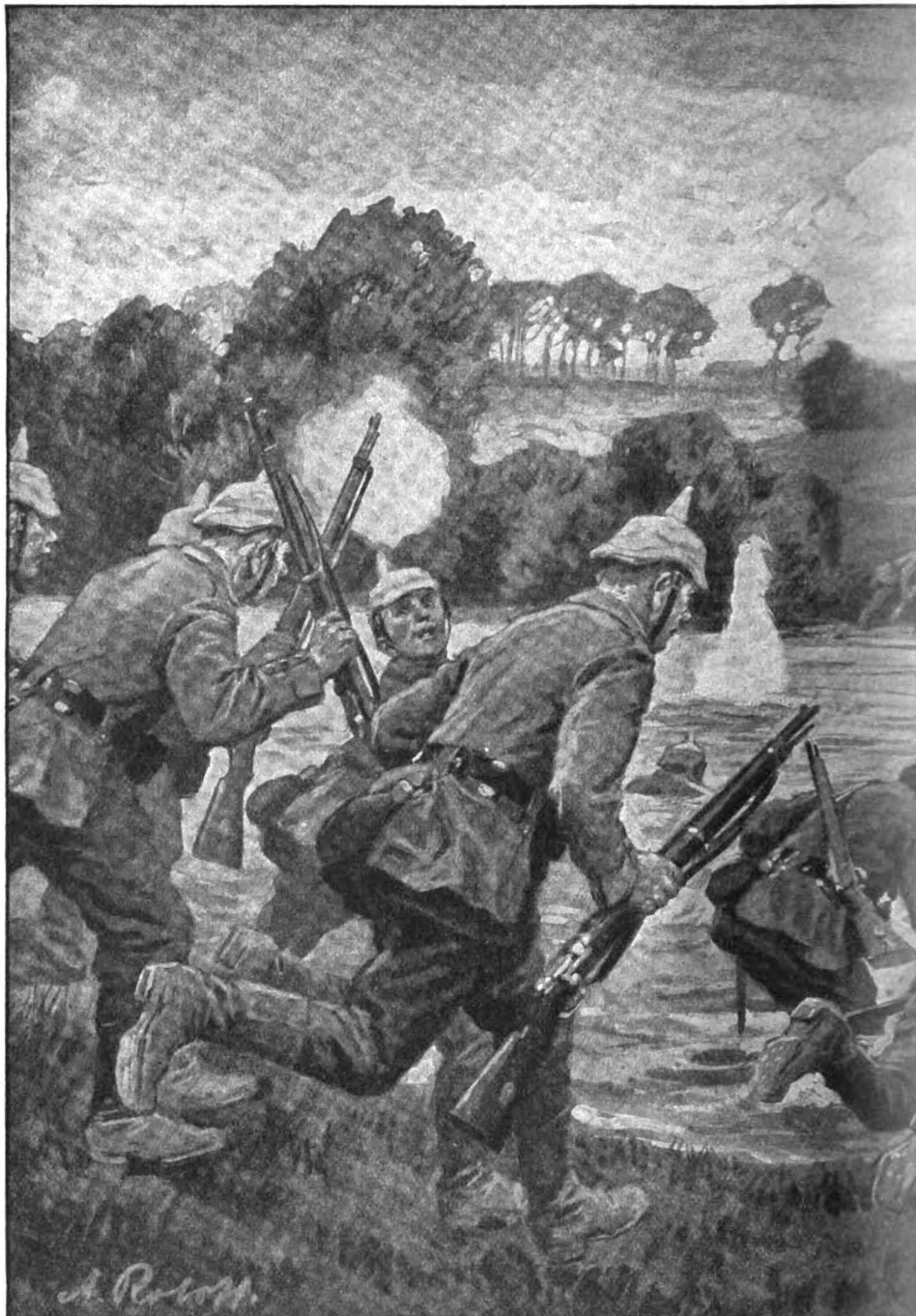
Schlägt man nämlich die angefeuchtete, handbreit mit Schilf, Stroh, Baumlaub oder kleinen Ästchen belegte Zeltbahn an den vier Zipfeln zusammen, nachdem man seine Uniform nach der untenstehenden Skizze hineingelegt und oben wieder mit Rohr, Binsen und dergleichen bedeckt hat, so kann man sie mit der Zeltleine, die eigentlich fürs Zeltaufschlagen bestimmt ist, zusammenbinden und nötigenfalls durch Anknüpfen des Wischstrides (fürs Ge-



Wasserdichte Zeltbahn als Umhüllung der Uniform und Ausrüstung.

wehrreinigen) schwimmend hinter sich herziehen, um am anderen Ufer eine trockene Uniform sowie ein unbeschädigtes Gewehr zu haben. Letzteres wurde nämlich zu oberst auf dem Bündel befestigt.

Nichtschwimmer verfertigen aus drei Zeltbahnen ein Floß (siehe die Skizze Seite 239 unten), woran sie sich halten oder worauf sie

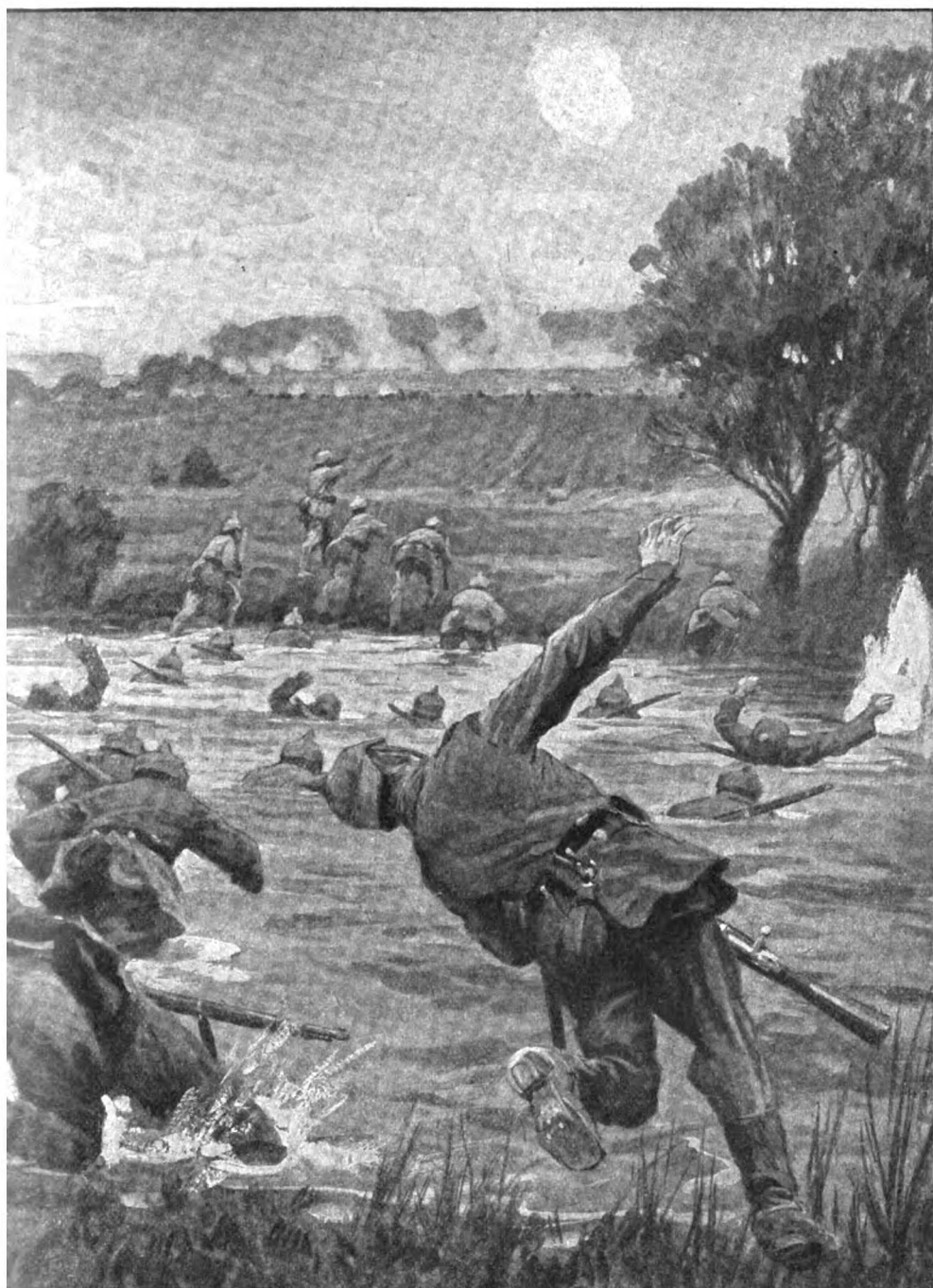


sich teilweise setzen, um mit dem Spatenblatt hinüberzugerudern. Die vielen Möglichkeiten zum Überwinden eines Gewässers mit den aus nahen Gehöften und Ortschaften geholten Behelfsmitteln, vom kunstlos über das Rinnsal gespannten Seil bis zur ausgeklügelten Tonnenfloß- oder gar Gierfahre, können an dieser Stelle nicht dargestellt, sondern nur genannt werden.

Man muß sich jedoch klar darüber sein, daß alle bisher genannten Übersehmittel nur für verhältnismäßig wenig Soldaten benutzbar sind, wie Aufklärer oder Erfunder des jenseitigen Ufers. Mit Recht betont unsere Feldpionierdienstvorschrift: „Erst eine Brücke gewährt eine ausreichende Grundlage für Fortführung der Kriegshandlung auf dem jenseitigen Ufer.“ Deshalb wurde der Leistungsfähigkeit des Brückentrains von jeher größter Wert beigemessen. Ebenso der Ausbildung der Pionierkommandos aller Waffen zum Bau der im feindlichen Feuer verwendbaren, leichten, biegsamen Schnellbrücken, deren tragende Schwimmkörper aus Zeltbahndoppelbündeln, Tonnen, Kisten, aus Zeltbahnen und dergleichen bestehen, während die Querverbindungen aus vernagelten oder verschnürten Knüppeln oder Brettern hergestellt werden und die Laufbahn sich zumeist aus Brettern zusammensetzt.

Trotzdem kam es im Verlauf des Feldzuges schon oft vor, daß hauptsächlich Infanterie- und Kavallerieabtei-

Durch
eines W
feindli
Nach einer C



erung
laufes im
Feuer.
Zeichnung von
off.

lungen wegen Zeitmangels Gewässer auch ohne jegliches Hilfsmittel überwinden mußten. Bei hartem Uferstrand kann man ja noch mehrere Meter breite Bäche in kühnem Sprunge nehmen, wie es beim belgischen Dorfe Barancy gemacht wurde. Größere Wasserläufe mußten hin und wieder an den auf allen Karten eingezeichneten Furten durchschritten werden, wobei die Friedensregel, daß nämlich die Furttiefe für Infanterie nicht weiter als bis zu den Patronentaschen, bei der Kavallerie bis zum Pferdehals, bei der Artillerie bis zum Geschützrohr gehen soll, wegen künstlicher oder natürlicher Überschwemmung Ausnahmen verlangte, die mit der auch unseren Unterführern eigenen Verantwortungslosigkeit versucht und meist opferlos durchgeführt werden konnten.

Recht ungemütliche Minuten zeigt das obige Bild. Eine schwächere feindliche Abteilung, die jedoch durch ihr Glanzenfeuer recht unbequem wird, soll durch einen Gegenangriff unserer Musketiere „geworfen“ werden. Zeit ist nicht zu verlieren. Ein durch die Frühjahrregen stark geschwollener Wasserlauf muß ohne vorhergehende Erkundung und ohne Benutzung von irgendwelchen Hilfsmitteln überwunden werden. Gepäck ab! — um bei etwaigem Stolpern über größere Steine nicht durch dessen Schwere hinuntergezogen zu werden. Während Kameraden vom Ufer aus die gegnerische Schützenlinie unter Feuer

nehmen, sie „niederhalten“, springen die Nachbarzüge unter Ausnutzung der „Feuerunterstützung“ vorwärts. Der vorderste Musketier findet glücklich eine leichtere Stelle, auf die die Schützenlinie konzentrisch zueilt, um sich am jenseitigen Ufer wieder auszubreiten. Dabei wird natürlich der dortige „tote Winkel“ ausgenutzt, der durch den stehenden Schützen bildlich gut dargestellt wird. Von letzterem sieht der Gegner nämlich nur den Kopf, während sein Körper durch die vor ihm liegende Geländewelle gegen Sicht und direkten Schuß gedeckt ist.

Erzerum.

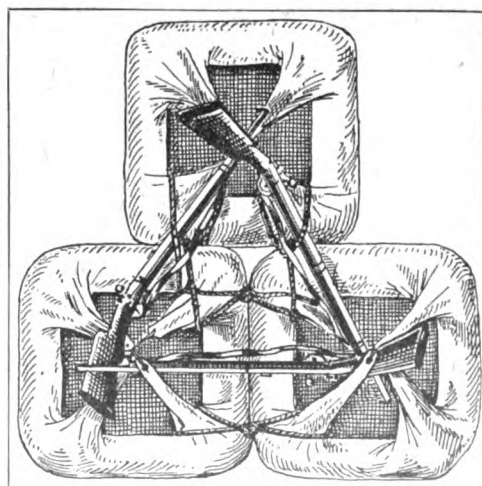
Von Oberstudientrat Dr. Egelhaaf.

(Hierzu das Bild Seite 240 unten.)

Die Nachricht von der Einnahme der türkischen Grenzfestung Erzerum durch die russische Kaukasusarmee unter General Judenitsch am 16. Februar 1916 lenkt die Aufmerksamkeit der Welt auf diese in der Geschichte der russisch-türkischen Kriege oft genannte Stadt.

Sie liegt auf der armenischen Hochfläche, die sich zwischen dem rechten Quellstrom des Euphrat, dem Karasu, dem Oberlauf des zum Kaspischen Meer fließenden Aras (Araxes) und dem linken Quellstrom des Euphrat, dem Muradsu, ausdehnt und, abgesehen von den höchsten bis 4000 Meter sich erhebenden Spigen, im Durchschnitt 1900 bis 2000 Meter über dem Meer hoch ist — das ist etwa die vierfache Höhe der „Hilder“ über Stuttgart oder ungefähr die Höhe von St. Moritz-Dorf (Karte Band II Seite 302). Trotz dieser großen Erhebung, die Wintertälten bis zu 29 Grad Celsius mit sich bringt, gedeihen daselbst bei der südlichen Lage, ungefähr der von Neapel, und einer bis zu 44 Grad sich steigenden Wärme Wein und Obst; schon der griechische Geograph Strabon, ein Zeitgenosse Christi, hebt hervor, daß das Land sogar immergrüne Bäume trage. Es gedeihen daselbst auch Bienen- und Seidenzucht; auf den Almen und Hochebenen weidet statiliches Vieh, und die Rasse Armeniens waren schon im Altertum so berühmt, daß sie dem Perserkönig eine Koppel seiner Hespferde lieferten und das Land jährlich 20 000 Füllen als Abgabe zum Mithrasfest an den Großkönig nach Susa zu schicken hatte. Der Boden enthält reiche Schätze von Gold, zu dessen Ausbeutung schon Alexander der Große die Hand nach dem Tschorochthal ausstreckte, von Silber, Eisen und Salz, welche Schätze hoffentlich nach

erträpftem Frieden mit Hilfe deutschen Kapitals und deutscher Bergleute erst recht werden ausgebeutet werden zum Wohl des Landes selbst wie zu dem der Menschheit. Der Gewerbfleiß der Bewohner richtet sich auf Waffen-, Metall- und Lederfabrikation. Politisch bildet das Land das Wilajet (Provinz) Erzerum; es ist etwa 50 000 qkm groß und zählt ungefähr 650 000 Seelen, von denen vier Fünftel Mosammedaner, der Rest armenische Christen sind; mit Rom vereinigt sind etwa 12 000 katholische Ar-



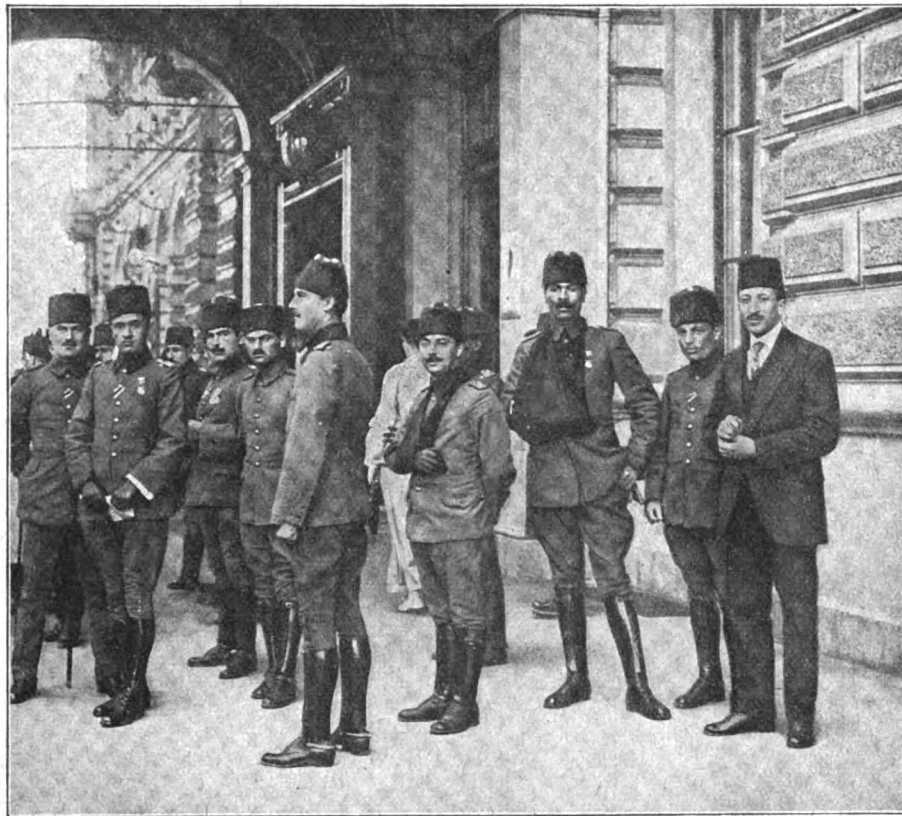
Stoß aus drei Zeltbahnen für Nichtschwimmer.

menier. — Die Stadt Erzerum liegt links vom Karasu, nicht fern von dessen Quellen. Wenn man die Karte des römischen Reichs zur Hand nimmt, so findet man in jener Gegend die Stadt Carana eingetragen. Sie hieß im Armenischen Karin und war einst die Residenz eines hocharmenischen Reiches. Nahe dabei befand sich eine andere alte Stadt: Arsen. In der Folgezeit ward aber der Schwerpunkt des Reiches nach Artaxata am Araxes verlegt, das nach einer bei Plutarch und Strabon erhaltenen Erzählung nach den von Hannibal für den armenischen König entworfenen Plänen erbaut worden

sein soll. Ums Jahr 387 ward Armeniens westlicher Teil römische Provinz, und der Kaiser Theodosius II. (408 bis 456 nach Christo), der durch die erbarmungslose Niederzwingung des Heidentums und die Gefekammung Codex Theodosianus bekannt ist, befestigte Karin-Arsen als Stützpunkt der Römer gegen die Neuperser sehr stark und nannte es nach sich selbst Theodosiopolis. Seit 1049 findet sich der Name Erzerum, der von dem Namen Arsen oder Ars und den Worten er-rum herkommt; Arserum bedeutet also „das römische, das heißt römisch-byzantinische, Ers oder Arsen“. Die militärische Wichtigkeit der Stadt beruht einerseits darauf, daß sie den Weg an dem Karasu hinab nach Kleinasien eröffnet, andererseits darauf, daß man von hier aus nordwärts nach dem Tschoroch (bei den Alten Tkamplis), der bei Batum ins Schwarze Meer geht, und ostwärts nach dem Aras herniedersteigt. Infolge davon haben alle, die über Armenien Gewalt erlangen wollten, nach dem Besitz von Erzerum getrachtet. Es ist 1201 in die Hände der Seldschuken gefallen, denen es etwa zwanzig Jahre nachher die fürchterlichen Mongolenschwärme Dschingis-Khans entriß. Um 1390 ergab sich Armenien, nachdem die Felsenfestung Wan genommen und die Verteidiger in den Abgrund gestürzt waren, an Timur, den zweiten Mongolenherrscher, der die Welt unter Mord

und Brand durchzog. Nachdem die Mongolenherrschaft zerfallen war, bemächtigten sich die Perser 1470 Erzerums und hatten es 64 Jahre lang inne. Im Jahre 1534 brach zwischen ihnen und dem großen türkischen Sultan Suliman II., dem Prächtigen, ein Krieg aus, der durchaus zugunsten der Osmanen verlief; sie eroberten Erzerum, Wan und schließlich sogar Bagdad mit ganz Mesopotamien. Von da an ist die Stadt bis zum heutigen Tag Bestandteil der Türkei geblieben; sie wurde zwar 1829 durch Pastilwitich genommen und mußte 1878 auf Grund des Waffenstillstandes den Russen

ausgeliefert werden, kam aber durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 an Sultan Abdul Hamid zurück. 1859 wurde sie durch ein Erdbeben zerstört. Heute hat sie etwa 40 000 Einwohner; die Lage auf einer Hochebene von 1965 Meter Erhebung, in deren Hintergrund gewaltige Bergketten mit ewigem Schnee sichtbar sind, ist großartig, aber durch den Mangel an Wald und das weite Steingeröll öde und schauerlich. Ein Viertel der Bewohner sind Armenier, drei Viertel Türken; die Hauptnahrung wird gewonnen durch Waffenanfertigung und Kürschnerei, der die viereiche Gegend die Felle liefert. Die Festungswerke sind 1863—1875 und nach dem Krieg von 1877/78 erneuert worden; den Mittelpunkt bildet in der Stadt selbst die alte Feste Tsch Kale. Der neuzeitlichen Artillerie waren die Befestigungen aber nicht gewachsen. Die Stadt hat ein geistliches und fünf weltliche Gerichte, eine Handelskammer und eine landwirtschaftliche Bank, je einen armenisch-nestorianischen, katholischen und orthodoxen Erzbischof, drei christliche Kirchen, 65 Moscheen, 15 Derwischklöster und einige Medresen oder höhere mohammedanische Lehranstalten, in denen Theologie, Recht und Grammatik gelehrt werden. Außerdem besteht eine Normal-(Lehrerbildungs-)Schule, eine Militär- und eine Sekundärschule sowie zwei katholische Schulen. Die Stadt ist Sitz des Kommandos der achten türkischen Division gewesen.



Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.

Verwundete türkische Offiziere in Berlin auf dem Wege nach Wiesbaden, um dort in einem Offiziererholungsheim Genesung zu suchen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Gesamtansicht von Erzerum, der in Türkisch-Armien unweit der russischen Grenze gelegenen Hauptstadt des gleichnamigen Wilajets, die von den Türken gegen große feindliche Übermacht aufgegeben wurde.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Der Kampf mit Italien flaute Anfang Februar auf dem einen Schauplatz, an der Grenze gegen Österreich, am Isonzo (siehe die Bilder Seite 242 und 243), nach dem Erfolge der österreichisch-ungarischen Truppen bei Oslavija merklich ab. Die Italiener begnügten sich in der Hauptsache damit, die feindliche Stellung unter Artilleriefeuer zu nehmen, das allmählich immer schwächer wurde. So verlief das erste Drittel des Monats hier fast ohne besondere Ereignisse. Die Ruhe benutzten die Italiener zu einer Neugruppierung ihres außerordentlich stark geschwächten Heeres, dessen Verluste an Toten, Verwundeten, Kranken und Gefangenen sie selbst auf nahezu 800 000 Mann angaben. Diese gewaltigen Lücken mußten nun durch Heranziehung älterer Jahrgänge aufgefüllt werden.

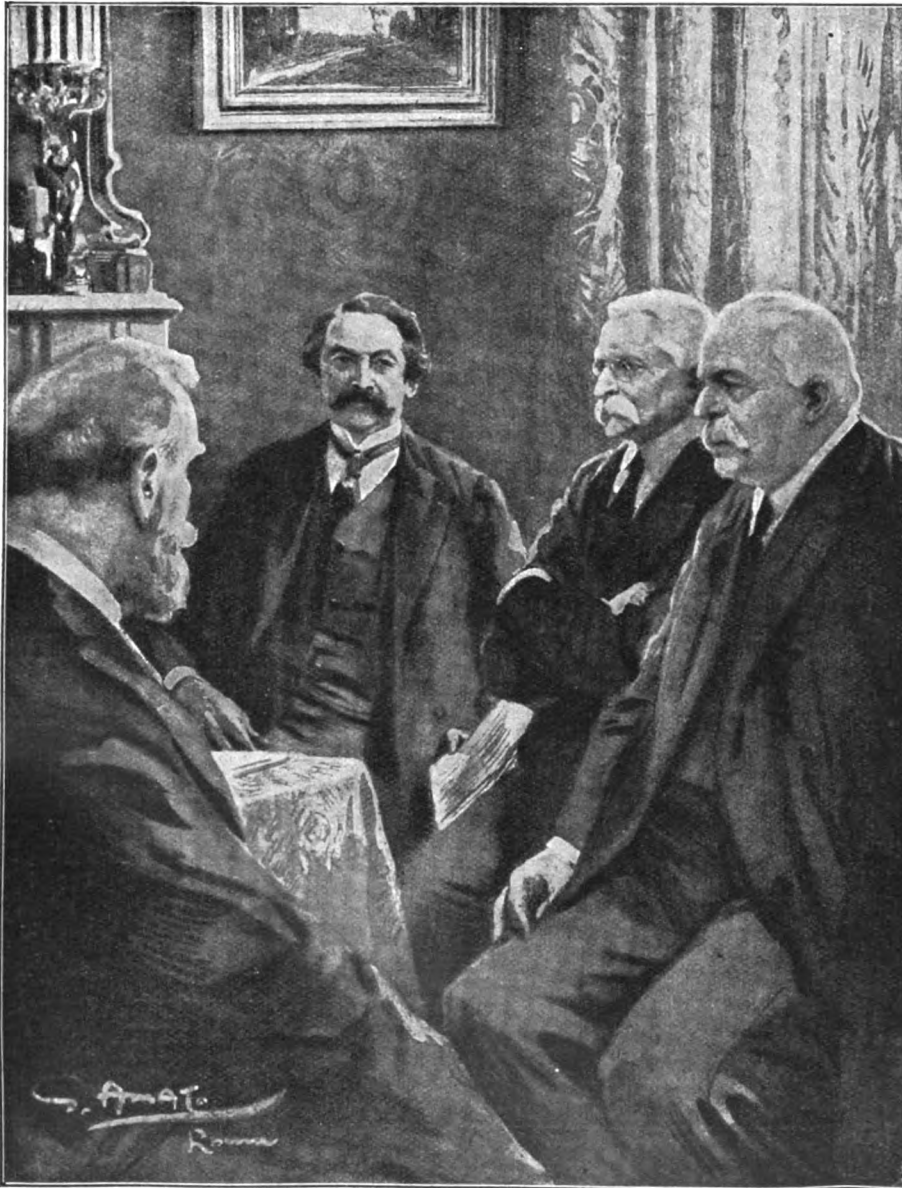
Lebhafter wurde es am 11. Februar. An diesem Tage errangen die Österreicher und Ungarn einen größeren Erfolg durch Eroberung einer feindlichen Bergstellung im Rombongebiet bei Flitsch, wobei sie 3 Maschinengewehre erbeuteten und etwa 70 Alpini gefangen nahmen; sie hatten also erlesenen Truppen gegenübergestanden. Tags darauf bemühten sich die Italiener, die ihnen abgenommene Stellung durch starke Artilleriebeschießung zu erschüttern, und wagten dann einen nächtlichen Vorstoß, mit dem sie indessen zurückgewiesen wurden. Mit einigen weiteren Gegenangriffen erging es ihnen nicht besser. Nun wurde der Artilleriekampf

auf weitere Teile der Front ausgedehnt und namentlich auch Görz wieder einmal mit einer Anzahl Granaten bedacht. Am 14. Februar griffen diese Kämpfe auch auf die Kärntner Front über, wo vor allem die österreichisch-ungarische Stellung beiderseits des Seisera- und Seebachtales westlich Raibl von der italienischen Artillerie lebhaft beschossen wurde. In der darauffolgenden Nacht wurde das Feuer auch gegen den Abschnitt zwischen dem Fellatal und dem Wischberg gerichtet. — Im Becken von Flitsch setzten die Italiener am 14. Infanterieangriffe gegen das Rombongebiet an, hatten aber lediglich sehr schwere Verluste, ohne von der eingebüßten Stellung auch nur einen Schritt breit wieder besetzen zu können.

Am 16. Februar war wieder fast allein die Artillerie der Italiener tätig, während ihre Infanterie nur gelegentlich stärkere Patrouillen zur Feststellung der Artilleriewirkung ausandte; eine Erschütterung der beschossenen f. u. f. Stellungen vermochten diese jedoch nicht festzustellen. Im Abschnitt von Doberdo kam es an Stellen, an denen die beiderseitigen Kräfte einander nahe gegenüberlagen, zu teilweise erbitterten Minenwerfer- und Handgranatenkämpfen. Eine verwegene vordringende österreichisch-ungarische Abteilung hob einen vorgeschobenen italienischen Posten am Javorcek aus, an einer Stelle, wo die Italiener schon zu wiederholten Malen in die Falle gegangen

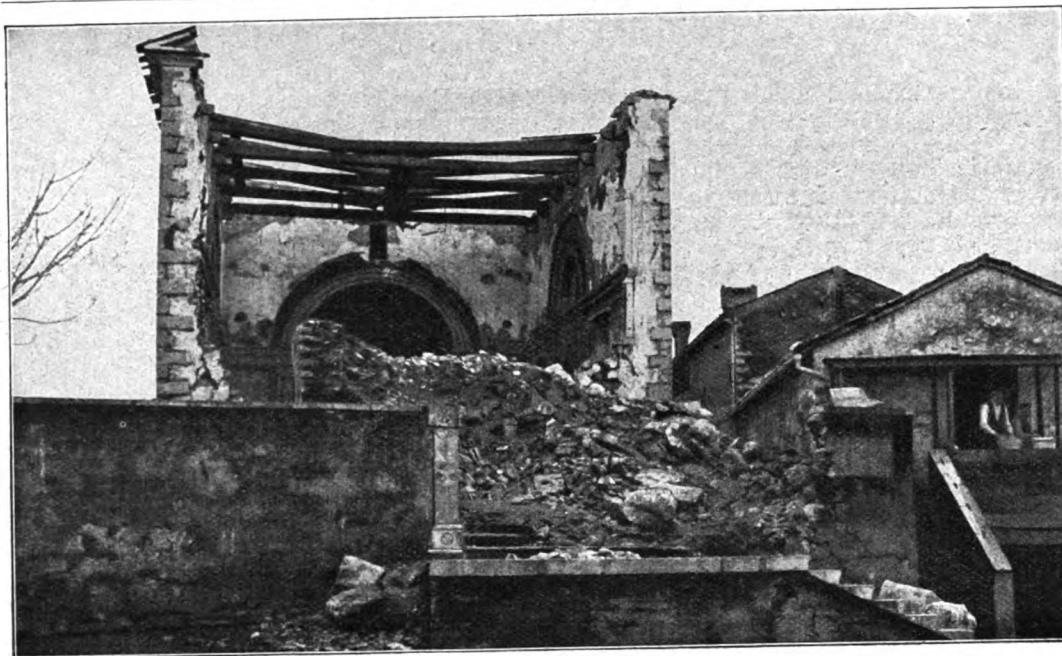
waren. — Ebenfalls am 16. Februar waren auch die Ortschaften im Canaletal des Rombongebietes sowie die Brückentöpfe von Görz und Tolmein heftigem Feuer der italienischen Artillerie ausgesetzt. Ein größerer Infanterievorstoß am Monte San Michele wurde blutig abgewiesen.

Am 17. war endlich eine wesentliche Abnahme des Feuers festzustellen. Nur einzelne Punkte wurden auch jetzt noch beschossen, so das schon so häufig heimgesuchte Malborgeth. Das im Rombongebiet eingetretene Schweigen der feindlichen Artillerie ermöglichte es den Österreichern und Ungarn an diesem Tage, an die Säuberung des Vorfeldes ihrer neugewonnenen dortigen Stellungen zu gehen; italienische Infanterie, die sie hierbei behelligen wollte, wurde blutig zurückgewiesen. Bei Oslavija, der Stelle der italienischen Front, an der die österreichisch-ungarischen Truppen auch im Angriff erfolgreich gewesen waren, wurde in den Kämpfen dieser Tage noch ein Materialgewinn von 7 Maschinengewehren, 2 Minenwerfern und über 1200 Gewehren gemacht. Am 18. Februar lag feindliches Feuer auf der Ortschaft Uggo-witz, und im Küstenlande wurde vor allem der Witzl Brh und der Monte San Michele beschossen; gleichzeitig richteten sich an der Tiroler Front gegen die Ortschaft Fontanedo in Juditarien und gegen das Gebiet des Col di Lana hartnäckige Artillerieangriffe. Im Suganagebiet ging italienische Infanterie nordwestlich von Borgo gegen den Collo vor, wurde aber mit leichter Mühe abgewiesen. Am nächsten Tage bedachten die Italiener besonders das österreichisch-ungarische Werk Carriola bei Lardaro mit schwerem Mörserfeuer, während am 20. an der Isonzofront, namentlich bei Plava, lebhafteste Artillerietätigkeit herrschte. Die Erwiderung der österreichisch-ungarischen Artillerie hielt sich zwar von der Munitionsverschwendung der Italiener fern, hatte aber



Die Besprechung der beiden französischen Minister Bourgeois und Briand mit den italienischen Ministern Sonnino und Salandra (von links nach rechts) am 11. Februar 1916 in der Consulta zu Rom.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
IV. Band.



Eine zerstörte Kirche bei Görz.



Österreichisch-ungarische Stellungen am Isonzo.



Drahtverhaue am Isonzo.

Bilder von der Isonzofront.

Nach Aufnahmen von A. E. S. Budapest.

gleichwohl gute Erfolge zu verzeichnen. So wurden vornehmlich am 22. Februar hinter den feindlichen Linien schwere Brände hervorgerufen, durch die dem Feinde große Mengen kostbaren Kriegsmaterials vernichtet wurden.

Nach einigen Tagen ohne besondere Ereignisse machten die Italiener am 26. Februar erneute Anstrengungen, sie waren aber auch diesmal wieder so wenig glücklich wie bisher, während ihre Gegner bei einer kleineren Unternehmung im Vorteil waren: eine Abteilung der österreichisch-ungarischen Besatzung des Görzer Brückenkopfes, die vor Tagesanbruch einen Ausfall bei Perma machte, traf den Feind schlafend an, so daß sie ihn vollständig überwältigten und seine Gräben ebnen konnte. Am Rande der Hochfläche von Doberdo kam es nach wütender Artillerievorbereitung wieder einmal zu einem äußerst erbitterten Vorstoß italienischer Infanterie. Beiderseits des Monte San Michele und östlich von Uzso brach sie aus den Gräben im Sturm vor; das Ergebnis war aber nur blutige Abweisung und Einbuße von Gefangenen. — Dies war das letzte größere Ereignis an dieser Front vor einer Zeit der Ruhe, die bis tief in den März hinein währte.

Im Vergleich mit den geschilderten Kämpfen zu Lande war der gleichzeitige Luftkampf zwischen Österreich-Ungarn und Italien recht lebhaft. Hier waren die Angreifer zumeist die unternehmungslustigen österreichisch-ungarischen Flieger. Am 12. Februar nachmittags wurde Ravenna von einem k. u. k. Seeflugzeuggeschwader angegriffen, das zwei Bahnhofsmagazine und das Bahnhofgebäude zerstörte, einige Fabriken schwer beschädigte und noch sonstigen Gebäudeschaden verursachte. Ein anderes österreichisch-ungarisches Luftgeschwader überfiel Codigoro und Cavanella, wo an den Pumpwerken mit mehreren schweren Bomben Volltreffer erzielt wurden. Italienischerseits

wurde zwar behauptet, daß die Flugzeuge keinen Schaden angerichtet hätten, doch wurde der Tod von 15 Zivilpersonen zu- gegeben, außerdem aber die unwahre Nachricht von der Beschädigung eines Lazarets und einer Kirche verbreitet, um die Angreifer der Barbarei beschuldigen zu können und die öffentliche Auf- merksamkeit von der Hauptsache, dem unbe- zweifelbaren Erfolg der österreichisch-ungarischen Flieger, abzulenken.

Schon der 14. Februar brachte eine neue Kraft- probe für die beiderseiti- gen Luftstreitkräfte durch die Fahrt von elf ö. u. f. Flugzeugen nach Mail- land, einem Hauptstapel- platz für Kriegsgerät und Kriegsvorräte aller Art. Die kühnen Gäste kreuz- ten über der großen Stadt und warfen über dem Bahnhof sowie zahl- reichen großen Fabriken mit vorzüglicher Wirkung Bomben ab. Die italie- nischen Flieger, die Luft- angriffen sonst beharr- lich auszuweichen pfleg- ten, mußten nun zur Abwehr aufsteigen. Die Eindringlinge nahmen den Kampf auf, ob- wohl sie sich den gro- ßen Caproniflugzeugen gegenüber sahen; es ge- lang ihnen, die Ober- hand zu behalten und ungeachtet der Bemü- hungen der feindlichen Flieger und des tosenden Schrapnell- und Gra- natenhagels der Abwehr- geschütze ihre Aufgabe durchzuführen. — Mehrere Flugzeuge belegten auch eine Fabrik von Schio erfolgreich mit Bomben.

Am 16. Februar wollte ein italienisches Flugzeug den österreichisch-unga- rischen Hafen von Pola heimsuchen; doch holten schon die Batterien des äußeren Kriegshafenvier- tels den Feind herunter, wobei Flieger und Be- obachter gefangen ge- nommen wurden. — Für den 18. setzten die Ita- liener zur Erwidern des Bombardements von Mailand einen großan- gelegten Luftangriff auf Laibach, die Hauptstadt Krains, an. Die An- näherung ihres starken Kampfgeschwaders in der Richtung auf Görz (auf dem Wege nach Laibach) wurde an der österrei-



Kloster Sanssouci am Isonzo, das von den Italienern beschossen und zerstört wurde.



Bau eines Schützengrabens an der Isonzofront.



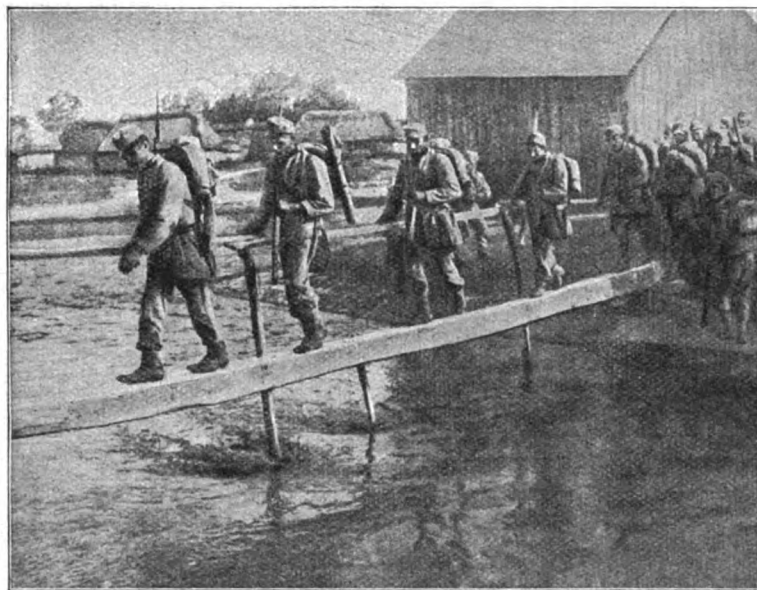
Beförderung von Sandkörben zum Ausbau der österreichisch-ungarischen Stellungen am Isonzo.

Bilder von der Isonzofront.

Nach Aufnahmen von H. St. Budapest.

chisch-ungarischen Front um 1/29 Uhr vormittags bekannt. Sofort wurde von dieser aus eine Anzahl Flieger zum Gegenstoß entsandt, und auch die Abwehrgeschütze eröffneten ein wohlberechnetes Sperrfeuer. Es gelang, von den acht feindlichen Flugzeugen fünf schon vor Görz zur Umkehr zu zwingen, wogegen drei, vom Nebel begünstigt, durch die österreichisch-ungarische Abwehrlinie durchzustößen vermochten. Erst über Idelsberg und Oberlaibach wurden sie wieder sichtbar, und um 9 Uhr warfen sie ihre erste Bombe auf Laibach ab. Doch erzielte weder dieses noch die folgenden Geschosse mehr als eine Beschädigung des Straßenpflasters. Hierauf verschwanden die Italiener in der Richtung auf Saule und Salloch, wo sie ebenfalls einige Bomben ohne besondere Wirkung abwarfen, und wandten sich dann zur Heimkehr. Dabei stießen sie über dem Wippachtal auf neun österreichisch-ungarische Flugzeuge, vier Fokker und fünf Doppeldecker, die sich zur Jagd auf den Feind anschickten. Die italienischen Flieger, die bis dahin Fühlung gehalten hatten, trennten sich und suchten zu entkommen, teils über Opicina, teils über Idelsberg. Zwei entgingen der Verfolgung; das dritte Flugzeug, ein großer Caproni, wurde gestellt und bei Merna abgeschossen, wobei der Beobachter ums Leben kam, der Führer in Gefangenschaft geriet.

Damit war der Rachezug der Italiener beendet, ohne ihnen genügt zu haben. Wohl aber brachte er der österreichisch-ungarischen Luftkampf-Flotte durch die Niederholung des ersten Caproni einen wesentlichen Vorteil. Von den Einzelheiten dieses größten und neuesten Flugzeugtyps war fast nichts bekannt gewesen. Die Österreicher und Ungarn hatten den Kampf mit dem Caproni aufgenommen, obwohl sie ihm mit ihren kleineren Fahrzeugen kaum gewachsen zu sein glaubten. Schon während des Kampfes aber zeigte sich, daß diesen ihre größere Beweglichkeit sehr zuustatten kam. Und als nun der Abschuß des Gegners gelang, hatten die Italiener nicht nur ein kostspieliges Flugzeug eingebüßt,



Überschreitung eines Flusses durch eine österreichisch-ungarische Abteilung.
Nach der Aufnahme eines Kriegsteilnehmers.

sondern es war ihnen auch ein wichtiges Informationsgeheimnis entrisen.

Schon am 20. Februar wurden wieder zwei österreichisch-ungarische Erkundungsflugzeuge gegen Mailand entsandt, die zwar heftig beschossen wurden, nach Ausführung ihres Auftrags aber wohlbehalten heimkehren konnten. — Zwei Hauptgeschwader waren unterdessen in die lombardische Tiefebene eingedrungen und richteten gegen eine ganze Reihe der dortigen Fabrikstädte Angriffe. Auch das Gebiet des Gardasees berührten sie, an dessen Ufern es zu Luftgefechten kam. Namentlich Desenzano

wurde in Mitleidenschaft gezogen. Bomben trafen die Fliegerstation und die Hafenanlagen daselbst; auch gab es zahlreiche Tote und Verwundete. Ähnlich erging es den Plätzen Salò, Trezzo sull'Adda und Brescia. Im Verlauf ihres Fluges hatten sich die österreichisch-ungarischen Flieger in zahlreiche kleine Gruppen verteilt, um die Italiener, die ein gewaltiges Abwehrgeschwader aufboten, zu zersplittern. Nachdem die k. u. k. Flugzeuge ihre meisten Bomben gut angebracht hatten, entschlossen sie sich in Anbetracht der feindlichen Übermacht zum Rückzug. Die Heimfahrt gab ihnen Gelegenheit, noch verschiedene Plätze mit Bomben zu bedecken. Die Österreicher und Ungarn durften mit dem Ergebnis ihres kühnen Unternehmens zufrieden sein. Der Eindruck in Italien war stark, und die italienische Luftflotte fand nicht den Entschluß zur Erwidern.

* * *

Während auf dem italienischen Hauptkriegsschauplatz entscheidende Ereignisse ausblieben, kam es in Albanien zu neuen, folgenschweren Zusammenstößen. Der österreichisch-ungarische Vormarsch war Anfang Februar bis zu der Einnahme von Kruja und der Vorschiebung der Spitzen an den Ismifluß gediehen (vgl. Seite 166). Nunmehr überschritten die Truppen diesen Fluß, ohne zunächst auf Widerstand zu stoßen, so daß ungehindert der Ort Preza und die



Österreichisch-ungarische Feldgeschütze werden im Hochgebirge in Stellung gebracht.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Die erste italienische Niederlage auf albanischem Gebiet im Raume Preza (Prezja) und Bazar Sjat.

Im Hintergrunde Bazar Sjat mit der alten Holzbrücke über den Argen.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledelt unter Benutzung einer aus der Vogelschau für diesen Zweck gefertigten Skizze.

Höhen westlich davon besetzt werden konnten. Der Feind, der aus Söldnern Essad Paschas, Resten des Serbenheeres und Italienern bestand, wich gegen Südosten und Süden aus. Die Österreicher und Ungarn rückten über das Gebirge vorsichtig weiter nach. Erst als sie Valjas, 8 Kilometer westlich von dem wichtigen Tirana, besetzen wollten, stellte sich der Gegner zu einem kurzen Gefecht, das für die i. u. i. Truppen günstig verlief. Diese behielten ihr Ziel Durazzo fest im Auge. Ihre Flieger klärten eifrig gegen den Ort auf und fügten den dortigen italienischen Lagern durch Bombenwürfe Schaden zu. Am 8. Februar bombardierten sie mit gutem Erfolge auch einen im Hafen von Durazzo liegenden Dampfer.

Schon am 9. konnten die österreichisch-ungarischen Streitkräfte auf ihrem Vormarsch Tirana (siehe Bild Seite 212)

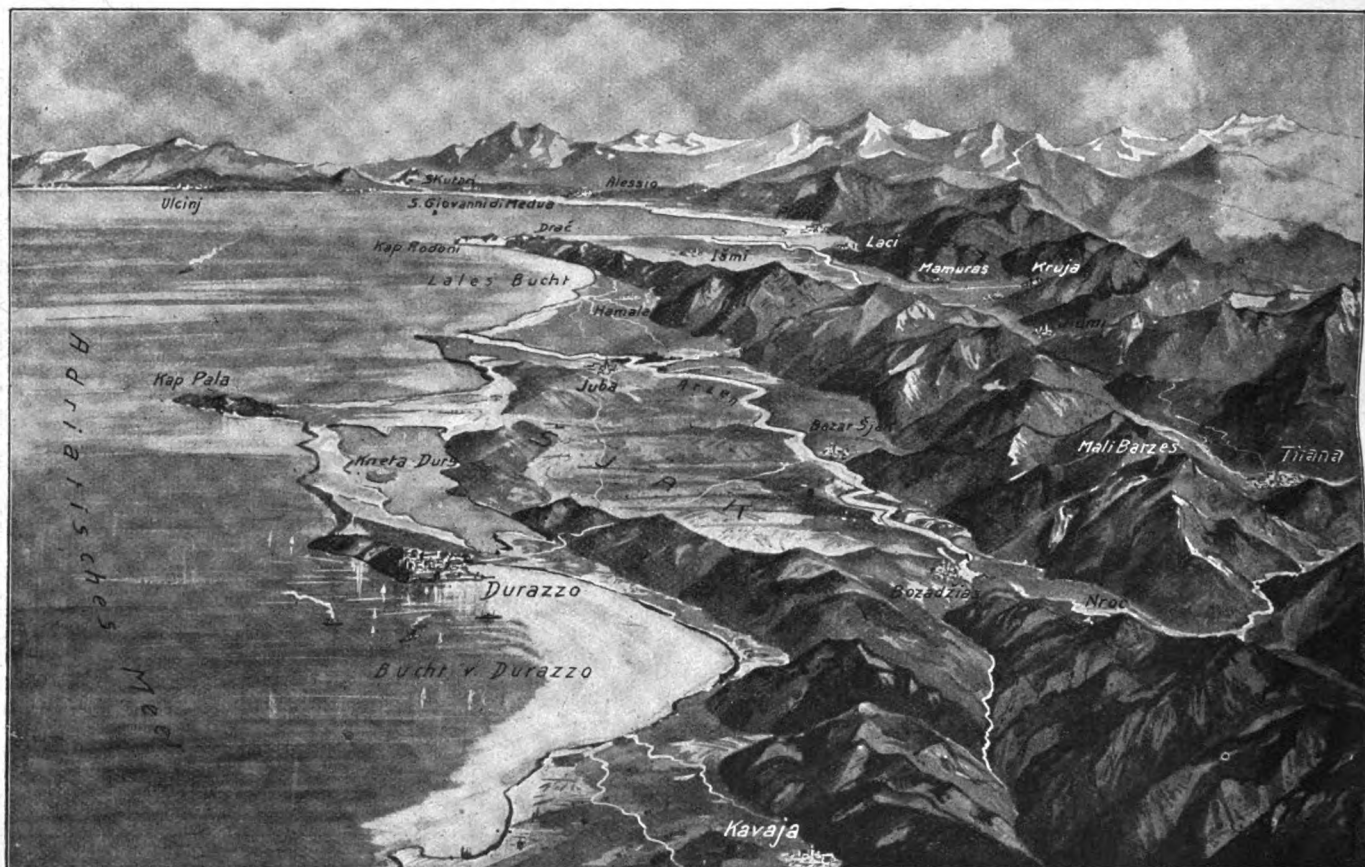
und die Höhen westlich des Ortes zwischen Preza und Bazar Sjat besetzen. Gegen diese Höhenstellungen richteten die Italiener Tags darauf Angriffe, vermochten aber nicht zu hindern, daß die Höhen fest in der Hand der Österreicher und Ungarn blieben. Mit Tirana hatten diese den Hauptsitz Essad Paschas und seiner Anhänger in Besitz, wodurch den Albanern eindringlich vor Augen geführt wurde, auf welcher Seite Macht, Sieg und Erfolg in diesem Kriege zu suchen waren. In der Hoffnung, daß die nunmehr eingetretene Wandlung der Dinge ihrem Lande endlich Ruhe und besetzte Zustände zurückgeben werde, begegneten sie dem Sieger mit Vertrauen. Waffenfähige Albaner, Katholiken wie Mohammedaner, schlossen sich dem österreichisch-ungarischen Heere an, dem sie dank ihrer genauen Vertrautheit mit dem zerklüfteten, schluchtenreichen Gelände

Albanien durch Wegweisung und Aufklärung nützliche Dienste leisten konnten (siehe auch Bild Seite 149). Ebenso erwiesen sich die Albaner in den gerade in einem unkultivierten Lande ungemein wichtigen Fragen des Nachschubes (siehe die Bilder Seite 247) als zuverlässige und verständnisvolle Helfer, die durch ihre Förderung der österreichisch-ungarischen Maßnahmen nicht unwesentlich zu einer Beschleunigung des Vormarsches beitrugen (siehe auch das Bild Seite 248).

Immer wieder versuchten allerdings die Italiener unter General Bertozzi, den siegreichen Gegner von den die Straße nach Durazzo beherrschenden Höhenstellungen zu verdrängen; doch führten diese Versuche nicht zum Ziel. Auch das konnte Bertozzi nicht verhindern, daß die österreichisch-ungarischen Kräfte an der Küste Raum gewannen und am 13. Februar auch an den Unterlauf des Arzenflusses vordrangen. Ferner wurde im Vormarsch an der Küste Juba erreicht, das nur 10 Kilometer von Durazzo entfernt ist. — Gleichzeitig war es den Bulgaren gelungen, bis Fieri vorzudringen, von wo aus sie das nur etwa 25 Kilometer entfernte Valona bedrohten.

In den nächsten Tagen folgte nun die Entscheidung über Durazzo. Die österreichisch-ungarischen Truppen umfaßten

seits der Straße Tirana—Bazar Sjak, und aus Südosten an den hart an der Küste entlangziehenden Höhen unternommen. Die feindlichen Vorstellungen bei Bazar Sjak wurden in kräftigem Ansturm schon am Vormittag überannt, unter empfindlichen Verlusten wurden die Italiener zurückgejagt und mußten schließlich wieder in ihren Ausgangsort flüchten: das erste Gefecht gegen die Italiener in Albanien, ja auf dem ganzen Balkan überhaupt, war von den Vortruppen der Armee Rövesz gewonnen (siehe Bild Seite 245), so daß sich bereits gegen Mittag der Angriff auf die Hauptstellung anschließen konnte. Während die Stürmenden auf heftigen Widerstand der Brigade Savona stießen und mit ihr im Kampf lagen, sicherten kleinere Abteilungen den rechten österreichisch-ungarischen Flügel durch Überschreitung des nördlichen Arzen, der an dieser Stelle das Vorrücken sehr erschwerte hatte. Nun konnte die Brigade Savona geworfen und zu schleunigem Rückzug in die innere Verteidigungslinie westlich des Arzen gezwungen werden. Auch der 131 Meter hohe Sasso Bianco wurde vom Feinde gesäubert und besetzt. Damit war für den weiteren Verlauf des Angriffs ein wichtiger



Vogelschaukarte von Durazzo und Umgebung.

die Stadt in weitem Bogen von Osten, erreichten im Verein mit Albanern Kavaja und stießen wenig später bis an die Küste vor. Die wenigen Gendarmen Essad Paschas, die in Kavaja gestanden hatten, entzogen sich der Gefangennahme durch schleunige Flucht. Jetzt war der Ring um Durazzo wenigstens zu Lande geschlossen, und ein konzentrischer Angriff konnte beginnen. Das wesentlichste Hindernis, auf das die Truppen stießen, war im Osten Durazzos eine gutbefestigte Stellung, die die Italiener auf den am rechten Ufer des Arzen sich hinziehenden, mit Wald und Gestrüpp bedeckten Höhen eingerichtet hatten. Die Hauptpunkte dieser stark besetzten Stellung waren Bazar Sjak, wo die aus Piemontesen bestehende italienische Brigade Savona lag, und weiter südlich Sasso Bianco. Insgesamt waren zur Verteidigung Durazzos drei Brigaden nebst 20 000 Anhängern und Soldnern Essad Paschas aufgeboden. Schon am 22. Februar warfen die Österreicher und Ungarn den Feind aus einer Vorstellung; gleichzeitig griffen Flieger den Hafen an, trafen dort mehrere feindliche Schiffe mit ihren Bomben und erzeugten auf einem Transportschiff einen Brand, der es zum Sinken brachte.

Der Hauptangriff wurde am 23. von Osten her, beider-

Stützpunkt gewonnen, zumal die steil nach dem Feinde zu abfallende Höhe weittragenden Geschützen einen ausgezeichneten Standort bot und es ermöglichte, die Bucht von Durazzo unter Feuer zu nehmen. Hierdurch war das Schicksal Durazzos besiegelt. Schon gab der Feind teilweise den Widerstand auf und beeilte sich, die vor Durazzo liegenden Schiffe aufzusuchen. Nur in der inneren Verteidigungslinie konnte er sich noch halten. Doch die Angriffstruppen drängten so scharf nach, daß sie den Rest der Italiener schon am 24. Februar auf die stark verschanzten Landzungen bei Durazzo zurückwarfen (siehe obige Vogelschaukarte) und östlich und nördlich der Stadt das Ufer des Sees von Durazzo gewannen. Während die italienischen Kriegsschiffe dem noch an Land befindlichen Teil der übrigen mit einem heftigen, aber unwirksamen Feuer beizuspringen suchten, rückten die k. u. k. Kräfte auf der nördlichen Landzunge unaufhaltsam weiter vor und erreichten am 26. die von einer Ruine gekrönte Höhe von Portes nördlich Durazzo, womit sie der Stadt bis auf 6 Kilometer nahegekommen waren. Auch auf der südlichen Landzunge erzwangen sich die Österreicher und Ungarn wenige Stunden später ihren Weg. Teils schwimmend, teils

auf Flößen erreichten mehrere ihrer Abteilungen noch gegen Abend die Brücke östlich von Durazzo und warfen die Italiener in die Stadt hinein. Am anderen Morgen rückte zunächst ein Bataillon der Sieger in die brennende Stadt ein und säuberte sie vom Feinde (siehe das Bild Seite 249).

In den Kämpfen am 24. Februar hatten die k. u. k. Truppen über 700 Mann gefangen genommen und 5 Geschütze sowie 1 Maschinengewehr erbeutet. Am 27. wurden in Durazzo 23 Geschütze, darunter 6 schwere Küstengeschütze, mehr als 10 000 Gewehre, viel Artilleriemunition und Verpflegungsvorräte, ferner 17 Segel- und Dampfschiffe eingebracht. Daß die Italiener ihren fluchtartigen Rückzug, der die Österreicher und Ungarn zu unbestrittenen Herren mindestens Nord- und Mittelalbaniens machte, als glänzenden Sieg zu feiern suchten, kann nach dem rühmlichen Beispiel, das ihre Verbündeten in der Verbreitung von Lügenmeldungen gegeben hatten, nicht weiter befremden. Wie wenig wohl ihnen jedoch nach dem Fall Durazzos war, ließ sich mittelbar daraus ersehen, daß ein Teil der italienischen Zeitungen sich und ihre Leser wieder und wieder mit der Versicherung der vermeintlichen Uneinnehmbarkeit Balonas zu trösten suchte.

In breitesten Kreisen Italiens herrschte freilich große Kriegsverdroffenheit, die die Regierung mit allen Mitteln bekämpfen mußte. In diesem Sinne suchte sie auch aus dem im Februar stattfindenden Besuch des französischen Ministerpräsidenten Briand (siehe Bild Seite 241) Nutzen zu ziehen. In Wahrheit kam dieser aber mehr um zu nehmen, als um zu geben. Unter anderem erwartete man im Vierverband als Ergebnis seiner Reise die Kriegserklärung Italiens an Deutschland, wie man auch hoffte, daß es ihm gelingen werde, eine Beteiligung italienischer Streitkräfte an der französischen Front zu erzielen. Doch sollte keine



Frisch angelommene österreichisch-ungarische Soldaten beim Antreten in einer Straße Skutaris.



Brückenkähne werden von einer österreichisch-ungarischen Kolonne über die montenegrinischen Berge zum Skutarisee geführt.



Beförderung von Gebirgsgeschützen für das schwierige Gelände.

Auf dem Weg nach Albanien.

Nach Aufnahmen von Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

dieser Hoffnungen sich erfüllen. Die Regierung, die Briand sehr gern entgegengekommen wäre, mußte ihn an den in militärischen Fragen Verantwortlichen, den Oberbefehlshaber Cadorna, verweisen, und dieser hatte als Antwort auf die französischen Wünsche nur ein unumwundenes Nein, weil er allzu gut wußte, daß er auch nicht einen Mann entbehren konnte.

* * *

In und um Saloniki wie auch im übrigen Griechenland war der Februar sehr arm an Ereignissen. Nach wie vor mußte das unglückliche Land sich das gewalttätige Schalten und Walten des Bierverbandes in ohnmächtiger Erbitterung gefallen lassen. Auch ein Besuch, den General Sarraïl dem griechischen König machte, hatte keine Besserung der Zustände im Gefolge. Zu einem kriegerischen Zusammenstoß, der bei Saloniki schon so lange erwartet wurde, kam es immer noch nicht, obwohl das dort zusammengezogene Bierverbandsheer nach und nach auf über eine Viertelmillion Mann angeschwollen war, deren Verpflegung infolge der Störung durch die Unterseeboot- und Minentätigkeit der Mittelmächte nicht ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen war. Zur Beschönigung seiner Tatenlosigkeit unterließ Sarraïl nicht, wiederholt ausführlich über die bei Saloniki noch immer im Gang befindlichen Befestigungsarbeiten (siehe Bild Seite 251) zu berichten.

Bemerkenswert sind nur einige Ereignisse zur See. Wenige Tage nach dem Untergang des „Admiral Charner“ (Seite 182) küßten die Franzosen im Mittelmeer noch einen anderen Panzerkreuzer, den „Dupleix“, ein, der auf eine Mine gestoßen war und mit Mann und Maus unterging. Der „Dupleix“ war im Jahre 1900 erbaut, hatte eine Wasserverdrängung von 7700 Tonnen, eine Geschwindigkeit von 20,9 Seemeilen und führte acht 16,4-cm-, vier 10-cm-, zehn 4,7-cm-Geschütze.

Ein weiterer harter Verlust für die französische Marine folgte schon am 29. Februar. An diesem Tage versenkte ein deutsches Unterseeboot den Hilfskreuzer „La Provence“, der mit einem Truppentransport von 1800 Mann nach Saloniki unterwegs war, bei ruhigem, klarem Wetter im Mittelmeer. Das Schiff sank sehr rasch, so daß nicht einmal die Hälfte seiner Besatzung gerettet werden konnte. Zahlreiche französische und englische Patrouillensfahrzeuge wurden von dem Kreuzer zur Hilfeleistung herbeigerufen und führten die Geretteten nach Milo und Malta.

Bei der Gefährdung des Seewegs, der von Europa durch das Mittelmeer nach dem Osten führt, einer Gefährdung, die nicht einmal von den Engländern geleugnet wurde, begrüßten diese es mit Freuden, als Ende Februar verlautete, daß das ferne Japan sich entschlossen habe, drei starke Kriegsschiffe, die Panzerkreuzer „Kasuga“ und „Tokiwa“ sowie den kleinen geschützten Kreuzer „Schitose“, dem Bierverband zu Hilfe nach dem Mittelmeer zu entsenden. Man versprach sich hiervon in England einen willkommenen Zuwachs zu den Mittelmeerstreitkräften des Bierverbandes und erwartete vor allem von der weittragenden japanischen Schiffsartillerie Gutes. Es versteht sich von selbst, daß die Gesamtlage im Mittelmeer auch durch drei japanische Kriegsschiffe nicht verschoben werden konnte, die Entscheidung vielmehr wie bisher beim deutschen Unterseeboot verblieb.

* * *

Der Kampf der vereinigten Österreicher, Ungarn und Deutschen gegen Rußland verlief auch weiterhin trotz aller verzweifeltsten Anstrengungen der russischen Seereschiffung, einen großen Erfolg herbeizuführen, so sehr zugunsten der Verbündeten, daß, von dem nächsten Zweck, dem militärischen, ganz abgesehen, auch von einer dem Bierverband geneigten Beeinflussung der Neutralen, in erster Linie Rumäniens, nicht im geringsten die Rede sein konnte.

Anfang Februar war es an der dortigen Front sehr ruhig. Die Kämpfe beschränkten sich im ganzen auf einige Artillerietätigkeit und kleinere Schützengrabenunternehmungen; nur bei hellem Wetter, wie am 7. Februar, wurde lebhafteres Geschützfeuer entwickelt. Die russische Infanterie hielt sich meist zurück. Nordwestlich Tarnopol unternahm sie allerdings am 8. Februar hartnäckige Angriffe, die sie auf kurze Zeit bis in eine vorgeschobene Stellung der Österreicher und Ungarn führten; sehr bald aber waren die Angreifer mit dem Bajonett wieder in ihre alten Stellungen zurückgeworfen. In Wolhynien und Ostgalizien entwickelten die Russen am 9. Februar wieder eine lebhaftere Tätigkeit gegen vorgeschobene Infanterieposten ihrer Gegner, wobei größere Aufklärungsabteilungen bis zur Stärke eines Bataillons an die Sicherungslinien herangeführt und die Vortruppen in hartnäckige Kämpfe verwickelt wurden; in dem Abschnitt des österreichischen Infanterieregiments Nr. 14 dauerten diese bis in die Nacht hinein an. Die Russen erlitten aber lediglich so schwere Verluste, daß an einem besonders erbittert umstrittenen Punkt der Verschanzungen am nächsten Morgen etwa 200 russische Leichen gezählt wurden; auch konnten eine ganze Anzahl Gefangene gemacht werden. Bei Tarnopol, wo die Russen ebenfalls wieder heftig angriffen, führte sie ein Überfall in eine Schanze, in der sie sich schon einmal vorübergehend festgesetzt hatten und aus der sie wie früher auch jetzt wieder durch einen festen Gegenangriff der österreichisch-ungarischen Besatzung vertrieben wurden. An der bessarabischen Grenze griff kroatische Landwehr mit gutem Erfolg eine russische Vorstellung an und warf den Gegner auf seine Hauptstellung zurück.

Die hartnäckigen Angriffe russischer Erkundungsabteilungen setzten sich auch in den nächsten Tagen fort; dabei wiederholten sich am 11. Februar Angriff und Gegenangriff an der vielumstrittenen Schanze nordwestlich von Tarnopol. In derselben Gegend wurde am 14. durch einen deutschen Kampfflieger ein russisches Flugzeug niedergeholt, dessen Besatzung dabei den Tod fand.

In den folgenden Tagen gingen die Österreicher und Ungarn planmäßig gegen eine vorgeschobene russische Stellung südöstlich von Rozlow an der Strypa vor. Sie sprang 17 Kilometer westlich Tarnopol aus dem nach Osten geöffneten Bogen vor, den die russische Front zwischen oberem Sereth und unterer Strypa bildete. Diese gut ausgebaute Vorstellung, die sich auf einen Waldhügel bei dem Dorfe Rozlow stützte, war für die österreichisch-ungarischen Truppen sehr lästig, weil sie deren Stellungen überhöhte und sie durch die russischen Feldwachen und Artilleriebeobachter bequem überblicken ließ. Zur Beseitigung dieses feindlichen Beobachtungstandes griffen ihn österreichisch-ungarische Jagdabteilungen nach hinlänglicher Artillerievorbereitung überraschend an, drangen in die russische Stellung ein und machten deren Besatzung nieder, soweit sie sich nicht ergab oder durch die Flucht in Sicherheit bringen konnte.



Der Albanierführer und Anhänger der katholischen Partei Prenk Bib Dodo, Ghas Paschas entschiedenster Gegner, der sich mit seinen waffenfähigen Leuten den österreichisch-ungarischen Truppen angeschlossen hat.

Semlin.

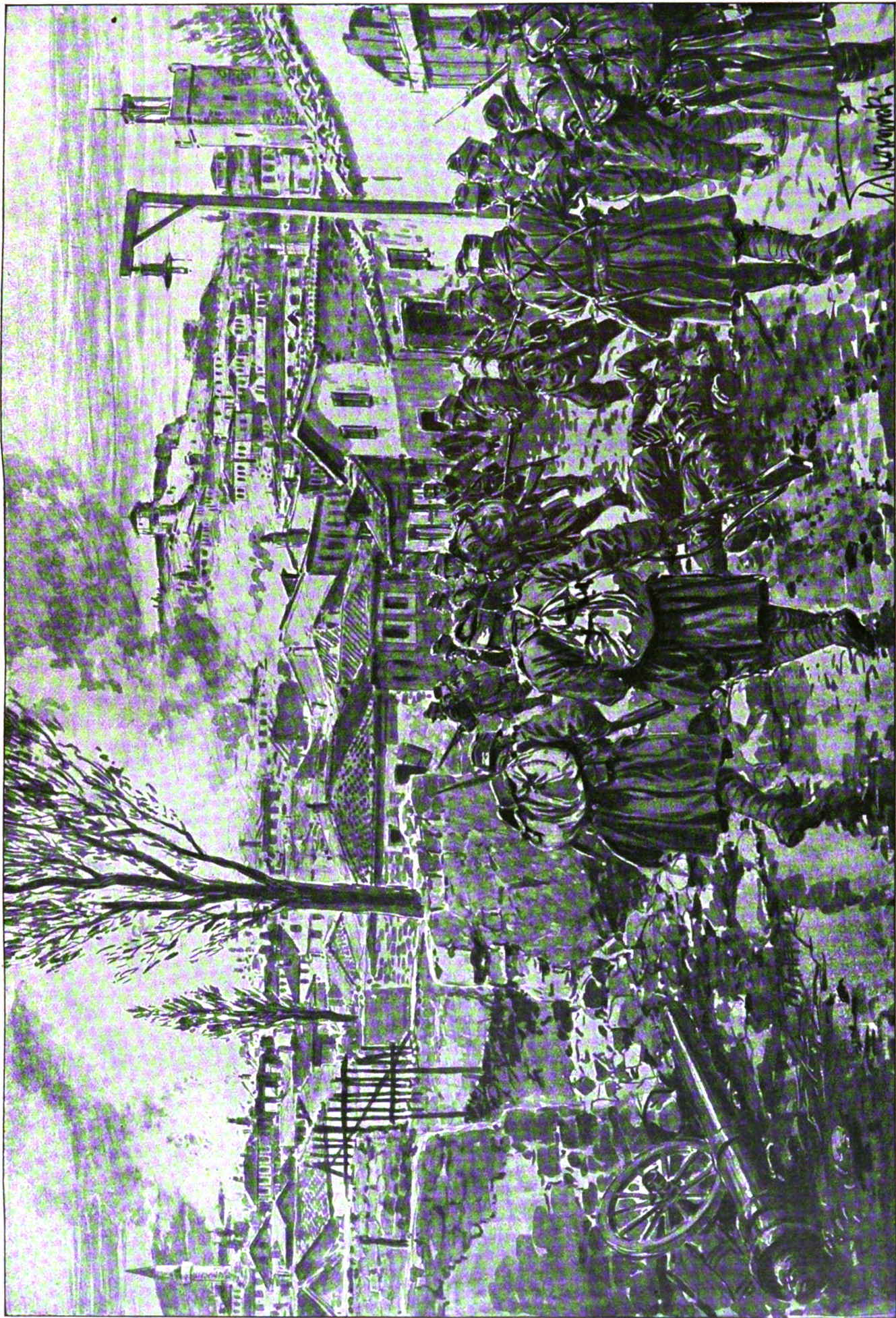
Kriegsinsel.



Der Deutsche Kaiser nimmt auf der Zitadelle (Kalimegdan) von
der deutschen und österreichisch-ungarisch
Nach einer Originalzeichnung von



Belgrad am 20. Januar 1916 den Vortrag über den Übergang
an Truppen über die Donau entgegen.
von Professor Hans W. Schmidt.



Einnahme von Durazzo: Österreichisch-ungarische Truppen dringen am 27. Februar 1916 beim Morgengrauen in die brennende Stadt.
Nach einer Originalzeichnung von G. Tuszynski.



Bulgarische Truppen in einer mazedonischen Stadt.

Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. v. S.

Bis weit in den März hinein behielten die Zusammenstöße an dieser Front das Gepräge unbedeutender Stellungs- und Minenkämpfe, was aber nicht ausschloß, daß sich daneben eine teilweise lebhaftere Kriegerätigkeit entwickelte. — **S i n t e r** der russischen Front herrschte trotz der vorläufigen Einstellung der Durchbruchversuche eine fieberhafte Tätigkeit durch Truppenverschiebungen und -zusammenziehungen. Gefangene russische Offiziere sagten aus, daß auch ein Wechsel im Oberbefehl beabsichtigt sei: General Iwanow, der sich zwar nicht als erfolgreich, aber doch als sehr rührig erwiesen hatte, solle durch General Kurilow aus dem Stabe des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch ersetzt werden.

Auch an dem Teil der russischen Front, wo deutsche Truppen fochten, fehlte es an einschneidenden Ereignissen. Immerhin spielten sich namentlich im äußersten Norden schwerere Kämpfe ab. So nahmen die Deutschen am 6. Februar nordwestlich von Dünaburg (siehe Bild Seite 256 unten) in der Gegend von Illuxt an der Bahn Baranowitschi—Tschachowitschi eine russische Feldwachstellung, die die Russen drei Tage später unter verhältnismäßig schweren Verlusten zurückzuerobern versuchten. Eine stärkere russische Abteilung stieß am 10. Februar am Drihwjatssee vor, wurde aber abgewiesen. Östlich von Baranowitschi, auf dem südlicheren Teil der deutsch-russischen Front, hatten die Feinde auf dem westlichen Schanzen noch zwei starke Vorwerke gehalten, die ihnen jedoch am 12. Februar mit stürmender Hand entzogen wurden (siehe auch den Artikel Seite 255 und das Bild Seite 257).

Bis Mitte Februar ruhte die Kampftätigkeit an der ganzen Front wegen heftigen Schneewetters. Am 16. griffen deutsche Flieger Dünaburg und die Bahnanlagen von Wilejka umfassend an. Am 18. Februar suchten sie auch Logischin und Tarnopol an empfindlichen Stellen durch schwere Bombenwürfe heim. Gleichfalls am 18. brach ein starker russischer Angriff an der Beresina östlich von Wischniew bei Sawitsche zwischen den beiderseitigen Linien im schweren Feuer der Gegner zusammen. Im Luftkampf fiel am 1. März nordwestlich von Mitau ein russisches Flugzeug mit seinen Insassen in die Hände der Deutschen. An demselben Tage griffen deutsche Flieger auch die Bahnanlagen in Molo-deczno erfolgreich an. — Nordöstlich von Baranowitschi bei Aljewitsch wurden die Russen aus ihren Stellungen herausgeworfen. Auch in der Gegend von Illuxt waren sie unglücklich: sie beabsichtigten hier im Anschluß an umfangreiche Sprengungen einen größeren Angriff, doch konnte dieser im deutschen Feuer nicht zur Durchführung kommen.

Während die Russen auf ihrem Hauptkriegsschauplatz trotz mancher Anstrengungen nichts zu erreichen vermochten, hatten

sie an der **K a u f a s s f r o n t** in größeren Unternehmungen beachtenswerte Erfolge.

Die Türken hatten ihnen hier bis in den Januar hinein Widerstand zu leisten vermocht. Als aber die russischen Angriffsstöße mehr und mehr an Wucht zunahmen, sahen sie sich, wenn sie unnötige Opfer vermeiden wollten, genötigt, ihren westlichen Flügel zurückzunehmen. Anfang Februar konnten sich die Russen in Köprüköy festsetzen. Da dieser Ort die Straße von der russischen Grenze nach der Hochebene von Erzerum beherrscht, so konnten sie hier so starke Truppenzusammenziehungen vornehmen, daß ihnen ein Angriff auf Erzerum, einen Hauptstützpunkt der Türken, nicht mehr aussichtslos erschien.

Mit Spannung verfolgte man den weiteren

Verlauf der russischen Vorstöße. Erzerum war während des türkisch-russischen Krieges 1877/78 von Gasi Muxhtar Pascha monatelang, von November bis Februar, mit äußerster Zähigkeit gegen russische Übermacht verteidigt worden. In Erinnerung hieran wurde auch jetzt vielfach mit einer ähnlich langwierigen und vielleicht vergeblichen Belagerung gerechnet. Doch sollte sich zeigen, daß Erzerum dem neuzeitlichen Angriffsmittel der schweren russischen Geschütze nicht widerstehen konnte. Auch erschien die Stadt, über deren Bedeutung wir bereits auf Seite 239 berichteten, den Türken militärisch nicht wichtig genug, daß sie hätten trachten müssen, sie um jeden Preis zu halten, zumal sie ihnen bei allzu hartnäckiger Verteidigung vielleicht zur Falle geworden wäre. Andererseits mußte ihre Preisgabe in rein politischer Hinsicht insofern von ungünstiger Wirkung sein, als die Armenier, deren Haltung von jeher zweifelhaft gewesen war (siehe Bild Seite 255), sobald Erzerum den Russen gehörte, diesen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren.

Doch rechtfertigte diese Erwägung keine unverhältnismäßig schweren militärischen Nachteile. Als daher die Russen am 14. Februar in den Besitz eines der Forts von Erzerum gekommen waren, stand die Preisgabe der Festung durch die Türken nicht mehr in Frage. Nachdem sie dem Feinde bei der Erstürmung von sieben weiteren Forts durch kräftigen Widerstand noch nach Möglichkeit Abbruch getan hatten, räumten sie am 17. Februar die Festung an allen Punkten. Dieser russische Erfolg wurde als der erste seit vielen Monaten begreiflicherweise überall im Vierverband mit großem Jubel begrüßt. Unbegreiflich aber war, daß sich die Russen verleiten ließen, über das ziffernmäßige Ergebnis Angaben zu verbreiten, die auf den ersten Blick geradezu lächerlich übertrieben erscheinen mußten. Sie wollten 1024 Geschütze erbeutet und mindestens 80 000 Mann gefangen genommen haben. In diesen Meldungen war zwischen den Zeilen aber auch von schweren eigenen Verlusten zu lesen, da von wütenden türkischen Gegenangriffen die Rede war. — Ganz anders lautete der türkische Bericht. Danach waren vor der Übergabe die Kriegsgeräte und Vorräte größtenteils weggeschafft worden, so daß der Feind nur noch etwa 50 alte und obendrein unbrauchbar gemachte Geschütze vorfand. Bei diesem klaffenden Widerspruch zwischen den beiderseitigen Meldungen versuchten die Russen ihre Angabe zunächst in Schutz zu nehmen; schließlich aber bequemen sie sich, die anfangs gemeldeten Ziffern ganz erheblich einzuschränken. In diesem Zusammenhang brachten sie auch die Behauptung vor, die bei Erzerum auf türkischer Seite kämpfenden Deutschen hätten zuerst die Flucht ergriffen. Den Anlaß zu dieser Verleumdung haben offenbar geschichte

Bewegungen gegeben, die von der deutschen Führung zu dem Zweck angeordnet worden waren, das türkische Heer gegen eine Umklammerung durch die Russen zu schützen.

Nach dem Fall Erzerums blieben die Russen, wie sie meldeten, den Türken auf den Fersen, und am 18. Februar wollten sie nordwestlich der Stadt die 34. türkische Division abgeschnitten haben. Sodann stürmten sie, in breiter Front vorrückend, gegen türkischen Widerstand die Städte Musch und Athlet, beide in etwa 40 bis 50 Kilometer Entfernung westlich von Bitlis (siehe die Karte Band II Seite 302). Die Türken zogen sich nunmehr in südlicher Richtung zurück, ohne erkennen zu lassen, wo sie den Russen entscheidenden Widerstand zu leisten gedachten. Diese rückten langsam nach, um die Möglichkeit zu behalten, den Erfolg von Erzerum auszubeuten. Am 2. März wollten sie Bitlis im Sturm genommen und die Türken in westlicher und südwestlicher Richtung zurückgedrängt haben; die Beute in Bitlis bestand nach dem russischen Bericht aus 20 neuen Kruppgeschützen und zahlreichen Gefangenen. Daß Bitlis erobert wurde, war kaum zu bezweifeln; aber es ist unwahrscheinlich, daß die Türken der feindlichen Besetzung besonderen Widerstand entgegenstellten, da sie sich in Bitlis auf die Dauer unmöglich halten konnten. Sie mußten danach streben, die weit vorgeschobenen Stellungen im Kaukasus (siehe Bild Seite 254) mit einem südlicheren Schauplatz, etwa in der Linie Trapezunt—Erzingjan—Diarbekr, zu vertauschen, um sich hier den Russen zu entscheidendem Widerstand zu stellen.

Von Bitlis (25 Kilometer westlich des Wansees) aus bis

nach Mesopotamien vorzudringen, mußte den Russen, selbst abgesehen von dem zu erwartenden türkischen Widerstand, schon wegen der ungeheuren Entfernung fast unmöglich erscheinen. Eher konnten sie hoffen, von Persien aus mit den in Mesopotamien kämpfenden Engländern Fühlung zu gewinnen. Und in der Tat stießen sie im Februar auch von hier aus vor (siehe Bild Seite 252/253). Nach heftigen Kämpfen wollten sie den Ort Bidjar, 130 Kilometer nordwestlich von Hamadan (siehe die Karte Band II Seite 302), besetzt haben. Hier wäre es ihnen möglich gewesen, die wichtige Karawanenstraße Bagdad—Kirmanschäh—Hamadan—Täbris zu bedrohen. Doch blieb es zweifelhaft, ob die Russen sich wirklich mit so weitgehenden Plänen trugen, oder ob sie vorerst nur eine Vereinigung ihrer Streitkräfte in Kleinasien und in Persien südlich des Wansees und des Urmiassees erreichen wollten. Man erfuhr nur, daß die Russen ununterbrochen große Truppenmassen an ihre Kaukasusfront warfen. Sogar die Verschiebungen in Bessarabien sollten hiermit zusammenhängen. Die Vermutung wurde laut, daß die Russen sich in Europa mehr auf die Verteidigung beschränken wollten, um die frei werdenden Kräfte zu einem bedeutenden Vorstoß in Kleinasien zu verwenden.

Darauf deutete auch hin, daß sie bemüht waren, vom Schwarzen Meer her auf die türkische Rückzugsbewegung einzuwirken. Am 6. März kamen sie mit starken Seestreitkräften in die Südoostgewässer des Schwarzen Meeres und erzwangen in Atina, etwa 150 Kilometer östlich von Trapezunt, eine Landung auf türkischem Gebiet. Aber die türkischen Gegenmaßnahmen wurde nichts bekannt. (Fortf. folgt.)

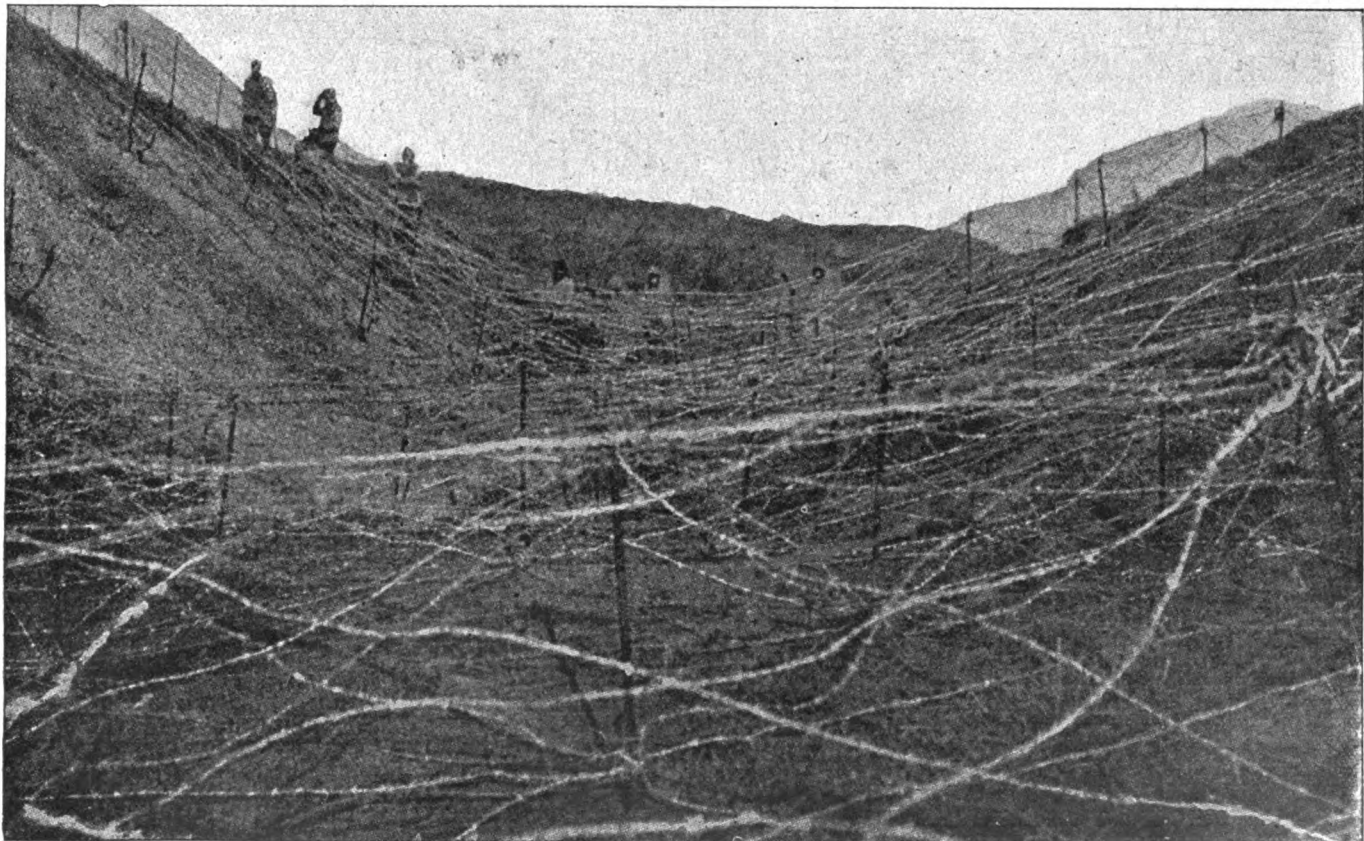
Illustrierte Kriegsberichte.

Besuch des Deutschen Kaisers auf dem Kalimegdan, der Zitadelle von Belgrad.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Seit dem 9. Oktober 1915 ist Belgrad deutsch, aber als echte deutsche Stadt zeigte sich die ehemalige Residenz des heimatlosen Königs Peter erst, als sie zu Ehren des Besuches, den ihr am 20. Januar 1916 Kaiser Wilhelm abstattete, im Flaggen Schmuck prangte. Von Nisch, der zweiten Hauptstadt Serbiens, kommend, wo er unseren siegreichen Bundesgenossen, den König Ferdinand von Bulgarien, begrüßt hatte, traf der Kaiser am genannten Tage morgens 9 Uhr

im Hofzug in Belgrad ein und wurde hier von einer österreichisch-ungarischen Ehrenkompanie am Bahnhof empfangen. Unter Fanfarenklängen und Kanonendonner fuhr der Herrscher zunächst zu der großen, wiederhergestellten Eisenbahnbrücke, die Belgrad mit dem ungarischen Ufer verbindet und die von den Serben bereits im Juli 1914 gesprengt worden war. Mit sichtlichem Interesse erkundigte sich der Kaiser nach allen technischen Einzelheiten und fuhr dann, von dem österreichisch-ungarischen Stadtkommandanten Grafen Seewen-Salis begleitet, durch die festlich geschmückten Straßen, auf denen sich ungehindert eine zahlreiche Menge bewegte, am Konak vorüber zum Kalimegdan. Von der ragenden



Drahtverhane vor den englisch-französischen Stellungen bei Saloniki.

Phot. Welt-Illustrations-Dienst, Berlin.

Felsentanzel der Zitadelle aus konnte Kaiser Wilhelm die in winterklarem Sonnenschein da- liegende Stadt sowie das ganze Donau- und Savegelände über- schauen. Auf einem Felsenvor- sprung stand der Kaiser, mit dem Feldstecher die sich zu seinen Füßen ausbreitende Ebene be- trachtend, während ihm ein Gene- ralstabsoffizier in schlichten Wor- ten ein Bild des Donau-Save- übergangs der verbündeten Trup- pen entrollte, der in diesen Blät- tern schon auf Seite 359, 364, 412 bis 415 des III. Bandes in Wort und Bild geschildert wurde.

Voll Stolz hörte der Kaiser das Heldenlied seiner Söhne und seine Augen leuchteten vor Freude über den herrlichen Sieg der ver- bündeten Heere. Es drängte ihn, die Tapferen zu sehen und ihnen selbst seine Anerkennung und seinen Dank für ihre hervorragenden Leistungen auszusprechen. Von Belgrad aus begab sich der Mon- arch unverzüglich zu den in Süd- ungarn in Ruhestellung liegenden Truppen des Korps, das den Über- gang über die Save erzwungen hatte. In allen Dörfern läuteten die Glocken, wehten Fahnen und Tücher, und die ganze Bevölke- rung nahm Anteil an der Sieges- feier der Tapferen. Wie jubelten aber die waderen Feldgrauen, als ihr oberster Kriegsherr nach einer glänzenden Parade den Auser- wählten selbst die wohlverdienten Eisernen Kreuze überreichte und leutselig wie ein Vater für jeden seiner Helden söhne warme Worte persönlicher Anteilnahme hatte. Nie werden sie diesen schönsten Tag ihres Lebens vergessen.

Vor und hinter der Gefechtsfront.

Von Paul Otto Ebe.

Westlich Verdun lagen wir im Schützengraben, durch Abweisen eines französischen Nachtangriffs ziemlich erschöpft. Das Morgen- grauen brachte uns ein starkes Ar- tillerieduell. Nur vereinzelt pfiff uns Infanteristen eine Lage Schrapnelle um die Ohren, offen- bar gesandt in der Absicht, uns in Schach zu halten.

Die gegnerische Infanterie hob auf der gegenüberliegenden Höhe, vielleicht 2000 Meter entfernt, in dünnen Schützenlinien auf dem Bauche liegend, Geländeverstär- kungen aus. Dicht jenseits dieser Höhe mußte auch die feindliche Artillerie ihre Stellung haben, die uns heute unstreitig überlegen zu sein schien. Hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil wir in den letzten Tagen zu weit und zu schnell vorgerückt waren und uns nun in einer sehr aus- gesehten und im Verhältnis zu unseren Nebenarmee- corps auch zu weit vorgeschobenen Stellung befanden.

Mochte das Bewußtsein unserer kritischen Lage, der höchst aufregende Nachtangriff oder das zerrüttende Artilleriefeuer der letzten Tage schuld sein, die Nerven unserer Leute waren am Morgen sehr überspannt. Man suchte rascher und unbegründeter als in früheren Gefechten zusammen, wenn eine Granate vorbeiflog. Auch



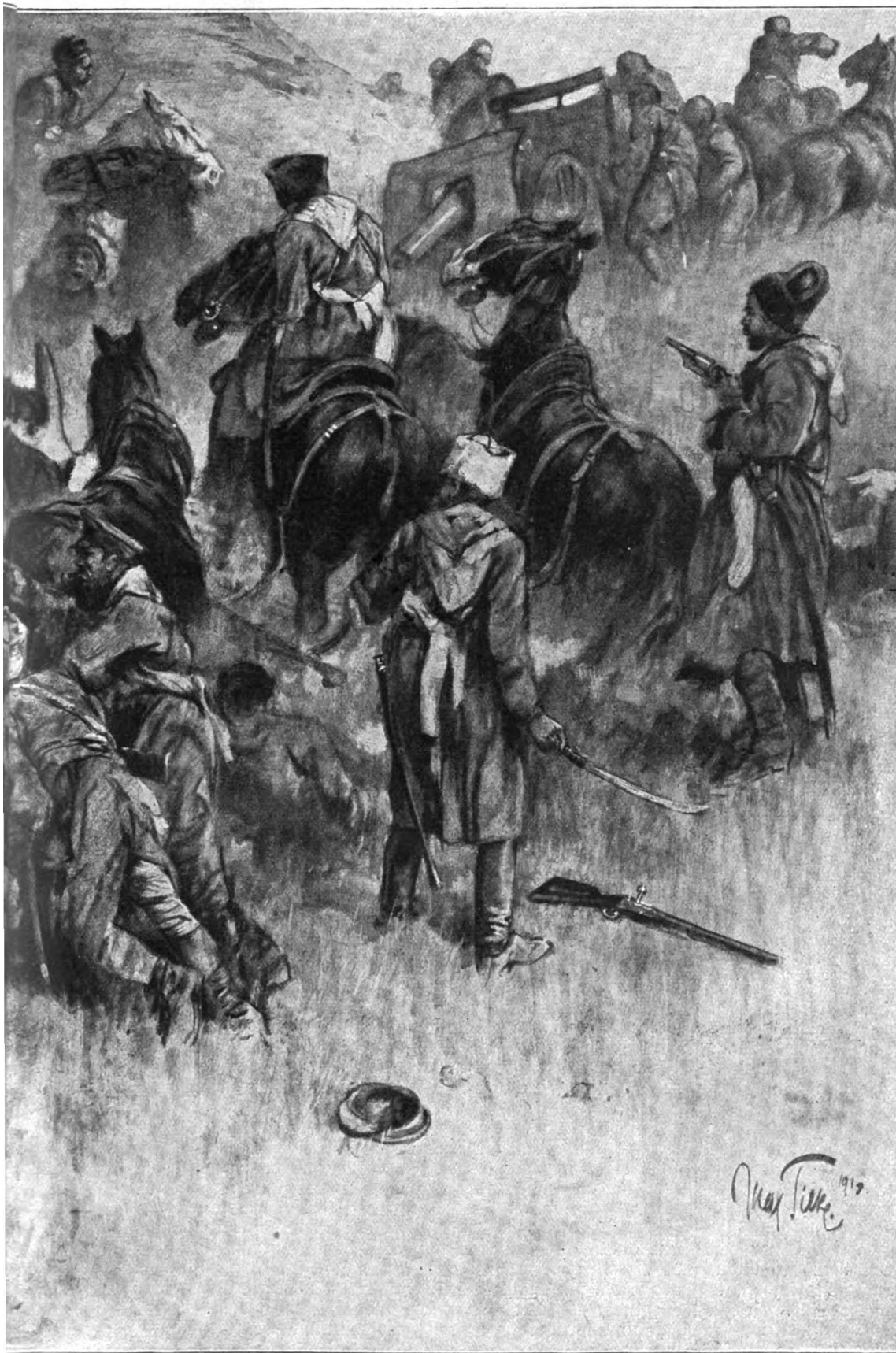
perlte der Schweiß etwas reichlicher als sonst, wenn ein Schrapnell detonierte und die abgeprallten Kugeln an den steilen Grabenböschungen herunterkollerten zu den Mannschaften, die eng aneinander geschmiegt im toten Winkel der Böschung lagen.

Unangenehmer jedoch als die vereinzelt Schrapnelle waren die Gewehrschüsse, die in nächster Nähe vor un- serer Stellung trachten, wenn Gefechtsordnungen der Kompanien tiefgebückt vom Schützengraben zur Fern- sprechstelle sprangen. Schon mehrere von ihnen waren verwundet worden.

So konnte das nicht weitergehen! Da mußten sich in

Eine russi-
Batterie a-
marsch an
Grenze von
tere bei
(Gegend v
übe

Nach einer D
M



1. kaukasische
ihrem Vor-
er persischen
ardischer Rei-
zhu Luren
Kirmánjshá)
llen.
malzeichnung von
Eille.

den Binsen, mit denen das Tal vor uns bestanden war, hinter einzelnen Heuhaufen oder hinter einigen der toten Franzosen, die vor der Stellung lagen, feindliche Patrouillen versteckt halten! Es wurde dringend nötig, eine Gegenpatrouille zur Säuberung des Vorgeländes abzuschicken, trotz des Artilleriefeuers. Doch, wie gesagt, die Leute waren heute so übermüdet und nervös, daß die erwarteten freiwilligen Meldungen für die Patrouille ausblieben. Dann ist es Ehrensache für den fragenden Offizier, ohne weiteres die Patrouille selbst zu machen, vollends wenn es sich wie hier nur um eine Frage des Schneids handelt.

Raum stieg ich aus dem schützenden Graben, so begann

die feindliche Artillerie das Gelände abzustreuen, was jedoch keinen wesentlichen Schaden verursachte. Als ich im Weitergehen die Binsen scharf beobachtete, sah ich plötzlich einige dunkle Punkte darin sich bewegen, so daß ich mich schnell hinter einen Heuhaufen duckte, um unbemerkt zu beobachten. Die Leute der Kompanie schienen alle Angstlichkeit und Nervosität verloren zu haben, denn sie streckten die Köpfe über die Brustwehr und sahen gespannt zu.

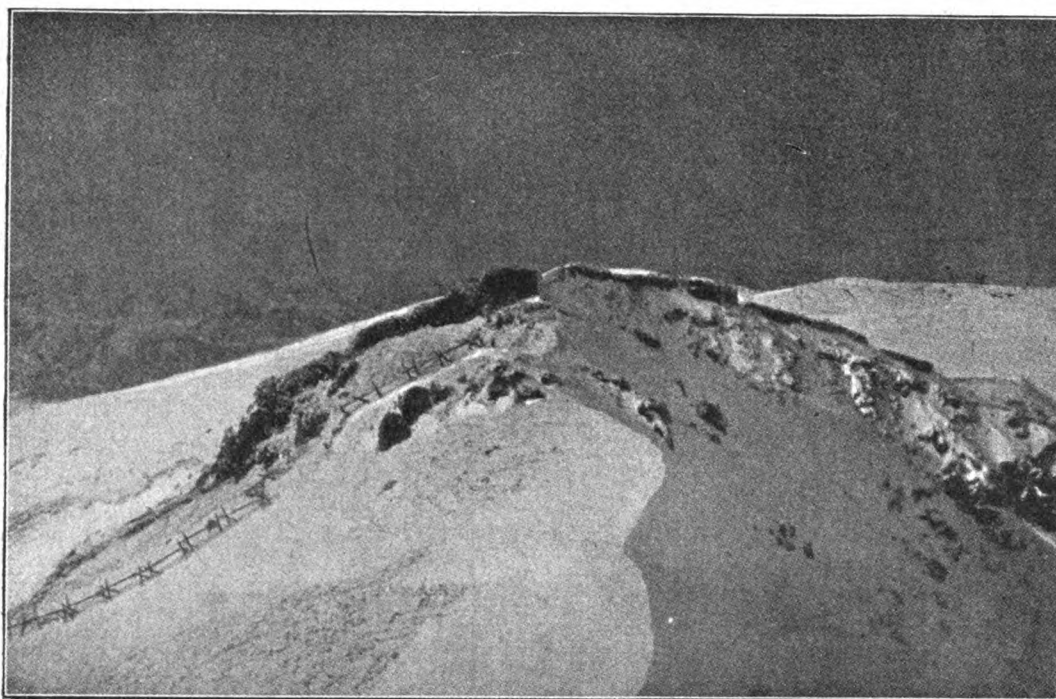
Da tauchten zwanzig bis dreißig Schritt entfernt in den Binsen Gestalten auf. Ich schoß, gleichzeitig auch sie, und sofort begann die Kompanie wie wütend zu feuern. Einen dumpfen Druck hatte ich am Fuß gespürt. Der Gedanke: „Du bist getroffen“ durchzuckte mich. Blut tropfte aus dem Stiefel. Doch mehr interessierten mich die feindlichen Infanteristen, die ich teilweise fallen sah. Beim Hinüberhumpeln fand ich den Vordersten, den ich aufs Korn genommen hatte, tot, drei andere sterbend. Der Tote war ein Offizier, dessen Degen ich mitnahm, die Sterbenden ein Korporal und zwei Soldaten. Das Spiel war aus.

Im Schützengraben wurde mir ein Verband angelegt. Ein Fußknochen war teilweise zersplittert. Beim Major meldete ich mich ab und kroch in einer Ackerfurche am Kompanieunterstützungszug vorbei über den Höhenkamm zurück. Die französischen Batterien bemerkten mich jedoch trotzdem und schossen vier Granaten nach mir, wie sie es immer tun, wenn sie einzelne Personen oder kleinere Gruppen vor- oder zurücklaufen sehen, die sie anscheinend für Befehlsüberbringer, Telephontrupps, Stäbe und dergleichen halten.

Bei meinem Weitermarsch, der natürlich nur äußerst langsam vor sich gehen konnte, hatte ich nun Gelegenheit, die außerordentliche Tiefenausdehnung eines modernen Schlachtfeldes kennen zu lernen, die schon Kaiser Friedrich III. mit General v. Schlichting bei der Vorbereitung des Exerzierreglements von 1889 anstrebte. So kam ich zunächst in den Deckungsgraben der Verfügungskompanie unseres Bataillons, die sich durch fleißige Spatenarbeit eine Mulde erweitert und wenigstens splitter sicher eingedeckt hatte. Sie befand sich außerhalb des Infanteriestrichfeuers, was jedoch nicht ausschloß, daß von Zeit zu Zeit ein

Querschläger vorbeisummt.

Diese Kompanie hat die Aufgabe, die Lücken der Front durch Einschleichen allmählich wieder zu schließen und bei Patronenmangel, der durch Winken mit kleinen Stiefelflaggen zurückgemeldet wird, neue Munition nach vorn zu bringen. Eine Gruppe stopft sich den Brotbeutel, die Patronentaschen, Hosens- und Rocktaschen so voll wie möglich mit Patronen, jeder Mann hängt außerdem noch drei bis fünf der neu eingeführten, sehr brauchbaren Patronentragegurten um, und die Leute verteilen sich alsdann beim Auschwärmen nach allen Seiten auf die ganze Linie. Dies kann jedoch erst in Frage kommen, nachdem die Kompanie-



Stacheldraht in der Schneeregion: Türkische Schützengräben im Kaukasus. Nach einer englischen Aufnahme.

unterstützungszüge eingesetzt worden sind, da die Verfügungskompanie auch zur Ausführung taktischer Maßnahmen, wie Durchbrechung oder Umfassung, im Rahmen des Bataillons verwendet wird, wenn die anderen Kompanien durch ein Feuergefecht bereits gebunden sind.

Ich humpelte weiter zurück und kam, indem ich einem Telephondraht nachging, zum Regimentsstab, mit dem ausnahmsweise der Brigadestab zusammengelegt worden war.

Schon hatte ich die Hoffnung gehabt, hier vor den Granaten und Schrapnellen geborgen zu sein, doch sollte ich bald eines anderen belehrt werden, denn während ich noch die Meldungen und Schriftstücke auslieferte, die mein Bataillonskommandeur mir mitgegeben hatte, spritzte kaum 30 Meter hinter uns wieder ein rauchender Granatrichter auf, dem mehrere folgten.

Die beiden Stäbe hatten das Gelände geradezu vorbildlich auszunutzen verstanden. Das Gestein des leicht abfallenden Hanges bildete an einer Stelle eine nur 2½ Meter tiefe, fast senkrechte Wand, die natürlich einen toten Winkel bildete, der Schutz gewährte. Nun hatte man ein schräg verlaufendes Bretterdach gezimmert, das mit einer dicken Lage Erde bedeckt und durch einige rohe Balken gestützt wurde. So bot der Unterschlupf, wenn auch keine Deckung gegen Volltreffer, so doch gegen Sprengstücke. Oben hinauf hatte man Grasbüschel und Strauchwerk gelegt, um Fliegern keine Anhaltspunkte zu geben. Das Telefon arbeitete andauernd. Während ringsum die Granaten tobten, gab man hier, wie auf dem Exerzierplatz, in Seelenruhe Befehle aus oder leitete die einlaufenden Meldungen weiter.

Ungefähr auf gleicher Höhe, etwas seitwärts, befand sich die Stellung unserer Feldartillerie, die ihre Geschütze mitten im Feuer eingrub. 300 Meter weiter hinten stand ihre Gefechtsbagage, ihre Geschützproben und Munitionswagen in einem Obstgut, und 600 Meter entfernt ihre leichte Munitionskolonne. Der Munitionsersatz ging ruhig und sicher vor sich, obwohl die Granaten hin und wieder einige Reiter, Proben oder Pferde in Stücke rissen.

Noch einen Schluck französischen Rotweins bekam ich mit auf den Weg, sowie den guten Rat, nicht ins nächste Dorf zu gehen, das planmäßig beschossen werde. Ich konnte das Schauspiel aus einer Mulde gut beobachten. Die armen Verwundeten, die in den zusammenbrechenden Scheunen lagen! Auch der Divisionsstab kam ins Feuer. Die weitere Straße war mit schweren Granaten belegt.

Gefechtsbagagen, die zu naseweis gewesen waren und jetzt mit ihren Fahrzeugen unnötigerweise ins Streufeuer kamen, rasten mit scheugewordenen Pferden und rauchenden Feldkühen zurück. Daneben sprang ein Pferdeburche mit einem Offizierspferd.

Da ich allmählich mit meinem Fuß nicht mehr weiterkam, in der beschossenen Zone jedoch auch keinesfalls bleiben

auszuweichen versuchten, was allmählich mit Verlust eines Wagens auch gelang.

Ferner sah ich, wie die schwere Artillerie des Feldheeres in Stellung ging, um ihre Granaten über vier oder fünf Hügelketten hinweg im Bogenschuß gegen die feindliche Feldartillerie zu schleudern.

Todmüde langte ich im Feldlazarett an. Sogar bis hierher reichten die feindlichen Granaten. Wahrscheinlich hatte der Gegner schwere Geschütze aus Verdun aufgestellt und es dadurch vermocht, 6—7 Kilometer hinter unsere vordersten Schützengräben zu streuen.

Die Tiefenausdehnung einer modernen Schlacht hatte ich mir früher nie so gewaltig vorgestellt. Daher gehört jener Tag zu den lehrreichsten und interessantesten, die ich im Kriege erlebt habe.

Württembergische Ruhmestage.

(Hierzu die Kartenkizze Seite 256.)

Unter dieser Überschrift bringt die „Ziller Kriegszeitung“ in ihrer Nummer vom 25. Februar 1916 einen authentischen Bericht der heißen Kämpfe um Messines, bei denen die Stuttgarter Brigade sich besonders heldenmütig hervortat. Aber die Teilnahme des 3. Bataillons der 125er (7. württembergisches Infanterieregiment „Kaiser Friedrich“) heißt es daselbst:

Am Spätnachmittag des 28. Oktober 1914 verließ das Regiment bataillonsweise seine Marmquartiere in B. Aufgab der Division für den 29. Oktober war: Durchbruch der englischen Stellungen in Richtung Kemmel; für die 125er insbesondere die Besitznahme des beherrschenden Stützpunktes Messines. Zahlreiche Patrouillen hatten in der Nacht die feindlichen Stellungen erkundet. Am Morgen des 29. Oktober begann das Wirkungsschießen der Artillerie gegen die feindlichen Stellungen vor dem Dorfrande von Messines. — Um die Mittagstunde wurde das Reservebataillon von Garde-Dien vorgezogen und in den Gehöften von Gapaard gedeckt aufgestellt.

Um zwei Uhr nachmittags gingen die Schützenlinien des 1. und 2. Bataillons zum Angriff gegen Messines vor. Sie wurden von einem rasenden Infanterie- und Maschinengewehrfeuer empfangen und vermochten unter diesen Umständen nur einige hundert Meter Gelände zu gewinnen. Die Engländer lagen in Hecken, Gräben, Tabakpflanzungen und Fruchtfeldern; ihre Stellungen waren gut maskiert und sehr schwer zu erkennen. Sehr unangenehm machte sich vor allem die englische Flankenstellung am Südrande von Wambefe geltend. Zu ihrer Erledigung nahm die 1. Kompanie Front nach Norden auf und griff sie an. Gleichzeitig schritt das Infanterieregiment 122 zum Angriff gegen Wambefe von Westen her. Diesem vereinten Stoß

wollte, schrie ich zu dem Pferdeburchen hinüber. Er hörte es, kam zu mir und erzählte, der Besitzer des Pferdes sei gestern gefallen. Ich ließ mich also hinaufheben, bezeichnete ihm den Weg zum übernächsten Dorf, wo ein Feldlazarett sein sollte und er das Pferd wieder in Empfang nehmen könne.

Das Reiten mit dem feurigen, durch die Granaten sehr unruhig gewordenen Rappen verursachte mir ziemlich Schmerzen und starken Blutverlust, doch kam ich wenigstens weiter. Im Vorbeireiten sah ich, wie Granaten sogar in einige Packwagen schlugen, die sich anscheinend verfahren hatten. Es war ein spannendes Bild, wie die schwer beweglichen Wagen weiteren Geschossen

konnten die Engländer nicht standhalten; sie verließen Wambefe in eiliger Flucht. Die Aufgabe der Flankenstellung war für unser Regiment das Zeichen zum erneuten Angriff, der sofort einsetzte. Doch überwältigendes Feuer gebot unseren Reihen ein Halt. Um den Angriff weiter vorzureißen, wurde jetzt, gegen fünf Uhr nachmittags, das 3. Bataillon teils in der Mitte, teils am rechten Flügel des Regiments eingesetzt. In der Dämmerung ging es von neuem mit gutem Erfolg vorwärts. Unseren Schützen gelang es, sich bis dicht an die englischen Gräben heranzuarbeiten, von einem mörderischen Geschosshagel überschüttet. Artilleriewirkung war wegen der vorgeschrittenen Dunkelheit nicht mehr möglich. So grub sich das Regiment in feindlichen Feuer ein. Unter den schwierigsten Verhältnissen erkundeten verschiedene verwagene Patrouillen in dem teilweise sehr unübersichtlichen Gelände die Stärke und die Lage des Feindes. Die ganze Nacht über wurde am Schützengraben gearbeitet. Am folgenden Tage, dem 30. Oktober, ging der Angriff weiter. Sobald es hell wurde, gab die Artillerie ein kurzes, aber wohlgezieltes Feuer. Einzelne Engländer verließen ihre Gräben und wurden von unserem Infanteriefeuer niedergemacht. Daraufhin brach das ganze Regiment vereint zum Sturm hervor. Ein mit Kühnheit geführter Flankenstoß der 11. Kompanie brachte den Gegner vollends zum Wanken. In eiliger Flucht suchte er die Deckung der schützenden Häuser von Messines auf, mit Hurra verfolgt vom 7. Regiment.

Doch vom Dorfrand prasselte von neuem ein wütendes Feuer in unsere Reihen. Die Engländer hatten sich von neuem am Ostrand von Messines eingenistet. Der ganze Dorfrand war zur nachhaltigsten Verteidigung hergerichtet, die Straßen durch viele flogige Barrikaden gesperrt.

Die erste Barrikade, etwa 120 Meter vor dem östlichen Ortsausgang, wurde durch eine überraschende Umfassung von der 11. Kompanie erobert. Doch ein weiteres Vordringen gelang nicht, da die Engländer auf ihren vorbereiteten Lauerposten die Straße und das kurze, ebene Feld vor Messines vollkommen beherrschten. Artillerietätigkeit begann noch am Abend und wurde am 31. Oktober fortgesetzt. Im Laufe des Tages gelang es dem 3. Bataillon, bis an den Ostrand von Messines südlich der Straße heranzukommen. Hier kam es zu erbitterten Häuserkämpfen. Jedes Haus war mit allen Mitteln zur nachhaltigsten Verteidigung eingerichtet und wurde von den Engländern zäh verteidigt.

Bei Einbruch der Dunkelheit hatte das 3. Bataillon den Engländern acht Häuser in mühsamem Kampfe mit dem Bajonett entrißen. Dem Kompanieführer der 1. Kompanie war es im Laufe des Nachmittags gelungen, mit zwölf seiner verwegensten Leute in ein Haus einzudringen, das den Marktplatz beherrschte. Vom Dache dieses Hauses aus war er in der Lage, jeglichen rückwärtigen Verkehr der englischen Abteilungen zu unterbinden. Mehrmals versuchten die Engländer, das Haus zu umstellen, jedoch vergeblich.

Nach nächtlicher Vorbereitung durch Kanonen und Haubizen ging man gegen neun Uhr vormittags gleichzeitig in allen Straßen plötzlich zum entscheidenden Sturm vor. Diesem kraftvollen Stoße konnten die Engländer nicht standhalten. Sie zogen sich unter unserem mörderischen Feuer zurück.

Auch die letzten Barrikaden am Westausgang hielten uns nur kurze Zeit auf. Schon um halb elf Uhr vormittags hatten wir Messines fest in unserer Hand.

Die 8. Infanteriebrigade erstürmt südlich Baranowitschi die von Petersburg nach Ostgalizien führende Bahn.

An Ort und Stelle skizziert von Kriegsmaler Hugo L. Braune.

(Hierzu das Bild Seite 257.)

Nach dem Fall von Brest-Litowsk und dem Übergang über den Bug (siehe Band III Seite 251), der den Deutschen das russische Reich öffnete, ist kein Ereignis auf dem russischen Kriegsschauplatz von so weittragender Bedeutung gewesen wie die Erstürmung der Bahnlinie, die das russische Heer in Südostgalizien von Petersburg aus mit Munition versorgte. Welche strategische Bedeutung dieser deutsche Erfolg hatte, geht daraus hervor, daß die Russen immer von neuem versuchten, unsere Truppen von der Bahn abzudrängen.

Das Bild stellt den Augenblick dar, als die Scharabücke, die eben von dem letzten russischen Munitionszug passiert wurde, in die Luft flog.

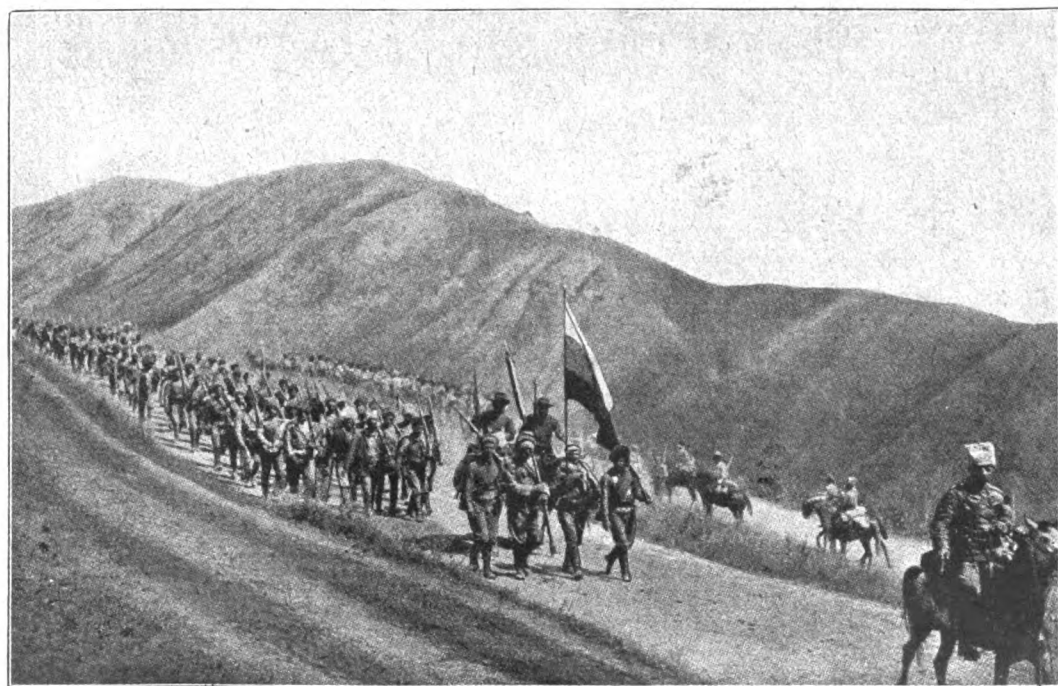
Im Hintergrunde links der Brücke ist ein brennendes Dorf zu sehen, das von der Artillerie des Regiments Gerstenberg in Brand geschossen wurde, da in ihm die russischen Reserven lagen. Rechts der Brücke steht eine Windmühle, die den Russen als Beobachtungstand der Artillerie und Standort der Maschinengewehre Dienste leistete und deshalb von den Deutschen im Lauf des Kampfes ebenfalls niedergelegt wurde.

Die Neutralität im Weltkriege.

Von Geheimem Regierungsrat Dr. jur. Seidel.

(Hierzu die Bilder Seite 258, 259, 260 oben.)

Das Recht der Neutralität ist erst in der Neuzeit anerkannt und festgelegt worden. Im Seekriege fand es zuerst Anerkennung durch die „bewaffnete Neutralität“, die während des Krieges Englands gegen seine nordamerikanischen Kolonien unter russischer Führung gegen Englands Übergriffe zur See zustande gekommen war. Durch die Deklaration der Kaiserin Katharina II. von Rußland vom 28. Februar (10. März) 1780 an die Höfe von London, Versailles und Madrid, die auch die Billigung Frankreichs und Spaniens fand, entstand die erste bewaffnete Neutralität als Bündnis von acht Seemächten (Rußland, Dänemark, Schweden, Niederlande, Preußen, Österreich, Portugal, beide Sizilien), um den Handel der Neutralen gegen die Übergriffe der Kriegführenden zu sichern. Mit dem Frieden von Versailles 1783 löste sich der „Bund der bewaffneten Neutralität“ wieder auf. Einen neuen und wesentlichen Fortschritt in der Anerkennung der den Neutralen zustehenden Rechte brachte der Pariser Frieden von 1856. In Wirt-

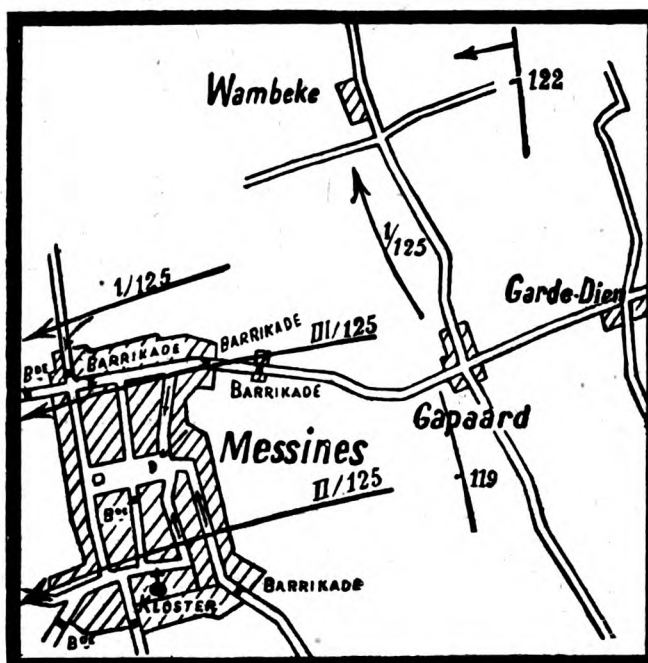


Armenische Truppen, die auf russischer Seite gegen die Türken kämpfen. Nach einer englischen Aufnahme.

lichkeit sind aber die Rechte und Pflichten der neutralen Staaten erst im Jahre 1907 auf der zweiten Friedenskonferenz in zwei Konventionen genauer bestimmt worden, von denen die eine (die 5.) den Landkrieg, die andere (die 13.) den Seekrieg behandelt. Von besonderer Bedeutung waren die Verhandlungen der Londoner Konferenz 1909, in der es gelang, die Frage der Konventionen und verschiedene damit zusammenhängende Gegenstände wenigstens bis zu einem gewissen Grade in befriedigender Weise zu regeln.

Es muß hervorgehoben werden, daß der Begriff der Neutralität Abstufungen nicht zuläßt. Jede Beteiligung am Kriege, nicht nur die Teilnahme an den Feindseligkeiten der bewaffneten Macht, vernichtet die aus der Neutralität fließenden Rechte. Auch die sogenannte wohlwollende Neutralität (*neutralité bienveillante*) steht, wie der Völkerrechtslehrer Franz v. Liszt ausführt, sobald sie über die rein diplomatische Unterstützung hinausgeht, im Widerspruch mit dem Begriff der Neutralität und berechtigt den Gegner dazu, den Freund seines Feindes als Feind zu behandeln. Dagegen ist keineswegs ausgeschlossen, daß die neutralen Mächte ihre Neutralität durch Aufgebot ihrer Truppenmacht, durch Sperrung ihrer Häfen, Legung von Seeminen usw. zu verteidigen sich anschicken (bewaffnete Neutralität), so lange sie nicht angriffsweise gegen einen der Kriegführenden vorgehen.

Von diesem Recht haben die neutralen Staaten im gegen-



Kartenskizze zu den Kämpfen um Messines im Herbst 1914.

Nach der „Killer Kriegszeitung“.

wärtigen Kriege in großem Umfang Gebrauch gemacht. Vor allem hat auch die Schweiz, die wegen ihrer geographischen Lage und ihrer eigenartigen völkischen und wirtschaftlichen Verhältnisse das Interesse der kriegführenden Mächte besonders in Anspruch nimmt, alles daran gesetzt, um die Schlagkraft ihres Heeres zu sichern. Allerdings beruht die Neutralität der Eidgenossenschaft auf einer traditionellen Grundlage, aber auf der anderen Seite sind die Schweizer immer ein Kriegsvolk im besonderen Sinne gewesen, das sich seiner Haut wehren und die Unabhängigkeit und Freiheit seiner Berge nach allen Seiten hin schützen und verteidigen mußte. Dem Volkscharakter entsprechend hat die Schweiz daher nicht aufgehört, sich zu rüsten und ihre Rüstung zu vervollkommen. Bereits für die Unterhal-

tung und Ausbildung ihres Milizheeres hat sie große Opfer gebracht. Mit der neuen Bundesverfassung von 1874 trat die Militärsteuer in Kraft. Jeder Bürger, der auf Grund der ärztlichen Untersuchung als nicht diensttauglich erkannt wird, hat Wehrsteuer zu entrichten und nimmt verhältnismäßig an den großen Militärlasten des Landes teil. Keine der Abgaben wird so willig und gern entrichtet wie gerade diese. Dadurch, daß es die Schweiz verstanden hat, in ihrem Volksheere eine starke und von keiner Seite zu unterschätzende Bürgschaft für die Sicherheit ihrer Grenzen zu schaffen, ist es ihr möglich geworden, ihre geschichtlich gewordene Neutralität unbedingt zu wahren. Im jetzigen



Die Reste einer von den Russen zerstörten Brücke bei Danaburg.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Die 8. Infanteriebrigade erstürmt südlich Baranowitschi die von Petersburg nach Ostgalizien führende Bahn, wobei die Schranzbrücke, die eben von dem letzten russischen Munitionszug passiert wird, in die Luft fliegt.

Im Hintergrunde links der Brücke ein von der Artillerie des Regiments Gorkenberg in Brand geschossenes Dorf, das mit russischen Kesseln besetzt war; rechts eine Windmühle, in der Artilleriebesatzungspositionen und Maschinengewehre aufgestellt waren.

Nach einer an Ort und Stelle gefertigten Skizze des Kriegsmalers Hugo L. Braune.



Phot. Vert. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Oberst Sprecher von Bernegg.
Chef des Generalstabes der Schweizer Armee.

sein werden. Wenn bereits vor dem Ausbruch des Krieges die gute Ausbildung der Truppen und die Tüchtigkeit der Führer der schweizerischen Armee die Anerkennung des Deutschen Kaisers, der sie im Beisein des französischen Generals Pau in einem Manöver besichtigte, finden konnte, so wird ihr diese sachverständige Würdigung jetzt um so weniger zu versagen sein. Wesentlich unterstützt wird aber der Grenzschutz des Landes durch die natürlichen Vorteile, die das Land einer Verteidigung bietet und die durch die Anlage von kunstgerechten Grenzbefestigungen noch eine gründliche Stärkung erfahren haben.

Freilich ist die Aufrechterhaltung einer strikten und ehrlichen Neutralität keineswegs immer eine einfache Sache. Namentlich in der Schweiz, wo sich Deutsche und Welsche feindlich gegenüberstehen, hat die Regierung keinen leichten Stand. Bundespräsident Motta hat daher in seiner Morgartenrede gesagt, daß es für den Staat nur das kühnere Ideal der korrekten Neutralität — gegenüber der ehrlichen Neutralität — gebe: wohlwollend gegen alle, aber zugleich bewaffnet gegen alle. Mit äußerster Anstrengung behauptet danach die Schweiz eine Neutralität, die von innen heraus angefochten wird, wie der kürzlich verhandelte Oberstenprozeß und die Verhandlungen des Schweizer Nationalrates deutlich zum Ausdruck gebracht haben. Wäre das Bevölkerungsverhältnis für die Welschen, die nur dreißig Prozent der Gesamtbevölkerung gegenüber siebenzig Prozent Deutschen darstellen, günstiger, so wären Neutralität und innerer Zusammenhalt möglicherweise untergegangen.

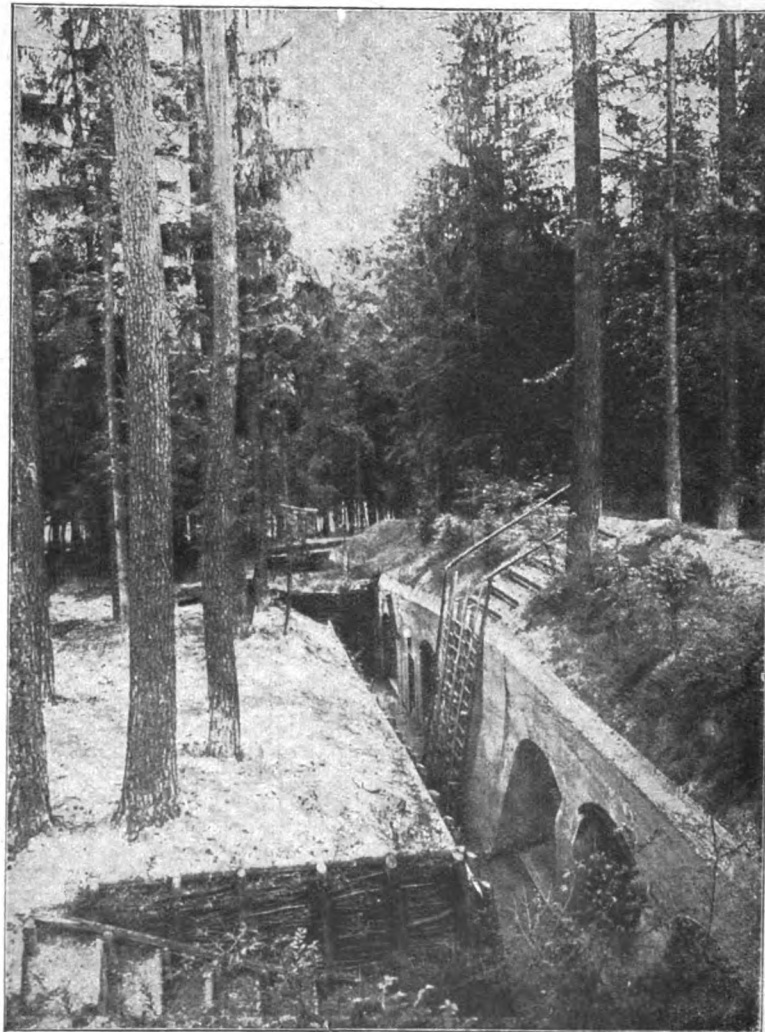
Anzweifelhaft sind die Neutralitätsrechte der Schweiz durch die Beschlagnahme von Postfächern und Waren seitens Englands schwer verletzt worden. Bemerkenswert hierbei ist die Aussage des vortrefflichen Generalstabschefs der schweizerischen Armee, Oberst Sprecher v. Bernegg (Bild siehe oben), der in dem Oberstenprozeß zur rechten Zeit daran erinnerte, daß das Wesen der Neutralität nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte in sich begreife, und durch einen Hinweis auf das vergewaltigte Griechenland klar zu erkennen gab, von wem seiner Meinung nach die Rechte der Neutralen am größtenteils mißachtet werden, von denen nämlich, die nach ihrer eigenen Versicherung ausgezogen sind, die Rechte der kleinen Staaten „auf eine gesicherte Grundlage zu stellen“.

Weltkriege steht sie aber militärisch so gerüstet da, daß die Schlagkraft des eidgenössischen Heeres keinem Zweifel begegnen kann. Schon der Aufmarsch an den Grenzen bewies die tatsächliche Brauchbarkeit der einzelnen Truppenteile. In der nun fast zwanzigmonatigen Zucht und Betätigung ist aus der eidgenössischen Miliz reguläres Militär geworden, und man hat mit Recht gesagt, daß die erzieherischen Wirkungen noch lange in Ton und Haltung der eidgenössischen Soldaten zu spüren

Jedenfalls gibt uns der Krieg Gelegenheit, das Wesen der Neutralität eingehend kennen zu lernen. Während bei der Schweiz das eifrige Bestreben zu bemerken ist, selbst unter den schwierigen wirtschaftlichen und innerpolitischen Verhältnissen eine korrekte Neutralität aufrechtzuerhalten, sehen wir bei Griechenland, daß es die Neutralität nur noch dem Namen nach beobachten kann, in Wirklichkeit aber dem Willen unserer Feinde unterworfen ist, wogegen Amerika (siehe Bild Seite 260 oben) bewußt und selbstsüchtig letztere unterstützt. Auch Schweden, Dänemark und Holland müssen sich von England Vergewaltigungen auf dem Meere gefallen lassen. Der britischen Marine fällt bald ein schwedisches, bald ein dänisches oder ein holländisches Boot zum Opfer, und die unbewaffneten Neutralen müssen es hinnehmen, daß ihnen sowohl die Brief- wie Paketpost entzogen wird.

In England aber ist man hiermit noch nicht ganz zufrieden, wie man im Unterhause gehört hat. Man möchte die Neutralen, wie es kürzlich ein Regierungsvertreter zusammenfaßte, „wie Feinde behandeln und von ihnen verlangen, daß sie sich trotzdem wie Verbündete benehmen“. Sir R. Cooper aber meinte, daß es „für England besser sei, wenn Holland, Dänemark und Schweden sich mit dem Feinde vereinigten“. Denn dann könnte man sie ganz offen brutalisieren, um jede Zufuhr nach Deutschland zu unterbinden. Da man an Deutschland nicht heran kann, könne man den neutralen Ländern wenigstens den Herrn zeigen.

Zweifelloos wird sowohl das Verhalten der Neutralen als auch deren Behandlung durch England einmal ein besonderes Kapitel der Geschichte dieses Krieges werden. Auch der Franzosen muß hierbei gedacht werden, die als gelehrige Schüler ihrer Bundesgenossen eine Jagd nach Postpaketen aus feindlichen und neutralen Staaten veranstalteten, so daß Italien, ehe es sich unseren Feinden angeschlossen hatte, Postpakete nach Deutschland zurücksandte, um sie vor den zudringlichen französischen Kreuzern zu retten.



Phot. Vert. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Schweizer Grenzbesatzung: Von Schweizer Truppen hergestellte Befestigungen.

Moderne Riesenflugzeuge.

(Hierzu das Bild Seite 260 unten.)

Den Eindeckern folgten die Doppeldecker, diesen die Großkampfflugzeuge, und nun raunt man in Rußland, England und Amerika vom größten Flugzeugungetüm — dem Riesenflugapparat. Während man jedoch in England das Riesenflugzeug als Wasseraeroplan auszubauen gedenkt, versucht man in Amerika, Riesenflugboote zu erstellen; und Rußland sucht durch einen Riesenlanddoppeldecker zum Ziele zu gelangen.

Die letztgenannten Apparate sind die Sikorski-Flugzeuge, die zu Beginn des Krieges über Kratau erschienen und dort Bomben abwarfen. Auch Soldau wurde im April 1915 von einem derartigen Apparat mit Bomben belegt. Es muß jedoch gleich betont werden, daß beide Bombardements anscheinend von ein und demselben Riesenflugzeug herührten. Ein anderes dieser Sikorski-Flugzeuge wurde nach den Berichten ungarischer Zeitungen durch die Ballonabwehrgeschütze der Österreicher und Ungarn bei der Gemeinde Czobos im Bezirke Eperjes Ende April 1915 heruntergeschossen.

Der Apparat fiel nicht brennend zur Erde und landete noch verhältnismäßig glatt. Des Rätsels Lösung war, daß von den vier Fliegern einer unverletzt die Maschine bis zum letzten Augenblick bedient hatte. Die drei anderen Flieger waren durch die Schrapnelle getötet worden. Das Riesenflugzeug, das so in den Besitz unserer Verbündeten gelangte, war nicht der Anfangstyp der Sikorski-Doppeldecker, sondern eine Bauart, die im Vergleich zu den beiden früheren Versuchstypen wesentliche Verbesserungen aufzuweisen hatte.

Neuerdings hat ein weiterer Typ der Sikorski-Flugzeuge von sich reden gemacht. Zwar nicht durch Taten, sondern nur durch sein Vorhandensein, wie unsere Feinde es ja von jeher geliebt haben, fast jede ihrer kriegstechnischen Neuerungen mit einer überlauten Propaganda auszusposaunen. So wissen wir denn genau, daß der neue Doppeldecker mit nicht weniger als vier Motoren versehen ist. Nach einer Lesart sollen zwei davon 150 Pferdestärken, die beiden anderen 200 Pferdestärken besitzen. Eine weitere Meldung besagt im Gegensatz dazu, daß die vier Motore 400 bis 600 Pferdestärken zur Verfügung haben, um das Flugzeug trotz seines Eigengewichtes von $3\frac{1}{2}$ Tonnen in pfeilschnellem Flug durch die Lüfte zu tragen. Dabei kann es noch 15 Personen aufnehmen. Der Rumpf allein ist 25 Meter lang. Die bisherigen einfachen Sitze für Flugzeugführer und Flugzeugbeobachter sind, wie die Abbildung Seite 260 unten zeigt, in Kabinen umgewandelt worden, deren Inneres durch Glasfenster vor Zugluft und sonstigen Witterungseinflüssen peinlich geschützt wird. Zumeist trennt eine Wand die Kabine in zwei Teile. Ganz vorn befindet sich der Führersitz zur Handhabung der Motore und der Steuerungen. Die vielartigen Hebel und Steuer münden vor dem Sitz in bequemer Reichweite, ähnlich wie beim Automobil. Der rückliegende Teil der Kabine ist der Auf-



An der belgisch-holländischen Grenze in Kieldrecht.

Phot. Berl.



Schwedische Grenzwehr gegen Rußland in Haparanda.

Phot. Berl. Illustrat. Ges. m. b. H.



Ankunft der russischen Post für die in Deutschland befindlichen Kriegsgefangenen in Haparanda.

Phot. Berl. Illustrat. Ges. m. b. H.



Eines der weittragenden 40-cm-Geschütze, die Amerika den Feinden der Mittelmächte liefert.

Phot. Welt-Press-Photo, Wien.

enthaltsraum für weitere Personen. Vereinzelt befinden sich in einem dritten Abteil eine Leiter, durch die man auf eine Plattform oben gelangen kann, sowie ein Waschtisch (!). Noch weiter rückwärts ist der Rumpf des Riesenflugzeuges als Durchgang zu einer zweiten Plattform ausgebaut. Wenn man bedenkt, daß zu der ungeheuren Motorenkraft noch eine nach bisherigen Verhältnissen außerordentlich große Spannweite der Tragflächen von 37 Metern hinzukommt, so wird man verstehen können, wie es möglich ist, daß dieser Doppeldecker 1500 Kilogramm mit sich empornehmen kann.

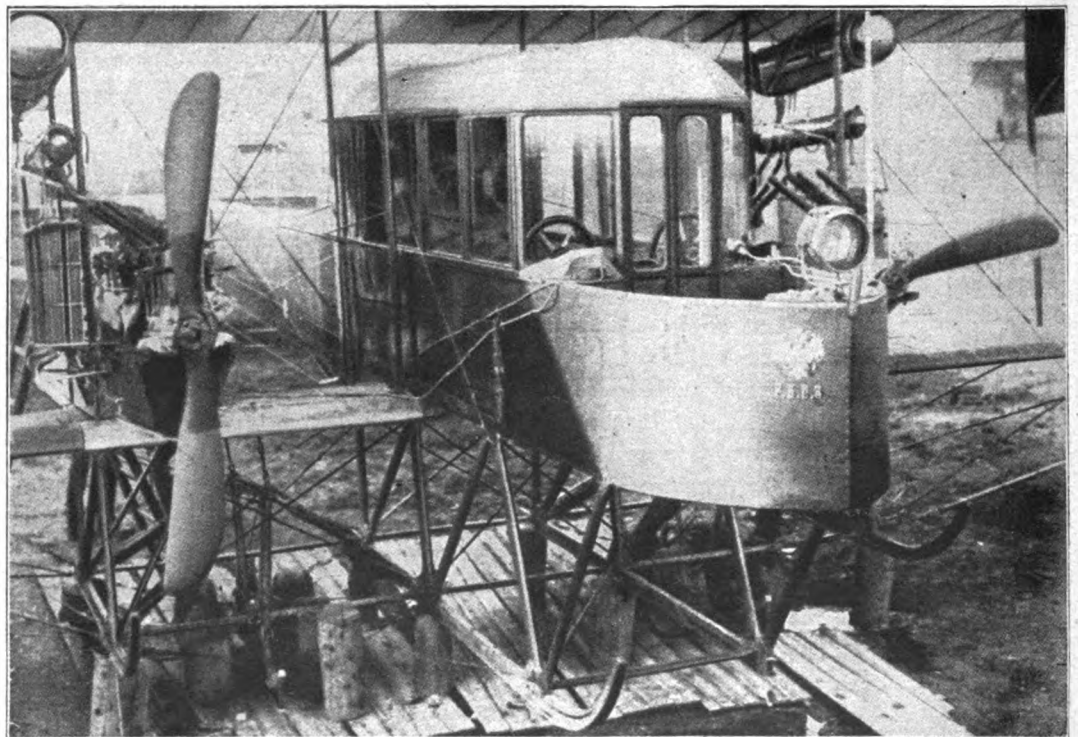
Auch eine weitere Firma hat sich auf den Bau von Riesenflugzeugen geworfen. Es ist dies die russische Firma Lebedjew, deren Flugzeugtyp angeblich drei Motore besitzen soll, die über eine Pferdestärke von je 260 verfügen.

Bei der Beurteilung der Riesenflugzeuge muß man sich vergegenwärtigen, daß der Plan, diese Riesenvögel in der Luft zu gebrauchen, sehr eng mit der Motorenfrage zusammenhängt. Je schwerer eine Flugmaschine ist, je größeren Raum sie einnimmt, desto zuverlässiger und stärker muß die Triebkraft sein, die den ganzen Apparat trotz des Anhaftens der Erdschwere zu den Wolken hinaufklimmen läßt. Glücklicherweise ist nun Rußland mit seinen Motoren, besonders mit den feinen Motoren für Flugzeuge, von jeher auf deutsche Erzeugnisse angewiesen gewesen. An dieser leidigen Tatsache können auch Rußlands Verbündete nichts ändern; ebensowenig kann das hilfsbereite Amerika vermittelnd einspringen. Eine Massenfabrikation der Sikorski- oder der Lebedjew-Flugriesen ist also voraussichtlich unmöglich, denn gute Motoren lernt man selbstverständlich nicht von heute auf morgen bauen.

senflugzeug als Riesenkampfflugzeug brauchbar ist. Im Gegenteil. Die Steige- und Wendefähigkeit ist viel zu gering; und auf sie kommt es im Luftkampf besonders an, wie unsere Fokker beweisen.

Neben dem hohen Preise macht gerade der Kabinenraum, wo viele Menschen dicht zusammengedrängt ein gutes Ziel bieten, das Riesenflugzeug unvorteilhaft. Mit einem einzigen Schrapnelltreffer oder durch einen kühnen Fliegerangriff, ähnlich demjenigen auf das vierstellige italienische Caproni-Großkampfflugzeug im Februar 1916 (s. Seite 244), ist die ganze Herrlichkeit zu Ende.

Auch die Riesenflugzeuge werden bei dieser Sachlage unseren Fliegern, ähnlich wie die Großkampfflugzeuge, weniger ein Schreck als ein Anziehungsmittel sein, was die scherzhafte Bezeichnung „Bauernschreck“ für die bisher gebräuchlichen Apparate schon zeigt.

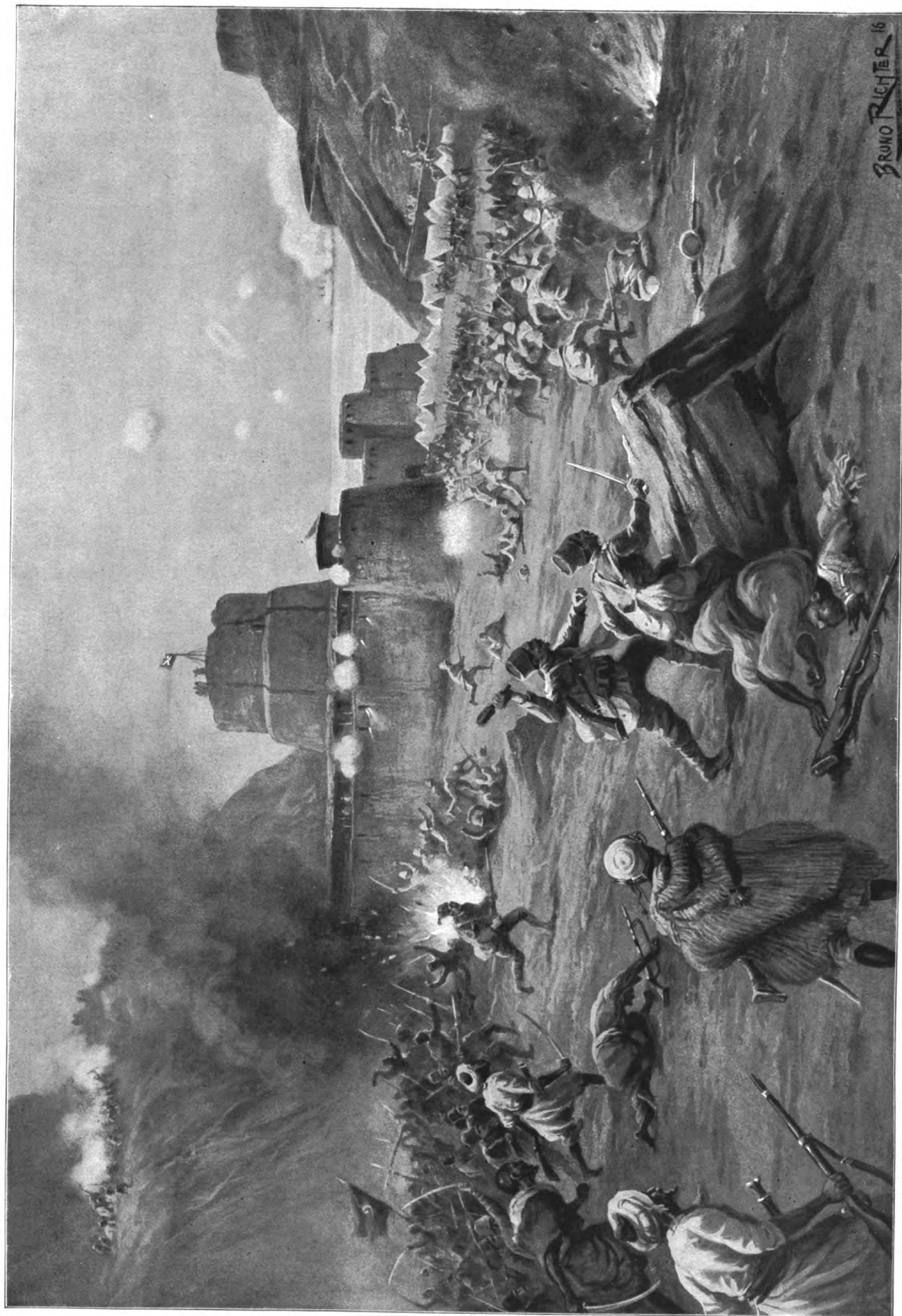


Ein russisches Riesenflugzeug.

Sikorski-Doppeldecker, der bei einem Gewicht von dreieinhalb Tonnen vier Motoren von 400–600 Pferdestärken hat und fähig ist, sechzehn Personen zu tragen.

Dazu kommt, daß die militärische Benutzung der Riesenflugzeuge wenig Vorteile, aber sehr viel Nachteile aufweist. Wie schon die kriegsgeschichtlichen Beispiele von Kratau, Soldau, Czobos beweisen, besteht die voraussichtlich vorteilhafteste Verwendung dieser Flugriesen im Bombenwerfen. Die große Tragfähigkeit ermöglicht die Mitnahme großer Mengen von Sprengstoffen und Betriebsmitteln. Bewirken die einen eine größere Heftigkeit des Bombardements, so gewährleisten die anderen das Aufsuchen weit entfernter Orte. Man könnte annehmen, daß die größere Tragfähigkeit und die zahlreiche Besatzung das Anbringen größerer Kampfaffen, etwa von Geschützen, zuließe. Damit ist jedoch noch lange nicht gesagt, daß das Rie-

die
ung
we-
lehr
eift.
sge-
von
bos
vor-
eße
ug-
ien.
keit
me
von
Be-
ten
ere
de-
en
if-
er
n-
re
ie
ig
er
n
e
t
i



Die Kämpfe im Zemen: Niederlage der Engländer bei Esamni.
Nach einer Originalzeichnung von Orientaler Bruno Richter.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

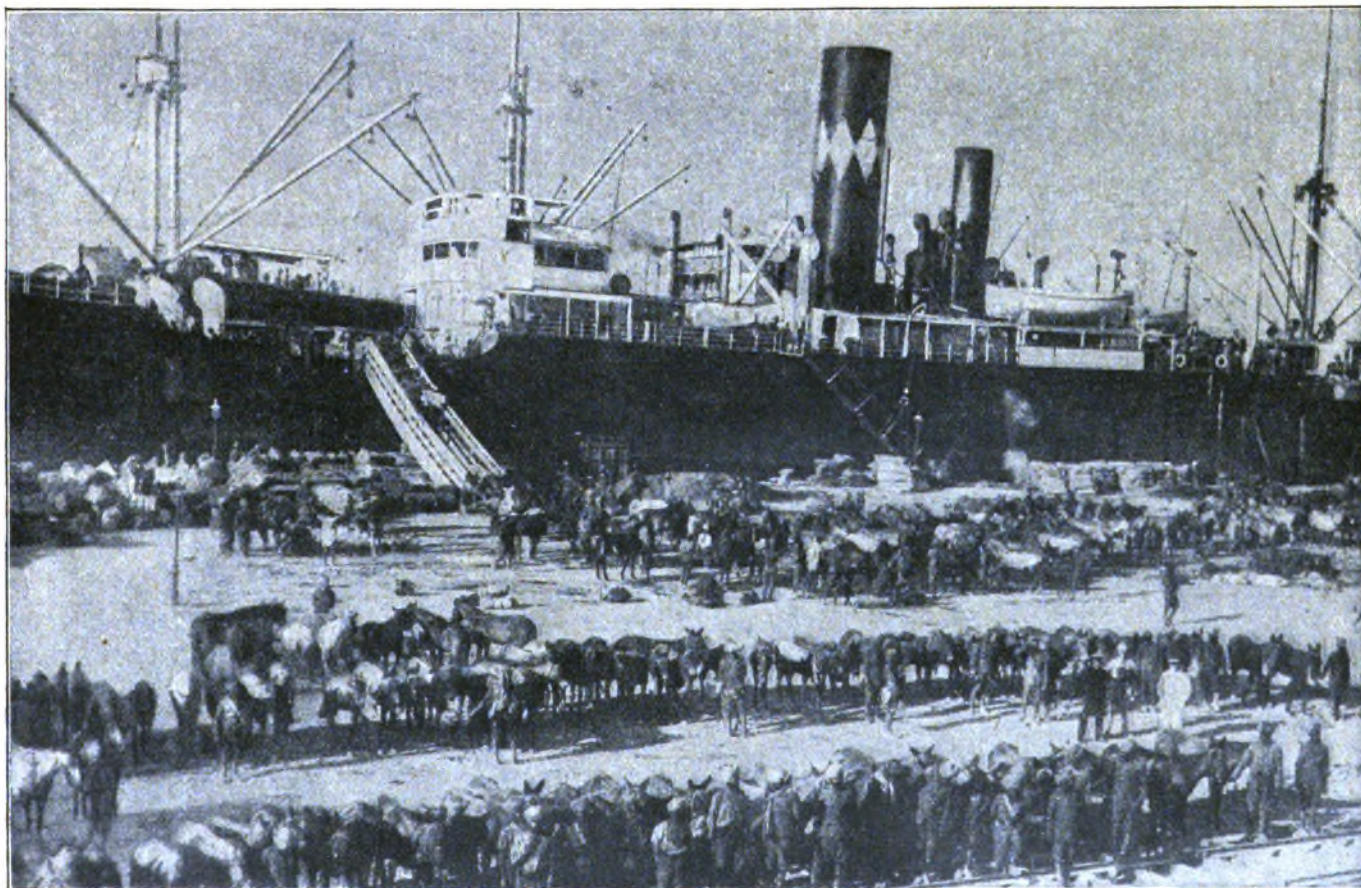
(Fortsetzung.)

Die auf Seite 250 und 251 geschilderten Ereignisse in Armenien und Persien übten auf den Kampf, den England in Mesopotamien gegen die Türken zu bestehen hatte, nur geringen Einfluß aus. Es ist anzunehmen, daß diese, obwohl sie eine Bedrohung in der Flanke erst in Monaten zu erwarten hatten, doch schon jetzt Verstärkungen heranzogen. Die Engländer dagegen versuchten vor Kut-el-Amara die Lage, die sie als stark verändert ansahen, auszunutzen, erzielten dabei aber kein befriedigendes Ergebnis, da die Türken sich ihren heftigsten Angriffen gegenüber hinlänglich widerstandsfähig zeigten. Immer noch stand General Nymler in geringer Entfernung von Kut-el-Amara mit der Aufgabe, General Townshend zu entsetzen. Gegen den 10. März machte er einen kräftigen Vorstoß gegen die kaum 8 Kilometer von Kut-el-Amara befindlichen türkischen Stellungen bei Elm, und es gelang seinen Truppen stellenweise auch, in die türkischen Linien einzudringen; doch wurden sie durch schneidige Gegenangriffe unter Einbuße von 60 Gefangenen (siehe Bild Seite 265) zurückgeworfen. Nach einem Bericht vom 12. März schätzten die Türken den englischen Gesamtverlust auf über 5000 Mann. General Nymler gab dies zwar nicht zu, verhehlte aber in seiner Meldung nicht, daß sein neuer Versuch vom 10., die Türken zu schlagen, mißglückt war; doch hielt er daran fest, daß es ihm schließlich gelingen werde, das eingeschlossene Heer zu entsetzen. Dieses war bis jetzt wenigstens in einer erträglichen Lage, weil die Zufuhr auf dem Wasserwege noch möglich war. Sie völlig zu unterbinden, hinderte die Türken der Mangel an neuzeitlichen Kampf- und Hilfsmitteln, vor allem weittragenden Geschützen.

An den Dardanelles traten die Engländer immer wieder mit Kanonenbooten und Kreuzern auf, und auch Fliegervorstöße unternahmen sie gelegentlich noch. Die Beschießung aus ihren Schiffsgeschützen konnte aber in dem granatendurchwühlten Gelände nicht mehr viel Schaden anrichten, so daß die Türken sich nur ausnahmsweise zur Erwidern genötigt sahen. Auch die englischen Flieger

erreichten nichts: jedesmal, wenn die vorzüglich eingeschossenen türkischen Batterien ihr Abwehrfeuer gegen sie richteten, fanden sie es geraten, sich zum Rückflug zu wenden.

Zusammenstöße schwerer Art ereigneten sich Anfang März wieder auf dem jüngsten der englisch-türkischen Kampfschauplätze, an der Semenfrent im südlichen Arabien (siehe die Karte Seite 262). 6000 Mann englische Infanterie und 600 Reiter näherten sich unter Mitführung weitreichender 12-cm-Geschütze dem Ort Asiah und besetzten die Höhen 4 Kilometer südwestlich von ihm. Die englischen Truppen unternahmen hierauf einen starken Stoß gegen die am weitesten vorgeschobenen türkischen Gräben, mit dem sie jedoch durch rechtzeitig von Elvabita her angeführte Gegenangriffe in dreistündigem Kampf zurückgewiesen wurden; nur dem Schutze ihrer überlegenen weittragenden Geschütze, mit denen sie die Türken an der Ausnutzung ihres Erfolges verhinderten, verdankten sie es, daß sie in einigermaßen guter Ordnung ihren Ausgangspunkt wieder erreichten und sich zu geordnetem Widerstande 4 Kilometer südlich von Asiah in vorbereiteten Stellungen bei El Meihale sammeln konnten. Gegen diese wagten die Türken einen erneuten erbitterten Ansturm mit dem Erfolge, daß der Feind zum völligen Rückzug nach seinem befestigten Lager in Scheich-Osmani gezwungen wurde (siehe die Kunstbeilage). Hier befanden sich die Engländer in Sicherheit, weil ein Angriff auf die starke Stellung, die zudem unter dem Schutze der englischen Kriegsschiffe stand, die Türken mit schweren Opfern bedroht hätte. Diese hatten in den verlassenen englischen Verteidigungsanlagen von El Meihale viel Kriegsmaterial, namentlich viel wertvolles Pioniergerät gefunden. Das eroberte feindliche Lager und der ganze Ort wurde von ihnen zerstört. Zahlreich umherliegende Feindesleichen zeugten von der Haste, mit der die Flucht der Engländer vor sich gegangen war. Von ihrem befestigten Lager aus sandten diese einige Tage später eine starke Reiterabteilung zur Erkundung gegen Elsaille aus. Trotz ihrer Ausrüstung mit Maschinengewehren mußte diese Truppe vor den kampflustigen



Phot. H. Semmels, Berlin.

Englischer Transportdampfer schiffte bei Basra indische Truppen aus, die zu den englischen Streitkräften bei Kut-el-Amara an der Front stoßen sollen.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
IV. Band.

Türken nach nur halbstündigem Gefecht unter Zurücklassung von 20 Toten und Verwundeten die Flucht ergreifen.

An der ägyptischen Front empfanden die Engländer nach dem Fall von Erzerum größere Sicherheit, weil die Türken nunmehr genötigt waren, vorerst dem nördlichen Schauplatz ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Daß diese die Fortsetzung des Krieges in Ägypten gleichwohl im Auge behielten, ließ sich aus einem längeren Besuch Enver Paschas in Palästina schließen, der Anfang März gemeldet wurde (siehe Bild Seite 264).

Auf den europäischen Schauplätzen erlebten die Engländer sowohl zur See wie durch Luftangriffe neue und zahlreiche unliebsame Überraschungen. Der verschärfte U-Boot-

Krieg setzte allerdings nicht mit der Gewalt ein, die man vielfach erwartet hatte, was in Verbindung mit dem alsbald erfolgenden Rücktritt des Großadmirals v. Tirpitz, dessen Nachfolger Admiral v. Capelle wurde (siehe Bild Seite 267 und Text Seite 270), zu der Auffassung führte, daß der U-Boot-Krieg nicht mit der in der Denkschrift an die Neutralen angekündigten Schärfe durchgeführt oder daß er wohl gar aufgeschoben werden solle, Ansichten, die von der deutschen Regierung unterm 14. März amtlich als völlig unzutreffend bezeichnet wurden. Daß sich der verschärfte U-Boot-Krieg in der Tat in vollem Gange befand, war aus verschiedenen Tatsachen auch bereits deutlich geworden, wenn gleich die Verhandlungen mit Amerika sich in die Länge

zogen und die deutsche Regierung anscheinend das Gefühl des mit dem Kriege gegen Deutschland liebäugelnden Präsidenten Wilson schonen wollte. Immerhin wurden schon am 29. Februar zwei französische Hilfskreuzer von deutschen U-Booten vor Le Havre vernichtet, während den Engländern derselbe Tag die Versenkung eines bewaffneten Bewachungsdampfers in der Themsemündung brachte, was als erneuter Beweis für die Unzuverlässigkeit der englischen Blockade schmerzlich empfunden wurde; war sie doch nicht einmal in diesem Stande, den Kanal und Englands eigene Küste vom Gegner freizuhalten. Den schwersten Stoß hatte der Glaube an die englische Seemacht zur See durch die „Möve“ erlitten, die am 4. März der englischen Blockade zum Trotz mit zahlreichen Gefangenen und einer



Maßstab 1:10.000.000
Karte von Südarabien mit der Jemenfront.

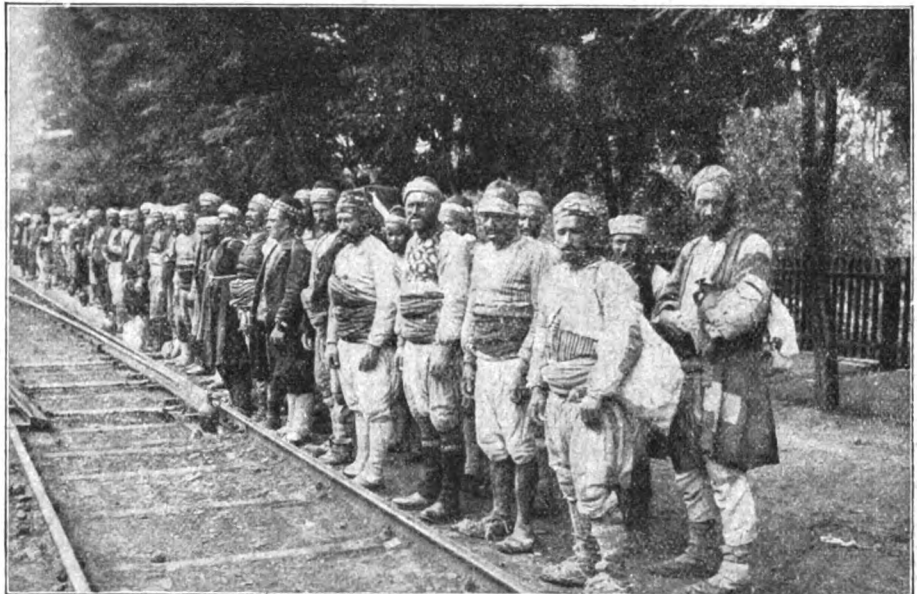
Million Mark in Goldbarren an Bord wohlbehalten die Heimat wieder gewann, nachdem sie über ein Dutzend feindlicher Schiffe — unter ihnen auch das englische Linien Schiff „Eduard VII.“ (siehe Seite 108) — von zusammen nahezu 60 000 Tonnen aufgebracht hatte. Wir berichteten über die Taten der „Möve“ schon auf Seite 202 (dazu die Bilder Seite 208, 209, 211) und tragen hier nur noch nach, daß die gesamte Mannschaft mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde, während dem Führer des ruhmreichen Schiffes, einer würdigen Nachfolgerin der „Enden“ und „Karlsruhe“, Korvettenkapitän Grafen zu Dohna-Schloden (siehe Bild Seite 266) der Deutsche Kaiser persönlich den Orden Pour le Mérite überreichte. Bei einem Besuch in seinem Geburtsort Malmö bei Sagan erwiderte der Graf auf eine Begrüßungsansprache unter anderem: „Ich möchte, daß Sie alle jetzt das, was ich erlebt habe, mitempfänden. Es ist wohl das Größte, was ein Mensch erleben kann. Ich habe gesehen, was deutsche Treue und deutsche Kraft durchsetzen kann. Ich habe gesehen, wie die Matrosen in der schwersten Gefahr keinen Augenblick gezögert haben, ihre Pflicht zu erfüllen. Das hat mir das Vertrauen gegeben, daß ich mit solchen Leuten das Größte wagen kann. Sie können sich denken, was es für ein Augenblick war, als ich eines Tages acht englische Kapitäne vor mir stehen hatte und ihnen sagen konnte: Das tut die deutsche Flotte!“

Am 10. März hatte die englische Admiralität den Verlust zweier Kriegsschiffe zu melden, über deren Vernichtung bereits einige Tage vorher nichtamtliche Nachrichten bekannt geworden waren. Es waren der Torpedobootzerstörer „Coquette“ und das Torpedoboot Nr. 11, die an der englischen Ostküste auf Minen gelaufen waren; 4 Offiziere und 41 Mann waren dabei ertrunken. Diese englischen Verluste waren ein Erfolg der Minenwerfertätigkeit, durch die die deutschen Seestreitkräfte die englische Küste in außerordentlichem Maße der Minengefahr ausgesetzt hatten. Der Zerstörer „Coquette“ gehörte zu der zahlreichen, aus den Jahren 1889 bis 1901 stammenden „Albatrosklasse“. Die Schiffe dieser Klasse sind mit einem 7,6-cm- und fünf 5,7-cm-Geschützen bestückt und führen außerdem zwei 45-cm-Torpedolanzierrohre. Sie verdrängen 300 bis 400 Tonnen und haben eine Geschwindigkeit von etwa 30 Meilen; die Besatzung besteht aus 60 bis 70 Mann. Das Torpedoboot Nr. 11 stammte aus dem Jahre 1907, verdrängte 250 Tonnen und lief 26 Meilen; die Bestückung bestand aus zwei 7,6-cm-Geschützen und drei 45-cm-Torpedolanzierrohren, die Besatzung aus 35 Mann.

Schon am 12. März meldete abermals ein englischer Admiralitätsbericht den Verlust eines Kriegsschiffes. Diesmal war es der Hilfskreuzer „Fauvette“, der ebenfalls an der englischen Ostküste, in der Nähe von Hull, auf eine Mine gelaufen war, wobei 2 Offiziere und 12 Mann der Besatzung den



Türkische Reservisten im Taurusgebirge auf dem Marsche zum Bestimmungsort.



Türkische Reservisten erwarten auf einer Station der Anatolischen Bahn ihre Weiterbeförderung.



Stationsgebäude der Bagdadbahn am Amanusgebirge.

Bilder von der Bagdadbahn.

Nach Aufnahmen von Rudolf Zabel, Berlin.

Tod in den Wellen fanden. „Fauvette“ war ein ziemlich neues Schiff von 2644 Tonnen und das dritte als Hilfskreuzer ausgerüstete Fahrzeug der Londoner General Steam Navigation Co., das der deutschen Marine zum Opfer fiel.

Auch die englische Handelsflotte erlitt in der ersten Märzwoche durch Minenunglück und Unterseeboote schwere Verluste. Nach einer Liste des Marinemitarbeiters der „Times“ wurden in dieser einen Woche 11 Schiffe von 200 bis 5000 Tonnen versenkt mit einem Gesamtwert von über 30 Millionen Mark. Diese überaus starken Verluste hatten zur Folge, daß die englischen Seeverversicherungslage alsbald um 60 Prozent in die Höhe gingen und noch weitere Steigerungen in Aussicht genommen wurden. — Auch die Franzosen spürten etwas von der schärferen Luft, die jetzt beim Seekrieg wehte. In der Nacht zum 10. März wurde vor Le Havre auf der französischen Seite des Armellkanals der Dampfer „Loustana“, der über 5000 Tonnen verdrängte, versenkt und auf demselben Schauplatz ereilte dieses Schicksal auch die über 1000 Tonnen fassende, nach Sarpsborg bestimmte norwegische Bark „Sirius“.

Von Februar 1915, als zur Abwehr der englischen Auswanderungspolitik mit dem Unterseebootkrieg begonnen wurde, bis anfang März 1916, also in etwas mehr als einem Jahre, hatten die deutschen U-Boote im ganzen mindestens 670 Schiffe torpediert, von denen 611 Handelsschiffe, der Rest Kriegsschiffe waren. Unter diesen 670 Schiffen befanden sich allein 439 englische, und zwar von der Handelsflotte u. a. etwa 240 große Dampfer und 110 Fischerboote, von der Kriegsflotte 5 Kreuzer, 12 Hilfskreuzer, 5 Torpedoboote, 2 Kanonenboote, 2 Minenleger, 1 Avisojacht, 4 Unterseeboote. Auf andere Weise als durch deutsche U-Boote, zum Beispiel auch durch Luftangriffe, hatte England 19 weitere U-Boote eingebüßt. Diese Zahlen geben die englischerseits eingestandenen Verluste an, zu denen noch eine Reihe weiterer kam, die man zu verheimlichen suchte.

Unter den vernichteten englischen U-Booten waren auch manche ganz neue. Um so weniger war es zu verwundern, daß England für schleunigen Ersatz Sorge trug, unter anderem durch Schaffung von 15 U-Booten des sehr leistungsfähigen

Typs G, der über Wasser 1500, unter Wasser 1800 Tonnen verdrängt und 24 beziehungsweise 18 Meilen läuft. Das U-Boot G, das mit 2 Geschützen und 8 Torpedolanzierrohren bestückt ist, vermag, ohne zu landen, über Wasser 2900, unter Wasser 900 Meilen zurückzulegen. Dazu trat dann noch die aus Amerika bezogene U-Boot-Klasse H, deren Lieferung die Amerikaner anfangs leugneten, bis sie durch den am 19. Januar 1916 auf holländischem Küstengebiet erfolgten Untergang des H 6 unwiderleglich erwiesen wurde.

Die angeführten Zahlen zeigen die gewaltigen, kein Opfer und keine Mühe scheuenden Anstrengungen Englands, seine Seestreitkräfte auf der Höhe anerkannter Übermacht zu halten. Mit Stolz teilte denn auch der neue Marineminister Balfour mit, daß die englische Flotte trotz aller Verluste stärker sei als zu Beginn des Krieges. Nur im Bau einer Schiffsart, der Panzerkreuzer, sei man zurückgeblieben. Unter diesen hatte die deutsche Seemacht mit ganz besonderem Glück aufgeräumt. Das Zugeständnis, daß diese Erfolge noch nicht wettzumachen gewesen seien, mochte Balfour schwer genug gefallen sein; die Schuld schob er auf seinen Vorgänger Churchill, der die für die Großkampfschiffe bestimmt gewesenenen Lafetten zur hastigen Fertigstellung von Kanonenbooten habe verwenden lassen, die dann an der belgischen Küste von nur sehr schwacher Wirkung gewesen wären.

Trotz dieser Einschränkungen muß aber anerkannt werden, daß die Engländer in der Pflege ihrer Seestreitkräfte erfolgreich tätig waren. Unstreitig dagegen versagten sie im Wettbewerb mit der deutschen Luftflotte. Die Hoffnung, hier mit Deutschland Schritt zu halten, hatte der einsichtige Teil der Engländer wohl oder übel aufgeben müssen; früher Versäumtes ließ sich eben nicht von heute auf morgen nachholen. Da man also die Überlegenheit namentlich der deutschen Marineluftschiffe anerkennen mußte, so ließ man es sich mit um so größerem Eifer angelegen sein, überall Abwehrmaßnahmen großen Stils gegen Luftangriffe zu treffen. Selbst in einem so weit abliegenden Orte wie Plymouth wurde am 27. Februar ein kostspieliger Probealarm ins Werk gesetzt. Beim Ertönen der Alarmzeichen



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Zu der Inspektionsreise des türkischen Generalissimus Enver Pascha nach Palästina.

Enver Pascha (X) mit dem Kommandanten der syrischen Truppen, Dschemal Pascha (XX), treffen im Automobil vor der Kommandantur in Jaffa ein, wo sie von den Behörden festlich empfangen werden.



Gefangene Engländer aus den Kämpfen bei Kut-el-Amara werden durch ein Beduinendorf gebracht.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tille.

wurden alle Lichter gelöscht, und die Leute auf den Straßen drehten selbst die Laternen aus. Als nun die Stadt im tiefsten Dunkel lag und die Scheinwerfer ihre Arbeit begannen, ergab sich sogleich, daß diese mit ihren Abungen die Stadt viel heller erscheinen ließen, als es bei der regelmäßigen nächtlichen Beleuchtung der Fall war. — In dem entlegenen Schottland war seit dem 26. Februar jegliche künstliche Beleuchtung streng untersagt.

Neben diesen sehr lästigen Maßnahmen blieb man in England aber bemüht, den feindlichen Luftangriffen mit

den eigenen Fliegern zu begegnen. Mit wie wenig Glück und Geschick diese dabei vielfach verfahren, zeigt ein im Parlament von einem Mitglied zur Sprache gebrachter Fall. Danach war bei dem Februarangriff der deutschen Luftschiffe auf Dover einer der englischen Flieger in Ermangelung einer anderen Waffe mit einem Winchestergewehr zum Luftkampf aufgestiegen, das fünf Patronen enthielt. Außerdem stiegen die Flieger erst auf, nachdem die Deutschen ihre Bomben bereits abgeworfen hatten und aus dem Gesichtskreise verschwunden waren. Die Folge

war, daß die englischen Flieger, da der wirkliche Feind nicht mehr zu sehen war, sich gegenseitig für Feinde hielten, so daß es zwischen einem Wasserflugzeug und einem Landflugzeug zu einem regelrechten Kampf kam, in den zum Überflut auch noch eine englische Landbatterie eingriff; wenn diese zwar auch nicht die eigenen Landsleute aus der Luft niederholte, so beschädigte sie immerhin die Kirche von Walmer und verwundete eine Anzahl englischer Soldaten in der Kaserne. Eine solche Kopflosigkeit nach allen im Luftkriege schon gemachten Erfahrungen konnte das Vertrauen der englischen Bevölkerung zu der Zuverlässigkeit der Abwehrmittel freilich nicht stärken.

Ein neuer deutscher Luftangriff galt am 2. März der englischen Südküste, bei dem ein deutsches Wasserflugzeug über zahlreichen Plätzen dieses schon so oft heimgesuchten Gebietes kreuzte, um nach Abwurf seiner Bomben unversehrt umzukehren. Die englische amtliche Meldung versicherte, daß an militärischen Gebäuden kein Schaden angerichtet worden sei, gab mittelbar also anderen Schaden zu.

Eine neue Erfahrung brachte der Angriff deutscher Marine-Luftschiffe auf England in der Nacht vom 5. zum 6. März: er zerstörte die weitverbreitete Ansicht, daß Zeppelinangriffe nur bei gutem Wetter möglich seien. Es wurde in zahlreichen englischen und auch französischen Blättern mit Bellemung festgestellt, daß trotz des heftigen Schneesturms, der um jene Zeit über den betroffenen Grafschaften herrschte, der Luftangriff in seiner Wucht und Wirkung nicht beeinträchtigt worden sei. Sein Hauptziel war Hull am Humber mit seinen mächtigen Dockanlagen, die reichlich mit Bomben bedacht wurden, ohne daß es dem heftigen Feuer der englischen Abwehrbatterien gelungen wäre, die Zeppeline an der glücklichen Heimkehr zu verhindern. — Nach den Mitteilungen des englischen Kriegsamt waren es drei Fahrzeuge gewesen, die sich nach ihrem Eintreffen über der englischen Küste nach verschiedenen Richtungen verteilten; Northshire, Lincolnshire, Rutland, Huntingdon, Cambridgeshire, Norfolk, Essex und Kent wurden von dem Besuch betroffen. Die amtliche Meldung enthielt unter anderem die Mitteilung, daß 3 Männer, 4 Frauen und 5 Kinder umgekommen seien, eine Angabe, deren Richtigkeit wegen der künftigen Steigerung (3, 4, 5) wohl mit Recht bezweifelt werden darf. Nach Erwähnung von 33 Verwundeten wurden dann in dem Bericht die zu Schaden gekommenen Gebäude aufgeführt, unter denen zu erneutem Beweise der feststehenden Behauptung von deutscher Barbarei auch ein Block Armenhäuser nicht vergessen war.

Dieser jüngste Zeppelinbesuch hatte ein Nachspiel im Parlament, wo der amtlichen Darstellung, als habe es sich bei dem Angriff um eine Harmlosigkeit gehandelt, an Hand der Tatsachen in lebhafter Auseinandersetzung aufs entschiedenste widersprochen wurde; groß war namentlich auch der Unwille über das Versagen der Abwehrvorkehrungen.

Herrschte schon in dieser Hinsicht Unzufriedenheit, so war auch manches andere nur zu geeignet, auf die Kriegsfreudigkeit zu drücken. So machte vor allem die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht viel böses Blut, zumal die Einberufenen überrumpelt worden zu sein glaubten. Infolgedessen kam es außerordentlich viel vor, daß sich die kriegstauglichen Männer der Dienstpflicht zu entziehen suchten. Vor den Gerichten, die sich mit diesen Fällen zu

beschäftigen hatten, wurden die verschiedensten Vorwände geltend gemacht. Die Verheirateten zum Beispiel beriefen sich auf das Versprechen, daß man erst dann von ihrer Meldung zum Waffendienst habe Gebrauch machen wollen, wenn zuvor die Unverheirateten eingezogen sein würden, während in Wahrheit seitens der Behörden zwischen Verheirateten und Ledigen kein Unterschied gemacht wurde. Viele weigerten sich zwar nicht, ins Heer einzutreten, bestanden aber darauf, nur hinter der Front verwendet zu werden, da sie es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren könnten, andere Menschen zu töten. Auch Unabkömmlichkeit wurde von den Angehörigen der verschiedensten Berufe vorgeschützt.

Auch noch in anderer Beziehung hatte man in England reichlich Grund, mit dem Verlauf und den Wirkungen des Krieges unzufrieden zu sein. Auf dem Gebiete des Handels, auf dem England große Erfolge zu ernten gehofft hatte, trat nach der großen englischen Finanzzeitschrift „Economist“

eine mit der Dauer des Krieges wachsende Verschiebung zuungunsten Englands ein. Die Ausfuhr Englands nahm am raschesten nach den Gebieten ab, die in Friedenszeiten ein Hauptgebiet des englischen Handels gewesen waren: den eigenen Kolonien und anderen überseeischen Ländern. Im Vergleich mit 1913 hatte im Jahre 1915 die englische Ausfuhr nach Indien um über 35 Prozent (nämlich um 15 Millionen Pfund Sterling), nach Australien um 15 Prozent, nach Kanada um 45 Prozent, nach Neuseeland um 10 Prozent, nach den amerikanischen Südstaaten um 50 bis 70 Prozent, nach Südafrika um 20 Prozent, nach China um über 45 Prozent, nach Japan gar um über 75 Prozent abgenommen. Es sieht also vorerst nicht so aus, als sollte der Krieg gegen Deutschland England seinem Ziele, den deutschen Kaufmann in Übersee zu verdrängen, näher bringen. Die Industrie sah ihre Wettbewerbsfähigkeit vielmehr durch Arbeiterschwierigkeiten, Teuerung, erhöhte Lohn- und Frachtsätze, Mangel an Frachtraum sehr stark beeinträchtigt. Der Ausfall an der Ausfuhr nach den genannten Ländern wurde durch Verdoppelung der Ausfuhr nach Frankreich und durch das Steigen derjenigen nach Holland, Nor-

wegen und Dänemark auch nicht annähernd ausgeglichen.

Um wenigstens einem der drückenden Ubelstände, dem Mangel an Frachtraum, abzuhelfen, verfiel England auf das Mittel, Portugal, das schon seit Jahrhunderten nichts anderes war als ein englischer Vasallenstaat, in den Krieg gegen Deutschland hereinzuziehen. Damit gewann es die Möglichkeit, über die auf sein Anstiften am 23. Februar von der portugiesischen Regierung völkerrechtswidrig beschlagnahmten zahlreichen deutschen Schiffe in portugiesischen Häfen für seine eigenen Zwecke zu verfügen. Diesem schweren Neutralitätsbruch Portugals waren im Lauf des Krieges schon andere von geringerer Bedeutung vorausgegangen, die hauptsächlich darin bestanden hatten, daß den Engländern gestattet worden war, mit ihren gegen Deutsch-Ostafrika bestimmten Streitkräften durch das portugiesische Gebiet von Afrika zu ziehen. Der Beschlagnahme der deutschen Schiffe durch die portugiesische Regierung war auch nicht der leiseste Versuch einer Verständigung mit Deutschland vorhergegangen, wie auch nachher der deutschen Regierung keinerlei Erklärungen gegeben wurden. Die schon hieraus hervorgehende Absicht einer Herausforderung



Korvettenkapitän Burggraf und Graf Nikolaus zu Dohna-Schlobien, der kühne und erfolgreiche Kommandant S. M. S. „Röbe“.

Deutschlands wurde dadurch noch besonders unterstrichen, daß bei der Beschlagnahme die deutsche Flagge von den Schiffen niedergeholt und durch die portugiesische Flagge mit dem Kriegswimpel ersetzt wurde. Die deutsche Regierung sah sich dadurch genötigt, ohne erst ein Ultimatum zu stellen, Portugal am 9. März 1916 den Krieg zu erklären. Nun hatte die portugiesische Regierung, was sie wollte und angesichts der Stimmungen im eigenen Volk und Heere brauchte: den Schein, von Deutschland zum Kriege gezwungen worden zu sein. Ohne diesen Schein hätte mit Meutereien im portugiesischen Heere gerechnet werden müssen, wie solche schon ausgebrochen waren, als im Jahre 1915 eine Kriegserklärung Portugals an Deutschland nur erst bevorzustehen schien.

Das stehende Heer dieses neuen deutschen Gegners sollte im Frieden nach der Militärverfassung 30 000 Mann zählen, hatte diese Stärke aber niemals erreicht; nur an Offizieren zählte es wesentlich mehr als vorgesehen waren. Im Krieg sollte die Armee auf 100 000 Mann gebracht werden können. Wenn diese Zahl auch wirklich erreicht würde, so würde es dem Heere doch fast völlig an Bewaffnung fehlen, weil Portugal schon lange vor dem Eintritt in den Krieg Geschütze, Gewehre und sonstiges Material an Frankreich abgegeben hatte. Der portugiesischen Flotte ist keinerlei Bedeutung beizumessen, da die wenigen, zudem fast alle schon recht alten Fahrzeuge, aus denen sie besteht, nach Bauart, Größe und Leistungsfähigkeit schwerlich berufen sein dürften, im Kriege eine Rolle zu spielen. Worauf es England ankam, war indessen auch weniger ein Zuwachs an Wehrkraft, als vielmehr der Besitz der stattlichen deutschen Handelsflotte von insgesamt etwa 260 000 Tonnen, die sich im Machtbereich der Portugiesen befunden hatte. — Portugals Eintritt in den Krieg wurde selbst von den Neutralen schwer gemißbilligt. Sie erkannten an, daß die deutsche Regierung mit ihrer Kriegserklärung



Phot. A. Grohs, Berlin.
Der neue Staatssekretär des Reichsmarineamts, Admiral v. Capelle, der Nachfolger des Großadmirals v. Tirpitz.

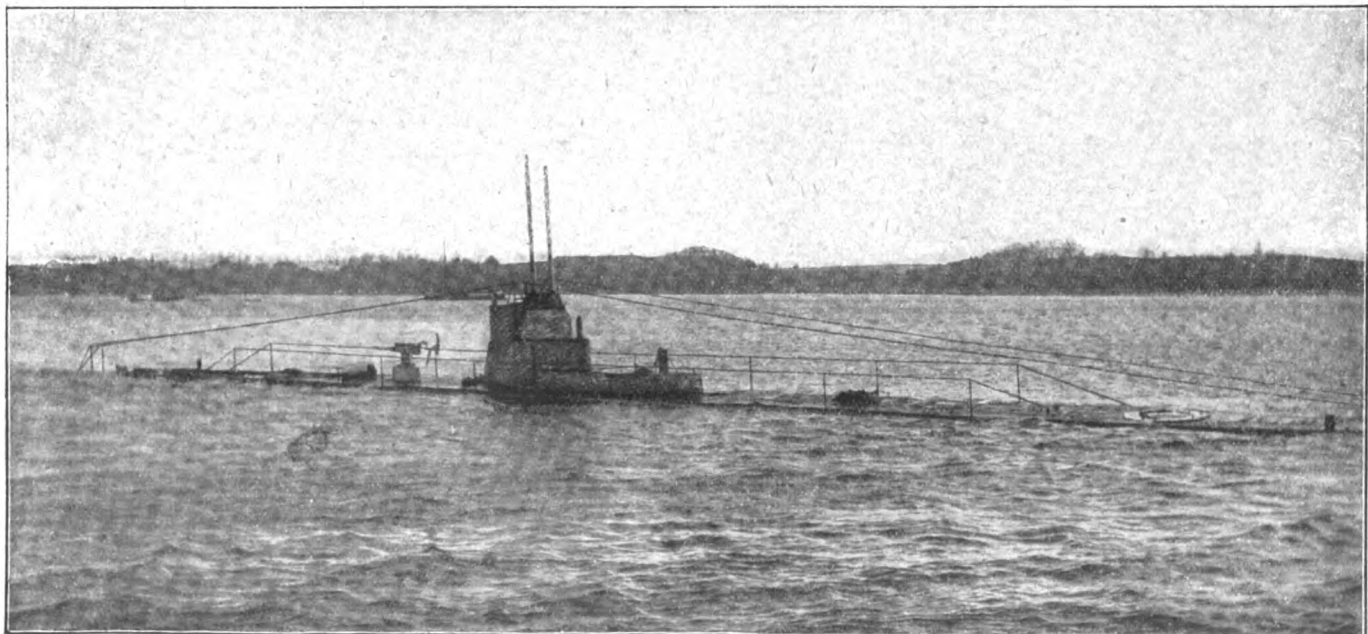
nichts anderes getan hatte, als was sie tun mußte.

* * *

An der Westfront bei Verdun nahm inzwischen eine der gewaltigsten Schlachten seit dem Kriegsausbruch ihren Fortgang. Auch nach der Niederrückung der Feste Douaumont berichteten die Franzosen noch einige Tage, daß Douaumont in ihrem Besitz geblieben sei, indem sie sich den Umstand zunutze machten, daß das gleichnamige Dorf zunächst noch in ihrer Hand war. Um sich auch der Feste Douaumont wieder zu bemächtigen, machten sie nach mehrtägiger Artillerievorbereitung am 1. März mit gewaltigen Menschenmassen einen verzweiferten Angriff, der an der Lage indessen nichts zu ändern vermochte. Immerhin waren die die Feste besetzt haltenden brandenburgischen Regimenter von drei Seiten französischen Angriffen ausgesetzt, so daß mit einem Schein von Recht behauptet werden konnte, die Deutschen seien dort eingeschlossen. Diese Auffassung machte sich vor allem die englisch-amerikanische Presse zu eigen, weil sie ihr insofern noch zu einer weiteren Irreführung verhalf, als sie nun mit dem Wort „imprisoned“ arbeiten

konnte, das nicht nur eingeschlossen bedeutet, sondern zugleich, und zwar in erster Linie, gefangen. So bot sich eine treffliche Handhabe, den Glauben an einen schweren Rückschlag für die Deutschen zu verbreiten; daß in Verbindung damit auch von fabelhaften deutschen Verlusten berichtet wurde, versteht sich ohne weiteres.

Die Deutschen erteilten auf diese schwindelhaften Gerüchte am 2. März mit einem neuen kräftigen Vorstoß die rechte Antwort. Nach gründlicher Artillerievorbereitung säuberten sie die Höhen östlich der Maas vom Feinde und schoben ihre Linien über das eroberte Dorf Douaumont hinaus westlich und südlich des Dorfes und der Feste in günstigere Stellungen vor. Die Beute bestand aus 1000 Gefangenen und 6 schweren Geschützen. Die Franzosen hatten das Dorf, das



Deutsches Unterseeboot beim Tauchen.

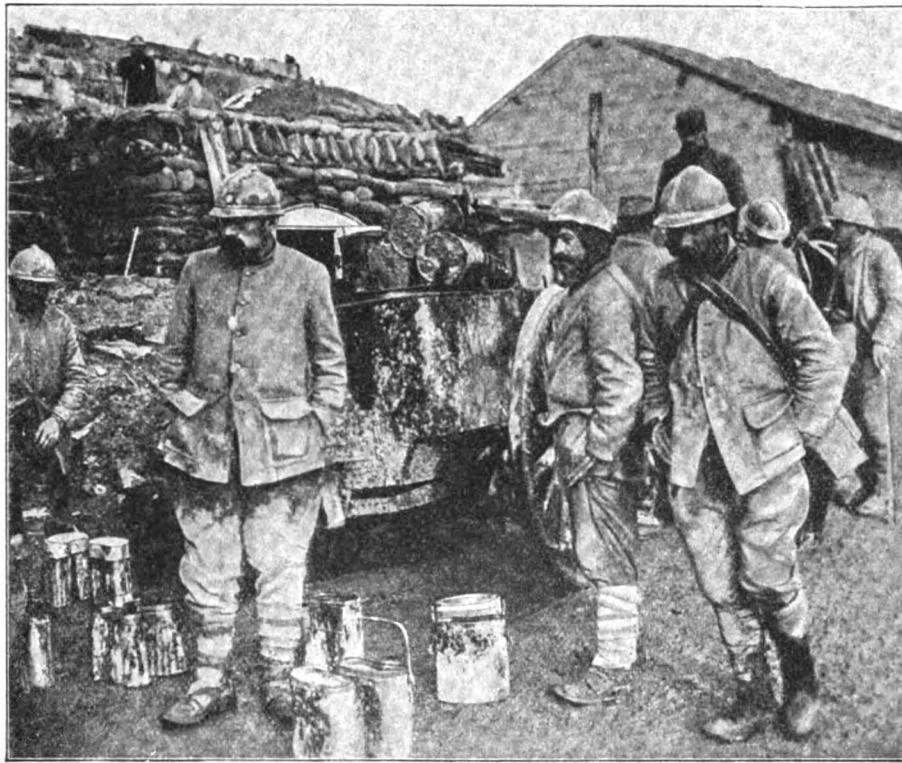
Phot. A. Grohs, Berlin.

sie in zäher Schanzarbeit in einer Weise ausgebaut hatten, daß es einer starken Panzerfestung an Widerstandskraft nichts nachgab, oft genug für uneinnehmbar erklärt. Selbst die schwerste deutsche Artillerie sollte der Stellung nicht gewachsen sein. Nun war dieses bedrohliche Hindernis in deutschem Besitz und konnte gegen den Feind geltend gemacht werden.

In furchtbaren Vorstößen versuchten die Franzosen schon Tags darauf, die ungemein wertvolle Stellung zurückzugewinnen.

Nachdem sie ihr Feuer zu großer Heftigkeit gesteigert hatten, griffen sie das Dorf in wiederholten Stürmen hartnäckig an; doch wurden sie unter blutigen Verlusten und unter Zurücklassung zahlreicher Gefangener zurückgeschlagen. Die Deutschen hatten die neu gewonnene Stellung unverzüglich so ausgebaut, daß sie auch in den Stürmen der nächsten Tage für die Franzosen uneinnehmbar blieb. Dann machten sie sich an die Räumung des weiten Schlachtfeldes, wobei sie weitere 37 Geschütze und 75 Maschinengewehre in ihren Besitz brachten; damit wuchs die Gesamtbeute seit dem 22. Februar auf 115 Geschütze und 161 Maschinengewehre an.

In den nächsten Tagen hielt das furchtbare Artilleriefeuer auf beiden Seiten mit unverminderter Gewalt an. Sie und da kam es auch zu kleineren Infanterievorstößen, bei denen die Deutschen am 4. und 5. März über 900 Mann als Gefangene einbrachten. Das deutsche Feuer hielt die Franzosen in ihre Stellungen gebannt und hinderte sie an jeglichem Fortschritt, wogegen es den Deutschen am 6. gelang, in der Woëvreebene (siehe Bild Seite 271) das wichtige Dorf Fresnes mit stürmender Hand zu nehmen (siehe Bild

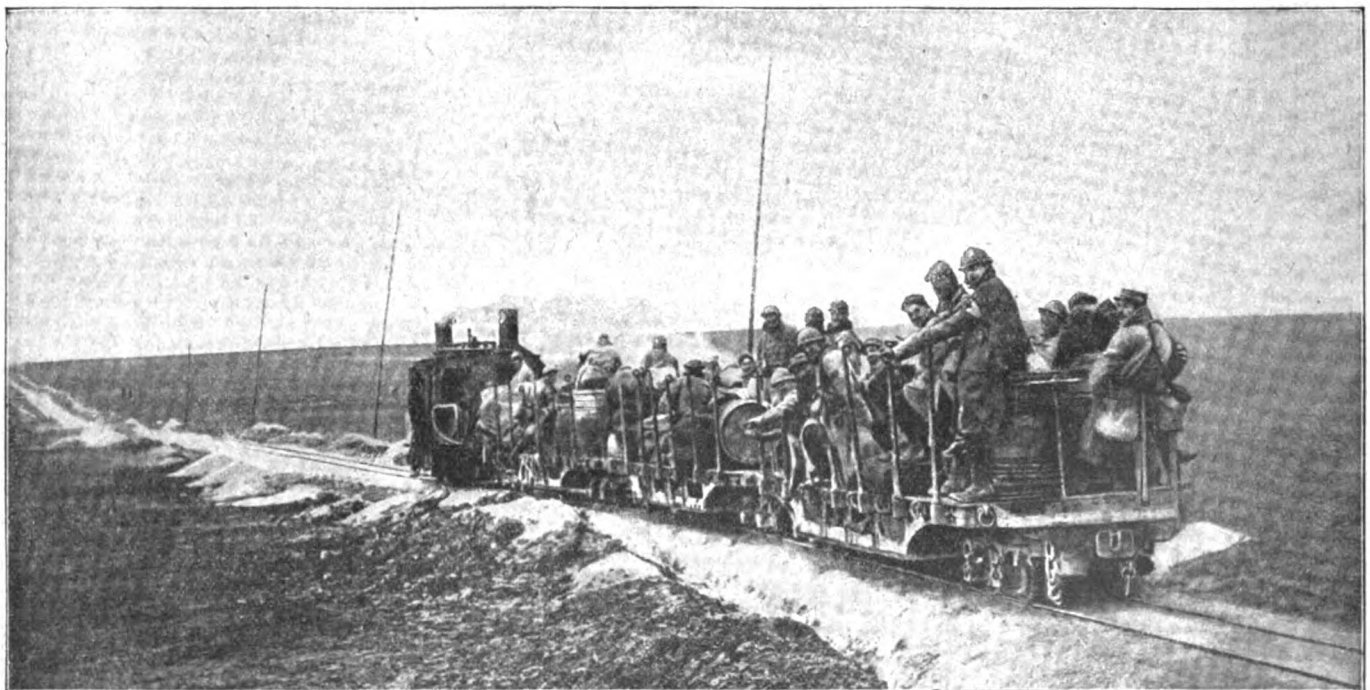


Französische Soldaten vor Verdun beim Suppessenen.

Seite 272/273). Mit äußerster Zähigkeit hatten die Franzosen das Dorf zu behaupten versucht, ohne die schwersten Opfer zu scheuen. Auf die Dauer hatten sie sich aber doch nicht gegen die Deutschen zu halten vermocht, sondern das Dorf mit Ausnahme einzelner Häuser an seinem Westrande preisgeben müssen. Daß auch der Rest der französischen Stellung in Fresnes gewonnen werden würde, konnte nur noch eine Frage kurzer Zeit sein. — Die deutschen Fortschritte an beiden Ufern der Maas ließen sich so wenig mehr verheimlichen, daß der französische Bericht in

einem Fall dem deutschen sogar vorauslief und einen Geländegewinn des Gegners schon meldete, bevor ihn noch der deutsche Generalstabsbericht verzeichnete.

Die Fortschritte der Deutschen auf dem östlichen Maasufer ermöglichten es ihnen, ja nötigten sie geradezu, nun auch westlich des Flusses vorzugehen; zumal ihre Flanke von dort aus durch das Feuer der Franzosen bedroht wurde. Diese ihrerseits standen im Kreuzfeuer der auf beiden Ufern aufgestellten deutschen Batterien, das so wirksam wurde, daß die Deutschen am 7. März auf dem westlichen Maasufer zu beiden Seiten des Jorgesbaches in einer Breite von über 6 Kilometern bis dicht an den Ort Béhincourt vordringen und die französischen Stellungen in einer Tiefe von 3 Kilometern nehmen konnten. Sie eroberten bei diesem groß angelegten Vorstoß die Dörfer Jorges und Regnéville nebst den Höhen des Raben- und des Kleinen Cumièreswaldes. Die erbitterten Gegenstöße, die die Franzosen zur Wiedergewinnung besonders des wichtigen Waldgebietes (siehe Bild Seite 269) ansetzten, wurden sämt-



Eine von den Franzosen gebaute Feldbahn in der Champagne, die der Verproviantierung und Munitionsversorgung der ersten Linien dient.

lich blutig abgewiesen; 10 Geschütze, viel sonstiges Kriegsmaterial und über 3000 Gefangene fielen dabei in deutsche Hand. Der Besitz der starken Stellungen um den Forgesbach bahnte den Deutschen, die mit Douaumont schon einen Nordostpfeiler Verduns zu Fall gebracht hatten, nun auch den Weg zu den Nordwestwerken der großen Festung. An französischer amtlicher Stelle scheute man sich, diese bedrohliche Tatsache einzugestehen, und stellte deshalb die Lage so dar, als ob der Rabenwald mit seiner wichtigen Höhenstellung gehalten worden sei. — In der Woëvrebene

fielen, gleichfalls am 7. März, auch die letzten Häuser des Dorfes Fresnes in deutsche Hand.

Der 8. März brachte den Deutschen einen großen Erfolg an der Nordwestfront Verduns. Unter Führung des Generals der Infanterie v. Gurekhn-Cornik (siehe Bild Seite 271) nahmen dort die Posenischen Reserveinfanterieregimenter Nr. 6 und 19 nach gründlicher Artilleriesvorbereitung in einem glänzenden nächtlichen Angriff Dorf und Panzerfeste Baux nebst einer Reihe sich anschließender Befestigungen. Dieser gewaltige deutsche Fortschritt brachte die Franzosen dem völligen Zu-



Zu den Kämpfen um Verdun: Erstürmung der französischen Verschanzungen im Walde von Caures.

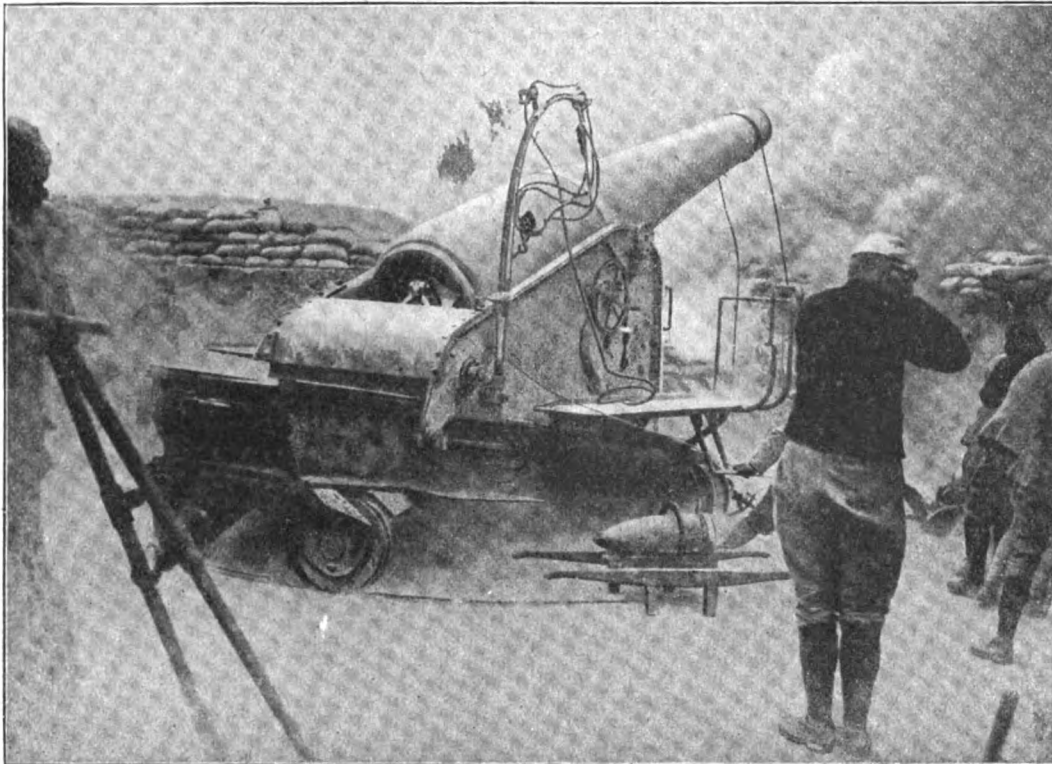
Nach einer Originalzeichnung von Max Tille.

sammenbruch nahe; denn wenn es den Deutschen gelang, den eroberten Raum zu halten, so stand die Aufrollung der ganzen nordöstlichen Befestigungsfront bis an den Kern Verduns außer Frage. Dem vorzubeugen, schickten die Franzosen nach dem Fall von Baux Anmassen von Sturmtruppen vor, und wirklich gelang es diesen, nach furchtbaren Opfern wieder in der Feste, die die Deutschen wegen Material- und Geländeschwierigkeiten noch nicht genügend hatten sichern können, Fuß zu fassen. Außer um Baux wurde am 8. März auch noch an anderen Stellen gekämpft: der Ablainwald und der Bergrücken westlich von Douaumont wurden den Franzosen in zähem Ringen entrissen; auch schritten die Deutschen zur Säuberung des Rabenwaldes und mehrerer feindlicher Gräben vor Béhincourt, wobei sie fast 700 Gefangene und 11 Geschütze in ihren Besitz brachten.

Wie nach dem Fall von Douaumont trat auch nach diesem zweiten Höhepunkt der Infanteriekämpfe wieder

deur dieses Abschnittes seine Pflicht nicht getan hat. Er wird infolgedessen vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Es muß bis zur äußersten Grenze Widerstand geleistet werden. Wir dürfen in diesem Augenblick nur von einem einzigen Entschluß beseelt sein: den Feind entweder siegreich aufzuhalten oder zu sterben. Artillerie und Maschinengewehre werden auf jede weichende Truppe feuern.“ Daß nun auch im französischen Heere mit einer Maßnahme gedroht wurde, die bisher nur von den Russen und allenfalls noch von den Engländern, farbigen Truppen gegenüber, angewandt worden war, ließ deutlich erkennen, daß man in Frankreich den vollen Ernst der Lage erfaßt hatte und angstvoll der weiteren Entwicklung entgegen sah.

Vom Beginn der Ereignisse um Verdun bis zum 11. März hatten die Deutschen 430 Offiziere und 26 042 Mann an unverwundeten Gefangenen eingebracht sowie 189 Geschütze, darunter 41 schwere, und 232 Maschinengewehre erbeutet. In diesen gewaltigen Zahlen kommt zum Ausdruck, daß die französischen Einbußen an Leuten, Material und Gelände in ihrer Gesamtheit einer großen Niederlage gleichgeachtet werden durften. Schon jetzt hatte Verdun seine Bedeutung als Ausfallstor gegen die deutschen Stellungen verloren, so daß die fernere Behauptung des Places durch die Franzosen von da an fast mehr noch dem Wunsche entsprang, die schweren politischen Folgen seines Verlustes zu vermeiden, als daß man sich weiterhin wesentlichen militärischen Nutzen vom Besitz der Festung versprochen hätte. General Humbert hatte das Oberkommando an dieser Front nach dem Fall von Douaumont an General Pétain abgeben müssen; die Kränklichkeit des Kriegsministers Gallieni wuchs in gleichem Schritt mit den französischen Mißerfolgen vor Verdun, und es hieß in Paris



Französisches schweres Geschütz im Augenblick des Abfeuerns.

eine Ruhepause ein. Die beiderseitigen Artillerien fuhrten dagegen ununterbrochen in ihrer lebhaften Tätigkeit fort. Wie entscheidenden Wert man auf französische Seite dem Besitz von Verdun beimaß, zeigte unter anderem ein von den Deutschen im Rabenwalde gefundener Befehl des Generals Bazelaire, worin im Hinblick auf den Sieg der Deutschen bei Forges gesagt war: „Forges hat nicht den Widerstand geleistet, den man erwarten mußte. Bis weitere Aufklärung erfolgt, entnehme ich daraus, daß der Komman-

dogar, daß auch der Ministerpräsident Briand mit dem Fall der stärksten französischen Festung zurücktreten werde.

Die französischen Verluste nach erst dreiwöchigem Kampf wurden selbst von den Engländern allein an Toten und Verwundeten schon auf über 100 000 Mann geschätzt. Diese ganz außerordentliche Schwächung der Streikräfte hoffte man durch Verlängerung der Dienstpflicht bis zum 48. Jahre auszugleichen, von der nur Leute mit sechs und mehr Kindern befreit bleiben sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Admiral v. Capelle.

(Hierzu das Bild Seite 267.)

Der verdienstvolle Vorkämpfer für die deutsche Flotte, einer der volkstümlichsten Minister, die überhaupt der deutschen Regierung angehört haben, der von dem Amt eines Staatssekretärs des Reichsmarineamts zurücktretende Großadmiral v. Tirpitz (siehe Bild Band II Seite 167) erhielt in dem Admiral v. Capelle einen Nachfolger, dem als deutschem Marineminister sofort dasselbe große Vertrauen wie seinem Vorgänger sicher war, weil er lange Zeit als rechte Hand des Herrn v. Tirpitz gegolten hat. Eduard v. Capelle wurde am 10. Oktober 1855 in Celle geboren. Im Alter von sieben Jahren trat er in die deutsche Marine ein. Nach einer Reise um die Erde mit dem Schulschiff „Ancona“ wurde er 1876 Leutnant und 1879 Oberleutnant

zur See; 1878 bis 1880 weilte er an Bord der nach Ostasien abkommandierten Glatteckfregatte „Luise“. In den Wintermonaten von 1881 bis 1883 besuchte er die Marineakademie. Von 1885 bis 1886 tat er Dienst auf dem Schiffsjungen-schiff „Musquito“, auf dem er als Navigationsoffizier an einer Reise nach den amerikanischen Gewässern teilnahm. Im Dezember 1887 wurde er zum Kapitänleutnant befördert und war als Instruktur auf dem Artillerieschulschiff „Mars“ tätig. Als Navigationsoffizier ging er 1889 auch an Bord der Kreuzerfregatte „Leipzig“. Dieses Schiff gehörte dem Kreuzergeschwader des Konteradmirals Deinhardt als Flaggschiff an. Das Geschwader wurde während Capelles Aufenthalt an Bord der „Leipzig“ zur Mithilfe bei der Niederwerfung des Araberaufstandes nach Deutsch-Ostafrika abkommandiert.

Seit 1891 hatte Capelle ein Kommando beim Reichs-

marineamt, während dessen er 1894 zum Korvettenkapitän befördert wurde. Nur einmal noch tat er als Erster Offizier des Linienschiffes „Weißenburg“ im Jahre 1895 Frontdienst. Dann übernahm er wie der den Dienst in der militärischen Abteilung des Reichsmarineamts, dem er nun dauernd angehörte. Sein hervorragendes Organisations- und Verwaltungstalent verschaffte ihm die besondere Beachtung des Großadmirals v. Tirpitz, dessen Vertrauter er geworden ist. Im Jahre 1898, als v. Tirpitz Staatssekretär wurde, ward Capelle mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Vorstandes der Etatsabteilung beauftragt. Im Dezember dieses Jahres wurde er Fregattenkapitän und im Oktober 1900 Kapitän z. S. Seit dem Frühjahr 1904 stand Capelle als Direktor an der Spitze des Verwaltungsdepartements. Im Juli 1906 wurde er Konteradmiral, 1909 Vizeadmiral und 1913 Admiral, nachdem ihn ein Jahr zuvor der Kaiser in Anerkennung seiner besonderen Verdienste in den erblichen Adelsstand erhoben hatte. Bei der Neuorganisation des Reichsmarineamts im Juli 1914 wurde ihm die neue Stelle eines Unterstaatssekretärs des Reichsmarineamts übertragen. Im November 1915 nahm v. Capelle — vermutlich wegen sachlicher Meinungsverschiedenheiten mit v. Tirpitz — den Abschied und wurde zur Disposition gestellt.

Fast alle die großen Vorlagen, die mit den bedeutenden Flottengeleuten der letzten Jahre zusammenhingen, sind unter Leitung des neuen deutschen Marineministers ausgearbeitet worden. Er war auch im Reichstag eine bekannte Persön-



General der Infanterie v. Surebly-Cornig, Kommandeur der 9. Reservebrigade, unter dessen Führung die Posenischen Reservebrigaden Nr. 6 und 19 am 8. März in nächtlichem Angriff das Dorf und die Panzerfeste Baur stürmten.

lichkeit; dort verschaffte er sich durch seine zuverlässige Sachkunde in allen Marinefragen, über die er namentlich in den arbeitsreichen Kommissionsitzungen des Reichstages zum Wort kam, den Ruf eines zielbewußten, kenntnisreichen Mannes. Auch in den Plenarsitzungen sah man seine hohe, straffe Erscheinung mit den scharfgeschnittenen, klaren Zügen und den ruhigen, klugen Augen häufig am Tisch des Bundesrates. v. Capelle wird die deutsche Flotte auf der erprobten Bahn mit sicherer Hand weitersteuern.

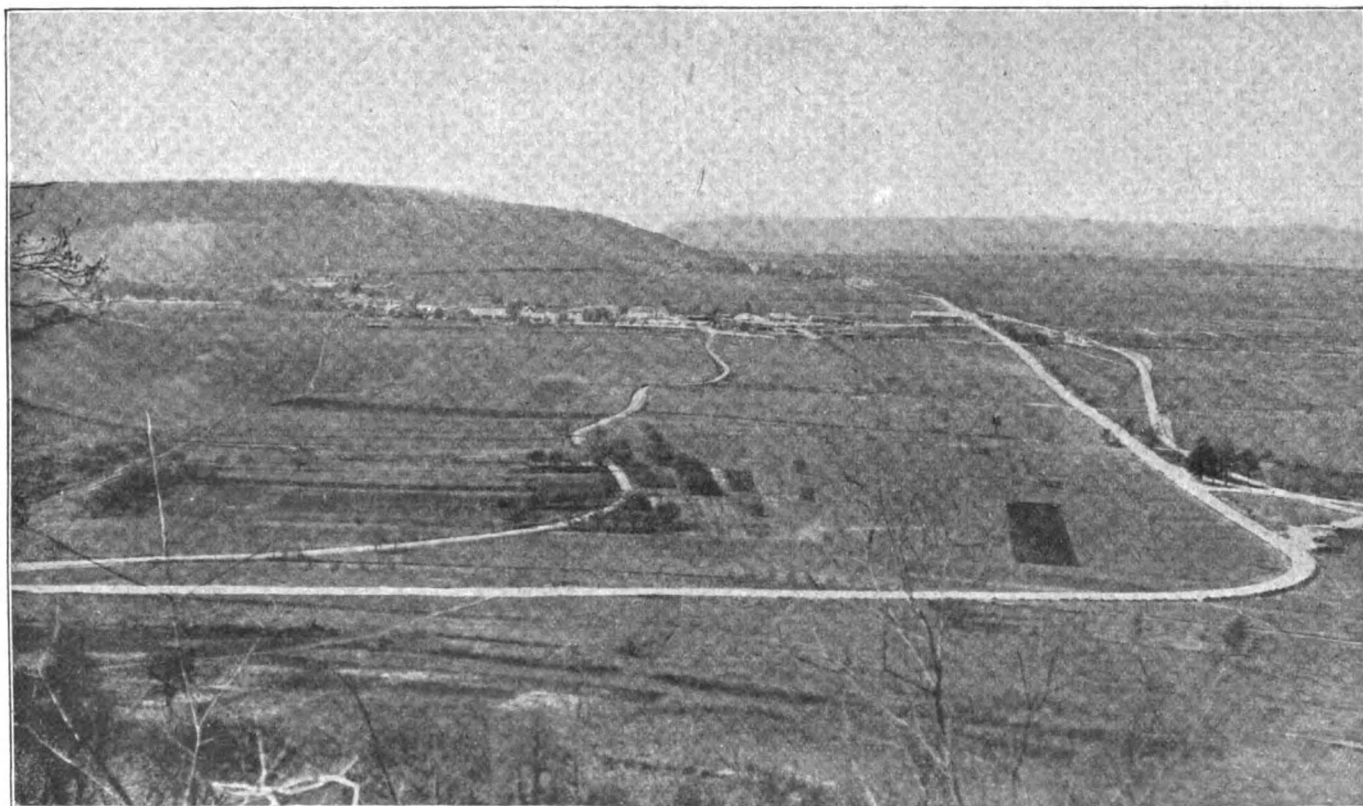
Die Kriegsbrücke bei Grodno.

Von Ingenieur F. Hammer, zurzeit im Felde.

(Hierzu die Bilder Seite 274 und 275.)

Der Njemen trennt die Gebiete der von unseren Truppen eroberten russischen Festung Grodno in zwei Teile. An die steil ansteigenden Ufer klammern sich malerische Häusergruppen, großenteils Holzbauten; in enger Schraube klettert die von Etappenkolonnen reich belebte Hauptstraße zum Weich-

bild der in Friedenszeiten über 60 000 Einwohner zählenden Stadt, die, mit ihren stattlichen Kirchen schon von weitem sichtbar, einen prächtigen Anblick bietet. Am westlichen Ende überschreitet die strategische Bahnlinie Wilna—Bialystok—Warschau den ungefähr 120 Meter breiten Fluß. Die vor 53 Jahren von einer französischen Gesellschaft erbaute Eisenbahnbrücke war von den Russen gesprengt worden. Sie ruhte auf zwei schlanken Strompfeilerpaaren; der mittlere Teil der Konstruktion liegt im Wasser, die Landfelder fallen in einer Höhe von



Blick in einen Teil der Wołkiewitzebene.

Im Hintergrund die Côte de Porcaines, deren Fuß von den deutschen Truppen stellenweise erreicht wurde.



Anton HOFFMANN
MÜNCHEN

Erstürmung des Dorfes Fresnes i
Nach einer Originalzeichnung



der Woëbreebene am 6. März 1916.
on Professor Anton Hoffmann.

36 Metern unter spitzem Winkel jäh ab und sind teilweise geknickt. Da ihre Wiederherstellung unzumutbar war, rückte man die ganze Trasse um einige Meter stromaufwärts, und da die Strecke aus einem tiefen Einschnitt in einen gewaltigen Damm übergeht, legte man die Brückenendpunkte in die Geländeschnittpunkte. So wurde die Grodnoer Kriegsbrücke zum Viadukt mit einer Gesamtlänge von mehr als 400 Metern.

Drei große Stropfseiler mit sechs und sieben Stockwerken geben der eigentlichen Brücke — System Lubbek — die Auflager in der Überspannung des Flusses; sie gehen von den beiderseitigen großen Landpfeilern aus in Differdinger Trägerfelder über, die zur Vermeidung von Dammrutschen — die Trasse fällt in die Böschung — auf festgeramnten Bodgerüsten ruhen und in leichten Kurven an den alten Schienenstrang anschließen.

Lebhaftes Treiben entwickelte sich auf den einzelnen Bauplätzen. Das gewaltige Holzmaterial, das im Augustower Forst gefällt wurde, wanderte auf Rutsch- und Drahtseilbahnen von dem hohen Bahndamm zu Tal und wurde von Transportabteilungen zu den naheliegenden Sägewerken gefahren, die in Grodno bei dem großen Waldreichtum der Umgegend besonders zahlreich sind; sie wurden größtenteils

dem festgesetzten Endtermin; in regstem Wettstreit suchten sich die einzelnen Baukompanien durch Glanzleistungen zu schlagen. Der Mittelpfeiler wurde durch Rammen einer Lärspundwand gesichert, eine inzwischen neu angekommene Kompanie baute die Eisbrecher. So konnte bereits zwei Tage vor dem festgelegten Zeitpunkt die deutsche Flagge an den fertigen Pfeilern emporgezogen werden; stolz wehte sie in die Lande.

Nunmehr schritt man zu dem eigentlichen Brückenbau. Das aus der Heimat kommende Material der Kriegsbrücke wurde in Sammelagern gestapelt, montiert und auf der Rollbahn zu den einzelnen Bauspitzen gefördert. Die Lubbek-Brücke läßt im Bau jedwede Kombination zu, ihr Vorteil ist die leichte Transportmöglichkeit; das schwerste Bauteil wiegt $1\frac{1}{2}$ Zentner, ist also noch von einem Manne zu tragen. Von dem gewöhnlichen Parallelträgersystem, dem sie in jeder Beziehung am meisten ähnelt, unterscheidet sie sich nur dadurch, daß die beiden Seitenwandungen doppelt verstärkte, in einem Abstand von etwa 50 Zentimetern aneinandergeriehene Trägerfelder sind; sie werden durch Verstrebungen gegenseitig eng verbunden. Die Fahrbahntafel — hier unten — läuft auf kleinen 8 Meter langen Längsträgern; die Auflager sind auf den Pfeilern fest verankert, der Gleichgewichtszustand während des Vorbaues wird durch

Pendelung um die Auflagerachse erreicht. Vorgebaut wird von beiden Enden aus, bis sich die Konstruktion in der Mitte schließt. Erfinder dieser ungemein sinnreichen, einfachen Kriegsbrücke ist der preußische Major Lubbek.

Gefährlich und anstrengend ist der Vorbau der Brücke: Auf 2 je 15 Zentimeter breiten Bohlen des Obergurts — wir unterscheiden drei Gurte, oben, Mitte und unten — steht der „Gurtgefreite“ mit vier Pionieren. Der schwere Gelenkbohlen wird zum Ende vorgeschoben und dort von dem äußersten Mann freihändig gehalten — er wiegt $1\frac{1}{2}$ Zentner —, bis er durch die Bauhaken gesichert vor dem festen Knoten schwebt; an die seilwärts vorstehenden Enden werden die 2 Meter langen Z-Stäbe gereiht, je ein Paar gibt die Verbindung zu den mittleren, oberen



Von den Russen auf ihrem Rückzuge zerstörte massive Eisenbetonbrücke über den Njemen bei Grodno.

in verfallenen Zustände übernommen: die Maschinen bedurften umfangreicher Ausbesserungen, der Anschluß an das elektrische Hauptwerk war herzustellen, vieles neu einzurichten. Überraschend schnell waren alle Hindernisse beseitigt, und bald konnte sich ein reger Baubetrieb entfalten. Auf Flößen wie auf Fuhrwerken gelangte das in den Werken zugeschnittene Holz zu den Bauplätzen zurück und wanderte auf die Schnürböden der Zimmerleute, wo die Böcke der einzelnen Stockwerke nach den Werkzeichnungen der Bauleitung zusammengesetzt wurden; mittels einer Rollbahn, die auf dem von den Pfeilern gelegten Steg lief, wurde das benötigte Material zu den einzelnen Pfeilern gefahren, wo es der Aufzug zur jeweiligen Bauhöhe förderte; leider konnte erst bei dem Bau der letzten Stockwerke die elektrische Kraft durch Aufzug- und Bohrmaschinen nutzbar gemacht werden. Bei den Transporttrupps wurden gefangene Russen mitverwendet; es sind gutmütige Burschen, die tübelweise ihre unentbehrlichen „Kartofski“ verzehren; „eschorós, odalós, Rosze schóh, eschoróh“ feuern sie sich singend bei ihrer Arbeit an; kommt dann die verdiente Ruhepause, so eilen sie unter dem frohen „dobersche Pan, oh dobersche“ (. . . gut Herr) zu ihren Lagerfeuern. Sie tragen ihr ganzes Hab und Gut in Säcken bei sich; mit Rauchtabak kann man ihnen die größte Freude bereiten.

Fieberhaft steigerte sich die Arbeit an den Tagen vor

und unteren Knoten des Grunddreiecks. Nun wird der Bohlen langsam vorgeschoben — einem Abrutschen ist durch Ziehseilen vorgebeugt —, bis er in der richtigen Lage ist und die anderen Enden der Z-Stäbe in den festen Knoten montiert sind. Derselbe Vorgang wiederholt sich im Mittel- und im Untergurt. Ist die Brücke geschlossen, so werden die Zug- (= Z-) Stäbe „aufgereiht“, d. h. verstärkt, bis der statisch bedingte Eisenquerschnitt erreicht ist. Diese einfachere, weniger gefährliche Arbeit verrichten die Verstärkungstruppen. Durch Aufsetzen der auf I-Trägern laufenden Fahrbahntafel wird die Brücke gebrauchsfähig gemacht.

In einer Höhe von 36 Metern haben die wackeren „Vorbaupioniere“ bei grimmiger Kälte und Schneegestöber, in Sturm und Eis diese schwierige Arbeit geleistet, in steter Lebensgefahr auf den schwankenden Bauteilen; eine Aufgabe, die beinahe unausführbar erschien, ist ohne besondere Unglücksfälle in überraschend kurzer Zeit gelöst worden. Erneut ist in diesem Riesenwerk der Beweis für die technische Vervollendung unserer Eisenbahntuppen erbracht.

Krieg und Kriegsfürsorge in Hamburg.

Von Dr. Zahn, Hamburg.

Stärker vielleicht als irgendwo anders im Deutschen Reich schien durch den Ausbruch des Krieges das wirt-



Russisches 25-cm-Küstengeschütz in der äußersten Fortlinie der eroberten Festung Grodno.

Phot. G. Benninghoven, Berlin.

schaffliche Leben in der Hafenstadt Hamburg vollständig zum Stillstand gekommen. Während die Tätigkeit in der Industrie vielfach nach kurzem Schwanfen in der alten Weise wieder aufgenommen werden konnte oder sich zum großen Teil bald den durch den Krieg veränderten Umständen anzupassen wußte, lagen die Verhältnisse in Hamburg wesentlich anders.

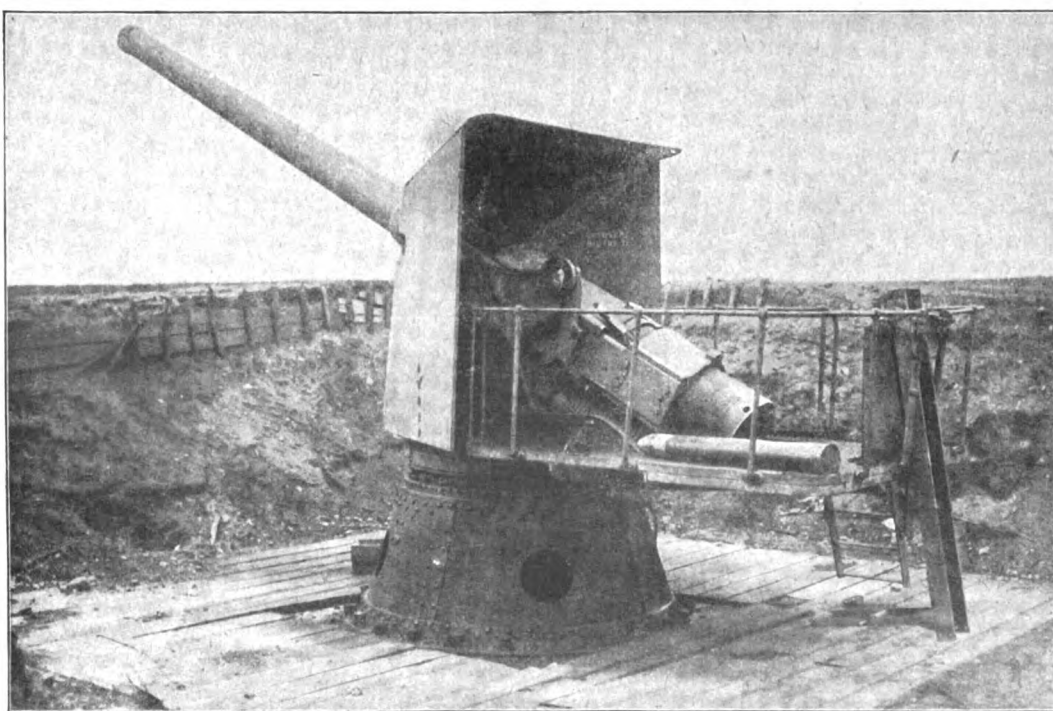
Es war von vornherein damit zu rechnen, daß der Hauptnerv unseres wirtschaftlichen Lebens, der Hafen, mit seinem gewaltigen überseeischen Handelsverkehr während der Dauer des Krieges gelähmt bleiben werde. Die Zahl der — statistisch erfahbaren — Arbeitslosen im engeren Sinne wurde hier im August 1914 auf über 30 000 angegeben.

Ebenso wenig wie anderswo war man hier zunächst mit dem Gesetz, betreffend die Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften vom 18. Februar 1888, das am 4. August 1914 eine geänderte Fassung erhielt, derart vertraut, daß es sofort in ausreichender Weise hätte in Wirksamkeit treten können. Auch hat das Gesetz später im Laufe des Krieges fortwährend neue Ergänzungen und Erweiterungen erfahren, so daß immer breiteren Kreisen dessen Wohltaten zugute kommen.

Als es daher galt, eine Hilfsorganisation für die durch den Krieg Betroffenen zu schaffen, wurde der Rahmen so weit als möglich gefaßt, indem es der Entwicklung überlassen wurde, je nach Bedürfnis, insbesondere nach dem Tätigwerden anderer Organe, die Grenzen zu bestimmen. Die hamburgische Kriegshilfe, wie sie sich seit dem Abend des 2. August 1914 nannte, will allen, die durch den Krieg mittelbar oder unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen werden, die Not fernhalten. Wären von vornherein Hilfsorganisationen ins Leben gerufen worden, die bestimmten Klassen oder bestimmten Gruppen unserer Volksgenossen hätten zugute kommen sollen, so wären

bei der Schwierigkeit der Grenzbestimmung zwei Gefahren schwer vermeidlich gewesen: einmal, daß für eine Reihe von Hilfsbedürftigen, wie in anderen Städten beobachtet, keine Hilfsstelle vorhanden gewesen wäre, und zum anderen, daß vielfach Doppelunterstützungen gewährt worden wären. Bei der hier getroffenen Einrichtung dagegen ist ohne weiteres die Kriegshilfe zuständig, sofern nicht eine besondere andere Stelle in Frage kommt. Diese Einheitlichkeit wurde dadurch erreicht, daß von vornherein ein entscheidendes Gewicht auf die Mitwirkung aller in Betracht kommenden Stellen in der Kriegshilfe gelegt wurde. Schon in der Gründungsverammlung am Morgen des 2. August war

eine Reihe der wichtigsten in Betracht kommenden Organisationen vertreten: hier wurde ein Aufruf an alle Vereinigungen und Einzelpersonen, die ähnliche Zwecke verfolgten, zur Erreichung eines wirksamen einheitlichen Vorgehens beschlossen. Sofort wurde auch an die öffentlichen Fürsorge, die Landeskirche, die Gewerkschaften usw. im besonderen mit der Bitte herangetreten, bei dem gemeinsamen Werk mitzuhelfen. Mit einer bewundernswerten Selbstverständlichkeit ordneten sich die einzelnen Persönlichkeiten und Vereinigungen dem Ganzen ein. Alle Stände, Bekenntnisse, politischen Parteien und Wirtschaftsgruppen haben sich einmütig in den Dienst der Sache gestellt und diese Stellung weiterhin beibehalten. Wie es scheint, findet auch jeder seine Rechnung dabei. Die einheitliche Hauptleitung ermöglicht es, eine neue Stelle für jedes neu auftauchende Bedürfnis organisch zu bestimmen oder zu schaffen und allen etwa auftretenden Sonderwünschen, soweit es mit dem Ganzen irgend verträglich ist, Erfüllung zu gewähren. Auf diese Weise wurde vermieden, daß hier anlässlich des Krieges eine Reihe neuer Wohlfahrtsunternehmungen ohne sachverständige Leitung und ohne



Russisches 15-cm-Küstengeschütz in der äußersten Fortlinie Grodnos.

Phot. G. Benninghoven, Berlin.

Zusammenhang mit den übrigen Zweigen entstanden wäre.

Als es galt, sich der ersten Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen anzunehmen, wurde ein besonderer Ausschuß der Kriegshilfe für diesen Zweck eingesetzt, der dann, als die Zeit gekommen war, als Hamburgischer Landesauschuß für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen selbständig gemacht wurde und jetzt zugleich die Landesorganisation der Nationalstiftung bildet. Eine genaue Abstimmung der Arbeitsgebiete zwischen der Kriegshilfe und dem Roten Kreuz hatte stattgefunden, und zwar in dem Sinne, daß das Rote Kreuz allein die Sorge für die Krieger draußen und die Verwundeten

daheim bis zu ihrer Entlassung übernahm. Als es nötig wurde, für die kriegsbeschädigten Entlassenen zu sorgen, wurde gemeinsam mit dem Roten Kreuz ein Landesauschuß für kriegsbeschädigte ins Leben gerufen und sorgfältig darauf geachtet, daß auch in diesem sämtliche Organisationen, die für das Wohl der kriegsbeschädigten irgendwie förderlich sein könnten, vertreten waren. Um dauernd den erforderlichen Zusammenhang mit den behördlichen Stellen zu gewährleisten, wurden sachgemäß in den Landesauschuß für die Hinterbliebenen der Präses der Finanzdeputation und des öffentlichen Armenwesens sowie fünf Mitglieder unserer Bürgerschaft aufgenommen; für den Landesauschuß für kriegsbeschädigte wurde die Mitwirkung eines Senatskommissars erbeten und bewilligt. Beide Ausschüsse sind bereits seit längerer Zeit eifrig an der Arbeit, haben eigene Büros mit

nicht unerheblichem Personal, und es stehen ihnen die für ihre Zwecke erforderlichen Mittel in ausreichender Weise zur Verfügung. Diese Gestaltung der Wohlfahrtsorganisationen, die von anderer Seite als „kommunaloide Gebilde“ bezeichnet worden sind, scheint eine glückliche Lösung der schwierigen Organisationsfrage darzustellen, so daß es geraten scheint, auf diesem Wege weiterzugehen.

Eine Eigenart der hamburgischen Kriegshilfe stellt die öffentliche Speisung dar. Bei der zu Beginn des Krieges herrschenden großen Arbeitslosigkeit sah es die Kriegshilfe als ihre Aufgabe an, den von ihr unterstützten Erwerbslosen ein möglichst billiges Essen zu verabfolgen. Als sich indes dann in immer steigendem Maße der Arbeitsmarkt besserte, auf der anderen Seite aber die Lebensmittel knapper und teurer wurden, verschob sich die Aufgabe.

Es kam nunmehr darauf an, der Masse der unteren Bevölkerung eine ausreichende Ernährung zu sichern und zugleich mit den notwendigsten Lebensmitteln sparsam hauszuhalten. Beides schien am ehesten durch Herstellung im großen und durch finanzielle Unterstützung der im Laufe der Zeit auf eine Zahl von über 70 angewachsenen „Kriegsküchen“, die sich früher selbst unterhalten hatten, erreichbar. Es wurden z. B. Anfang März 1916 täglich nahezu 60 000 Liter in etwa 100 000 Portionen abgegeben, und zwar zu 20 Pfg. das Liter, wozu die Kriegshilfe einen Zuschuß von rund 15 Pfg. gewährt. Um allen, die nur ein geringes Einkommen haben, auf diese Weise die Möglichkeit einer ausreichenden Ernährung zu sichern, mußte den Küchen der Charakter der Betteluppenanstalten ferngehalten werden. Dies gelang dadurch, daß trotz der naturgemäß damit verbundenen Mißbräuche von einer gerade die tüchtigen und selbständigen abschreckenden Prüfung der Bedürftigkeit abgesehen wurde, und auf der anderen Seite dadurch, daß unsere Gewerkschaften in schnellem und richtigem Erfassen der Bedeutung dieser Angelegenheit von vornherein mitarbeiteten und in zahlreichen öffentlichen Versammlungen für die Benützung der Kriegsküchen eintraten.

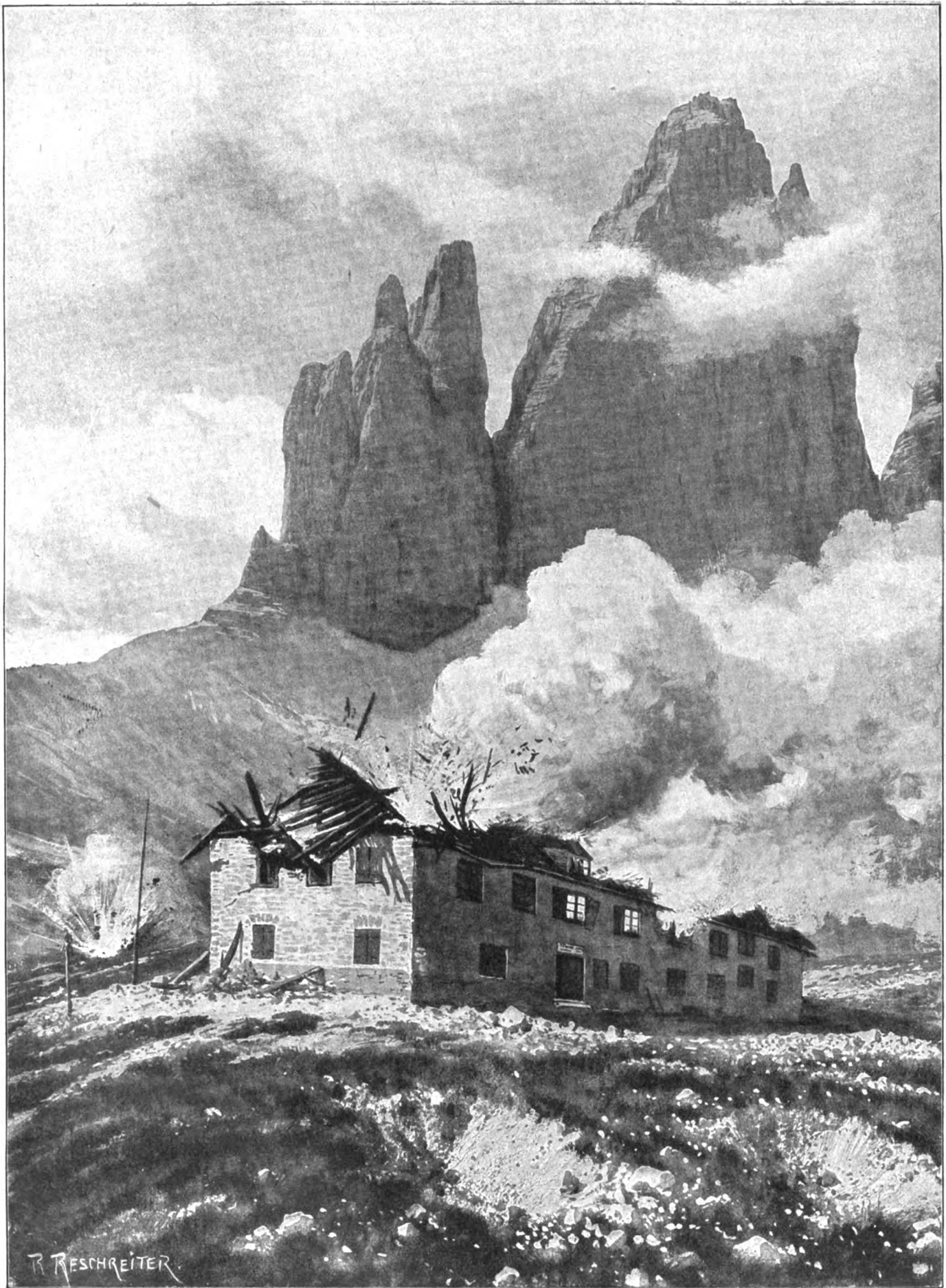
Besonders viel zu verdanken hat in diesen Zeiten die hamburgische Bevölkerung der Landesverwaltung der Hansestädte. Um nicht dauernde Werte infolge vorübergehender Notlage verlorengehen zu lassen, stellte sie Mittel zur Verfügung, damit eingegangene Lebensversicherungen nicht deshalb verloren gingen, weil die Prämien nicht bezahlt werden können. Sie ermöglicht es ferner, daß die Familien der Kriegsteilnehmer und der mittelbar durch den Krieg Betroffenen nicht deshalb aus der Krankenversicherung auszuscheiden brauchen, weil ihnen jetzt die Mittel fehlen, ihre Beiträge zu bezahlen.

Die Beträge, die der Kriegshilfe bisher lediglich auf Grund ihrer Aufrufe unter grundsätzlicher Ablehnung mittelbarer Wohltätigkeitsveranstaltungen zugesprochen sind, belaufen sich auf weit über 8 Millionen. Die Zahl der Mitarbeiter schwankt zwischen 3000 und 4000. Bei einem großen Teil der Helfer machte sich der Wunsch nach einer Vertiefung ihrer Erfahrungen auf sozialem Gebiet und nach einer Ausdehnung ihrer Kenntnis der Zusammenhänge geltend. Es wurden daher im Winter 1915/16 Kurse von 19 Vorlesungen eingerichtet, deren durch-

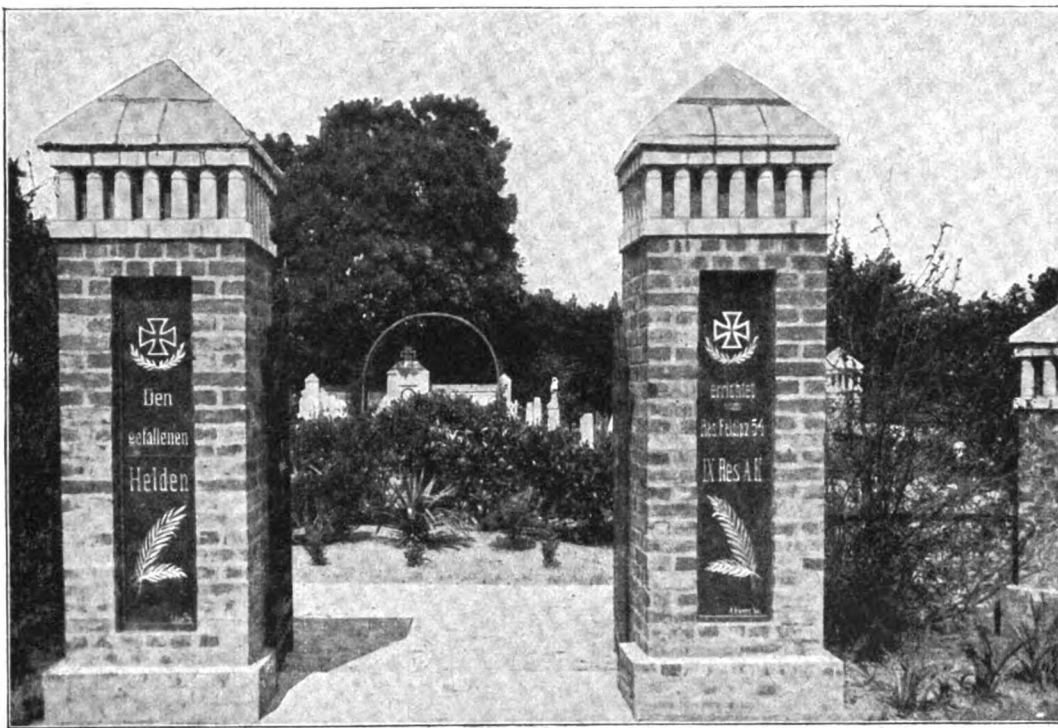


Eine schwierige Stelle in den Dolomiten.

Phot. Franz Otto Koch, Berlin.



Beschießung der Drei-Zinnen-Hütte durch italienische Artillerie.
Nach einer Originalzeichnung von R. Reschreiter.



Eingang zum deutschen Friedhof in Noyon bei Noyon.
Die Verzierungen an den Pfeilern sind aus französischen Blindgängen hergestellt.

Phot. Gebr. Paedel, Berlin.

schnittlicher Besuch etwa 450 Teilnehmer aufwies. Im Anschluß daran finden für Geübtere seminaristische Übungen statt, die von dem Direktor des öffentlichen Armenwesens, dem Leiter der Hamburgischen Gesellschaft für Wohltätigkeit und dem Vorsitzenden eines der größten Bezirke der Kriegshilfe abgehalten werden. Behandelt wird die öffentliche Armenpflege, die private Wohltätigkeit und die Tätigkeit der Kriegshilfe. Die Zahl der Teilnehmer beläuft sich auf insgesamt 60, die in drei Parallelkurse eingeteilt sind. Einem vielfach im Rahmen dieser Unternehmungen hervortretenden Bedürfnis nach gründlicherer Ausbildung abzuweichen, werden augenblicklich in einem der Hauptleitungen der Kriegshilfe nahestehenden Kreise Erörterungen über die Errichtung einer sozialen Frauenschule gepflogen.

Wenn es gelingt, die soziale Fürsorge auch in Zukunft von allen Nebenrückichten frei zu halten und einheitlich zu gestalten und das Interesse in dieser Weise dauernd wachzuhalten und zu vertiefen, so dürfte das gemeinsame Arbeiten aller in der Kriegshilfe einen über die gegenwärtige Zeit hinausragenden Segen in sich bergen.

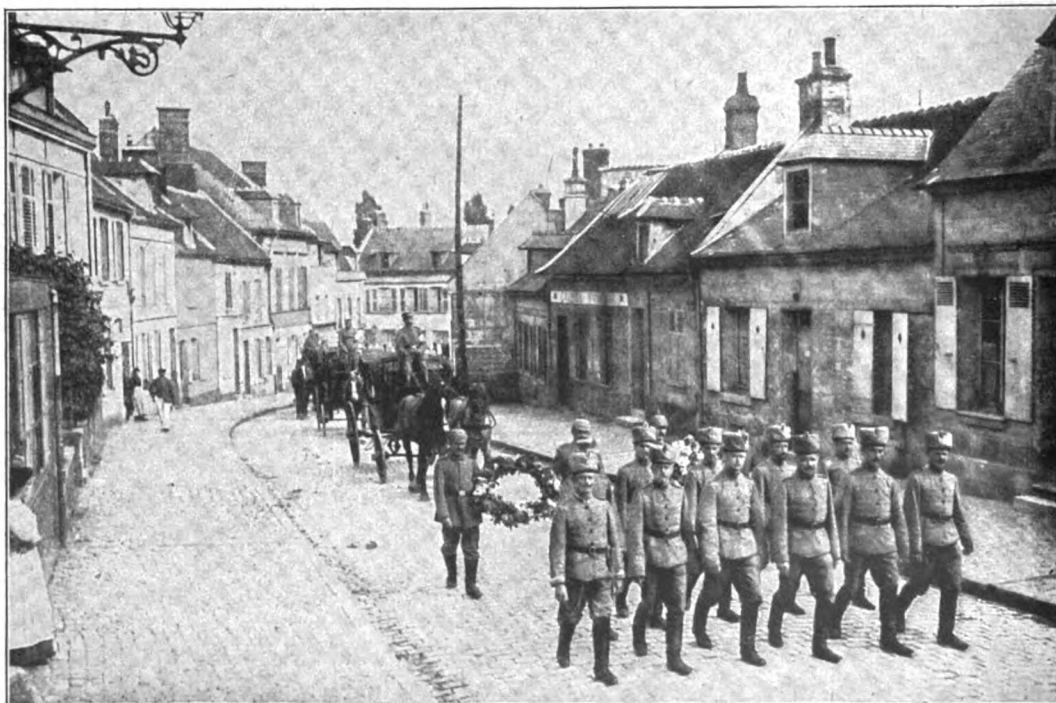
Beschießung der Drei-Zinnen-Hütte durch italienische Artillerie.

(Hierzu das Bild Seite 277.)

Schon vor 30 Jahren erbaute die Sektion Hochpustertal des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins gegenüber dem gewaltigen Dolomitenmassiv der Drei Zinnen am Hange des Toblinger Riedel eine kleine Unterkunftshütte für Touristen. Diese Hütte, die im Lauf der letzten Jahre bedeutend vergrößert worden war, wurde bis zum Ausbruch des Krieges von dem alten Tiroler Bergsteiger Sepp Innerkofler verwaltet, der sich in den Kreisen der deutschen und öster-

reichischen Alpenbesucher einer gewissen Berühmtheit erfreute. In den ersten drei Vierteljahren des Krieges, als Italien sich seinen Bundesgenossen gegenüber noch neutral verhielt, diente die Drei-Zinnen-Hütte den Wachtkommandos der Tiroler Landesjäger und Gendarmen, die den Grenzverkehr zu überwachen und Jagd auf Schmuggler zu machen hatten, als Unterkunftsort. Als aber im Juni der Krieg mit Italien ausbrach, änderte sich das friedliche Alpenidyll und die eiserne Zeit klopfte mit eherner Faust an Türen und Läden der Hütte. Da der Paternsattel die Reichsgrenze bildet, liegt die Drei-Zinnen-Hütte im vordersten Kriegsgebiet, und es fiel nun den erprobten Bergführern, die von Kind auf jeden Pfad und jede

Schlucht ihrer Berge kannten, die Aufgabe zu, die Führung militärischer Patrouillen und Transporte zu übernehmen. Schon am zweiten Tage nach der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn donnerten im Gebiete der Drei Zinnen die Kanonen. Die Italiener eröffneten den Krieg durch eine andauernde, heftige Beschießung der Berghöhen an der Tiroler Grenze, wo sie, oft nicht mit Unrecht, hinter jedem Felsen und auf jeder Kuppe eine österreichisch-ungarische Grenzperre mit Gebirgsartillerie und Maschinengewehren vermuteten. Das Feuer der italienischen Grenzfürs richtete sich mit besonderer Heftigkeit gegen das Drei-Zinnen-Massiv, da die Italiener hier durch das Sextener Tal einen Einmarsch in Tirol planten. Ihre Artillerie sollte daher erst die Berghöhen von feindlichen Hinterhalten säubern. Auch die Drei-Zinnen-Hütte blieb den Italienern nicht verborgen; sie mochten wohl beobachtet haben, daß sie Tiroler Patrouillen als Unterstand diente und unter Umständen ein guter Beobachtungspunkt für den Feind hätte werden können. Den für die Ewigkeit geschaffenen Felsen und



Beerdigung deutscher Soldaten in Noyon.
Der Leichenzug auf dem Wege zum Friedhof.

Phot. Gebr. Paedel, Berlin.

Bergen vermochten die schweren italienischen Granaten nichts anzuhängen; wie Schneebällen zerplachten sie, kleine Steinsplitter losreißend, auf dem festen Grund, aber die leichtgebaute, größtenteils nur aus Holz aufgeführte Drei-Zinnen-Hütte mußte bald ein Opfer des Artilleriefeuers werden. Die Granaten und Schrapnelle, die in ihr Dach einschlugen, setzten die Hütte in Brand. Und während die Kanonen hüben und drüben donnerten und die Geschosse durch die Luft heulten, ging die Drei-Zinnen-Hütte in Flammen auf. Gierig fraß das Feuer das ausgetrocknete Bohlenholz, die zahlreichen Erinnerungen vernichtend, die fröhliche Besucher in Gestalt von Schnadahüpfeln und Märtlern mit dem Messer in die Wände eingegraben hatten. Die Strahlen der scheidenden Sonne beleuchteten nur eine rauchende Trümmerstätte, mit deren Asche der Abendwind spielte. Dem alten Sepp Innerkofler ging die Vernichtung seiner Drei-Zinnen-Hütte besonders nahe und bereitete ihm bitteren Schmerz. Dort, wo er jahrelang seine Gäste beherbergt, wo er in ihrer Gesellschaft so manche frohe Stunde verbracht, wo er die Schönheit der Alpenwelt genossen hatte, entriß ihm der Krieg ein liebes Heim. Sepp Innerkofler hat den Verlust seiner Hütte nicht lange überlebt, und wir haben bereits an anderer Stelle (Band III Seite 496—498) erzählt, wie er auf einem Patrouillengang, von den Kugeln der Welschen getroffen, im Angesicht seiner heimatlichen Berge den Heldentod starb.

Soldatengräber.

Von Paul Baumann.

(Hierzu die Bilder Seite 278—280.)

Soldatengräber im weiten, endlos weiten Feindesland! Feind und Freund liegt hier unter gleich schlichten, schmutz-



Kriegergrab am vordersten Graben in Flandern dicht hinter dem Drahtverhau. Phot. A. Grohs, Berlin.

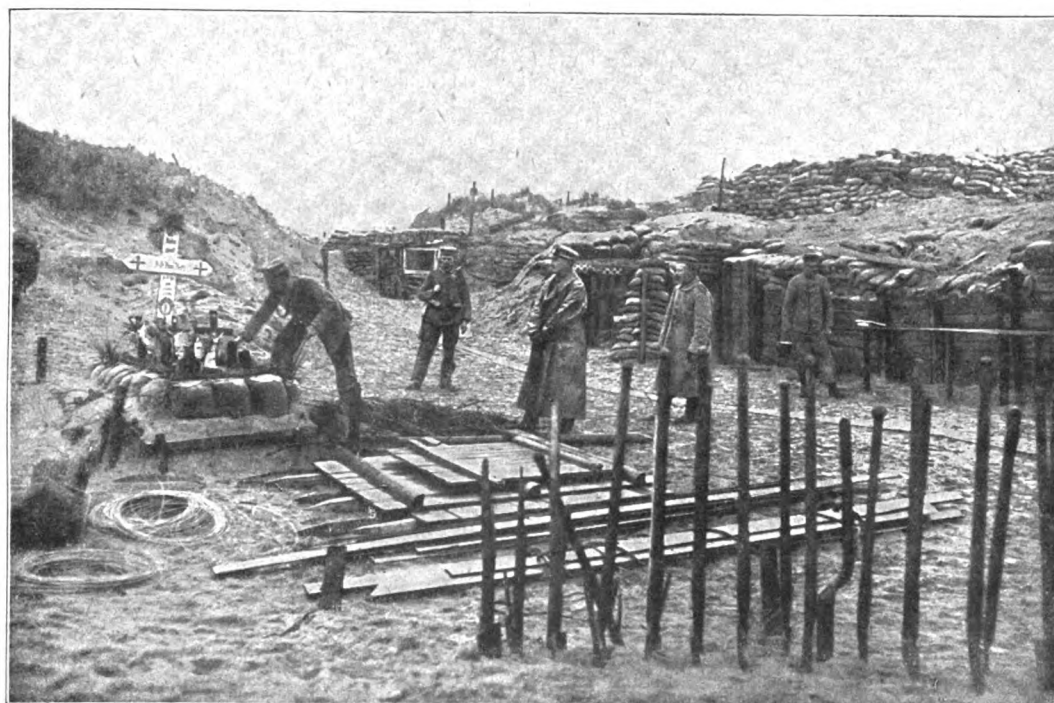
losen Hügeln. Unvermittelt — plötzlich, neben der Straße, neben dem Bahndamm, unter einzelnen Bäumen, in verlassenen Gärten, auf Wiesen und Äckern erheben sich einfach zusammengeagelte Holzkreuze und darauf, mit Farbe oder nur Bleistift oder leicht eingekratzt, die inhaltsschwere Grabchrift:

Hier ruhen 23 Soldaten der deutschen J.-R. 78 u. 91.
Gef. 22. 8. 14. R. I. P.

... oder wir sehen Buchstaben, die wir nicht entziffern können: russische oder hebräische auf einfachen, breiten Holzlatten (sofern es ein kreuzloses jüdisches Grab ist), oder mohammedanische — dann läuft die Latte nach oben in eine geschnittene Mondsichel aus. Wirklich: es ist ein Weltkrieg, in dem wir leben — das spüren wir auch hier. So liegen die Gräber angehäuft und verstreut über die weiten Flächen Rußlands, wo der Bewegungskrieg allüberall Gottesäcker geschaffen hat. In Wäldern und Sümpfen ragen Gruppen von Kreuzen halb aus dem Wasser: hier wurden die Toten

im Sommer bestattet, und im Herbst füllte sich das Sumpfgebiet unversehens wieder mit Überschwemmung. Ruhe liegt über diesen Grabstätten. Wir sehen in keinem dieser Gottesäcker mehr das unaufgeräumte Schlachtfeld, das Schrecklichste wohl von allem, was es auf Erden und im Kriege gibt. Und wir danken es denen, die hier aufgeräumt haben, daß sie das traurige Werk mit stiller Entsagung auf sich genommen haben.

Anders schon sehen die Soldatengräber der Westfront aus. Hier, während des Stellungskrieges, hat Freundesliebe über ein Jahr lang auch Gräber gepflegt und geschmückt. Hier stehen auf den Friedhöfen außer den Kreuzen unter den alten, rauschenden Laubbäumen erhabene Denk-



Deutsche Soldaten pflegen die Gräber gefallener Kameraden in der Nähe der Unterstände in den Dünen. Phot. A. Grohs, Berlin.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Während um Verdun die schweren Kämpfe ihren Fortgang nahmen, blieb es auch an anderen Punkten der sich von den Alpen bis zum Meere hinziehenden **Westfront** nicht ruhig. Fast überall tobten zum mindesten wütende Artilleriekämpfe, die an einzelnen Punkten oft bis zu heftigem Trommelfeuer anschwellen, und auch an entsprechender Infanteriebetätigung fehlte es beinahe nirgends; zu dauernden Erfolgen aber kam es nur auf deutscher Seite. Mehr als einmal ereignete sich einer jener schneidigen deutschen Überfälle, auf die General Joffre in seinem Seite 221 mitgeteilten Armeebefehl eindringlich hingewiesen hatte; aber selbst Generale wie der allgemein als „blutig“ bezeichnete Castelnau (Bild Seite 83), der auf einem der wichtigsten Abschnitte in der Südcampagne, zwischen Reims (siehe auch die Vogelschaukarte Seite 283) und Verdun, befehligte, vermochten solche deutsche Erfolge, die vielfach Frontverbesserungen im Gefolge hatten, trotz unerhörter Masseneropfer weder zu verhindern noch wettzumachen. — Häufig war es bei den beiderseitigen Maßnahmen aber auch auf mehr als bloße Frontverbesserungen

Gegenstoß, der sie unter großen Opfern auf einer Breite von 250 Metern in der Tat in den ersten deutschen Graben führte. In der Bewertung ihres vorläufigen Gewinns, der ihnen von den Deutschen durch ununterbrochene Handgranatenangriffe alsbald streitig gemacht wurde, waren diesmal aber selbst die Franzosen sehr vorsichtig. In den nächsten Tagen steigerten sie ihre Feuertätigkeit an dieser Stelle zu außerordentlicher Heftigkeit, die den Anschein erwecken sollte, als ob große Angriffe bevorstünden. Deutscherseits blieb man in der Erwidern dieses Feuers nichts schuldig, schon um auf das von der französischen Presse ausgestreute Märchen, die deutschen Munitionsvorräte genügten nicht zum Durchhalten der großen Angriffe auf Verdun, auch an diesem Teil der Front die richtige Antwort zu geben.

An einem der meistumstrittenen Punkte in der Champagne, östlich von Reims, gewannen die Deutschen in überraschendem Ansturm am 6. März eine Stellung zurück, die ihnen der Gegner am 1. Februar entzogen hatte; diesem wurden dabei etwa 150 Gefangene



In den Felsen gesprengter Stollen von 15 Meter Länge.
30 Meter hinter der vordersten Linie.



Im Schützengraben im Münsterthal
Mannschaften mit Rauchmasken und Handgranaten.

Von der Front im Elsaß.

abgesehen, wenn es sich zum Beispiel für die Deutschen darum handelte, den Feind an größeren Truppenverschiebungen zum Zweck der Verstärkung seiner Streitkräfte vor Verdun zu verhindern, wie umgekehrt die Franzosen große Anstrengungen machten, um die Verlegung frischer deutscher Truppenmassen nach eben dieser Front zu vereiteln.

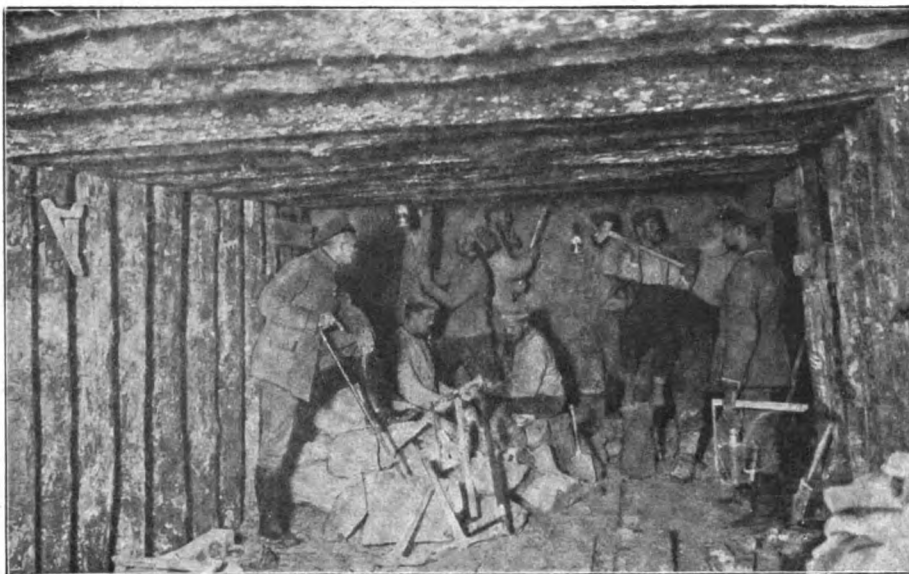
Gegen die am 12. Februar von den Deutschen südlich von Ste.-Marie-a-Py in unwiderstehlichem Anlauf genommene Stellung versuchten die Franzosen nach gewaltiger Feuervorbereitung am 25. Februar einen durchgreifenden

abgenommen. Wenn es sich hier auch nur um 200 Meter Schützengraben handelte, so war die Tatsache, daß die Deutschen ohne große Opfer ihre alte Stellung wieder in die Hand bekommen hatten, doch hoch erfreulich. Es gelang ihnen auch, sie gegen einen schweren Gegenangriff, den die Franzosen Tags darauf ansetzten, siegreich zu behaupten; allerdings bedurfte es dazu teilweise eines hartnäckigen Handgranatenkampfes (siehe Bild Seite 289), der bis zum 8. März andauerte.

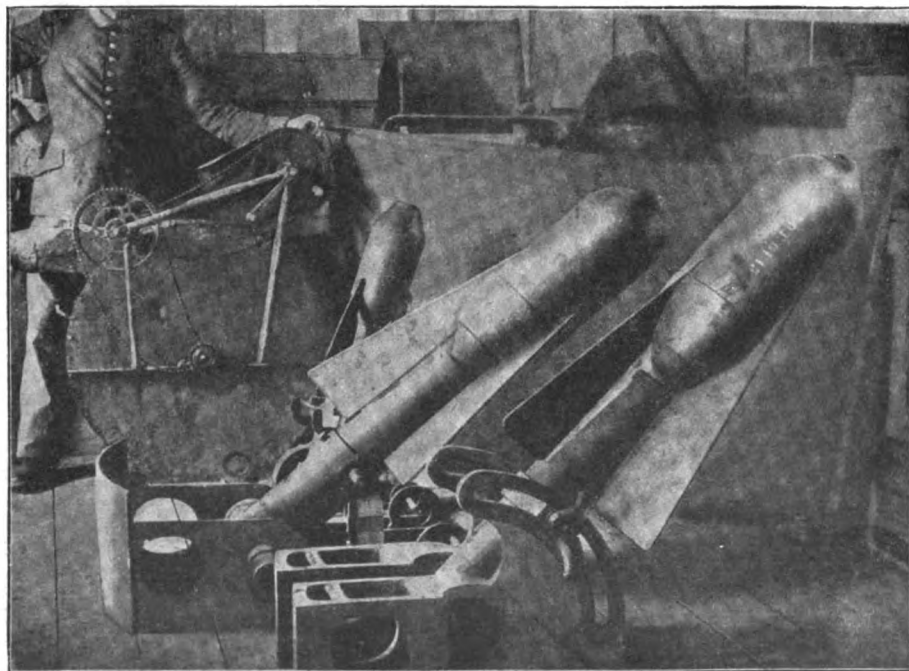
Am 10. März wurde ein Hauptschlag gegen die fran-



Eingang zu einem Minenstollen.



Pioniere beim Bau eines Stollens (Blitzlichtaufnahme).



Erbeutete französische Minenwerfer mit Munition.

Der Minenkampf im Stellungskrieg im Westen.

Nach photographischen Aufnahmen von A. Holznagel, Berlin-Steglitz.

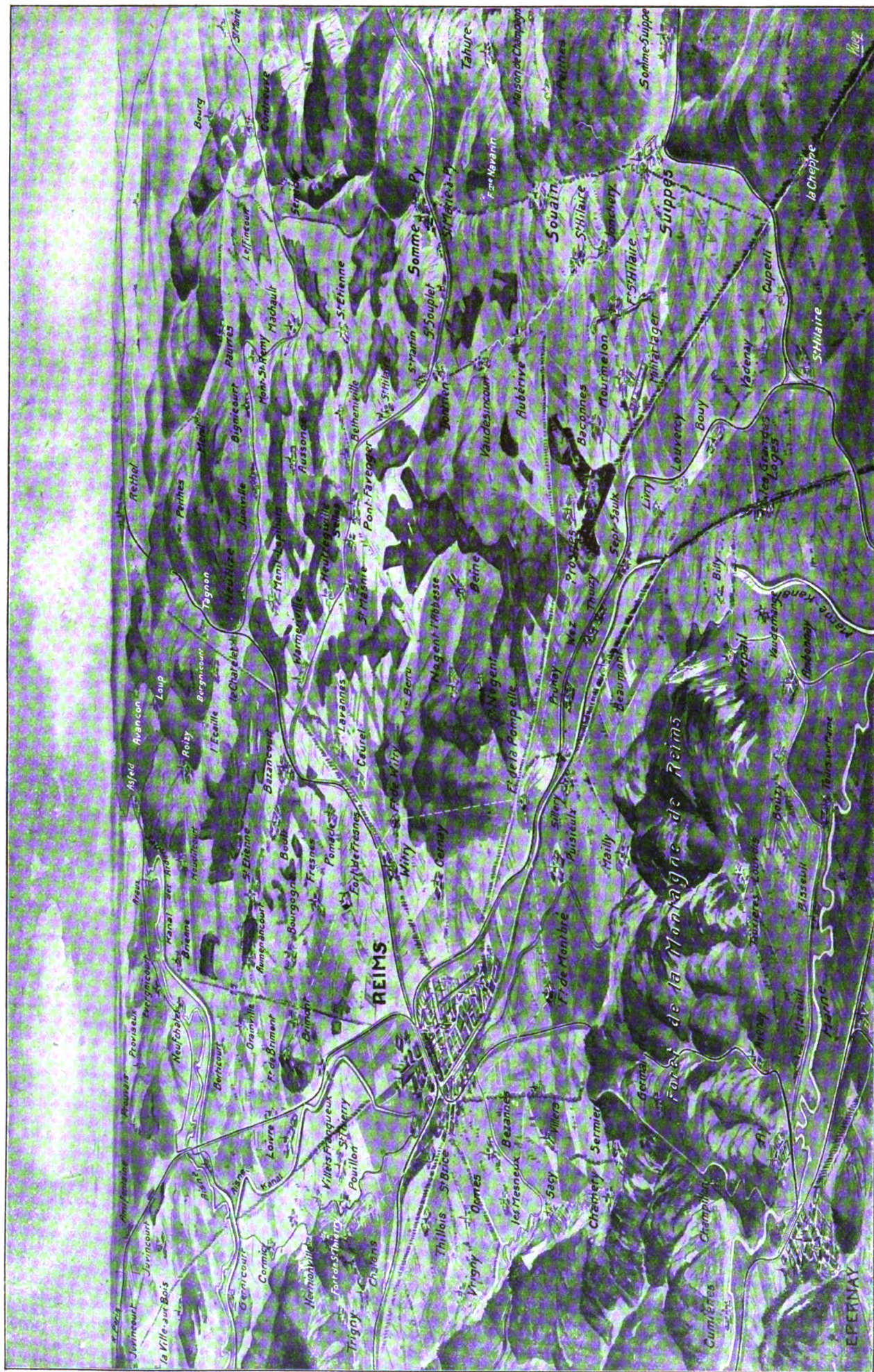
zösischen Front 20 Kilometer westlich von Reims geführt, einen Abschnitt, der schon oft der Schauplatz schwerer Kämpfe gewesen war. Sächsische Regimenter stürmten gegen die dort südwestlich und südlich von Ville-aux-Bois (zwischen Craonne und Berry-au-Bac) gelegenen Waldstücke in einer Breite von etwa 1400 Metern vor und vermochten in einer Tiefe von einem Kilometer in die stark ausgebauten französischen Verteidigungswerke durchzustoßen, wobei sie 1 Revolverkanone, 5 Maschinengewehre, 13 Minenwerfer erbeuteten und über 700 Gefangene einbrachten. Die deutschen Verluste waren so gering, daß der Tagesbericht dies eigens hervorhob. Heftige Gegenstöße gegen die beiden Teilen mit Recht als wichtig geltende Stellung blieben nicht aus; von besonderer Heftigkeit, namentlich was die Tätigkeit der französischen Artillerie betrifft, waren sie am 14. März. Doch blieben alle Bemühungen um die Zurückgewinnung des Verlorenen vergeblich.

In der Champagne wagten die Franzosen am 15. März einen schweren Angriff auf die deutschen Stellungen bei St.-Souplets und westlich der Straße Somme-Py-Souain. Das vorbereitende starke Artilleriefeuer hatte aber nicht die erhoffte Wirkung auf die deutschen Linien gehabt, denn als die dichten Infanteriemassen gegen die deutschen Gräben vorgingen, prasselte ihnen ein so schweres Gewehr- und Maschinengewehrfeuer entgegen, daß sie unter blutigen Verlusten und mit Zurücklassung von Gefangenen zurückfluten mußten.

Während die bisher besprochenen Kämpfe mit den Vorgängen bei Verdun nur in losem Zusammenhang standen, spielten sich in der näheren Nachbarschaft dieses jetzt im Vordergrund stehenden Schauplatzes, in den Argonnen und in den Vogesen, Gefechte ab, die beiderseits unmittelbar der Erkundung und Störung der auf Verdun gerichteten gegnerischen Absichten galten. In diesen Gebieten wurde der Donner der Artilleriekämpfe häufig unterbrochen durch das langgedehnte dumpfe Grollen von den Sprengungen gewaltiger Minen (siehe auch die nebenstehenden Bilder), die sich durch mächtige, viele Meter hohe Staubsäulen weit hin ankündigten.

Am 2. März versuchten die Franzosen, nordöstlich von La Chalade, in den Argonnen im Bolanthevalde durch einen Teilangriff voranzukommen, wurden aber mit Leichtigkeit abgewiesen. Auch am folgenden Tage scheiterten französische Angriffe an dem hartnäckigen deutschen Widerstande. Am 6. März wurde bei La Chalade deutscherseits eine umfangreiche Sprengung so glücklich durchgeführt, daß die französische Stellung um ein wichtiges Stück zurückgeschoben werden konnte.

In den Vogesen, wo die Franzosen ihre Stellungen mit einem ganz ungewöhnlichen Aufwand von Artillerie zu halten bemüht waren, griffen sie Anfang März einen nordöstlich von Badonviller bei der Forsterei Thaville

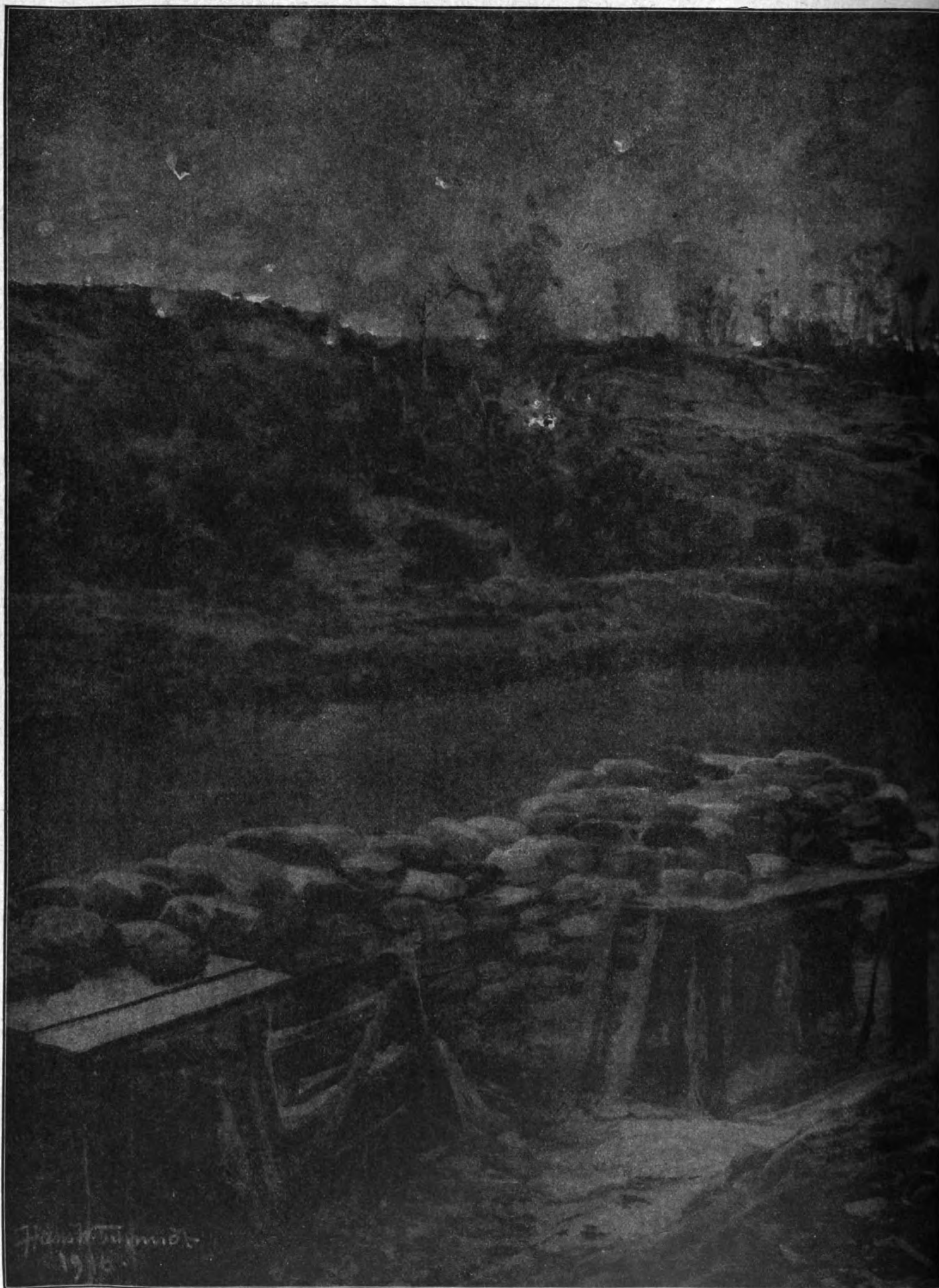


Vogelschaukarte zu den Kämpfen um Reims und in der Champagne.

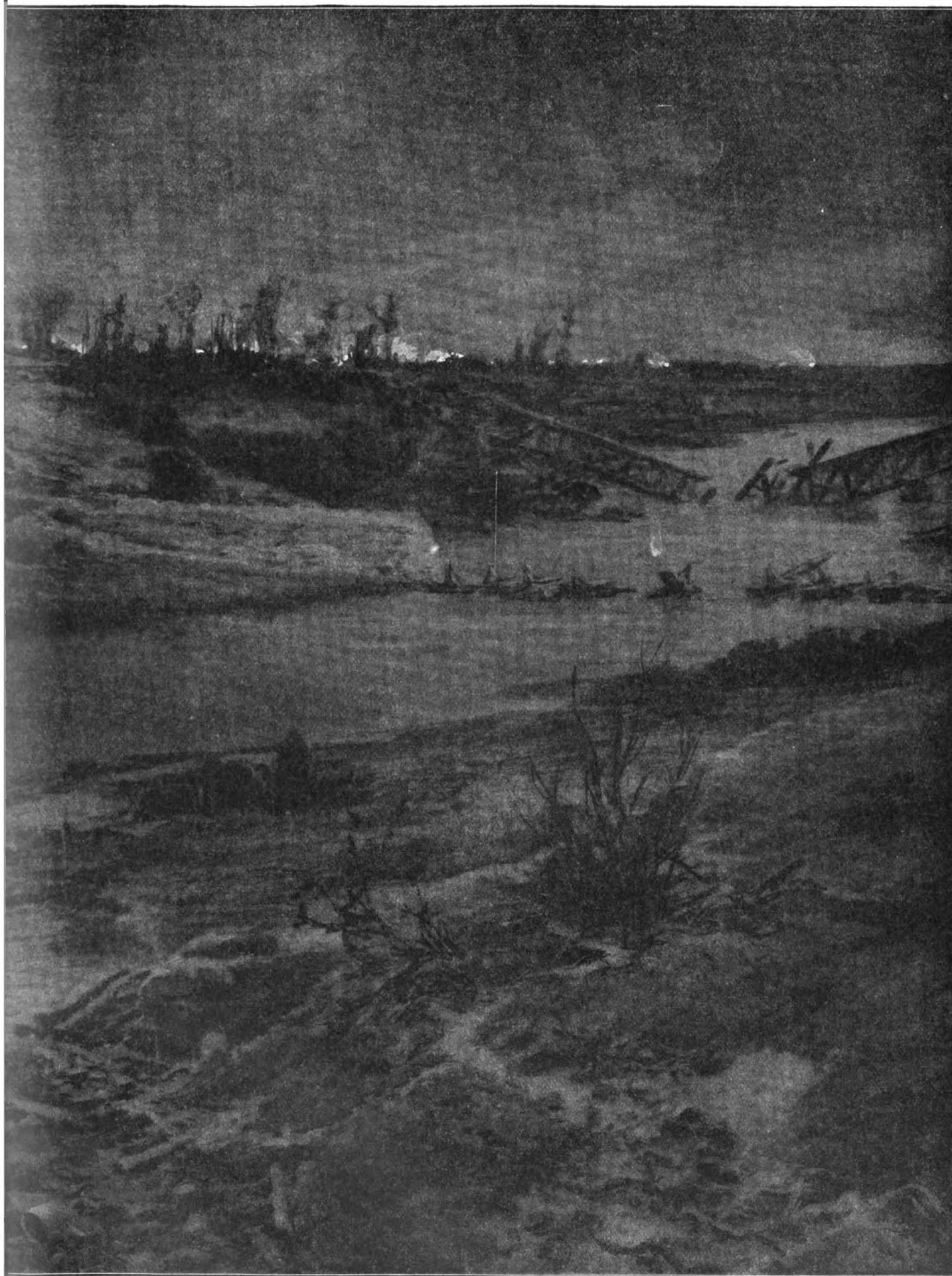
Das englische Haus ↓ (sogenannte Bastion),

Die englische
Bastionstellung.

Unterstands-
mauern der deut-
schen Stellungen,
die bis ans Was-
ser herangehen



Artilleriekämpfe um die Bastion am D
Die deutschen und englischen Stellungen lagen an diesem D
Nach einer Originalzeichnun



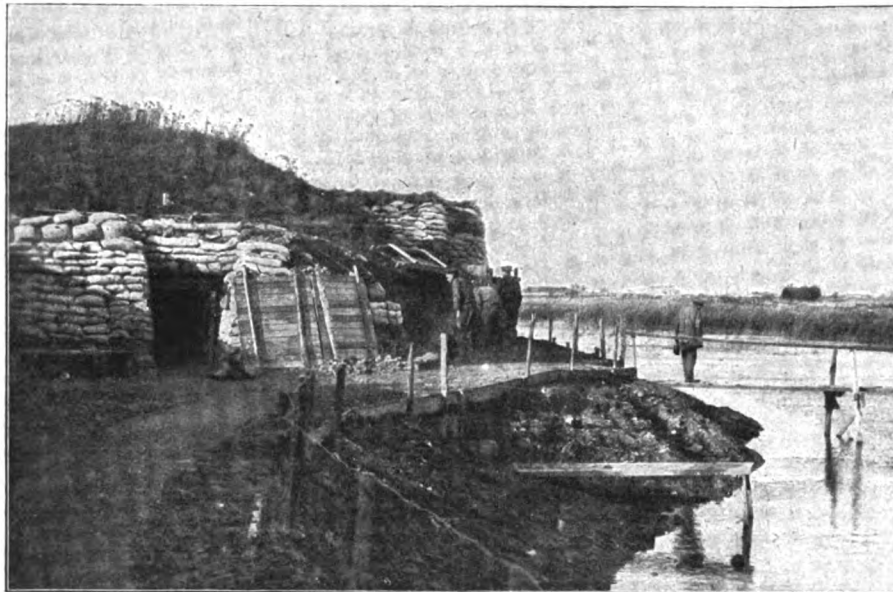
Deutsche
Stellungen.

Kanal am 15. Februar 1916, abends 10 Uhr.

Des Kanals nur durch das Wasser getrennt einander gegenüber.
von Professor Hans W. Schmidt.

an die Deutschen verlorenen Abschnitt mit einem umfassenden Maschinengewehrfeuer aus allen Kalibern an. Da den Deutschen der Punkt nicht wichtig genug erschien, um für seine Behauptung unverhältnismäßige Opfer zu bringen, räumten sie vorerst die von Granaten und Schrapnellens überschüttete Stellung. Doch wurde sie den Franzosen nach nur zehntägigem Besitz am 14. März von einer deutschen Abteilung in entschlossenem Ansturm bereits wieder entzogen und bei dieser Gelegenheit gründlich zerstört.

Im Elsaß (siehe die Bilder Seite 281) spielten sich vornehmlich um die neu gewonnene deutsche Front bei Sept schwere Kämpfe ab. Mit großer Ausdauer und anerkennenswerthem Mut versuchten die Franzosen die am 13. Februar verlorene Stellung nordwestlich von Pfirt bei Obersept zurückzugewinnen. Nach gewaltiger Artillerievorbereitung stießen sie im ersten Ansturm unter starken Verlusten bis in die deutschen Gräben vor, die jedoch durch einen kräftigen Gegenstoß sogleich wieder von den Eindringlingen gesäubert werden konnten. Die Wiederholung des Angriffs wurde den Franzosen durch deutsches Sperrfeuer sehr erschwert; ohne einen Fortschritt gemacht zu haben, mußten sie schließlich nach blutigen Verlusten in ihre Gräben zurückgehen. Doch gab der Gegner das Spiel noch nicht auf, sondern schritt nach tagelanger Vorbereitung am 12. März erneut zum Sturm, ohne indessen ein besseres Ergebnis zu erzielen als zuvor. — Südlich von Niederaspach legten die Deutschen am 15. März schweres Feuer auf die feindlichen Gräben, nach dessen Beendigung größere Patrouillen in die feindlichen Gräben vorstießen und sie nach Möglichkeit zerstörten, worauf sie mit reicher



Am Yserkanal.

Phot. Lichte & Co., Berlin.

Beute an Gefangenen und Material in ihre Stellung zurückkehrten.

Die Beteiligung der Engländer an den Kämpfen auf der Westfront war auch im März nicht lebhafter als bisher. Nur zögernd ließen sie sich auf größere Unternehmungen ein. Im wesentlichen beschränkten sie sich auf Artillerietätigkeit, so vor allem im Ysergebiet (siehe nebenstehendes Bild). Einen größeren Vorstoß unternahmen englische Streitkräfte südöstlich von Ypern

am Kanal, wo sie am 14. Februar ihre Stellung „Bastion“ (siehe Bild Seite 284/285) eingebüßt hatten. Zu ihrer Wiedereroberung wurde nach längerer Artillerievorbereitung am 2. März mit gewaltigen Kräften vorgebrochen. Es gelang den Engländern, die Bastion zurückzunehmen. Als sie aber darüber hinaus bis in einen Vorsprung der alten deutschen Stellungen durchdringen wollten, wurden sie durch einen alsbaldigen Gegenstoß geworfen, und auch in der Bastion ließen die Deutschen sie nicht unangefochten. Die Engländer behaupteten in ihrem Bericht über diesen Tag, 130 Mann gefangen genommen zu haben, unter denen die unwahrscheinlich hohe Zahl von 40 Offizieren gewesen sein soll. Auch am 3. März wurde hier weitergekämpft mit dem Ergebnis, daß beide Teile sich in ihrem ursprünglichen Besitzstand vor dem 14. Februar zu erhalten vermochten (siehe auch untenstehendes Bild).

Am 5. März entwickelten sich nordöstlich von Vermelles lebhaftere Minenkämpfe. Mehrfache englische Angriffe blieben schon im deutschen Abwehrfeuer stecken. Abends gelangten aber nach nochmaliger Feuertvorbereitung doch noch kleinere Abteilungen des Gegners in die deutschen Gräben, konnten jedoch in scharfem Bajonettkampf sehr rasch wieder vertrieben werden. — Auf schwere gegenseitige Artillerieüberfälle nord-



Gefangene Engländer bei Ypern.

Phot. u. Grohe, Berlin.

östlich von Ypern bei Mielte folgten am 13. März Infanteriegefechte, bei denen die Engländer den kürzeren zogen. Am nächsten Tage sprengten die Deutschen bei Neuve Chapelle eine vorgeschobene englische Verteidigungsanlage samt ihrer Besatzung in die Luft, während von den Engländern wieder einmal die unglückliche Stadt Lens mit schwersten Kalibern beschossen wurde. — Am 16. März unternahmen die Engländer südlich von Loos nicht weniger als sechs umfangreiche Sprengungen, ohne doch dem Gegner damit nennenswerten Schaden zufügen zu können. Kleinere Vorteile, die die Engländer südlich des Kanals von La Bassée, nordöstlich von Vermelles, im Minenkampf errungen hatten, wurden ihnen an dem genannten Tage von den Deutschen streitig gemacht. Sie legten an fünf verschiedenen Stellen genau berechnete Minengänge an und brachten die englische Stellung durch Sprengung der Minen in ihre Gewalt. Von der feindlichen Besatzung blieben nur 30 Mann am Leben und wurden gefangen genommen, während alle übrigen verschüttet worden waren.

Im ganzen war die englische Kampftätigkeit verhältnismäßig recht geringfügig gewesen, so daß in Frankreich die Empfindung allgemein wurde, daß man von dem Bundesgenossen im Stich gelassen sei und die unerhörten Opfer des Krieges zum weitaus größten Teil allein zu tragen habe. Auch für ihr Ringen bei Verdun konnten die Franzosen auf englische Hilfe kaum zählen. Denn wenn auch hier und da die Behauptung laut wurde, daß vor Verdun auch Engländer kämpften, so fand diese Nachricht doch keinerlei amtliche Bestätigung.

Nach wie vor galt die allgemeine Anteilnahme den Ereignissen um Verdun (siehe auch nebenstehendes Bild). Am 14. März griffen die deutschen Truppen nach mehrtägiger Ruhepause auf dem westlichen Maasufer erneut und erfolgreich an. Schlesische Truppen schoben an diesem Tage in kräftigem Vorstoß ihre Linien aus der Gegend westlich des Rabenwaldes auf die Höhe „Toter Mann“ („Homme mort“) vor, wobei über 1000 Mann gefangen genommen wurden. In vier Gegenangriffen suchten die Franzosen die wichtige Stellung wieder in ihre Gewalt zu bringen, wurden aber jedesmal unter empfindlichen Verlusten zurückgeschlagen.

Der Tote Mann galt als der Schlüsselpunkt der feindlichen Stellungen zwischen Béthincourt und Cumières. Der französische Bericht über den 14. März sprach zwar davon, daß vor Béthincourt einige Gräben in deutschen Besitz gefallen seien (siehe die Kunstbeilage), vermied aber vorläufig noch, die Eroberung des Toten Manns geradezu einzugeschehen. Dieser besteht aus den Doppelhöhen 265 und 295, die von der französischen Verteidigung zur Hauptabwehrstelle im Borgelände des nordwestlichen Festungsabschnittes von Verdun gewählt worden waren. Nun waren diese Höhen, die das ringsum liegende Gelände und vor allem das um mehr als hundert Meter von ihnen überragte Maastal beherrschen, in deutschem Besitz. Nach den harten Kämpfen um die Forgesstellung hatten die Franzosen sich damit getrübt, daß wenigstens der Tote Mann noch in ihrer Gewalt war, dessen vermeintliche Unannehmbarkeit die französischen Kriegsberichterstatter, voran die der amtlichen Agence Havas, nicht genug zu rühmen wußten. Nach dem nunmehrigen Fall der wichtigen Stel-

lung erforderte man in seiner Verlegenheit einen ganz neuen Toten Mann, der nicht einmal auf der französischen Generalstabskarte stand.

In oft wiederholten mörderischen Sturmläufen suchten die Franzosen die verlorenen Höhen 265 und 295 wieder an sich zu reißen. Aber obwohl sie tagelang immer wieder frische Truppen vorschickten, schlugen alle ihre Bemühungen fehl. So auch, als am 16. März auf dem verhältnismäßig engen Raum der Front vor Verdun eine frische Division, die 27. seit dem 2. Februar, ohne Artillerievorbereitung ins Feuer gebracht wurde. Zwar gelangten einzelne Kompanien bis dicht an die deutsche Linie, wurden hier aber von wohlgezieltem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer vernichtet; nur wenige konnten sich dadurch retten, daß sie sich gefangen gaben. Ein zweiter Vorstoß der Franzosen an demselben Tage wurde schon durch das deutsche Sperrfeuer niedergeschlagen. In den nächsten Tagen steigerte sich das gegen den Toten Mann gerichtete Artilleriefeuer der Franzosen zu schwerstem Trommelfeuer; trotzdem mußten sie am 18. März ihre Infanteriekolonnen im deutschen Sperrfeuer vergeblich verbluten sehen. — An



Zu den Kämpfen um Verdun.
Französisches Lager von Geschossen schweren Kalibers, die mittels der Eisenbahn herbeigeschafft und durch Automobilzüge den Stellungen der schweren Artillerie zugeführt werden.
Nach einer französischen Aufnahme.

demselben Tage wurde auch auf dem östlichen Ufer der Maas die Artillerietätigkeit von Infanteriekämpfen abgelöst, die südlich der Feste Douaumont und westlich des Dorfes Baux um einzelne Verteidigungsstellungen entbrannten. Auf französischer Seite war es wieder eine frische Division, von der größere Teile zu erbitterten Stößen gegen Baux angelegt wurden, und auch diesmal war das einzige Ergebnis blutige Abweisung.

Etwa 10 Kilometer stark südwestlich von Béthincourt auf dem westlichen Maasufer, nordöstlich von Avocourt, unternahmen deutsche Truppen am 20. März einen großen Sturmangriff gegen stark ausgebaute französische Waldstellungen. Nach sorgfältiger Artillerievorbereitung stürmten bayerische und württembergische Landwehrbataillone auf breitem Raume die feindlichen Linien. Die blutigen Verluste der Franzosen waren sehr schwer; außerdem büßten sie über 2500 Mann und 32 Offiziere, darunter 2 Regimentskommandeure, an unverwundeten Gefangenen ein. Mehrere verzweifelte Gegenstöße des Feindes kosteten diesem lediglich weitere schwere Opfer.

Die Bedeutung des erfolgreichen deutschen Vorstoßes an dieser stark nach Süden vorspringenden Stelle der deutschen Front lag darin, daß hiermit die französischen Stellungen auch an der Westseite der Festung wesentlich eingeengt

waren. Jeder Schritt vorwärts aber, der den Deutschen im Umkreis von Verdun gelang, erhöhte für den Gegner die Gefahr, eingekreist zu werden und in konzentrisches Feuer zu geraten. — Der französische Bericht über den 20. März gab einen leichten deutschen Fortschritt zu und erwähnte von Einzelheiten noch, daß der deutsche Vorstoß von einer frischen Division ausgeführt worden sei, die neben anderen Kampfmitteln auch das Aussprühen brennender Flüssigkeiten angewandt habe. Bei dem Vorgehen mit solchen Mitteln handelte es sich aber auf deutscher Seite nur um Abwehrmaßnahmen, zu denen sich die deutsche Heeresleitung gezwungen sah, nachdem Engländer und Franzosen mit rücksichtsloser Anwendung gefährlicher Gase und Säuren wie auch von Granaten mit giftigem Inhalt vorangegangen waren. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß man sich deutscherseits mit bewußter Rücksichtnahme so viel wie irgend möglich auf die Verwendung solcher Chemikalien beschränkte, die den Gegner zwar kampfunfähig zu machen geeignet sind, darüber hinaus aber keine seine Gesundheit gefährdenden oder grausamen Wirkungen hervorrufen.

Die gegnerische Presse gefiel sich angesichts des langsamen Fortschreitens der Ereignisse um Verdun in der Behauptung, daß die Deutschen erschöpft seien. Doch ist nicht daran zu zweifeln, daß die urteilsfähigen Kreise Frankreichs klar erkannt hatten, wie wenig davon die Rede sein konnte, daß vielmehr die ganze Art des deutschen Vorgehens von einem sicheren Plan und richtiger Einschätzung der mit den gegebenen Mitteln an Menschen und Material erreichbaren Möglichkeiten Zeugnis ablegte. Von so gewissenloser Massenaufopferung von Mannschaften wie auf französischer Seite war bei den Deutschen erfreulicherweise allerdings nichts zu bemerken.

Der Luftkampf nahm im März lebhaften Fortgang.



Phot. Leipziger Presse-Büro.
General Gallieni,
der zurückgetretene französische Kriegsminister.



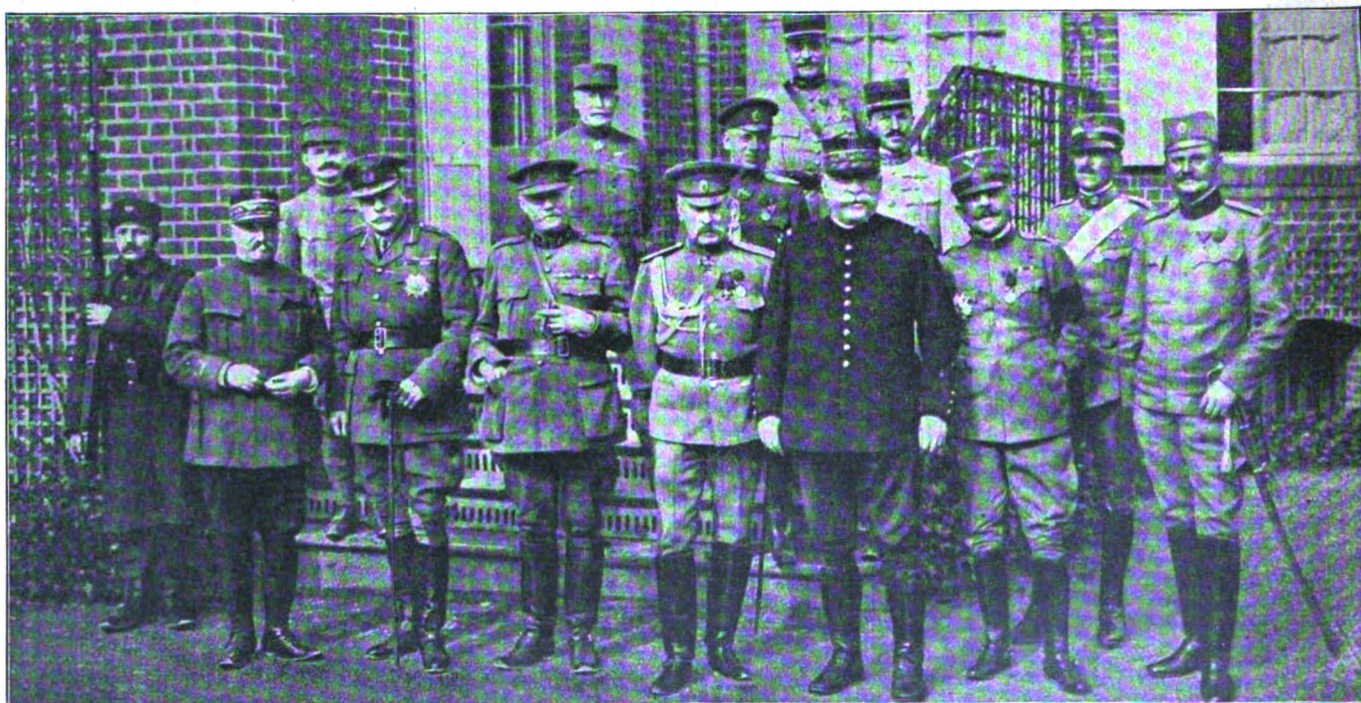
Divisionsgeneral Roques,
der neuernannte französische Kriegsminister.

Zum Wechsel im französischen Kriegsministerium.

Von beiden Seiten wurde im März der Luftkampf mit wesentlich stärkeren Geschwadern geführt als bisher, und beinahe jeder Tag brachte aufregende Ereignisse, namentlich im Gebiet von Verdun, wo die Flieger mit der Aufklärung eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatten. — Am 2. März schoß Leutnant Immelmann östlich von Douai das neunte Flugzeug, einen englischen Doppeldecker, ab; er war mit zwei Offizieren besetzt, von denen der eine getötet, der andere schwer verwundet wurde. Im Festungsbereich von Verdun wurden französische Truppenansammlungen von starken deutschen Geschwadern mit sichtbarem Erfolge angegriffen. Auch die Anmarschstraßen zu den französischen Hauptstellungen wurden von der Luft aus scharf überwacht. Ein deutsches Luftschiff belegte in der Nacht zum 7. März die Bahnhofsanlagen von Bar-le-Duc mit schweren Bomben. Westlich von Verdun erfolgte am 7. ein großer Vorstoß deutscher Luftgeschwader gegen einige stark mit französischen Truppen belegte Ortschaften.

Besonders ausgedehnte und für die Deutschen erfolgreiche Luftgefechte spielten sich, ebenfalls in der Gegend von Verdun, am 8. März ab, wobei auch der Feind zahlreiche Streitkräfte einsetzte. Daß von diesen mindestens drei Flugzeuge abgeschossen wurden, konnten die deutschen

Während des Februars waren im ganzen nur 6 deutsche Flugzeuge verloren gegangen, wogegen Engländer und Franzosen allein im Luftkampf 13, durch Abschluß von der Erde 5 Flugzeuge eingeblüht hatten; 2 weitere mußten innerhalb der deutschen Linien eine unfreiwillige Landung vornehmen. Zu diesen völlig unzweifelhaften, weil von den Deutschen genau feststellbaren feindlichen Verlusten traten aber noch weitere, die dadurch entstanden, daß zahlreiche Flugzeuge des Gegners infolge von Beschädigung oder sonstiger Beschädigung im Gefecht schleunigst hinter dessen eigenen Linien niedergehen mußten.



General de Castelnau
(Frankreich).

Sir Douglas Haig
(England).

General Bieleman
(Belgien).

General Gilling
(Russland).

General Joffre
(Frankreich).

General Porro
(Italien).

Oberst Raditsch
(Serbien).

Die Teilnehmer an dem großen Pariser Kriegsrat vom 27. März 1916.



Zu den Kämpfen um Verdun: Erstürmung einer französischen Feldbefestigung nach vorhergegangener Beschießung durch Artillerietrommelfeuer.
 Nach einer Originalzeichnung von Max Tille.



Zwischengelagene französische Handgranatenangriffe in der Champagne Anfang März 1916.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Flieger, bevor sie mit ihren Fahrzeugen heimkehrten, mit Sicherheit feststellen; außerdem hatten sie auf feindliche Truppen in den Orten westlich und südlich von Verdun zahlreiche Bomben abgeworfen. Von den deutschen Flugzeugführern hatten mehrere Verwundungen davongetragen. — Gleichfalls am 8. März war ein aus 16 Fahrzeugen bestehendes französisches Flugzeuggeschwader zum Angriff auf den Festungsbereich von Metz aufgestiegen, wo es sich namentlich gegen die Bahnhofsanlagen von Metz-Sablon wandte mit dem Ergebnis, daß zwei Zivilpersonen getötet und mehrere Privathäuser beschädigt wurden. Ein deutsches Geschwader erhob sich sofort zum Gegenangriff, bei dem das Flugzeug des französischen Geschwaderführers abgeschossen und dieser gefangen genommen wurde, während sein Begleiter ums Leben kam.

Zwei englische Flugzeuge wurden am 9. März vernichtet: bei Wylschaele südlich von Ypern ein Eindecker, dessen Führer den Tod fand, und nordöstlich von La Bassée ein Doppeldecker. Südlich von Château-Salins stürzte an demselben Tage infolge Vorkreffers aus einem deutschen Abwehrgeschütz ein französischer Doppeldecker zwischen den beiderseitigen Linien ab; seine Trümmer wurden mit den Leichen der Insassen von den Deutschen geborgen.

Am 12. März wurden deutscherseits hauptsächlich die Orte und Bahnanlagen an der Linie Clermont—Verdun, einer wichtigen Zugangsstraße zu der Festung, angegriffen und dabei drei französische Flugzeuge zur Strecke gebracht. — Der folgende Tag brachte den erfolgreichsten deutschen Fliegeroffizieren, den Leutnanten Immelmann und Böcke, neue Erfolge. Immelmann schoß je ein englisches Flugzeug bei Bapaume und östlich von Arras ab — in beiden Fällen blieben die Insassen tot —, während Böcke hinter der französischen Front über der Feste Marre und bei Malancourt nordwestlich von Verdun zwei Flugzeuge zum Absturz brachte. Damit hatte jeder der beiden Sieger das zehnte und elfte Flugzeug niedergeholt. An demselben Tage wurde noch ein fünftes feindliches Flugzeug, ein englischer Doppeldecker, nach einem Luftkampf westlich von Cambrai zur Landung gezwungen und seine Besatzung gefangen genommen.

Der 14. März brachte den Gegnern neue schwere Verluste im Luftkampf. Diesmal wurde im deutschen Tagesbericht ein neuer Name genannt: Leutnant Lessers, der nördlich von Bapaume einen englischen Doppeldecker und damit sein viertes Flugzeug herunterholte. Ebenfalls am 14. wurde bei Haumont, nördlich von Verdun, ein französisches Großkampfflugzeug hinter den deutschen Linien zum Absturz gebracht, und bei Sivry, nördlich von Verdun, sowie bei Vimy, nordöstlich von Arras, wurde durch das Feuer der deutschen Abwehrgeschütze je ein französisches Flugzeug außer Gefecht gesetzt. Nur in einem dieser vier Fälle, bei Haumont, kam die feindliche Besatzung mit dem Leben davon und geriet in Gefangenschaft; die Insassen der drei anderen Flugzeuge blieben tot. Dasselbe Schicksal, und zwar der Tod durch Verbrennen, ereilte die Besatzung eines französischen Flugzeugs, das am folgenden Tage, dem 15. März, bei Beine in der Champagne vernichtet wurde.

Schon in der Nacht zum 13. hatten feindliche Geschwader deutsche Lazarette in Labry östlich von Conflans angegriffen; sie wiederholten diesen unmenschlichen und völkerrechts-

widrigen Versuch in der Nacht zum 16. März; zum Glück richteten sie aber keinen militärischen Schaden an, wohl aber wurden einige Bewohner des Ortes verletzt. — Am 18. war die Erkundungs- und Angriffstätigkeit der Flieger auf beiden Seiten wieder sehr rege. Deutscherseits richtete sie sich gegen die Bahnstrecke Clermont—Verdun, die Linie Epinal—Lure—Besoul und gegen einige Plätze südlich von Dijon. Der Gegner seinerseits schickte fünf mit Doppelmotoren ausgerüstete französische Flugzeuge zum Angriff gegen Metz-Sablon, Château-Salins und Dieuze vor. Nach dem französischen Bericht warfen sie allein auf Metz dreißig Bomben ab, während eine Anzahl weiterer über den Munitionslagern von Château-Salins und dem deutschen Flugfeld in Dieuze niederging. In Metz wurden bei diesem Angriff wieder einige Zivilpersonen verletzt.

Einen anderen, größer angelegten Luftangriff richteten die Franzosen an demselben Tage gegen Mühlhausen im

Elßaß und gegen den Flugplatz von Habsheim. Ein Augenzeuge berichtete darüber an die „Frankfurter Ztg.“: Es war ein graußig schönes Schauspiel, das sich am Abend des 18. März vor den Augen von Tausenden von Menschen über der oberelsässischen Industriestadt Mühlhausen abspielte. In der kurzen Zeit von 15 Minuten stürzten vier französische Doppeldecker aus einer Höhe von ungefähr 12—1500 Metern, hell aufflammend, jählings in die Tiefe! Die überlegene Art und Weise, wie unsere Flieger den Feind empfangen und angriffen, war schlechthin bewundernswert. Die deutschen Flieger haben einen glänzenden Sieg gewonnen. Gegen ihre frühere Gewohnheit, zu ihren Geschwaderbesuchen nach Mühlhausen die Mittagsstunde zu nehmen, wählten die Franzosen diesmal den Abend. Es mochte 5 Uhr nachmittags gewesen sein, da hörte man schon aus der Ferne das dumpfe Knallen der Abwehrgeschütze, und nach kurzem Suchen am westlichen Himmel zeigten sich auch reihenweise die kleinen weißen Schrapnellwölkchen. Die dem Geschwader vorfliegenden Aufklärungsapparate näherten sich und zogen in großen Bogen, immer näher kommend, ihre Kreise. Bald darauf zeigte sich in der Ferne Punkt an Punkt,



General der Kavallerie Emil Ritter v. Ziegler.

und um halb 6 Uhr überflogen in stolzem Zuge in herrlichem Abendsonnenschein 17 französische Doppeldecker in einer Höhe von ungefähr 1500 Metern die Stadt. Ein herrlicher Anblick! Wie ein Schwarm brauner Vögel, der in ruhigem Fluge dahinzieht. Doch der stolze Flug sollte bald ein jähes Ende haben. Schon nahte sich einer unserer Flieger in beträchtlicher Höhe in der Flanke des Geschwaders und ging auch gleich zum Angriff über. Pfeilschnell stürzte er sich von oben herab auf seinen Gegner, den er sich auserkoren. Eine blitzschnelle Wendung um denselben folgte. Doch schon rasselten die Maschinengewehre der Gegner und ein Sturzflug des Angreifers brachte ihn aus ihrem Bereich. Aber seine Aufgabe war gelöst, denn plötzlich leuchtete der angegriffene französische Apparat hell auf, er brannte, machte noch eine Wendung und kniete in zwei Teile aneinander. Ein beklemmendes Gefühl legte sich auf aller Brust: er stürzt ab! Der eine Teil mit dem Motor fällt mit großer Schnelligkeit in die Tiefe, der andere flatterte wie ein Stück Papier, brennend, langsam hernieder. Während einige Apparate des Geschwaders nun über der Stadt kreiften, wandten sich die anderen dem Habsheimer Flugplatz zu. In großer Höhe kamen deutsche Eindecker mit riesiger

Schnelligkeit. Wo sie herkamen? Aus allen Richtungen. Gemeinsam, in vollendeter Taktik, holten sie sich einen Gegner heraus, drängten ihn ab — fortwährendes taf-taf-taf-taf — wieder die charakteristischen Sturzflüge der Angreifer — und der zweite Doppeldecker des Feindes stürzte brennend, sich vielfach überschlagend, in die Tiefe. Gleich darauf folgte der dritte! Der Feind zog sich geschlagen zurück, verfolgt und hart bedrängt von unseren Fliegern. Durch gemeinsamen geschickten Angriff wurde ein weiterer Doppeldecker vom Geschwader abgedrängt, und trotz gewandter Wendungen und Drehungen gelang es, ihn zu fassen. Er leuchtete plötzlich auf und begann den Sturz in die Tiefe, der vierte Gegner war erledigt. Das übrige Geschwader setzte seinen Flug unter Verfolgung der Eindecker und Abwehrgeschütze gen Westen fort. —

Der deutsche Tagesbericht über den 19. März machte die Öffentlichkeit abermals mit einem neuen Lufthelden bekannt: Leutnant Freiherr v. Althaus schoß an diesem Tage über den feindlichen Linien westlich von Vihons sein viertes Flugzeug ab. Gleichfalls am 19. machte Oberleutnant Bölske das Duzend von ihm erlegter Flugzeuge voll durch Abschießung eines solchen über dem Forgeswald am westlichen Maasufer. In demselben Gebiet, bei Cuisy, bückte der Feind noch ein weiteres Flugzeug ein, außerdem je eines durch das Feuer der deutschen Abwehrgeschütze bei Reims und durch Absturz knapp hinter den feindlichen Linien in der Gegend von Van-de-Sapt.

Die Schilderung der überaus zahlreichen während des März ausgefochtenen Luftkämpfe hat von neuem einwandfrei gezeigt, daß von den deutschen Waffen auch auf diesem Felde der Vorrang erstritten worden war. Deutschland konnte stolz sein auf die glänzenden Erfolge des neuen Kampfmittels, das rasch eine vordem ungeahnte Bedeutung gewonnen hatte; es durfte sich des regen Lebens freuen, das von seinen kühnen Fliegern entfaltet wurde, und der neuen Männer, die sich mit ruhmreichen Taten den altbewährten Helden Immelmann und Bölske an die Seite stellten.

Um so trauriger war die Lage für Frankreich, den einzigen Gegner der Mittelmächte, der um jene Zeit noch mit aller ihm geliebten Kraft und unstrittigem Mut, aber auch mit dauerndem Mißerfolg, zu Lande, zu Wasser, in der Luft, und unter furchtbaren Opfern kämpfte. Die volle Wahrheit über die Verluste amtlich einzugehen, hatte sich die französische Regierung nicht entschließen können. Sie gelangte aber doch zur Kenntnis der Öffentlichkeit durch vertrauliche Mitteilungen, die der amtsmüde Kriegsminister Gallieni im Seeresauschuß machte und die um so mehr Glauben fanden, als keine der zum Ablesen unangenehmer Tatsachen sonst so geneigten großen französischen Zeitungen Gallienis Angaben zu bestreiten wagte. Dieser nahm die Zahl der bis zum 1. März 1916 Gefallenen mit 800 000



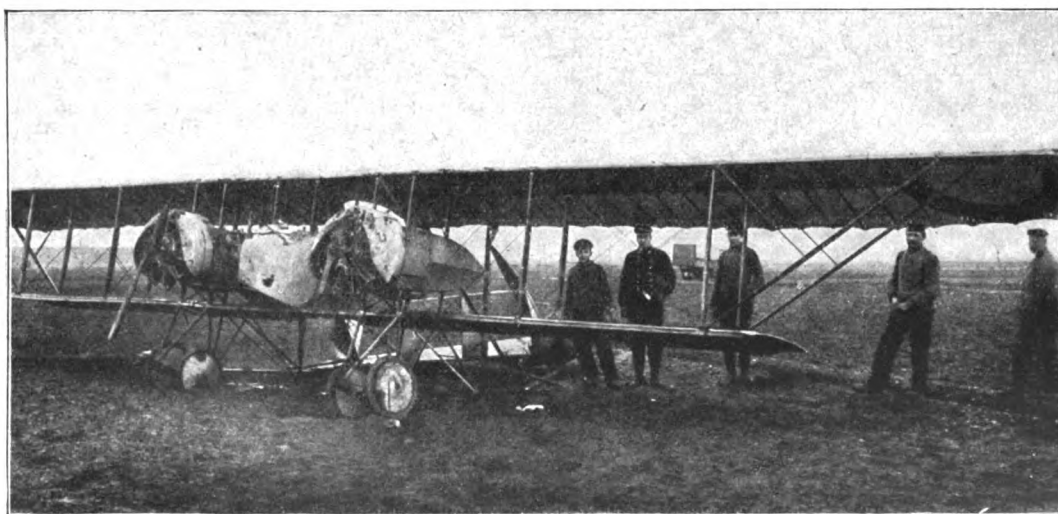
Besuch des Kronprinzen Boris und des Prinzen Kyryll von Bulgarien an der Westfront (links Prinz Kyryll, in der Mitte General v. Einem, rechts Kronprinz Boris).

an, diejenige der Verwundeten mit 1 400 000, darunter 400 000 Schwerverwundete; dazu sollten noch 300 000 Vermißte, also wohl in der Hauptsache Gefangene kommen. Das ergibt als Gesamtzahl der außer Gefecht Gesetzten rund 2 500 000 Mann.

Demgegenüber erschienen die englischen Verluste mit 600 000 Mann, so hoch auch diese an und für sich waren, verhältnismäßig niedrig. Allgemein herrschte in Frankreich Bestürzung und Niedergeschlagenheit, zumal im Hinblick auf Verdun, das für die französische Wehrmacht vollends zum Massengrab werden zu sollen schien. Die Regierung suchte der drohenden Mißstimmung mit scharfen Maßnahmen entgegenzutreten und nahm zum Beispiel in Paris sogar zahlreiche Verhaftungen solcher Personen vor, die ungünstige Nachrichten verbreitet haben sollten; vielfach erschien es schon als hinlänglicher Grund zur Bestrafung, wenn jemand den günstigen Stand der französischen Sache bei Verdun in Zweifel gezogen hatte. — Trotz aller sich dort abspielenden ernstesten Ereignisse wagte der Minister Ribot davon zu sprechen,

daß man „das Ende des Krieges sehe“, da Deutschland an der Grenze seiner Kräfte angelangt sei und der Umschlag zugunsten Frankreichs vor der Tür stehe. Doch stieß Ribot in der Kammer wie in der Presse auf Widerspruch. Man hatte also offenbar wenigstens in einzelnen Kreisen noch Besonnenheit genug, der Wahrheit ins Auge zu schauen, statt sich geflüstert selbst zu betrügen.

Der Kriegsminister Gallieni (siehe Bild Seite 288) schied in dieser schweren Stunde aus dem Amt, da er es wohl kaum noch länger verantworten zu können glaubte, für die Fortführung des immer aussichtsloser werdenden Kampfes einzutreten. War doch in den vier Wochen, die nun schon verzweifelt um Verdun gerungen wurde, dem französischen Heer nur ein einziges Mal ein nennenswerter Erfolg vergönnt gewesen, als die Feste Vaux zurückgenommen wurde, und selbst diesen Lichtblick hatten die ungeheuren Opfer getrübt, mit denen er erkaufte werden mußte. Wie lange die französischen Kräfte noch vor Verdun gebunden und an anderen größeren Unternehmungen dadurch verhindert sein würden, ließ sich noch gar nicht absehen. Von England eine wirklich ins Gewicht fallende Entlastung zu erhoffen, verbot sich nach den bisher gemachten Erfahrungen nur zu sehr. Darüber vermochte auch der große Kriegsrat nicht zu täuschen, der am 27. März in Paris



Im Oberflaß abgeschossener französischer Kampfdoppeldecker neuester Bauart.

abgehalten und mit folgenden Teilnehmern besetzt wurde: Generalstabschef Robertson, den Generalen Sir Douglas Haig (England), Joffre und de Castelnau (Frankreich), Unterstabschef Porro (Italien), Generalstabschef Wielemans (Belgien), General Gilinsky (Rußland), Oberst Pechitsch (Serbien) (siehe B. d. Seite 288). In diesem Kriegsrat wurde jeder der beteiligten Mächte für die nächste Zeit ihre Aufgabe zugewiesen; unter anderem sollten Rußland und Italien zur Entlastung der Front um Verdun von neuem mit umfassenden Angriffen vorgehen.

Zum Nachfolger Gallienis als Kriegsminister wurde General Roques (siehe B. d. Seite 288) ernannt, der bisher erst einmal politisch hervorgetreten war, als er die Forderung umfangreicher Luftrüstungen aufstellte, eine Forderung, die gleich mancher anderen bisher unerfüllt geblieben war.

(Fortsetzung folgt.)



Phot. A. Grob, Berlin.

Deutsche Soldaten am Entfernungsmesser, der besonders beim Feststellen der Entfernung von Flugzeugen eine wichtige Rolle spielt.

Illustrierte Kriegsberichte.

Das Bekämpfen feindlicher Flugzeuge.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

Schon in den letzten Friedensjahren waren beim Schießen nach Luftfahrzeugen auf den Truppenübungsplätzen die Treffergebnisse so gering, daß man weisagte, Flugzeugführer und Flugzeugbeobachter hätten sich nur vor den Zufallstreffern in acht zu nehmen. Besonders das Infanterieschießen erschien fast als zwecklose Munitionsverschwendung. Selbst wenn einige der kleinen spitzen Geschosse das Flugzeug trafen, verursachten sie nur verhältnismäßig winzige Durchlochungen der Tragflächen. Weiterer Schaden entstand meistens nicht.

Auch im Kriege hat sich die Beschießung durch Infanterie von der Erde aus als nicht viel vorteilhafter erwiesen, obwohl man gelernt hat, die Fluggeschwindigkeit, die Windverhältnisse, den Schwindel, unter dem das Flugzeug erscheint, und die Entfernung besser zu berücksichtigen. Besonders der letztgenannte Umstand spielt bei der Beschießung der Luftfahrzeuge eine große Rolle. Auf Schätzungen kann man sich nicht verlassen. Entfernungsmesser erleichtern deshalb die richtige Entfernungsermittlung. Es gibt zwei Arten Entfernungsmesser. Die eine beruht auf einem System, wonach das anvisierte Ziel zunächst gebrochen erscheint. Man muß dann den Standpunkt so lange ändern, bis die obere und die untere Hälfte des Zieles wieder ein ungebrochenes Ganzbild ergeben. Die zweite Art des Entfernungsmessens durch Apparate besteht darin, mit Hilfe

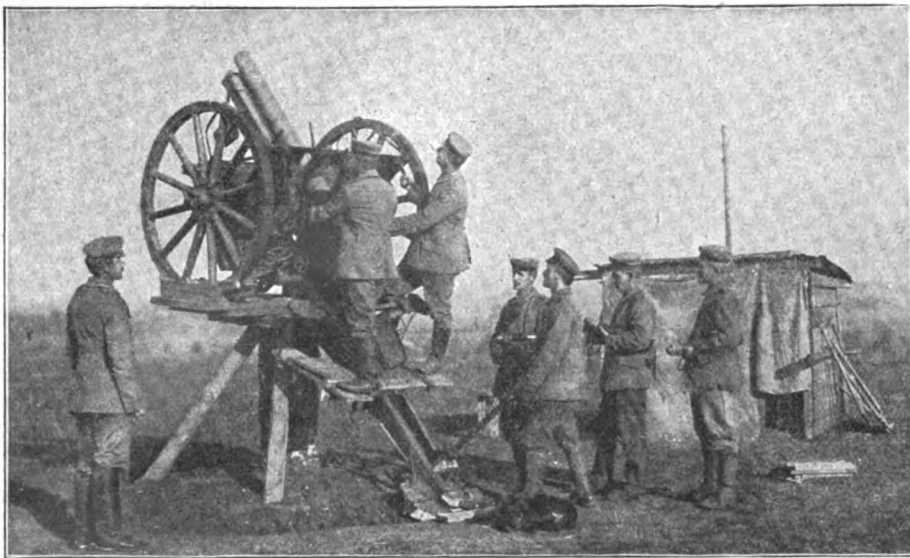
einer drehbaren Trommel das Ziel im Okular deutlicher oder verschwommener erscheinen zu lassen, ähnlich wie man ein nicht eingestelltes Fernglas den Augen entsprechend richtet. Auf letzterer Methode beruht der Entfernungsmesser Sahn, den unser Bild auf dieser Seite oben bei liegendem und knieendem Gebrauch veranschaulicht.

Das Schießverfahren der Artillerie gegen Flugzeuge hat wesentlich bessere Treffergebnisse gezeitigt als das Infanteriefeuer, vollends, seit sich Flieger über 2000 Meter Höhe halten. Der anfängliche Nachteil beim Artillerieschießen, daß das Geschütz nicht rasch genug die große Erhöhung nach dem Himmel erhalten konnte, wurde dadurch ausgeglichen, daß man den Lafettenschwanz des Geschüzes nicht mehr eingrub, sondern die ganze Kanone auf behelfsmäßige Holzgestelle setzte, wie sie die Abbildung auf dieser Seite unten veranschaulicht. Neben schießtechnischen Neuerungen — erwähnt seien nur Schutztafeln für die gedänderte Flugbahn — haben sich natürlich auch ganz neue, modern ausgeführte Ballonabwehrgeschütze vorzüglich bewährt, die teilweise auf eigenen Kraftfahrzeugen montiert sind und mit größter Feuergeschwindigkeit eine besondere Art von Geschossen schleudern.

Fliegerangriff auf einen Personenzug bei Donaueschingen.

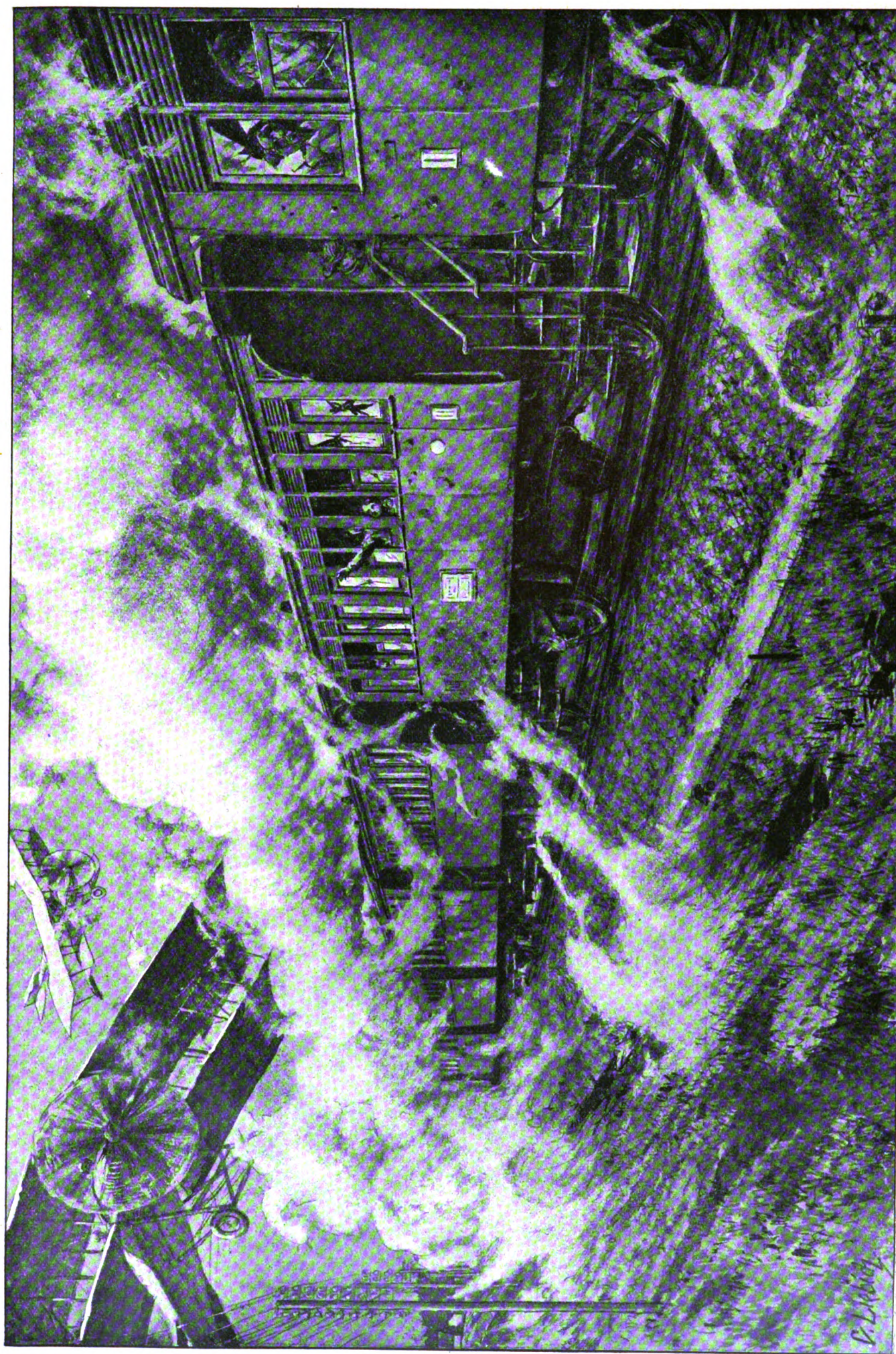
(Hierzu das Bild Seite 293.)

Der Vorfall am 12. September 1915, daß ein deutsches Wasserflugzeug sich im Rigaischen Meerbusen auf nahe Schußentfernung zu einem russischen Zweimastschoner hinunterließ und diesen mit Maschinengewehrfeuer angriff, hat zu Lande sein Gegenstück gefunden in dem Angriff französischer Flieger auf einen Personenzug in voller Fahrt, den sie ebenfalls durch Maschinengewehrfeuer bekämpften. Es besteht jedoch ein großer Unterschied zwischen diesen beiden Fliegerangriffen. Während nämlich das deutsche Wasserflugzeug den Zweimastschoner mit seinem kleinen Schlepper bekämpfen mußte, da sich die Besatzung tapfer zur Wehr setzte (siehe Band III Seite 418), ist das Beschießen eines Personenzuges, der nur harmlose Zivilreisende birgt und weit hinter der Front über die Schienenwege eilt, geradezu ein Verbrechen. „Der Krieg wird nur mit der bewaffneten Macht des Landes geführt!“ Dieser Satz aus den deutschen Kriegsartikeln wurde im allgemeinen auch von den Feinden anerkannt.



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Ein Ballonabwehrgeschütz auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Überfall zweier französischer Flugzeuge auf einen Personenzug bei Donaueschingen.

Nach einer Originalzeichnung von Curt Piebich.



Eine Proviant-Wagenkolonne im Moravatal.

Phot. A. Grob, Berlin.

Der Fliegerangriff auf den Personenzug verließ jedoch gegen dieses Gebot der Menschlichkeit und bedeutete eine rohe Übertretung der allgemeinen Abmachungen und der internationalen Ansichten über neuzeitige Kriegsführung.

Der erwähnte bedauerliche Anschlag fand am 13. September 1915 statt und ist ein Teil der großen französischen Fliegerangriffe, die gleichzeitig Trier, Wörchingen, Chateau-Salins und Donaueschingen heimsuchten. Der deutsche Tagesbericht aus dem Großen Hauptquartier vom 14. September trug die Schandtat mit unerbittlichem Griffel in das Buch der Weltgeschichte ein, indem er ausdrücklich darauf hinwies, daß nicht nur auf alle Städte Bomben geworfen, sondern auch „ein Personenzug mit Maschinengewehrbeschoßen“ wurde. „Es sind einige Personen getötet oder verletzt.“

Im wesentlichen hat sich der Vorgang wie folgt abgespielt. Als am 13. September morgens auf der Schwarzwaldbahn von Donaueschingen nach Billingen der Personenzug feuchend die Hochebene dieser prachtvollen Gebirgsbahn überquerte und der Herbstwind die Frühnebel vor der aufgehenden Sonne zusammenballte, tauchte plötzlich in bedrohlicher Nähe ein Flugzeug auf, dessen knatternde Motoren den gleichmäßig klopfenden Herzschlag des dahinrollenden Zuges übertönten. Das Erscheinen war völlig überraschend. Eine dichte Nebelwand, die der Wind noch nicht hinwegzukehren vermochte, hatte das Flugzeug in ihre Schleier gehüllt und es unter dieser Tarnkappe verborgen

Gesichtszüge der Flieger waren gut zu erkennen. Die Geschosse prasselten gegen Wagen und Lokomotive. Ein zweites Flugzeug tauchte auf, überraschend wie das erste, und beteiligte sich auch seinerseits durch Maschinengewehrfeuer an dem Angriff (siehe Bild Seite 293).

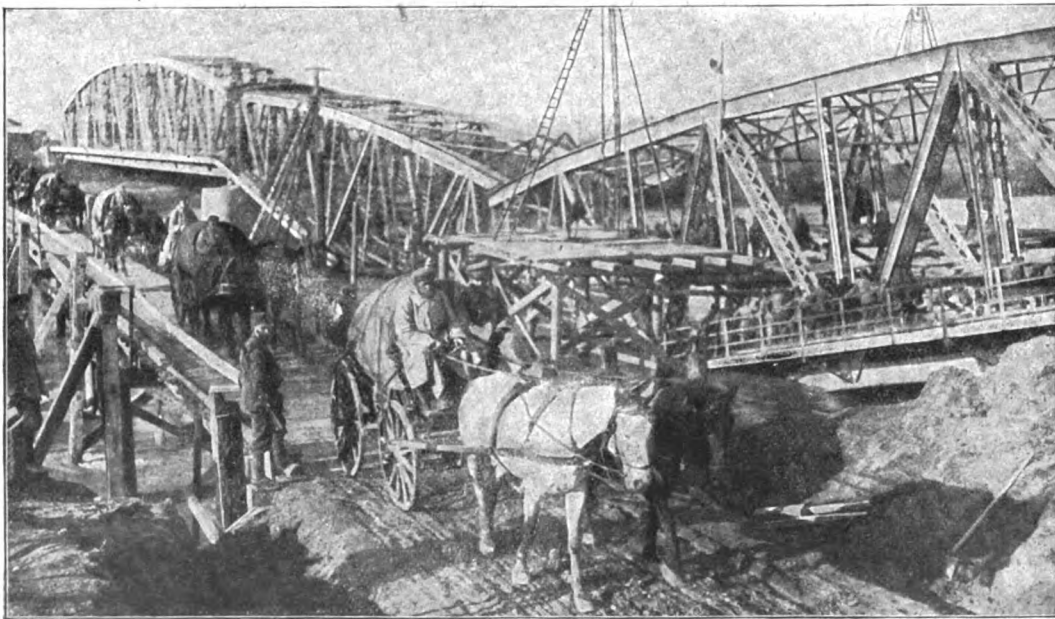
Die Reisenden des Zuges, die nicht nur aus harmlosen männlichen Zivilisten, sondern auch aus Frauen und Kindern bestanden, krochen in jähem Schrecken unter die Bänke, suchten Schutz hinter den Wagenwänden oder ihren Gepädstücken, versuchten in ihrer Todesangst aus dem dahinrasenden Zug abzuspringen und schrien um Hilfe.

Diese Vorgänge störten die „mutigen“ französischen Flieger, die für sich keine Gefahr, wohl aber infolge der nahen Entfernung günstige Treffergebnisse zu erwarten hatten, durchaus nicht. Erst dicht vor der Station Alengen ließen die Verfolger von ihrem wehrlosen Opfer ab, wendeten in großen Bogen und flogen feindwärts, nicht ohne daß das erste von ihnen Donaueschingen noch mit Bomben bedachte.

Infolge einer glücklichen Fügung und dank der Geistesgegenwart des Lokomotivführers Bichweiler waren außer einem Todesfall nur mehrere leichte Verwundungen zu verzeichnen. Größeres Unglück war verhütet worden, obwohl allein die Maschine von 18 Geschossen getroffen war und die Wagen starke Beschädigungen erlitten hatten.

Selbst wenn man zur Ehre der französischen Militärbehörde annehmen wollte, daß die Flieger nicht den un-

menslichen Auftrag hatten, die Züge, die auf je-
ner Strecke verkehren, zu
beschleichen, und einerlei
ob festgestellt werden
konnte, daß sich unter
den Insassen Angehörige
der bewaffneten Macht
befanden oder nicht, so
muß es jeden unparteiisch
Denkenden stutzig machen,
daß die französischen Flie-
ger für ihre „Seldentat“
nach ihrer Ankunft im
Flughafen auch noch aus-
gezeichnet wurden! Auf
jeden Fall haben sich die
Flieger eines Verbrechens
schuldig gemacht, das nicht
viel hinter dem Mord
ihrer englischen Waffen-
brüder von der Marine
zurücksteht, nämlich dem
Baralongfall, wo wehr-
lose, tapfere Männer aus
nächtlicher Nähe niederge-
schossen wurden. Ein von



Deutscher Train passiert eine neben einer gesprengten Eisenbahnbrücke erbaute Notbrücke bei Stalac im Moravatal.

Phot. A. Grob, Berlin.

deutschen Soldaten besetzter Militärzug, auf den ein derartiger Anschlag als kriegsmäßiges Mittel entschuldbar gewesen wäre, hätte sich den Angreifern durch gut gezieltes Schützenfeuer wohl schnell bemerkbar gemacht. Darüber mußten sich die französischen Flieger doch von Anfang an klar sein. Und die französische Militärbehörde hat selbst bei einer etwaigen Falschmeldung der Flieger über die Art des beschossenen Zuges durch den deutschen Tagesbericht die Wahrheit erfahren müssen. Sie hat sich also mindestens durch Duldung und Belohnung, wenn nicht gar durch Beihilfe an dem Verbrechen mitschuldig gemacht!

Auf dem Vormarsch in Albanien.

Von Rifat Gozdović Pascha.

(Hierzu die Bilder Seite 294—297.)

Schnee, Regen und Gewitter hinter- und durcheinander, Eisnadelstöße und ständiger Schirokko — Hunger, Durst, Morast und Karststein hatten wir überstanden und daneben das serbisch-montenegrinische Heldengesindel gründlich erledigt. Damit war für General v. Rövesz dieses Kapitel zu Ende und er setzte den Schlüsselpunkt dahinter. Aber noch lag das fürchterliche Albanien vor uns, wo sich die versprengten Reste des geschlagenen Feindes festgenistet hatten, um unter Essad Pascha Toptani, dem Soldaten mit dem buntschillernen Gewissen, uns und unseren deutschen und bulgarischen Kameraden ihren letzten Widerstand entgegenzusetzen. Wir waren uns bewußt, daß die Weglosigkeit, Nahrungsarmut und Witterungsunbill der albanischen Wildnis, in der hinter jedem Dornstrauch, Baum und Stein die Mündungen und Messer der Komitadschis Essads lauerten, noch ganz andere Anforderungen an unsere geistigen und körperlichen Kräfte stellten und uns zudem mit einer völligen Abbindung von den Etappenlinien bedrohen würden.

Da nahm Rövesz den eisernen Griffel zur Hand und schrieb sein zweites Kapitel. Nun kamen die Pioniere, und in Massen wurden russische Kriegsgefangene herangebracht. Erstere erledigten in ununterbrochener Tag- und Nachtarbeit die von den weichenden Serben gesprengten Eisenbahnen, Schluchten- und Straßenbrücken des Moravatales durch Notübergänge, während die letzteren die von schweren Regengüssen in grundlose Sümpfe verwandelten, die Fuhrwerke, Geschütze und Tiere förmlich verschlingenden Straßen wieder benutzbar machten. Jetzt flutete es von allen Seiten heran und der südwestlichen Grenze zu, als hätte man Stauwehren aufgezogen: österreichisch-ungarische, deutsche und bulgarische Train- und Munitionskolonnen, Geschütze und Tragtiere rollten und schoben sich in endloser Reihe vor, kreuzten einander, und die verödeten Schluchten und Wälder widerhallten vom Stampfen, Wiehern und Brüllen der angetriebenen Pferde und Zugochsen und dem Rufen, Peitschenknallen und Geschrei ihrer Lenker. Und binnen wenigen Wochen war die albanische Grenze ein vollgefülltes Proviant- und Munitionsmagazin. Damit war unsere Zeit gekommen. Doch der Einmarsch in Albanien gestaltete sich wesentlich anders, als wir erwartet hatten. Die überwiegende Zahl der Malsioren- und Mirditenstämme, die Orthodoxen und Muslime empfangen uns nicht nur als ihre Befreier mit offenen Armen, sondern zogen uns unter Führung ihrer Ortsältesten mit Fahne, Gewehren und Gürtelmessern in hellen Haufen entgegen, um sich gegen ihre bisherigen Bedrücker anzuschließen. Uns standen nur etwa 6000 ihrer von Essad Pascha durch Geld und Gewalt

gewonnenen Brüder gegenüber, zumeist Leibeigene aus den ihm untertanen Dörfern und sonstiges lichtscheues Gesindel; von den Serben und Montenegrinern aber bekamen wir nur wenige vor die Klinge. Nun entwickelte sich der nervenzermürbende Kleinkrieg, wie ihn die Albaner auch unter sich gewohnt waren, mit allen seinen hinterhältigen Überfällen bei Tag und Nacht, seinen Einzelraufereien und zähen Verteidigungen verschanzter Dörfer und Weiler. Bald aber hatten wir die Herrschaften in ihren Schlupfwinkeln aufgestöbert und trieben sie an die freie Schneeluft, wo ihrer schon die Rohre unserer leichtbeweglichen Gebirgsgeschütze harhten, die hintereinander bald aus der Tiefe, bald von den Hängen oder den Höhen herunter gute Arbeit taten und sie und ihre Nester im Handumdrehen über den Haufen warfen. Den Schluß besorgte dann unsere Infanterie und machte mit ihren Mannlichen und kurzen Bajonetten ohne Federlesen reinen Tisch.

Während wir aus Nordost vorstießen, vollzog sich der bulgarische Aufmarsch so pünktlich, als wäre das Ganze ein Räderwerk, das eine gemeinsame Feder treibt. Am 15. Februar war nach erbitterten Gefechten Elbasan im Besitze der Bulgaren, während wir Österreicher, Ungarn und Deutsche vorerst die Städte Tirana, Bazar Esat und Hawaja aus dem Wege räumten. So war dem von den Italienern gehaltenen Durazzo die Schlinge um den Hals



Deutsche Proviantkolonne begegnet bulgarischer Artillerie auf dem Marsche.

Phot. A. Grobs, Berlin.

gelegt und am 27. Februar legte v. Rövesz seine eiserne Hand auf diese wichtige Hafenstadt (vgl. Seite 246, 247, 249). All dies ging jedoch nicht ohne schwere Kämpfe ab, bei denen auch unsere Flieger eine bedeutende Rolle spielten. Als wir dann einmarschierten und bereit waren, nun noch ein letztes Wörtlein mit den scheinheiligen Egoisten zu reden, da machten wir große Augen. Denn die Italiener hatten uns auf den Rat ihres Kommandanten über Nacht in schöner Vorsicht und Selbstlosigkeit und großer Beschleunigung Platz gemacht und Essad auf einem Torpedobootzerstörer nach Italien abgeschoben. Als willkommenes Andenken aber hatten sie uns große Mengen an Lebensmitteln und Kriegsmaterial zurückgelassen, wofür wir ihnen sehr dankbar waren.

General der Kavallerie Emil Ritter v. Ziegler.

(Hierzu das Bild Seite 290.)

Zu den Opfern dieses Krieges zählt auch der hervorragende österreichisch-ungarische General Emil Ritter v. Ziegler, der am 1. August 1915 mitten im Schlachtengetümmel von der Cholera dahingerafft wurde. An der Spitze einer Kavallerietruppendivision war er gleich zu Beginn des Krieges an die russische Grenze gezogen, und schon in den ersten Tagen erzielte er mit seiner tapferen Schar einen schönen Erfolg, indem es ihm gelang, mit schwachen eigenen Kräften eine russische Artilleriedivision bei Turinka zu vernichten. Es war dies ein wirkliches Helden-

stüd, wobei er, erkundend weit in Feindezland vorgedrungen, schon verloren und abgeschnitten geglaubt, siegreich die Umklammerung des Feindes durchbrach und zahlreiche Gefangene und reiche Beute glücklich zurückbrachte. Später deckte er mit seinen Reitercharen den Vormarsch an dem unteren San und betätigte sich in hervorragender Weise bei der Abwehr der gegen Krakau vordringenden feindlichen Heeresmassen. Im März 1915 wurde er dann mit dem Kommando eines derjenigen Korps betraut, die damals im Mittelpunkt der Karpathenschlacht standen. Im Verbands der zweiten Armee half er die Karpathen vom Feinde säubern und machte den Siegeslauf dieser Armee mit, der es nach den blutigen Schlachten bei Sambor, Mociska, Grodek gelang, Lemberg wieder zu erobern. Für seine Tapferkeit mit dem Großkreuz des Ordens der Eisernen Krone ausgezeichnet, wurde General v. Ziegler zuletzt mit der Führung einer Armee-gruppe betraut, der eine der schwersten Aufgaben zugewiesen war: den Übergang über den oberen Bug zu erzwingen und den dort sehr starken Feind endgültig zurückzuschlagen.

Nie hatte der Tapfere für seine eigene Person sich um die

Im Oberelsaß abgeschossener französischer Kampfdoppeldecker neuester Bauart.

(Hierzu das Bild Seite 291 unten.)

In den Vormittagstunden eines klaren Dezembertages wurde unserer Fliegerstation im Oberelsaß gemeldet: „Ein feindliches Geschwader in Sicht direkt nach Osten auf S. zu.“ Nach kurzer Zeit kommt es zurück. Es hat Bomben abgeworfen, glücklicherweise ohne Erfolg. Meine Maschine, mein guter Gefährte bei mancher Fahrt auf Leben und Tod, wird aus dem Schuppen gebracht. Schon nach ein paar Sekunden faucht und rattert und knattert der Motor, und nun ran an den Feind! Leicht wie eine Libelle erhebt sich der geschmeidige Eindecker in die kühle, klare Luft; steil schraubt er sich in willigem Gehorsam empor. Ich lasse den Gegner nicht aus den Augen, und immer kürzer wird die Kluft, die mich von ihm trennt. Wie ein Pfeil schießt mein Fahrzeug vorwärts. Nun gilt's: jetzt oder nie, er oder ich! Ich überhole den Feind mit der größten Schnelligkeit, die Motor und Maschine hergeben wollen, und mache es ihm so unmöglich, seine Richtung einzuhalten.



Begegnung österreichisch-ungarischer Truppen mit freiwilligen Albanern bei Durazzo.

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

todbringenden Kugeln des Feindes gekümmert, jeder Gefahr hatte er stets kaltblütig getroht, da befielen ihn mitten im heißesten Kampf am 26. Juli die ersten Anzeichen der furchtbaren Seuche. Trotz heftigen Unwohlseins stand General v. Ziegler den ganzen Tag im Feuer und hielt auf seinem Posten aus, noch mit erstaunlicher Ruhe und Energie seine Befehle erteilend, bis der Sieg unter seinen Augen erkämpft war — dann brach er zusammen und hauchte wenige Tage später sein Leben aus.

General v. Ziegler entstammte einer im Staatsdienst wohlverdienten siebenbürgisch-sächsischen Familie. Er war in Kronstadt (Brassó) am 14. April 1861 geboren und am 18. August 1880 zum Leutnant im 2. Manenregiment ernannt worden. Nach Absolvierung der Kriegsschule diente er als Hauptmann, Major und Oberstleutnant im Generalstabstabskorps und wurde 1900 zum Kommandanten des 15. Dragonerregiments ernannt, als welcher er bald darauf zum Obersten befördert wurde. Später war er lange Zeit Kommandant der Kavallerietruppendivision in Preßburg.

Mit ihm ging einer der hervorragendsten Generale der österreich-ungarischen Armee dahin, der als Mensch und Soldat gleich ausgezeichnet, von den Untergebenen geliebt, von den Vorgesetzten und allen, die ihn kannten, hochgeschätzt war.

Keine Sekunde verliere ich die Ruhe, auch nicht im Augenblick der größten Spannung, als wir uns gegenüber sind und ich angreife. Ta-ta-ta-ta-ta ... surrt das Maschinengewehr. Mein Beobachter hat den Gegner aufs Korn genommen. Ob auch dieser schießt, weiß ich nicht; das Gerausche meines Motors hindert mich am deutlichen Hören. Hurra! Der Feind ist getroffen, sein Flugzeug sinkt. Für einen Augenblick findet es seine Lage wieder. Doch schon setzt es zum steilsten Gleitflug an, den es je gemacht hat, zum Gleitflug in unsere Linien. Ein stolzes Gefühl wird in mir lebendig, das Glücksgefühl des Siegers! Der Feind ist meinen Augen verschwunden. Doch entkommen ist er nicht, wie ich alsbald höre, als ich mit meinem Begleiter gelandet bin. Schon vor uns hat der feindliche Flieger die Erde erreicht; sein Führer ist bereits tot, der Beobachter schwer verwundet.

Das Pontonieren.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 298 und 299.)

Dem Militär stehen viele Arten von Brücken zu Gebote für die verschiedenartigsten Gefechtslagen und sonstigen

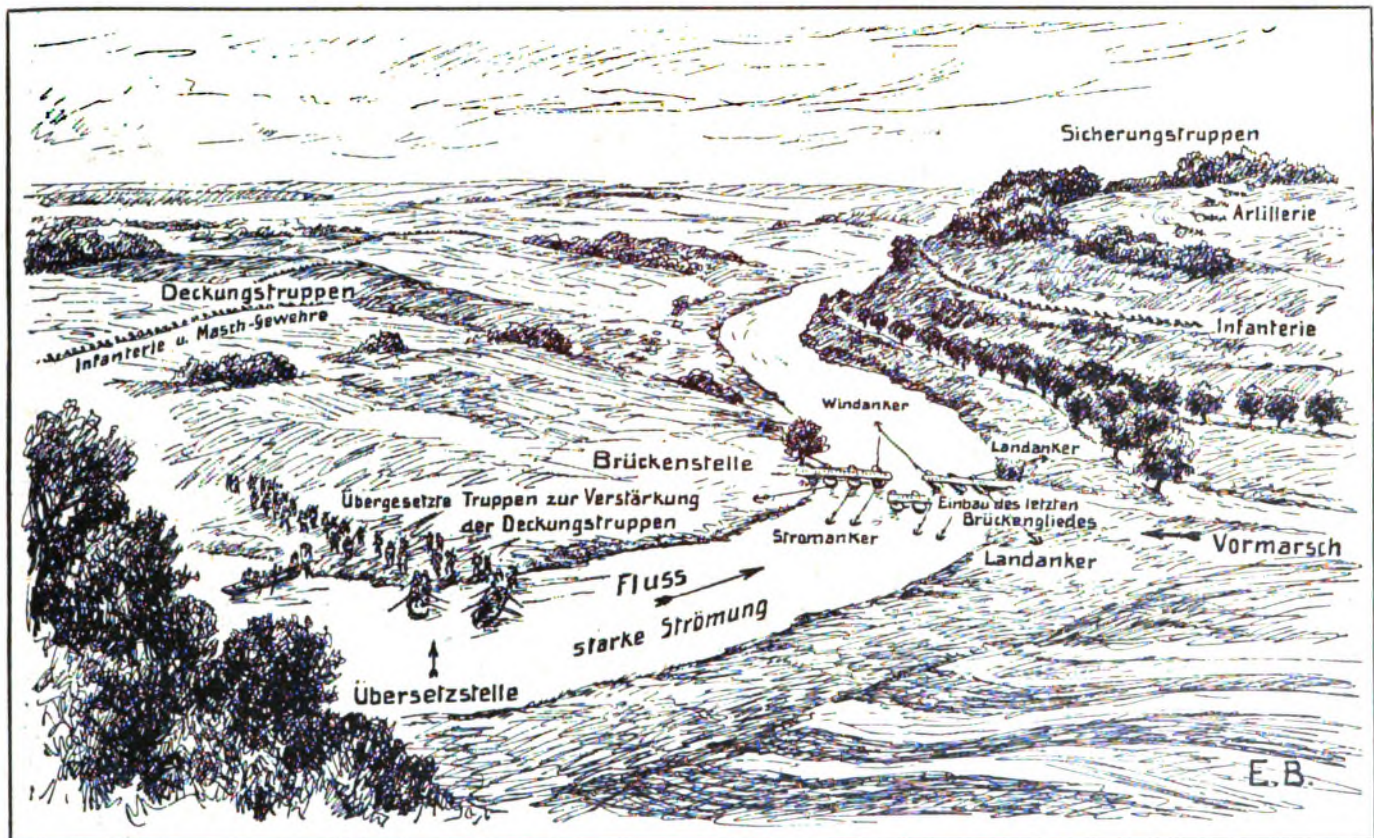


Gefecht einer österreichisch-ungarischen Kolonne in den albanischen Bergen mit Partisängern Schab Paschas.
 Im Vordergrund Gebirgsgefechte in Feuerstellung. Im Tal entwickelt sich ein Infanterieregiment mit Tragieren zum Gefecht.
 Nach einer Originalzeichnung des auf dem Balkankriegshauptplatz befindlichen Kriegsmalers A. Reich, München.

besonderen Erfordernisse. Die Pontonbrücken, deren Bau durch die Bilder Seite 299 veranschaulicht wird, werden sowohl in unseren als auch in den gegnerischen Heeren in zerlegtem Zustande mitgeführt durch den Divisionsbrückentrain, den Korpsbrückentrain oder den Kavalleriebrückentrain. Das Hauptbaumaterial der Brücken sind die Pontons, nach der die Brücke genannt wird. Es sind dies Rähne aus Stahl, die als Pfeiler der Brücke, das heißt, fachmännisch ausgedrückt, als „schwimmende Unterstüßungen“ dienen.

Ist das Überschreiten eines größeren Wasserlaufes für die fechtenden Truppen in Aussicht, so wird möglichst frühzeitig durch Flieger, Kavallerie oder Infanteriepatrouillen gegen das jenfeitige Ufer aufgeklärt. Von ausschlaggebender Bedeutung für Ort und Art des künftigen Brückenschlages sind die hierauf eingehenden Meldungen über gesprengte Steinbrücken, Furten, Stellungen und Stärke des Gegners, Zusammenfassung seiner Kräfte. Das sich hieraus ergebende Bild über die taktische Lage benutzt der Truppenführer, um eine Übergangsstelle ausfindig zu machen. Dabei werden natürlich die vom Feinde am schwächsten besetzten Stellen

Auf Erkundungen und technische Vorschläge gestützt, gibt der Truppenführer einen genau bis in die Einzelheiten gehenden Übergangsbefehl. Diesem zufolge werden die Truppen meist im Schutze der Nacht dicht am Flusse bereitgestellt, die Brückenwagen vorgezogen, die Pontons abgeladen; die Bereitstellungsplätze der Truppen und des Gerätes sind miteinander und mit dem Führer möglichst durch Fernsprecher verbunden, die schützende Artillerie und Infanterie ist längs des Ufers in Stellung gegangen. Das erste Übersezen beginnt überall gleichzeitig nach gleichgestellten Uhren oder Fernspruch in möglichst breiter Front. Jedes Ponton wird mit größtmöglicher Schnelligkeit hinübergerudert, ladet dort die Schützen und Maschinengewehre aus, macht feht und setzt von nun an selbständig ohne weiteren Befehl die Infanterieabteilungen über, bis es zum Einbau in die Pontonbrücke benötigt wird. Spannende Augenblicke vergehen, wie sie selbst der moderne Krieg nur selten bietet. Wann wird der Übergang vom Gegner bemerkt, wann werden die Pontons durch Leuchtraketen und Scheinwerfer taghell beleuchtet und mit einem Geschosshagel überschüttet wer-



Skizze zu dem Aufsatz „Das Pontonieren“: Schematische Darstellung eines Flußübergangs.

bevorzugt. So war es bei den Übergängen über die Maas und über die Weichsel. Auch neuerdings über die Donau bahnten sich die Heere der Mittelmächte ihren Übergang — teilweise unter Anwendung von Listen und Täuschungen — an Punkten, die für den Feind überraschend waren. Wurde trotzdem von recht erbitterten Kämpfen berichtet, so dürften die dabei feindlicherseits eingesetzten Truppen meist nicht von Anfang an bei den bedrohten Stellen versammelt gewesen, sondern erst beim klaren Erkennen der großen Gefahr von seitwärts oder von rückwärts her gegen die Übergangstellen geworfen worden sein; ähnlich wie bei einem Frontaldurchbruch und bei den Gegenmaßnahmen des Verteidigers.

An die Aufklärung und Verschleierung schließt sich frühzeitig eine Erkundung für den Übergang an, die durch vorausgeschickte Offiziere aller Waffen bewerkstelligt wird und sich auf Feuerwirkung, Art des Flußgeländes und dergleichen erstreckt. Neben den Brückenstellen, die meist wegen des nächtlichen Anmarsches an das Ufer gebunden sein werden, sind noch Übersehtstellen zu erkunden, bei denen bedecktes Ufergelände erwünscht ist, da es die vorbereitenden Maßnahmen und das Übersezen selbst den Augen des Feindes auf möglichst lange Zeit entzieht.

den? Das sind die beiden Fragen, die die Herzen aller Beteiligten beschäftigen. Drüber angekommen, werden Schützenlinien gebildet, nahe gelegene Höhenzüge besetzt. Man gräbt sich ein, baut sich einen Brückentopf, der nicht nur die Übergangsstelle, sondern vor allem auch die Brückenstelle der feindlichen Feuerwirkung entziehen und alle Gegenstöße weit überlegener Truppen abweisen soll. Immer mehr Truppen werden in kleinen Abteilungen übergesetzt. Sie bringen reichliche Munitionsmengen mit. Nach der Infanterie und den freigemachten Maschinengewehren folgen Kavalleriepatrouillen, Offizierspferde, Maschinengewehrswagen, schließlich Artillerie.

Inzwischen wurde auch mit dem Brückenschlag begonnen, der den übergesetzten Truppen frische Kräfte sowie die zurückgelassenen Fahrzeuge schneller und sicherer zuführen soll als das Übersezen. Die Fortsetzung der Kampfhandlung auf dem jenfeitigen Ufer, die Erweiterung und Verstärkung des Brückentopfes ist also zum größten Teil abhängig von der raschen Fertigstellung und dem ungestört pulsierenden Verkehr über die Brücke. Man baut deshalb die Brücke, sobald es die örtliche Sicherung gestattet, in einer Breite von etwa drei Metern, die für den geordneten Übergang des Feldheeres ohne 21-cm-Mörser und dergleichen genügt, und

schlägt sie möglichst gleichzeitig von beiden Ufern aus.

In weiser Voraussicht sind Brückenlänge, Wassertiefe, Untergrund, Stromgeschwindigkeit und die Richtung des Stromstriches schon vor Beginn des Brückenbaues festgestellt worden. Die Mannschaften sind in Trupps eingeteilt, von denen jeder seine besonders vorgeschriebene Aufgabe erhalten hat. Wie eine große Maschine, in der sich ein Rad in das andere fügt, arbeiten die Pioniere beim Pontonbrückenbau.

Die beigegebenen Abbildungen zeigen uns das Pontonieren der Franzosen.



Das Überfegen eines Offiziers über den Fluß.

Aussicht stellte, beim Übergang über den Suezkanal sich an ihre vorzüglichen Leistungen zu erinnern.

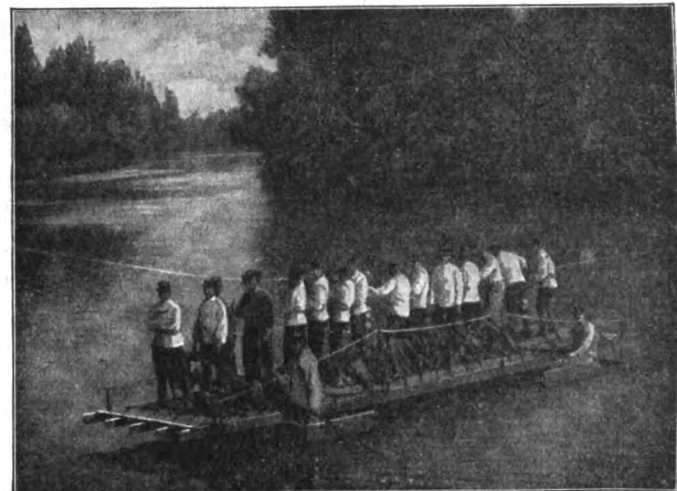
Die erbeutete Kriegskasse.

Aber ein feddes Reiterstückchen preußischer Dragoner auf dem russischen Kriegsschauplatz erhalten wir von einem Kriegsteilnehmer die folgende interessante Schilderung:

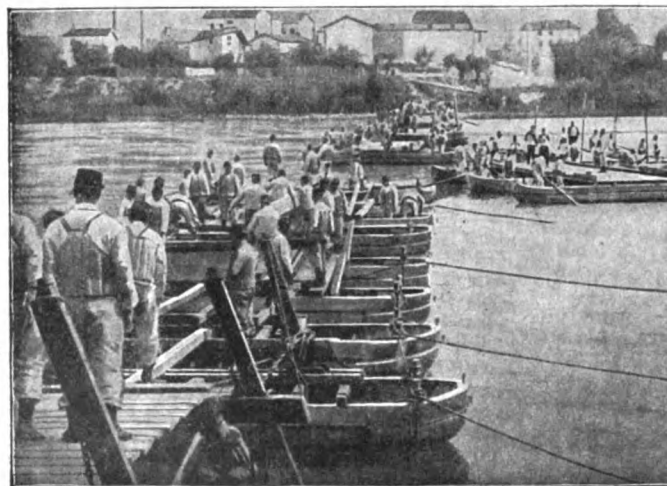
Es war am 13. Februar. Dem Führer einer kleinen Abteilung, der auch das westfälische Dragonerregiment Nr. 7 aus Saarbrücken, das aber nur aus zwei Schwadronen



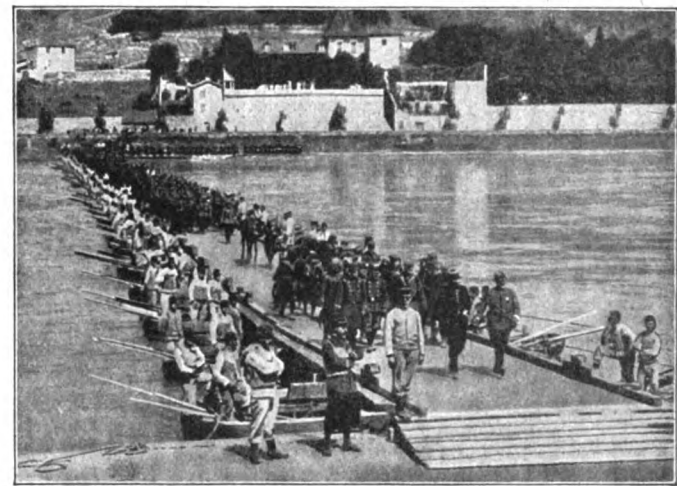
Die ersten Pioniere setzen über den Fluß, um den Brückenbau zu beginnen.



Ein Teil der Pontonbrücke wird über den Fluß geschleppt.



Vor der Vollendung. Die letzten Brückentähne werden in Stellung gebracht.



Eine Ingenieurabteilung passiert als erste die Brücke.

Französische Pioniere beim Pontonbrückenbau.

Nach photographischen Aufnahmen der Berliner Illustrat.-Ges. m. b. H.

Singewiesen sei vor allem auf das Bild links unten, das das Eingliedern eines Teiles der Brücke und die dabei beschäftigten Pioniere in voller Arbeit zeigt, während die schematische Darstellung des Flußübergangs auf Seite 298 denselben Vorgang übersichtlich in größerem Rahmen und in der taktischen Eingliederung zeigt.

Wie sehr ein Truppenführer bei einem Flußübergang gerade auf die Mitwirkung und die Beihilfe der Pioniere angewiesen ist, drückt sich deutlich in den Worten unseres Feldherrn Madsen aus, der nach dem glänzend vollbrachten Donauübergang nach Serbien die Herren der k. u. k. Pioniere zu sich beschied, ihnen sowohl für diesen als auch nachträglich noch für den Weichselübergang herzlichst dankte und den kriegsbewährten Offizieren und Mannschaften in

nen bestand, als Vorhutkavallerie unterstellt war und die den Auftrag hatte, den Feind zu belästigen und aufzuhalten, wo sie ihn antraf, war durch eine geschickt gerittene Patrouille bekannt geworden, daß der Feind hauptsächlich zwei große, etwa 7 Kilometer auseinander liegende Straßen zum Abzug benutzte. Die erste dieser Straßen in beschleunigtem Marsch zu erreichen, war das Ziel unserer Dragoner. Gleich nach der Ankunft wurde der marschierende Feind unter Feuer genommen und in diesem Feuer aufgehalten, wodurch die Straße so lange gesperrt wurde, bis die nachrückende Abteilung herangekommen war. Während diese hier noch mit dem Feind beschäftigt blieb, überschritten die beiden Dragonerschwadronen die Straße selbst und rückten dann, ohne rückwärtige Verbindung,

selbständig wieder so schnell wie möglich bis zur zweiten Abzugstraße vor. Unterwegs machte die schneidig gerittene Patrouille des Leutnants v. P. durch eine Attacke allein etwa 200 Gefangene. In der Nähe des Städtchens S. bemerkte jetzt die Spitze unserer Dragonerabteilung auf der soeben erwähnten Straße eine große Kolonne unter Bedeckung einer Abteilung Kosaken, die ihrerseits unsere Spitze beim Herannahen unter Feuer nahm. Dessen ungeachtet rückten wir schnell vorwärts, bis zu einem kleinen, etwa 800 Meter von der Straße entfernt liegenden Hügel. Hier wurde zum Gefecht zu Fuß abgeessen und das Herannahen der Kolonne, die zwischen dem Eingang des Städtchens und einer mehrere hundert Meter entfernt liegenden Bodenerhebung für uns sichtbar werden mußte, abgewartet. Der nunmehr erfolgende Feuerüberfall gelang glänzend. Die ersten Wagen ergriffen schleunigst die Flucht, die ganze Kolonne, die hinter der Bodensenkung unserer Feuer noch nicht ausgelegt war, geriet ins Stocken und hielt an. Dieser Augenblick wurde nun von uns ausgenutzt. „An die Pferde, aufgefressen!“ erscholl das Kommando, und im gestreckten Galopp ging es bis zum rückwärtigen Ausgang des Ortes, so daß die Rückzugstraße gesperrt war. Ein Werk von wenigen Minuten. Jetzt konnte der Feind uns nicht mehr entweichen. In Karriere, vornübergebeugt und die Lanzen gefällt, ging es durch die nassen und schmutzigen Gassen des Ortes, die widerhallten von dem brausenden Hurra und dem dröhnenden Pferdegestampfe. Mit welchen Gefühlen mögen wohl die erschreckten Einwohner des Ortes diese wilde Jagd vorüberbrausen gesehen haben. Zunächst ging es nun den Kosaken nach, die an dem jenseitigen Dorfausgang verschwunden waren. Zu deren weiterer Verfolgung wurde die eine Schwadron bestimmt, während die andere Schwadron feiert machte, um die feindliche Bagage zu nehmen. Deren Führer, ein russischer Rittmeister, hatte inzwischen die Begleitmannschaften zur Abwehr des Angriffs vor der Bagage gesammelt. Als diese unserer anstürmenden Dragoner ansichtig wurden, eröffneten sie ein wütendes Feuer, das jedoch zum Glück, wohl infolge der gelungenen Überraschung und des moralischen Eindrucks, nicht die beabsichtigte Wirkung hatte. Dem Feinde wurde auch nicht lange Zeit gelassen, sein Feuer, das unserem Ansturm auch nicht die geringste Störung zufügte, länger zu unterhalten. Im Nu waren wir heran, und mitten in die Feinde hinein sprengten unsere Dragoner mit einem durch Mark und Bein dringenden Hurra,



Der tägliche Mittagsgast bei den deutschen Soldaten.
Phot. Pioneer G. Fischer.

daß der Feind erschreckt auseinanderstob und sich hinter den Wagen und in den nahegelegenen Häusern verkroch, um nun aus den gedeckten Stellungen heraus den Widerstand und sein Feuer fortzusetzen. Die Folge war ein Kampf Mann gegen Mann, bei dem sich jedoch bald herausstellte, daß der Russe einem solchen Angriff mit der blanken Waffe nicht lange standhalten konnte. Wer von den Feinden in seinem Versteck mit dem Säbel nicht zu erreichen war, gegen den wurde vom Pferde herab von Schußwaffe und Lanze Gebrauch gemacht. So sank auch der russische Rittmeister, der bis zuletzt seine Leute zur Verteidigung anfeuerte, von einem Pistolenschuß durch die Brust getroffen, schwer verwundet zu Boden. Sterbend überreichte er dem Führer der Dragoner, Rittmeister v. S., seinen Degen. Der Kampfplatz bot ein Bild der Verwüstung. Groß war aber die Beute, die die kleine Dragonerabteilung gemacht hatte. 84 bespannte Wagen mit Lebensmitteln und neuen Ausstattungsgegenständen, ein Scheinwerfer, viele Munitionswagen, mehrere

neue Feldküchen und schließlich auch noch eine Kriegskasse mit einem Barbestande von 87 000 Rubel fielen unseren Dragonern in die Hände. Aber 100 unverwundete Gefangene wurden gemacht, womit sich die Zahl der von den beiden Schwadronen seit dem 9. Februar gemachten Gefangenen auf über 1300 erhöhte. Unsere Verluste waren dagegen zum Glück nur gering. Einem Vizewachtmeister der Reserve, der sich bei der Attacke besonders ausgezeichnet hatte und durch einen Brustschuß verwundet worden war, wurde noch an demselben Abend vom Kommandierenden General v. Below das Eisene Kreuz verliehen. Am nächsten Morgen beglückwünschte der Kommandierende auch den Führer zu der schönen Reitertat, bei der unseren Dragonern durch schneidiges Draufgehen ein so reicher Erfolg beschieden war.



Türkische Offiziere im Kasino eines Reservekorps beim Rauchen aus türkischen Nargileypfeifen.
Phot. A. Groh, Berlin.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Die bedrängte Lage der Franzosen vor Verdun ließ diesen eine Entlastung durch ihre Verbündeten mittels groß angelegter Unternehmungen an anderen Fronten dringend erwünscht erscheinen. Von den Engländern war, wie sich wieder und wieder gezeigt hatte, eine ernstliche Hilfe kaum zu erwarten. Wohl aber fanden sich die **Italiener** bereit, den französischen Wünschen nachzukommen. Dieser Entschluß wurde ihnen unter anderem dadurch erleichtert, daß sie so am ehesten hoffen konnten, sich der ihnen von ihren Verbündeten wiederholt nahegelegten Kriegserklärung an Deutschland zu entziehen. Ihre Scheu vor einer solchen war nur zu begreiflich. War den Italienern doch im Kampf gegen Österreich-Ungarn nicht der geringste Erfolg beschieden gewesen; wie hätten sie also wünschen sollen, einen neuen mächtigen Gegner gegen sich auf den Plan zu rufen? Statt also an Deutschland den Krieg zu erklären und Truppen an die französisch-englische Ostfront zu werfen, beschränkte sich Italien darauf, am 3. Juni eine neue, die fünfte, Angriffsbewegung gegen Österreich-Ungarn anzufügen und durch Bindung von dessen Streitkräften Frankreich mittelbar zu Hilfe zu kommen. Zugleich konnte Cadorna auf diese Weise eine Erschwerung des österreichisch-ungarischen Vorgehens in Albanien, das sich Anfang März schon gegen Valona richtete, zu erzielen hoffen.

Am 9. März begannen die Italiener nach zweiwöchiger Pause, die durch Artilleriekämpfe und kleinere Schützengrabenenunternehmungen ausgefüllt gewesen war, von neuem mit einer heftigeren Beschießung der kustenländischen Front, vor allem des Tolmeiner Brückenkopfs. An der Kärntner und Tiroler Front dagegen unterblieb wegen Lawinengefahr jede größere Kampftätigkeit. — Im Rombongebiet wurde am 9. März festgestellt, daß die Italiener wieder einmal mit Gasbomben vorgingen.

Vom 10. März an steigerte sich die Artillerietätigkeit der Italiener trotz der immer noch anhaltenden Regengüsse und Lawinenstürze, die bis dahin die Kämpfe erschwert hatten, an den Hauptpunkten der österreichisch-ungarischen Front, dem Col di Lana und dem Monte San Michele, wieder zu größerer Heftigkeit.

Längst hatten die Italiener dem Col di Lana (Wollkogel) mit gutem Grunde die Bezeichnung Col di Sangue (Blutkogel) gegeben. In zahllosen Angriffen hatten sie versucht, von der in ihrem Besitz befindlichen tiefgelegenen Kuppe aus den Gipfel des Berges und mit ihm den Zugang zu der wichtigen Dolomitenstraße zu gewinnen. Doch hatten sie die Verteidiger auf der Höhe nicht zum Weichen gebracht, wohl aber gegen 10000 Mann allein an Gefallenen eingebüßt. Jetzt wurde auch hier das Vorgehen wieder aufgenommen. Nach Zusammenstoßen italienischer Patrouillen mit österreichisch-ungarischen Abteilungen wurden am 11. März aufs neue die schwersten italienischen Kaliber aufgeboten, um die österreichisch-ungarische Schlüsselstellung in diesem Abschnitt sturmreif zu machen. Wieder sausten die gewaltigen Granaten in das steinige Gelände, bohrten es an und streuten mit furchtbarer Gewalt nicht nur ihre Eisensplitter aus, sondern setzten auch Steinmassen gegen die begehrte Stellung in Bewegung. Diese wurde aber in voller Erkenntnis ihrer Wichtigkeit von den Verteidigern trotz schwerer Opfer an Toten und Verwundeten auch diesmal heldenmütig gehalten.

Der Monte San Michele — die Italiener hatten ihm den

Namen „Leichenhügel“ beigelegt — war schon bisher der Schauplatz fast noch größerer italienischer Verluste gewesen als der Col di Lana. Nun wurde auch er wieder unter Feuer genommen. Obwohl seine drei Kuppen sich nur 175 Meter über das Ostufer des unteren Sonzo erheben, bildeten sie doch im Verein mit der ebenfalls heiß umstrittenen Podgorahöhe eine nicht zu umgehende Sperre für den festen Brückenkopf um Görz. Auch diese schon so oft und schwer mitgenommene Stadt (siehe Seite 10) wurde nun wieder mit Granaten und Schrapnellen bedacht, die weitere Zerstörungen an ihren noch stehen gebliebenen Resten anrichteten.

Am 12. März wurde das schwere Artilleriefeuer auf die gesamte Sonzofront ausgedehnt, und am Nachmittag erfolgte bei Selz der erste Infanterieangriff. Die Italiener, die die Verteidigungsstellungen der Österreicher und Ungarn für schwer erschüttert halten mochten,



Schwierigkeiten des Gebirgskrieges.

Italienische Alpinen befördern ein Geschütz über eine schwierige Stelle im Gebirge.
Nach einer englischen Darstellung.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

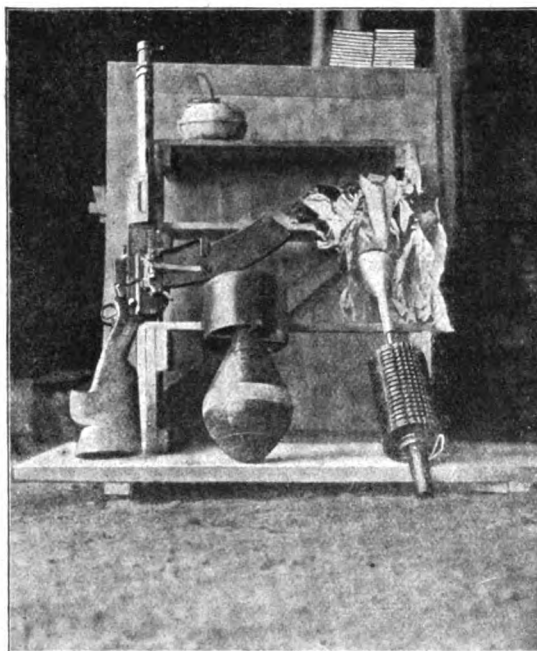
IV. Band.

ten, wurden vom Gegner, der wohlgedeckt hinter seinen Steinriegeln und Sandsäcken lag, kaltblütig erwartet. Erst als sie ihren Sturm weit genug vorgetragen hatten, prasselte ihnen Infanterie- und Maschinengewehrfeuer entgegen, das ihren Angriff zum Scheitern brachte.

Um den Eindruck dieser abermaligen Mißerfolge auf die Gemüter in der Heimat wie auch auf die nach großen Taten ausschauenden Verbündeten abzuschwächen, griffen die italienischen Kriegsberichterstatter wie schon so oft zu dem Mittel, die großen Gelände- und Witterungsschwierigkeiten im Kampfgebiet mit den stärksten Mitteln zu schildern. Straßen und Wege seien wahre Flüsse und Seen aus Schlamm; dies und die bis zu 30 Meter hohen Schneemassen im Gebirge (siehe das Bild Seite 301) sollten den Truppen das Vorwärtskommen fast unmöglich machen. Auch in den amtlichen Heeresberichten spielte das Wetter nach wie vor eine Rolle.

Dem ersten Infanterievorstoß bei Selz folgten am 13. März Infanterieangriffe auf der ganzen Isonzofront. Sie galten wie bei den früheren Isonzschlachten vornehmlich der Sperre von Görz, dem nördlichen Teil der Hochfläche von Doberdo mit dem Monte San Michele und den Görz vorgelagerten Höhen von Podgora. An dem zuletzt genannten Abschnitt wurden die Italiener mit zwei Massenangriffen abgewiesen. Sehr zahlreich waren ihre Vorstöße gegen den Nordteil der Hochfläche von Doberdo; so schlug das Szegeder Infanterieregiment Nr. 46 allein bei San Martino nicht weniger als sieben schwere Angriffe zurück. Auch ein Sturm auf die Brückenschanze von Lucinico wurde abgewiesen. An allen diesen Stellen erlitten die italienischen Truppen große blutige Verluste, ohne daß der geringste Vorteil erreicht worden wäre.

Der folgende Tag brachte noch eine Steigerung der Infanteriekämpfe, während gleichzeitig die beiderseitige Artillerie erbittert um die Feuerüberlegenheit rang. Am Nachmittag drang der Feind stellenweise in die Gräben der Österreicher und Ungarn ein, so daß es zu blutigen Nahkämpfen kam, in denen die Italiener trotz ihrer Überzahl den kürzeren zogen. Nach mehrstündiger Artillerievorbereitung gegen den Raum südwestlich von San Martino setzten die Italiener an demselben Tage, dem 14. März, einen schweren Nachtangriff an, der ihnen furchtbare Verluste brachte: über 1000 Gefallene wurden allein an dieser Stelle gezählt. An anderen Punkten der kustenländischen Front ereigneten sich am 14. schwere Artillerieschlachten und Minenwerferkämpfe, nämlich im Fellaabschnitt in Tirol (Kärntner Grenzgebiet) und auch wieder am Col di Lana. Schließlich ist von diesem ereignisreichen Tage auch noch über einen italienischen Fliegerangriff auf Triest zu berichten, bei dem eine



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Österreichisch-ungarische Kriegsbeute: Italienische Fliegerwaffen.

ganze Anzahl Bomben (siehe nebenstehendes Bild) auf die „tote Stadt“ niedergingen, ohne indessen Schaden anzurichten.

Auf die nutzlosen Anstrengungen des 14. ließ die italienische Infanterie am 15. März einen Tag verhältnismäßiger Ruhe folgen. Immerhin setzten sich stärkere Infanteriemassen gegen die Podgorastellung in Bewegung, doch wurden sie schon durch die österreichisch-ungarische Artillerie zum Stehen gebracht. Auch ein Angriff auf den Nordhang des Monte San Michele wurde abgewiesen. Die an vielen Stellen tobenden Geschüßkämpfe erfuhren auch am 15. keine Unterbrechung, ja sie hielten teilweise sogar des Nachts an. — Über diesen Tag wußte Cadorna von „kühnen Vorstößen“ der Infanterie zu berichten, bei denen 30 Mann, darunter 3 Offiziere, gefangen genommen worden seien; dagegen schwieg er von den Tausenden an Toten und Verwundeten, die die Italiener auch am 15. März wieder fruchtlos hatten opfern müssen.

Für den 16. konnte der österreichisch-ungarische Tagesbericht über die Lage auf dem italienischen Kriegsschauplatz feststellen, daß die fruchtlosen Angriffe von den Italienern nicht wieder aufgenommen wurden und daß die Österreicher und Ungarn trotz der schweren Stürme dieser neuen mehrtägigen Schlacht ihre Stellungen unerschütterlich fest in der Hand hielten. — Am 17. erfolgten bei Selz italienische Infanterieangriffe mit weniger starken Kräften. Wie stets ließen die Verteidiger den Feind wieder nahe an die Hindernisse herankommen; erst dann überschütteten sie ihn mit vernichtendem Feuer. Während an diesem Tage an der gesamten Front das Geschütz-, Infanterie- und Minenwerfer-

feuer weniger lebhaft war und auch die Handgranatenkämpfe (siehe nebenstehendes Bild) nachließen, war die beiderseitige Artillerietätigkeit im Fellaabschnitt, bei Flitsch und am Tolmeiner Brückentopf um so heftiger. Bei letzterem ergriffen diesmal die Österreicher und Ungarn nach gründlicher Artillerievorbereitung die Rolle des Angreifers und stürmten die Stellung des Feindes, der etwa 450 Gefangene, 1 Minenwerfer und 3 Maschinengewehre in ihrer Hand ließ.

Dieser Erfolg bedeutete eine wesentliche Erweiterung und Verstärkung des Tolmeiner Brückentopfes; er ermöglichte es den k. u. k. Truppen, am 18. März die Italiener aus einer Reihe weiterer Stellungen zu vertreiben, über die Straße Selo-Ciginj und westlich Santa Maria vorzudringen und ihren beträchtlichen Geländegewinn gegen stürmische feindliche Gegenangriffe zu behaupten. Ein weiterer österreichisch-ungarischer Angriff zwang die Italiener, unter schweren Verlusten auch am Südgrat des Mrzli Brh aus ihren Befestigungen zu weichen und bis Gabrijnje zurückzugehen. Gegen Görz



Österreichisch-ungarische Granatenwerfer am Isonzo erwarten einen Angriff der Italiener.

wüteten die Italiener an diesem Tage nochmals mit ihren schwersten Kalibern, und auch an der Kärntner und der Dolomitenfront, namentlich im Raum des Col di Lana, sowie gegen viele Punkte der westtiroler Front setzten sie Artilleriestöße von steigender Heftigkeit an.

Am 19. März gingen die Österreicher und Ungarn auch am Görzer Brückenkopf zum Angriff über. Es gelang ihnen am Vormittag, die feindlichen Stellungen vor dem Südteile der Podgorahöhe durch Brand zu zerstören, und nachmittags richtete die f. u. f. Artillerie auf die feindliche Front vor dem Brückenkopf ein vernichtendes Feuer; nachts folgte dann vor Perma noch ein Infanterieangriff, bei dem die Italiener aus einem ihrer Gräben geworfen wurden. Ihren Raumgewinn am Tolmeiner Brückenkopf behielten die Österreicher und Ungarn fest in der Hand, die Zahl der Gefangenen an diesem Punkt auf 925 Mann, die der erbeuteten Maschinengewehre auf 7 erhöhend. Am Mrzli Brh und am Arn scheiterten verschiedene italienische Angriffe, wogegen die bisherigen Verteidiger sich am Rombon weiter vorarbeiteten.

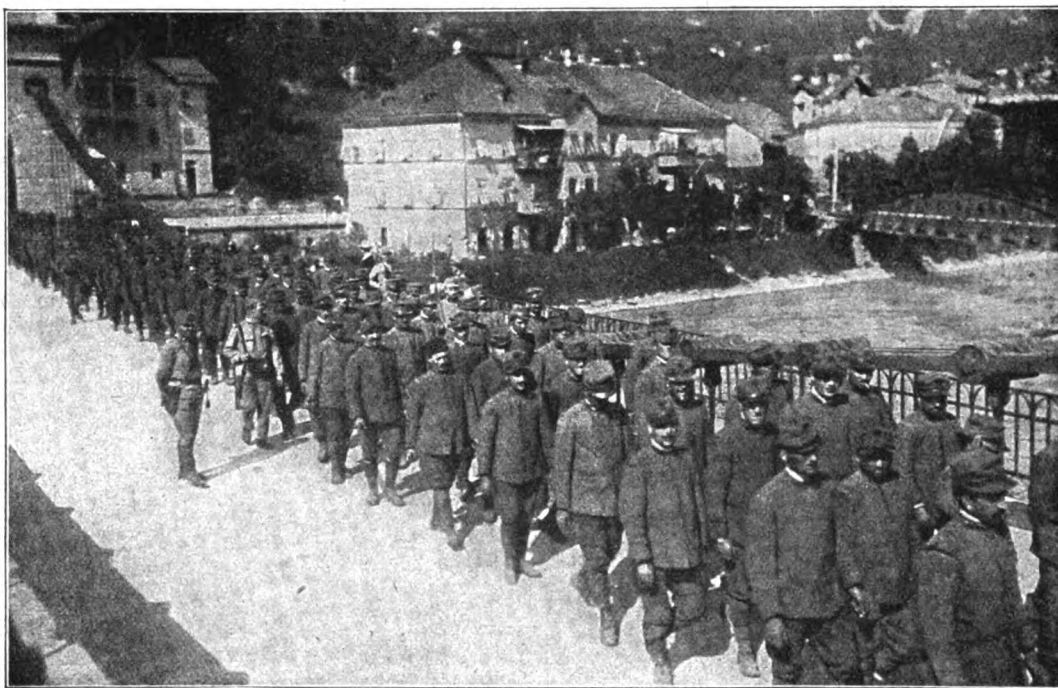
An derselben Stelle machten sie am 21. März einen neuen kräftigen Vorstoß. Zwar versuchten ihnen hier und am Mrzli Brh die Italiener den Gewinn streitig zu machen, doch holten sie sich so gut wie an anderen Stellen, wo sie gleichfalls Verlorenes wieder einzubringen versuchten, nur blutige Köpfe. Cadorna gab in seinem Berichte zu, daß er sich an verschiedenen Stellen zurückziehen mußte, ein Eingeständnis, das in Italien um so mehr Befremden erregte, als die Berichte über die vorhergehenden Tage nur von Siegen der Italiener zu melden gewußt hatten. Die durch seine Offenheit entstandene Beunruhigung versuchte Cadorna dadurch zu beschwichtigen, daß er als Folge des Rückzugs eine Verbesserung der italienischen Stellungen behauptete.

So hatte der Entsatzversuch der Italiener mit ihrem Rückzug geendet, also ebensowenig ihnen selbst Vorteil, wie ihren Verbündeten Hilfe gebracht. Nicht einmal das war erreicht worden, daß die Österreicher und Ungarn im weiteren Vorrücken in Albanien aufgehalten worden wären. Vielmehr vermochten die Italiener auch hier nach dem Fall Durazzos dem Gegner auf seinem Vormarsch gegen Balona bis dicht an die Hauptverteidigungslinien dieses wichtigsten Plazes in Südalbanien keine Hindernisse in den Weg zu legen. Die Österreicher und Ungarn konnten mit der durch die Unwegbarkeit des gebirgigen Geländes gebotenen Vorsicht, doch sonst ohne ernstliche Hemmung vordringen, und zwar suchten sie sich ihren Weg sowohl an der Küste wie im Innern des Landes (siehe Bild Seite 307 unten).

Am 10. März stellten sie die Italiener am Semenabschnitt (siehe unsere Karte vom Balkankriegschauplatz nach Seite 360 im III. Band und die Vogelschaukarte Seite 306). Da ihr Vormarsch so angelegt war, daß sie jeden Punkt der Küste umfassen konnten und den Italienern überall die östliche Flanke bedrohten, so mußten diese, wenn sie sich nicht nutzlos aufopfern wollten, entweder mit überlegenen Kräften eine entscheidende Schlacht wagen oder zurückweichen. Die Italiener, die sich zu ersterem nicht stark genug fühlen mochten, zogen es vor, nach einem kurzen Artilleriekampf einen schleunigen Rückzug nach Süden anzutreten. Zunächst bis Fieri. Hier stellten sie sich von neuem zum Kampf, mußten aber nach kurzem Gefecht wiederum weichen. Sie zogen sich über Levani auf Feras zurück, um auf den Höhen von Malakstra, nördlich dieses Ortes,

etwa in der Linie Levani—Pojani noch einmal Widerstand zu versuchen; doch schon sehr bald mußten sie auch diese Verteidigungstellungen räumen. Nimmehr zogen sie sich unter Zerstörung aller Brücken und Übergänge auf das südliche Ufer der Bojusa zurück. Diese das Flussbett überhöhende Stellung bot den Italienern eine ausgezeichnete Verteidigungsmöglichkeit; zugleich bildeten die Höhen im Süden und Osten der Bojusa einen natürlichen, leicht zu verstärkenden Schutzwall um Balona und seine Bucht. Doch ließen die Österreicher und Ungarn ihre auf Balona gerichteten Absichten dieses Hindernisses wegen keineswegs fallen, wie die lebhafteste Aufklärungs- und Angriffstätigkeit ihrer Flugstreitkräfte alsbald zeigte. Einen großen Angriff auf Balona — der österreichisch-ungarische Tagesbericht bediente sich meist der albanischen Bezeichnung Blora — führten f. u. f. Flieger schon in der Nacht zum 21. März aus; dabei wurden das italienische Truppenlager und der Hafen mit Bomben belegt, die an zahlreichen militärischen Gebäuden, den Hafenanlagen und den im Hafen liegenden italienischen Schiffen sehr beträchtlichen Schaden anrichteten. Die Angreifer konnten nach getaner Arbeit wohlbehalten heimkehren.

Wenn auch die Tätigkeit der beiderseitigen Flotten im Adriatischen Meer während des März nur wenig



Ein Trupp italienischer Gefangener in Tirol.

Phot. Verf. Illustrat.-Ges. m. b. H.

lebhaft war, so ist doch von einigen bemerkenswerten Ereignissen zu berichten. Am Vormittag des 13. März fügte ein feindliches Unterseeboot der großen Zahl völkerrechtswidriger und unmenschlicher Schandtaten des Vierverbandes durch die unweit Sebenica vorgenommene Torpedierung des österreichisch-ungarischen Spitalschiffs „Elektra“ eine neue hinzu. Daß es sich dabei keineswegs etwa um einen Irrtum des Unterseebootführers gehandelt hat, ging aus den näheren Umständen des Falles deutlich hervor: die Torpedierung geschah bei ruhiger See und sichtigem Wetter, so daß die auffallenden Kennzeichen der „Elektra“ ohne alle Frage deutlich bemerkt werden mußten. Der Gegner ging also mit bewußter Absicht völkerrechtswidrig vor, was zum Überfluß auch noch daraus erhellt, daß dem ersten, sein Ziel verfehlenden Torpedo ein zweiter nachgeschandt wurde, mit dem es gelang, dem großen und langsam fahrenden Spitalschiff den Untergang zu bereiten. Ein Matrose ertrank dabei, zwei Schwestern vom Roten Kreuz wurden schwer verletzt.

Diese Tat, deren Urheber zunächst nicht zu ermitteln war, weil das U-Boot nicht auftauchte, stellte eine derartige Verletzung des Völkerrechts dar, daß ihr höchstens der Baralongmord der Engländer an die Seite zu stellen ist. Die österreichisch-ungarische Regierung machte den Neutralen in einem geharnischten Einspruch von dem Fall Mitteilung. Der Eindruck war überall ein derartiger, daß Frankreich, auf

dessen Flotte der Verdacht in erster Linie gefallen war, durch seine Regierung eine gewissenhafte Untersuchung der Angelegenheit versprechen und eine strenge Sühnung der Untat in Aussicht stellen ließ.

An dem Tage der Vernichtung der „Elektra“, dem 13. März, hatte ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot das Glück, den französischen Torpedobootzerstörer „Renaudin“ unweit Durazzo durch einen Torpedotreffer binnen einer Minute zum Sinken zu bringen. Der amtliche französische Bericht bezeichnete 3 Offiziere des „Renaudin“, darunter den Kommandanten, als vermißt, während 2 weitere Offiziere und 34 Mann von dem den Zerstörer begleitenden Torpedoboot aufgenommen worden seien. „Renaudin“ war erst seit vier Jahren im Dienst, hatte eine Wasserverdrängung von 350 Tonnen, eine Geschwindigkeit von 33 Meilen und führte zwei 10- und vier 6,5-Zentimeter-Geschütze sowie zwei Überwasserdoppeltorpedorohre; die Besatzung bestand aus etwa 80 Mann. Der Verlust dieses neuen, zu vielseitiger Verwendung geeigneten Schiffes —

Wardartal gaben französische schwere Geschütze am 22. März auf die östlich Gewgheli gelegene, von deutschen und österreichisch-ungarischen Pionieren wiederhergestellte Brücke eine Anzahl Schüsse ab, die jedoch keinen Schaden verursachten. Derselbe Mißerfolg wurde auch gemeldet von einer Beschießung Doirans durch den Feind. In einem Geplänkel, das sich um den Besitz einer Gewgheli beherrschenden Höhe abspielte, behielten Deutsche und Bulgaren die Oberhand. An einer anderen Stelle begegneten sich eine größere französische und eine bulgarische Erkundungstruppe. Jene trug nicht die taubengraue französische, sondern eine khakifarbene Uniform und wollte sich den Bulgaren gegenüber als „Germanek“ (Deutsche) ausgeben. Fast wäre die List geglückt, als bei dem bulgarischen Trupp ein deutscher Rittmeister eintraf, der den Irrtum aufklärte, so daß eine größere Anzahl Franzosen von den Bulgaren gefangen genommen werden konnte.

Den Griechen waren die Gewalttaten durch die gewohnten Behelligungen auch weiterhin zur Last. Ein Ent-



Phot. G. Wenninghoven, Berlin.

Österreichisch-ungarische Arbeiterabteilung auf dem östlichen Kriegsschauplatz im Walde während der Mittagspause.

es war auch zum Minenwerfen eingerichtet — war für die nicht allzu starke französische Flotte recht empfindlich.

Aus dem östlichen Teil des Balkans, wo an der griechisch-bulgarisch-mazedonischen Grenze immer noch zwei große Heere einander fast untätig gegenüberstanden (siehe Bild Seite 307 oben), kam Mitte März die wichtige Meldung, daß General Sarrail Auftrag erhalten habe, entbehrliche Mannschaften an die französische Front gegen Deutschland abzugeben. Schon am 13. März sollten sich mehrere tausend Mann unterwegs befinden; der weitere Abschub ging aber, da verhältnismäßig wenig Schiffsraum verfügbar war, nur langsam vonstatten. An der Befestigung Salonikis wurde indessen weitergearbeitet; auch sollte Sarrail so lange dort bleiben, als es die Anlage der Verteidigungseinrichtungen erfordern würde.

Am 17. März wurde an dieser Front nach monatelanger Pause durch ein größeres, für die Franzosen ungünstiges Patrouillengefecht bei Saloniki wieder eine regere Aufklärungstätigkeit eingeleitet. Tags darauf griff ein deutsches Luftschiff die feindliche Flotte bei Kara-Burnu an, dem von den Franzosen gewaltsam besetzten griechischen Fort. Im

rüstungsturm in der griechischen Kammer wurde durch die Landung einiger Duzend italienischer Gendarmen auf Korfu hervorgerufen; Italien hatte diese Maßnahme infolge einer Aufforderung Frankreichs vorgenommen, das den Bundesgenossen auch an diesem Teil der Gesamtfront vertreten zu sehen wünschte. Bei dem tief eingewurzelten Haß zwischen Italienern und Griechen war die Empörung über den italienischen Übergriff wohl zu verstehen, und es war bei der geringsten kriegerischen Maßnahme Italiens auf griechischem Boden mit dem Losschlagen Griechenlands zu rechnen. Dieses beantwortete die Festsetzung der Italiener auf Korfu zunächst mit der endgültigen Einverleibung von Nordepirus, die am 18. März durch eine königliche Erklärung ausgesprochen wurde. Die Grenze von Nordepirus verläuft etwa 40 Kilometer südlich von Valona, wo sich in diesem Zeitpunkt die Italiener noch hielten, von der Adria nach Nordosten bis zum Ochridasee. Von dort bis zur alten griechischen Grenze rechnete man vor einigen Jahren noch Südbalkanien, zu dem der die Bezirke Korika und Argrotafiro umfassende Landstrich auf der Londoner Botschafterkonferenz geschlagen worden war, weil die Italiener sich



Russischer Vorstoß nördlich von Rozlow an der Strypa wird durch schwache Deckungstruppen der österreichisch-ungarischen vorgeschobenen Linien abgeßchlagen.
 Nach eigenen an Ort und Stelle entworfenen Skizzen gezeichnet von Kriegsmaler Fritz Kienmayer.

der Einverleibung von Nordepirus durch Griechenland mit aller Macht widersezt hatten. Die griechische Bevölkerung von Nordepirus griff aber zu den Waffen und erzwang unter Zographos das Zugeständnis einer unabhängigen Selbstverwaltung, mit dem Hintergedanken, bei guter Gelegenheit doch den Anschluß an Griechenland zu gewinnen. Diese Gelegenheit hielt Griechenland jetzt, in dem Augenblick, wo die Italiener vor dem Entscheidungsschlacht um Valona standen, für gekommen, und es griff zu. Den Italienern war hiermit die Möglichkeit, nach dem vorauszusehenden Verlust Valonas auf das bis dahin noch albanisch-gewesene Gebiet von Nordepirus auszuweichen, geraubt: fortan würden sie dadurch griechisches Gebiet verlegen und einem neuen, erbitterten Feinde in die Arme laufen.

* * *

In der irrigen Voraussetzung, daß ungewöhnlich starke österreichisch-ungarische Streitkräfte durch die fünfte Isonzschlacht gebunden seien, unternahmen die Russen vom 12. März an neue lebhaftere Vorstöße an der bessarabischen Front und am Dnjestr, die aber kräftig abgeschlagen wurden. Es folgten einige Tage erbitterter Artilleriekämpfe, besonders bei den Heeresgruppen Pflanzers-Baltin und Böhm-Ermolli. Als die Russen aber hierauf nordöstlich des schon häufig genannten Kozlow an der Strypa vorbrachen, wurden sie schon von den schwachen Deckungstruppen der österreichisch-ungarischen vorgeschobenen Linien zurückgewiesen (siehe Bild Seite 305). Aus ihren von den Russen oft besetzten Stellungen südlich Kozlow stießen die k. u. k. Truppen am 16. März ihrerseits in einem starken Angriff vor, in dem es ihnen gelang, die feindlichen Vorstellungen zu

nehmen und die Besatzung der Schanze bei der Station Cebrow zu eiliger Flucht auf die russische Hauptstellung zu zwingen; der Feind ließ zahlreiche Verwundete und Tote auf dem Schauplatz, büßte auch über 60 Gefangene sowie einiges Kriegsgerät ein.

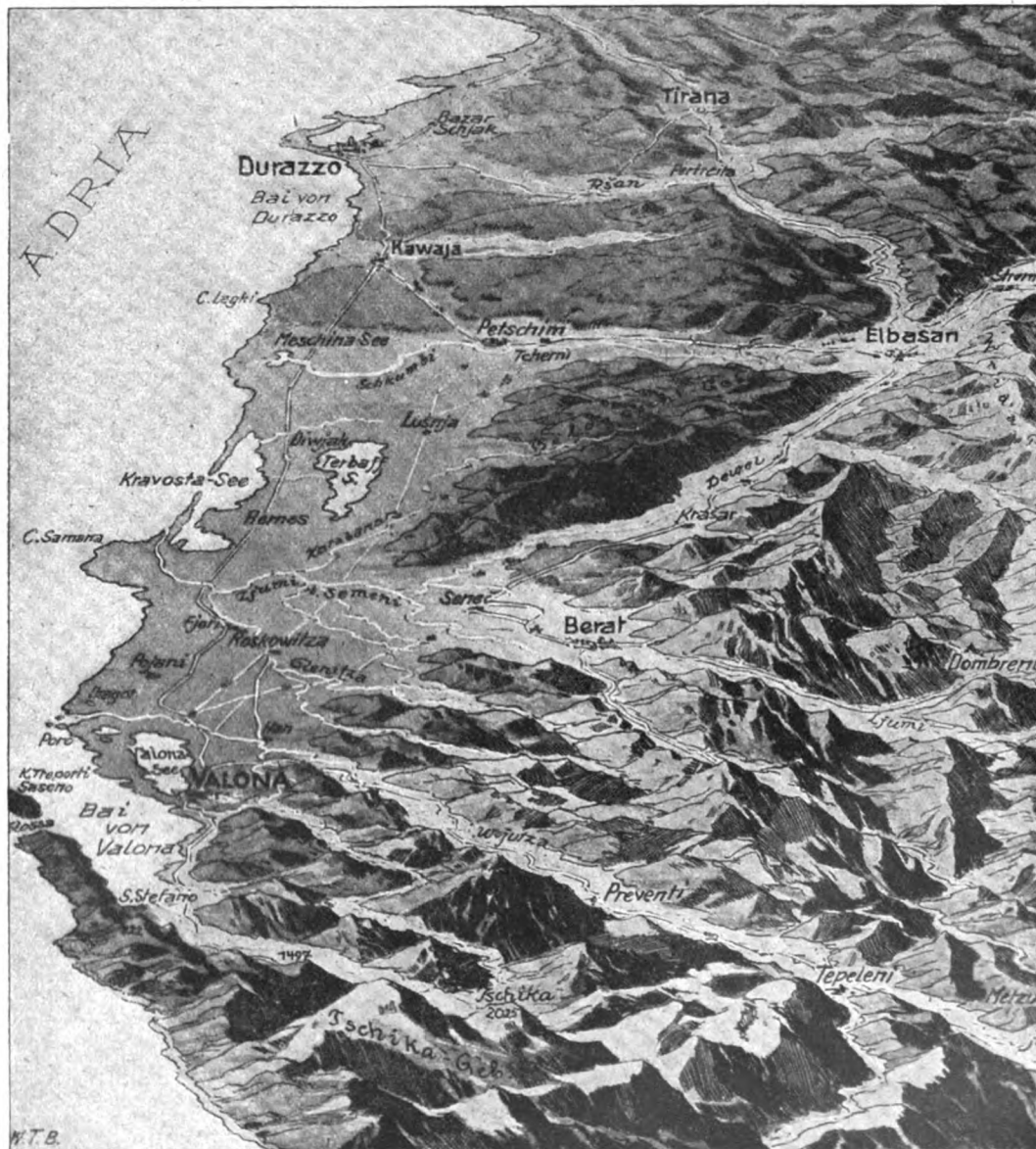
Um 18. März richteten die Russen gegen die Brückenschanze von Uszieszto, dieses von den Österreichern und Ungarn schon so häufig gegen die feindlichen Vorstöße gehaltene Bollwerk auf dem nördlichen Dnjestrufer, ein überwältigendes Feuer, besonders aus Minenwerfern. Tags darauf sprengten sie in aller Frühe auch eine mächtige Mine, woran sich ein wilder Handgranatengriff anschloß. Die Wirkung der Sprengung war so gewaltig, daß die Verteidiger die Mitte ihrer Stellung in einer Breite von 300 Metern zurücknehmen mußten; die nun wiederholt folgenden Angriffe der an Zahl achtfach überlegenen Russen brachten diese aber nicht weiter vorwärts, sondern kosteten ihnen nur viele Tote und eine Anzahl Gefangene.

Allerdings war die Schanze infolge der schweren Beschädigung, des unausgesehten Minenwerferfeuers, der wiederholten Sprengungen nun nicht viel mehr als ein bloßer Trümmerhaufen, der sich auf die Dauer nicht halten ließ, zumal die Russen mit ihren Angriffen immer noch fortfuhren. An den Wiederausbau der Stellung war deshalb und wegen der Schwierigkeit, Material herbeizuschaffen, nicht zu denken. So räumte die Besatzung unter Oberst Plandh die Schanze am 19. März gegen Abend nach halbjähriger tapferer Verteidigung.

Kleinere Abteilungen und Verwundete konnten sich anfangs auf Booten nach dem gegenüberliegenden Dnjestrufer retten, bis russisches Feuer den weiteren Übergang verhinderte. Nun schien den tapferen Verteidigern nur die Wahl zwischen Untergang und Gefangenschaft zu bleiben. Eine einzige entfernte Möglichkeit der Rettung lag in dem Umstand, daß bei Zaleszczyki auf dem nördlichen Dnjestrufer österreichisch-ungarische Truppen sich in einer der hier aufgegebenen ähnlichen Stellung eingenistet hatten. Der Weg dorthin ging aber durch die feindlichen Stellungen. Dies scheinbar Unmögliche haben die Helden von Uszieszto gewagt. Unter dem Schutze der Nacht gelang es ihnen, sich mit ihrem Führer durch die feindlichen Stellungen durchzuschlagen: am folgenden Morgen war die Fühlung mit den österreichisch-ungarischen Vorstellungen bei Zaleszczyki gewonnen.

Im weiteren Verlauf der Kämpfe in diesem Abschnitt konnten die Österreicher und Ungarn vielfach ihrerseits zum Angriff übergehen, wie es zum Beispiel von einigen kühnen Honvedabteilungen geschah, die am 24. März nordöstlich von Bufanow an der Strypa einen glänzenden Erfolg davontrugen.

Mit ihrer Hauptkraft wandten sich die Russen im März indessen nicht gegen die österreichisch-ungarische Front, sondern gegen die auf dem

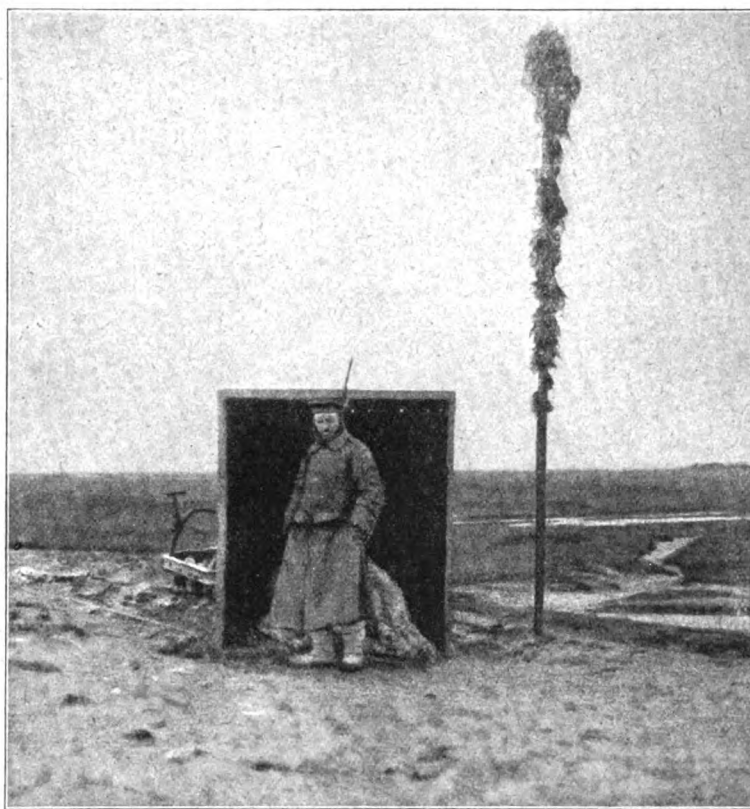


Vogelschaufkarte zu den Kämpfen um Valona.

nördlichen Teil des Kriegsschauplatzes kämpfenden deutschen Truppen, in erster Linie die Armee Hindenburg. Bei dieser war auf monatelange heftige Angriffskämpfe und gewaltige Marschleistungen eine ebenfalls Monate währende Zeit ereignisarmer, mühseliger Stellungskämpfe gefolgt, die den Truppen auf die Dauer schwerer fielen als ein frischer Bewegungskrieg. Darum atmeten sie auf, als nach Mitte März neue, sehr ernsthafte russische Angriffe einsetzten, die den Franzosen bei Verdun Luft schaffen sollten.

Der 16. März sollte für längere Zeit der letzte Tag gewesen sein, über den es im amtlichen Bericht hieß: „Die Lage ist im allgemeinen unverändert.“ Schon vom nächsten Tage hieß es: „Das Artilleriefeuer im Gebiet beider Teile des Naroczsees ist recht lebhaft geworden.“ Die ar-

tilleristische Vorbereitung war also in Gang gekommen. Der Naroczsee bildet etwa die Mitte der dortigen deutschen Seenstellung, die sich von Dünaburg (siehe Bild Seite 311 unten) südlich bis nach Smorgon ausdehnt. Die Front verläuft südlich Dünaburg nach dem Driswatensee, zieht sich durch die Wisniseckette bis in die Gegend von Postaw und von da über den kleinen Miadziossee nach dem Naroczsee, um sich hierauf nach dem Wiszniewsee zu wenden und schließlich Smorgon zu erreichen (siehe auch die Karten-



Phot. H. Grohs, Berlin.

Bulgarischer Grenzposten an der bulgarisch-griechischen Grenze.

skizze Seite 308). Dieser ganze Raum ist überaus reich an Seen und Sümpfen (siehe Bild Seite 310), was für den Angriff wie für die Einrichtung von Verteidigungsanlagen gleichermaßen ungeheure Schwierigkeiten im Gefolge hat. Es war deshalb für die Russen eine Überraschung, als sie gleich bei Beginn der neuen Kämpfe erkennen mußten, daß der Gegner seine Stellungen mit aller erdenklichen Sorgfalt ausgebaut hatte. Dazu kam, daß die Front der Deutschen günstiger gelegen war als die russische und ihrer Artillerie eine weit bessere Einsicht in die feindlichen Stellungen ermöglichte.

Der erste Ansturm der Russen erfolgte am 18. März auf breiter Front in dem Abschnitt Driswatensee—Postaw und beiderseits des Naroczsees. Da die Linien der beiden Gegner hier meist 400 Meter auseinander-

liegen, so ist der auf diesem tiefen Raum heranstürmende Angreifer dem Feuer der Verteidigung in hohem Maße ausgesetzt. Die russischen Sturmkolonnen waren daher kaum bis auf 200 Meter an die deutschen Hindernisse herangekommen, als sie auch schon unter dem schweren Artillerie- und Infanteriefeuer der Deutschen und besonders unter dem Hagel der sie Reihe auf Reihe niedermägenden deutschen Maschinengewehre zusammenbrachen (siehe Bild Seite 309). Furchtbar waren die Verluste der zum Teil sogar in der



Phot. Kistner & Co., Wien.

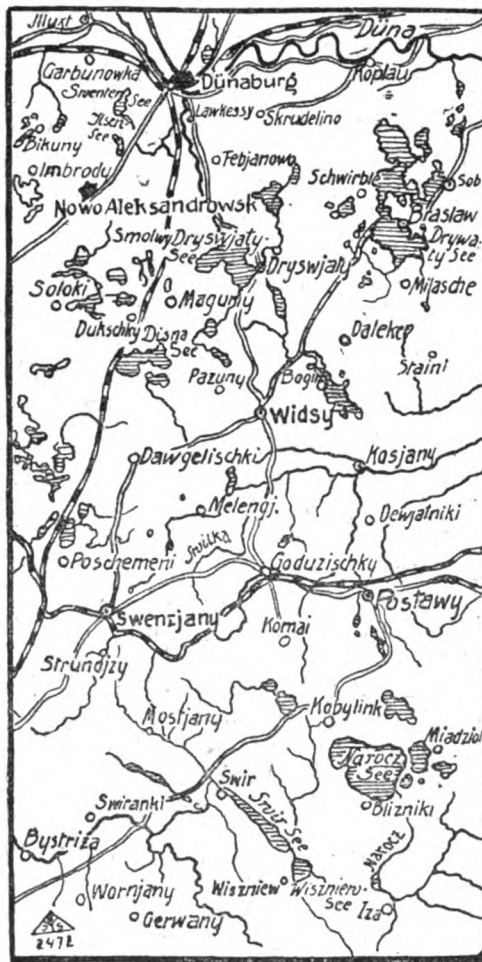
Überschiffung von Tragtieren über den Weißen Drin in Albanien.

Im Hintergrund eine alte türkische Brücke, die durch Herstellung eines hölzernen Roststeiges befahrbar gemacht wird.

Flanke beschossenen Russen: 9270 Gefallene wurden allein vor den deutschen Stellungen zu beiden Seiten des Naroczsees mit Sicherheit festgestellt.

Der Gegner wurde dadurch aber von neuen, noch ergrimterten Stürmen nicht abgehalten. Seine Führer waren es ja gewohnt, mit Menschenleben aus dem vollen zu wirtschaften, und so trieben sie denn ihre Leute schon am 19. März aufs neue vor. Diesmal erstreckten sich die Angriffe über einen noch breiteren Raum als tags zuvor. Beiderseits Postawny und zwischen Narocz- und Wiszniewsee folgten sich die Massenangriffe und Massenverluste ununterbrochen, ohne daß die deutschen Stellungen ange-tastet werden konnten. In der Gegend von Widsy stießen die Deutschen sogar selbst zum Angriff auf feindliche Abteilungen vor, die sich während der Kämpfe des ersten Tages in der Nähe der deutschen Front eingegraben hatten und sich dort zu halten versuchten. Es gelang den Deutschen, sie zu werfen und ihnen über 200 Gefangene abzunehmen. Mit welchen Massen die russischen Angriffe unter-nommen wurden und wie hoch ihre Verluste demnach sein mußten, läßt sich ungefähr daraus ermessen, daß die in dem kleinen Abschnitt von Widsy gemachten Gefangenen nicht weniger als sieben verschiedenen Regimentern angehörten.

Der 20. März brachte abermals eine Verbreiterung der russischen Angriffsbewegung, die sich damit auch auf den nördlichsten Flügel der Ar-



Kartensticze zu den Kämpfen um Dünaburg, Widsy, Postawny.

mee Hindenburg südlich Riga ausgedehnt hatte. Hier mußten die Russen unter schweren Verlusten zurückgehen. Ebenso wurden stärkere feindliche Erkundungsabteilungen an der Dünafont und westlich von Jakobstadt nachdrücklich abgewiesen. Gegen die deutschen Stellungen im Seengebiet wurden die russischen Angriffe Tag und Nacht mit gewaltigen Massen fortgesetzt. In der Gegend von Postawny, wo die Verluste des Feindes eine selbst für russische Begriffe ungeheure Höhe erreichten, wurden am 21. März beim deutschen Gegenstoß auf eine unbedeutende Einbruchsstelle fast 600 Mann gefangen genommen, und auf dem südlichen Teil der Kampffront gingen den Russen an demselben Tage bei mehreren Gegenstößen noch etwa ebensoviel Gefangene verloren.

Als Erfolg ihrer unerhörten Opfer konnten es sich die Russen aber höchstens anrechnen, daß die Deutschen eine weit vorspringende schmale Ausbuchtung ihrer Front hart südlich des Naroczsees zur Vermeidung umfassenden Feuers um einige hundert Meter auf eine vorbereitete Stellung auf den Höhen von Blisniki zurücknahmen. Einen Erfolg, der den Namen verdient hätte, vermochten die Russen nirgends zu erzielen. Gleichwohl wagten ihre Berichte, um die Bevölkerung in ihrer Ahnungslosigkeit zu erhalten, von Fortschritten zu reden und aus der deutschen Verteidigung deutsche Angriffe zu machen, die die Russen ab-schlagen haben wollten. (Fortf. folgt.)



„Alarm“. Jeder Mann führt auf dem Tornister ein Kommissbrot mit.

Phot. H. Senned, Berlin.



Ein Landwehr-Feldbataillon im Stellungskriege hinter der Front.
 In der Luft ein deutscher Gefesselballon, der von feindlichen Fliegern umstrichen und aus Abwehrkanonen mit Schrapnellern beschossen wird.
 Nach einem Originalgemälde von Professor Hans H. Schmidt.



Zur russischen Angriffsbewegung gegen das litauische Seengebiet.
Zusammenbruch russischer Massenangriffe bei Postanoy im deutschen Infanterie- und Maschinengewehrfeuer.
Nach einer Originalzeichnung von A. Kolesoff.



Deutsche Truppen in Rußland beim Überschreiten sumpfigen Geländes im Gebiet des Karocsees.

Phot. Berl. Illustr.-Gef. m. b. H.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Markwährung im Weltkrieg und der Devisenhandel.

Die Regeln des internationalen Geldverkehrs sind bis zum Ausbruch des Weltkrieges mit Ausnahme der Finanz- und Bankfachleute den meisten ein wenig berührtes und wenig beachtetes Gebiet geblieben. Durch den Krieg aber ist auch dies anders geworden. Die Wertminderung der deutschen Reichsmark im Auslande hat viele Laien in großes Erstaunen gesetzt und Anlaß gegeben, sich darüber aufzuklären.

Bekanntlich hat sich der Wert der Reichsmark, was seine Kaufkraft im Auslande betrifft, immer mehr zu unseren Ungunsten verschoben. Befamen wir vor dem Krieg zum Beispiel für 5 Franken nur 4 Mark, so müssen wir jetzt froh sein, wenn wir für 5 Mark noch 4,80 bis 5 Franken erhalten.

Dies erstaunt und macht den Laien oft recht stutzig. Um so mehr, als doch jedermann genau weiß, wie günstig sich der Krieg für uns entwickelt hat und wie vorzüglich auch unsere Finanzlage ist.

Die Erklärung dieser Wertveränderung ist sehr natürlich und leicht auffindbar in unserem durch den Kriegszustand wesentlich veränderten Gütertausch mit dem Ausland.

Der gewinnbringende Überseehandel ist durch die englische Absperrungspolitik unterbunden, und außerdem können auch Auslandsforderungen und Auslands Guthaben jetzt größtenteils nicht eingezogen werden, was natürlich einen nicht zu unterschätzenden Ausfall bedeutet. Sinegen ist der Gütertausch mit den neutralen Nachbarländern immer noch ein sehr starker.

Die Ausfuhr hat sich aber stark verringert, während die Einfuhr bedeutend größer geworden ist, obwohl die Zu-

nahme dank unserer außerordentlich leistungsfähigen Landwirtschaft und Industrie in mäßigen Grenzen gehalten werden konnte.

Dadurch, daß die Einfuhr die Ausfuhr ganz beträchtlich übersteigt, ist natürlich eine Änderung und Erschwerung im Zahlungsausgleich entstanden, die eine Wertminderung der deutschen Reichsmark im Auslande zur Folge hat. Diese Erscheinung ist auch eine der wichtigsten Ursachen für die Verteuerung der vom Auslande eingeführten Erzeugnisse.

Das Hauptzahlungsmittel im internationalen Geldverkehr bilden die Devisen (das heißt auf ausländische Währung und auf ausländische Plätze lautende Wechsel). Auch im Devisengeschäft hat sich eine für uns ungünstige Veränderung herausgebildet. Die sogenannten Devisenkurse haben sich immer mehr zu unseren Ungunsten gestaltet. Spekulationen und Wuchenschaften unserer Feinde sowie auch von deutschen Handels- und Industriefirmen schon jetzt für die Zeit nach dem Kriege vorgenommene Einkäufe von Rohstoffen im Auslande übten eine nachteilige Wirkung auf die Devisenkurse aus. Die Folge davon war auch hier wieder ein Sinken des Marktwertes und damit eine Verteuerung der eingeführten Erzeugnisse.

Diesem Mißstand soll nun eine am 28. Januar 1916 in Kraft getretene Bundesratsverordnung entgegenreten. Der internationale Geldverkehr wird dadurch unter eine Art Monopol gestellt, insofern der An- und Verkauf ausländischer Geldsorten, Noten und Devisen nur noch durch vom Reichsfinanzminister zugelassene Banken unter Führung der Reichsbank geschehen darf.

Die neue Verordnung gibt der Reichsbank auch das Recht, bestimmte Waren zu bezeichnen, für deren Bezahlung Devisen nicht abgegeben werden dürfen. Dadurch soll die Einfuhr entbehrlicher Waren, vor allem von Luxus-

artikeln, vermindert oder, was noch wünschenswerter ist, ganz unterbunden werden.

Diese Bundesratsverordnung ist sehr zu begrüßen. Sie wird zwar die Bewertung der deutschen Währung im Auslande nicht wesentlich beeinflussen können, aber es steht zu hoffen, daß die Devisenkurse bald in regelmäßigeren Bahnen geleitet werden.

Ein Landwehr-Feldlazarett im Stellungskriege.

Von Chefarzt Sanitätsrat Dr. Vulpus, zurzeit im Felde.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage sowie die Bilder Seite 312/313 und 317.)

Die planmäßige Aufgabe eines mobilen Feldlazarets besteht darin, sich möglichst nahe und leicht erreichbar hinter der Kampffront einzurichten, um die von den Truppen- und Hauptverbandplätzen ihm zugeführten Verwundeten vorübergehend aufzunehmen, ihre Verbände nachzusehen, zu ergänzen oder zu erneuern und die Transportfähigen baldmöglichst weiter rückwärts in das Stappengebiet oder in die Heimat zu befördern. Es ist für eine Belegschaft von zweihundert Mann ausgerüstet, muß aber imstande sein, bei starkem Andrang vorübergehend die doppelte Anzahl oder noch mehr zu versorgen. Sechshundert kann es während des Bewegungs-



Offiziere eines deutschen Stabes auf dem östlichen Kriegsschauplatz orientieren sich an einem Wegkreuz.

Phot. Photothek, Berlin.

krieges nicht werden, sondern muß immer in Bereitschaft sein, den Truppenverschiebungen zu folgen, das heißt sich als „mobile“ Formation zu betätigen. Die Arbeit seiner Ärzte ist demgemäß eine sehr aufregende: während oder unmittelbar nach Gefechten müssen sie oft Tage und Nächte lang bis zur völligen Erschöpfung verbinden und operieren. Dann läßt infolge flotter „Evakuierung“ des Lazarets diese höchste Anspannung oft plötzlich nach, um schließlich durch größere Märsche oder längere Bereitschaftspausen abgelöst zu werden.

Wesentlich anders gestaltete sich die Aufgabe und Tätigkeit der Feldlazarette im Stellungskrieg, der im Westen bald an die Stelle der gewaltsamen, schnell vorstürmenden Offensive trat. Und da nun Landwehr-Feldlazarette ursprünglich in der deutschen Heeresordnung nicht vorgesehen waren, sondern ihre Bildung sich erst nach Beginn des Krieges durch den nie dagewesenen Umfang der Truppeneinstellung nötig machte, so ist es erklärlich, daß das erst im November aufgestellte Landwehr-Feldlazarett X, als es nach dem west-

lichen Kriegsschauplatz geschickt wurde, nur geringe Anwartschaft auf eine wirklich „mobile“ Verwendung hatte.

Nach unserer Ausladung auf französischem Boden durch-



Deutsche Trainsolonne zieht durch ein russisches Dorf in der Gegend von Dünaburg.

Phot. Photothek, Berlin.



Weiterbeförderung Verwundeter in den Tagen der großen französischen Offensive vom 25.—31.

Zu dem Artikel „Ein Landwehr-Feldlazarett im Stellungskriege“.

Nach einer Originalzeichnung des auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt, ausgeführt nach seinen Aufzeichnungen.

zogen wir in Kreuz- und Quersfahrten das Departement der Ardennen, Gegenden, die Goethe in seiner „Kampagne in Frankreich“ geschildert hat. Selbst das trostlose Regenwetter und der bodenlose Schmutz der Straßen erinnerte vielfach an jenen unrühmlichen Rückzug der verbündeten Heere. Manchmal lagen wir in einem Dorf mit anderen Feldlazaretten und Sanitätskompanien in untätiger Bereitschaft zusammen, diese erzwungene Muße als eine der schwersten Kriegsprüfungen empfindend.

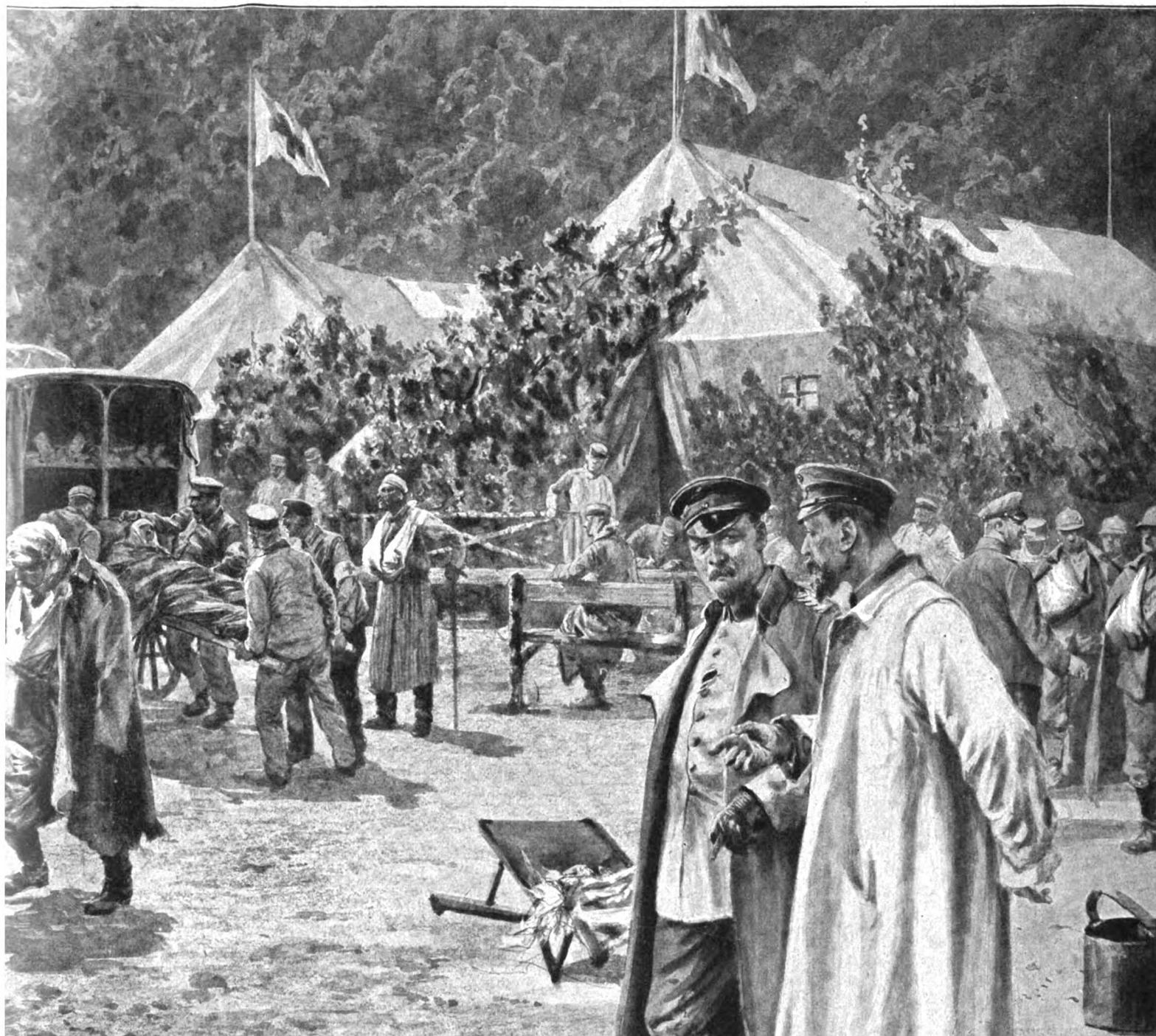
Wenige Tage vor Weihnachten aber kamen wir nach dem am Aisnetal auf einer niedrigen Bergnase gelegenen kleinen Landschlößchen Bois du Lord mit dazugehörigem Gutshof zur Ablösung eines anderen schon mehrere Wochen dort eingerichtet gewesenen Feldlazaretts. Wir übernahmen seinen Bestand an Betten und Kranken und rüsteten uns, das Christfest unseren Pfléglingen zu einem möglichst fröhlichen zu gestalten. Liebesgaben waren uns zu diesem Zweck in reicher Fülle aus der heimischen Garnison zugeführt worden, auch an Christbaumschmuck und -lichtern fehlte es nicht. Eine große Tanne lieferte uns der das Schloß umgebende Park, der sich teils auf der Hochebene ausbrei-

tete, teils in schmalen Seitentälern nach den Aisnewiesen hinabzog.

Leider mußten wir am Heiligen Abend noch die Lazarettanlagen durch Auswahl und Einrichtung eines kleinen Friedhofs ergänzen, um dort einen mit tödlicher Verwundung eingelieferten deutschen Krieger zu bestatten. Nur noch wenige Male hatten wir diese traurige Pflicht während unseres siebenmonatigen Aufenthaltes zu erfüllen. Nach dem heftigen französischen Angriff am 14. Juli erlagen von den uns in großer Zahl zugeführten Verwundeten noch ein Deutscher und drei Franzosen ihren schweren Verletzungen.

Wenn bei Beginn der Weihnachtsfeier und beim Gesang der alten Christbaumlieder bei vielen unserer Patienten wehmütige Stimmung vorherrschte — waren es doch meistens alte Landwehrleute, die sehnlichst an Frau und Kinder in der fernen Heimat dachten — so brach später unter der Beihilfe eines leichten Festpunsch der unverwundliche deutsche Humor siegreich durch: komische Vorträge und improvisierte Masteraden fanden fröhlichen Beifall; ja es wurde sogar unter Mundharmonikabegleitung getanzt.

Wir glaubten anfangs, auch nur wieder als flüchtige



September 1915.

Ort und Stelle gefertigten Studien und Skizzen.

Gäste in dieser schönen Zufluchtsstätte weilen zu können. Allmählich aber richteten wir uns immer häuslicher ein, und da das Schlößchen abseits von der großen, unsere Kampffront mit der Etappe verbindenden Heerstraße lag und bei den winterlich schlechten Wegen besonders schwer zugänglich war, so ergab es sich von selbst, daß uns vornehmlich solche Kranke und Verwundete zugeführt wurden, die die etwas beschwerliche Anfuhr gut vertragen und längere Zeit, womöglich bis zur vollständigen Herstellung zu erneuter Dienstfähigkeit, bei uns bleiben konnten. Den Ärzten wurde dabei die Genugtuung zuteil, nicht nur, wie im mobilen Betrieb, ihren Kranken die erste Hilfe zu leisten und für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen, sondern unter ihrer Pflege manche Wunde heilen und manchen Kranken genesen zu sehen. Ja es erwies sich sogar als äußerst lohnend, mit Hilfe entsprechender Arbeitsträfte hier spezial-

ärztliche Behandlung von Ohren-, Augen-, Nasen- und Halskranken durchzuführen.

Die gesunde Lage des Lazarets, über den Nebeln des Misnetals und doch vor heftigen Winden durch den Park geschützt, unterstützte uns dabei aufs beste. Als vollends

die sonnigen Stunden und Tage sich mehrten, von Ende April an ein wunderbar schöner und milder Frühling die Winterregenschürme ablöste und unsere Patienten sich in Wald und Feld ergehen oder sich wenigstens im Freien lagern und am Blick ins anmutige Nisental sowie auf den gegenüber sich erstreckenden bewaldeten Höhenrücken der Argonnen erfreuen konnten, da ward für viele unser Feldlazarett ein förmliches Genesungsheim.

Der sich mehr und mehr verbreitende Ruf von der landschaftlichen Schönheit unseres Aufenthaltsortes führte manche Besucher herbei, unter ihnen hohe Offiziere und Heerführer, die zugleich ein warmes Interesse für das Ergehen unserer Patienten an den Tag legten. Die Kommandeure unseres Armeekorps und unserer Division sprachen wiederholt vor (siehe Bild Seite 317), und mit besonderer Verehrung wurde der greise Feldmarschall Graf Häßeler begrüßt, der kurz nach der Feier seines achtzigsten Geburtstages von seinem Standquartier jenseits der Argonnen herüberkam.

Für die Ärzte aber boten sich in ihren Mußestunden außerordentlich lohnende Ausflüge zu Roß und zu Fuß in die fernere und nähere Umgebung mit ihren frisch ergrünenden Wäldern, den blumigen Wiesen und Feldern und den aus Schutt und winterlichem Schmutz unter soldatischer Pflege gleichsam neu erstehenden Dörfern.

Die reichhaltige Bibliothek des Schloßchens gewährte dem Sprachkundigen vortrefflichen französischen und englischen Lesestoff. Viele Kranke aber unterhielten sich mit den zahlreichen darin vorhandenen illustrierten Werken und Zeitschriften. Wie die englischen Literaturerzeugnisse, so deuteten auch mehrere im Speisesaal und Herrenzimmer hängende Hifthörner, die wohl bei Parforcejagden erklingen waren, und handkolorierte englische Jagd- und Rennkupferstiche auf die englischen Beziehungen und Neigungen des Schloßherrn hin, dessen Großmutter eine Engländerin gewesen war. Viel interessanter noch aber waren die in ferne Vergangenheit zurückreichenden englischen Traditionen des Hauses, über das wir in einer Chronik folgende Notiz aus dem Annuaire des Châteaux et des Départements (1888) fanden: Dieser Besitz, der in allen alten Schriften unter dem Namen Bois du Lord erwähnt wird, wurde Maria Stuart als Witwensitz anlässlich ihrer Vermählung mit Franz II. zugeschrieben. Das Dorf Grand Ham, zu dem es gehört, hat als Schutzheiligen Thomas Becket of Canterbury und ist wohl die einzige Dorfgemeinde Frankreichs, in deren Urkunden sich englische Namen erhalten haben.

Leider mußte im Verlauf des Sommers das idyllische Bois du Lord anderen Zwecken dienstbar gemacht werden, und damit schlug für unser Lazarett die Trennungstunde von dieser lieb gewonnenen Stätte. In den ersten Augusttagen schieden wir von ihr schweren Herzens.

Nicht weit brauchten wir zu ziehen, um unter der Fürsorge des auf eine gute Unterbringung seines Lazarets bedachten Korpsarztes auf einer, wenn auch minder herrschaftlichen, so doch fast ebenso schön und dabei günstiger gelegenen Belsung unsere Zelte und Baracken aufzuschlagen: bei einer Mühle hart am Ufer der Aisne und im Schutz einer von Süden her steil abfallenden bewaldeten Bergwand (siehe die farbige Kunstbeilage). Hier wurden ausgedehnte sanitäre Anlagen geschaffen, um einen großen Teil des Lazarets

für die Pflege innerlich Kranker verwenden zu können. Auch diese Aufgabe schien seinen Ärzten eine langanhaltende, stetige Behandlungstätigkeit zu verheißen. Gerade mit Herbstanfang aber brach, von langandauernder, heftiger Kanonade eingeleitet, ein verzweifelter französischer Angriff über unseren Abschnitt herein, der mit seinen Strömen von Verwundeten dem Betrieb unseres der Kampffront zunächst gelegenen Lazarets mit einem Schlage den aufregenden Charakter verlieh, der im allgemeinen den „mobilen“ Feldlazaretten während ihrer Einrichtung eigentümlich ist.

Erzherzog Karl Stephan.

(Hierzu das Bild auf dieser Seite.)

Gleich nach Beginn des Weltkrieges wurde in der österreichisch-ungarischen Monarchie ein besonderes Augenmerk den freiwilligen Einrichtungen zugewendet, die berufen erscheinen, die Schrecken des Krieges zu lindern und zu heilen. Zum obersten Chef und Schirmherrn aller freiwilligen Sanitätsanstalten wurde von Kaiser Franz

Joseph dessen Schwiegersohn Erzherzog Franz Salvator ernannt, während dem Erzherzog Eugen die oberste Aufsicht über diejenigen staatlichen und freiwilligen Einrichtungen übertragen wurde, die sich mit der Fürsorge im engeren Sinn des Wortes beschäftigen, das heißt, die Lage der Kriegsbeschädigten sowie der Witwen und Waisen gefallener Krieger zu verbessern suchen. Nach der Ernennung des Erzherzogs Eugen zum Oberbefehlshaber der Balkanstreitkräfte im Dezember 1914 trat sein Bruder Erzherzog Karl Stephan an diese Stelle.

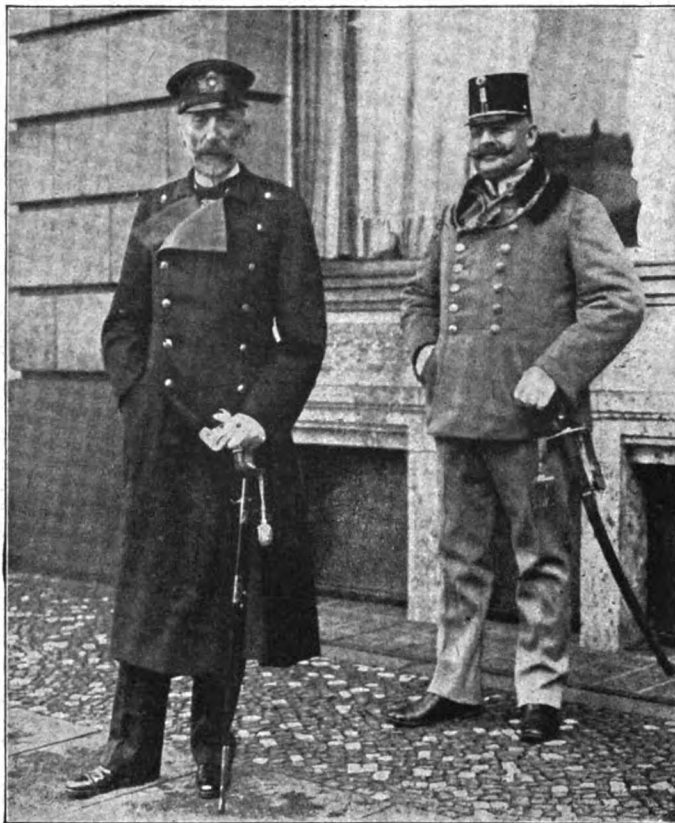
Erzherzog Karl Stephan, der dritte Enkel des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, wurde 1860 geboren und diente in der Marine, in der er den Rang eines Vizeadmirals einnimmt. Vor mehr als einem Jahrzehnt zog er sich aber vom Dienst zurück und widmete sich neben Studien der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter.

In seiner Stellung als oberster Chef und Schirmherr der Fürsorgeeinrich-

tungen entwickelt der Erzherzog eine ungemein lebhafte und erfolgreiche Tätigkeit. Er trat sofort mit dem k. u. k. Kriegsfürsorgeamt in Verbindung und beschäftigte sodann auf ausgedehnten Fahrten die verschiedenen Anstalten, die sich mit der Ausbildung der leider jetzt schon zahlreichen Kriegsbeschädigten beschäftigen. Es sind dies in erster Linie diejenigen Reservespitäler, mit denen Schulen für Kriegsbeschädigte verbunden sind, um diese durch Unterricht wieder zu bürgerlichen Berufen geeignet zu machen.

Die Invalidenfürsorge hat in der Monarchie, insbesondere in Wien, eine warme Förderung gefunden, und die Erfolge, die auf dem Gebiete der künstlichen Glieder in erster Linie von Oberstabsarzt Professor Dr. Spthn im Wiener Reservespital Nr. 11 und in den diesem angegliederten Invalidenschulen erzielt wurden, sind ganz außerordentliche. Ja sie sind sogar für das feindliche Ausland richtunggebend geworden. Auf der im Januar 1916 in Berlin veranstalteten Ausstellung für Kriegshilfe hat daher auch die österreichische Abteilung mit Recht großen Beifall gefunden.

Erzherzog Karl Stephan hat diese Ausstellung besucht und sich persönlich an dem in Verbindung mit ihr abgehaltenen Kongreß beteiligt. Unser Bild wurde während dieser Anwesenheit des Erzherzogs in Berlin aufgenommen.



Phot. A. Grob, Berlin.

Zum Besuch des Erzherzogs Karl Stephan in Berlin:
Vizeadmiral Erzherzog Karl Stephan mit seinem Adjutanten Major Stusarz.

Fahrbare Kriegsbüchereien.

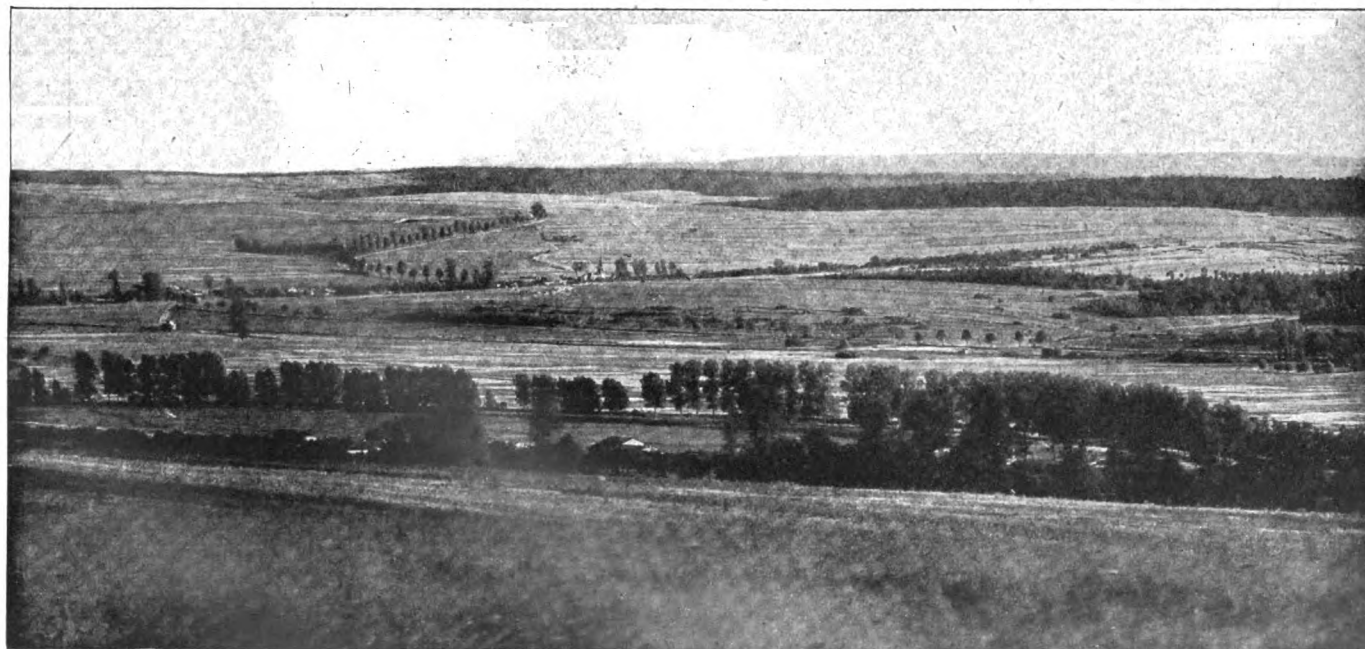
(Hierzu die Bilder Seite 316.)

Millionen deutscher Männer stehen seit Jahr und Tag draußen im Feindesland, den größten Teil der Zeit im eintönigen und geisttötenden Stellungskrieg. Kein Wunder, daß sich bald das Bedürfnis nach gutem Lesestoff überall, im Westen wie im Osten, deutlich fühlbar machte. Von verschiedenen Seiten wurde in anerkennenswerter Weise diesem Bedürfnis schon seither Rechnung getragen. Ganz besonders gilt dies für Württemberg. Hier war es, wie der „Schwäbische Merkur“ berichtet, das Rote Kreuz, das gleich in den ersten Wochen des Krieges einen Aufruf zur Stiftung von Büchern erließ, mit dem Erfolg, daß Tausende und aber Tausende von Bänden zur Verfügung gestellt und nach Ausscheidung des Unbrauchbaren ins Feld hinausgegeben werden konnten. Auch von kirchlicher Seite wurde der Gedanke sofort aufgenommen und von dieser naturgemäß besonders auch das Bedürfnis nach religiöser und erbaulicher Literatur befriedigt. Dann kam die Bismarck-Gedächtnisspende, ebenfalls vom Roten Kreuz eingeleitet und durchgeführt, die große Mittel für die Beschaffung von Büchern und Zeitschriften aufbrachte und eine reichliche Versorgung der württembergischen Truppen ermöglichte. Selbstverständlich konnte es sich bei allen diesen Sendungen, die auch hinaus in die Schützengräben gingen, nur um kleinere, in sich abgeschlossene Erzählungen, billigere Werke und so weiter handeln, da an eine Zurückgabe oder an eine Weiterverwendung nach kurzer Zeit hier doch nicht mehr zu denken war. Als der Krieg sich immer mehr in die Länge zog, machte sich unter den Truppen erfreulicherweise auch der Wunsch geltend, sich in der vielen freien Zeit, die namentlich in der Ruhestellung den Leuten zur Verfügung steht, weiterzubilden und auch in ihrem Beruf weiter zu fördern.

Dazu bedarf es aber einer geordneten Bücherei, die allen den Anforderungen genügt, die von unseren Soldaten mit ihrer verschiedenartigen Vorbildung und ihren auseinandergehenden Neigungen gestellt werden. Hier das richtige getroffen zu haben, ist das Verdienst des preußischen Divisionspfarrers Hoppe, der den Gedanken, durch fahrbare Kriegsbüchereien allen diesen Wünschen zu entsprechen, aufwarf und bald in die Tat umsetzte. Er ging bei seinen Büchereien von vornherein von der Absicht aus, die Bücher, die hinausgeschickt werden, auch möglichst für die Zukunft zu erhalten. Sie sollen von einem Bücherwart verwaltet und an die Leser auf eine bestimmte Anzahl von Tagen ausgeliehen werden. Die Bücher, die mit zweckentsprechenden starken Einbänden versehen sind, werden an die Mannschaften unentgeltlich und an die Offiziere gegen eine Leihgebühr, die zu Neuanschaffungen dann wieder Verwendung finden soll, ausgegeben. Als Aufbewahrungsort dient ein

Kastenwagen, nach Art der Geschäftswagen, in dem zweitausend Bände in verschließbaren Kisten, die durch eine sinnige Vorrichtung mit einigen Handgriffen in Büchergestelle umgewandelt werden können, aufbewahrt sind. Der Wagen sowie Führersitz sind gegen die Einflüsse der Witterung nach Möglichkeit geschützt. Diese fertigen Büchereien werden, da die Wagen durch eine besondere Vereinbarung außerordentlich billig beschafft werden können und die Bücher zu Verlegerpreisen geliefert werden, zum Preis von zweitausendfünfhundert Mark bereitgestellt.

Auf diese Weise ist nahezu die ganze Armee im Osten mit Büchern versehen worden. Die Mittel hierzu sind nicht auf dem Weg der Sammlungen oder durch freiwillige Gaben einzelner aufgebracht worden, sondern durch Stiftungen, und zwar in der Weise, daß einzelne Städte, vorwiegend natürlich Garnisonsstädte, die Stiftung eines oder auch mehrerer Wagen übernahmen. Auch andere Körperschaften, sowie Industrielle und sonstige opferwillige Freunde des Gedankens haben durch die Übernahme von Wagen das neue Werk auf das tatkräftigste gefördert. Ein Vorzug liegt zweifellos auch darin, daß die Militärbehörde, die von Anfang an sich dem Gedanken außerordentlich freundlich gegenübergestellt und das Zustandekommen des Unternehmens beschleunigt hat, die Wagen in eigene Verwaltung übernimmt und für einen geregelten Büchereibetrieb Sorge getroffen hat. Es ist damit auch die Gewähr geboten, daß die Wagen, von denen für jede einzelne Division einer bis zwei in Betracht kommen, immer so rasch als möglich die Truppe erreichen. Was die Bücher selbst betrifft, so darf gesagt werden, daß der Einheitskatalog, der aufgestellt ist, geradezu ein Musterverzeichnis guter Bücher genannt werden darf. Er hält sich frei von jeder parteipolitischen oder konfessionellen Einseitigkeit und gibt jedermann Gelegenheit, etwas seinem Geschmack und seinen Anschauungen Entsprechendes zu finden. Die Bücherei ist, wie die nähere Bezeichnung schon sagt, fahrbar und damit in der Lage, von Truppenteil zu Truppenteil zu gelangen, so daß niemand innerhalb des Divisionsverbandes vernachlässigt zu werden braucht. Es handelt sich, was festgehalten werden muß, bei diesen Büchereien um die Versorgung der Truppen in Ruhestellung, nicht aber um die Abgabe von Büchern für unsere Feldgrauen draußen in den Schützengräben. Bei diesen ist naturgemäß das Verlangen nach großen Werken, nach Büchern schwereren, etwa gar wissenschaftlichen Inhalts kein allzugroßes. Die dienstfreie Zeit, soweit man von einer solchen überhaupt sprechen kann, wird hier lieber zur Ruhe und zur Unterhaltung mit den Kameraden benützt. Bleibt Zeit zum Lesen, dann greift man eher zu einem leichteren Lesestoff, zu den kleinen und billigen Bändchen, die in die Schützengräben zu bringen nach wie vor Aufgabe der Bismarck-Gedächtnisspende des Roten Kreuzes sein wird, das sich seither der Sache mit so viel Arbeit und gutem Erfolg angenommen hat.



Blick auf das Kampfgebiet vor Verdun westlich der Maas.
In der Mitte des Bildes der von den deutschen Truppen am 7. März 1916 eroberte Ort Jorges, im Vordergrund Consenboye.

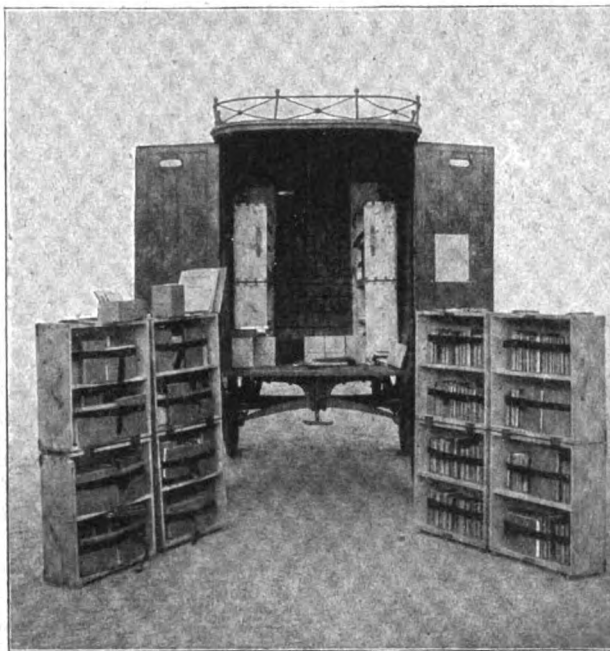
Aus der Verdunsschlacht.

Von Eugen Kallschmidt, Kriegsberichterstatler.
(Hierzu die Bilder Seite 315, 318, 319, 320 unten.)

I.

Seit den Herbsttagen des Jahres 1914, als der deutsche Vormarsch in Frankreich zum Stehen gekommen war, zog sich die deutsche Linie in einem mächtigen Halbkreis um Verdun. Dieser Bogen mißt in abgerundeter Linie, die kleinen Vor- und Rücksprünge der Grabenstellung nicht gerechnet, vom nördlichen Maasübergang bei Consenvoye (siehe Bild Seite 315) bis zum südlichen bei St.-Mihiel gut 70 Kilometer. Nannes, Etain und Marchéville, sämtlich innerhalb der deutschen Linien, sind die Richtpunkte seiner Ausdehnung nach Nordwesten, in der Woëvreebene. Bei Marchéville und der Combreshöhe hatte Joffre im Frühling 1915 den einen Hebel seiner „Zange“ angelegt, mit der er den deutschen Keil bei St.-Mihiel abzuwickeln gedachte. Seit diesem mißlungenen Versuch war die Verdunfront von größeren Gefechten freigeblieben.

Da begann zur größten Überraschung der Franzosen am Morgen des 21. Februar 1916 im Nordabschnitt des Bogens das deutsche Trommelfeuer. Gedeckt durch die dichten Wälder und die zahlreichen Höhen des unübersichtlichen Geländes hatte die deutsche Artillerie sich trefflich einrichten und mit Munition versorgen können. Nun öffnete sie den Sturmtruppen die Wege durch die feindlichen Hindernisse, nahm die Zugangstraßen unter Feuer und deckte die feindlichen Batterien zu. Schon am Nachmittag des 21. um 5 Uhr brach die Infanterie aus den Gräben hervor. In



Die erste fahrbare württembergische Kriegsbücherei, eine Stiftung des Kommerzienrats Robert Brand, Ludwigsburg.

aktiven Jägern verteidigt wurde, noch hart gekämpft werden. Am 25. nachmittags wurde durch die Erstürmung der Panzerfeste Douaumont die erste Bresche in den äußeren Fortgürtel von Verdun geschlagen, am 26. fielen die westlich vorgeschobenen Werke von Harcourt, am 27. wurde der Maasbogen bei Champneuville gesäubert; bis zum 2. März aber dauerte es, ehe das Dorf Douaumont nach schweren Kämpfen genommen werden konnte. Jetzt trat ein erster größerer Halt auf dieser Nordfront ein.

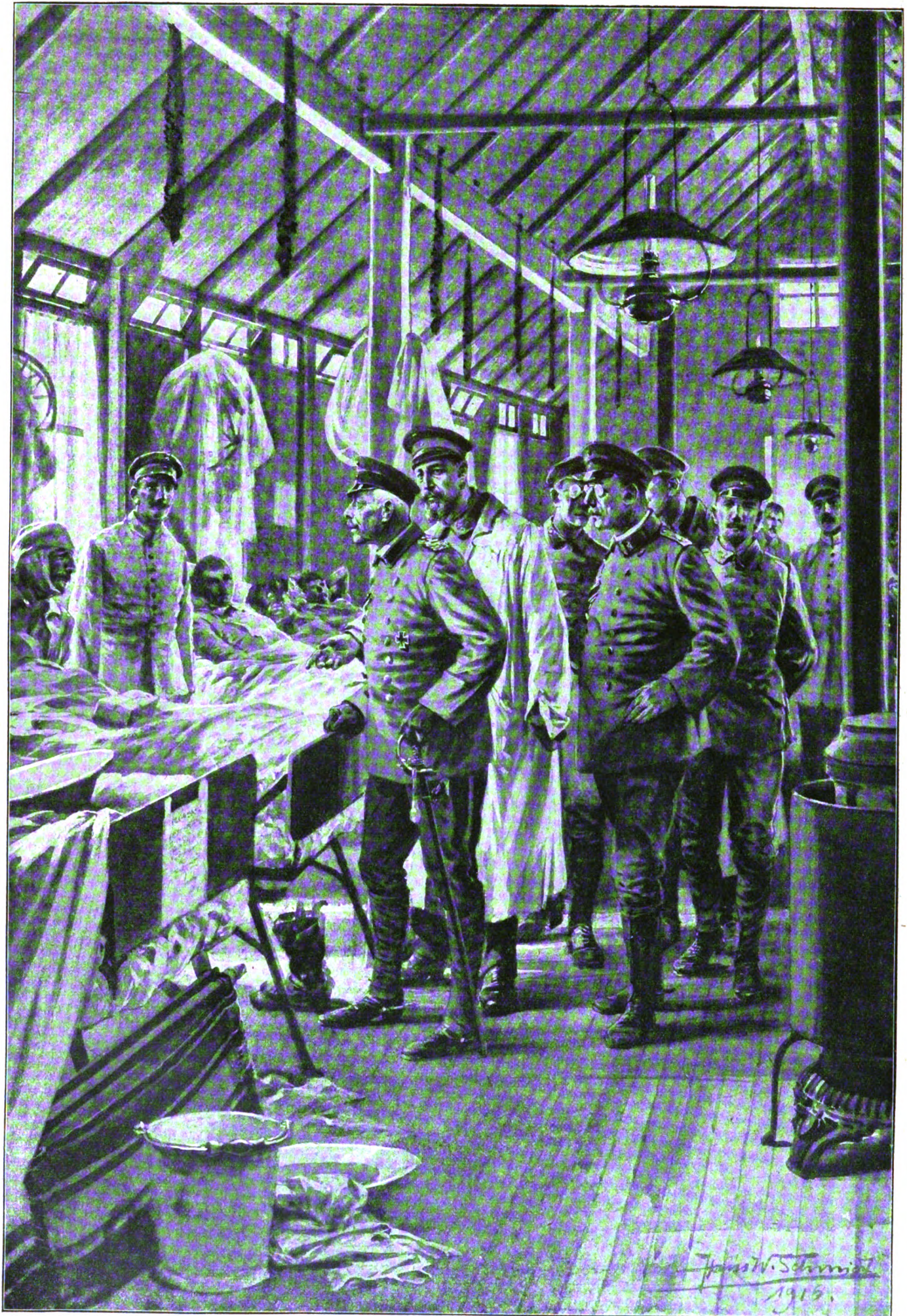
Gewinn: ein Gelände von 6 bis 7 Kilometern Tiefe und doppelter Breite, zahlreiche Gefangene (am 26. Februar bereits 15000) und viel Kriegsgerät.

Es war ein Erfolg, wie er nur durch genau abgewogenes Einsetzen der deutschen Mannschaften und sonstigen Kampfs-

ichten Schwärmen konnte sie an manchen Stellen über freies Feld stürmen und den Gegner über den Haufen rennen. Überall aber, wo Waldstellungen zu nehmen waren, kostete es harte Kämpfe. So wurde das am freien Hange liegende Dorf Haumont am 22. Februar nachmittags binnen einer halben Stunde besetzt. Am nächsten Tage fielen die Dörfer Brabant und Samogneux, trotz ihrer Befestigungen und Hindernisse, ziemlich rasch, weil die Franzosen, vom Trommelfeuer zermürbt, nach rückwärts teilweise abgeschnitten, längeren Widerstand für aussichtslos halten mußten. Im Caureswalde dagegen und besonders im stark verschanzten Dorfe Beaumont hielten sie sich tagelang. Während die deutsche Front längst auf den Louvemonttrümmern vorgeschoben, Bézonvaux und Ornes genommen waren, mußte um das abgeschlossene Beaumont, das von



Fahrbare Kriegsbücherei: Blick in das Innere eines Büchertwagens.



General der Infanterie v. Steuben besucht die Baracken eines Feldlazarettts.

Zu dem Artikel „Ein Landwehr-Feldlazarett im Stellungskriege“.

Nach seinen in einem Feldlazarett in den Argonnen am 2. Oktober 1915 gefertigten Skizzen ausgeführt von Kriegsmaler Professor Hans W. Schmidt.

IV. Band.



Französische Ambulanz in einem zerstörten Dorfe hinter der Feuerlinie erwartet die Ankunft von Schwerverwundeten aus den Schützengräben.



Schwerwundeter Franzose wird von französischen Hilfsposten weiterbefördert.



Große Kraftwagen bringen Truppen zu einer bedrohten Stelle an der Front.

Hinter der französischen Front vor Verdun.

mittel erreicht werden konnte. Die Taktik war: erst Beschießung, dann Sturm, dann Halt. Es war eine Beschränkung immer auf die nächsten Ziele, aber in dieser Beschränkung lag die Gewähr des Gelingens ebenso wie die Möglichkeit, unnötige Verluste zu vermeiden. Es ist eine Tatsache, die durch alle französischen Gegenbehauptungen nicht umgestoßen wird, daß die deutschen Verluste bei diesem strategisch erwogenen, taktisch vollendeten Vorgehen sehr mäßig waren.

Während nun die Artillerie den gewaltigen Sprung der Sturmtruppen gegen Süden einzuholen suchte, war der Kampf auch im Woëvre in Fluß gekommen.

Die stärkere Beschießung der französischen Stellungen hatte in der von leichten Bodenwellen durchzogenen Ebene ungefähr gleichzeitig mit dem Trommelfeuer im Nordabschnitt begonnen. Am 26. Februar meldete der Tagesbericht den Zusammenbruch des Widerstandes auf der ganzen Front bis hinunter nach Marchéville. Der Gegner, im Norden bis an die Linie seiner besetzten Berge zurückgedrängt, fürchtete einen Plattenstoß von Nordwesten in seine Woëvrestellungen. Er zog sich daher aus Fromezey, Gussainville, Hennemont zurück. Die Linie Champlon—Fresnes—Mauheulles glaubte er halten zu können. Er täuschte sich. Am 7. März war mit der Einnahme von Fresnes diese ganze französische Woëvrefront bis an den Fuß der Côte zurückgedrängt. Am 9. März hatten wir im Dorfe Baux Fuß gefaßt.

Der Gegner gab sich auch jetzt noch den Anschein, als handle es sich bei diesen Verlusten um wohlüberlegtes Aufgeben einiger vorgeschobener Feldwachen und Posten. Aber die Zahl der Gefangenen, die zurückgelassenen Geschütze, die verlorenen Maschinengewehre und nicht zuletzt der Zustand der stark ausgebauten Verteidigungsstellungen rund um die Dörfer bewies zur Genüge, daß er auch hier dem konzentrischen Angriff der deutschen Sturmtruppen erlegen war.

Der französische Soldat, beim Angriff tapfer, in der Verteidigung äußerst gewandt, hat eigentlich erst in der Schlacht vor Verdun ein Trommelfeuer ganz großen Stiles kennen gelernt. Das aber — so haben mir die Gefangenen oft erklärt — hielten sie auf die Dauer nicht aus. Sie verloren die Nerven und damit die Möglichkeit, überraschende Angriffe zu können. Offiziere wurden im Walde angetroffen, die auf Verdun zurück wollten, jede Richtung verloren hatten und nun den Deutschen in die Arme liefen. Leute, die in dem vielstündigen Trommelfeuer gelegen hatten, weinten vor Erschöpfung und riefen: Verdun sei in vier Tagen genommen. Andere, die zu neuen Truppen gehörten und weniger gelitten hatten, meinten zuversichtlich: „Die Sache ist nicht so einfach mit Verdun. Sie wird für euch immer schwieriger werden.“ Jedesmal, wenn eine kleine Gefechtspause

eingetreten war, glaubten die Franzosen: nun ist der Angriff zum Stehen gekommen, und waren obenauf. Begann der Sturm aufs neue und bückten sie wieder ihre für uneinnehmbar gehaltenen Stellungen ein, so ließen die Leute verzweifelt die Köpfe hängen.

Man versteht angesichts dieser großen Eindrucksfähigkeit der Franzosen, daß die feindliche Heeresleitung mit einem viel schnelleren Truppenverbrauch rechnen und ganz ungeheure Reserven angreifen mußte, um die Angriffe abzuwehren. Nicht weniger als 27 Divisionen sind im Verlauf von vier Wochen vorgeschickt und wieder herausgezogen worden; länger als drei Tage läßt man die Truppe in der Regel nicht in der angegriffenen Front. Die deutschen Korps haben bis zu drei Wochen lang ununterbrochen vorn gelegen, und wenn sie in Ruhe kommen sollten, war es ihnen nicht einmal recht. Was sie begonnen hatten, wollten sie auch vollenden. Offiziere und Mannschaften hatten den gleichen Wunsch, bald wieder vorgeschickt zu werden. Die neuen Divisionen des Gegners sind aus den großen Truppenlagern sowie aus ganz entlegenen Stellungen der Front herangeführt worden, zum Teil auf zahllosen Kraftwagen (siehe Bild Seite 318 unten), da die Hauptbahnlinie von Châlons nach Verdun unter dem Feuer der deutschen Geschütze lag. Auf dem engen Festungsraume drängen sich nun die Hunderttausende. Manche kamen sofort nach der Ankunft in die vorgeschobenen Stellungen. So zum Beispiel jene Pioniere, die im Dorfe Baux am Abend des 8. März gefangen genommen wurden. Sie erzählten mir, daß sie bis vor kurzem bei Péronne gelegen hatten. Dann wären sie Hals über Kopf verladen worden, in Verdun habe man sie nach Baux geschickt, und dort hätten sie, durch das deutsche Sperrfeuer aller Verbindungen beraubt, vier Tage nur von ihren Konserven gelebt, bis die Deutschen stürmten und sie gefangen nahmen.

Nach ihrer alten Gewohnheit suchten die Franzosen die deutschen Erfolge nach Möglichkeit zu verschleiern. Sie behaupteten, das Fort Baux nie verloren zu haben, obwohl die deutsche Fahne weithin sichtbar über dem Trümmerhaufen der zerstörten Kasematten geweht hat. Weil ihnen allenfalls ein paar Häuser des Dorfes in der Schlucht noch gehörten, behaupteten sie, sie hielten das ganze Dorf Baux. Wie lange haben sie gebraucht, ehe sie den Verlust der Feste Douaumont zugaben! Und auch dann nur, um die Lage der deutschen Besatzung als vollkommen hoffnungslos hinzustellen, weil sie eingeschlossen sei. Es ist richtig, daß besonders in den ersten Tagen nach der Erstürmung die Verbindung der Truppe dort oben nach rückwärts äußerst schwierig war, denn das Dorf Douaumont, mit den angrenzenden Höhen zu einer vollkommenen Festung ausgebaut, wurde mit äußerster Zähigkeit verteidigt. Jedes Haus war eine kleine Festung für sich, betonierte Maschinengewehre



Französischer Offizier beobachtet eine von den Deutschen unmittelbar unter der französischen Front gesprengte Mine.



Baumstämme, die mittels schwerer Automobile an die Front geschafft wurden, um zum Bau neuer verdeckter Artilleriestellungen und bombensicherer Unterstände zu dienen.



Das Zurückweichen der französischen Truppen erforderte die Herstellung neuer Schützengräben und Unterstände, für die eine große Menge von in die Erde einzulassenden Eisenbogen an die Front gesandt wurden.

Hinter der französischen Front vor Verdun.

in jedem Keller, geschickt angelegte Batteriestellungen im Gelände. So gestaltete sich der Kampf um das Dorf erbitterter, heißer und nachhaltiger als der kühne Sturm auf die Feste.

Das Dorf Fresnes unweit der berühmten Combreshöhe war durch seine Lage ebenso sehr wie durch die Befestigungen des Gegners gegen den deutschen Angriff gesichert. Im Schutz der französischen Batterien auf der Côte des Hures und dem Montgir-mont gelegen, von Süden her durch Sumpf und Wassergeschütt, mit Drahthindernissen und Gräben umgürtet, Hindernissen, die sich bis zu einer Tiefe von 100 Metern und darüber ins Gelände erstreckten, schien der Platz nur unter schwersten Verlusten zu nehmen. Wir ließen den Franzosen ein paar Tage Zeit zu dem Glauben, wir fürchteten ihre drohende Stellung hier. Dann, in der Nacht zum 7. März, traf die Landwehr in aller Heimlichkeit ihre Vorbereitungen. Die gewaltigen Stacheldrähte (siehe untenstehendes Bild) waren schon in vorhergehenden Nächten durchlöchert worden, die gefährlichen Sackgassen in den Gräben, an deren Ende gedeckte Maschinengewehre lauerten, waren ausgekundschaftet worden. Im Dunkel der Nacht arbeiteten sich die Sturmkolonnen kompanie- und zugweise bis auf 150 Meter an die Hindernisse vor. Um 6 Uhr 20 Minuten früh setzte der Sturm ein, ohne

besonders verstärktes Artilleriefeuer. Binnen zehn Minuten war der größte Teil des Dorfes unser. Die Überraschung gelang vollkommen, nur am Westrande des Dorfes zog sich der Kampf bis zum Nachmittag hin. Annähernd die Hälfte der Besatzung, die aus sechs Kompanien bestand, wurde gefangen genommen. Die Franzosen aber meldeten, die Gefangenenzahl von 700 Mann könne schon deshalb nicht stimmen, weil die Besatzung des Dorfes gar nicht einmal so viel betragen und übrigens einen geordneten Rückzug angetreten habe.

Wer einmal die Verdun Schlacht als eine abgeschlossene Kampfhandlung, in Ursachen und Wirkungen übersehbar, zu schildern haben wird, der wird dann auch ein besseres Bild der umfassenden Vorbereitungen geben können, als das heute möglich ist. Was es heißen will, die schweren Lasten und unzähligen Kolonnen, den Nachschub der Verpflegung und

der Munition auf den zerfahrenen Straßen, durch dichtes Unterholz der Wälder, über den zähen tonigen Lehm der fetten Woivre zu regeln und vorzuschaffen, unter fortwährendem wütendem Streufeuern des Gegners — das kann eigentlich nur der ganz ermessen, der selber seinen Teil zu dieser bewundernswerten Kriegsarbeit beigetragen hat. Wir anderen können nur danken und darauf vertrauen, daß solche Anstrengungen nicht umsonst sein werden.



Phot. Vert. Illustrat.-Gef. m. b. G.

Die Standarte des serbischen Reiterregiments I, die in der Nacht vom 5. auf 6. Februar 1916 erbeutet wurde.



Phot. Vert. Illustrat.-Gef. m. b. G.

Rückseite der Standarte mit einem serbischen Heiligenbilde.

Das erste in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses ausgestellte serbische Feldzeichen.



Französische Drahthindernisse vor der ersten Verteidigungslinie im Rabenwald bei Verdun.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Der Durchbruch der Russen verlief nach der ersten Woche merklich an Wucht, was die Berichte der russischen Heeresleitung damit zu erklären suchten, daß es sich bei der ganzen Angriffsbewegung nur um die Gewinnung besserer Ausgangspunkte für den eigentlichen Durchbruch handeln solle. Im Vergleich mit den Stellungen, die sich die Deutschen nach und nach errungen hatten (siehe auch Karte Seite 322), waren diejenigen der Russen allerdings schlecht genug, zumal ihnen durch die um jene Zeit beginnende Schneeschmelze (siehe untenstehendes Bild) große Wassermengen in die Gräben geleitet wurden. Wenn es also auch begreiflich war, daß die Russen sich aus dieser Lage zu befreien suchten, so wäre dies Ziel mit den von ihnen gebrachten Opfern doch unverhältnismäßig hoch bezahlt gewesen, selbst wenn es erreicht worden wäre. Dies war indessen keineswegs der Fall; wohl aber war bereits eine wesentliche Schwächung der Russen eingetreten, so daß sie sich am 23. März auf Angriffe gegen den Brückenkopf von Jakobstadt beschränken mußten, die allerdings von großer Heftigkeit waren. In der Nacht darauf folgten dann mehrere Angriffe auf den Abschnitt nördlich der Bahn Mitau-Jakobstadt. Auch südwestlich Dünamburg (siehe Bild Seite 322) und nördlich Widsyn wurde mehrfach vorgestoßen. An letzterer Stelle war dem ersten Ansturm eine fünfstündige Feuervorbereitung vorausgegangen, die aber, wie das gewaltige deutsche Granat-, Maschinengewehr- und Infanteriefeuer den Angreifern bewies, der Verteidigung nichts anzuhaben vermocht hatte. Auch weitere Sturmangriffe, die nach nochmaliger Artilleriebeschießung an demselben Frontabschnitt unternommen wurden, zeigten kein Ergebnis, sondern wurden schon vor den Hindernissen im Keime erstickt.

Gefangene, die bei diesen Kämpfen gemacht wurden, bestätigten abermals die Tatsache, daß hinter der russischen Front Maschinengewehre aufgestellt waren, die auf wei-

chende Truppen zu schießen hatten. Auch klagten die Leute, daß sich die russischen Offiziere bei Sturmangriffen mit Vorliebe hinter der Front in Sicherheit hielten. Ferner erfuhr man, daß die Offiziere der Neigung des russischen Soldaten, sich gefangen nehmen zu lassen, durch die Behauptung entgegenzuwirken suchten, die Deutschen behandelten ihre Gefangenen grausam. Feurige Ansprachen und die Verteilung von St.-Georgs-Kreuzen hatten sich als Behebungsmittel des Angriffsmutes also offenbar nicht genügend bewährt.

Am 24. März richteten die Russen nach schwerer Artillerievorbereitung neue starke Angriffe gegen die deutsche Stellung westlich Jakobstadt. Frische sibirische Truppen waren es, die hier vorgeschickt wurden. Aber auch diese vorzüglichen Soldaten vermochten nichts auszurichten. Südwestlich Jakobstadt und südwestlich Dünamburg wurde am 24. in kleinerem Maßstab ebenfalls gekämpft. Nachtangriffe setzten die Russen gegen die deutsche Front nördlich Widsyn an. Ein Erfolg war ihnen nirgends beschieden.

Der schwer umkämpfte deutsche Brückenkopf von Dünamburg wurde am folgenden Tage, dem 25., nicht wieder angegriffen. Wohl aber gingen die Russen gegen die Front nordwestlich Postawo und zwischen dem Narocz- und Wiszniewsee mit starken Kräften in Nachtangriffen vor, die jedoch mit erheblichen Verlusten an Toten und Gefangenen endeten.

Nach dem im ganzen etwas ruhigeren 25. März folgte mit dem 26. wieder ein Tag zahlreicher und überaus heftiger Kampfhandlungen. Der deutsche Bericht hob hervor, daß gegen die deutsche Stellung nordwestlich Jakobstadt mit einem Einfluß an Munition und Menschen vorgegangen wurde, wie er im Osten bisher „unerhört“ gewesen sei. Dasselbe konnte aber auch von den Verlusten des Feindes gemeldet werden. — Bei Welikije Selo südwestlich Widsyn



Verlassene russische Stellung am Dünaufer.

Phot. R. Zennede, Berlin.

hatten deutsche Vortruppen ein glückliches Gefecht. Auch nordwestlich Postawo wurde unter größeren russischen Einbußen gekämpft. Südlich des Naroczsees bei Mokrzyce konnten die Deutschen, nachdem sie dort drei russische Armeekorps abgeschlagen hatten, einen starken Gegenstoß ausführen. Dabei taten sich namentlich westpreussische Regimenter hervor, die dem Feinde einige deutscherseits am 20. März aufgegebene Artilleriebeobachtungsstellen wieder entzogen.

Der Berichtstag, der 26. März, war der erste sonnige Tag nach einer Zeit heftiger Schneestürme und starken Frostes. Diesen günstigen Umstand ließen die deutschen Flieger nicht unbenuzt. Sie unternahmen gegen mehrere Stellen Vorstöße: die Bahnanlagen von Düna- burg und Wileja sowie die Bahnstrecke von Baranowitschi (siehe Bild Seite 323) nach Minsk, mit dem Erfolge, daß feindliche Truppenverschiebungen hinter der Front empfindlich gestört wurden. Auch die russischen Flieger blieben nicht untätig. Einer von ihnen überflog die kleine Stadt Kobylnik am Naroczsee und nahm sich merkwürdigerweise die Kirche zum Ziel, in der gerade Gottesdienst abgehalten wurde; dicht neben dem Gebäude fiel eine der Bomben nieder, so daß die Bleisfenster zersprangen und eine Anzahl Kirchgänger verletzt wurden. — Das sichtige Wetter reizte außer den Fliegern auf beiden Seiten namentlich auch die Artillerie, sich mit dem Gegner zu messen.

Am 27. März trieben die Russen erneut große Truppenmassen gegen den deutschen Abschnitt bei Postawo vor. Hier standen Teile des Saarbrücker Korps nebst Brandenburgern, Hannoveranern und Hallensern, die sich der in vielen Wellen vorgetragenen Angriffe zweier russischer Divisionen unter schwersten Verlusten für diese erfolgreich erwehrt. In der Nacht wollte der Gegner um jeden Preis auch den bei Mokrzyce verlorenen Raum wiedergewinnen; er gelangte indessen trotz großer Opfer nicht zum Ziel.

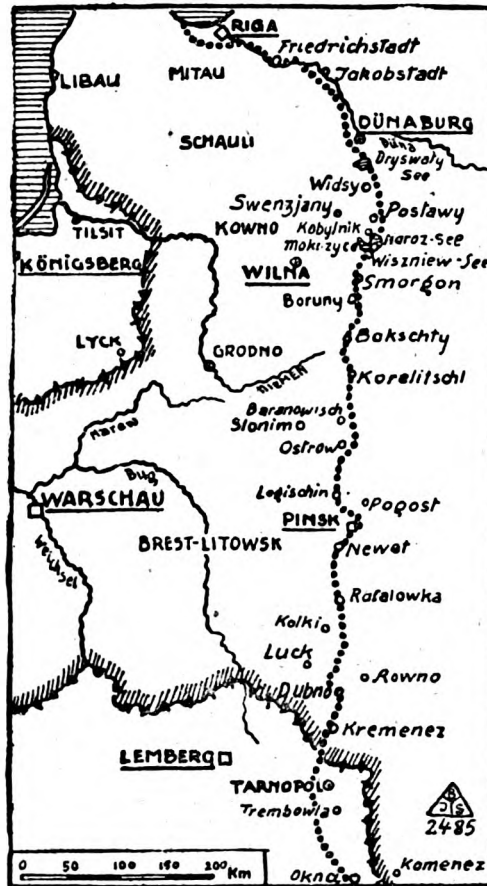
Hier und auf der nördlichen Front verhielten sich die Russen am nächsten Tage, dem 28., ruhig. Südlich des Naroczsees dagegen rannten ihre Sturmkolonnen wieder bis tief in die Nacht hinein an. Ihr siebenmal unternommener Angriff wurde vollständig abgewiesen, teilweise allerdings erst nach erbittertem Ringen mit Bajonett und Messer. Nach diesen Kämpfen nahmen Kommandierenden der General Gelegenheit, einem schlesischen Landwehrmann seine besondere Anerkennung auszusprechen. Dieser war bei einem der russischen Massenangriffe, als die Russen in die Nähe des deutschen Grabens kamen, auf den Grabenrand gesprungen und hatte in die anstürmenden dichten Feindesmengen 40 wohlgezielte Handgranatengeschleudert, durch die er den Angriff an dieser Stelle fast ganz allein zum Stehen brachte. Und ähnliche Heldentaten einzelner wie auch kleinerer Verbände wurden viel-

fach gemeldet. — Ebenfalls am 28. März gelang es einem deutschen Luftgeschwader, nach Molodeczno durchzudringen und diesen wichtigen Straßen- und Eisenbahnknotenpunkt mit zahlreichen Bomben zu belegen. Starke Brände zeugten von dem guten Gelingen dieses Vorstoßes.

In den letzten Märztagen hatte es den Anschein, als sei die ganze gewaltige Durchstoßbewegung der Russen vorerst gebrochen, zum mindesten, was die Angriffsfähigkeit der Infanterie betraf. Die Artillerietätigkeit freilich blieb, vor allem bei Jakobstadt und Widsa, so mächtig, daß man an baldige Wiederaufnahme des Kampfes auch durch die Infanterie glauben mußte. Als aber am 1. April ihre Angriffe wieder ausblieben, stellte der deutsche Tagesbericht fest, daß der russische Ansturm vorerst erschöpft scheine. Von Gefangenen erfuhr man, daß Auro-patkin dem Zaren fest versprochen hatte, bis zum 28. März die Deutschen zurückzuwerfen. Er hatte seine Absicht nicht erreicht, trotz des Einsatzes von nicht weniger als dreißig Divisionen. Daß sich die Russen ihr Ziel diesmal hoch gesteckt hatten, konnte nicht bezweifelt werden. Auro-patkin selbst hatte dafür Zeugnis abgelegt in folgendem Armeebefehl: „Russen der Westfront! Ihr habt vor einem halben Jahre, stark geschwächt, mit einer geringen Anzahl

Gewehre und Patronen den Vormarsch des Feindes gehemmt und, nachdem ihr ihn im Bezirk des Durchbruches von Molodeczno aufgehalten habt, eure jetzigen Stellungen eingenommen. Seine Majestät und die Heimat erwarten von euch jetzt eine neue Heldentat: die Vertreibung des Feindes aus den Grenzen des Reiches! Wenn ihr morgen an diese neue Aufgabe herantretet, so bin ich im Glauben an euren Mut, an eure tiefe Ergebenheit gegen den Zaren und an eure heiße Liebe zur Heimat davon überzeugt, daß ihr eure heilige Pflicht gegen den Zaren und eure Heimat erfüllen und eure unter dem Joch des Feindes leuchtenden Brüder befreien werdet. Gott helfe uns bei unserer heiligen Sache!“

Auch diesmal aber war es nicht zur Durchführung der großen Absichten gekommen. Groß waren nur die Ver-



Die deutsche Front gegen Rußland im April 1916.



Deutsche Schneeschuhtruppen begeben sich in Stellung gegen Düna- burg.

Phot. Phototitel, Berlin.

luste, die auf wenigstens 140 000 Mann geschätzt werden mußten. Wieder einmal sollte das schlechte Wetter an dem Mißerfolge schuld sein. Diesen Umstand ließ der deutsche Tagesbericht gelten, zog aber daraus, daß die Russen ihren großen Vorstoß zu so ungünstiger Jahreszeit unternommen hatten, den einleuchtenden Schluß, daß ihre Unternehmung nicht freiem Willen entsprungen sei, sondern lediglich der dringenden Notwendigkeit, ihren Verbündeten im Westen beizuspringen. Mit voller Wahrheit konnte der deutsche Bericht das Ergebnis der neuen Kämpfe an der Nordostfront in den wichtigen Worten zusammenfassen: „Richtiger würde die feindliche Heeresleitung sagen, daß die ‚große‘ Offensive bisher nicht im Sumpf, sondern in Sumpf und Blut erstickt ist.“ — Im deutschen Heer wie in der Heimat durfte man sich mit um so größerer Befriedigung des Erreichten freuen, als die mit so lebhaften Hoffnungen begonnene, auf breiter Front, mit den Hauptpunkten Wisniew- und Naroczsee im Süden, Mosheiki und Wileiki im Norden, und mit gewaltigen Massen des besten Menschen- und Munitionsmaterials angelegte russische Offensive, auch abgesehen von ihrem mittelbaren Zweck, der deutschen Front vor Verdun Kräfte zu entziehen, durch die Gefahr der Zer-

(„Poltawa“), die für die stattliche Summe von 1 800 000 Yen (etwa 7,5 Millionen Mark) durch russische Marineoffiziere übernommen werden sollten. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß diese Fahrzeuge zur Verwendung am Persischen Golf bestimmt waren.

In Kleinasien mußten die Russen an die Sicherung ihrer ausgedehnten Verbindungslinien denken. Bei ihrem Bestreben, vom Schwarzen Meer aus Verstärkungen und Verpflegungsvorräte an die Front zu schaffen, mußten sie aber die Erfahrung machen, daß das von einem Schweden geprägte Wort, England besitze auf dem Wasser, Deutschland aber ein paar Meter unter der Wasseroberfläche die Seeherrschaft, auch auf das Verhältnis zwischen der russischen und der verbündeten türkisch-deutschen Flotte zuträfe. Am 30. März versenkte ein deutsches Unterseeboot in den Gewässern östlich von Batum ein russisches Transportschiff von etwa 12 000 Tonnen, eines der größten Handelsschiffe auf dem Schwarzen Meere, das mit Soldaten und Kriegsmaterial vollbesetzt war, und schon am nächsten Tage wurden ein anderer russischer Dampfer von 1500 Tonnen und ein größeres Segelschiff von demselben Schicksal ereilt. Ferner machten am 31. März deutsche Unterseeboote einen



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Ankunft frischer deutscher Truppen in Baranowitsch.

Phot. G. Benninghoven, Berlin.

splitterung und Umgehung eine ungewöhnlich starke Bedrohung der Armee Hindenburg bedeutet hatte.

Ein Erfolg war den Russen in Persien (siehe Bild Seite 326) beschieden, wo sie am 19. März Isfahan besetzten. In dieser 30 000 Einwohner zählenden einstigen Hauptstadt des iranischen Reiches (siehe Karte Seite 62) laufen die von Nordpersien und Afghanistan nach dem Persischen Golf führenden großen Verkehrsstraßen zusammen. Infolgedessen ist der Besitz des Plazes militärisch von Wichtigkeit. Im englisch-russischen Vertrag vom 31. August 1907 war Isfahan dem russischen Einflußgebiet zugewiesen worden. Jede Bewegung russischer Truppen darüber hinaus mußte den Engländern bedrohlich erscheinen.

Für die Russen andererseits war es verlockend, weiter südlich über Buschir und Bender Abbas an den Persischen Golf mit seinen eisfreien Häfen durchzustößen, und ohne Rücksicht auf die Empfindlichkeit ihres englischen Bundesgenossen trafen sie Anstalt, sich auch von der See her dort festzusetzen. Die japanische Zeitung Tokyo Nichi Shimbun meldete Mitte März, daß die japanische Regierung sich bereit erklärt habe, drei von den Japanern im russisch-japanischen Krieg erbeutete Kriegsschiffe an die ursprünglichen Besitzer zurückzuverkaufen, nämlich den kleinen Kreuzer „Soya“ (früher „Walbat“) und die gepanzerten Küstenverteidigungsschiffe „Sagami“ („Belwiet“) und „Tongo“

wirksamen Feuerüberfall auf die besetzte Küstenstraße nördlich von Poti.

Nach solchen Vorgängen mußten die Russen fürchten, sich für den Nachschub nach ihren Fronten demnächst auf den zeitraubenden Landweg beschränkt zu sehen.

* * *

Der Bedrängnis des verbündeten England in Mesopotamien hatten die Russen auch mit der Einnahme Erzerums nicht abzuwehren vermocht. Nach wie vor standen die Türken vor Kut-el-Amara (siehe Bild Seite 327), wo die Lage des eingeschlossenen Generals Townshend immer bedenklicher wurde, nachdem die Entsatzarmee des Generals Aylmer in zwei Schlachten schon rund 8000 Mann eingebüßt hatte. Die Folge war, daß General Aylmer entlassen und durch General Gorringe ersetzt wurde. Die Türken fuhren fort, Townshends Truppen zu beunruhigen, unter anderem durch Fliegerangriffe und Artillerietätigkeit. Von einem eigentlichen Sturm auf die feindlichen Stellungen sahen sie zur Vermeidung unnötiger Verluste zunächst noch ab. Es genügte ihnen, die Entsatztruppen in Schach zu halten.

Auch an der Jemenfront (siehe Karte Seite 262) war die Lage der Engländer keineswegs günstig. In der Nacht zum 13. März überfielen mehrere türkische Abteilungen

die englischen Stellungen von Manad, nordöstlich Scheich-Osmani, und zwangen den Gegner, sich nach verlustreichem Widerstande aus seinen verschanzten Vorstellungen unter den Schuß der weittragenden Geschütze der Hauptstellung von Scheich-Osmani zurückzuziehen. In derselben Nacht lockten die Türken feindliche Reiterei in einen Hinterhalt in der Gegend von El Meihale, eine Stunde nördlich Scheich-Osmani, wobei die Engländer gleichfalls größere Einbußen erlitten und sich zu schleuniger Flucht wenden mußten. — Auf allen diesen Schauplätzen gereichte den Türken ihre genaue Ortskenntnis zu großem Vorteil.

Während es im Kriege mit England auf den entlegenen Fronten an größeren Ereignissen fehlte, waren die Kämpfe in Europa recht lebhaft und für die Engländer fast stets ungünstig. In der Nordsee, im Kanal, ja selbst in der Irischen See vollbrachten deutsche Unterseeboote wieder kühne Taten zum Staunen der Welt und zum Schrecken ihrer Feinde. Neben diesen U-Boot-Ereignissen machte aber namentlich die angeführte der holländischen Küste erfolgende Torpedierung der „Tubantia“ von sich reden, eines der größten Schiffe der Holländer, das diese selbst ihr „schönstes Schiff“ nannten. Dieser dem Holländischen Lloyd gehörende

Doppelschraubendampfer von 15 000 Tonnen ging in der Nacht zum 16. März in der Nähe des Noordhinder Feuerschiffes nach einer heftigen Explosion unter, die auf einen Torpedo zurückgeführt wurde. Der Untergang erfolgte so langsam, daß die ganze Besatzung und sämtliche Reisende in Sicherheit gebracht werden konnten. Ungeheuer war in Holland die Erregung über diesen Vorfall, der von der gesamten holländischen Presse so gleich Deutschland schuld gegeben wurde. Dem trat der deutsche Admiralsstab mit der bestimmten Erklärung entgegen, daß weder ein deutsches Unterseeboot noch eine deutsche Mine noch irgend ein sonstiger Eingriff von deutscher Seite in Frage kommen könne. Nun fiel der Verdacht auf England. Auch dieses wartete mit einer Erklärung seines Admiralsstabes auf, die freilich kaum geeignet war, das Mißtrauen der Holländer zu zerstreuen, da sie lediglich besagte, daß kein englisches Schiff bei dem Untergang „zugegen gewesen“ sei. Dies konnte buchstäblich wahr und England dennoch der Schuldige sein, wenn der Täter nach vollbrachtem Werk das Weite gesucht hatte.

Inzwischen war durch zahlreiche Augenzeugen festgestellt worden, daß ein englisches Unterseeboot (siehe Bild Seite 330) nach dem Untergang der „Tubantia“ in großem Bogen um das Noordhinder Feuerschiff herumgefahren war. Ferner brachte der Dampfer, der die Geretteten von der „Tubantia“ geborgen hatte, die Nachricht, daß in der Nähe der Unfallstelle ein großes englisches Geschwader gewesen sei. Zur Klärung des Falles ließ man durch Taucher nach den Sprengstücken des Torpedos fahnden, der den Untergang des Schiffes verursacht hatte. Es stellte sich heraus,



daß die Stücke aus Bronze bestanden, und da aus Bronze hergestellte sogenannte Schwarzkopf-Torpedos von Deutschland verwendet werden, so fiel der Verdacht der Täterschaft von neuem auf dieses, obwohl von mehreren Seiten darauf hingewiesen wurde, daß neben Deutschland auch England, Holland, ja sogar Japan Torpedos aus Bronze besitzen. Da machte Deutschland der Verwirrung vorerst ein Ende: es erbat und erhielt die aufgefundenen Sprengstücke zum Zweck genauer Untersuchung.

Kurze Zeit nach dem Tubantia-Vorfall, doch außer Zusammenhang mit ihm, ordnete die holländische Regierung Maßnahmen zur Erhöhung der Kriegsbereitschaft an, die aber ausdrücklich als nicht gegen Deutschland gerichtet be-

Brückens-
Machtweg
Auf
Nach einer
Kriegsmaler



über den
en Neben-
zug.
zeichnung von
L. Braune.

zeichnet wurden. Sie waren vielmehr veranlaßt durch eine Art Ultimatum Englands an Holland, wonach dieses seine Grenzen sofort vollständig gegen Deutschland abschließen sollte. Es war aber wohl weniger ein Ultimatum als eine Drohung, in der Absicht, Hollands Neutralität zu erschüttern und es zum Wirtschaftskriege gegen Deutschland zu zwingen. Auch hörte man, daß England von Holland verlangt habe, ihm den Durchmarsch seiner Truppen auf Antwerpen durch holländisches Gebiet zu gestatten. Diese Schritte Englands waren ein Ausfluß der Ende März auf der Pariser Zusammenkunft (siehe Seite 291/292 und das Bild Seite 288) gefaßten Beschlüsse. — Durch die Kriegsvorbereitungen, mit denen die holländische Regierung die englischen Zumutungen beant-

im nördlichen Teil der Nordsee, nach englischen Meldungen in der Nähe der Shetlandsinseln, mit drei großen englischen Kreuzern und einem Torpedobootzerstörer aneinandergeraten, und es glückte ihm, einen der feindlichen Kreuzer durch Torpedoschuß zu vernichten. Bei der Unsichtbarkeit des weiteren Kampfes gegen gewaltige Übermacht sprengte der „Greif“ sich nach tapferer Verteidigung selbst in die Luft. Die Engländer nahmen seine Besatzung, etwa 150 Mann, gefangen und schlossen sie so streng von jedem Verkehr mit der Außenwelt ab, daß mehrere Wochen vergingen, ehe über das Schicksal des Schiffes Sicheres bekannt wurde. Der Gegner versuchte das Ereignis als einen großen Erfolg seiner Flotte auszuliegen, vermochte

wortete, gab sie zu erkennen, daß sie sich zum Widerstande stark genug fühlte und nicht gewillt war, sich einschüchtern zu lassen (siehe Karte und Bilder Seite 330 u. 331).

Besonderes Aufsehen erregte unter den Ereignissen zur See der Untergang der beiden großen englischen Postdampfer „Sussex“ (5686 Tonnen) und „Englishman“ (5257 Tonnen) am 24. März im Kanal. Der Dampfer „Sussex“ vermittelte den Postdienst zwischen Folkestone und Dieppe und fand seinen Untergang in der Nähe des letzteren Ortes, was deshalb große Überraschung hervorrief, weil in England wie in Frankreich die Bevölkerung der Meinung war, der Kanal sei durch Ketten abgesperrt; außerdem glaubte man, daß zahlreiche englische und französische Torpedoboote im Kanal verteilt seien und einen feindlichen U-Boot-Angriff zur Unmöglichkeit hätten machen müssen.

Da durch die Versenkung von „Sussex“ und „Englishman“ auch Amerikaner in Mitleidenschaft gezogen waren, so sah man dem Verhalten von Regierung und Presse in Amerika mit allgemeiner Spannung entgegen. Diesmal aber eröffnete nur ein Teil der amerikanischen Zeitungen die übliche Heße gegen Deutschland, während sich im übrigen die Öffentlichkeit in Amerika abwartend verhielt und die amerikanische Regierung von dem Versuch ablah, den Untergang der beiden Dampfer zur Stimmungsmache gegen Deutschland zu benutzen; sie begnügte sich damit, die hergebrachte Anfrage über die Vorfälle an die deutsche Regierung zu richten. Mit Wilsons Zustimmung erschienen sogar amtliche Beschwichtigungsnachrichten, in denen aus dem Umstand, daß auf den „Englishman“ mit Granaten gefeuert worden war, der Schluß gezogen wurde, daß er auf Anruf offenbar nicht gehalten habe. Die Erklärung für die Zurückhaltung der amerikanischen Regierung war ohne Zweifel darin zu suchen, daß sie sich eine Blöße gegeben hatte, als sie die von einem großen Teil des Senats geforderte Warnung vor der Benutzung bewaffneter Handelsschiffe auszusprechen versäumte.

Am 24. März wurde in Deutschland der Verlust des Hilfskreuzers „Greif“ bekannt, der bereits erfolgreich begonnen hatte, den Taten der „Möve“ nachzueifern. Er war



Persische Soldaten ziehen zur Truppenbesichtigung auf. Nach einer englischen Darstellung.

aber den eigenen schweren Verlust nicht aus der Welt zu schaffen und ebensowenig die dem deutschen Namen zu hoher Ehre gereichende Tatsache, daß die Mannschaft des „Greif“ lieber ihr gutes Schiff in die Luft sprengte, als daß sie es in Feindeshand fallen ließ.

Seit dem Beginn des verschärften U-Boot-Krieges waren bis zum 18. März schon über 40 000 Tonnen feindlicher Schiffe versenkt, eine Zahl, die sich in den folgenden Tagen noch beträchtlich erhöhte, unter anderem durch den Untergang der 12 000 Tonnen verdrängenden „Minneapolis“. Groß war auch die Zahl der feindlichen Schiffe, die den Minen zum Opfer fielen. Die Erklärung hierfür sah man darin, daß die neuesten deutschen U-Boote auch auf Auslegung von Minen eingerichtet sein sollten. Wie groß der jüngste deutsche U-Boot-Typ sein mußte, konnte man in England der Angabe norwegischer Matrosen entnehmen, wonach dreißig Mann eines versenkten norwegischen Dampfers von einem deutschen U-Boot aufgenommen und vier Tage und drei Nächte an Bord behalten wurden, bis sie in Sicherheit gebracht werden konnten.

Einen noch nicht dagewesenen Maßstab nahmen in der Berichtszeit die deutschen Luftangriffe auf England an. Durch umfassende Gegenmaßnahmen gelang es den Engländern zwar, den Streitkräften der Deutschen einzelne Verluste zuzufügen, doch standen diesen unverhältnismäßig größere Opfer auf englischer Seite gegenüber.

Am Nachmittag des 19. März griff ein deutsches Marineflugzeuggeschwader militärische Anlagen in Dover, Deal und Ramsgate an (siehe auch die Vogelschaukarte Band II Seite 264/265). Der Vorstoß, von dem die Deutschen nach gutem Erfolge trotz heftigem Abwehrfeuer wohlbehalten heimkehren konnten, wurde von der englischen Regierung in üblicher Weise als unerheblich hingestellt; doch zeigte sich später, daß der Material- und militärische Schaden sehr beträchtlich gewesen war, vor allem in Dover.

Am Morgen des 20. März fand an der flandrischen Küste ein schweres Feuergefecht zwischen drei deutschen Torpedobooten (siehe die Kunstbeilage) und einer Division von fünf englischen Torpedobootzerstörern statt. Trotz starker Übermacht brach der Feind das Gefecht ab, nachdem ihm mehrere Volltreffer beigebracht worden waren, und dampfte in voller Fahrt aus Sicht. Die Deutschen hatten den Sieg

durch ihre schnell gewonnene Feuerüberlegenheit davongetragen. — Selbstverständlich wurde der Hergang von den Engländern auch diesmal völlig entstellt wiedergegeben.

Eine neue Schlappe zur See und in der Luft holten sie sich in der Frühe des 25. März durch einen Fliegerangriff auf die nordfriesische Küste. Ein stattliches Geschwader war ausgezogen: 5 Kreuzer und 15 Torpedobootzerstörer führten eine Anzahl Wasserflugzeuge mit sich, die sie in der Nähe von Sylt aufsteigen ließen. Die Deutschen empfingen die feindlichen Flieger mit heftigem Feuer und holten im Lauf des Kampfes im ganzen drei der englischen Flugzeuge nieder, die alle aufgefunden und deren Besatzungen gefangen genommen wurden. Auch den englischen Kriegsschiffen, die zwei als Späherfahrzeuge tätige deutsche Fischerfahrzeuge durch ihre Beschießung zum Sinken gebracht hatten, wurde von den deutschen Flugzeugen und einem Zeppelin lebhaft zugelegt. An der Verfolgung des abziehenden Feindes beteiligten sich auch Torpedobooten, von denen eines leider nicht wiederkehrte: nach dem Bericht der Engländer war es von einem ihrer Kreuzer gerammt worden. Doch auch diese bückten auf dem Rückwege noch eines ihrer Fahrzeuge, die „Medusa“, ein. So war der groß gedachte Plan der Engländer in der Ausführung kläglich zusammengebrochen, was der deutsche Bericht in Übereinstimmung mit dänischen Meldungen entgegen englischer Entstellung und Beschönigung in unanfechtbarer Weise klarlegte.

Während die Engländer mit ihrem Luftangriff auf deutschen Boden also vollständig gescheitert waren, stießen die Deutschen ihrerseits seit der Nacht zum 1. April viermal hintereinander mit nächtlichen Angriffen ihrer Marine-Luftschiffe gegen große englische Gebiete vor. Die erste Fahrt in der Nacht zum 1. April galt der Südküste und der englischen Hauptstadt. Die City zwischen Tower- und Londonbrücke, die Londondocks sowie der nordwestliche Teil der Riesengroßstadt mit seinen großen Truppenlagern (siehe die Vogelschaukarte Band III Seite 448) wurden mit Bomben beworfen, ebenso die Industrieanlagen von Ebbsfleet und die Sprengstofffabriken bei Waltham Abbey nördlich London. Nordwestlich Harwich bei Stowmarket beschossen die Luftschiffe mit guter Wirkung eine Batterie. Hierauf wurde der Besuch noch auf Lowestoft, Cambridge und die Hafenanlagen am Humber ausgedehnt. Die ver-

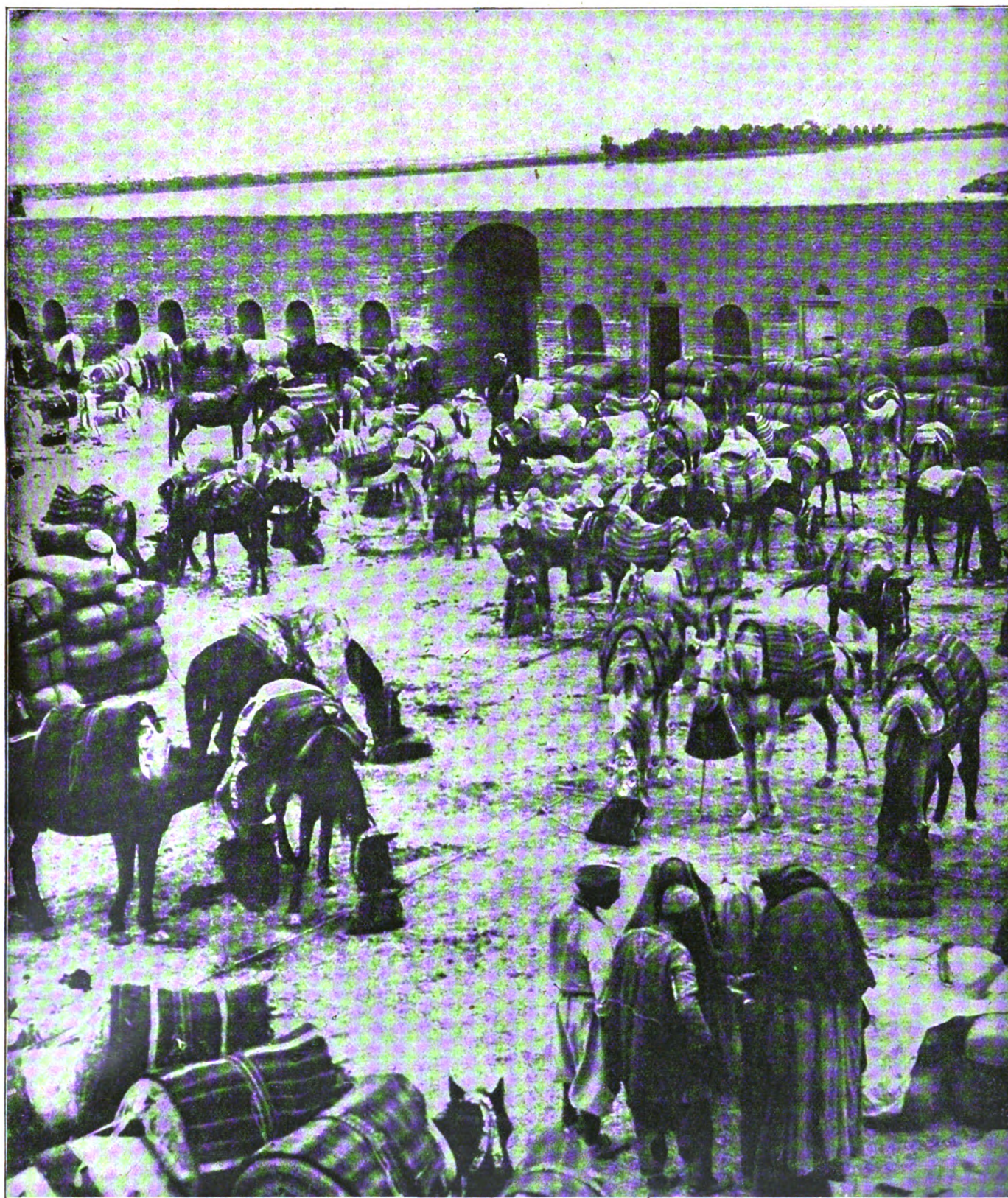
heerende Wirkung wurde an allen heimgesuchten Plätzen an großen Bränden und dem Einstürzen zahlreicher Gebäude deutlich erkannt (siehe auch die Karte Band II Seite 116).

Die Beschädigung der Luftschiffe — nach englischer Meldung waren es fünf Zeppeline — durch die englischen Abwehrgeschütze war ungewöhnlich heftig und hatte leider den Verlust des „L 15“ zur Folge. Er mußte getroffen vor der Themse auf das Wasser niedergehen, nachdem er das übrige Geschwader von seinem Unfall noch verständigt hatte. Die Besatzung, die fast vollzählig und nur zum kleinen Teil leicht verwundet war, wurde von den Engländern gefangen genommen. Diese versuchten „L 15“ abzuschleppen, mußten dies aber aufgeben und ihn sinken lassen. Es verlautete, daß man in England beabsichtige, den

zerstörten Schiffskörper zu heben, wiederherzustellen und gegen Deutschland zu verwenden, was alles sich aber keineswegs so rasch wie gehofft ausführen lassen dürfte.

Der bedauerliche Verlust des „L 15“ hinderte die Deutschen nicht, schon am nächsten Tage einen neuen Luftvorstoß zu unternehmen, diesmal gegen die englische Ostküste. Eineinhalb Stunden lang wurden die Hochöfen und großen Eisenwerke am Südufer des Tees, sowie die Hafenanlagen bei Middlesborough und Sunderland (siehe Bild Seite 328) mit schweren Brand- und Sprengbomben belegt und die verheerendsten Wirkungen erzielt.

Die Ostküste Schottlands und Nordenglands (siehe Karte Seite 329) war in der Nacht zum 3. April das Angriffsziel deutscher Luftschiffe. Edinburgh und Leith mit ihren aus-



Phot. Underwood & Underwood, New York.

Blick in eine türkische Militärversammlungsstelle am Tigris im Gebiet der türkisch-englischen Kämpfe zwischen Bagdad und Kuf-el-Amara.

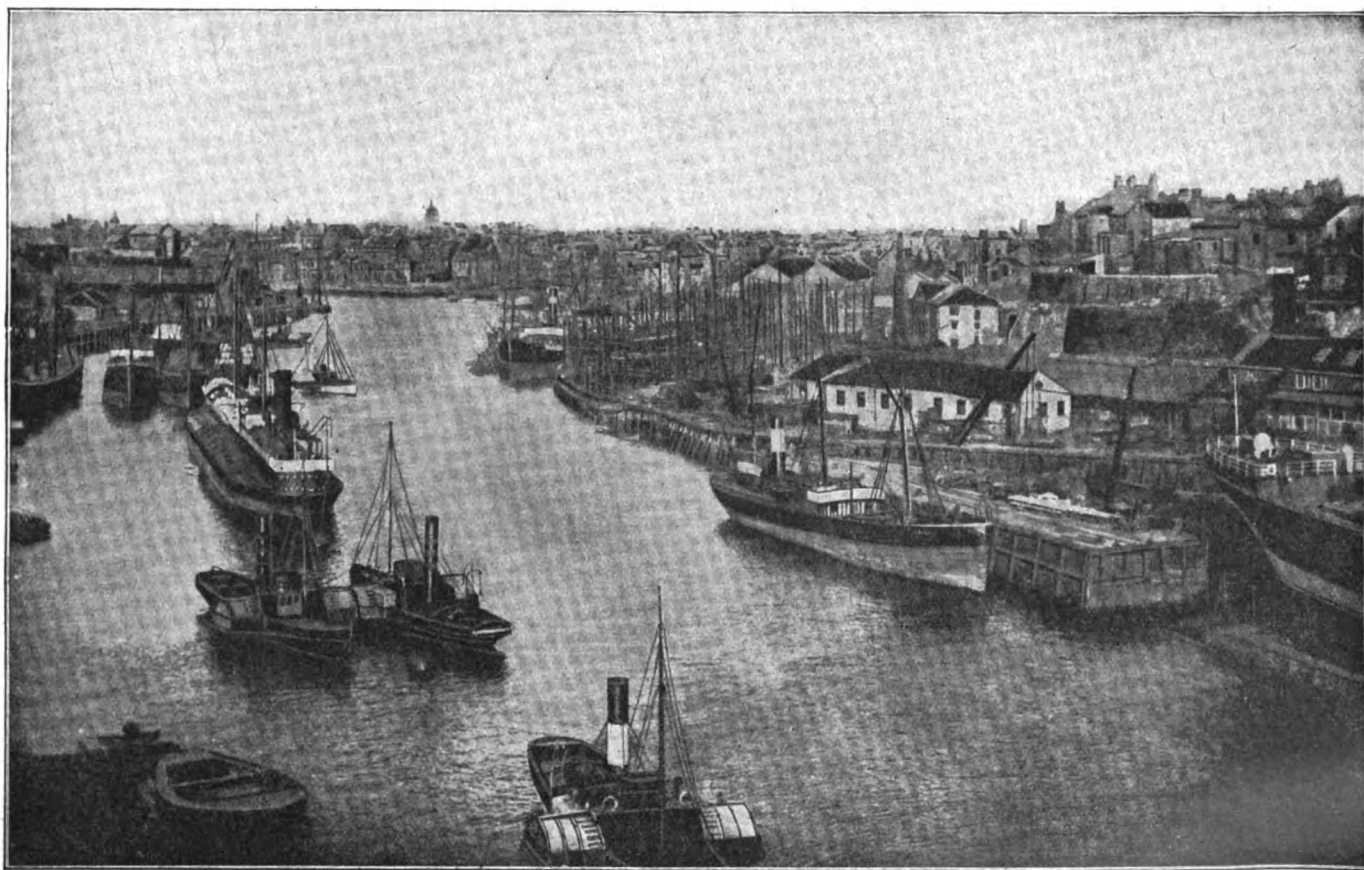
gedehnten Dockanlagen am Firth of Forth, Newcastle und die gewaltigen wichtigen Werftanlagen, Hochöfen und Fabriken am Tyne wurden erfolgreich beworfen. — Um dieselbe Zeit fand noch ein anderer selbständiger Luftangriff auf die Docks von London und auf andere militärisch wichtige Punkte der englischen Südküste statt; auch auf Dünkirchen erstreckte sich diese zweite Unternehmung. Der Schaden war an allen Stellen sehr erheblich.

Der Abschluß dieser zusammenhängenden Reihe von Luftangriffen erfolgte in der Nacht zum 4. April mit einem Besuch der englischen Südküste, besonders der Befestigungsanlagen von Great Yarmouth. Auch dieser Angriff hatte vollen Erfolg, ohne daß es dem englischen Abwehrfeuer gelungen wäre, den Deutschen Schaden zu tun oder

sie an der glücklichen Heimkehr zu hindern. Bewundernswert sind diese Angriffe auch als gewaltige technische Leistungen. Ganz abgesehen von der schweren und doch so großartig gelösten Aufgabe, in schnellster, hoher Fahrt sich aufs genaueste geographisch zu orientieren, unbeirrt von den Angriffen feindlicher Flieger und der Abwehrgeschütze, waren Entfernungen zurückzulegen, die beispielsweise von Hamburg bis London hin und zurück rund 1500 Kilometer, bis Edinburgh gar 1750 Kilometer betragen.

So hatten die Deutschen in den Frühjahrskämpfen auf allen Schauplätzen und bei allen Waffen so durchschlagende Erfolge erzielt, daß die Hoffnung auf den endgültigen Sieg bei Heer und Volk einen neuen mächtigen Antrieb erfuhr.

(Fortsetzung folgt.)



Blick in den Hafen von Sunderland, wo die Dockanlagen bei den Zeppelinangriffen auf England Anfang April 1916 besonders schwer gelitten haben. Viele Werften, besonders die von Swan, Hunter & Wigham sowie Richardson wurden beschädigt. Eine Helling wurde so getroffen, daß das darauf liegende Schiff umfiel. Auf einem Kreuzer, der in der nächsten Zeit vom Stapel laufen sollte, wurde großer Schaden verursacht. Außerdem sind noch andere Schiffe getroffen worden. Außerhalb der Stadt wurden ferner mehrere Fabrikanlagen, darunter eine Munitionsfabrik, sowie eine größere Anzahl Schuppen teils schwer beschädigt, teils vollständig zerstört.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Illustrierte Kriegsberichte.

Vereiteter Gasangriff.

Aus dem Tagebuch eines Artilleristen von Hans Horsten.

(Hierzu das Bild Seite 332/333.)

„Die Artillerie meldet heute vier Uhr nachmittag, daß der feindliche Graben an der Straße Ruine Kapelle M. bis Ruine B. sturmreif ist. Die Division hält sich zu dieser Zeit für den Einbruch bereit!“

Kommandeure und Adjutanten waren um sieben Uhr morgens zur Division bestellt. Es fehlten nur noch wenige Minuten. Große Spannung sprach aus den schweigenden ernsten Gesichtern. Die Zeit war ungewöhnlich. Es mußte etwas Besonderes sein! Die Augen schienen zu fragen: „Wissen Sie nicht, was los ist?“ Aber das Ohr vernahm nur die bekannten Phrasen: „Wie geht's?“ — „Gut geschlafen?“ — „'n Morgen!“

Punkt sieben Uhr erschien Exzellenz. Ein kurzer Gruß Dann obiger Befehl. Ohne jede Erregung, ruhig und bestimmt. Eine leichte Verbeugung. Wir waren entlassen Da flüsterte der Adjutant wie erinnernd: „Der Wind, Exzellenz!“

„Halt, noch eins, meine Herren! Wir haben Ostwind,

sollte dieser umschlagen, so stellen die Batterien das Feuer ein! Weiterer Befehl wird abgewartet!“

„Aha! Nun war's heraus! Abwehr eines Gasangriffs! Verdammt noch mal! Eine feigliche Sache! Der Wind, der Wind, das himmlische Kind!“

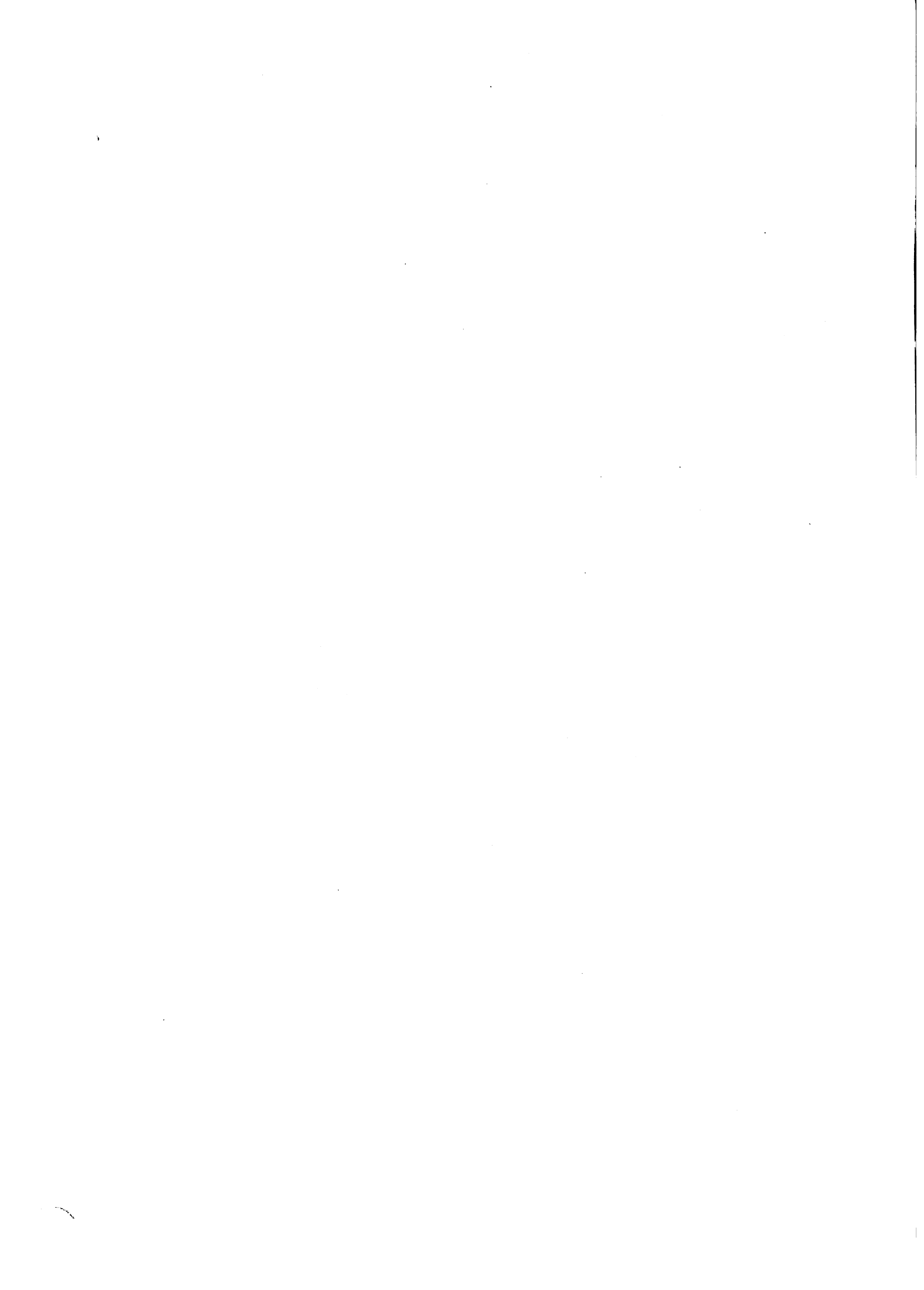
Draußen vor dem Divisionsunterstand bat der Artilleriekommandeur seine Herren zu sich. Er teilte den feindlichen Graben einer, die dahinterliegenden Verbindungs- und Annäherungsgräben einer anderen Gruppe zu. Eine dritte setzte er für Sperrfeuer an. „Um acht Uhr Feuerbeginn! Bitte die Uhren zu vergleichen!“ Dann eilte jeder zu seinem Beobachtungsstand.

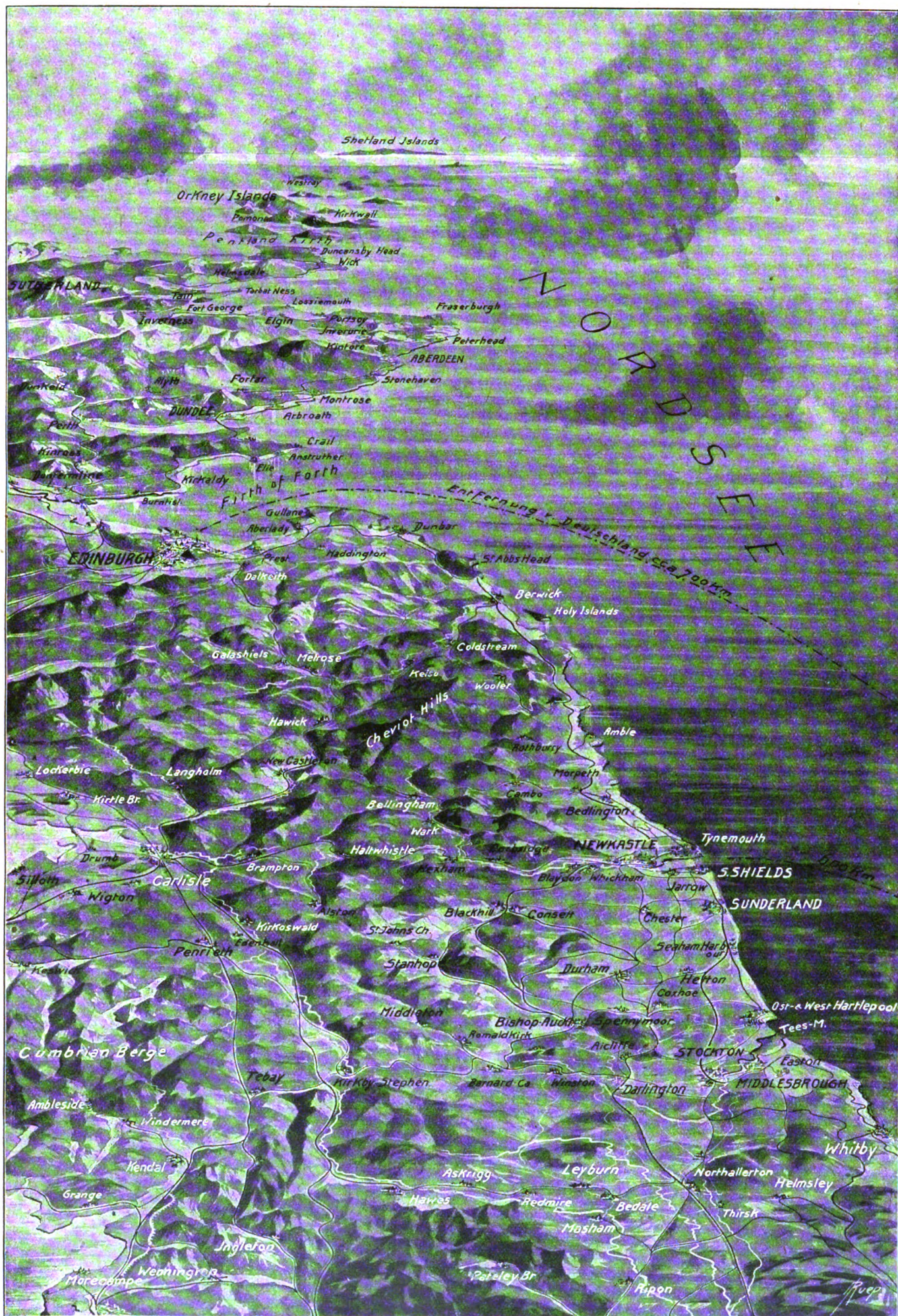
Meine Gruppe lag auf dem äußersten rechten Flügel. Der größte Teil des Weges mußte in Laufgräben zurückgelegt werden. Endloser Regen hatte den Boden in eine schlammige, glitschige Suppe verwandelt. Bald glitt man aus, bald sank man tief in den weichen Lehm ein. Wie Leim hielt er die Stiefel fest. Man mußte aufpassen, daß sie nicht in dem Dreck stecken blieben. Bald mußte man durch knietiefe Pfützen waten. Alles in gebückter Körperhaltung. Die Scharfschützen hinter den Kopfschilden drüben warten ja nur auf einen unvorsichtig sich zeigenden Kopf!



Deutsche Torpedoboote auf hoher See auf der Suche nach dem Feind.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Renard.







Vogelschaufkarte von Nordengland, dem Angriffsziel deutscher Luftschiffe in der Nacht zum 3. April 1916.

Aber man merkte die Unbequemlichkeit gar nicht. Nur vorwärts kommen! Vorwärts! Vorwärts! Was mußte alles noch befohlen werden! Windbeobachter und Meldengänger aufgestellt, Gasmasken ausgegeben, die zugewiesenen Ziele erkundet werden! Zehn Minuten vor acht Uhr konnte ich die Gruppe schußbereit melden. Batterieführer und Beobachtungsoffiziere waren unterrichtet, doppelte, stellenweise dreifache Fernspregleitungen gelegt, Geschütze nochmals nachgesehen, große Mengen Granaten neben der Lafette niedergelegt. Die wenigen Minuten jetzt hieß es ausnützen! Einfach die Augen zumachen! Die Nerven entspannen! Mal einen Augenblick an nichts, rein gar nichts denken! Welche ungeheure Wohltat, in der allgemeinen Stille so auszuruhen. — Aber da kamen auch schon wieder die Gedanken, ob der Feind nichts gemerkt haben, ob er die Beobachtungstelle der zweiten und die Geschütze der siebenten Batterie nicht erkennen werde? Sie waren nicht so gut gedeckt wie die anderen! Wenn nichts sonst, so mußte ihm unter allen Umständen diese unheimliche Stille auffallen. Allerdings störte er die Ruhe auch nicht: den ganzen Morgen war noch kein Schuß gefallen.

„Ich glaube die Engländer schlafen noch!“ flüsterte mir der Adjutant plötzlich so laut zu, daß ich erschrocken aufsprang. Der Schlingel hatte mich nur munter machen wollen. Er lachte übers ganze Gesicht: „Aber in einer Minute kommt das große Weeden!“ Dabei sah er auf seine Uhr.

Auch ich riß meine Uhr 'raus. Noch dreißig Sekunden! Noch zwanzig! Noch zehn! Immer noch große Stille! Keiner wagte zu atmen. Da brach es los. Aus hundert Feuerschlünden gleichzeitig: Kanonen, Mörsern, Haubitzen, Minenwerfern. Ein Krachen! Ein Donnern! Die Erde zitterte. Die Äste der Bäume schlugen gegeneinander. In unserem Stand fiel alles zu Boden. Befehle mußten geradezu ins Ohr geschrien werden. Im Nu war der feindliche Graben in undurchdringlichen Rauch gehüllt.

In die dunklen Wolken der krepierenden Granaten sprangen aus riesigen Trichtern Springbrunnen von schmutzgelber Lehmuppe, von Erdklumpen, Betonstücken, Baumstämmen, Eisenbahnschienen. Es war wie der plötzliche Ausbruch eines Vulkans. Keine Teufelsmacht hätte Gewaltigeres fertigbringen können! Gegen dieses Menschenwerk höchster Kultur war auch die Hölle eine Stümperin! So ging es eine Stunde ohne Unterbrechung. Darauf eine halbstündige Feuerpause. Wo einer stand, da legte er sich hin in Schlamm und Dreck. Nur um das wonnige Gefühl der Ruhe ganz auszukosten.

Einen gab es allerdings, der dachte nicht an Ruhe. Leutnant v. R. Borne, wo sich die beiden Infanterielinien am nächsten waren, steckte er in einem Lehmloch. Die Kleider vom tagelangen Regen durchnäßt — seit Wochen hatte er keine Möglichkeit gehabt, sie zu wechseln — über und über mit dickem schleimiggelbem Schmutz bedeckt,



Karte von Holland.

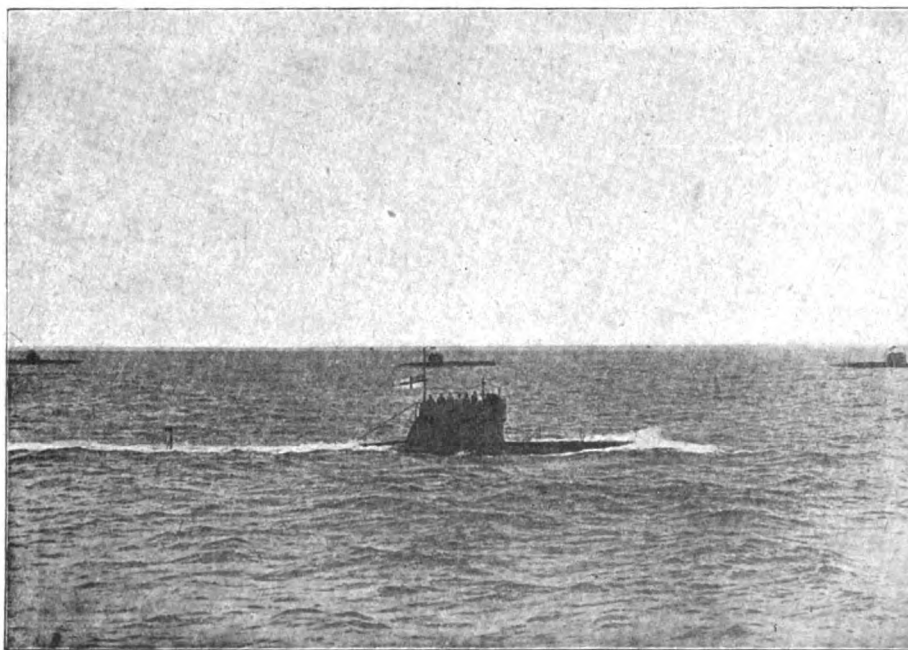
horchte er mit seinem Hilfsbeobachter und den beiden Fernsprechern in angestrengtester Aufmerksamkeit nach dem Feinde. Gerade die Feuerpause mußte er besonders ausnützen. Er war es gewesen, der heute morgen um sechs Uhr der Division die Meldung geschickt hatte, daß er die ganze Nacht über gedämpfte Geräusche, wie Scharren, Knirschen, Stoßen, Fallen, gehört habe. Zum Divisionskommandeur befohlen, sagte er, er glaube, daß die Engländer Gasflaschen in ihre vorderen Gräben einbauten. Aber man hatte nur ein Lächeln. Dazu gehörten lange Vorbereitungen, man hätte in früheren Nächten auch schon Ähnliches bemerken müssen. Er habe gewiß Gespenster gehört.

Auf seinem Posten wieder angekommen, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Dann kam die Genugtuung, daß die Division doch den artilleristischen Angriff ansetzte. In der dritten Gefechtspause wußte er, daß er recht gehabt hatte. Gleichzeitig an Division und Artilleriekommandeur meldete er: „Die Engländer, die die beschossenen Gräben besetzt halten, laufen bei Beginn jeder Schießpause in Verbindungsgräben nach hinten. Dann laufen sie wieder vor, anscheinend neue!“

Das schlug wie eine Granate bei den hohen Stäben ein. „Was sollte diese Meldung bedeuten?“ — „Wohl gar, daß der Sturm auf frische, unbeschossene Truppen stoßen könnte, selbst wenn das Trommelfeuer den ganzen Tag fortgesetzt würde!“

Lächelnd überreichte man Erzelenz die Meldung. Zum größten Erstaunen des Stabes aber befahl der, daß der Leutnant v. R. sofort mit dem zuverlässigsten Kraftwagen geholt werden solle.

Dieser war sehr ärgerlich, daß er sein schmutziges nasses Lehmloch verlassen mußte. Er wollte doch mehr hören. Nach halbstündigem Lauf durch Schützen- und Verbindungsgräben kam er schweißtriefend und bedeckt mit einer Kruste von Schlamm und Lehm an der Stelle an, wo ihn das Auto in Empfang nahm. Der Wagenführer



Englische U-Boote kreuzen an der flandrischen Küste.

Phot. R. Sennede, Berlin.



Schützengrabenübungen holländischer Soldaten.

musterte ihn erschrocken von oben bis unten, als er sich ohne weiteres in die sauber gebürsteten Rissen warf. Unterwegs nahm er sich fest vor, seine Beobachtungen diesmal entschieden zu vertreten.

Nun stand er vor dem ganzen Stabe. „Haben Sie die Engländer zurücklaufen sehen?“

„Nein, Exzellenz, dazu haben die ihre Gräben zu tief ausgehoben!“

„Woher wollen Sie es dann aber wissen?“

„Ich habe es gehört!“

„Gehört? Woran?“

„Es war wie ein hastiges leises Laufen im Gegensatz zu den Geräuschen in der Nacht. Da waren es schwere plumpe Tritte von lastentragenden Gruppen! Vielleicht Panzerplatten, Munitionskisten, Gasflaschen.“

Man schüttelte ungläubig die Köpfe.

„Euer Exzellenz gestatten gütigst, die Engländer sind unsere zähesten Gegner, die sollten ihre Besatzungen ablösen lassen! Euer Exzellenz, wirklich sehr unwahrscheinlich!“ So ein Offizier des Stabes.

„Vielleicht wollen sie ihre Gasflaschen auf jeden Fall schützen? Daß sie dazu immer neue Leute brauchen, ist denkbar! Jedenfalls wird das Schießen fortgesetzt, ein Treffer wird ja auch mal eine Betondecke und mit dieser eine Gasflasche zerstören!“ entgegnete Exzellenz.

„Vorausgesetzt, daß solche da sind, Euer Exzellenz!“ sagte mit kritischem Lächeln derselbe Offizier.

„Melden Sie nur alles, Herr Leutnant!“ Ein leichter Gruß von Exzellenz und v. R. war entlassen. Ein Ordonanzoffizier führte ihn bis zum Auto. Mit einem „Aber bitte keine Gespenster!“ verabschiedete sich auch dieser.

Auf dem Wege zu seinem schlammigen Lehmloch wurde er von einer Ordonnanz der Artilleriegruppe erwischt und geradeswegs zu unserem

gen mußte. Er hatte bestimmt recht! Nein, so leicht ließ er sich nicht unterkriegen. Aber auch bei Beginn der nächsten Feuerpause war immer noch keine Gasflasche getroffen worden. Man glaubte nicht mehr an solche. Es war drei Uhr. Da beschloß er, selbst bis zur feindlichen Stellung vorzukriechen. Sein Hilfsbeobachter war sofort bereit, ihn zu begleiten. Wie zwei Male schlüpfen sie von Pfütze zu Pfütze, von Geschloß zu Geschloß. In der Farbe unterschieden sie sich nicht mehr von dem aufgewühlten, mehr luppigen als festen Boden. Es galt, dreihundert Meter zurückzulegen! Dazu hatten sie zehn Minuten Zeit. In dem flebrigen Schlamm schnell zu kriechen war keine Kleinigkeit. Aber es glückte. Das Hindernis war völlig weggeschossen. Kein Kopf zeigte sich auf dem fast eingeebneten feindlichen Graben. Es fragte sich nur, ob auch in diesem keiner verborgen war. Ein paar Handgranaten hinein! Nichts rührte sich. Ein Ruck: Jetzt sahen sie über den Rand (siehe Bild Seite 332/333). Ver- einzelte Tote und Schwerverwundete, Munitionsteile und

Beobachtungsstand geleitet. Wir waren inzwischen angewiesen worden, zu melden, ob die Beobachter ähnliche Wahrnehmungen gemacht hätten wie Leutnant v. R. Die Rundfrage war sehr schnell beantwortet: „Keiner!“

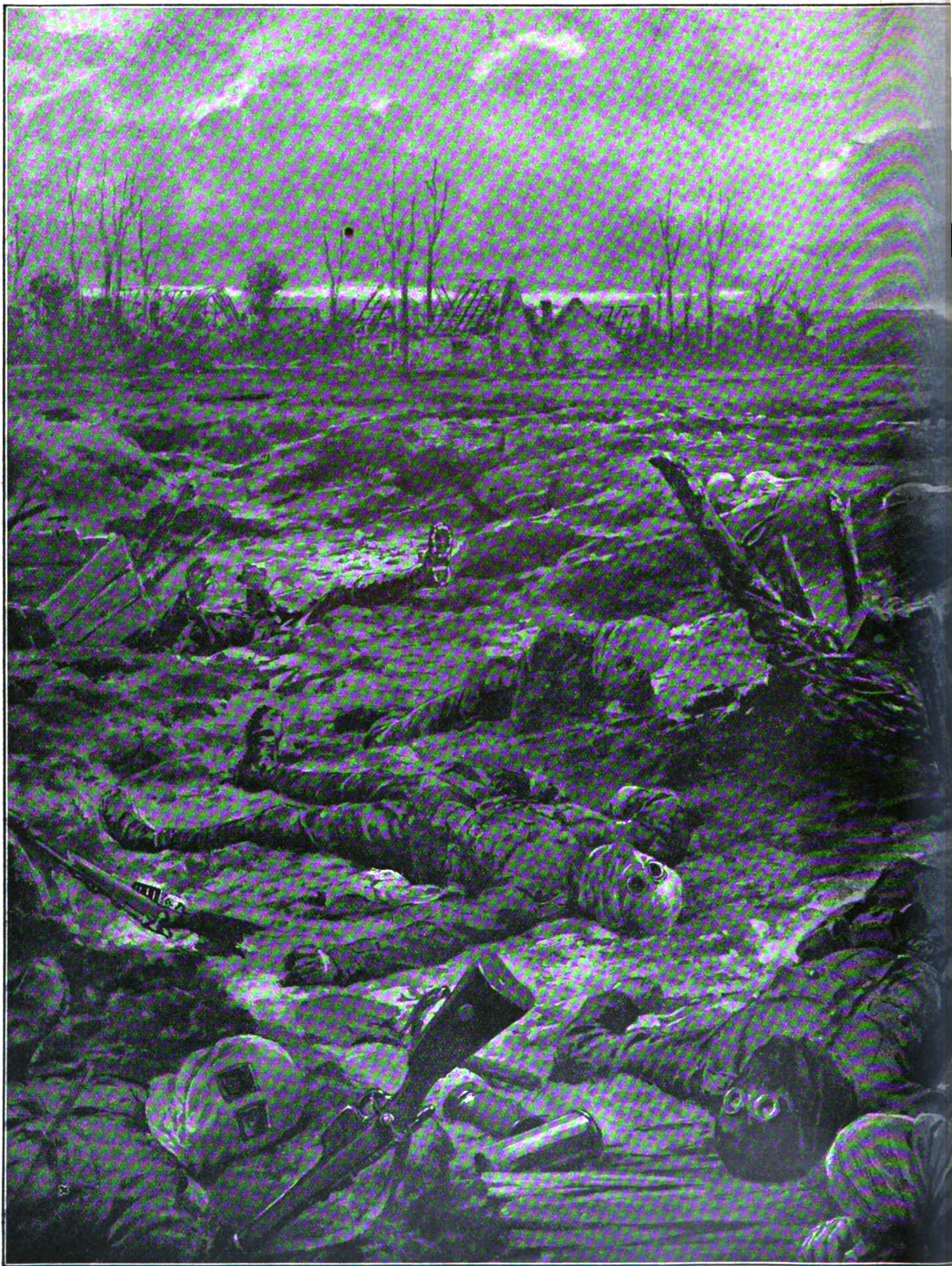
„Nicht wahr, Sie halten es auch für eine kleine Sinnestäuschung?“ hatte der die Antworten entgegennehmende Offizier noch zurückgefragt. Ich machte Leutnant v. R. darauf aufmerksam, daß er mit seinen Wahrnehmungen ganz allein da- stehe.

Als Leutnant v. R. wieder in seinem kalten Loch hockte, war ihm klar, daß er auf jeden Fall den Beweis für seine Wahrnehmungen erbrin-



Holländische Infanterie auf einem dreitägigen Übungsmarsch nach dem Übersetzen über einen Kanal.

Phot. Presse-Photo-Vertrieb Paul Wagner, Berlin.



Ein durch Trummelfeuer von 28-cm-Granaten (Flachbahngeschosse) vollständig zerstörter und ei Grabens war für einen von ihr bereits vorbereiteten Gasangriff mit Gasmasken ausg
Nach einer Origin



Einzelne englischer Schützengraben an der Front bei Neuve-Chapelle. Die Besatzung des englischen
et, die teils hell, teils dunkel und mit runden oder viereckigen Augengläsern versehen sind.
nung von Johs. Gehrls.



1. Der Eiserne Hindenburg auf dem Königsplatz in Berlin.
Nach dem Entwurf von G. Marschall.



2. Der Eisen Keel in Emden, der den ruhmreichen Führer der „Emden“ Fregattenkapitän v. Müller verkörpert.
Nach dem Entwurf von Bildhauer Diebsch.



3. Der Eiserne Michael zu Hamburg.
Nach der Holzplastik von Anton Kling, Hamburg.

Vorräte, alles bunt durcheinander. Zwei Gefallenen rissen sie schnell die Gasmasken ab, dann zurück und gemeldet. Die Fernrohre aller Stäbe richteten sich sofort nach dem feindlichen Graben und erkannten leicht, daß lebhaft darin gearbeitet wurde. Man sah mit bloßem Auge die Erde von den vollen Schippen fliegen. Artilleriekommandeur und Divisionsstab wollten die englischen Gasmasken sehen.

Gegen vier Uhr kam der Divisionsbefehl: „Um fünf Uhr schweigt die Artillerie! Um fünf Uhr fünf Minuten bricht die Infanterie zum Sturm vor.“

Ah, das war eine Genugtuung! Um fünf Uhr zehn Minuten war der ganze feindliche Graben genommen. Leutnant v. R. war als erster darin gewesen. Sofort richtete man sich zur Verteidigung gegen Westen ein, verdammt die Verbindungswege und erwartete die englische Ablösung in ihrer eigenen Stellung. Der Feind hatte aber die Lage erkannt und gab zunächst wenigstens den Graben auf. Bis auf vereinzelte Graben- und Handgranatenkämpfe war das Ganze ein sehr billiger Erfolg gewesen.

Um acht Uhr abends sah Leutnant v. R. an der Tafel des Divisionsstabes neben Erzellenz. Dieser hatte ihn eingeladen. „Sie sind der Ansicht, daß es sich nur um Ablösungen handelte, Herr Leutnant?“

„Zu B'fehl, Erzellenz!“

„Das wäre allerdings ein Beweis, daß die Nerven der Engländer nachlassen!“

„Der Gasflaschen wegen hätte es jedenfalls keiner neuen Besatzung bedurft. Sie standen alle unverfehrt, wenn auch mehr oder weniger verschüttet, in den betonierte Räumen!“

„Also alles fix und fertig zum Gasangriff?“

„Zu B'fehl, Erzellenz!“

„Könnte den Herren Engländern da Gelegenheit geben, ihre Stinkgase an sich selbst auszuprobieren! Melden Sie mir morgen früh um sechs Uhr den Wind!“
„Zu B'fehl, Erzellenz!“

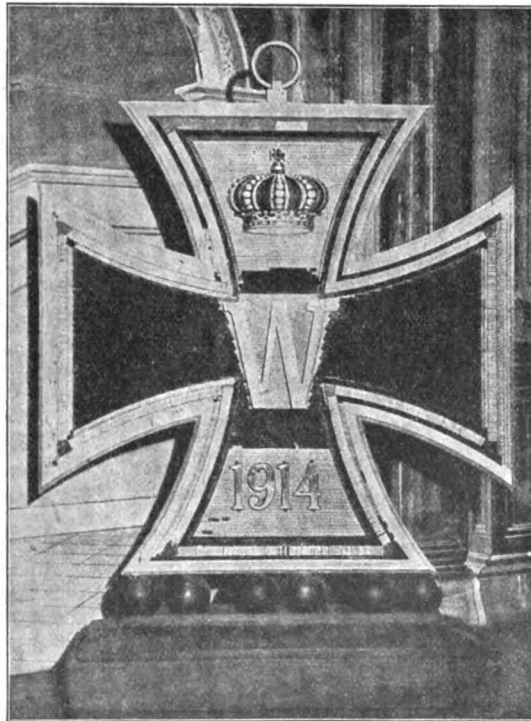
Kriegsnagelungen.

(Hierzu die Bilder Seite 334 und 335.)

Die Kriegsnagelungen sind ein weiteres Mittel, um Geld Kriegswohlfahrtszwecken zuzuführen. Nicht allein den untauglich zurückkehrenden feldgrauen Kämpfern soll dadurch eine namhafte Beihilfe gewährt werden, die sie instand setzt, einen neuen Lebensberuf zu ergreifen, sondern auch unterstützungsbedürftige Witwen und Waisen der vor dem Feind Gefallenen, ferner Angehörige der Opfer feindlicher Fliegerangriffe auf wehrlose Städte, sowie Angehörige der in feindliche Gefangenschaft geratenen Deutschen sollen versorgt werden.

Von besonderem Vorteil ist es, wenn der Reingewinn dadurch erheblich gesteigert wird, daß, wie es in einigen Städten geschah, das Holz des Standbildes, die künstlerische Arbeit daran und die nicht unbeträchtliche Menge der Nägel kostenlos geliefert wird.

Die Sitte, Nägel in hölzerne Gegenstände einzuschlagen, ist uralte. In der guten alten Zeit war es ein Brauch der fahrenden Handwerker, an bestimmten Zäunen, Bäumen und Wegzeigern Nägel als Erinnerungszeichen einzuschlagen. Manche dieser alten Wahrzeichen haben sich von Hand zu Hand bis in unsere Zeit erhalten und feiern jetzt meist in Museen und Altertümersammlungen ein



4. Das Eiserne Kreuz in San Francisco in Nordamerika, das zur Nagelung zugunsten der deutschen Kriegsfürsorge aufgestellt wurde und große Beträge einbrachte.



5. Der Wadere Schwabe in Stuttgart.
Nach dem Entwurf von Joseph Zeitler.



6. Der Eiserne Landsturmann der Insel Alsen
in Sonderburg.
Aus dem Stamm eines Apfelbaumes der Insel
nach dem Entwurf von Heit.



7. Der Eiserne Wehrmann in Bielefeld.
Nach der Holzplastik von Bildhauer
Franz Guntermann.

friedliches Dasein. Es sei ferner daran erinnert, daß auch früher schon vereinzelt menschliche Figuren mit Nägeln beschlagen wurden, wie in Wien der „Eiserne Mann“.

Wenn nun heutzutage gegen das Benageln von Figuren, besonders aber von menschlichen Standbildern, vielfach abfällige Äußerungen laut werden, so muß man ja ohne weiteres zugeben, daß die ganze Handlungsweise beim ersten Gedanken daran, das hölzerne Standbild unserer verdienstvollsten Männer in aller Öffentlichkeit wie den Fuß eines Pferdes mit Nägeln zu beschlagen, etwas peinlich wirkt. Darauf fußt auch der Einspruch mancher Künstler und Laien, der durchaus ernst zu nehmen ist.

Die Mehrzahl wird wohl entschuldigend sagen, in diesem Falle heilige der Zweck das Mittel. Sie mögen damit nicht unrecht haben. Das Gefühl, mit den tatsächlich durch die Nagelung gewonnenen reichlichen Mitteln die Not der Kriegsgeschädigten und ihrer Familien gelindert zu haben, dürfte die erstgenannten Empfindungen weit hinter sich zurücklassen. Außerdem muß man jedoch betonen, daß die benagelten Gestalten und Kriegswahrzeichen später auch in künstlerisch veranlagten Leuten ein Gefühl der Freude und des ästhetischen Genusses hervorrufen werden. Erinnern doch diese eisenbeschlagenen Zeugen an die „eiserne Zeit“ des Weltkrieges.

Auch sind die Entwürfe künstlerisch durchweg vortrefflich und mit großem Geschick für die Zwecke der Benagelung ausgearbeitet. Das allmählich entstehende Panzerhemd wird nach seiner Vollendung manchen Lebenden und manchen sagenhaften Reden schmuck kleiden. Es wird sich meist harmonisch dem Gesamteindruck des Kunstwertes einfügen. Man wird es gar nicht mehr missen wollen. So werden

auch die Gegner der Kriegsnagelung nach Vollendung des Verfahrens zufrieden sein mit dem Werk und mit dem Erfolg.

Von den beigegebenen Abbildungen zeigt die erste auf Seite 334 das uns Deutschen wohlbekannte Standbild des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg in Berlin. Der Entwurf stammt von G. Marschall. Etwas Kühnes, Siegesfähiges geht von der mächtigen Gestalt aus, zu deren Füßen die Menge sich zur Benagelung drängt. Das 5. Bild ist der Wadere Schwabe in Stuttgart von Bildhauer Joseph Zeitler. Scherz und Ernst zugleich kommt bei der Veranschaulichung der alten „schwäbischen Kunde“ zum Ausdruck. Stützt sich doch auf diese Mär der württembergische Anspruch auf „Schwabenstrieche“ mit dem Schwerte, die sich auch in diesem Krieg so glänzend bewährt haben.

Einen modernen Feldgrauen, der seine körperliche Tüchtigkeit durch den ausdrucksvollen Kopf und den mächtigen Hals sowie durch das kampfbereite Umfassen des Gewehrs erweist, hat Franz Guntermann geschaffen (siehe das 7. Bild).

Der „Herr Kerl von Emden“, den Abbildung 2 zeigt, soll an die Seefahrten unserer „Emden“ unter Fregattenkapitän v. Müller erinnern. Zu Alsen wurde ein eiserner Wehrmann erstellt, den uns Bild 6 veranschaulicht.

Nicht ganz so zahlreich wie menschliche Gestalten wurden Kriegswahrzeichen zur Nagelung öffentlich aufgestellt, die Gegenstände, wie beispielsweise das Eiserne Kreuz, darstellen. Eines davon steht in Darmstadt, das auf Bild 4 wiederbegebene in San Francisco. Eine stilisierte Eiche wird in Halle in Westfalen benagelt. Ein eisernes Tor besitzt der Kasernenhof des 5. Garderegiments zu Spandau. Ein Adler, das Sinnbild der staat-



8. Der Eiserne Adler zu Frankfurt a. M.
Nach dem Entwurf von Bildhauer Stod.

lichen Einheit und der hehren Gedanken an all das Große und Gewaltige unserer Tage, wurde in Frankfurt am Main aufgestellt zur Hilfe für kriegsgefangene Deutsche (Abbildung 8).

Mit Freuden wurden überall Spenden der Begüterten aufgenommen, um armen Schülern und genesenden Kriegern eine Kriegsnagelung mit eigener Hand zu ermöglichen.

Abweisung eines italienischen Angriffs an der Tofana.

(Hierzu das Bild Seite 337.)

So oft auch die Italiener einen Vorstoß in die Alpentäler versuchten oder eine vorgeschobene Höhenstellung zu stürmen wagten, wurden sie von einem so mörderischen und wohlgezielten Maschinengewehrfeuer überrascht, daß die Mehrzahl, ehe sie überhaupt nur zum Schuß kam, außer Gefecht gesetzt war und das Häuflein Überlebender sich schleunigst zur Flucht wandte, ehe es zu spät war. Trotzdem wiederholten die Italiener stets ihre nutzlosen Angriffe. Besonders richteten sie ihr Augenmerk auf die Täler und Pashtraßen, die von Italien aus über die Alpen nach Tirol, Kärnten und Steiermark führen und als Einfallstore in die österreichischen Grenzländer in erster Linie in Betracht kommen.

Ende Februar hatten die Italiener im Gebiet der Tofana nach längerer Pause wieder eine rege Tätigkeit entfaltet und suchten durch geschickt vorbereitete und rasch ausgeführte Überfälle sich der österreichisch-ungarischen Stellungen zu bemächtigen. Im Morgennebel war es ihnen oft leicht, sich hinter Felsen und Steinen bis auf wenige Meter an die k. u. k. Gräben heranzuschleichen. Doch die Verteidiger hatten stets Augen und Ohren offen und erkannten rechtzeitig die Gefahr, der sie durch einen plötzlichen Gegenangriff zuvorkamen. So lagen die Verhältnisse im Februar, als die österreichisch-ungarischen Posten das Herannahen einer stärkeren italienischen Alpiniabteilung in dem Tofanaabschnitt meldeten. Sofort machte sich alles kampfbereit; jeder versah sich ausgiebig mit Munition, Hand- und Stielgranaten und erwartete in Ruhe den anschleichenden Feind. Etwa 150 Meter vor der k. u. k. Stellung sammelten sich die Italiener und brachen allenthalben mit lautem „Evviva Italia!“ und „Avanti Savoia!“, von ihren Offizieren angefeuert, vor. Noch näher ließ man sie herankommen, dann wurde es auch drüben lebendig. Wie der Blitz fuhr die Mannschaft hinter den als Deckung dienenden Felsen vor und empfing den Feind mit einem wohlgezielten Schnellfeuer. Dieser plötzliche Gegenangriff überraschte die Italiener für einige Augenblicke, und ehe sie noch von ihren Waffen Gebrauch machen konnten, war der Feind wie das Wetter unter ihnen. Rascher noch als sonst Bajonett und Gewehr arbeiteten hier die gefürchteten Handgranaten, die sich im Nahkampf als eine ebenso schreckliche wie brauchbare Waffe erwiesen haben. Die erste Reihe der Angreifer war bald niedergemacht, und wer allenfalls bis an die österreichisch-ungarische Linie herankam, der machte noch schlimmere Bekanntschaft mit Bajonett und Gewehrkolben.

Keiner der Feinde konnte in der bestürzten Felsenstellung Fuß fassen, und unter schweren Verlusten mußte der Gegner sich bald darauf zur Flucht wenden, verfolgt von den wackeren Kaiserjägern, die an diesem Tage allein etwa 50 Gefangene machten, ohne selbst nennenswerte Verluste zu erleiden.

Mit den Bundesbrüdern in den Karpathen.

Hinter Muntacz nahm uns das Gebirge auf, das damals, mitten im März, noch einen hochwinterlichen Eindruck machte. Die deutschen Truppen, die hier zu den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen stießen, sollten nicht nur die Verteidigungstellen verstärken, sondern hatten auch die Aufgabe, den Russen eine Reihe beherrschender Stellungen wieder zu entreißen. Der Weg führte zunächst steil bergan. Wir teilten ihn recht oft mit Begebaufolonen und ganzen Karawanen von Maultieren und Eseln, die Munition auf die Pashhöhen schleppten. Sie waren uns ein ungewohnter Anblick, paßten aber recht in die gewaltige Gebirgslandschaft hinein. Einmal kam sogar eine der berühmten Motor-

mörserbatterien den steilen Weg mit uns hinauf. Wir hörten sie einige Tage später nicht weit von uns entfernt ihre eherne Sprache reden, während sie unseren Sieg mit vorbereiten half. Es schien uns das reine Wunder, daß diese gewaltigen Maschinen so mühelos die größten Steigungen nahmen, obwohl die Straße deutliche Spuren ihres mehrmonatigen Kriegsdienstes trug. Der ungewohnten Bilder kamen dann noch mehrere, unter anderem Maschinengewehre und verwundete auf Einzelschlitten, Lastpferde mit kleinen Gebirgsgeköhnen auf dem Rücken und anderes.



Hofphot. Eberth, Cassel.

Feldgrauen mit französischen Kindern, die vertraulich zu ihren deutschen Nachbarn herüberkommen, da sie wissen, daß immer etwas Gutes für sie abfällt.

Der Aufenthalt in den großen Höhen war zwar nachts bitterkalt, aber unsere Feldgrauen hatten sich sehr bald auch hierin der neuen Gegend angepaßt, so daß verhältnismäßig äußerst wenige Erkrankungen vorkamen. Unsere Bundesbrüder hielten denn auch mit ihrer Anerkennung nicht zurück. Wir sollten sie bald in noch höherem Maße eringen.

Vor unserer Stellung lagen die Russen auf der beherrschenden Höhe 3., die sich riegelartig unseren Gebirgsstellungen vorlagerte. In aller Heimlichkeit mußten deshalb die Vorbereitungen zur Ueberumplung des Gegners getroffen werden, um durch plötzliche Überraschung einigermaßen den Ausgleich gegenüber seiner natürlichen starken Stellung, die durch Verhaue noch verbessert war, zu schaffen. Wir hatten eine schwere Aufgabe vor uns. Doch am Morgen des 20. März war sie in einer einzigen Stunde gelöst. Von vorn und zugleich von der Seite griffen wir die völlig überraschten Russen an, während die schwere Artillerie den feindlichen Nachschub in die Flucht jagte. Viele Gefangene und große Geschütz- und Munitionsbeute waren der Lohn des schnellen Sieges. Wir gaben die Stellung an ein k. u. k. Landwehrregiment ab und sollten zur Belohnung für den glänzenden Erfolg einige Tage Talquartiere beziehen. Doch schon zwei Stunden nach dem Abmarsch wurden wir telephonisch wieder zurückgerufen: die Russen hatten mit zehn-



Abwehr eines Angriffes italienischer Alpini an der Lofana.

Nach einer Originalzeichnung von Kriegsmaler W. Reich, München.



Feldbefestigungen zwischen den Außenforts von Przemyśl. Aufnahme von einem Flugzeug aus.

facher Übermacht im Lauf des Tages unseren Kameraden die Höhe wieder entriß.

Da ging es bei beginnender Abenddämmerung zum zweitenmal zum Sturm vor. Wohl waren diesmal unsere Verluste schwer, aber wir kämpften ausdauernd und mit furchtbarer Erbitterung. Und als nach einstündigem Ringen die berühmten Kaiserjäger aus dem Lande Tirol unsere Reihen verstärkten, da wurde die heiß umstrittene Höhe und der anschließende Bergrücken dazu nach wildem Kampfe, bei dem fast nur Kolben und Bajonett gebraucht wurden, unser! Als dann die Verwundeten zurückgeschafft und die Toten eingebettet waren, da lagen wir Gewehr im Arm in den feindlichen Gräben, und in die kalte Karpathennacht schallten unsere Siegeslieder; zuerst die „Wacht am Rhein“, dann „Gott erhalte Franz, den Kaiser“, dann „Deutschland, Deutschland über alles“ und zuletzt ein mehrstimmiger Chor der Kaiserjäger „O du mein Österreich!“ Da wurden manchem harten Krieger unter uns die Augen naß.

Von unseren Feinden liefen in der Nacht wohl über 200 Mann zu uns über. Einer erzählte schluchzend, daß ihn bei unserem Gesang das Heimweh gepackt habe. Leider konnten wir ihn nicht zu seinem Mütterchen an der Wolga entlassen, aber wir gaben ihm einen Schluck Schnaps, der ihn auch sichtlich beruhigte.

Am folgenden Tage bekamen wir und mit uns die Kaiserjäger unsere nun doppelt verdienten Talquartiere. Singend zog unsere Marschkolonne zu Tal, auf dem Wege immer wieder jubelnd von deutschen und österreichisch-ungarischen Kameraden zu ihrem Siege beglückwünscht. Und unten stießen wir mit den Bundesbrüdern mit Tokajerwein auf ewige Brüderschaft an und sangen noch manches frohe Lied zusammen, bis uns später neue Befehle zu neuen Taten riefen.

Fliegerphotographien.

(Hierzu die Bilder Seite 338–340.)

Eine brauchbare, aber sehr teure Kamera, die das Photographieren vom Ballon oder vom Flugzeug aus gestattet, kam erst im Jahre 1910 auf und konnte 1912 so verbessert werden, daß sie für die Heeresverwaltung in größeren Mengen verwendbar wurde. Das Schwierigste war dabei

die Herstellung eines geeigneten Schließverschlusses, dessen Geschwindigkeit ungeheuer rasch sein muß, nämlich etwa $\frac{1}{10000}$ Sekunde — übrigens heutzutage schon keine Höchstleistung mehr! Nur bei derartig kurzer Belichtung konnte es gelingen, trotz der großen Geschwindigkeit von Flugzeug oder Freiballon eine nicht verschwommene Aufnahme zu erhalten.

Zu Beginn des Weltkrieges kam es vor allem auf eine großzügige Luftaufklärung an, wobei feindlicher Zugverkehr in den Generalstabskarten vermerkt, Marschkolonnen und Versammlungen gegnerischer Streitkräfte, sowie vorbereitete Stellungen mit wenigen Strichen eingezeichnet werden konnten.

Erst als der Festungs- und der Stellungskrieg begann, konnte die Fliegerphotographie ihre Unentbehrlichkeit beweisen. Ist es doch ganz unmöglich, die winzigen Einzelheiten des Schützengrabengewirrs, deren Kenntnis jetzt im Gegensatz zu früher von besonderer Wichtigkeit ist, rasch in eine Karte einzutragen. Völlends wenn man bedenkt, daß sich die Flugzeuge kaum unter 2000 Meter herunterwagen dürfen. Der Leser kann sich selbst beim Betrachten des Bildes auf Seite 338 überzeugen. Man sieht die verwinkelten Formen der Feldbefestigungen zwischen den größeren Außenforts von Przemyśl. Ein Entwirren beim Überfliegen ist aussichtslos, da es bestenfalls viel zu lückenhaft sein wird. Im Festungsgelände, also bei Anlagen, die schon in der Friedenszeit bestanden, wäre ein Einzeichnen noch viel mühsamer, da das Gelände einer Festung auf keiner Karte richtig wiedergegeben ist, um im Kriegsfall die Stellungen nicht vorzeitig zu verraten.

Bei diesen feinen Einzelarbeiten haben wir das Unvermögen der menschlichen Natur durch die Fliegerphotographie zu erleben gewußt. Jeder frisch begonnene Lauf-, Verbindungs- oder Annäherungsgraben in den Feldern oder rechts der Straße würde beim Vergleichen mit früheren Aufnahmen unter dem Vergrößerungsglas zweifellos erkannt werden. Man kann somit die Stellen genau herausfinden, wo der Gegner eine lebhaftere Tätigkeit im „Buddeln“ entfaltet.

Eine besonders fesselnde Aufnahme stellt die zweite Abbildung Seite 339 dar, die das podennarbiges Antlitz der

Erde nach einer Beschießung zeigt. Deutlich lassen sich die Granattrichter der großen und kleinen Kaliber unterscheiden. Aus ihrer Lage kann man über den Beschuß einer Verschanzung urteilen und daraus Schlüsse ziehen, ob und wann das Werk sturmreif ist. Man sieht mächtige Trichter an der Kehle (Rückseite) der Verschanzung, die die dortigen Kasematten, die Kehlmauerne, die Räume für Munition und Baustoffe erheblich beschädigt haben.

Die letzte, besonders interessante, auf Seite 340 wiedergegebene Aufnahme verlassener Stellungen hinter der Front ist aus einem Fesselballon erfolgt und hat deshalb eine andere Perspektive, wie man beispielsweise an den Straßendäumen erkennen kann.

Kämpfe um den Hartmannsweiler Kopf.

Von Paul Otto Ebe.

In welcher Weise gerade die Gebirgskämpfe von der Gunst oder Ungunst des Geländes abhängen, haben wir schon mehrfach geschildert. Ebenso dürfen wir die hier in Betracht kommende Gegend als bekannt voraussetzen, da sie schon in einem früheren Aufsatz mit einer Schichtlinienzeichnung (Band II, Seite 204) eingehend beschrieben wurde.

Seit jener Zeit trugen sich meist kleine Mänkeleien, hervorgerufen durch Zusammenstöße der beiderseitigen Vorposten oder Patrouillen, Kämpfe mit Handgranaten und Minen, sowie kurze Feuerüberfälle der Artillerie zu, die den Zweck hatten, die Sicherheit des Gegners zu stören oder die Anwesenheit neuer Ablösungen festzustellen. Allmählich mehrten sich diese Überfälle von seiten des Feindes. Auch erhielten die deutschen Kanoniere bei solchen Anlässen eine kräftigere Antwort durch feindliche Geschosse mittleren Kalibers. Das ließ auf eine Verstärkung der feindlichen Artillerie schließen. Als Gegenmaßnahme wurde erhöhte Gefechtsbereitschaft befohlen, die Reserven näher herangezogen und sonstige Anordnungen, wie Anhäufung von Munitionslagern, Bereitstellen weiterer Truppen, getroffen. So war die taktische Lage am 20. Dezember 1915 allmählich etwas zugespitzt.

Was sich jedoch seit der Erstürmung des Hartmannsweiler Kopfes zu Beginn des Jahres 1915 grundlegend geändert hatte, das war die Anlage und der Ausbau der deutschen Stellungen. Trotz des felsigen Bodens, trotz des zähen Wurzelgeflechtes hundertjähriger Baumriesen, trotz der Schwierigkeiten des Heranbringens von Baumaterial war in zäher, unermüdlicher Arbeit auf der Hochfläche des Hartmannsweiler Kopfes eine neuzeitliche Feldbefestigung angelegt worden. Zement, Baumstämme, Eisenbahnschienen, Felsblöcke bildeten die Urbestandteile.

Am 21. Dezember brach plötzlich ein Unwetter los, wie es schrecklicher wohl nie einen kleinen, eng begrenzten Raum heimsuchen kann. Von zehn Uhr vormittags an wurden die Südvogesen, besonders aber der Hartmannsweiler Kopf, mit einem übermächtigen Artillerietrommelfeuer aus aller schwersten Kalibern überschüttet. Die feindlichen Minenwerfer suchten den gegnerischen Artilleriegeschossen beim Umpflügen der Schützengräben zuvorzukommen. Schon wurden auch vereinzelte Unterstände in Trümmer gelegt. Doch dies war nur ein kleiner Teil der großen Artillerietätigkeit! Sämtliche Zufahrtstraßen, die Berghänge hinter der Front und die elsässischen Ortschaften im Tal waren genau an die einzelnen Batterien des Gegners verteilt worden. Furchtbar wüteten die Geschosse an allen Stellen. Mächtige Rauchfahnen hüllten Abhänge, Unterkunftsorte und die Stellungen weithin ein, während sich der Schall der platzenden Geschosse, das Krachen der mächtigen Bäume, das Versten der Felsen im Echo wiedergebar.

Von zehn Uhr vormittags bis drei Uhr nachmittags, also fünf volle Stunden, lag ein Jägerbataillon mit den zugeteilten Truppenabteilungen in diesem Vernichtungsfeld. Die Postierungen und Beobachtungsstellen waren im Graben geblieben, die übrigen Mannschaften suchten in den Unterständen Schutz. Doch gegen diese Gewalten erwies sich das langmonatige Werk aus Menschenhand unterlegen. „Es war das einzige Mal, daß ich sogar mit unseren Raketen Mitteleid hatte!“ erzählte mir ein Hauptmann, der bei den dortigen Kämpfen verwundet wurde. Trotzdem frohen, als das feindliche Feuer von dem vorderen Graben



Eine Lunette der Festung Przemysl mit deutlich erkennbaren Granatrichtern. Aufnahme von einem Flugzeug aus.



Ballonaufnahme von verlassenen Stellungen hinter der deutschen Front in Flandern.
Wegekreuzung bei Broodseinde. (Man halte das Bild senkrecht vor sich hin.)

endlich nach rückwärts verlegt wurde, noch Leute der Besatzung aus den halbverschütteten Unterständen und kämpften wie die Löwen gegen die eindringenden Feinde. Drei Kompanien des Gegners hatten nämlich im Abschnitt bei der Jägeranne zum Sturme angesetzt. Die kleine deutsche Heldenschar mußte der Übermacht weichen, obwohl ihr flankierendes Maschinengewehrfeuer die geschlossenen französischen Angriffskolonnen stark lichtete. Nach erbitterten Teilkämpfen und nach blutigem Handgemenge wurde schließlich die vorderste deutsche Linie mehrmals durchbrochen. Manch furchtloses Häuflein Feldgrauer hielt den nachdrängenden Gegner ab, um erst im letzten Augenblick möglichst noch die zweite Linie zu erreichen.

So war es allmählich sechs Uhr abends geworden. Der

feindliche Angriff war zum Stehen gekommen. Die Deutschen warteten sehnsüchtigen Herzens auf die in Aussicht gestellten Unterstützungen, die nicht nur die Kampflinie, sondern vor allem auch die Munition auffüllen sollten. Die große Entfernung, die Schwierigkeit des Anmarschgeländes verzögerte das Eintreffen. Halbkreisförmig hatte die Stellung beide Flügel zurücknehmen müssen. Man versuchte sich einzurichten und den Gegner, der sich ringsum eingrub, möglichst zu belästigen oder gar abzuschütteln. Wie ein drückender Alp lag die bisher durchwachte Nacht und das nervenzerrüttende fünfstündige Trommelfeuer, sowie der Geländeverlust der Ruppe des Hartmannsweiler Kopfes auf den Erschöpften. Endlich gegen neun Uhr abends trafen die Unterstützungen — ein Reservejägerbataillon — ein. Der Gegenstoß wurde beraten. Sechs Uhr vormittags nächsten Morgens begann der Angriff in der bewährten Zusammenarbeit zwischen Artillerie-, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Auch die Handgranaten, die anfangs knapp waren, jedoch rechtzeitig ergänzt werden konnten, halfen den Stürmern. Vom rechten Flügel begann der Angriff. Die französische Stellung, die zwischen der ersten und zweiten früheren deutschen Stellung lag und schon mannsstief ausgehoben war, wurde trotz des rasenden Feuerstapfer gestürmt. Starke Stützpunkte wie die Bastion und der Jägerfelsen wurden von der Flanke und von vorne gefaßt. Die neue Feindestellung war deutsch!

Da der erste Ansturm so gut gelungen war, kam der weitere Befehl, elf Uhr vormittags nochmals vorzustoßen, um die Ruppe des Hartmannsweiler Kopfes wieder zu erringen. Auch hier gebührt dem vortrefflichen Präzisionschießen der Artillerie ein Lorbeerzweig, der andere gehört der sturmüberragenden Infanterie. Mit musterhafter Schnelligkeit brach sich der Angriff Bahn. Neu eintreffende Maschinengewehre und zwei weitere Infanteriekompanien rissen den allmählich stöckenden Angriff von neuem nach vorn. So wurde die alte Stellung auf dem Hartmannsweiler Kopf wieder erreicht! Nur an kleinen Flügellstellungen hielt sich der Gegner noch. Neben dem wertvollen Geländegewinn brachte dieser Gegenstoß den Feldgrauen reiche Beute ein. Sie bestand aus 1520 Gefangenen, darunter 21 Offizieren, 15 Maschinengewehren, 2 Minenwerfern, 2000 Gewehren und Seitengewehren, nebst

Ausrüstungsstücken verschiedenster Art!

Schwertsegen!

Wir haben gewartet nun Jahr und Tag
Auf den letzten, den schwersten, den herrlichsten Schlag.
Er mußte ja einmal kommen!
Wir haben gelitten und nicht gewant.
Wir haben geblutet und Gott gedankt
Und stumm unser Schwert genommen. —

Nun brach's aus dem Dunkel wie flammendes Licht.
Wie der jüngste Tag, wie das Weltgericht.
Wie das Meer über Dämme und Deiche!
Laß brausen den Sturm, laß schäumen die Flut,
Gib siegreiche Ernte aus Tränen und Blut!
Herr, segne uns und unsre Streiche!

Vor Verdun.

Dr. Reinhold Eisacker,
Hauptmann d. L.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen im Osten, Süden und Südosten Europas standen alle mehr oder weniger im Zusammenhang mit den Ereignissen auf dem Schauplatz im **Westen**, im besonderen mit dem gewaltigen Ringen um Verdun, das mit dem letzten Drittel des März in den zweiten Monat eingetreten war. Während dieser langen Zeit ununterbrochenen Trommelfeuers, wütender Infanterieangriffe und verzweifelter Gegenstöße auf einer Front von über 50 Kilometern hatten sich die Franzosen immer wieder in dem Glauben gewiegt, daß die Kraft der Deutschen erlahmt, ihr Angriff abgeschlagen sei. Ebensooft aber hatten sie sich überzeugen müssen, daß trotz der ihrer eigenen Front in größter Eile fortwährend zugeführten Verstärkungen (siehe Bild Seite 347) der deutsche Angriff zwar langsam, aber unverkennbar vorwärts rückte und daß die immer größer werdenden französischen Opfer sich auch nicht durch den kleinsten Raumgewinn bezahlt machten.

Bis zur Einnahme von Douaumont (siehe die Kunstbeilage und die Bilder auf Seite 343), die als der große Wendepunkt nach der langen Zeit der Stellungskämpfe an der Westfront zu betrachten ist, verlief die Kampflinie im Raume von Verdun von der Argonnenstadt Vauquois aus nördlich Avocourt, Malancourt, Béthincourt, Forges, Brabant, Haumont, Beaumont, Ornes, nördlich und östlich Fromezey, östlich Gussainville, Fresnes, Marchéville nach der Combreshöhe. Jetzt, nach den Kämpfen eines Monats, war diese Linie vorgeschoben von Forges auf Cumières, von Brabant auf Vacherauville, von Beaumont und Ornes auf Douaumont, von Fromezey auf Baux, von Gussainville auf Cix und Moulinville, von östlich Fresnes über diesen Ort hinaus auf Manheulles und Bonzée, von Marchéville auf Champlon (Karten Seite 232 und 346). Von all den zuerst genannten Orten, an denen sich bedeutende feindliche Stellungen befunden hatten, waren außer dem abseits der großen Kämpfe gelegenen Bau-

quois nur noch Avocourt und Béthincourt in der Hand der Verteidiger. Schritt für Schritt hatten sich die Deutschen vorgekämpft und mindestens 30 Dörfer und kleine Städte, die an Widerstandskraft ebensovielen dauernden Befestigungsanlagen gleichkamen, in ihre Hand gebracht, um sie nun ihrerseits als Stützpunkte für ihr weiteres Vorgehen gegen die eigentliche Festung Verdun zu benutzen.

Ohne Zweifel verteidigten sich die Franzosen mit großem Geschick und anerkannter Tapferkeit, aber auch ohne Rücksicht auf Opfer an Munition und besonders an Menschen, während die Deutschen bei ihrer ganzen Angriffswiese auf Schonung der Truppen ausgingen. — In den Abendstunden des 20. März gelang ihnen die Erstürmung des Waldes von Malancourt und des vorgelagerten Gehölzes von Avocourt. Dem Sturmangriff war ein den Gegner überraschendes Trommelfeuer vorangegangen, das ununterbrochen von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags mit äußerster Hefigkeit auf die französischen Stellungen niedergedonnert war. Ihm folgte eine einstündige Pause, bis um 6 Uhr süddeutsche Truppen vorstürmten, die in vierstündigem mutigen Ringen die ganze Waldecke bis an den Rand in ihren Besitz brachten.

Ein Mittkämpfer, Herr Willi W., schreibt darüber in einem uns zur Verfügung gestellten Briefe vom 28. März: „Heute trommelt es wieder in unserer Nähe den ganzen Tag, ein Zeichen, daß wieder ein Schritt vorwärts gemacht werden soll, und ich habe Euch immer noch nicht ausführlich berichtet von dem Sturm vor 8 Tagen, an dem mein Regiment direkt beteiligt gewesen ist. „Württembergische Landwehrbataillone“ hieß es im deutschen Tagesbericht; Ihr werdet es Euch wohl gedacht haben, daß wir das gewesen sind. Es war unser 2. und 3. Bataillon, das 2. als Sturmbataillon, das 3. als nächste Bereitschaft in der Stellung, aus der das 2. vorging. Es handelte sich am 20. darum, den Wald, in dem man seit 1½ Jahren einander gegenüberlag und in dem die Franzosen ein Gewirr von

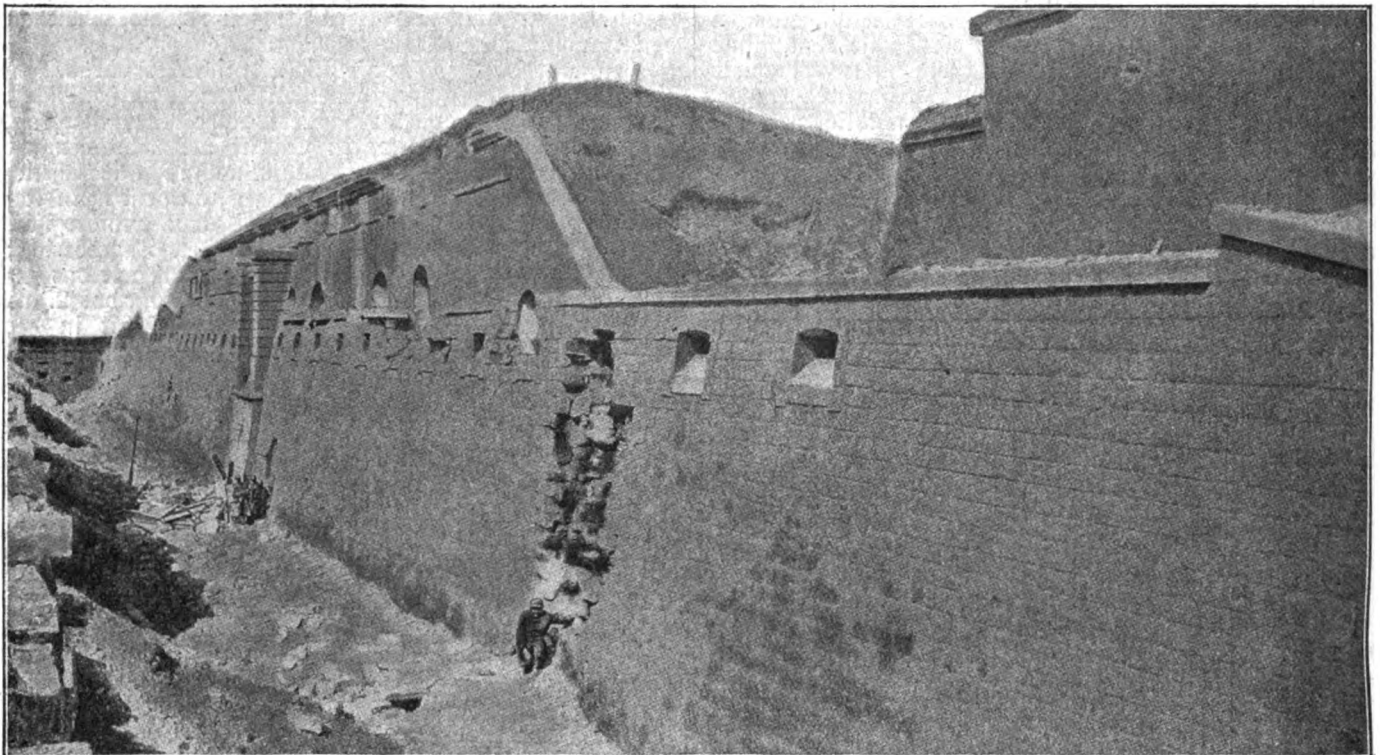


Vertreibung der Franzosen aus dem Dorfe Malancourt vor Verdun am 30. März 1916. Nach einer Originalzeichnung von Max Tille. Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Gräben und Stacheldrahtverhauen angelegt hatten, vom Feind zu säubern und bis zum Waldbrand durchzustößen. Das 2. Bataillon bildete den rechten Flügel der für diesen Tag angelegten Kampfgruppe und hatte ein Waldstück von 800 Meter Tiefe vor sich; links schloß eine bayerische Division an. Bei uns wurde der Angriff an einer Stelle angelegt, an der die gegnerischen Gräben am nächsten gegenüberlagen, 20—30 Meter; in diesem Zwischenraum liegen ein Duzend tiefer Sprengtrichter, Spuren früherer Nahkämpfe, die beim Sturm umgangen werden mußten. Auf der anderen Seite der Trichter mußten die Stürmer sich nach rechts und links ausdehnen und durften doch die Fühlung nicht verlieren, eine taktisch nicht so ganz leichte Aufgabe, doch ging alles über Erwarten glatt. Von morgens 8 Uhr an schoß unsere Artillerie aus allen Kalibern bis zu 21 Zentimeter. Eine 15-cm-Batterie stand so dicht hinter unserem Verbandplatz, daß die Scheiben unserer Fenster, die natürlich nach rückwärts gerichtet sind, von den Abschüssen in Scherben gingen. Den Rest, den unsere Kanonen nicht klein kriegten, haben dann die Einschläge vollends erledigt. — Kurz vor 4 Uhr nachmittags erhöhte sich das Schießen zum Trommelfeuer, dann erfolgte zwi-

Mit den Wäldern von Malancourt und Avocourt war diesen ein Frontabschnitt zugefallen, auf dessen Besitz der Gegner besonderen Wert gelegt hatte. Die neu eroberte Waldstellung ermöglichte den Deutschen die seitliche Bedrohung der wichtigen Höhe 304 von Südwesten her, während sie aus Nordwesten schon seit der Wegnahme der Stellung Toter Mann (siehe Bild Seite 348 oben) seitlich bedroht war. Avocourt und Toter Mann, Malancourt und Béthincourt bildeten nunmehr die Grenzpunkte einer sackförmigen Stellung, in der der Feind von allen Seiten mit Feuer bestrichen werden konnte. Vielfach erwartete man jetzt eine Zuschnürung des Sackes auf der Linie Avocourt—Toter Mann. Die Maßnahme, die beim Blick auf die Karte nicht eben schwierig zu sein schien, erfolgte indessen nicht, sie lag aber auch gar nicht im Plane der deutschen Heeresleitung, weil sie sehr starke Kräfte erfordert und zu einer Bedrohung der Deutschen in der eigenen Flanke geführt hätte.

Statt sich auf eine solche immerhin nicht ungefährliche Unternehmung einzulassen, schritten die Deutschen zur Säuberung und vor allem Sicherung der neuen Stellung, um auf bevorstehende Gegenangriffe gerüstet zu sein. Diese erfolgten sehr bald und zahlreich, blieben aber trotz



Die Außenmauer der Feste Vaug. Nach einer französischen Aufnahme.

schen den gegnerischen Gräben der Angriffsstelle eine große Sprengung von 100 Zentnern Dynamit, die unseren solid gebauten Verbandplatz zum Wackeln brachte und zu den elf zwischen den Stellungen vorhandenen noch einen letzten zwölften großen Trichter hinzufügte. Sofort nach der Sprengung kletterten die Stürmer über die Brustwehren. Ohne Hurra, mit möglichster Geschwindigkeit ging es über die französischen Gräben hinweg auf das befohlene Ziel zu (siehe Bild Seite 344/345). Was an Franzosen in den Gräben stand, ergab sich sofort unter der Wirkung der Handgranaten. Die Säuberung der französischen Unterstände überließen die Sturmtruppen den nachfolgenden Kompanien. So kam es, daß nach einer halben Stunde auf unserem württembergischen Abschnitt alles erledigt und der Waldbrand besetzt war. In dieser Zeit, also beim Sturm selbst, hatte das Bataillon nur 3 Tote. Da die Bayern mit ihrem Angriff etwas später kamen, entwich ein großer Teil der uns gegenüberliegenden Franzosen nach links in deren Abschnitt, und so erklärt es sich, daß die Bayern später eine verhältnismäßig größere Gefangenenerbeute machen konnten als wir. Im ganzen fing unsere Kampfgruppe annähernd 3000 Mann, darunter 1 Brigade- und 2 Regimentskommandeure. — Im ganzen waren jetzt vor Verdun schon über 30000 Mann durch die Deutschen zu Gefangenen gemacht worden.

aller Wucht erfolglos. — Die Gipfel der 4 Kilometer tiefen und wenig mehr als 5 Kilometer breiten im deutschen Kreuzfeuer liegenden Sackstellung wurden von den Orten Béthincourt und Malancourt gebildet, die, in einer sumpfigen Talniederung gelegen, nunmehr in erster Linie unter dem Druck des schweren Geschützfeuers der Deutschen lagen. In einem Abstand von wenig mehr als 300 Metern schließt sich an Malancourt das kleinere Dorf Haucourt an, durch das in östlicher Richtung der Forgesbach fließt, um später in die Maas zu münden. An der Stelle seiner Mündung war der Forgesbach bereits in deutschen Händen, ebenso ein großer Teil seines Laufes östlich Béthincourt. Bei Haucourt wird die Flußniederung von Hügeln umsäumt, die als Stützpunkte für die wichtigen französischen Stellungen auf den Höhen 287 und mehr noch 304 von großer Bedeutung waren; sie lagen zwischen dem von den Deutschen eroberten Waldstück von Malancourt, dem Forgesbach, der Straße Haucourt—Malancourt und der Straße Malancourt—Avocourt.

Gegen diese Höhen trugen die Deutschen am 22. März ihren Angriff mit Erfolg vor, so daß die neue deutsche Linie nunmehr dicht südlich Malancourt—Haucourt verlief. Die beiden Dörfer selbst blieben noch im Besitz der Franzosen, die offenbar entschlossen waren, die Höhe 304 trotz des zermalmenden Kreuzfeuers der Deutschen bis zum Äußersten

zu halten. Am 23. gelang diesen unter Ausnutzung ihres Fortschritts vom vorhergehenden Tage dicht westlich Hancourt noch die Besetzung einiger Gräben, wobei die Zahl der Gefangenen auf fast 900 stieg.

Die folgenden Tage waren gerade hier wieder durch außerordentlich schwere Artilleriekämpfe ausgefüllt, die von beiden Seiten gleichzeitig mit großer Erbitterung geführt wurden. Während die Franzosen sich anstrebten, die Entwicklung neuer Angriffe der Deutschen zu verhindern, begannen diese, ohne sich beirren zu lassen, die wichtigen französischen Stellungen, die von schweren Verteidigungswerken aller Art gestützt, gehörig einzudecken, um sie sturmreif zu machen. Im Verlauf dieser Kämpfe wurde auch ihr eigentliches Ziel, Verdun selbst, in Brand geschossen. Dies hatte, wie die Franzosen selbst zugaben, zur Folge, daß die Material- und Menschenansammlung, die sich bisher unter dem Schutz der Mauern Verduns hatte vollziehen können, völlig unterbunden wurde. Kaum ein Stein war in der Stadt auf dem anderen geblieben. Nur die Türme der Kathedrale waren von dem Eisensturm, der vernichtend und zerstörend über Verdun dahinbrauste, verschont worden. Es geschah aus Achtung für den Zweck, dem das Gebäude im Frieden zu dienen hatte. Niemals haben die Deutschen aus Mitleid Kirchen zusammengeschossen, sondern sie nur bedroht oder niedergelegt, wenn militärische Rücksichten, besonders bei heimtückischer Ausnutzung von Kirchtürmen zu Beobachtungszwecken, es notwendig machten, sie für derartigen Mißbrauch ungeeignet zu machen.

Am 25. März kam es wieder einmal östlich der Maas zu heftigen Kampfhandlungen zwischen Fußtruppen. Mit Nachschmitteln wurde in schwierigen Nachtgefechten um den Besitz des Cailletewaldes gerungen. Dieser unweit Douaumont gelegene Wald ist wenig mehr als einen Quadrat-

kilometer groß, war aber für die Franzosen gleich jeder anderen einigermaßen zur Verteidigung geeigneten Stelle um Verdun von großem Wert. Die Deutschen behielten hier in erbittertem Kampf von Mann zu Mann die Oberhand.

Nach den Artilleriekämpfen der vorhergehenden Tage konnten die Deutschen am 28. März einen Hauptangriff unternehmen. Mit nur geringen eigenen Verlusten stürmten sie auf dem westlichen Maasufer die französischen Stellungen hart nördlich des Dorfes Malancourt in der Tiefe mehrerer Linien und in der stattlichen Breite von über 2000 Metern.

Dabei trugen sie ihren Angriff bis in den westlichen Teil des Dorfes vor, mit dem Gewinn von 1 Geschütz, 4 Maschinengewehren, 12 Offizieren und 486 unverwundeten Gefangenen.

Nachdem die Franzosen bei Malancourt unterlegen waren, suchten sie sich am 29. an anderer Stelle, bei Avocourt, durch einen groß angelegten Angriff Luft zu schaffen. In der Südostecke des Waldes errangen ihre Truppen kleine Vorteile, so daß sie

sich an einigen Stellen vorübergehend in den deutschen Gräben einnisten konnten. Aber stets stellten die Deutschen in blutigen Bajonettkämpfen die Lage wieder her, bis der Gegner schließlich zu endgültigem und vollständigem Weichen gezwungen war.

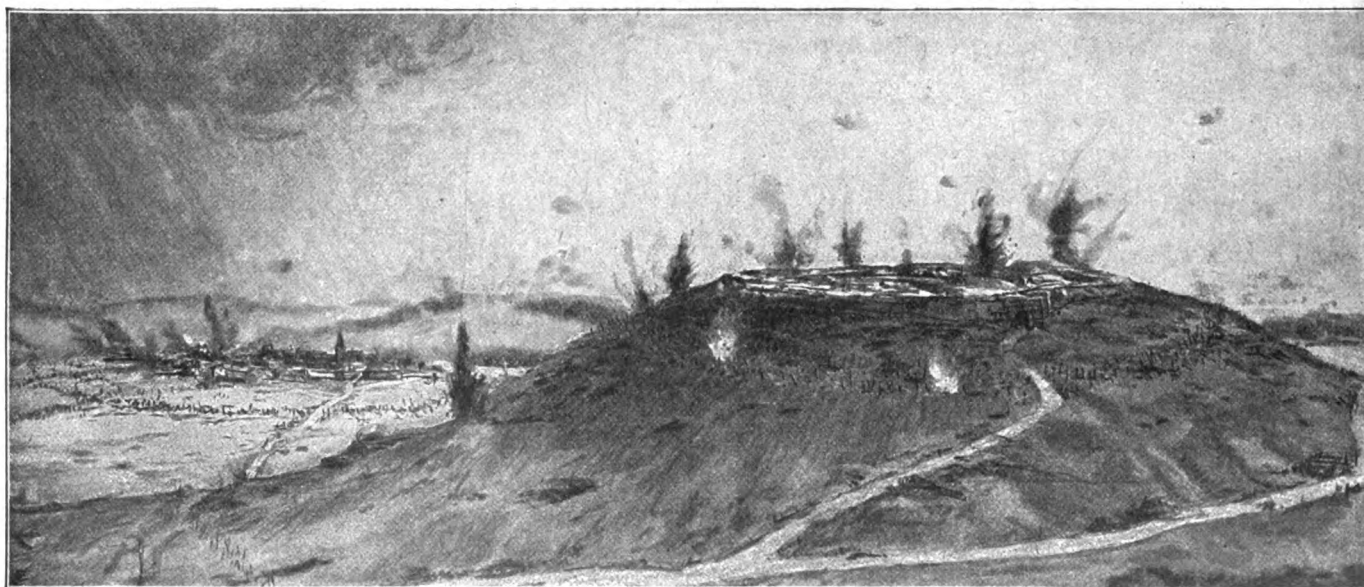
Am 30. März erstürmten deutsche Truppen auch den noch im Besitz der Franzosen verbliebenen Teil des Dorfes Malancourt (siehe Bild Seite 341) nebst den sich beiderseits anschließenden feindlichen Stellungen; 6 Offiziere und 322 Mann gerieten unverwundet in deutsche Gefangenschaft. Am Boden des Sades hatten die Deutschen den Gegner gepackt und sich dadurch die Gelegenheit zu erneuten umfassenden Angriffen nach zwei Richtungen geschaffen. Die Verteidigungsstellung der Franzosen, die sie mit allen neuzeitlichen Mitteln ausgerüstet hatten und für



Phot. G. Giese & Co., Neu-Münster.
Oberleutnant v. Brandis
erhielt für die Eroberung der Feste Douaumont den
Orden Pour le Mérite.



Phot. D. Schmidt, Weimar.
Hauptmann Haupt
erhielt für die Eroberung der Feste Douaumont den
Orden Pour le Mérite.



Dorf und Feste Douaumont, die Angelpunkte des deutschen Angriffs auf Verdun. Nach einer englischen Darstellung.



Zu den Kämpfen um Verdun: Württembergische Landwehr
Auf Grund der Berichte eines

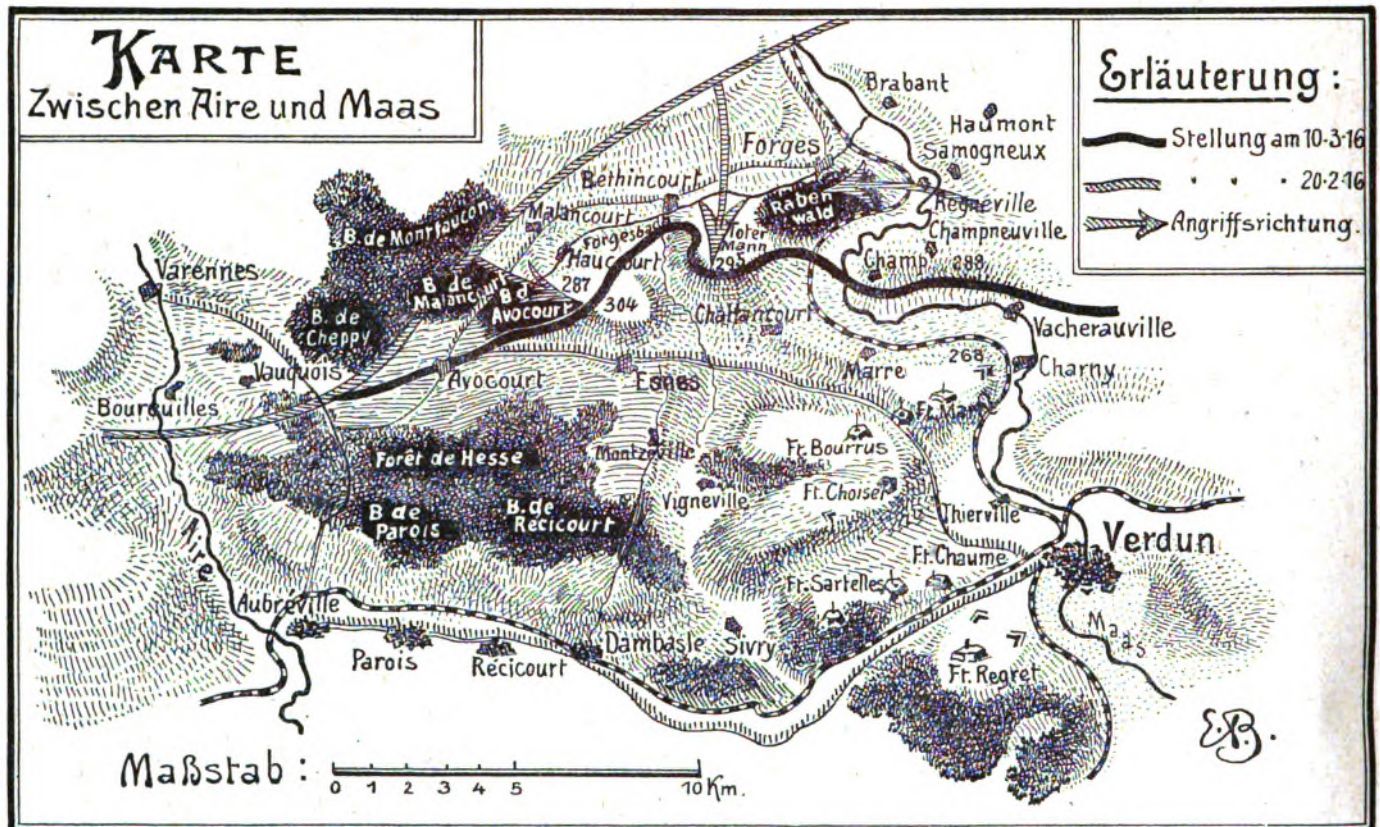


ne erstürmen den Wald von Avocourt am 20. März 1916.
es gezeichnet von Johs. Gehrts.

uneinnehmbar hielten, war abermals um ein beträchtliches und wichtiges Stück verengt. Mit Beharrlichkeit gingen die Deutschen an die Ausnutzung ihres neuesten Erfolges, und schon nach zwei Tagen heftiger Artilleriekämpfe waren sie so weit, ihre Stellung in Malancourt in einer Ausdehnung von über 1000 Metern nordöstlich gegen Haucourt vorzuschieben und das besetzte Gebiet vom Feinde frei zu machen.

Auf dem östlichen Maasufer, wo die Franzosen sich bisher immer noch in einem kleinen Teil des Dorfes Baux (siehe Bild Seite 342) zu behaupten vermocht hatten, setzten sich die Deutschen am 31. März nach sorgfältiger Vorbereitung in den Besitz der feindlichen Verteidigungs- und Flankierungswerke nordwestlich und westlich Baux. Bis zum 2. April waren dann alle Punkte der französischen Stellung nördlich des Forgesbaches zwischen Haucourt und Béthincourt im Besitz der Deutschen, ein Erfolg, der dem Gegner sehr peinlich war, so daß seine Berichtersteller sich große Mühe gaben, die Sachlage zu verschleiern. So, wenn sie schrieben: „Westlich der Maas richteten die Deutschen einen kräftigen Angriff zwischen Haucourt und Béthincourt gegen unsere Stellungen auf dem Südufer des Forges-

den diesseitigen und den neu eroberten jenseitigen deutschen Linien völlig eingeklemmt war. Strategie im kleinen und Taktik verbinden sich hier in wirksamster Weise. Es ist uns — vom rein militärischen Standpunkt aus — oft unverständlich, daß der Gegner völlig unhaltbare Stellungen nicht rechtzeitig geräumt hat. Eine solche freiwillige Räumung ist meines Wissens in der Nacht vom 31. März zum 1. April zum erstenmal geschehen und davon spricht jener französische Bericht. Schon die Geländebezeichnung ist dunkel, denn die „Stellungen auf dem Südufer des Forgesbaches“, das heißt die Gräben dicht vor Höhe 304, wurden weder geräumt noch angegriffen noch von uns besetzt. Dagegen wurden die französischen Stellungen nördlich dieses Baches zwischen Haucourt und Béthincourt geräumt, was am 1. April von uns sofort bemerkt wurde, und durch vorsichtiges Vortasten ohne jeden Verlust von uns besetzt. Zur Deckung dieser Räumung — es sollte vielleicht zugleich eine Verschleierung derselben sein, war aber das Gegenteil — legte der Gegner heftiges Sperrfeuer ins Blaue hinein auf Berghänge und Talsohlen, wo höchstens deutsche Arbeitsgruppen und einzelne

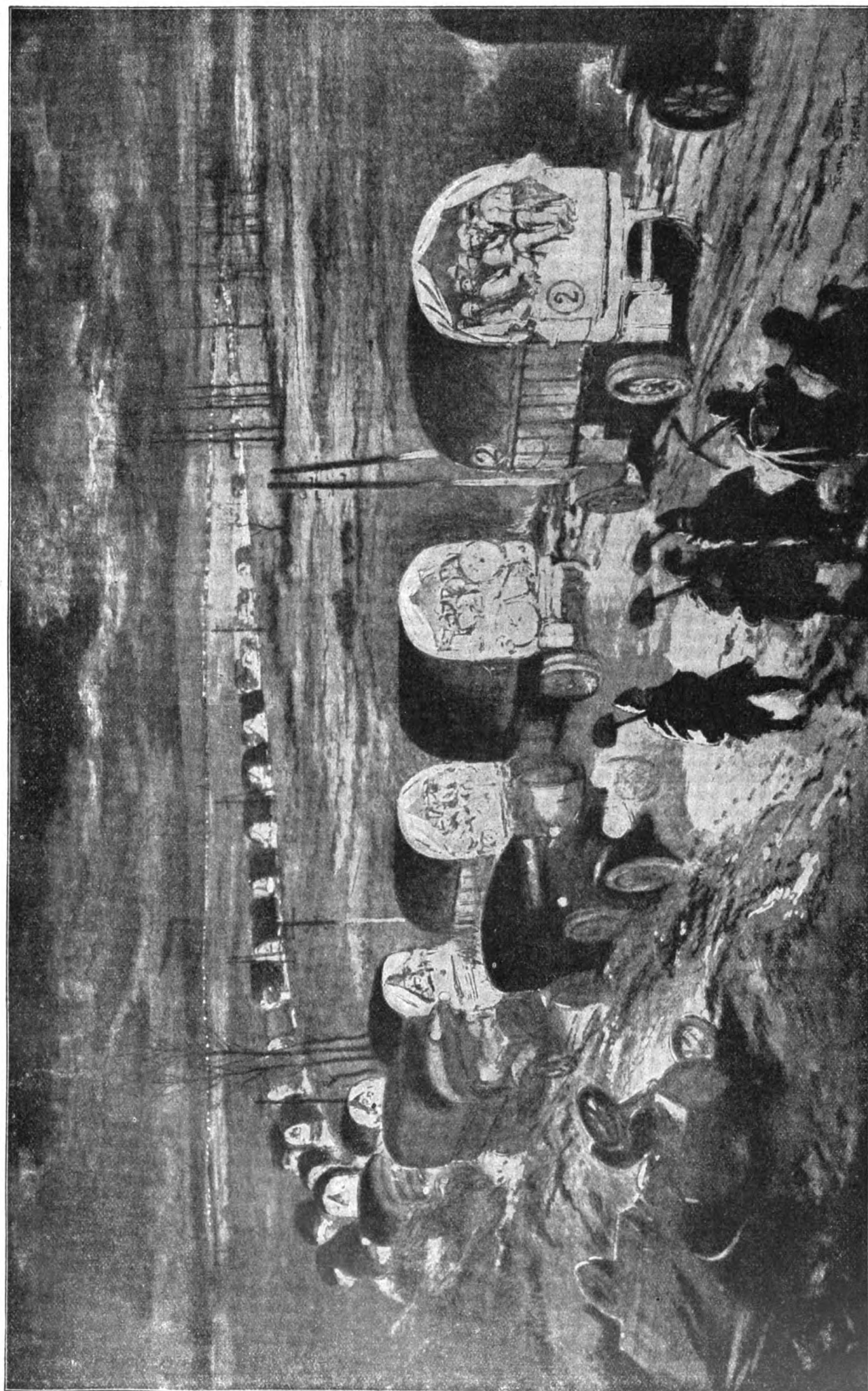


Das Kampfgelände westlich von Verdun. (Anschluß an die Karte auf Seite 332.)

baches, die wir in der Nacht zum 1. April geräumt und auf dieses Ufer zurückgelegt hatten, ohne daß der Feind es bemerkte. Durch das heftige Feuer aus unseren neuen Stellungen und das Flankierungsfeuer aus Béthincourt überrascht, erlitten die feindlichen Truppen harte Verluste, ohne daß es zum Kampf kam.“ Aber den Eindruck, den dieser Bericht auf deutscher Seite machte, schreibt ein Mitkämpfer in einem vom „Schwäbischen Merkur“ mitgeteilten Feldpostbrief: Beim Vorlesen des Berichts brachen wir in ein herzhaftes Gelächter aus. Vielleicht lohnt es sich, gerade an diesem typischen Beispiel amtlicher Berichterstattung unserer Gegner deren bewußte Schwindelhaftigkeit und Verdunklung klarer Tatsachen wieder einmal zu beleuchten. Der Tatbestand ist folgender: Nachdem der Tote Mann genommen war, wurden wir in eine Art Lückenstellung eingeschoben. Von dieser Bergstellung aus konnten wir alle die Kampfhandlungen der letzten drei Wochen westlich der Maas als Augen- und Ohrenzeugen unmittelbar verfolgen, denn die bekannten Dörfer und Höhen lagen in greifbarer Nähe. Täglich konnten wir den deutschen und französischen Bericht an Ort und Stelle nachprüfen. Dies war oft nicht ganz leicht, denn die französischen Stellungen sind völlig zerrissen, so sehr, daß manche von ihnen zwischen

vorgeschobene Posten sich befanden. Für diese war die Sache etwas unangenehm, aber wir selbst als die Nächstebeteiligten und meines Wissens auch die anderen Kameraden hatten keine Verluste. Einzelne französische Scharfschützen beschossen Tag und Nacht ohne Erfolg das Gelände; das ist wohl das „Flankierungsfeuer von Béthincourt“. „Ohne daß es zum Kampf kam“, bemerkt der Bericht ganz zutreffend, macht damit aber seinen Bordersatz völlig unverständlich oder drückt ihm den Stempel der Unwahrheit auf. Jeder Neutrale, ja jeder Bierverbändler, der nicht an völliger Geistesverwirrung leidet, muß doch bei solchen Berichten stutzig werden. Ich selbst konnte mich mit einer Abteilung in die nächste Nähe von Béthincourt herankühlen, und bis heute hat der Gegner keine genaue Kenntnis von unserer Unterkunft in den französischen Gräben, zu unserem Glück, denn die nervöse Spannung ist dort so stark geworden, daß beim geringsten nächtlichen Geräusch sofort durch die bekannten Zeichen Sperrfeuer verlangt und gewährt wird. Schon diese Nervosität des Gegners, die ja in Anbetracht unserer Erfolge verständlich ist, zeigt dessen Unsicherheit und Hoffnungslosigkeit. —

Schwere Nachtkämpfe spielten sich am 2. April auch wieder um den Caillettewald in der Nähe der Feste Douau-



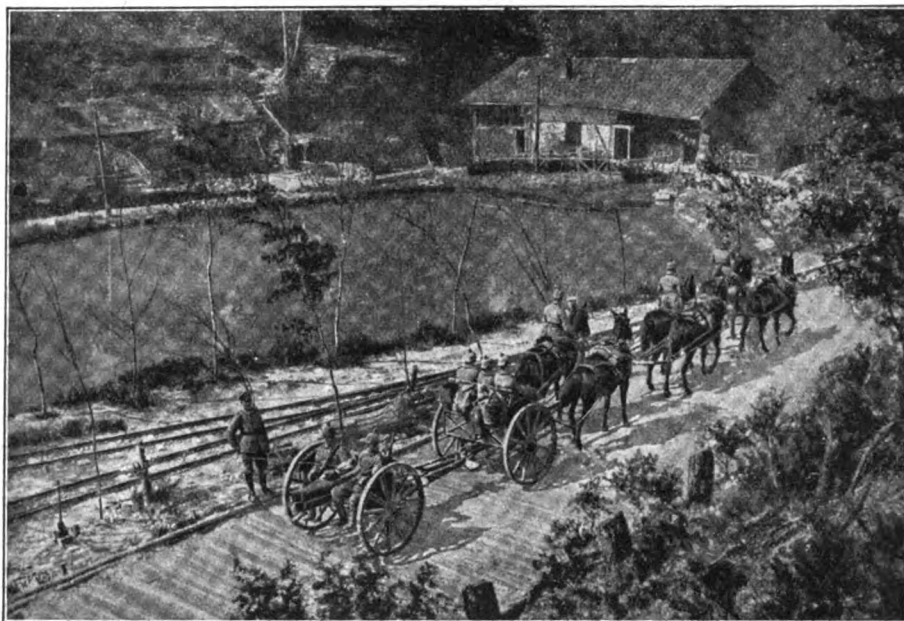
Wie die französische Feuerlinie vor Verdun mit Mannschaften, Munition und Lebensmitteln verstärkt wurde.

Material- und Personenzüge in langen Reihen auf den Zugangsstraßen.

Von einem neutralen Militärkritiker wurde Verdun als eine „Saugpumpe“ bezeichnet, die die härtesten und kräftigsten Teile des französischen Heeres an sich reißt und die härtesten Gräße Frankreichs von allen Seiten auf das Kampffeld bei Verdun führe.

mont auf dem östlichen Maasufer ab. Das von Schluchten durchsetzte Gebiet stellte hier dem Angriff im kleinen sehr schwierige Aufgaben, die aber zur Vorbereitung der Hauptentscheidung unbedingt gelöst werden mußten. Die Deutschen griffen die Sache mit Erfolg an, ohne sich durch gelegentliche kleine Rückschläge in ihrem stetigen Vordringen auch in diesem ungünstigen Waldgelände hindern zu lassen. Südwestlich und südlich der Feste Douaumont und im Cailletewalde nahmen sie dem Gegner denn auch noch am 2. April starke Verteidigungsanlagen endgültig ab und wiesen alle bis in die Nacht vom 3. zum 4. April hinein dauernden Gegenangriffe auf die eroberten Stellungen entschieden zurück; die Franzosen büßten bei diesen überaus heftigen Gegenstößen neben vielen Toten über 700 unverwundete Gefangene ein. Trotzdem setzten sie am 4. April ihre Versuche zur Zurückgewinnung der wichtigen verlorenen Punkte südlich und südwestlich Douaumont fort, doch abermals ohne Erfolg und unter blutigen Verlusten.

Westlich der Maas nahmen sie sich am 4. die Wiederbesetzung der Mühle nordöstlich Haucourt zum Ziel, wurden aber auch hier von den Deutschen abgewiesen. Diesen war gerade dort am nächsten Tage ein neuer bedeutender Fortschritt beschieden: sie erstürmten das Dorf Haucourt und



Die Mühle am Toten Mann bei Verdun.

und Schlieffert erstürmten dort zwei starke französische Stützpunkte und eroberten die ganze feindliche Stellung auf dem Rücken des sogenannten Termitenhügels in der ansehnlichen Breite von 2 Kilometern. Der Feind versuchte in der Frühe des 8. einen vernichtenden Gegenstoß, fand aber an der kräftig vorgeschobenen deutschen Mauer so festen Widerstand, daß er auf die Rückeroberung verzichten und es dulden mußte, daß die Deutschen sich der wichtigen Höhe 304 abermals beträchtlich genähert hatten. An unverwundeten Gefangenen hatten die Franzosen hierbei 15 Offiziere und 699 Mann, unter denen auch schon Rekruten der Jahrestklasse 1916 waren, abgeben müssen. Sehr schwer waren aber vor allem ihre blutigen Verluste gewesen, was sie zum Teil ihren eigenen Leuten zu verdanken hatten: eine größere Anzahl franzö-

einen stark ausgebauten französischen Stützpunkt östlich des Ortes. Mit Haucourt hatten die Deutschen die letzte Häusergruppe zwischen ihren Linien und der beherrschenden Höhe 304 in ihren Besitz gebracht und bedrohten nunmehr auch den Rest der französischen Stellung am Forgesbach von der Seite.

Am 7. April wurde südlich von Haucourt, ebenfalls auf dem westlichen Maasufer, ein weiterer bedeutender Erfolg erzielt. Bayern



Ankunft französischer Gefangener aus den Kämpfen bei Reims auf dem Bahnhof in Laon.

Phot. Franz Otto Koch, Berlin.



Handgranatenkampf in einem Minenkollen, in dem plötzlich Engländer und Deutsche einander gegenüberstanden.
 Nach einer Originalzeichnung von Fritz Berger.

fische Gefangene, die bereits hinter die deutschen Sturmkolonnen geschafft worden waren, griffen plötzlich von neuem zu den schon weggeworfenen Gewehren und eröffneten auf die vor ihnen kämpfenden Deutschen vom Rücken her ein wütendes Feuer. Feinde vor sich, Feinde hinter sich, verloren die Bayern und Schlesier dennoch keinen Augenblick die ruhige Überlegung, so daß es ihnen glückte, des verräterischen Gesindels Herr zu werden.

Nach schweren Artilleriezusammenstößen und gründlicher Vorbereitung nahmen die Deutschen am 9. April auch Béhincourt, den letzten festen Punkt der französischen Stellung am Forgesbach, und schnürten gleichzeitig die Verteidigungswerke „Alsace“ und „Lorraine“ westlich des Dorfes ab. Obwohl der Feind sein Heil in schleunigem

ziere und 36910 Mann gekostet hatten, zu denen entsprechend hohe andere Verluste traten. —

Während sich um Verdun so entscheidende Dinge abspielten, schlummerte die Kampftätigkeit auch an den übrigen Teilen der Westfront niemals vollständig; aber seltener als zuvor fielen dort seit Mitte März größere Entscheidungen. Im Elsaß wollten die Franzosen am 21. März ihre am 13. Februar bei Obersepp erlittene Schlappe wieder gutmachen, stießen dabei aber auf so harten Widerstand, daß sie mit beträchtlichen blutigen Verlusten den Rückzug antreten mußten. Auf dem übrigen Teil der Front, besonders in den Argonnen, an der Straße Somme-Py-Souain und in anderen Teilen der Champagne, fanden in diesen Tagen schwere Artilleriekämpfe

statt, die ihren Höhepunkt am 23. erreichten. — Die Deutschen belegten mit einer Anzahl schwerer Granaten wie schon früher auch Belfort, und zwar bedachten sie nunmehr zum erstenmal die eigentlichen Forts der großen Festung mit ihrem Feuer.

Ein Tag zahlreicher größerer örtlicher Unternehmungen war auf beiden Seiten der 25. März. Deutsche Truppen hatten in der Nacht vorher bei Vermelles eine Sprengung ausgeführt und die Engländer damit schwer geschädigt. Deutscherseits konnte festgestellt werden, daß an dem Ort des riesigen Sprengtrichters ein feindlicher Panzerbeobachtungsstand und mehrere englische Unterstände gelegen hatten, deren Zerstörung dem Feinde große Opfer gekostet haben mußte. Nordöstlich Neuville stieß eine schwache deutsche Truppe zur Erkundung in die feindliche Stellung vor, nachdem sie zuvor eine größere erfolgreiche Sprengung vorgenommen hatte; mit einigen Gefangenen erreichte sie nach Erfüllung ihrer Aufgabe wohlbehalten wieder ihre Stellung. — Südöstlich Reims, in der Gegend des Forts de la Pompelle, versuchten die Franzosen einen Gasangriff, mit dem sie jedoch kein Glück hatten. Bei Celles wollten sie die deutsche Stellung durch Sprengung zerstören, hatten damit aber nicht nur keinen Erfolg, sondern fügten sogar sich selbst beträchtlichen Schaden zu.

Auf dem nördlichen Teil des Schauplazes erfolgten auch am 26. März einige schwere Sprengungen und wütende Minenkämpfe (siehe Bild Seite 349). Unter anderem gelang den Engländern südlich von Ypern bei St.-Eloi eine Sprengung, durch die die deutsche Stellung auf einer Ausdehnung von etwa 100 Metern zerstört und ihre Besatzung geschädigt wurde. In der Gegend nordöstlich und östlich Vermelles behielten aber die Deutschen die Oberhand im Minenkampf. Auch bei La Boisselle blieben die Engländer im Nachteil.

Südlich der Somme wurde am 2. April die deutsche Stellung bei Fay von feindlicher Artillerie schwer beschossen; der darauf folgende Infanterieangriff wurde aber schon von dem deutschen Fernfeuer erstickt. — Einer Beschießung Béhénilles östlich Reims durch die Franzosen fielen an demselben Tage mehrere ihrer eigenen Landsleute zum Opfer.

Aus den folgenden Tagen bis zum 9. April sind lediglich Kämpfe der Deutschen mit den Engländern und deren kanadischen Hilfstruppen um die Sprengtrichter bei St.-Eloi, sowie kleinere Kampfhandlungen nördlich des Four de Paris in den Argonnen und am Hilsenfirst zu verzeichnen. An allen diesen Stellen waren die Deutschen siegreich. —

Waren die Kämpfe im Westen somit zu Lande nur bei Verdun von Bedeutung, so herrschte im Luftkampf während der Berichtszeit an den verschiedensten Stellen reges Leben, wobei der Gegner wie bisher entschieden den kürzeren zog. Bei Verdun wurden allein am 21. März drei feindliche Flugzeuge außer Gefecht gesetzt; zwei gingen



Phot. Wehr-Illustrations-Dienst, Berlin.

König Viktor Emanuel besichtigt eine Stellung der schweren Artillerie (26-cm-Batterie) am Fongoz.

Rückzuge suchte, gelang es ihm nicht, ohne die schwersten blutigen Verluste zu entkommen, die ihm namentlich von schlesischen Truppen beigebracht wurden.

Der Verlust Béhincourts war für die Franzosen so niederdrückend, daß sie es angezeigt fanden, in ihren Berichten, nachdem die Öffentlichkeit schon vorher durch verschiedene Meldungen auf den drohenden Schlag aufmerksam gemacht worden war, zu der Ausflucht zu greifen, die Räumung des Ortes sei von ihnen gewollt. Das änderte aber nichts an der Tatsache, daß die Deutschen nunmehr auch auf dem westlichen Maasufer bis zur zweiten französischen Verteidigungsstellung vorgeedrungen waren. Es stand zu erwarten, daß sie sich bald der Festung selbst, die durch die Beschließung bereits sehr viel von ihrer Widerstandskraft verloren hatte, zuwenden würden. Ein vorläufiger Abschnitt der Kämpfe war erreicht, die den Franzosen bis zum 11. April allein an Gefangenen 659 Offi-

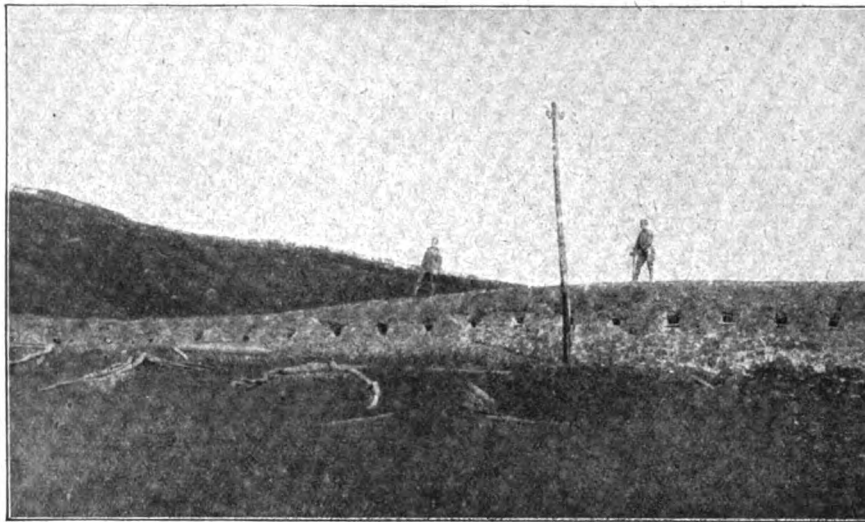
nordöstlich Samog-
neux in der deut-
schen Front nieder,
während ein drittes
jenseit der feind-
lichen Linien bren-
nend abstürzte.

Oberleutnant Bölde
brachte damit sein
dreizehntes Flug-
zeug zur Strecke.
Neben ihm nannte
der Heeresbericht
schon wieder einen
neuen Namen: Leut-
nant Parschau, der
das vierte Flugzeug
erlegt hatte. Am 26.
fiel bei St.-Quentin
ein englischer Dop-
peldecker unbeschä-
digt in die Hand

der Deutschen, und ein französisches Flugzeug erlag an
demselben Tage im Cailletewald im Luftkampf einem
deutschen Angriff: es stürzte brennend ab und zerschellte.

Am 29. März holte auch Leutnant Immelmann östlich
Bapaume, dem Schauplatz seiner Erfolge, ein Flugzeug
herunter, einen englischen Doppeldecker, dessen Besatzung
in Gefangenschaft geriet. Schon am folgenden Tage er-
legte Immelmann sein dreizehntes Flugzeug, nämlich einen
von drei englischen Doppeldeckern, die am 30. in der Gegend
von Bapaume und Arras in aufregenden Kämpfen zur
Strecke gebracht wurden. Am 31. März errangen deutsche
Kampfflieger den Sieg über vier französische Flugzeuge,
von denen je eines bei Laon und Mogeville in den deutschen
Linien abstürzte, während ein drittes bei Viller-au-Bois
und das vierte südlich Haucourt dicht hinter den feindlichen
Linien niedergehen mußten. —

Das Gesamtergebnis der Luftkämpfe an der Westfront
während des März stellte sich wie folgt: die Deutschen ver-
lor 7 Flugzeuge im Luftkampf, 3 durch Abschluß von
der Erde und 4 als „vermißt“; diesen im ganzen 14 Flug-
zeugen standen auf Seiten der Engländer und Franzosen
44 gegenüber, nämlich 38, die im Luftkampf, 4, die durch



Gedekte italienische Stellung.

Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Abschluß von der
Erde, und 2, die
durch unfreiwillige
Landung in den
deutschen Linien ver-
loren gingen.

Auch im April
blieben Glück und
Mut den deutschen
Fliegern treu. Schon
am 1. fand eine
Reihe für die Deut-
schen siegreicher
Luftkämpfe statt:
vier feindliche Flug-
zeuge wurden jenseit
der feindlichen
Front zum Absturz
gebracht, außerdem
nordwestlich Wer-
wicq bei Hollebete
ein englischer Dop-
peldecker niedergeholt, dessen Insassen in Gefangenschaft
gerieten. An diesem Tage konnte der amtliche Bericht
schon wieder einen neuen Namen bekannt geben: Ober-
leutnant Berthold hatte das Glück, das vierte Flugzeug zu
erlegen. Schließlich wurde am 1. April durch Volltreffer
deutscher Abwehrgeschütze auch noch ein feindliches Flug-
zeug südwestlich Lens brennend niedergeholt.

Am 9. April, dem Tage von Bethincourt, wurde süd-
östlich Damloup und nordöstlich Château-Salins je ein
französisches Flugzeug abgeschossen; außerdem konnte der
Absturz je eines feindlichen Flugzeuges in das Dorf Loos
und in den Cailletewald festgestellt werden.

* * *

Nach Beendigung der fünften Isonzschlacht waren die
österreichisch-ungarischen Kräfte an einer ganzen Anzahl
wichtiger Punkte zu örtlichen Angriffen gegen die Italiener
übergegangen, bei denen sie innerhalb weniger Tage über
2500 Gefangene einbrachten und die italienische Front
kräftig zurückdrängen vermochten. Die Italiener suchten
am 23. März durch heftige Gegenangriffe der Lage wieder
Herr zu werden. Aus dem Abschnitt Edraussina-Rubbia

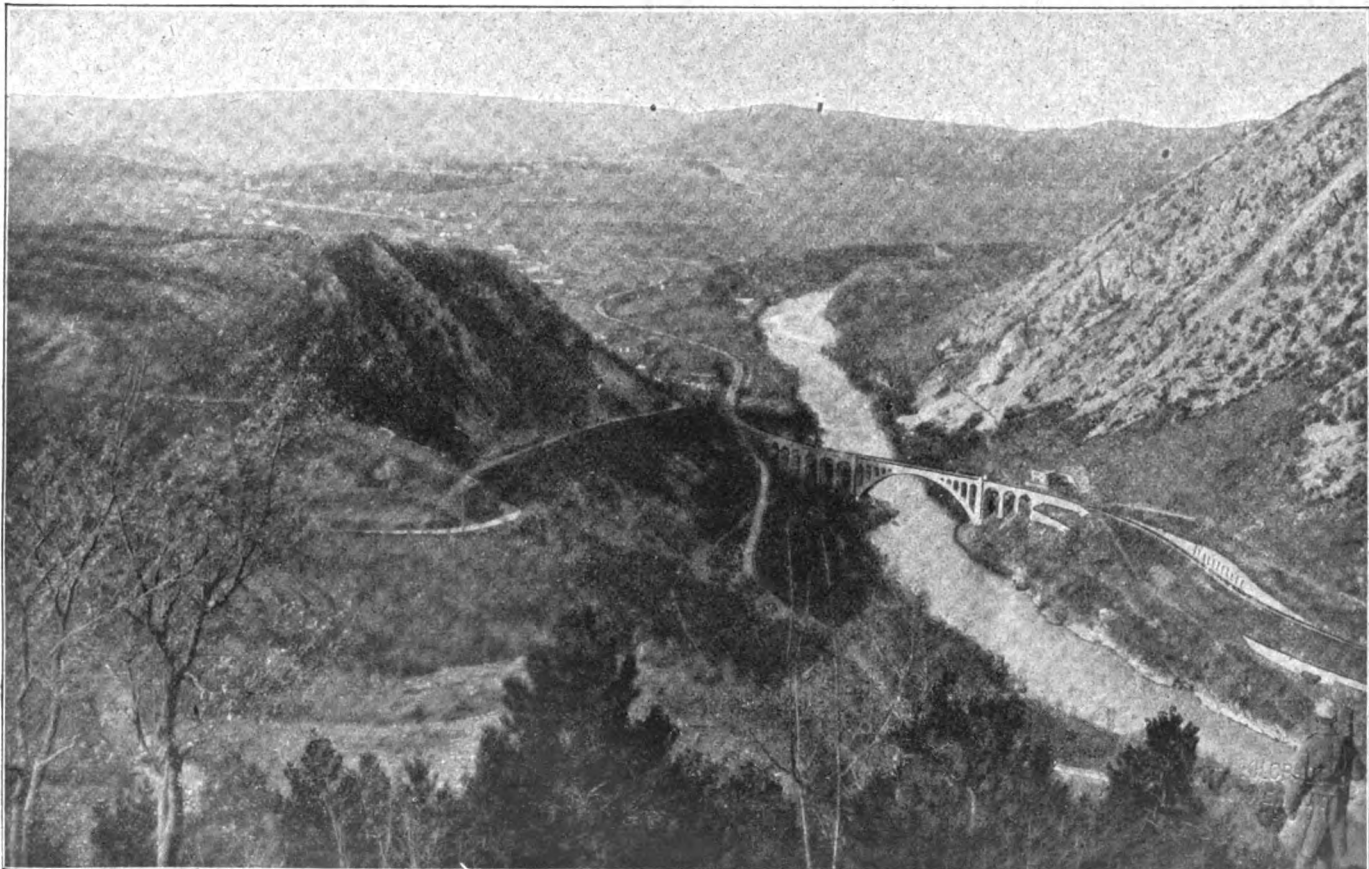


Bild in das Isonzotal.

Phot. Altophot G. m. b. H., Wien.

brachen sie gegen den Nordabschnitt des Monte San Michele vor, scheiterten aber mit diesem Sturm ebenso vollständig wie mit ihren Anstrengungen, aus den Trümmern des Karstorfes San Martino heraus dem Monte San Michele von Süden her beizukommen.

Besonders erbitterte Zusammenstöße erfolgten an demselben Tage bei dem Dorfe Selz. Dort hatte sich die italienische Infanterie östlich des Isonzokanals und der Bahnlinie auf einer Geröllhalde festgesetzt. Zwischen dieser und den sie überhöhenden österreichisch-ungarischen Stellungen auf einem Kamm des Karsts breitete sich eine steinige Fläche aus, von der sich die Trümmer des ehemaligen Dorfes Selz kaum noch abhoben. Aber diese offen daliegende Fläche stürmten nun die italienischen Angriffskolonnen nach furchtbarem Trommelfeuer gegen die zusammengeschossenen k. u. k. Stellungen vor. Zwar konnten die ersten Reihen der Stürmenden von den Verteidigern niedergemäht werden; den folgenden aber gelang es, in deren vorderen Gräben festen Fuß zu fassen, wo sie sich jedoch, als die Österreicher und Ungarn ihre Reserven zum Gegenstoß vorschickten, nur teilweise zu halten vermochten. — Ihren Teilerfolg bei Selz hatten die Italiener vor allem der die Infanterie unterstützenden Feuerfähigkeit schwerer Landbatterien und dem Zusammenwirken dieser mit schwimmenden Batterien zu verdanken, die sich an der Isonzomündung, der sogenannten Sdobba, befanden. Diese aus schwersten Schiffsgeschützen bestehenden Batterien konnten die österreichisch-ungarischen Schanzen bei Selz von der Seite fassen und richteten mit ihren gewaltigen Granaten schlimme Zerstörungen an. Doch erstreckte sich die Reichweite dieser Geschosse — der Soldatenwitz nannte sie wegen ihrer Größe und ihres donnerartigen Gepolters „Kleiderschrank“ oder „Omnibus“ — nicht über Selz hinaus, so daß es den Österreichern und Ungarn möglich war, ihre den Selzer Abschnitt nach Norden und Süden überhöhenden und abschließenden Stellungen auf den Hügeln Monte dei Sei Busi und Monte Costich zu halten.

Doch genügte dies den k. u. k. Streitkräften keineswegs. Sie versuchten vielmehr schon am folgenden Tage, dem 29. März, die bei Selz eingebühten Grabenstücke zurückzugewinnen, während den schwimmenden Batterien der Italiener gleichzeitig von österreichisch-ungarischen Seeflugzeugen durch Bombenwürfe mit gutem Ergebnis zugesetzt wurde: mehrfach wurden sie schwer getroffen, vermochten aber ihrerseits mit ihrem heftigen Abwehrfeuer den k. u. k. Marineschiffen keinen Abbruch zu tun, so daß diese sämtlich unverseht heimkehren konnten.

Auch um die bekannten Stellungen beim Görzer Brückenkopf und auf den umgebenden Höhen wurde am 29. wieder heftig gekämpft. Die Italiener führten frische Kräfte ins Gefecht und scheuten vor keinem Opfer zurück, um den Raum um Görz enger einzuschließen und das früher eingebühte Gelände zurückzugewinnen. Das Ergebnis war aber nur, daß sie im umfassenden Feuer der österreichisch-ungarischen Batterien furchtbare blutige Verluste erlitten und außerdem zahlreiche Gefangene abgeben mußten.

Am nächsten Tage verhinderte heftiges Unwetter auf der ganzen Front die Kampftätigkeit. Die Schützengräben am Isonzo (siehe Bild Seite 351 unten) standen hoch unter Wasser, und die Bergabhänge waren dermaßen von Regen-

güssen aufgeweicht, daß auf beiden Seiten alle Unternehmungen ruhen mußten, zumal auf weiten Teilen der Front dichter Nebel lag, so daß selbst die nimmermüde Artillerie notgedrungen feiern mußte. Klareres Wetter ließ am 31. März die Geschütztätigkeit wieder aufflackern, und am 1. April konnten italienische Flieger sogar bis Adelsberg vorstoßen, wo sie durch einige Bombenwürfe mehrere Personen töteten oder verwundeten.

Während in den nächsten Tagen in der Hauptsache wieder große Artillerieschlachten (siehe Bild Seite 350) an der Isonzofront wüteten, vergalt am 3. April zehn zu einem Geschwader vereinigte österreichisch-ungarische Luftfahrzeuge die italienische Luftfahrt gegen Adelsberg durch einen Angriff auf Ancona (siehe Bild Band II Seite 446). Der Bahnhof, zwei Gasometer, einige Werften und das

Kasernenviertel der Stadt wurden mit verheerendem Erfolge mit Bomben belegt. Zwei feindliche Flugzeuge, die zum Gegenangriff aufgestiegen waren, zogen sich vor dem Maschinengewehrfeuer der k. u. k. Flieger zurück. Dafür waren diese dem wichtigen Schrapnellfeuer dreier feindlicher Abwehrbatterien ausgesetzt, mit dem es gelang, einen der Angreifer zum Niedergehen auf die See zu zwingen. Obwohl das Unglück in unmittelbarer Nähe des Hafens geschah, ging ein zweites Flugzeug unter Führung des Flugzeugmeisters Molnar neben dem Kameraden nieder und übernahm die beiden Insassen; ja es gewann sogar noch Zeit, das angeschossene Flugzeug vollständig zu vernichten. Währenddessen erlitten die Retter aber durch den hohen Seegang einen Schaden an ihrem Apparat, so daß sie am Aufsteigen gehindert waren. Noch schlimmer wurde die gefährliche Lage der Tapferen, als in diesem Augenblick ein feindliches Torpedoboot mit zwei kleineren bewaffneten Fahrzeugen aus dem Hafen auslief, um die Hilflosen gefangen zu nehmen. Da aber ward ihnen Rettung durch zwei andere Flugzeuge ihres Geschwaders unter Seekadett Vasmos und Linienfliegersleutnant Senta. Gleichzeitig wurden die nahenden italienischen Schiffe von einigen anderen der k. u. k. Flieger mit Maschinengewehren und Bomben angegriffen und zurückgetrieben. — Zwei italienischen Abwehrflieger, die dem Angriffsgeschwader während der geschilderten aufregenden Vorgänge aus nur 100 Meter Höhe zusahen, gelang es

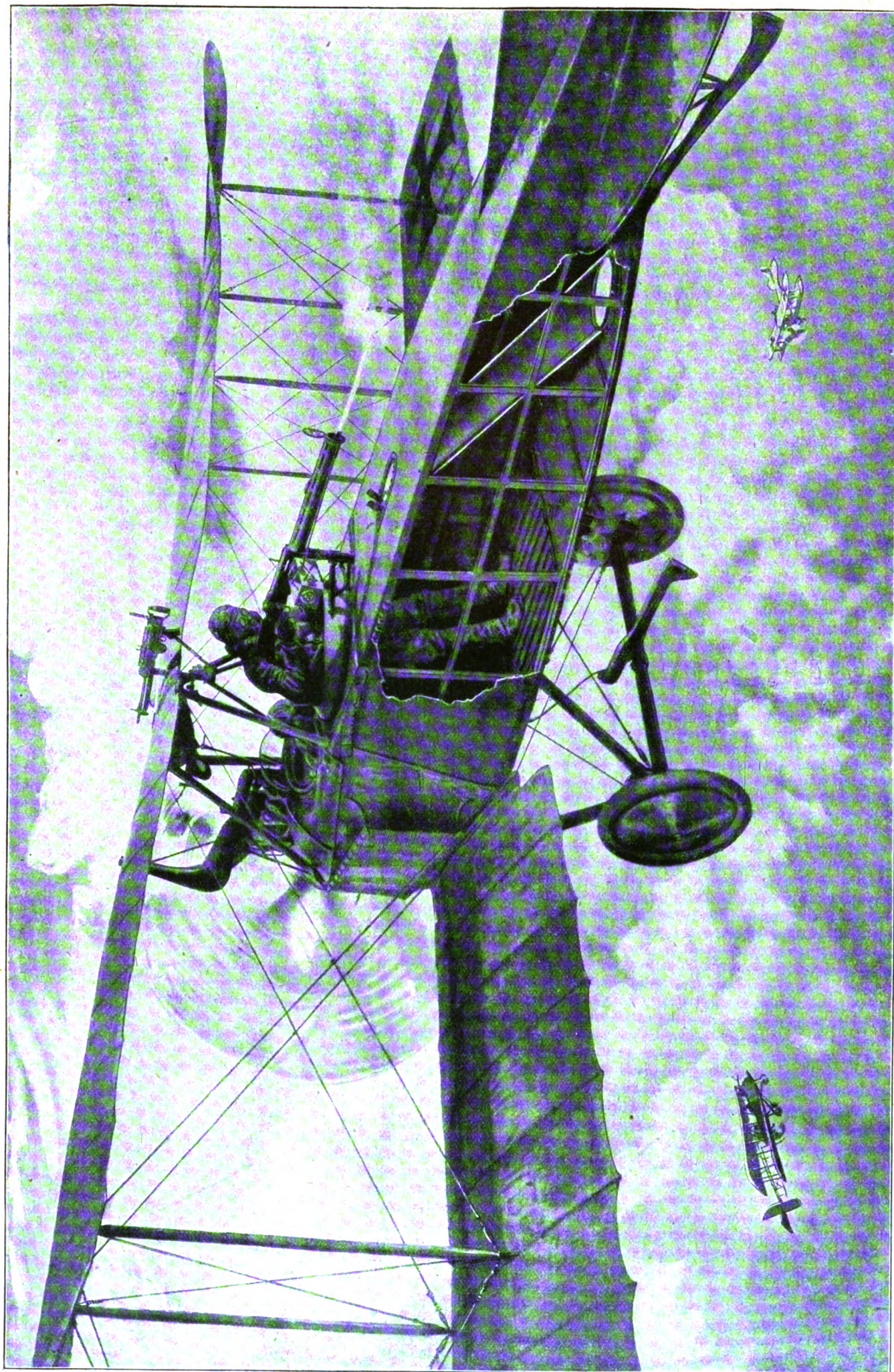
nicht, irgendwelchen Schaden anzurichten, so daß die österreichisch-ungarischen Flieger, nachdem sie noch das durch Seegang beschädigte Flugzeug verbrannt hatten, mit den geretteten Kameraden wohlbehalten den Heimweg antreten konnten. —

Am 5. April gelang den Österreichern und Ungarn in erbittertem Handgranaten- und Bajonettkampf die völlige Säuberung der Selzer Schanzen vom Feinde, dem es nicht möglich gewesen war, die von ihm besetzten Gräben bombensicher einzudecken, weil die Schanzarbeiten durch das Feuer der im Karst versteckten österreichisch-ungarischen Batterien gestört worden waren.

Im Tiroler Grenzgebiet vertrieben die österreichisch-ungarischen Truppen am 6. die Italiener von einem Sattel am Raichkofel nördlich des Monte Cristallo, wo sie sich kurz zuvor festgesetzt hatten. Im Nachtangriff wurden sie geworfen und mußten 22 Mann, darunter 2 Offiziere, und 2 Maschinengewehre in der Hand des Siegers lassen. —



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Luftschiffer Oberstleutnant Abercron,
Kommandeur eines Reserve-Infanterieregiments auf dem
westlichen Kriegsschauplatz.
Die angelegten Orden wurden ihm sämtlich im jetzigen Kriege
verliehen.



Ein deutsches Gothaflugzeug im Kampf mit englischen Fliegern.

Der Beobachter erwidert von einem Drehstuhl aus das feindliche Feuer.

Nach einer englischen Darstellung.

Auch an anderen Stellen der Front erlitten die Italiener empfindliche Schläppen. So wurden sie am 7. April auf der Hochfläche von Doberdo aus einigen vorgeschobenen Sappen geworfen, und auch südlich des Wetzl Brh ging ihnen Raum verloren.

An dem genannten Tage erfolgte auch wieder ein Vorstoß österreichisch-ungarischer Flieger, die sich die Bahnhöfe von Casarja und San Giorgio di Nogaro zum Ziel nahmen und ausgezeichnete Erfolge erzielten. Dabei ließen sich drei der Flieger, die ein gemischtes Geschwader aus Land- und

Seeflugzeugen bildeten, zum Abwurf ihrer Bomben allzu tief nieder und fielen dem italienischen Abwehrfeuer zum Opfer. — Tags darauf, am 9. April, hatten die Österreicher und Ungarn die Genugtuung, wieder einen Caproni zur Strecke zu bringen: bei Lucinico wurde er zum Landen gezwungen und durch Geschützfeuer völlig vernichtet. —

Wie stets vorher war den Italienern also auch in der Berichtszeit nirgends ein wirklicher Erfolg beschieden, wohl aber hatten sie an wichtigen Stellen der Front abermals Menschen, Material und Gelände verloren. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Fliegerkämpfe.

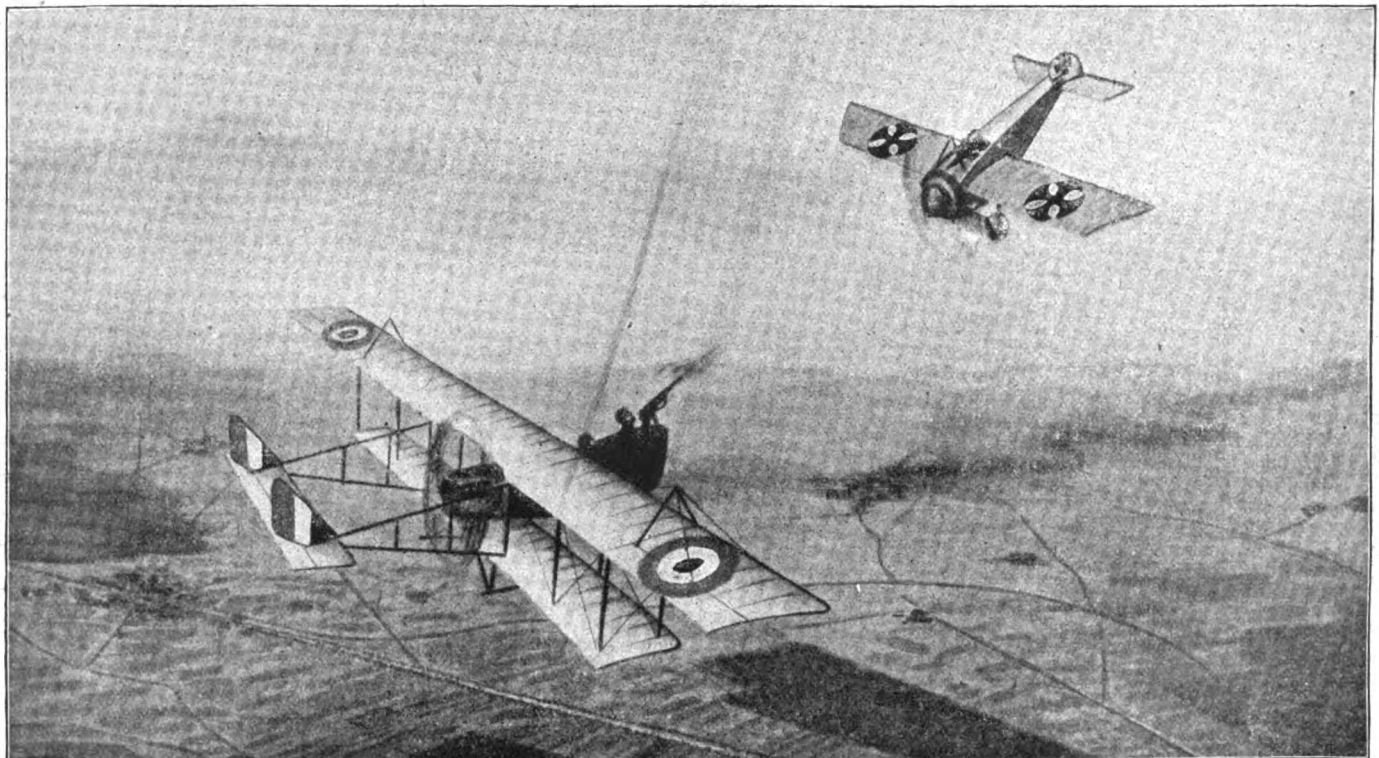
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 352–356.)

Schon im Herbst des Jahres 1915 weissagte ein Generalstabsoffizier, mit dem ich längere Zeit mich zu unterhalten Gelegenheit hatte: das Frühjahr 1916 wird einen großen Aufschwung des Luftfahrwesens mit sich bringen.

die tief unten liegende Stadt, während er sich in voller Geschwindigkeit an das jenseitige Ende der Festung hinüberstastete, um dort seine Ziele zu finden und zu treffen.

Die meisten Fliegergefechte werden heutzutage in Geschwadern, die nur aus Flugzeugen bestehen, ausgefochten. Diese Geschwaderflüge verdanken ihre Entstehung dem Drange jeder kriegführenden Partei, in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Flugzeuge herzustellen und in An-



Deutscher Eindecker stürzt sich auf einen französischen Doppeldecker. Nach einer englischen Darstellung.

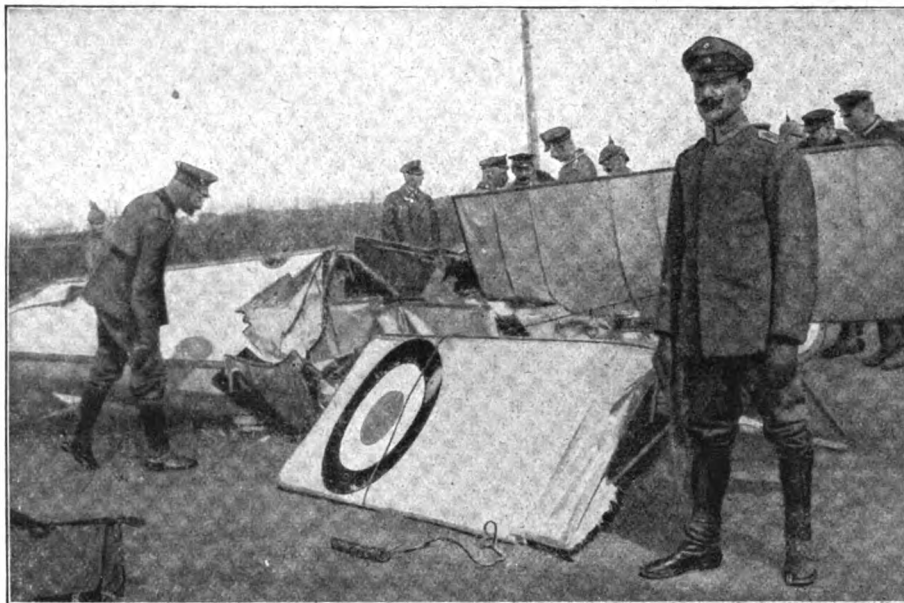
Der Verlauf der Ereignisse zeigte, daß der Generalstabsoffizier durchaus Recht hatte! Nicht nur die Zeppelinfahrten nach England steigerten sich so, daß eine Zeitlang allnächtlicher Besuch die Briten aus dem Schlafe scheuchte, viele Opfer unter ihnen forderte und große Materialschäden anrichtete, sondern auch die Fliegerfahrten füllten plötzlich die Spalten unserer und der feindlichen Tagesberichte in bisher ungewohnt mannigfaltiger Weise.

Von den Angriffen unserer Luftkreuzer, die ein sehr fesselndes Kapitel für sich bilden, sei nur ein Fall herausgegriffen, da er eine taktische Neuerung bietet. Es ist dies der kombinierte Angriff eines Zeppelins in Begleitung deutscher Flieger gegen die Festung Dünkirchen, der im Frühjahr 1916 stattfand. Es dunkelte schon, als die erwähnte Luftstreitmacht startete. 11 Uhr 30 Minuten abends erschienen die Luftfahrzeuge nach einer Nachtfahrt zusammen über der Festung. Nach vorher genau festgelegtem taktischen Plane lösten sich nun die deutschen Flieger von ihrem größeren Begleiter und boten den französischen, rasch aufsteigenden Flugzeugen den Kampf an. Unbehelligt setzte der Luftkreuzer seinen Weg fort. Ungeklärt konnte er an die Erfüllung seiner Arbeiten denken, da man ihm mit Geschick auch weiterhin den begehrlichen Hornissenschwarm der feindlichen Kampfflieger abhielt. Seine Scheinwerfer beleuchteten aus einer Höhe von nicht ganz 2000 Metern

wendung zu bringen. So überflog am 31. März ein französisches Flugzeuggeschwader von fünf Flugzeugen Laon. Schon nach kurzer Zeit gelang es den deutschen Ballonabwehrgeschützen, einen französischen Doppeldecker herunterzuschießen, dessen Trümmer nach dem Wegtragen der beiden toten Insassen unsere Abbildung Seite 355 oben zeigt.

Ein Heldentatklein unserer österreichisch-ungarischen Bundesgenossen im Luftkampfe veranschaulicht unsere Abbildung auf Seite 356. Man sieht einen italienischen Großkampfdoppeldecker vom Typ „Caproni“ auf seiner letzten Fahrt im Kampfe mit den schneidigen k. u. k. Fliegern, die dem italienischen Luftgeschwader, das die Stadt Laibach überflog, entgegenstiegen, das italienische Führerflugzeug umzingelten und mit Geschossen überschütteten. Der Beobachtungsoffizier wurde schwer verletzt; der Flugzeugführer, Hauptmann Salomone, konnte nur mit Aufbietung aller Willenskraft das Großkampfflugzeug zur Notlandung innerhalb der österreichisch-ungarischen Linien bringen.

Den heldenmütigen Kampf deutscher Flieger, der sich am 18. März über Mülhausen im Elsaß abspielte, als es wiederum einmal galt, einen der leichtfertigen französischen Fliegerangriffe auf eine außerhalb des Operationsgebietes gelegene offene Stadt abzuwehren, haben wir bereits auf Seite 290 geschildert. Unser Bild Seite 355 unten zeigt das hierbei abgeschossene französische Flugzeug.



Die Trümmer eines bei Laon abgeschossenen französischen Doppeldeckers.

fernung, keine andere Hoffnung als die Geschwindigkeit.

Aber was ist das? Eine düstere Linie streicht den Himmel hinunter. Ist es ein Insekt, das, vom Höhengwindel erfasst, zu Boden taumelt? Als taste es, nach einem Stützpunkt suchend, die glanzgefüllte Luft ab, so schwanft es Augenblicke lang durch die Luft. Ein Surren wird hörbar, erstirbt plötzlich. Manch einen Vogel sah ich mit gebrochenem Flügel herabstürzen, dieser hier aber trägt den Geist eines Menschen zu Grabe. Sieh, wie die Flügel ihre Richtung verändern. Grausam wird der Beherrscher der Lüfte aus seinem Reiche gestoßen. Er fällt. Hinter dem Wald bohrt er sich in seinem rasenden Schmerz in die Erde. Ein ganzes Heer, zwei Heere, hüben und drüben, sind zu atemlosen Zuschauern geworden. „Es ist der unsere!“ sagt der französische General, als erster das Schweigen brechend. Er atmet tief und schwer...

Die große russische Entlastungsoffensive.

Von Major a. D. Ernst Morath.

Von der Vernichtung eines feindlichen Flugzeuges an der französischen Front im Westen gibt der Norweger Johann Bojer im „Temps“ aus eigener Anschauung folgende fesselnde Darstellung:

„Da, sehen Sie dort!“ sagt der gespannt zum Himmel blickende Brigadefeldkommandeur, indem er mit einer Bewegung nach oben weist. Weiße Wolken rollen sich am blauen Himmel zu Knäueln zusammen. Die Deutschen schießen auf ein französisches Flugzeug.

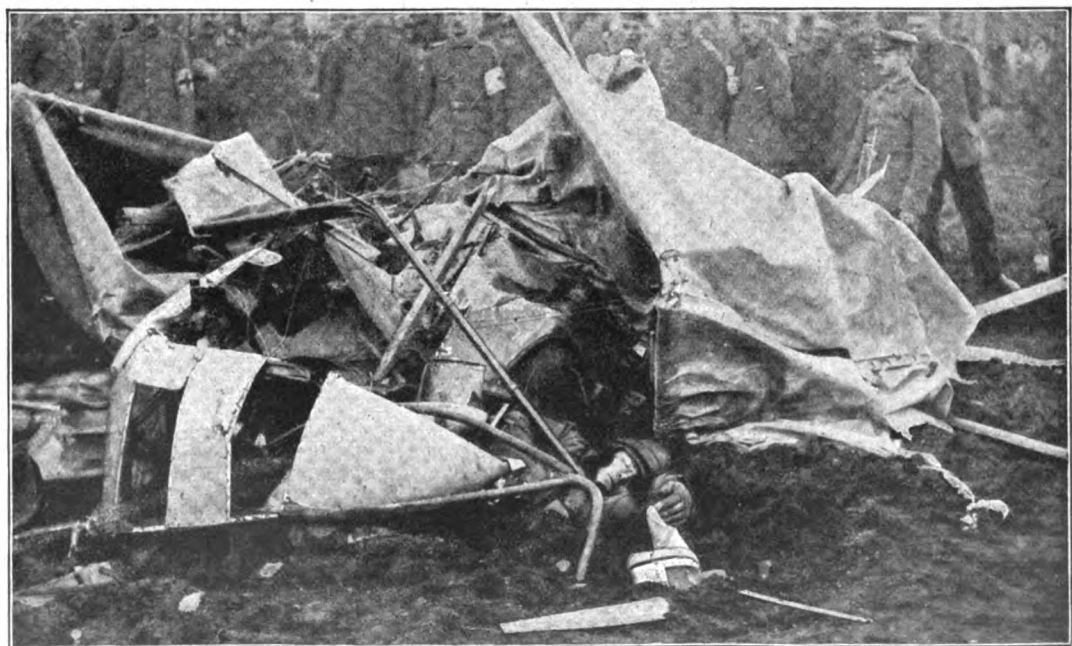
Was gibt es da? Im fernen Blau erkennt man wirklich einen großen Vogel, um den sich immer mehr weiße Wolkenbäusche bilden. Ununterbrochen folgen sich die Entladungen aus der Richtung des Waldhangs, wo die Deutschen ihre Unterschlupfe haben, während hoch über ihnen, als spottete er ihrer, der Vogel kreist.

Plötzlich knattert eine französische Batterie los. Heftig, wütend knallen die Schläge. Ah, siehe da! ein feindliches Flugzeug ist aufgestiegen. Hoch, sehr hoch über dem Walde schwebt schwerfällig ein düsterer Adler daher. Gleich ist auch er von einem zahlreichen Gefolge weißer Wölkchen umringt. Da macht der französische Vogel eine Wendung. Adler und Falke schießen aufeinander zu (siehe Bild Seite 354). Eins... zwei... ein Duell in den Lüften.

Leicht und anmutig sind die Bogen, die die beiden Gegner beschreiben. Selbstgefällig zeigen sie einander ihre Künste. Als berauschte die jungen Sperber das Gefühl ihrer Kraft, die Luft, die Lüfte zu beherrschen, als neckten sie sich nur in mutwilligem Streit, so sieht es sich von unten an. Jetzt verfolgt der Deutsche den Franzosen. Aber plötzlich macht der Falke fecht, stürzt sich auf den Adler. Tief unten auf der Erde folgen bangen Herzens zwei Heere dem aufregenden Schauspiel... Ein trockenes Geknatter in den Lüften! Ah, die Kanonen mischen sich drein. Nun wird es ernst.

Was spielt sich in diesen Augenblicken dort oben ab? Die mutigen Vögel werden so klein. Fast kerzengerade steigt der eine in die Höhe. Er ringt nach Freiheit, entflieht dem Gegner in dem endlos weiten Aetherraum, der keinen andern Schutz kennt als die Ent-

Eine Entlastungsoffensive nannten Engländer und Franzosen die mächtige Angriffswelle der russischen Verbündeten, die zwischen dem 18. und 28. März gegen die Armee Hindenburg heranwogte. Wie man sich vor dem Kriege Rußland, den halbasiatischen Kolos, dienstbar gemacht hatte, um die Herkulesarbeit beim Erwürgen der Zentralmächte zu leisten, so hatte man auch zu der Frühjahrszeit 1916 die Forderung eines ferngewaltigen Anlaufs mit großer Bestimmtheit wiederholt. Und Rußland gehorchte. Wider besseres Wissen? Wir müssen gestehen, daß das Zarenreich unmöglich seine politische Lage und seine militärischen Kräfte so grundfalsch einschätzen konnte, um nicht bei ruhiger Überlegung die völlige Ausichtslosigkeit des mit neu gesammelten Kräften unternommenen Ansturms von vornherein einzusehen. Wie durchsichtig waren die französischen und englischen Ausstreunungen, die Deutschen hätten Hindenburgs Heer zum Gerippe geschwächt, nur um im Westen über Fleisch und Bein verfügen zu können! Hat Rußland daran geglaubt? Und wenn es so töricht war, was konnte es bestenfalls erreichen? Ein Zurückdrücken, ein Eindringen unserer östlichen Front, die über 360 Kilometer lang ist, in geringer Breite. Ein siegreicher russischer Durchbruch der ersten Linie wäre auf



Eines der vier französischen Flugzeuge, die beim Angriff eines französischen Luftgeschwaders auf die offene Stadt Mülhausen im Elsaß am 18. März 1916 zum Absturz gebracht wurden.

unsere zweite gestoßen. Und dann wäre eine große Pause eingetreten, denn zum schnellen Nachschieben der technischen Angriffsmittel hätte der russischen Heeresleitung die Möglichkeit genau so gefehlt wie damals, als die russische „Dampfwalze“ durch das von uns in Wegen, Bahnen und Brücken verwüstete Polen vorwärts rollte und überall stecken blieb, uns aber Zeit ließ zu der berühmten „Neugruppierung“, die nachher gegen Front und rechte Flanke der russischen Armee vorstieß und sie bis Łódź—Łowicz—Warschau zurücktrieb.

Nein, trotz der hohen Ziele der russischen Heeresleitung: „Vertreibung der Feinde aus den Grenzen des Reiches“ — „Befreiung der unter deutschem Joch seufzenden Brüder“ — trotz dieser Ideale hatten wir es mit nichts anderem zu tun, als mit einer gehorfsamst ausgeführten Opferung russischen Blutes. Einer Schlachtung junger und jüngster Volkskraft im großen, im Dienste französischen und englischen Goldes und jenes gedankenlosen Fatalismus, der sich längst der leitenden russischen Kreise bemächtigt hat.

Nitschewo!“ — —

Rußland hatte sich monatelang Zeit gelassen, hinter den Fronten zu sammeln, was es noch besaß. Einen Teil des Menschenreichtums hatte es im Winter, kurz vorher, gegen die wohlhinnisch-galizische Dnjestrfront gehehrt. Ohne Erfolg. Die in Bessarabien gesammelte junge Mannschaft sollte das Gebiet der Ukraine in Botmäßigkeit halten und zugleich das unschlüssige Rumänien. Den anderen Teil seiner Kraft leitete General Alexejew (Bild Band III Seite 304), der russische Generalstabschef, gegen den gefährlichsten Gegner, Hindenburg. Man sagt, Kuropatkin, der wieder in Ehren eingesetzte Verlierer des japanischen Feldzuges, sei der „Oberfeldherr“ gewesen. Das ist noch gar nicht erwiesen. Und wenn er es war — so wird er wiederum als Sündenbock in die Wüste gejagt werden, denn Rußland hat zurzeit nichts mehr an Stoßkräften übrig.

An fünf Stellen setzte die große Offensive ein. Die nördlichste war der Brückenkopf von Jakobstadt, namentlich die Gegend von Buschhof. Das ist die Mitte der Linie Dünaburg—Riga, die, etwas nach Osten vorgebogen, verhältnismäßig am meisten Aussicht bot, beim Gelingen strategisch zu wirken. Dann hätte sich unsere Front vor Riga und Dünaburg zurückbiegen, vielleicht sogar das westliche Angriffsgelände freigeben müssen. Die anfänglich glatt abgewiesenen Angriffe der Feinde entmutigten aber die gegnerische Heeresleitung keineswegs. Unentwegt rollten neue Kräfte heran, die nicht ungünstigen rückwärtigen Verbindungen der Russen erleichterten es. Namentlich librische Truppen, die schon lange das Elitematerial der Gegner bilden, wurden vorgeschickt. Mir scheint, daß Petersburg durch sie in Schach gehalten wurde.

Aus dieser Quelle floß die Kraft an die Düna heran. Auch südwestlich Jakobstadt dehnte sich das Kampffeld aus. Aber der furchtbarste Ansturm setzte am 26. März ein.

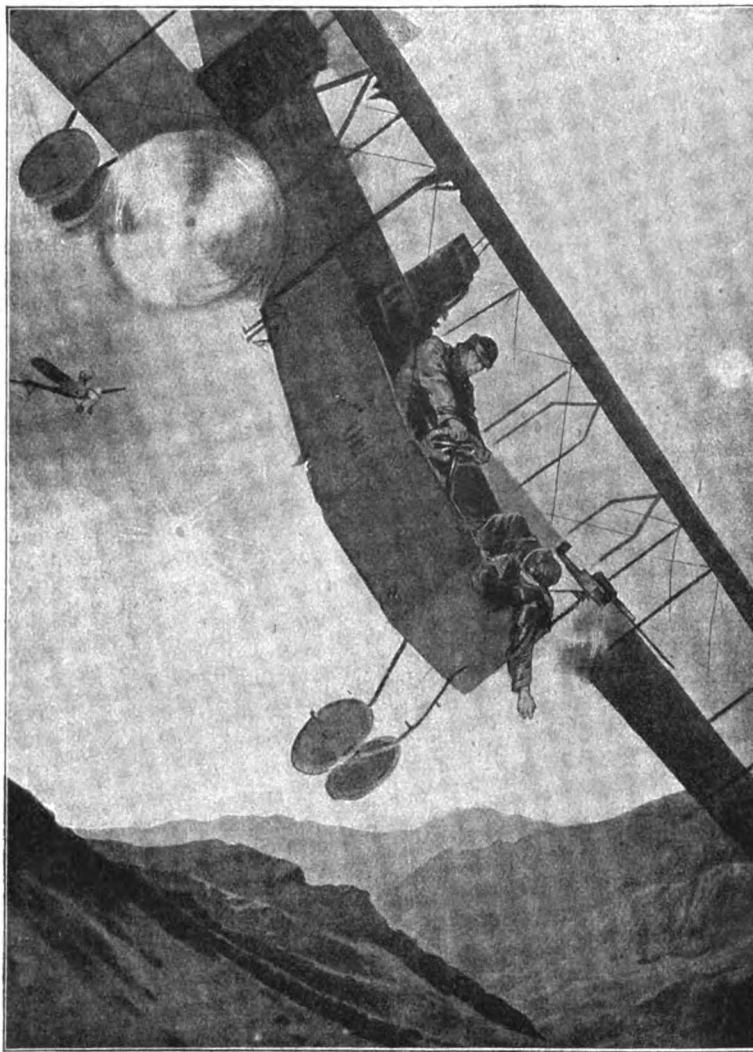
Nordwestlich Jakobstadt bereiteten ihn die Russen mit einem für den Osten bisher unerhörten Trommelfeuer vor. Und dann brach sich die feindliche infanteristische Kraft an der unerschütterlichen Ausdauer der Deutschen. Das nächste Kampffeld war Dünaburg. Südwestlich davon sanken die Vorstöße schon weit vor den Hindernissen im deutschen Feuer zusammen.

Größere Bedeutung hatten die Angriffe im Raume von Widsch, südöstlich Dünaburg. Hier läuft hinter der deutschen Front die wichtige Etappenbahn Wilna—Dünaburg entlang. Sie zu treffen, war wohl das strategische Hauptziel. Ein Fronthindernis, wie die Düna es ist, war hier nicht vorhanden. Auch machte sich hier das ungünstige Wetter, Schneeschmelze und weicher Boden, nicht in dem Maße bemerkbar. Mit äußerster Hartnäckigkeit trieben die Russen

ihre Infanterie in dichten Reihen vor. Hinter ihnen drohten den Weichenden die eigenen Maschinengewehre. Am 22. März stürmten die Feinde viermal erfolglos an. „Spätestens am Hindernis“ brachen die feindlichen Wellen im Todessturm nieder. Die deutschen Gegenangriffe säuberten das Vorfeld.

Der vierte Angriffspunkt war Postawo. Eine russische Bahn führt aus dem weiten östlichen Hinterland gerade darauf zu; der Nachschub an Artilleriemunition war also nicht sehr schwer. In der Nacht vom 25. März jagten sehr starke Kräfte der Gegner gegen das Saarbrücker Korps heran. Aber die hier eingesetzten zwei feindlichen Divisionen zerrieben sich in fruchtlosem Kampfe.

Endlich lag ein fünftes Kampfgelände im Raum der Narocz- und Wiszniew-Seen. Die Deutschen hatten dort, nördlich von Malodeczno, dem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, eine vor springende Ausbuchtung ihrer vorderen Front am 20. März aufgeben müssen. Die Russen hatten ihr konzentrisches Feuer dahin gerichtet und glaubten am 22. März mit einem ungeheuren Ansturm leichtes Spiel zu haben, ebenso am 25. und 26. März. Aber die Deut-



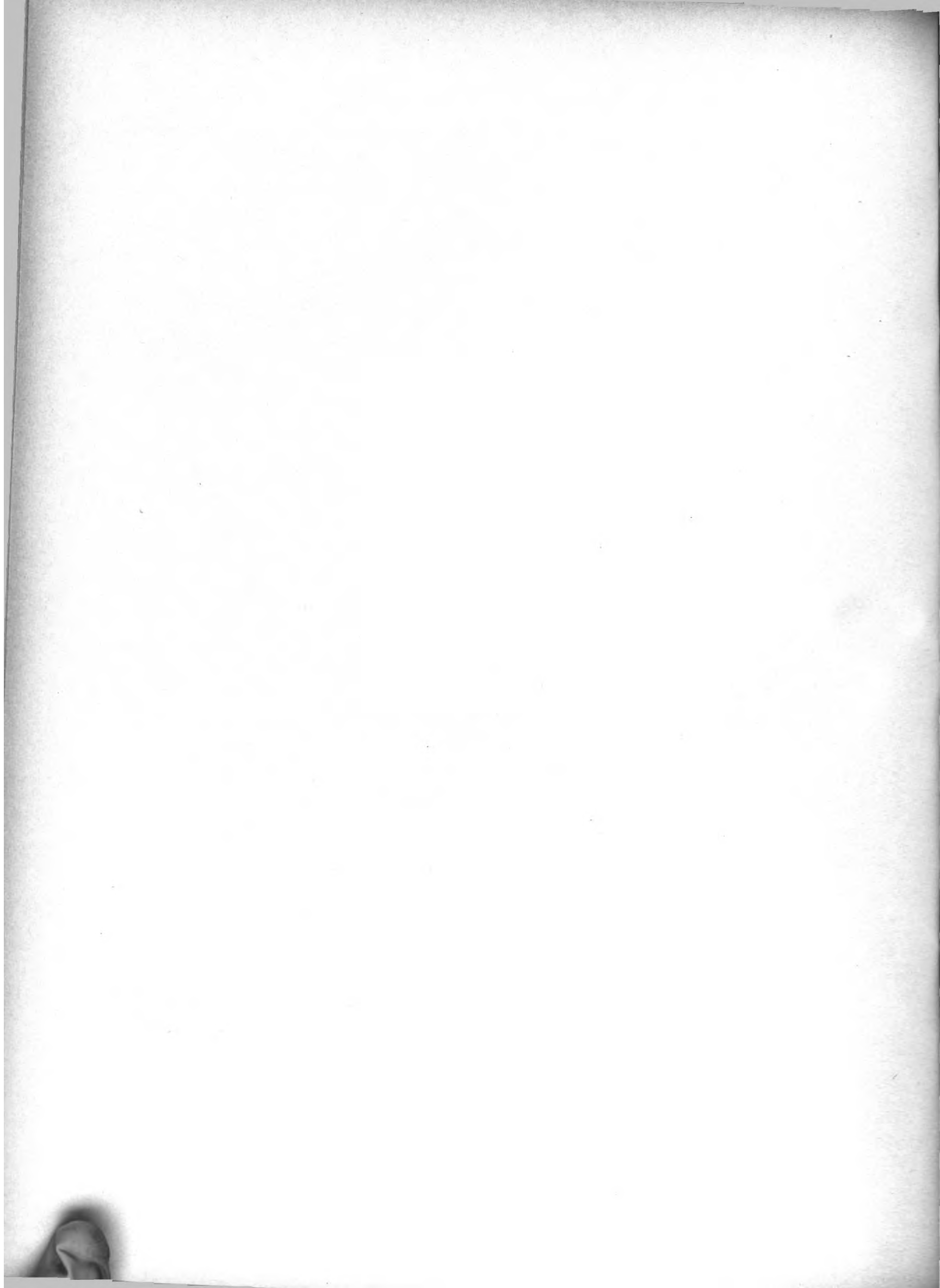
Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Bei dem Versuch eines italienischen Flugzeuggeschwaders, die Stadt Raibach mit Bomben zu belegen, wurde das italienische Führerflugzeug von den zur Abwehr aufgestiegenen österreichisch-ungarischen Fliegern umzingelt. Seinem Führer, Hauptmann Salomone, gelang es nur mit Mühe sein Flugzeug zu retten, nachdem sein Begleiter schwer verletzt worden war.

schen hielten nicht nur stand, westpreussische Infanterie drückte sogar in heftigem Gegenstoß den Feind zurück, wann vortreffliche Artilleriebeobachtungspunkte wieder zurück und machte Tausende von Gefangenen. Nochmals, am 27. und 28. März, wiederholten die Gegner Tag und Nacht ihr Anrennen. Am letzteren Tage kam es siebenmal zu ernststen Nahkämpfen mit blanker Waffe. Alles umsonst für den Feind!

Aber eine halbe Million Streiter hat Rußland gegen das Hindenburgheer anlaufen lassen. Mehr als dreißig Divisionen! Zehn Tage und zehn Nächte trommelte die feindliche Artillerie oder brüllten die Sibirier ihr „Urra“! Dann war das weite Feld mit Leichen besät. Die treue deutsche Wacht an der Ostfront aber brachte ihre Opfer nicht umsonst. Durch die abermalige Schwächung Rußlands bei seiner gänzlich mißglückten „Entlastungs-Offensive“, haben diese Tapferen den Frieden erheblich näher gerückt.



Zu den Kämpfen um Salona: Österreichisch-ungarische Soldaten in einem Gefecht mit Italienern.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Während in Ost und West bedeutende, für Deutschland und seine Verbündeten günstige Kämpfe stattfanden, wurde auch hinter der deutschen Front, in der Heimat, ein Sieg errufen: die Zeichnung auf die vierte deutsche Kriegsanleihe. Schon am Mittag des letzten Zeichnungstages, des 22. März 1916, wußte die englische Presse ihren Lesern mitzuteilen, daß sie mit einem großen Mißerfolg geendet habe. Doch wenige Stunden später erfuhr die Welt die Wahrheit, die überall neues Staunen über die deutsche Finanzkraft erweckte: die vierte deutsche Kriegsanleihe hatte schon ohne die Zeichnungen aus dem Felde und aus Übersee reichlich 10³/₂ Milliarden Mark ergeben, von denen nach der ersten Aprilwoche bereits weit über die Hälfte eingezahlt war, obwohl das erste Drittel erst am 12. April fällig war. Diesmal hatten sich in noch viel höherem Maße als bei den vorhergegangenen Kriegsanleihen die kleinen und kleinsten Sparer an der Zeichnung beteiligt; über 2 400 000 Zeichnungen auf Beträge unter 200 Mark ließen die Bezeichnung der vierten Kriegsanleihe als einer wahren Volksanleihe voll berechtigt erscheinen.

Deutschlands Feinde nahmen das glänzende Ergebnis mit verstocktem Neide auf, während die Neutralen die unerschütterte deutsche Wirtschaftskraft bewunderten. Allgemein wußte man nun: Deutschlands Geldbedarf für die Kriegsführung war bis in den Herbst 1916 hinein im voraus gedeckt. — Der dadurch neugestärkten deutschen Zuversicht auf den endlichen Sieg der gerechten Sache vermochte es auch keinen Abbruch zu tun, daß im Reichstage von einer kleinen Gruppe sozialdemokratischer Abgeordneter die Forderung nach dem Frieden um jeden Preis erhoben wurde, um so weniger, als diese vereinzelt Volksvertreter sogar bei der erdrückenden Mehrheit ihrer eigenen Partei leidenschaftlichen Widerspruch fanden. War man in Deutschland auch zum Frieden bereit, so doch selbstverständlich nur zu einem solchen, der eine Wiederholung des heimtückischen Überfalls vom August 1914 ausschloß. Aber dieses Kriegsziel ließ der deutsche Reichskanzler v. Bethmann Hollweg in einer viel beachteten Reichstagsrede keinen Zweifel. Zum ersten Male sprach er klar aus, daß die von Deutschland und Österreich-Ungarn besetzten Teile Rußlands mit dem Willen der Verbündeten nie wieder russisch werden würden; zugleich bezeichnete der Kanzler die im Westen eroberten Gebietsteile als Faustpfand für die Erfüllung der berechtigten deutschen Forderungen. Bei aller Entschiedenheit ließ die Rede aber klar erkennen, daß Deutschland trotz seiner Erfolge zu einem billigen Frieden nach wie vor bereit sei, daß jedoch Englands Wunsch, den preußischen Militarismus zu zertrümmern, niemals in Erfüllung gehen werde.

Ministerpräsident Asquith, an dessen Adresse die letzte Wendung vornehmlich gerichtet war, nahm in einer Erwiderung, zu der ihm ein Festmahl zu Ehren einer Abordnung französischer Volksvertreter Gelegenheit gab, wieder zu den Redensarten seine Zuflucht, die man schon von ihm kannte: man habe ihn mißverstanden; niemals sei er auf eine Zertrümmerung Deutschlands und auf eine Erstückung seines nationalen Lebens ausgegangen, sondern er erstrebe nur die Beseitigung des drohenden deutschen Übergewichts in militärischer Hinsicht, weil durch dieses die Freiheit der Völker bedroht werde.

Was es mit dieser vorgeblichen Beschützerrolle Englands auf sich hatte, zeigte gerade damals deutlicher denn

je der Blick auf Griechenland. Dort hatte sich infolge der andauernden Vergewaltigung durch den Vierverband die Stimmung mehr und mehr den Mittelmächten zugewandt, so daß man einen bulgarischen Einmarsch in Griechenland jetzt nicht mehr, wie noch vor wenigen Monaten, fürchtete, sondern ihn geradezu wünschte, um nur die englischen und französischen Eindringlinge los zu werden. Die freiwillige Räumung Salonikis durch den Vierverband ließ trotz einiger Anläufe zu Truppenverschiebungen immer noch auf sich warten. Da schien es in der Tat, als solle von den Mittelmächten Hilfe kommen: Ende März wurde es im Raume von Gevgeli-Doiran (siehe Bild Seite 359 oben) nach längerer Pause wieder lebhafter. Eine frische französische Brigade wurde dort am 29. ins Gefecht gebracht, und an demselben Tage stiegen bei Topsin 21 französische Flugzeuge zur Aufklärung auf, die bald mit einem deutschen Luftgeschwader in heftigen Kampf gerieten. Zwei der französischen Flugzeuge stürzten ab — eines von ihnen in den Doiransee, in dem Führer und Beobachter ertranken; drei weitere mußten schwer beschädigt bei Karafuli landen. Im ganzen sollen nur zwölf der Flugzeuge unverseht zurückgekommen sein.

Nach diesem Mißerfolge schien in Saloniki der Gedanke an raschen Rückzug wieder Boden zu gewinnen, was sich darin zeigte, daß der Wegebau emsiger als zuvor betrieben wurde, eine allerdings höchst notwendige Maßnahme, weil die vorhandenen Wege für die Truppenbeförderung so gut wie gar nicht in Betracht kommen konnten. Wie kläglich es mit den dortigen Wegeverhältnissen bestellt war, zeigte sich in fast lächerlicher Weise gelegentlich der Einholung eines

bei Suffla in der Nähe der über Protis führenden Straße abgestürzten englischen Fliegers, dem man mit einem Kraftwagen zu Hilfe kommen wollte; dieser blieb aber auf dem Wege stecken und mußte schließlich durch Maultiere flottgemacht werden.

Am 19. März wollten die Engländer einen deutschen Flieger gefangen genommen haben. Wie sich später zeigte, war dies nur durch die völkerrechtswidrige Handlungsweise eines englischen Offiziers ermöglicht worden. Der Deutsche war keineswegs, wie der englische Bericht behauptet hatte, ins Meer gestürzt, sondern auf der zwischen Thassos und dem Festlande liegenden kleinen griechischen Insel Thassofula, auf neutralem Boden also, gelandet. Als der Hafentendant dem Flieger dem Völkerrecht gemäß festnehmen wollte, wurde er durch den Kommandanten eines englischen Torpedobootzerstörers, der den Deutschen für sich beanspruchte, gehindert. Der Hafentendant wollte nicht ohne weiteres nachgeben und vereinbarte mit dem englischen Marineoffizier, daß dieser ihn nebst dem Deutschen nach Kavalla bringen solle, um die Entscheidung des dortigen Kommandanten anzurufen. Obwohl der Engländer sich ehrenwörtlich verpflichtet

hatte, nach Kavalla zu fahren, nahm er doch sogleich Kurs nach Orfano, bedrohte den Einspruch erhebenden Griechen mit dem Revolver und erklärte den deutschen Flieger als seinen Gefangenen.

Ähnliche Rechtsverletzungen ließen sich die Gewalthaber vom Vierverband fast täglich zuschulden kommen. So verlangten die Franzosen die Ausdehnung ihrer Front auf der Höhe von Lingowand bis Lachana zwecks Einrichtung einer neuen ersten Kampflinie. Während sie aber hierüber wenigstens noch mit Athen unterhandelten, ließen sie bei der Beschlagnahme von Postfäden, die nach Konstanti-



Phot. Sander & Sobisch, Berlin.
Der deutsche Reichskanzler v. Bethmann Hollweg in feldgrauer Uniform.

nopel, Sofia und Berlin gehen sollten, alle Rücksicht beiseite; ja sie scheuten sich nicht einmal, sich an den für den griechischen Generalstab bestimmten Postfäcken zu vergreifen, die Briefe zu lesen und sie ganz nach Gutdünken entweder weiter zu befördern oder auch zu vernichten. Es fiel auf, daß die Drangsalierung Griechenlands nach der Pariser Vierverbandssammensetzung von Ende März noch zunahm; offenbar hatte man beschlossen, das Land planvoll zum Kriege zu drängen und es zur Erreichung dieses Zwecks in unerträglicher Weise in die Enge zu treiben. — Besonders empörend für das griechische Empfinden war die Enthebung des Leutnants Avelis, eines aktiven griechischen Offiziers, von seinem Posten als militärischer Kommandant von Karajuli am Wardar, eine Maßnahme, die von Sarraill lediglich aus dem Grunde angeordnet wurde, weil Avelis Interesse für die Truppenbewegungen der Franzosen bekundet haben sollte. Als der Offizier sich weigerte, französischen Befehlen zu gehorchen, wurde er mit Gewalt abgeführt.

Große Schwierigkeiten erwuchsen Griechenland aus seiner üblen finanziellen Lage. Da es nicht wagen durfte, wegen einer Anleihe an die Mittelmächte heranzutreten,

durch Griechenland an die mazedonische Front schaffen wollten, nachdem sie sich bei den ersten Transporten nach Saloniki mit dem Wege durch griechische Territorialgewässer, namentlich durch die Meeresstraße zwischen der griechischen Insel Euböa und dem Festlande begnügt hatten. Die Serben waren auf der Insel Korfu neu gruppiert worden. Es handelte sich dabei aber kaum um mehr als etwa 10 000 Mann, während in englischen Berichten von 130 000 Mann geredet wurde. Daß so viele wehrfähige Serben nach den ungeheuren Verlusten im Felde und dem Wüten der Cholera sowie anderer Seuchen übriggeblieben sein sollten, war natürlich völlig undenkbar. Übrigens war die Cholera unter den Serben auch jetzt noch nicht erloschen, ein Grund mehr, um die Griechen gegen deren Durchführung durch ihr Gebiet Einspruch erheben zu lassen.

Wie Engländer und Franzosen von Saloniki und den griechischen Inseln aus, so suchten von Valona aus die Italiener sich den Griechen lästig zu machen. Hier hielten sie sich immer noch, obwohl die österreichisch-ungarischen Truppen ihnen unter lebhaften Kämpfen (siehe die Kunstbeilage und untenstehendes Bild) schon bis an die durch die Bojsa bezeichnete Hauptverteidigungslinie Valonas gefolgt



Bei den Einschließungskämpfen von Valona gefangene Serben warten auf ihre Abführung.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

blieb ihm nichts übrig, als bei dem Vierverband um eine solche einzukommen. Dieser machte zur Hauptbedingung, daß bei Zahlung der ersten Rate das griechische Heer wieder auf den Friedensbestand gebracht werden solle, für Griechenland natürlich eine unannehmbare Forderung. Bei diesen Verhandlungen wie in anderen Fällen befand sich die griechische Regierung in vollem Einverständnis mit dem Volk, was unter anderem darin zum Ausdruck kam, daß die griechische Kammer die ihr am 6. April von der Regierung vorgelegte Vertrauensfrage mit 200 von 206 Stimmen bejahte.

Am 11. April teilten der englische und der französische Gesandte der griechischen Regierung mit, daß der Vierverband verschiedene Punkte der Ionischen Inseln und des Ägäischen Meeres, vor allem auch auf Kreta, als Flottenstützpunkte besetzen werde. Als die griechische Regierung widersprach, wurde sie einfach vor vollzogene Tatsachen gestellt (siehe Bild Seite 359 unten). Argostoli auf der Insel Kephallonia wurde mit feindlichen Truppen besetzt; ebenso gingen am 16. April Engländer und Franzosen auf Kreta in der Sudabai vor Anker, und schließlich machten sie Anstalt, sogar an der Südspitze von Attika eine Beobachtungsstation einzurichten.

Auch das mußte die Griechen tief verletzen, daß die Verbandsmächte die Serben von Korfu auf dem Landwege

waren (siehe Seite 303 und die Vogelschaukarte Seite 306). Ihre vorzügliche Stellung an dem genannten Fluße ließ die Italiener sich zunächst in Valona noch sicher fühlen. Die Stadt war von der albanischen Bevölkerung geräumt worden; sie hatte sich entschlossen, sich nach Nordepirus zurückzuziehen, und war dort von den Griechen hilfreich aufgenommen worden. Valona wurde zwar von Zeit zu Zeit durch österreichisch-ungarische Flieger heimgesucht, aber zuverlässige Nachrichten von einem ernstlichen Vorgehen gegen den Platz fehlten noch. Auch hier kam es nach der Tagung in Paris zu Maßnahmen, die auf dort gefaßte Beschlüsse zurückgeführt werden mußten. Dahin gehört vor allem die Anlegung einer großen Straße nach Nordepirus, mit der Anfang April von etwa 12 000 italienischen Arbeitern begonnen wurde. Das ließ auf die Absicht neuer Unternehmungen schließen. Gleichzeitig verlautete, daß die griechischen Gendarmen in den Grenzdörfern Mazedoniens von den Franzosen und Engländern gewaltsam fortgeschickt worden seien, und daß die griechische Regierung Mitte April zur Vermeidung unliebsamer Zwischenfälle ihrerseits freiwillig eine Anzahl dieser Beamten abberufen habe.

Dies alles legte die Vermutung nahe, daß auf dem Balkan nach Pariser Beschlüssen die Bildung eines neuen zusammenhängenden Kriegsschauplatzes beabsichtigt war, auf dem Engländer und Franzosen im Verein mit Serben und Italie-

nern kämpfen sollten; dabei würde es natürlich nicht ausbleiben können, daß Griechenland langsam erdroffelt würde. Ganz ohne Zweifel wollte der Vierverband jetzt gegen die Neutralen schärfere Saiten aufziehen. Während England Holland einzuschüchtern versuchte, wurde unter den Balkanmächten Rumänien von seiten Rußlands bedroht, indem ihm von diesem die Aufhebung der Ausfuhr russischer Erzeugnisse in sein Gebiet angekündigt wurde. Rumänien antwortete am 7. April mit dem Abschluß eines Handelsabkommens mit Deutschland. Hiernach verpflichteten sich die beiderseitigen Regierungen, die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse zu gestatten, soweit der eigene Bedarf es zuließ und mit Vorbehalt in Hinsicht auf Kriegsmaterial, ohne die Erteilung der Ausfuhrbewilligung von besonderen Gegenleistungen abhängig zu machen; sie verpflichteten sich des weiteren, einander grundsätzlich auch die Durchfuhr von Waren aus dritten Ländern zu gestatten. Wirtschaftlich hatte Rumänien damit den Anschluß an Deutschland gefunden. Für dieses bedeutete das Abkommen eine wesentliche Erleichterung der Volksernährung und der Versorgung mit Petroleum und anderen Stoffen. Obwohl in Rumänien jedenfalls im stillen immer noch die Hoffnung genährt wurde, mit Hilfe des Vierverbandes vielleicht doch noch die Wünsche auf rumänische Gebietserweiterungen in Transylvanien und der Bukowina erfüllt zu sehen, so hatte sich doch nun auch hier angesichts der gewaltigen Sprache der Tatsachen allmählich eine unverkennbare Verschiebung der Stimmung zugunsten der siegreichen Mittelmächte vollzogen, als deren Ausfluß das wichtige Handelsabkommen mit Deutschland anzusehen war.

So hatte sich also auch* der Nebenzweck, der Rußland bei seinem Vorgehen in Ostgalizien und der Bukowina leitete, Rumänien zu sich herüberzuziehen, nicht erreichen lassen. Gleichwohl nahmen die dortigen Kämpfe ihren Fortgang, wenn auch zumeist nur in Gestalt von Artilleriegefechten und Schützengrabenunternehmungen. Dabei konnten die Österreicher und Ungarn vielfach schon die Rolle des Angreifers spielen; so unter anderem am 24. März, wo nordöstlich von Bukowina an der Strypa Honvedabteilungen nach Abwehr eines starken russischen Angriffs in die Gräben des Gegners eindringen und diese zerstörten.

Am 23. entfalteten die Russen bei hellem Wetter eine lebhaftes Fliegertätigkeit, hatten dabei aber den Mißerfolg zu verzeichnen,



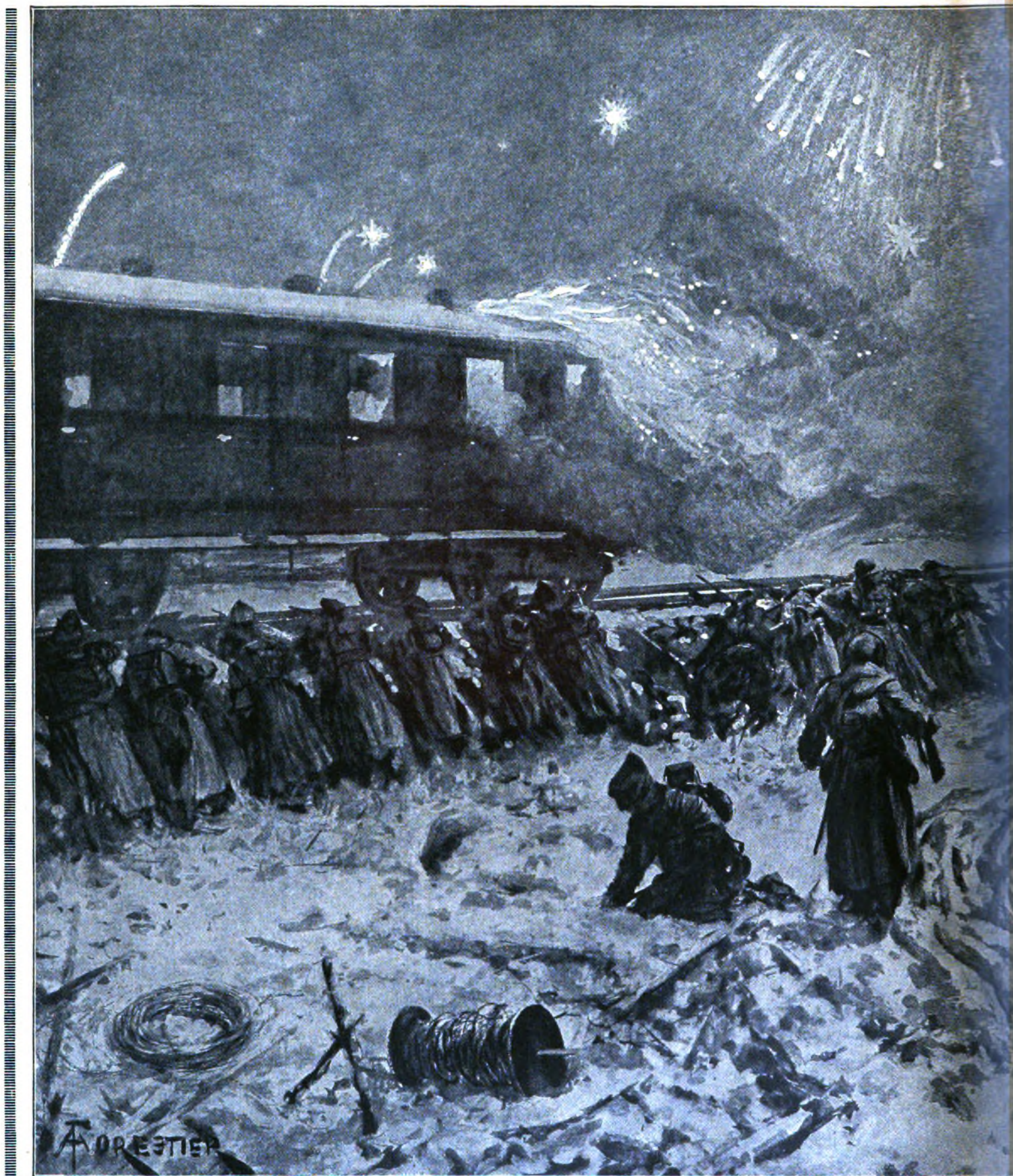
Wohnhäuser in der Stadt Doiran auf den Hügeln am Ufer des Doiransees an der griechischen Grenze, in deren Nähe Plänkelleien zwischen den Patrouillen der Mittelmächte und denen des Vierverbandes stattfanden. Der Ort hat 7000 Einwohner und liegt an der Eisenbahnstrecke nach Saloniki. Phot. A. Semede, Berlin.

daß einer ihrer Doppeldecker unter dem Feuer der k. u. k. Artillerie östlich Buczacz hinter den österreichisch-ungarischen Linien abstürzte. Am demselben Tage waren auch die k. u. k. Flieger nicht müßig: sie bewarfen zahlreiche Orte hinter der russischen Front erfolgreich mit Bomben. — Am 31. März erstürmten österreichisch-ungarische Streitkräfte bei Dlyta eine feindliche Vorstellung, warfen die Deckungen zu und zerstörten die Hindernisse.

Trotz der Erschwerung aller Unternehmungen durch starke Regengüsse und Unergründlichkeit der Wege nahmen die Gefechte Anfang April teilweise an Bedeutung zu, vor allem an der Strypafront (siehe Bild Seite 363), wo die Russen nach kurzer Artillerievorbereitung mit dichten Schwarmlinien in einer Frontbreite von mehr als 800 Metern einen Durchbruchversuch ansetzten. Sie gerieten aber in einen so heftigen Schrapnellhagel und bald darauf in ein derartiges Maschinengewehrfeuer, daß sie bereits erschüttet waren, als ein kräftiger Gegenstoß der Österreicher und Ungarn sie nicht nur zum Stehen brachte, sondern zum Zurückgehen auf ihre anfängliche Stellung zwang. — Nach



Zur widerrechtlichen Besetzung Kretas durch den Vierverband. Beförderung von Gewehren auf der Insel. Phot. Berl. Militär.-Gef. m. v. S.



längerer Pause erfolgten am 13. April wieder größere russische Unternehmungen an der unteren Strypa, am Dnjeſtr und nordöstlich Czernowih, die zumeist allerdings nur in Geschützfeuer bestanden. Im Mündungswinkel der unteren Strypa jedoch, wie auch südöstlich Buczacſ kam es zu schweren Vorfeldkämpfen, die auch in der Nacht nicht abgebrochen wurden und im südlichen Teil des Gefechtsfeldes dazu führten, daß eine vorspringende österreichisch-ungarische Schanze geräumt werden mußte. Auch nordöstlich von

Zaslowiec drangen die Russen in die f. u. f. Stellungen ein, wurden aber durch einen raschen, kräftigen Gegenangriff wieder hinausgeworfen.

Am folgenden Tage, dem 14. April, unternahmen 7 russische Flugzeuge, darunter 4 Kampfflieger, einen Angriff auf Czernowih. Es kam über der Stadt und ihrer Umgebung zu einem zweistündigen Luftkampf, in dessen Verlauf die russischen Flieger unterlagen: einer von ihnen wurde angeschossen und mußte im Sturzflug bei Bojan zwischen

Hinter einer
damm versch
werden näc
beim Schein
raketen unter
Luften zuri
(Siehe 4
Nach einer engl



Eisenbahn-
e Russen
bertweise
r Leucht-
eren Ver-
wiesen.

362.)

Darstellung.

den beiderseitigen Linien niedergehen; ein österreichisch-ungarisches Geschütz zertrümmerte das Flugzeug vollends und brachte auch seinem Beobachter den Tod. — Unglücklich kämpften die Russen am 16. April auch am oberen Sereth.

Gegen die deutsche Front hatten sie inzwischen ihre Angriffe stellenweise ebenfalls wieder aufgenommen, nachdem ihr Hauptdurchstoßversuch durch die Heere Hindenburgs unter ungeheuren Verlusten abgeschlagen worden war. Schon am 2. April fanden östlich Baranowitschi

lebhaftere Zusammenstöße statt, die den Russen aber keinen Erfolg brachten. Gleichzeitig wurden die Bahnhöfe Pogorzeln und Horodzieja an der Strecke nach Minsk sowie der Bahnhof in Minsk von deutschen Fliegern mit Bomben belegt, und auch das russische Truppenlager bei Ostrowki südlich Minsk erhielt ihren Besuch. Am 3. April entfaltete die russische Artillerie an der Stätte der eben erst abgeschlagenen großen Offensive, nördlich Widsyn sowie zwischen Narocz (siehe Karte Seite 362) und Wiszniewsee, wieder

lebhaftere Tätigkeit, die am nächsten Tage in noch verstärktem Maße fort dauerte.

Bis zum 6. April hatte sich auch die russische Infanterie wieder soweit erholt, gesammelt und ergänzt, daß sie von neuem kampffähig erschien. Mit sieben schweren Sturmangriffen ging sie südlich des Naroczsees vor, scheiterte aber an dem genannten wie auch am folgenden Tage, dem 7. April, an dem unerschütterlichen deutschen Widerstand. Am 11. versuchten die Russen ihr Glück mit Nachtangriffen (siehe Bild Seite 360/361) bei Garbunowka nordwestlich Dünaburg, wurden aber auch hier trotz aller Todesverachtung unter schweren Verlusten zurückgewiesen.

Am 13. April dehnten sich die Angriffe der Russen auch auf die Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern (siehe Bild Seite 364 oben) aus, dessen Truppen jedoch die am Serwetich nördlich Cirin vorgehenden russischen Abteilungen blutig heimschickten. Besonders verlustreich kämpften die Russen am Morgen des 18. April im Brückenkopf von Dünaburg (siehe Bild Seite 364 unten), südlich Garbunowka. Um diese Zeit fingen die Russen an, damit zu rechnen, daß die Deutschen demnächst sich nicht mehr auf die Abwehr ihrer Vorstöße beschränken, sondern zu eigenen größeren Unternehmungen ausholen würden. Schien es doch, als seien in Libau große deutsche Seestreitkräfte zusammengezogen worden, von denen die Öffnung des Rigaischen Meerbusens und eine Bedrohung der russischen Front vom Rücken her zu befürchten stand.

* * *

Im Kampf gegen England fuhren die Deutschen fort, dem Feinde mit ihren erfolgreichen Unterseebooten und Zeppelinern hart zuzufügen. Die Reihe der Luftschiffangriffe, die in den vier ersten Aprilnächten stattgefunden hatten, fand ihren vorläufigen Abschluß durch einen nochmaligen Vorstoß in der Nacht zum 6. April. Bei diesem zerstörten deutsche Bomben die Hochöfen eines großen Eisenwerks bei Wüthbn, nachdem vorher schon nördlich Hull eine Abwehrbatterie durch Sprengbombenwürfe außer Gefecht gesetzt worden war. Außerdem wurden die Fabrikanlagen in und um Leeds und mehrere Bahnhöfe wirkungsvoll angegriffen. Trotz heftiger Beschießung durch den Feind gelang es den deutschen Luftschiffen auch diesmal wieder, unbeschädigt im heimatischen Hafen zu landen. — Die eng-

lische Zensur unterdrückte strenger denn je alle Angaben über die Ergebnisse der deutschen Luftschiffangriffe. Was sie aber nicht zu unterdrücken vermochte, war die allgemeine Niedergeschlagenheit wegen der Zeppelinerfolge und der englischen Ohnmacht, ihnen wirksam zu begegnen (siehe Bild Seite 366).

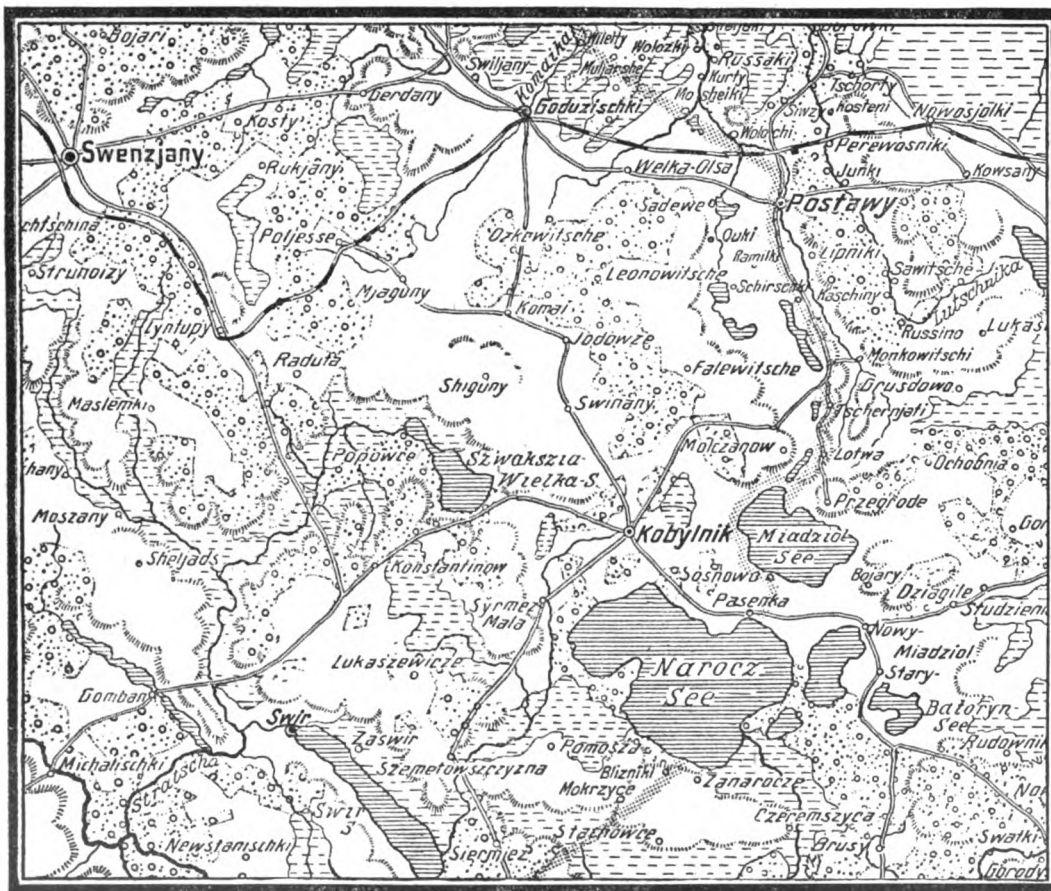
Anfang April wurde auch wieder ein empfindlicher englischer Schiffsverlust bekannt, der allerdings schon Mitte Februar stattgefunden hatte: westlich der Orkneyinseln war ein englischer Panzerkreuzer der 9950 Tonnen verdrängenden Countyklasse — vermutlich der 1902 vom Stapel gelaufene „Donegal“ — auf eine Mine gelaufen und gesunken.

Die Hoffnung der Feinde Deutschlands, die dort vorübergehend vorgekommenen Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich des U-Boot-Krieges würden dessen Abschwächung zur Folge haben, wurde durch die erfolgreichen Taten der deutschen Unterseeboote auch im April gründlich zerschanden gemacht. Am niederdrückendsten war es für England, daß diese Taten sich vorzugsweise da abspielten, wo man geglaubt hatte, am sichersten zu sein: im Kanal, der ja gesperrt sein sollte. Um für die peinlich empfundene Durchbrechung dieser vermeintlichen Sperre eine Erklärung zu geben, wurde halbamtlich erklärt, daß Wetterunbilden in der Nordsee die Absperrungsvorkehrungen in Unordnung gebracht hätten; doch sei die Störung bereits wieder beseitigt. Gegen letztere Behauptung sprach aber der Umstand, daß der Verkehr zwischen England und Frankreich über den Kanal auf die Verbindung mit Le Havre beschränkt blieb. So zahlreich waren die Torpedierungen im Kanal wie auch an der englischen Ost- und Südküste, daß die holländische Regierung der englischen unterm 5. April mitteilte, sie müsse die Beförderung kriegsuntauglicher englischer und deutscher Gefangener, die am 7. April ausgewechselt werden sollten, als allzu gefährlich ablehnen.

Die Aufräumung unter den englischen Handelsschiffen und die dadurch verursachte Frachtraumknappheit nötigte die englische Kohlenausfuhrbehörde, der Handelskammer in Newcastle, dem englischen Hauptkohlenplatz, unterm 7. April zu erklären, daß nach Erledigung der noch laufenden, in erster Linie Frankreich betreffenden Verträge die weitere Ausfuhr von Rohkohle nicht mehr gestattet sei. — Auch die französische Handelsflotte hatte so schwere Einbußen erlitten, daß die französische Regierung sich gleichzeitig veranlaßt sah,

zur Sicherung der militärischen Erfordernisse zu verfügen, daß französische Schiffe zu jeder einzelnen Fahrt eine ausdrückliche Ermächtigung einholen müßten, die aber nur dann erteilt werden könne, wenn die betreffende Fahrt der Versorgung des Landes diene.

Für die englischen Verlegenheiten sprach auch deutlich der Umstand, daß der Londoner Ausschuss für Kriegsausgaben der Regierung am 10. April dringend die bisher verschmähte Einführung von Nahrungsmittelhöchstpreisen empfahl, um die Preissteigerungen und ihren Einfluß auf die Stimmung der Bevölkerung einzuschränken. Auch diese Maßnahme war unmittelbar auf die Tätigkeit der deutschen U-Boote zurückzuführen, die den englischen Schiffsraum in einem Maße verringert hatte, daß die Zufuhr aus Übersee, auf die England von jeher angewiesen war, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen



Übersichtskarte zu den Kämpfen am Naroczsee.



Bild auf die Ströpa in Ostgalizien, an deren Ufern heftige Kämpfe stattfanden.

Phot. Presse-Centrale, Berlin.

fen hatte. — Während im März nach amtlicher Meldung mindestens 80 feindliche Fahrzeuge mit rund 207 000 Tonnen deutschen U-Booten und Minen zum Opfer gefallen waren, betrug allein der englische Verlust schon bis zum 10. April abermals 80 000 Tonnen.

Amerika sah den deutschen Erfolgen, die es nicht zu verhindern vermochte, mit gemischten Gefühlen zu. Möchte ein großer Teil seiner Presse auch mit der Deutschenbege fortfahren, wenn wieder einmal amerikanische Bürger durch Benützung bewaffneter Handelschiffe in Gefahr geraten waren — Deutschland ging seinen Weg unbeirrt weiter und ließ als einzige Richtschnur die militärischen Notwendigkeiten gelten. Eine diesem immerhin nicht unerwünschte Ablenkung bildeten für die amerikanische Öffentlichkeit die Beziehungen zu Mexiko. Die Unternehmung gegen den Bandenführer Villa hatte nicht hindern können, daß auch die Truppen seines Gegners, des von Wilson anerkannten

Präsidenten Carranza, dem amerikanischen Expeditionskorps bewaffnet entgegentraten.

In Europa sah sich der Biververband vor neue Schwierigkeiten gestellt, als sich zeigte, daß sich nicht einmal bei Ausdehnung des englischen Dienstzwangs auf die Verheirateten ein genügendes Ergebnis erhoffen ließ, um die von Frankreich geforderten großen Hilfsheere aufstellen zu können, außer man hätte die nicht minder notwendige Munitionsherstellung einschränken wollen. Diese Fragen führten zu so scharfen Gegensätzen innerhalb des englischen Parlaments, daß eine Krisis unvermeidlich schien.

Während so auf Seiten des Biververbandes zu allen sonstigen Nöten auch noch die Sorge um den Mannschaftserhalt trat, konnten in Deutschland um dieselbe Zeit die älteren Landsturmjahrgänge in die Heimat entlassen werden — eine Tatsache, die auf das feindliche Ausland tiefen Eindruck machen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Krieg in Ostafrika.

(Hierzu die Bilder Seite 368/369.)

Seit unserem letzten Bericht über die Kriegereignisse in Ostafrika (siehe Seite 188 bis 190) ist es dort nach feindlichen Meldungen wieder zu zahlreichen, äußerst heftigen Kämpfen mit wechselndem Erfolge gekommen, die sich teils auf englischem, teils auf deutschem Boden abspielten.

Außerdem wurden inzwischen einige ältere feindliche Nachrichten aus dem Jahre 1915 durch die nunmehr eingegangene amtliche deutsche Meldung über die Ereignisse an der Küste im Jahre 1915 richtiggestellt. Sie lautet:

„Am 17. August 1915 vormittags erschienen der englische Kreuzer „Hyacinth“ und drei armierte Walfischfänger vor Daresalam, feuerten ohne ersichtlichen Zweck 62 Schuß auf die Hafeneinfahrt und fuhren um 1 Uhr wieder ab. Am 19. August 1915 griffen „Hyacinth“, 2 Monitore und 6 Walfischfänger Tanga an. Ein Monitor und ein Walfischfänger drangen schießend in den inneren Hafen, erhielten jedoch von unseren Geschützen mehrere Treffer und zogen sich darauf zurück. Ein Monitor wurde schwer beschädigt. Der Dampfer „Markgraf“ und das Zolgebäude wurden in Brand geschossen. Sonst wenig Schäden und bei uns keine Verluste. Die englischen Schiffe fuhren um 8 1/2 Uhr nach Süden ab.“

Schließlich müssen die angeblich aus dem belgischen Kolonialministerium stammenden Nachrichten über die Beschädigung der deutschen Dampfer „Graf Götzen“ und „Hedwig v. Wismann“, sowie über die angebliche Versenkung des letzteren bei Albertville, dem Endpunkt der Luftgabelbahn, auf dem Tanganjikasee als falsch bezeichnet werden. Höchstwahrscheinlich ist der kurz nach Kriegsausbruch dorthin gekehrte kleine deutsche Dampfer „Ringani“ verloren gegangen; denn aus englischen Nachrichten geht hervor, daß sich am 26. Dezember 1915 in der Nähe der belgischen Tanganjikaküste und bei Albertville ein Gefecht zwischen dem „Ringani“ und zwei englischen Motorbooten abgespielt haben soll, bei dem „Ringani“ außer Gefecht gesetzt worden und in Feindeshand gefallen sei. Es steht deutscherseits fest, daß andere deutsche Schiffe bei diesem Ereignis nicht zugegen oder in der Nähe gewesen sind.

Nach weiteren deutschen Meldungen werden folgende Erfolge unserer tapferen Schutztruppe gegen die englische Ugandabahn bekannt: Am 22. Juli 1915 sprengte die Abteilung des Leutnants der Reserve Klein bei der Station Maungu einen Truppentransportzug in die Luft, und an demselben Tage zerstörte die Abteilung Bofch bei Samburu den Bahnkörper und die Telegraphenlinie. — Zwischen Voi und Taveta sprengte am 15. August 1915

die Abteilung des Oberleutnants zur See der Reserve Koch an der neuen englischen Kilimandscharobahn, östlich Matatau, einen Panzerzug in die Luft und zerstörte am 22. südlich davon diese Bahn selbst. In ähnlicher Weise ging gleichzeitig die Abteilung des Leutnants der Reserve Bräul bei Yamanyai gegen die Ugandabahn vor. — Von besonderem Erfolge war das Gefecht der Abteilung des Oberleutnants Grote südlich von Maungu an der Ugandabahn, die eine verschanzte englische Stellung am Radiaroberge nach 21/2stündigem Gefecht erstürmte, 2 englische Offiziere sowie 38 Indier gefangen nahm und Vorräte, Waffen und Munition erbeutete.

Bei einem Patrouillengefecht am 8. Januar 1916 südwestlich Mombassa sollen auf englischer Seite ein Major und ein Leutnant gefallen und ein Major verwundet worden sein. Da Stabsoffiziere niemals Patrouillen führen, so handelt es sich wahrscheinlich um ein größeres Gefecht, bei dem die Engländer unzweifelhaft erlagen.

Über die neuesten Kämpfe der deutschen Schutztruppe im Februar und März 1916 sind wir ausnahmslos auf die



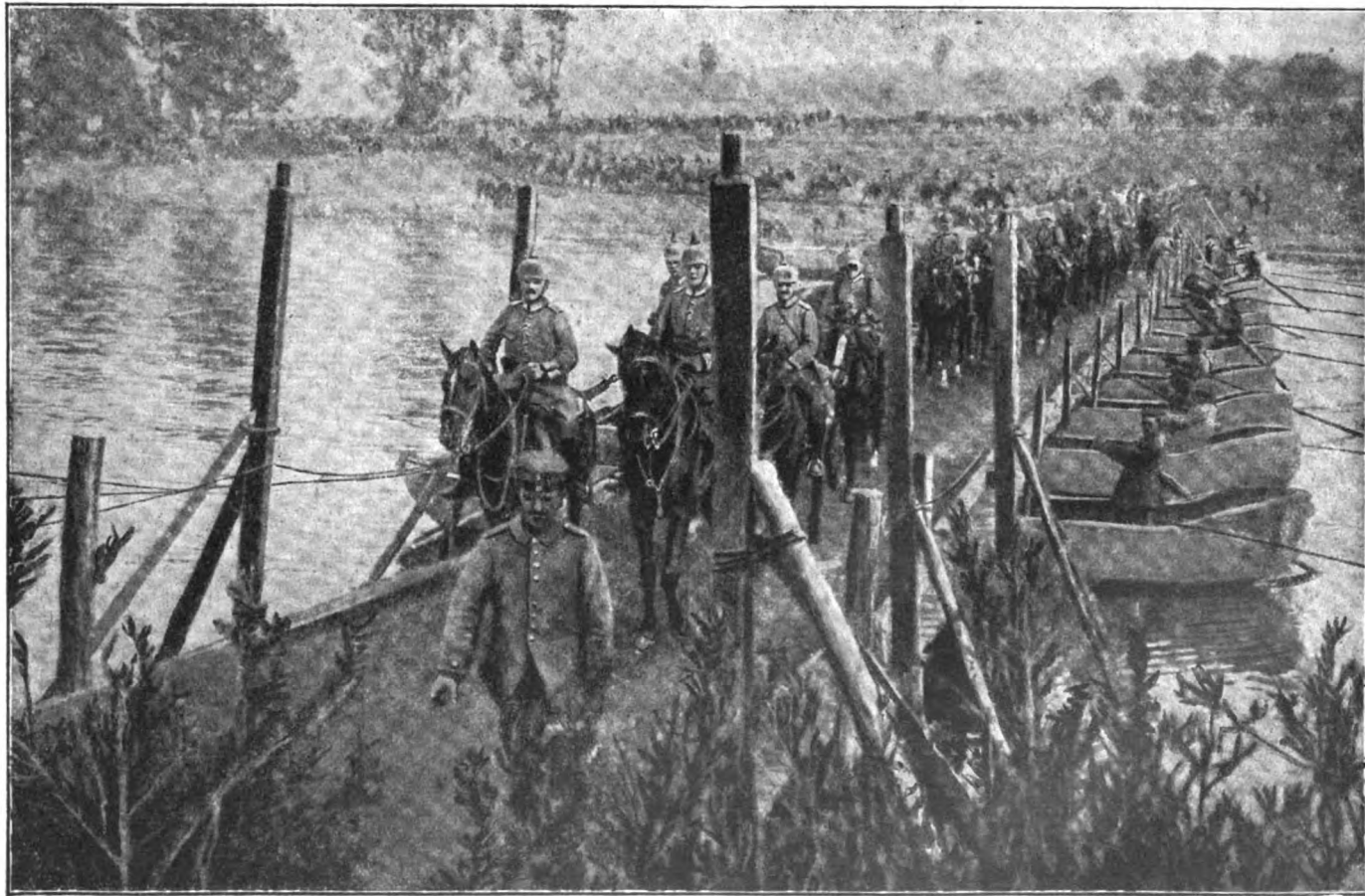
Kaiserlich türkische Prinzen an der Ostfront beim Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern. In der Mitte: Prinz Leopold von Bayern; rechts von ihm: Prinz Osman Fuad, Leutnant à la suite des preußischen Leibgarde-Husarenregiments; links: Prinz Abdur Rahim, Leutnant à la suite des 2. preußischen Garde-Feldartillerieregiments; rechts hinter dem Generalfeldmarschall: Erzengel v. König, Kommandeur einer Infanteriedivision.

jeht unzuverlässigen feindlichen Quellen angewiesen, deren Meldungen von amtlicher deutscher Seite erst nach längerer Zeit richtiggestellt werden können. So erzählt Reuter, „daß nach einem Funkgespräch am 10. März ein Gefecht zwischen Belgiern und Deutschen in der Gegend des Kiwulees stattfand. Beide Teile sollen schwere Verluste erlitten haben. Die Belgier sollen dann das Gefecht abgebrochen haben“.

Dieses Gefecht muß mit einer ausgesprochenen Niederlage der Belgier geendet haben, denn sonst hätten diese nicht unterlassen, so-

gleich einen Sieg zu melden, wie sie es schon öfters taten.

Eine schwere Niederlage erlitten die Engländer am 12. Februar im Kilimandscharogebiet, wie folgender Reuterbericht deutlich erkennen läßt: „Das englische Kriegsamt erhielt aus Ostafrika ein Telegramm, daß eine Erkundungsabteilung, die zur Aufklärung der feindlichen Stellungen gegen den Salitahügel ausgesandt worden war, am 12. Februar den Hügel vom Feinde besetzt fand. Starke deutsche Reserven waren in der Nachbarschaft. Die Engländer verloren 172 Tote, von denen 139 der 2. südafrikanischen



Kavallerie beim Überschreiten einer Schiffbrücke in der Gegend von Dünaburg.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Progen werden auf dem öffentlichen Kriegsschauplatz in Deckung gebracht.
Nach einer Originalzeichnung von Teilungsteilnehmer Kanonier P. Gelwig.

Brigade angehören. Ein Schienenstrang wurde bis auf 2½ Meilen an den Salitahügel herangeführt.“ —

Die Maßnahmen der englischen Truppen in Ostafrika wurden bis hierher von dem General Smith-Dorrien, der überhaupt nicht ostafrikanischen Boden betrat, „geleitet“, und zwar, wie selbst die feindlichen Quellen zugeben, mit sehr ungünstigem Ergebnis, weshalb Smith-Dorrien „krankheitshalber“ den Oberbefehl niederlegte. Mit diesem wurde nun General Smuts, der ehemalige Burenkommandant, betraut, der sein Amt kaum übernommen hatte, als er auch schon gleich seinem Vorgänger das Bedürfnis empfand, von sich hören zu lassen. Er sandte aus Südafrika — Britisch-Ostafrika hatte er um diese Zeit noch gar nicht betreten — folgendes Telegramm an das Londoner Kriegsamtsamt: „Am 18. Februar griff eine deutsche Streitmacht, bestehend aus 4 Europäern und 200 eingeborenen Soldaten, den Posten von Kachumba (Grenzort Kasumbia am Kagerafluß) an der Grenze von Uganda an. Unsere Abteilung bestand aus 2 Europäern und 35 eingeborenen Soldaten. Der Feind wurde gezwungen, sich mit einem Verlust von 4 Europäern, 53 Eingeborenen, 8 Maschinen-

über den Lumifluß. Mehrere feindliche Gegenangriffe wurden erfolgreich abgeschlagen. Ein von General Smuts eingelaufenes Telegramm besagt, daß nach der Besetzung von Chala eine Streitmacht des Generals van de Benter nach Taveta vorgestoßen sei. Sie habe es teilweise vom Feinde geräumt gefunden. Einige Deutsche mit Maschinengewehren hätten sich ergeben. General Berenger und General Smuts hätten jetzt Taveta besetzt. Gleichzeitig mit der gestrigen Vorwärtsbewegung habe General Tighe Salait anzugreifen und zu beschießen begonnen, das jetzt besetzt worden sei.“

Vor dem umfassenden Angriff sahen sich also die in Taveta und nördlich davon am Dschalasee stehenden deutschen Abteilungen genötigt, sich auf deutsches Gebiet zurückzuziehen. Bei den Kitovohügeln, westlich Taveta, leisteten sie jedoch erbitterten und erfolgreichen Widerstand, worüber ein Telegramm des Generals Smuts vom 12. März berichtet: „Die Unternehmung, die am Morgen des 11. März gegen die deutsche vorbereitete Stellung bei dem Kitovoberge westlich Taveta begann, führte zu einem hartnäckigen Kampfe, der bis Mitternacht hin und her



Wirkung der Zeppelinbomben bei den Aprilangriffen auf England.

Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

gewehren und 45 Gewehren sowie einer Menge Munition zurückzuziehen. Wir hatten keine Verluste.“ — Daß es sich bei diesem Telegramm um eine grobe Aufschneiderei, wenn nicht Erfindung des Buren Smuts handelt, ist ohne weiteres ersichtlich.

Ernstere Aufmerksamkeit verdienen die Maßnahmen der britisch-ostafrikanischen Truppen unter General Smuts, die Anfang März 1916 gegen die nordöstliche Grenze Deutsch-Ostafrikas eingeleitet wurden. Mit etwa 20 000 Mann, von denen allein über 17 000 Mann der aus freiwilligen Buren zusammengesetzten 1. und 2. südafrikanischen Brigade angehörten, wurde gegen das von der deutschen Schutztruppe schon seit über einem Jahre gehaltene Kilimandscharogebiet (siehe Bild Seite 368/369) umfassen vorgestoßen. In erster Linie richtete sich der Angriff gegen Taveta (englisch), das die Deutschen gleich zu Beginn des Krieges erobert hatten. Hierzu besagt die amtliche englische Meldung, auf die wir vorläufig angewiesen sind, folgendes: „Die Truppen unter General Smuts rückten gegen die deutschen Streitkräfte im Gebiet des Kilimandscharo vor. General Smuts bemächtigte sich am 7. März unter unbedeutenden Verlusten der Übergänge

schwankte. Im Verlauf dieses Gefechtes wurden Teile der Stellungen einige Male genommen und vom Feinde wieder zurückgewonnen. Schließlich wurde vor Mitternacht ein Bajonettangriff gemacht. Auf beiden Seiten sicherte man den Besitz dessen, was man bis zum Eintreffen der Verstärkungen halten konnte.“

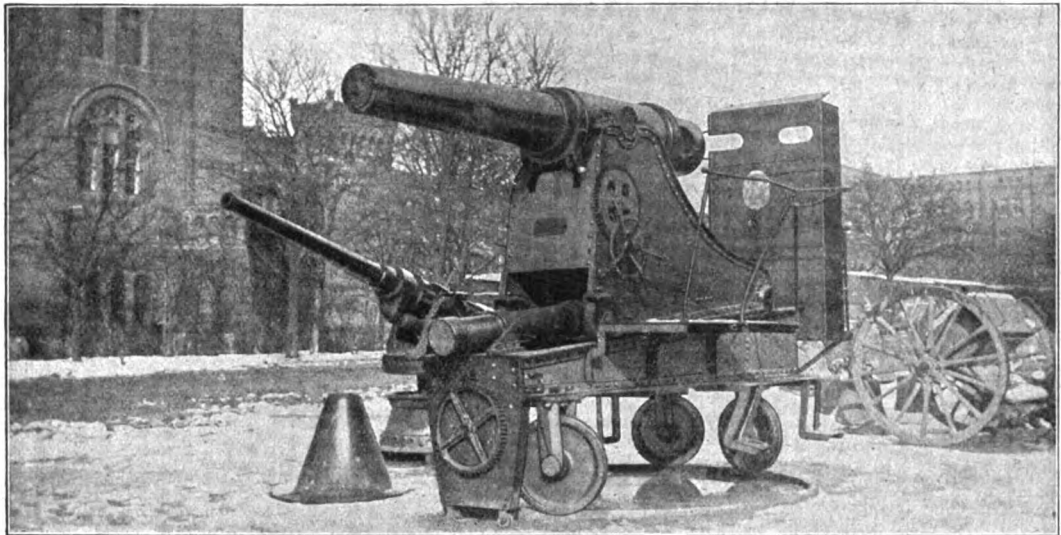
Man ersieht aus diesem Bericht klar, daß die tapfere Schutztruppe bei den Kitovohügeln trotz feindlicher Übermacht nicht geschlagen werden konnte, was ohne Zweifel zu einem großen Teil der moralischen Überlegenheit der den Deutschen unterstellten Eingeborenentruppe über die farbigen, ja selbst die weißen Engländer zuzuschreiben ist.

Weiter berichtet Smuts: „Am nächsten Morgen sah man, daß die deutschen eingeborenen Truppen in südlicher Richtung abzogen. Wir folgten zunächst nicht, weil wir Verstärkungen abwarteten. In der Zwischenzeit säuberte eine berittene Brigade die Vorberge nordöstlich des Kilimandscharo von feindlichen Streitkräften, die jüngst durch einen raschen britischen Vorstoß abgeschnitten worden waren. Der Rückzug nach Westen wird durch im Gange befindliche Bewegungen abgesperrt. Gleichzeitig erschien eine britische Abteilung von Longido her im Rücken der deutschen Haupt-

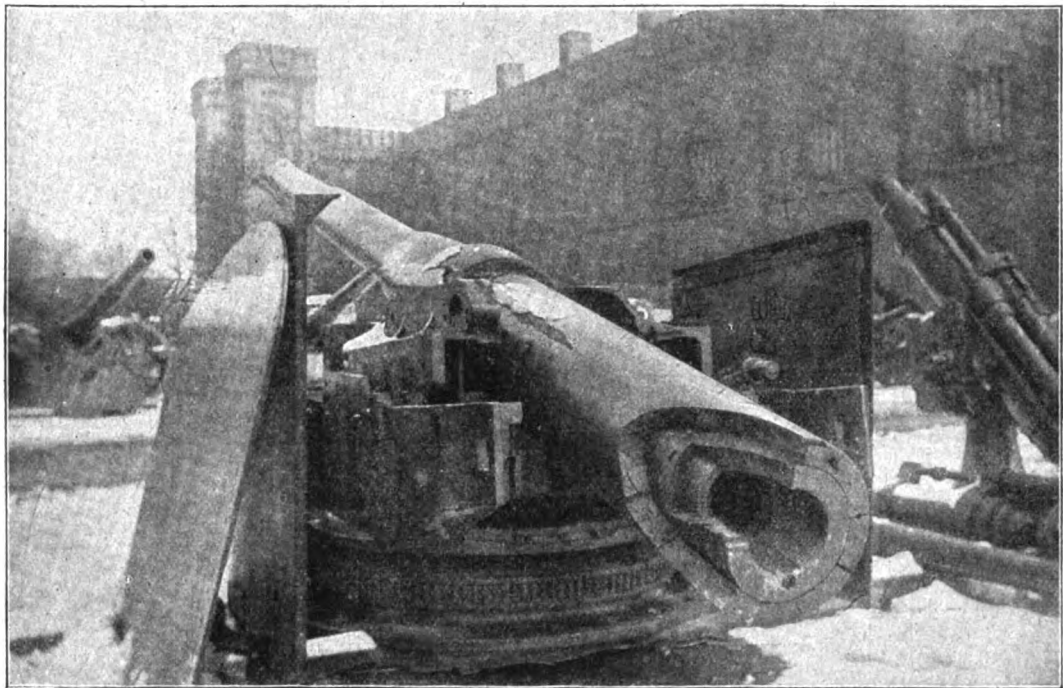
stellung. Der Feind zieht sich daher südwärts nach der Usambarabahn zurück. Die Verfolgung wird fortgesetzt.“

Wieder war es nur der Übermacht der Feinde, im besonderen ihrer Kavallerie zuzuschreiben, daß die unberittenen deutschen Abteilungen den Weg nach Westen, also nach dem an der nahen Grenze gelegenen Moschi (Bild Seite 369 unten), dem Endpunkt der deutschen Usambarabahn, nehmen mußten. Diese Station konnte dann vom Feinde ohne Kampf besetzt werden. Smuts schreibt: „Für die Größe der feindlichen Niederlage bei Ritovo mehrten sich die Anzeichen. Im Busch und an den Abhängen der Hügel wurden zahlreiche Tote gefunden. Auch fanden wir eine Kanone und 3 Maschinengewehre, die der Feind im Stich gelassen hat.“ — Demgegenüber ist daran festzuhalten, daß die deutsche Schutztruppe bei Ritovo nicht besiegt wurde.

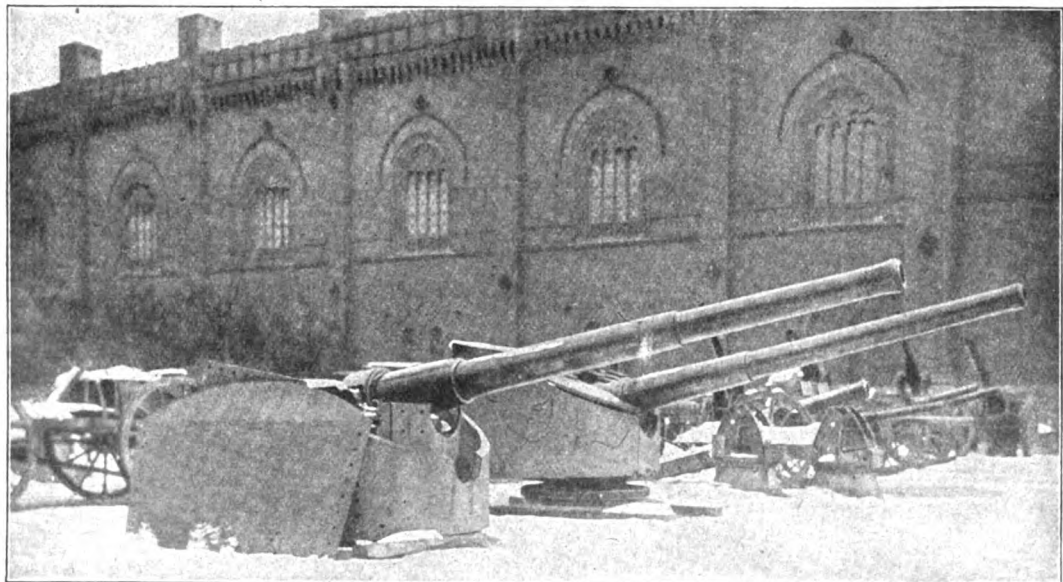
Ein längerer anderer Bericht des Generals Smuts über die folgenden Ereignisse im Kilimandscharogebiet besagt: „Nach ihren Niederlagen am Lumifluffe und an den Ritovohügeln zogen sich die Deutschen auf ihre Verteidigungsstellen zurück, die an dem Waldgürtel entlang des Ruwufusses angelegt waren. Starke Regenfälle verzögerten die Verfolgung, doch kamen unsere Truppen am 18. März mit dem Feinde in enge Fühlung. Am 19. kam es zu Waldgefechten in der Umgebung von Rahe, wobei der Feind hartnäckig widerstand. Am 20. März versuchte der Feind einen starken Nachtangriff, wurde aber zurückgetrieben. Inzwischen gelang es berittenen südafrikanischen Truppen, durch einen von Moschi durch dichten Busch unternommenen Nachtmarsch den Bahnhof am Pangani (Station Rahe) mit zahlreichen Vorräten zu nehmen und die Rückzugslinie des Feindes zu bedrohen. Dieser bekam Verstärkungen mit der Eisenbahn und hielt hartnäckig seine Stellungen, um den Rückzug zu decken. Wir waren daher



Russisches 28-cm-Belagerungsgeschütz, das in Przemyśl den österreichisch-ungarischen Truppen unterworfen in die Hände fiel. Dahinter eine russische Fliegerabwehrkanone.



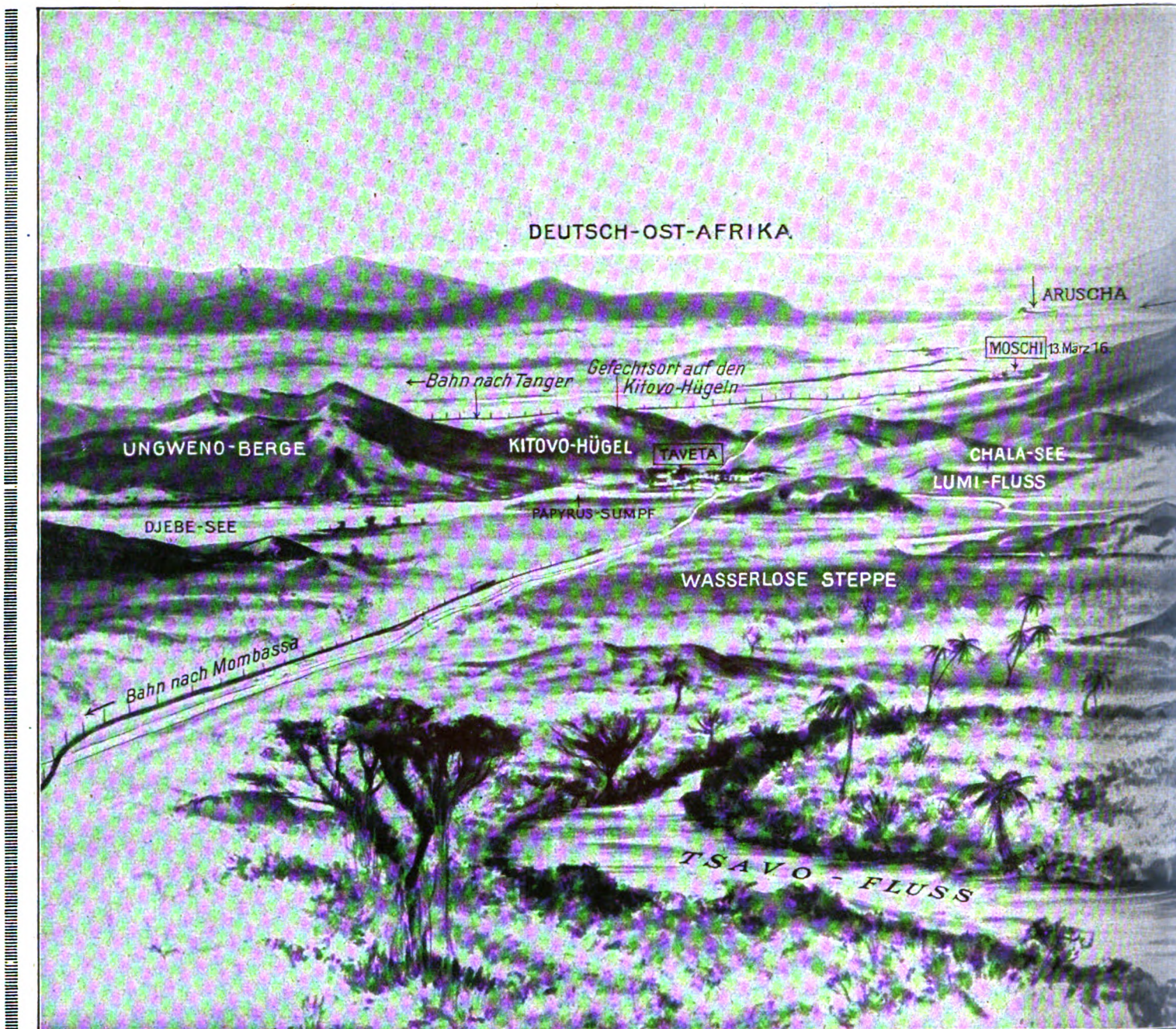
Volltreffer eines 30,5-cm-Mörsergeschosses in einem französischen Schiffsgeschütz, das am Lovcen aufgestellt war. Eine artilleristische Musterleistung.



Französische Schiffsgeschütze, die bei Belgrad unbeschädigt erbeutet wurden.

Österreichisch-ungarische Kriegsbeutestücke im Wiener Arsenal, die ein beredtes Zeugnis von der Tapferkeit der Truppen ablegen.

Nach Aufnahmen des Photo-Versand, Wien.

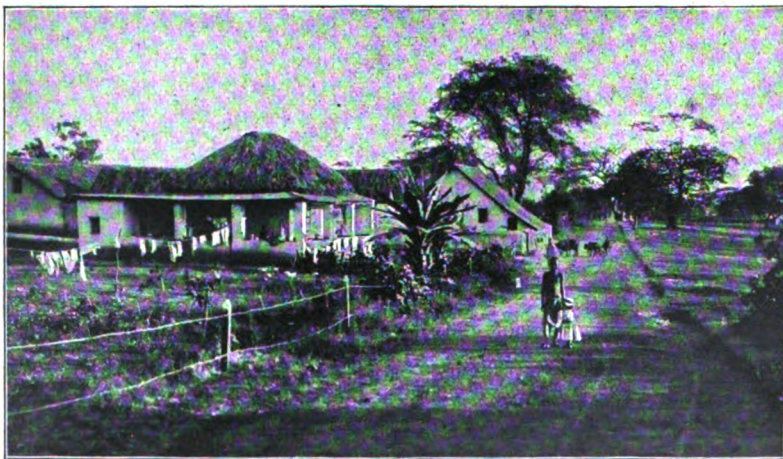


instande, ihm schwere Verluste zuzufügen, was nicht möglich gewesen wäre, wenn der Feind in der Lage gewesen wäre, seine Stellungen früher zu verlassen. In der Nacht vom 22. zum 23. März räumte der Feind die ganze Ruwulinie und zog sich entlang der Tangabahn südwärts zurück. Er ließ ein Geschütz vom Kreuzer Königsberg in unseren Händen.

Die Maßnahmen werden fortgesetzt." — Das Kilimandscharogebiet, das seit Beginn des Weltkrieges der Schauplatz zahlreicher und für die Deutschen günstiger Gefechte gewesen ist, war nun also zunächst in die Gewalt feindlicher Übermacht geraten. Sogar aus dem englischen Bericht geht aber deutlich hervor, daß den Engländern dieser Erfolg trotz ihrer Übermacht, überlegenen Bewaffnung und fahrbaren Hilfsmittel durch den heldenmütigen Widerstand der tapferen deutschen Schutztruppe sehr erschwert wurde. Die englische Umgehungstaktik war hier dieselbe wie in Deutsch-Südwestafrika. Die Steppen um den Kilimandscharo boten ähnlich günstige Bedingungen für die Verwendung von Kraftwagenkolonnen. Sehr zuistatten kamen ihnen, namentlich für die Heranführung schwerer Artillerie, die beiden Bahnlinien, die die Engländer während des Krieges gegen das Kilimandscharogebiet vorgetrieben hatten. Ihrem weiteren Vordringen in dem Bergland von Usambara setzte aber sowohl das Gelände wie die Regenzeit große Schwierigkeiten entgegen. —

Von der Grenze zwischen dem deutschen Schutzgebiet und Portugiesisch-Ostafrika waren bis dahin noch keine besonderen Ereignisse zu berichten. Nur eine Reutermeldung aus Beira besagte, daß alle in Portugiesisch-Ostafrika be-

Das Kilim
der Schaup
kampfes
Schutztruppe
(Siehe den Nr.
Nach einer en



Eine Straße in Arusha am Fuße des Kilimandscharo, das die Südafrikaner besetzten.



arogebiet,
s Helden-
utschen
Ostafrika.
te 363—369.)
Darstellung.

findlichen Deutschen interniert und die deutschen Schiffe und Schleppboote beschlagnahmt wurden.

Aus der Verdunsschlacht.

Von Eugen Kalfschmidt, Kriegsberichterstatter.

II.

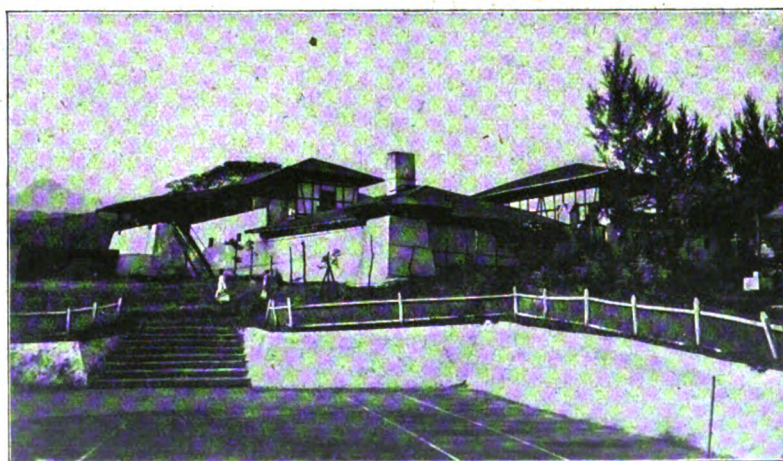
Im Walde von Hennemont.

(Hierzu die Bilder Seite 370 und 371.)

In der Woëvreebene, südlich von Etain, der behäbigen kleinen Landstadt, zieht sich ein großer Wald viele Kilometer weit nach Südwesten, bis an den Fuß der Berge, der Côte Lorraine. Er ist in mehrere Gehölze aufgeteilt, die die Namen der umliegenden Dorfgemeinden tragen. Der Nordzipfel gehört zu den Dörfern Herméville und Hennemont.

Die Bauern haben im Frieden hier ihr Holz zum Bauen und Brennen geschlagen, wie es ihnen gefiel. Die schönsten Buchen und Eichen holten sie heraus und kümmernten sich herzlich wenig darum, ob der Nachwuchs Luft und Licht hatte oder nicht. So ist es überall in Frankreich, in den Ardennen, den Argonnen oder auf der Côte Lorraine. Wir dachten zu Anfang des Krieges, als wir in den französischen Vogesen

diese ganz verwilderten und verwunschenen Buschwälder kennen lernten, die Franzosen hätten sie aus militärischen Verteidigungsgründen in den Grenzgebieten so wuchern lassen. Es ist aber nicht an dem. In den Argonnen, die obendrein der Stadt Paris gehören, ist das Dichticht genau so schlimm und schlimmer noch als in den Grenzwäldern.



Militärstation Moschi am Kilimandscharo, die von den Südafrikanern besetzt wurde.



Die Straße zur Feste Vaug. Im Hintergrund die Umrisse der Feste.
Nach einer französischen Aufnahme.

Der Wald von Hennemont also ist solch ein verwachsener Laubwald, ziemlich dicht hinter der vormaligen französischen Stellung. Mächtige Eichen, Ulmen und Pappeln überragen das Gestrüpp der Dornbüsche; Waldbreben und Brombeerranken schlingen sich hindurch. Hier hatte die französische Landwehr ein ausgedehntes Bereitschaftslager errichtet, das in seinen Formen sehr wunderbar anzusehen war: keine Baracken aus Brettern und Dachpappe, sondern Hütten und Zelte, wie wir sie von den Negerdörfern unserer Messen und Ausstellungen her kennen. Zelte, nicht aus Leinwand, sondern aus geflochtenem Reisig und Lehm, rund oder länglich geformt, mit wenigen Luft- und Lichtlöchern, einer Feuerstelle ohne Kamin oder Ofenrohr, kurzum ganz so, wie wir uns als Buben eine Hütte in der Wildnis ausmalten.

dann abermals ein Winter. Da begann eines Morgens die deutsche Artillerie den Wald von Hennemont und die ganzen Stellungen und Quartiere im Woëvre hartnäckig zu beschießen. Es wurde sehr ungemütlich im Waldlager, denn Unterstände waren keine da. Und als die Franzosen gar merkten, daß der deutsche Sturm im Norden begann und auch hier im Osten vorbereitet wurde, räumten sie das Feld. Sie gingen so rasch zurück, daß sie allerlei nützliche Dinge vergaßen: Munition und Geräte, Konserven und Ausrüstungsstücke, aber auch Geschütze verschiedener Art.

Eines dieser Geschütze ist die sogenannte Conflans-Kanone. Sie war im Laufe des Stellungskrieges zu einer fast sagenhaften Erscheinung geworden. Die ganze Armeeabteilung kannte sie, aber auch darüber hinaus hörte man

von ihrer geheimnisvollen Größe. Sie schoß nur nach Conflans mit seinen Schienenkreuzungen hinüber, jedesmal etwa ein Duzend Schüsse in gemessenen Abständen. Dann verhielt sie sich wieder tagelang still. Seit August 1915 war sie im Walde von Hennemont festgestellt und schickte im Laufe der Monate an die vierhundert Schuß in den Ort hinein, zerbrach ein paar friedliche Häuser, richtete aber sonst kein Unheil an. Ihren Standort hatte man bald heraus, aber obgleich die deutschen Batterien sie gelegentlich kräftig zudeckten, war sie nicht zum Schweigen zu bringen.

Warum nicht, das sahen wir jetzt mit eigenen Augen. Denn die Kanone stand noch da, wie die Franzosen sie verlassen hatten: ein riesiges Marinegeschütz von acht Metern Länge und dreihundert Zentnern schwere, dabei ein merkwürdiges



Beförderung von Geschützen auf Lokomotiven (westlicher Kriegsschauplatz).

Phot. Photothek, Berlin.

würdig kleines Kaliber von 16,4 cm. Immerhin wog das Geschöß 45 kg. Eine Granate stak noch unabgefeuert im Rohre, und 53 weitere lagen daneben bereit. Dieser Koloz war annähernd vier Meter hoch mit aller Kunst gegen Treffer eingedeckt: Betonplatten, mächtige Baumstämme, Erde und Steine, obenauf dann Rasen und Buschwerk gegen Sicht — so stand dieser geheimnisvolle Feind in seiner unterirdischen Wohnung und streckte nur gerade die Nase zu dem schmalen Spalt hinaus, der die Richtung auf Conflans wies.



Aus den Kämpfen um Verdun: Das von den deutschen Truppen eroberte Conflans-Geschütz, ein Marinegeschütz, mit dem die Franzosen ein Jahr lang den Bahnhof von Conflans vergeblich beschossen. Das Geschütz war so eingebaut, daß es von den Franzosen bei ihrem Rückzug nicht mitgenommen werden konnte.

Anderswohin konnte die Kanone gar nicht schießen. Die Entfernung bis Conflans beträgt rund 17 km; ein Flachbahngeschütz von dieser Größe schießt natürlich noch beträchtlich weiter.

Artilleristen der Marine waren zur Aufstellung und Bedienung der Kanone abkommandiert. Sie mußten eine besondere Feldbahn durchs Gehölz bauen, um das Ungeheuer in Stellung bringen zu können. Fortschaffen ließ es sich nicht mehr, als der Rückzug nötig wurde. Es bedeutet eine ziemliche Redheit, so nahe hinter der Front ein solches Marinegeschütz einzubauen; offenbar hat der Kommandant dieses Abschnittes sehr wenig an die Möglichkeit gedacht, daß die Deutschen eines Tages vorrücken könnten. Als unsere Leute, von einem Gefangenen geführt, die Kanone fanden, brannten drunten im Unterstand die Lampen noch. Gleichzeitig entdeckte man im Nachbarwald von Herméville ein zweites Geschütz von gleicher Art, genau so bombensicher eingebaut und auf Etain gerichtet.

Dicht neben dem Unterstand der Conflans-Kanone fanden wir an einem Baum eine Tafel mit der französischen Widmung: „Den Bienen die Blumen. Den Franzosen die Ehre. Den Deutschen — den Dreck!“

Da besagter Dreck in einer Schiffskanone von acht Metern Länge bestand, konnten die Deutschen die Widmung ruhig annehmen.

Aus den meisten der Gehölze und Wälder im Woivre sind die Franzosen zurückgegangen, als ihre Front im Norden zusammenbrach und sie in Gefahr gerieten, von der linken Flanke her gepackt, aufgerollt oder gar abgeschnitten zu werden. Da haben sie dem Druck von Osten her nachgegeben und sind erst am Fuße ihrer bewaldeten Berge zum Stehen gekommen. Viel entschie-

dener haben sie ihre Stellungen im Norden, zwischen Azannes und Conswone, und zwar besonders die Waldbefestigungen und die Dörfer verteidigt.

Die Wälder auf den Hügeln des östlichen Maasufers sind weit zahlreicher als diejenigen in der Aderebene des Woivre. Der Wald von Haumont, Ormont, Caures, der Fosseswald und das Herbebois, der Chauffour-, Albain- und Caillettewald mußten gestürmt, das heißt in den meisten Fällen Schritt für Schritt erkämpft werden. Und was für Hindernisse hatten die deutschen Truppen hier zu überwinden!

Ich habe den Caureswald durchstreift, der den tapferen Hessen und Rheinländern die schwerste Arbeit machte. Zwei aktive französische Jägerbataillone lagen ihnen hier seit Jahr und Tag gegenüber. Alle Befestigungskünste des neuzeitlichen Stellungskrieges waren aufgeboden, um den Abschnitt uneinnehmbar zu machen. Das übliche mehrere Meter tiefe Geflecht von Drähten vor den Gräben war durch zwei Meter hohe Drahtneze verstärkt, die an die Bäume genagelt waren. Vor den Gräben hochaufgeschichtet und undurchdringliche Astverhaue, mit versteckten Maschinengewehren dort, wo der Graben einen Winkel machte



Bei Verdun gefangene französische Offiziere, die sich in ihrer Ausrüstung kaum von der Mannschaft unterscheiden.

Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

und den Gewehren flankierendes Feuer erlaubte. Vor den Gräben dann vor allem ein sorgfältig gelichtetes Schußfeld, das heißt es war gerade soviel Unterholz herausgeschnitten, als nötig war, um auf fünfzig Meter das Gelände zu übersehen, ohne daß es von oben her durch Flieger eingesehen werden konnte. Dann endlich betonierte Unterstände, die sogenannten „Blockhäuser“, die besonders an den wenigen Straßen des Waldes errichtet waren. Von ihnen erforderte ein jedes eine förmliche kleine Belagerung durch Handgranaten und Flammenwerfer. Einmal fuhren sogar zwei Feldgeschütze auf offener Straße auf, um diese unermüdlichen Maschinengewehre zum Schweigen zu bringen. Die Spannung war natürlich im Augenblick sofort erledigt, der Batterieführer, der selber feuerte, erhielt einen Schuß durch den Helm, blieb aber wie durch ein Wunder unverletzt. In wenigen Minuten lag das Blockhaus in Trümmern, und die Truppen konnten weiterstürmen.

Ohne die Artillerie wäre natürlich der Kampf gegen solche Befestigungen ganz aussichtslos. Immerhin hat auch sie es nicht leicht, im dichten Walde das „Wirkungsschießen“ mit Erfolg zu betreiben, denn dazu gehört Beobach-

Generalstab hat nicht gedacht, daß eine dörfliche Festung wie Beaumont so rasch zu nehmen sei. Und was für Truppen haben diesen kilometerweiten Sturm Lauf über Wälder und Dörfer, Berge und Täler hinweg ausgeführt! Truppen, die acht Tage in den vorderen Stellungen sturmbereit waren, die, von Schnee und Regen naß, in den Nächten kaum rechten Schlaf oder Ruhe fanden, die bivakieren mußten wochenlang, und dann ein paar Tage nacheinander im dauernden Feuergefecht lagen. Sie haben nie versagt, sind mit ihren Offizieren durch dick und dünn gegangen. Wenn sie zwischendurch ein paar Tage Ruhe oder Bereitschaft hatten, so waren sie immer noch Tag und Nacht dem täglich verstärkten Feuer der feindlichen Batterien ausgesetzt. Die französischen Unterstände zu benutzen, mußten sie sich hüten. Wasser und Verpflegung mußte von weit her geschafft werden. Und doch haben sie's geschafft, in zäher Geduld und Willenskraft ausgehalten und keinen Fußbreit des errungenen Bodens wieder aufgegeben.

Ein einziges Korps, dessen Divisionen drei und vier Wochen im Gefecht waren, hat während dieser Zeit gefangen und erbeutet: 82 Offiziere, 6014 Mann, 46 Geschütze, 99 Maschinengewehre, 10 Minenwerfer.



Sanitätskompanie mit Sanitätshunden auf dem Marsche in der Champagne.

Hopshot, Eberth, Cassel.

tung und ständige Schußkorrektur, und die war, zumal bei dem tagelang anhaltenden Nebelwetter im Februar 1916, außerordentlich schwer und oft ganz unmöglich. Da ist es denn vorgekommen, daß der Artilleriebeobachter in seiner Verzweiflung bis dicht an den feindlichen Drahtverbau vortroch und von hier aus durch telephonische Zeichen Nachricht gab. Das Telephonieren in den vordersten Gräben bedarf einer ganz besonderen Vorsicht, um den Gegner zu hindern, die Gespräche mitzuhören. Jetzt wissen wir uns dagegen gut zu wahren, aber früher kam es manchmal vor, daß die Franzosen den Befehl zum Sturm oder die neue Grabenbesatzung sofort heraus hatten. Dann erschien aus ihrem Graben das übliche große Plakat: „Auf Wiedersehen morgen früh um 7 Uhr!“ Oder: „Willkommen! ... Regiment!“

In den Dörfern Beaumont, Haumont, Samogneux und besonders in Douaumont-Dorf ist zum Teil sehr schwer gekämpft worden. Es sind ja längst nur noch Trümmerhaufen, aber jeder Keller ist zur Verteidigung hergerichtet, und wenn deutsche Mörser in stundenlangem Trommelfeuer auch so manchen Keller zu einem Massengrabe gemacht haben, so blieben immer noch genug übrig, um die Stürmenden mit wildem Feuer zu empfangen. Französische Offiziere haben eigenhändig bis zum letzten Augenblick die Maschinengewehre gerichtet, und der französische

Der Kampf um Chaulnes und Lihons.

Von Dr. Colin Roß.

(Hierzu das Bild Seite 373.)

Schon dämmert es. Schon verwischen langsam die Umrisse von Dächern und Kirchturm des zwischen Bäumen und Büschen fast versteckten Dorfes. Nur eine kurze Weile noch malt sich die schwarze Silhouette am dunkelnden Nachthimmel, bis die große Finsternis kommt und alles überschattet mit ihrem Riesenleib.

Da kommt an die Artillerie der Befehl, das Dorf niederzulegen. Büchsenlicht ist längst verdämmert. Allein gleich Panther haben sich die Geschütze in den Boden getraut und den Feind nicht aus den Augen gelassen. Bei Tage wurden Richtung und Entfernung festgelegt. Jetzt sind sie für den Nachtkampf bereit. Eine Richtung ist bestimmt, von der ausgehend der Batterieführer mittels Aufsatz und Seitenverschiebung das Feuer verlegen kann, wohin er will. Aber die niederen Erdwälle schießen die Rohre der feuernden Geschütze vor und zurück und werfen unter heissem Bellen den Feuerstrahl gegen den Feind. Rings um den Kirchturm leuchten die plätschernden Granaten. Ein lautes Hurra kündigt, daß sie trafen. Eine helle Flamme schießt hoch, und breiter Feuerschein leuchtet ruhig und erhaben durch die Nacht.



Kampf um Chaulnes.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Broschüren.

Unsere Infanterie ist mit sinkendem Tag nach Chaulnes hineingekommen und hat sich in dem eroberten Dorf für die Nacht eingerichtet. Während die Deutschen in seinem nördlichen Teile nächtigten, lagen die Franzosen noch im südlichen. Doch so todmüde und erschöpft waren Freund und Feind, daß keiner vom anderen etwas merkte. Friedlich schliefen sie Wand an Wand. Erst am nächsten Morgen, als das Bataillon weitermarschieren wollte, entbrannte in den engen Dorfgassen neuer Kampf. Ein Kampf, bei dem der „bayerische Hausschlüssel“, der Kolben, seine gewalttätige Arbeit verrichten mußte und die Gegner stellenweise so hart aneinander gerieten, daß Gewehr und Bajonett als unnütz fallen gelassen und zum „Griffesten“ gelangt wurde.

Der Angriff schreitet fort. Eine Batterie ist zu seiner Unterstützung vorgeworfen. Sie feuert neben dem Schloß am Ortsausgang. Am Rande des alten Parkes ist ihre Beobachtungsstelle. Die Weißdornhecke, die den Park umsäumt, gibt nur gegen Sicht Deckung, nicht gegen Wirkung. Wir liegen im Strichfeuer der feindlichen Infanterie. Aber unseren Köpfen singt es und pfeift es. Krachend brechen die Zweige nieder. Der Batterieführer kniet hinter seinem Panzerschild. Unweit davon hält der Kommandeur des angreifenden Bataillons mit Adjutanten und Meldeorganen. Der Steinpfeiler am Parkausgang gibt nur einem Mann Deckung, die anderen liegen platt auf der Erde. Sssssss... pffft pfeift es durch die Luft und schlägt kurz und dumpf im Boden ein.

Das Schloß haben unsere Geschosse verschont. Die hohen Bäume decken es. Dafür haben die Franzosen die nach Süden offene Front niedergelegt. So ist der Krieg: was der Feind verschont, zerstören die eigenen Truppen. Durch die ganze Höhe des Baues vom Dach bis zum Keller ist die Wand aufgerissen. Eine klaffende Wunde legt das Innere bloß. Ein vornehmes Prunkzimmer nimmt die ganze Breite des Gebäudes ein. Durch die Granatrisse tritt man ins Freie. Auf den Teppichen, den Damastmöbeln und Gobelins liegt Schutt und Stein. Ein kostbarer Flügel steht

aufgeklappt. — Die rückwärtigen Räume im oberen Stockwerk sind frei von Zerstörung. Eine Flucht von Schlaf- und Ankleidezimmern reiht sich aneinander. Dämmerig und still ist's hier hinter den fest geschlossenen Läden. Matt blinken helle Marmortamine. Kostbare Bronzen auf den Konsolen; Gemälde aus Watteaus und Bouchers Schule an den Wänden; Seide, Brokat und Damast. Ganz rückwärts liegen die Schlafzimmer von Madame und Monsieur, durch ein Ankleidezimmer verbunden. Die beiden freistehenden Betten überschatten von der Decke herabhängende Seidenhimmel. Auf Tischen Gläser und Toilettegegenstände. An allem noch ein feiner Wohlgeruch und ein verwehender Hauch persönlichen Lebens.

Fast beklemmend ist es in dem schwülen Dämmer, so unmittelbar ist der Eindruck des Lebens, das noch vor kurzem diese Räume erfüllte. Was ist aus dem Schloßherrn geworden? Wo mag die Dame weilen, die hier gebot? Alles ist geflüchtet, kein Diener, kein Beschließer zurückgeblieben, bloßgelegt, preisgegeben, was sorgsamst gehütetes, persönliches Gut und Eigen war.

Um das Schloß tobte der letzte Kampf im Orte. Noch leuchtet es von roten Hosen zwischen dem Grün des Rasens. Vor dem Tor liegt ein Kapitän, das Gesicht zu Boden gewandt. Das Gold blinkt von Käppi und Armelstreifen, Gamaschen und Lederzeug sind noch funkelnagelneu. Stand er so kurz erst im Kriege? Traf ihn so bald das Blei?

Vor der Übermacht des Gegners kommt unser Angriff zum Stehen. Mittels Schützengraben nistet sich die Infanterie in dem gewonnenen Gelände ein. Allein inzwischen hat auch der Feind Zeit gehabt, seine Stellung so auszubauen, daß ein Sturm bei Tage aussichtslos erscheint. So muß zum Nachtkampf geschritten werden. Am späten Nachmittage kommt von der Division der Befehl zum Angriff. In Form knapper Gefechtsaufträge geht er von der Brigade weiter an die Regimenter und Bataillone. Gleichzeitig erhält die Artillerie ihre Anweisungen. Sie soll die ganze Nacht über die gegnerischen Verschanzungen unter Feuer halten. Kurze Pausen zu bestimmten Zeiten



Vivatbänder.

ermöglichen den Pionieren, die Annäherungshindernisse zu erkunden und zu zerstören.

An einem Waldstück, dicht hinter seinen Truppen hält der Brigadefeldkommandeur mit seinem Stabe und den zugeordneten Artillerieoffizieren. Die Befehle sind hinausgegangen; wir sitzen und warten. Drei Telephonleitungen führen zu den beiden Regimentern und zur Artillerie. Drei Ohren lauschen aufmerksam.

Die Nacht ist kalt und klar. Gleichmäßig rollt das Artilleriefeuer. Das Telephon erklingt ab und zu und bringt die Meldungen aus der Schützenlinie. Wir wachen und warten. Der Körper erschauert unter der Kälte. Der Mond verblißt. Der Morgen naht mit ungewissem Dämmern. In raschster Folge frachen und donnern die Geschütze — die letzte Vorbereitung zum Sturm.

Die Reserven marschieren an uns vorbei. Lautlos schiebt sich die vielgliederige Masse vor; grau in grau. Im dämmernden Frühlicht sehen die Soldaten wie gepanzert aus, gepanzert von Kopf bis zu Fuß. Eine Masse von Stahl ist es, die da lautlos, unwiderstehlich vordrängt in den Kampf. Mit einem Schlage verstummt das Artilleriefeuer. Eine Sekunde herzbeklemmender Stille. Dann setzt das Prasseln der Gewehre um so wütender ein — jetzt stürmen sie.

Vivatbänder.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 374 und 375.)

Welch ein Unterschied zwischen einer Siegesfeier in den Zeiten Friedrichs des Großen und einer solchen von heutzutage!

Besonders nach den Siegen bei Kottbus und Leuthen brauchte ein Jubelsturm durch das ganze Land. Feiertage in des Wortes ursprünglicher Bedeutung wurden mitgelebt von jung und alt, hoch und niedrig. Jeder nahm persönlich den tiefsten Anteil und zeigte dies auch ganz offen. Auf den öffentlichen Plätzen und Straßen bewegten sich frohe Menschen. Von ihren Hüten, Stöcken und Degen, aus Knopfloch und Westentasche oder Gürtel flatterten Vivat-

bänder als Zeichen der öffentlichen Anteilnahme. Sie waren mit dem Namen des verehrten und geliebten Königs geschmückt und trugen, von zierlicher Umrandung eingefasst, neben Darstellungen von Wappen, kriegerischen Auftritten, Beutestücken, auch sinnige Denksprüche in gebundener Rede, durch die die großen Ereignisse dargestellt und erläutert werden sollten. Eine größere Menge dieser schmucken Siegesbänder, die ihre Bezeichnung nach dem über dem Namen des Königs angebrachten „Vivat“ — er lebe! — erhalten haben, sind heute noch aufbewahrt im Hohenzollernmuseum in Berlin.

Neben Kriegsnagelungen, Kriegsopferstöcken hat man auch versucht, die Vivatbänder zum Besten der Kriegsfürsorge und des Roten Kreuzes wieder einzuführen. Nicht allein deshalb, weil dadurch eine neue Quelle zur Linderung der Kriegschäden an unseren Verwundeten, Erkrankten, Invaliden, Kriegswitwen und -waisen erschlossen würde, wäre die Wiedereinführung des alten deutschen Brauchs sehr zu begrüßen, sondern auch weil sie eine neue Befruchtung des daniederliegenden Kunstgewerbes ermöglichen würden.

Der Versuch wurde gemacht, doch stand man ihm ablehnend gegenüber. Teils mag es wohl die Unkenntnis des schönen alten Brauchs überhaupt oder doch seiner Anwendung gewesen sein, teils jedoch auch der Gedanke, sich bei der heutigen „verinnerlichten“ Siegesfreude bei hervorragenden Waffentaten unserer wackeren Kämpfer zu Wasser und zu Lande nicht mehr so gegen alle Regeln der neuzeitlichen Gewohnheit persönlich zu schmücken. Kurzum, die meisten Vivatbänder wurden nicht getragen, sondern verschwanden als Lesezeichen in den Büchern, womit der Bedarf nur zu rasch gedeckt war.

Wie an dieser Stelle schon des öfteren Gelegenheit genommen wurde, auf die Möglichkeiten hinzuweisen, für Zwecke der Linderung von Kriegselend neue Geldquellen zu erschließen — es sei nur an die Kriegsopferstöcke erinnert — so sei auch diesmal ein Weg gezeigt, der einem anscheinend längstvergebenen alten Brauch zur Auferstehung verhelfen könnte.

Zunächst könnten die Vivatbänder schon durch ihren künstlerischen Wert und ihr schmales Aussehen die einfachen Farbenbänder verdrängen, die man bisweilen in den Knopflöchern der Leute sieht. Es sind das meist die deutschen Farben in Verbindung mit den Farben eines Bundesstaates oder unserer Waffenbrüder, die in wenig geschmackvoller Ausführung in der für Kriegsorden üblichen Weise getragen werden. Sodann wären die Vivatbänder wie früher in reichlicher Anzahl zu verwenden als Hutband, als Schleifen an Sträußen, als Haarschmuck. Als Uhrenband oder Stockbänder könnten wertvollere Ausarbeitungen schmuck wirken. Größere Vivatbänder wurden einst sogar als Schärpen und Gürtel getragen.

Einige kleinere Vivatbänder zeigen unsere Abbildungen. Berühmte Heerführer und ihre Ehrentage sind darauf verzeichnet. Mit besonderem Stolz können die Angehörigen von Feldgrauen diese Bänder tragen, wenn letztere einen Hauptanteil an dem siegreichen Kampf sich zumessen durften. Auch unsere Fürsten im Felde werden durch Vivatbänder verherrlicht. Ihre Landeskinder werden sich gerne damit schmücken. Natürlich geht dabei auch unsere tapfere Flotte nicht leer aus. Wir bringen zwei Erinnerungsblätter an Weddigen und die Emden. Unsere neueste Waffe, die Luftkreuzer, haben sich durch ihre Taten ebenfalls der Vivatbänder würdig gezeigt.

Colmar

Freiherr v. der Goltz.

Von Major Franz Carl Endres.

(Hierzu nebenstehendes Bild.)

Mit Generalfeldmarschall v. der Goltz ist am 19. April einer der volkstümlichsten deutschen Generale verschieden. Der vorstehende Zug seines Wesens, eine abgeklärte Güte, ließ ihn an den Stätten seiner Wirksamkeit in Deutschland und in der Türkei, wo er im ganzen 13 Jahre wirkte, viel Liebe und Anhänglichkeit erwerben. Er war, trotz hoher soldatischer Eigenschaften, im Innersten seines Wesens weniger Soldat als Gelehrter, und die Schroffheit der Anforderung, die er gegen sich selbst noch im hohen Alter von fast 73 Jahren in erstaunlicher Weise bei Überwindung von Strapazen richtete, blieb im übrigen mehr seiner Feder als seinem Verkehr mit Menschen vorbehalten.

Sein Wesen war pädagogisch, und als Erzieher hat er seine größten Leistungen zu verzeichnen. Auch in seinen Büchern liegt im charakterbildenden Teil wohl das Wertvollste. Von seinen Werken am bekanntesten sind „Léon Gambetta und seine Armeen“ (1877), das ihm von seinen vorgelegten Dienststellen verübelt wurde, „Das Volk in Waffen“ (1899), „Rohrbach und Jena“ (1906) mit der Fortsetzung „Von Jena bis Preußisch-Eylau“, ein Werk, das ebenso geschichtlich ansehnlich wie erzieherisch wertvoll ist, und die nichtvollendete „Kriegsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert“ (1910). Außerdem schrieb er viel für Zeitschriften und viel über seine zweite Heimat, die Türkei.

v. der Goltz, am 12. August 1843 in Bielfeld bei Labiau (Ostpreußen) geboren, wurde im Kadettenkorps erzogen und 1861 Leutnant im 41. Infanterieregiment, dessen Chef er 1913 wurde. Sein Kriegsakademie-Studium unterbrach der Krieg von 1866, in dem er eine leichte Verwundung erlitt. Den Krieg 1870 machte er schon als Generalstabsoffizier beim Oberkommando der Armee des Prinzen Friedrich Karl mit. 1871 wurde er Hauptmann im Großen Generalstab. Nach ganz kurzem Truppen-

dienst im Jahre 1877 wurde er 1883 nach Konstantinopel beurlaubt. Aus diesem erst nur auf drei Monate berechneten Urlaub bildete sich ein Kommando von zwölfjähriger Dauer heraus.

Gelegentlich seiner Dienstleistung in der Türkei setzt nun das fast allgemeine falsche Urteil ein, als ob er die türkische Armee reformiert hätte, mithin am Siegeszug gegen Griechenland und am Zusammenbruch von 1913 Verdienst oder Schuld trüge. Dem war nicht so. Unter Abdul Hamid war ihm so wenig wie den anderen deutschen Reformern durchgreifende Tätigkeit erlaubt. Irgend einen Einfluß auf die Entwicklung der Armee, der von entscheidender Bedeutung gewesen wäre, hat keiner von allen ausüben können. Es blieb im großen und ganzen auch bei v. der Goltz bei Anregungen, die nicht befolgt wurden. Wenn ihm die Türken heute ein Denkmal in Konstantinopel setzen wollen, so ist dieser Ausdruck des Dankes für sein selbstloses Wirken wohl angezeigt, es kann aber die Tatsache nicht verwischen, daß sie in den Jahren 1883–1895 hundertmal mehr von ihm hätten lernen können, als sie tatsächlich

gelernt haben. Erst die jungtürkische Regierung ist auf den an sich recht selbstverständlichen Gedanken gekommen, daß man sich aus dem fremden Lande deshalb Lehrer holt, um von ihnen zu lernen, und daß aus diesem Grunde und weil beim Orientalen ein Lernen ohne Zwang nicht viel bedeutet, den deutschen Offizieren Kommandostellen und nicht Beraterstellen gegeben werden mußten.

Nach Deutschland zurückgekehrt, wird v. der Goltz 1896 Divisionskommandeur, 1899 Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen, 1902 kommandierender General des I. Armeekorps und 1907 Generalinspekteur der VI. Armeeinspektion. 1913 wurde er zur Disposition gestellt.

In den letzten Jahren seines Lebens nahm er sich, in klarer Erkenntnis dessen, was die Jugend für Deutschland bedeutet, der Jungdeutschlandbewegung an. Er war stets, anfänglich heftig angefochten, ein Vertreter der Anschauung, daß in einem modernen Kriege das ganze Volk Träger des nationalen Gedankens sein müsse. Die ersten Anzeichen dieser unbedingt

richtigen Anschauung finden sich schon in seinem oben erwähnten Buch über Léon Gambetta.

Als der Weltkrieg ausgebrochen war, wurde v. der Goltz zunächst Generalgouverneur von Belgien, kam aber schon 1914 zunächst in einer reinen Hoffstellung nach Konstantinopel. 1915 übernahm er sein letztes Amt als Führer einer in Mesopotamien operierenden Armee. Bei seinem hohen Alter durfte er sich nicht verhehlen, daß der Klimawechsel ihm gefährlich werden konnte, und er sprach es geradezu aus, daß er wohl kaum mehr aus Mesopotamien zurückkehren werde. Aber für die Pflichttreue eines deutschen Offiziers war es reine Selbstverständlichkeit, dorthin zu gehen. Mit fast jugendlicher Frische und bewundernswerter Tatkraft überwand der greise Marschall all die furchtbaren körperlichen Anstrengungen, die ein Leben in kulturlosem Lande dem an Kultur Gewöhnten stets erzeugt und hier, noch vermehrt durch die Strapazen des Krieges, in erhöhtem Maße erzeugen mußte. Sein Herz aber war dem nicht mehr gewachsen und mußte den Fieberanfällen des Malaria, jener furchtbaren Krankheit aller Länder des ewigen Schmutzes, nach zehntägigem, heftigstem Widerstand, der in starkem Willen zum Leben begründet war, erliegen.



Phot. G. Wieber, Hamburg.

Generalfeldmarschall Dr. Colmar Freiherr v. der Goltz-Pasha, der Oberkommandierende der zweiten türkischen Armee, starb in seinem Hauptquartier in Mesopotamien nach zehntägigem Krankenlager am Malaria.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Unter allen Unternehmungen, die der Bierverband für den Frühling 1916 geplant hatte, war allein bei dem Angriff der Russen an der **Kaukasusfront** (siehe die Karten Band I Seite 342, Band II Seite 302 und die Karte Seite 379) ein gewisses Fortschreiten zu bemerken. Anfang April lief die russische Front 40 Kilometer östlich Trapezunt von der Küste des Schwarzen Meeres in südlicher Richtung nach Musch und Bitlis. Den Türken gelang es nicht ganz, die Linie Trapezunt—Diarbekr—Erzingan zu halten; denn obwohl sie von der Dardanellenfront starke Streitkräfte herangezogen hatten, warfen ihnen die Russen noch überlegenere Massen entgegen. Der Fall von Trapezunt war daher schon Anfang April vorauszusehen, und auch an anderen Stellen ließ sich nicht verhindern, daß die Russen beträchtlich an Raum gewannen. Daß ihnen diese Erfolge nicht leicht gemacht wurden, ließen ihre eigenen Berichte erkennen.

Große Schwierigkeiten erwuchsen dem russischen Vordringen auch aus der Waffenhilfe, die den Türken seitens kurdischer Banden namentlich auf dem südöstlichen Teil der Kampflinie, in der Gegend von Urmia, zuteil wurde. In kühnen Streifzügen störten die Kurden unter Ausnutzung ihrer genauen Ortskenntnis die rückwärtigen Verbindungen der Russen und belästigten deren Nachhut so sehr, daß der beabsichtigte Vormarsch auf Bagdad wegen der Schwierigkeit, auf eine solche Entfernung hin die Verbindungen lückenlos aufrechtzuerhalten, ins Stocken geriet.

Am 2. April spielten sich an vielen Teilen der Kaukasusfront lebhaftere Kämpfe ab, namentlich in der Gegend von Musch und von Bitlis. Hier gelang es den Russen, den heftigen Widerstand des nördlichen türkischen Flügels zu brechen und zwei Kompanien eines neu herangezogenen türkischen Regiments abzuschneiden. In den nächsten Tagen nahmen die Gefechte mit wechselndem Erfolge ihren Fortgang. Ein überraschender Angriff gelang den Russen am rechten Ufer des Flusses Karadere, in dessen Ausnutzung sie die Türken auf das jenseitige Ufer zurückdrängten. Mit dem Einsatz großer Opfer rückten russische Kräfte auch im Tale des oberen Tschorok vor, wobei ihnen nicht allein der Gegner, sondern auch strenger Frost und ununterbrochene Schneestürme hart zusetzten.

In den folgenden Tagen, bis zum 10. April, kam es auf der ganzen Front zu Zusammenstößen der beiderseitigen Hauptstreitkräfte, bei denen die Russen den linken türkischen Flügel hauptsächlich in dem Berggelände von Beirut zurückdrückten und auch in der Gegend von Diarbekr auf den Höhen von Goinukon Fortschritte machten. Auf dem rechten türkischen Flügel dagegen war der Widerstand so stark, daß die

Russen empfindliche Schlappen erlitten und vor den heftigen Gegenstößen der Türken und Kurden zurückgehen mußten. Auch die im Tschoroktale vorgehenden russischen Truppen hatten in den nächsten Tagen Mißerfolge. Ein ganzes Bataillon derselben wurde dort, wie es scheint am 15. April, von den Türken umzingelt und bis auf etwa 75 Mann, die entkamen, nach tapferer Verteidigung teils vernichtet, teils gefangen genommen.

Mit dem erbitterten Widerstand, den die Türken während der zweiten Aprilwoche in ununterbrochenen Kämpfen starker Massen dem überlegenen Gegner entgegenstellten, hatten sie diesen genötigt, sich zu entwickeln. Nun vermochten sie ein Urteil über seine Stärke zu gewinnen, das es ihnen geraten erscheinen ließ, vorerst, das heißt bis zum Heranrücken größerer Verstärkungen, auf ihre vorbereiteten Verteidigungsstellungen zurückzugehen; hier konnten sie hoffen, den Anprall der feindlichen Massen zerschellen zu sehen. Die Aussicht auf wirkliche Fortschritte blieb den Russen jetzt nur noch an der Küste des Schwarzen Meeres, da sie sich dort auf ihre starke Flotte stützen konnten, die mit ihrer großen artilleristischen Überlegenheit eine ständige Bedrohung der türkischen Flanke bildete. Nach heldenmütigem Kampfe und Erschöpfung aller Verteidigungsmöglichkeiten mußten die Türken Abschnitt um Abschnitt den Feinden preisgeben. Von den türkischen Seestreitkräften war es namentlich die „Midilli“ (der ehemalige kleine Kreuzer „Breslau“), die der Schwarze-See-Flotte der Russen viel Abbruch tat, wenn es ihr auch nicht gelingen konnte, eine Entlastung der türkischen Landstreitkräfte von der See her zu bewirken. Zu blutigen Kämpfen in der Küstengegend kam es vor allem am 14. April bei Karadassı. Die Russen blieben schließlich, nachdem sie eingestandenermaßen schwere Verluste erlitten hatten, Sieger und drängten die Türken weiter gegen Trapezunt ab.

Am 17. besetzten russische Truppen nach mehrtägigen Kämpfen das Dorf Drona, zehn Kilometer östlich Trapezunt. Noch einmal versuchten nun die Türken, durch kräftige Vorstöße auf die russischen Stellungen, unter anderem im Tschoroktale, aber auch an der Küste, den Gegner in seinem weiteren Vordringen aufzuhalten. 7 Kilometer östlich Trapezunt zwangen sie ihn bei dem Orte Kovaia zu einer Schlacht, in der sie den an Zahl weit überlegenen Russen große blutige Verluste zufügten. Diese hinderten aber nicht, daß General Judenitsch, der hier Vostani Pascha gegenüberstand, sich schließlich doch in seinem bisherigen Besitz behaupten konnte. Nach Beendigung der Kämpfe lösten sich die Türken ihrem Auftrage gemäß vom Feinde und gingen in vorbereitete Verteidigungsstellungen zurück.



Ansicht von Trapezunt am Schwarzen Meer.

Phot. B. Strumper, Hamburg.

Den Hafenort Trapezunt, die größte Stadt der anatolischen Küste (siehe Bild Seite 377), überließen sie den Russen ohne Kampf. Sie hatten in Anbetracht der Gesamtkriegslage in Kleinasien niemals damit rechnen können, den Platz zu halten, und seine Räumung deshalb schon seit längerer Zeit vorbereitet; zuletzt waren nur noch sechs alte 15-cm-Geschütze in der Umgebung der Stadt aufgestellt, die nun auch gründlich zerstört wurden, so daß den Russen die Einnahme Trapezunts keinerlei militärische Beute eintrug. Immerhin bedeutete der Besitz des großen Hafens einen wesentlichen Erfolg der Russen auf diesem Schauplatz. Für die Verstärkung der russischen Kaukasusfront fiel er gleichwohl wenig ins Gewicht, da es der russischen Schwarze-Meer-Flotte nicht gelang, gegenüber den unter deutschem Befehl stehenden türkischen U-Booten und Kriegsschiffen die Seeherrschaft zu behaupten.

Auch der Kriegsschauplatz in **Mesopotamien** (siehe die Karte Band II Seite 302) wurde von der Kaukasusfront aus nicht beeinflusst, da die Russen weder aus der Richtung

einmal über die türkischen Vorstellungen bei Telahie und Sanna-i-Yat hinausgekommen; hinter diesen vorgeschobenen Stellungen kamen aber erst noch, etwa 10 Kilometer weit zurückliegend, die türkischen Hauptstellungen, und etwa ebenso weit hinter diesen standen dann erst die türkischen Belagerungstruppen, die zu beiden Seiten des Tigris und des bei Rut-el-Amara mündenden Schatt-el-Hai einen engen Ring um die englischen Stellungen geschlossen hatten.

In der Nacht zum 4. April räumten die Türken wegen starken Anschwellens des Tigris, der seine Wasser auch in ihre Schützengräben schickte, freiwillig einige von diesen, die zu den vorgeschobenen türkischen Linien auf dem rechten Tigrisufer gehörten; nur zwei Kompanien blieben zur Beobachtung des Feindes in den überfluteten Gräben zurück. Dieser richtete in Unkenntnis der Ursache für die türkischen Truppenverschiebungen ein stundenlanges Artilleriefeuer gegen die nahezu verlassenen Gräben und griff sie dann mit drei Brigaden an. Diese gewaltige Übermacht vermochten die zwei türkischen Beobachtungskompanien, von



Schiffbrücke über den Tigris bei Bagdad.

Phot. H. Semmcke, Berlin.

Erzerum noch von Persien her dem Irak nähergerückt waren. Die Engländer waren hier also immer noch vollständig auf sich allein angewiesen. General Goringe, Aylmers Nachfolger, setzte im April die Versuche fort, Townshend und seine inzwischen stark zusammengeschmolzenen Truppen aus ihrer gefährdeten Lage in Rut-el-Amara (siehe die Karte Seite 380/381) zu befreien.

Die Einbußen der Engländer an dieser Front waren mit der Zeit so gewaltig angewachsen, daß die englische Regierung es ablehnte, sie im Unterhause bekannt zu geben; mehrere Redner konnten aber ohne Widerspruch feststellen, daß die von vielen tausend Toten auf englischer Seite sprechenden türkischen Berichte zutreffend waren. Das Schicksal des Generals Townshend erregte namentlich auch aus dem Grunde in England die lebhafteste Besorgnis, weil gerade die dort eingeschlossenen Truppen zum größeren Teil nicht fremdländische Hilfskräfte, sondern Engländer waren; um so mehr mußte England alles aufbieten, um das Verhängnis schließlich doch noch von Townshend abzuwenden. Die Hoffnung sank allerdings beträchtlich, als seit dem März die drahtlosen Telegramme Townshends ausblieben, in denen er bis dahin die Lage als erträglich hingestellt hatte.

Das Entsatzheer war nach eigenem Eingeständnis nicht

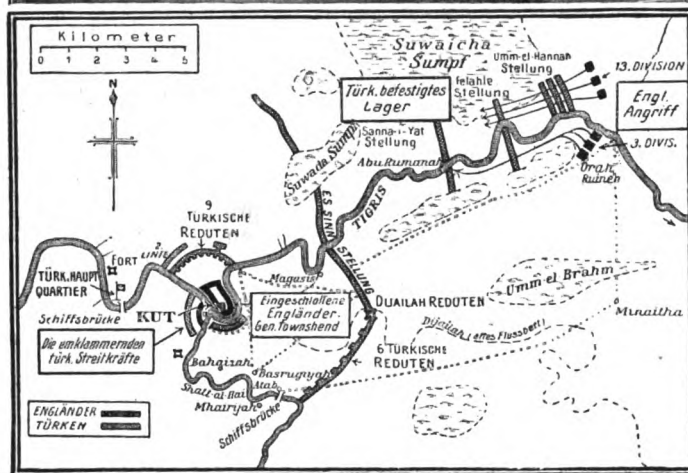
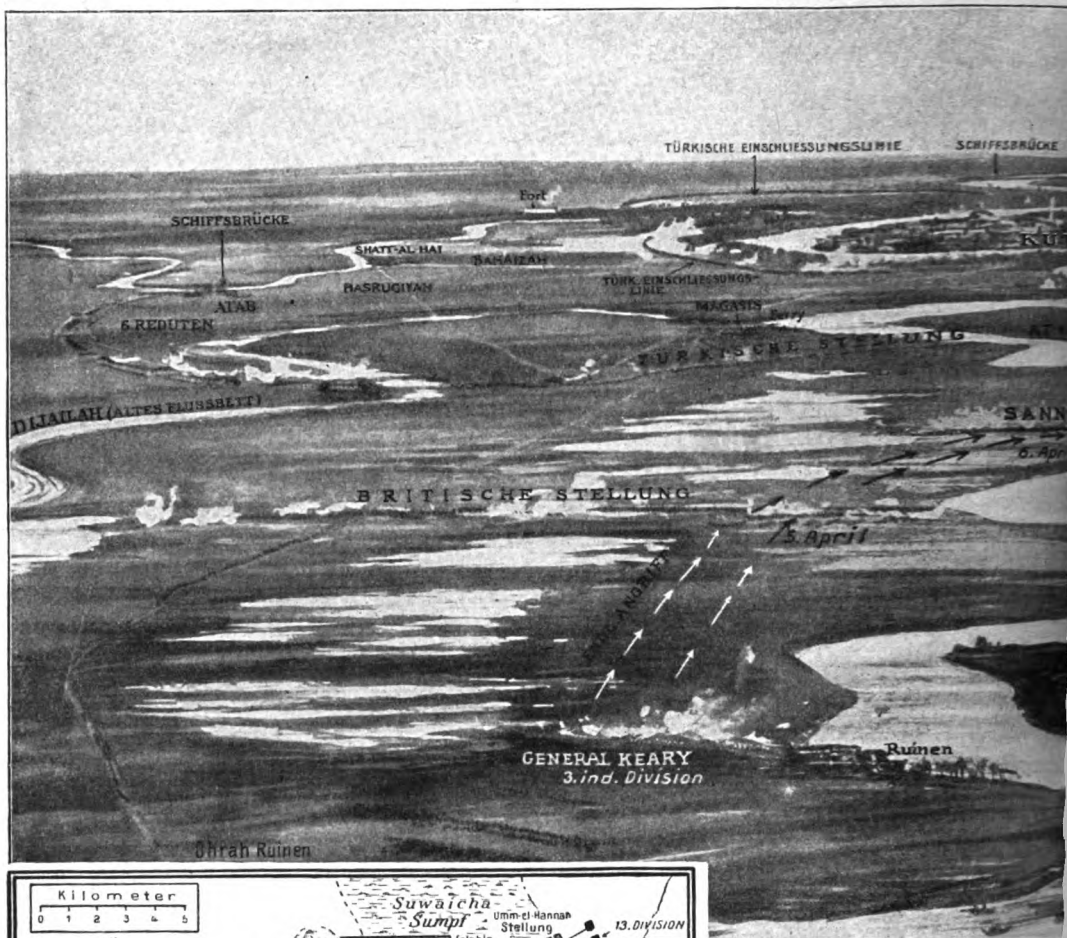
der Ungunst des Geländes, auf dem der Gegner heranrückte, unterstützt, mit Maschinengewehren und Handgranaten geraume Zeit aufzuhalten; ja sie wagten sogar einen Bajonettkampf mit den allmählich doch in die türkischen Gräben eindringenden Engländern. Erst nach mehrstündigem Widerstande zogen sie sich kämpfend auf die Hauptlinie zurück.

Auch ihre gleichfalls nur aus schwachen Vorposten bestehenden Truppen auf dem linken Tigrisufer nahmen die Türken zurück. Die Engländer benutzten das zu neuen Angriffen, kamen aber nur schwer voran; viele von ihnen versanken in den Sümpfen, die durch die großen Überschwemmungen entstanden waren. Trotz dieser Schwierigkeiten fühlte sich der Gegner durch das Ausweichen der Türken ermutigt, und es gelang ihm, am 6. April zum Teil bis auf 800 Meter an die türkische Hauptstellung heranzukommen. Da aber empfing ihn ein kräftiger Gegenstoß der Türken, durch den er gezwungen wurde, nach verhältnismäßig sehr starken Verlusten — im ganzen über 1500 Mann — 2 Kilometer nach Osten zurückzugehen. Am 7. April vermochten die Engländer die Angriffe nicht wieder aufzunehmen; nur die beiderseitige Artillerie (siehe Bild Seite 382 unten) fuhr fort, um die Feuerüberlegenheit zu ringen.

Am diese Vorgänge waren nur das Vorspiel zu einer schweren Schlacht, die am 9. April um die türkischen Stellungen von Tellahie entbrannte. Nach vielstündiger Artillerievorbereitung gingen die Engländer am Vormittag dieses Tages mit starken Kräften zu einem umfassenden Angriff vor, der sie unter schweren Opfern stellenweise in die türkischen Gräben führte. Aber die tapferen Verteidiger wichen und wankten nicht; in blutigem Nahkampf säuberten sie die vom Feinde besetzten Grabenstücke wieder und gerieten bald auch mit heranrückenden englischen Verstärkungen ins Handgemenge. Nach sechsstündigem Kampfe blieben die Türken Sieger (siehe Bild Seite 385). Am Abend zählten sie in ihren Gräben und vor ihren Stellungen mehr als 3000 gefallene Engländer. Am stärksten gelitten hatte die an dieser Front neu eingesetzte 13. Division, die seinerzeit schon auf Gallipoli gekämpft hatte.

Am 12. April wollte nach englischen Meldungen General Lake die vorgeschobenen türkischen Linien auf dem rechten Tigrisufer 3 bis 4 Kilometer weit zurückgedrängt haben; dabei hätten die Engländer überschwemmtes und sumpfiges Gelände zwischen dem Tigris und den Sümpfen von Um-el-Henna durchqueren müssen. Wenn auch die Betonung dieser Schwierigkeiten gewiß den Zweck verfolgte, die großen Verluste der Engländer zu erklären, so steht andererseits doch fest, daß in diesem Kampfgebiet die Maßnahmen vielfach durch Überschwemmungen und heftige Stürme erschwert wurden, unter denen aber gleichermaßen auch die Türken zu leiden hatten.

Am 15. April setzten die Engländer ihre Bemühungen auf dem linken Tigrisufer fort und stießen durch die vordersten türkischen Linien, wobei sie den Türken große Verluste beigebracht und auch eine Anzahl Gefangene gemacht haben wollten. Fast gleichzeitig meldeten sie aber, daß auch ihre Gräben am Tigris überschwemmt wurden und geräumt

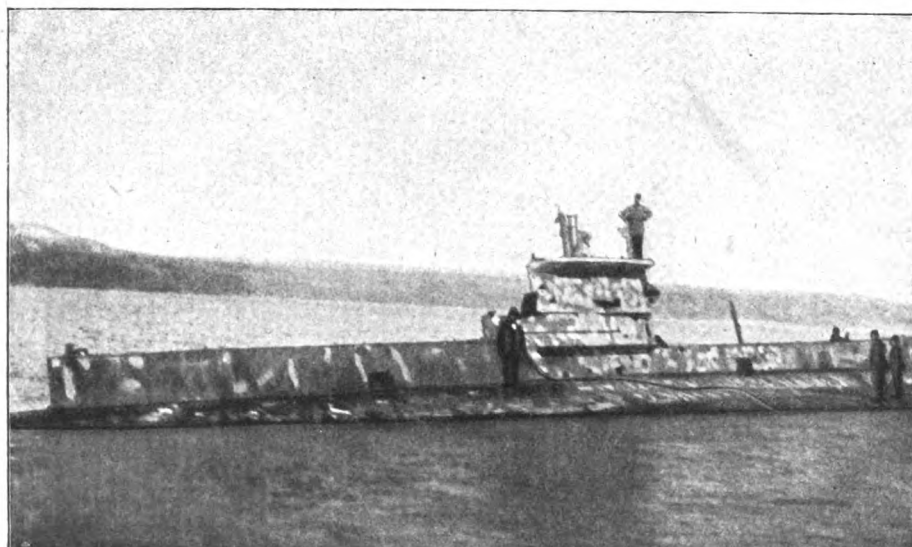


werden mußten; eine ganze Anzahl englischer Soldaten habe sich nur durch Schwimmen retten können. — Auf dem rechten Tigrisufer behaupteten die Engländer am 16. und 17. April in schweren Kämpfen ebenfalls vorwärts gekommen zu sein; etwa 300 Türken seien dabei gefal-

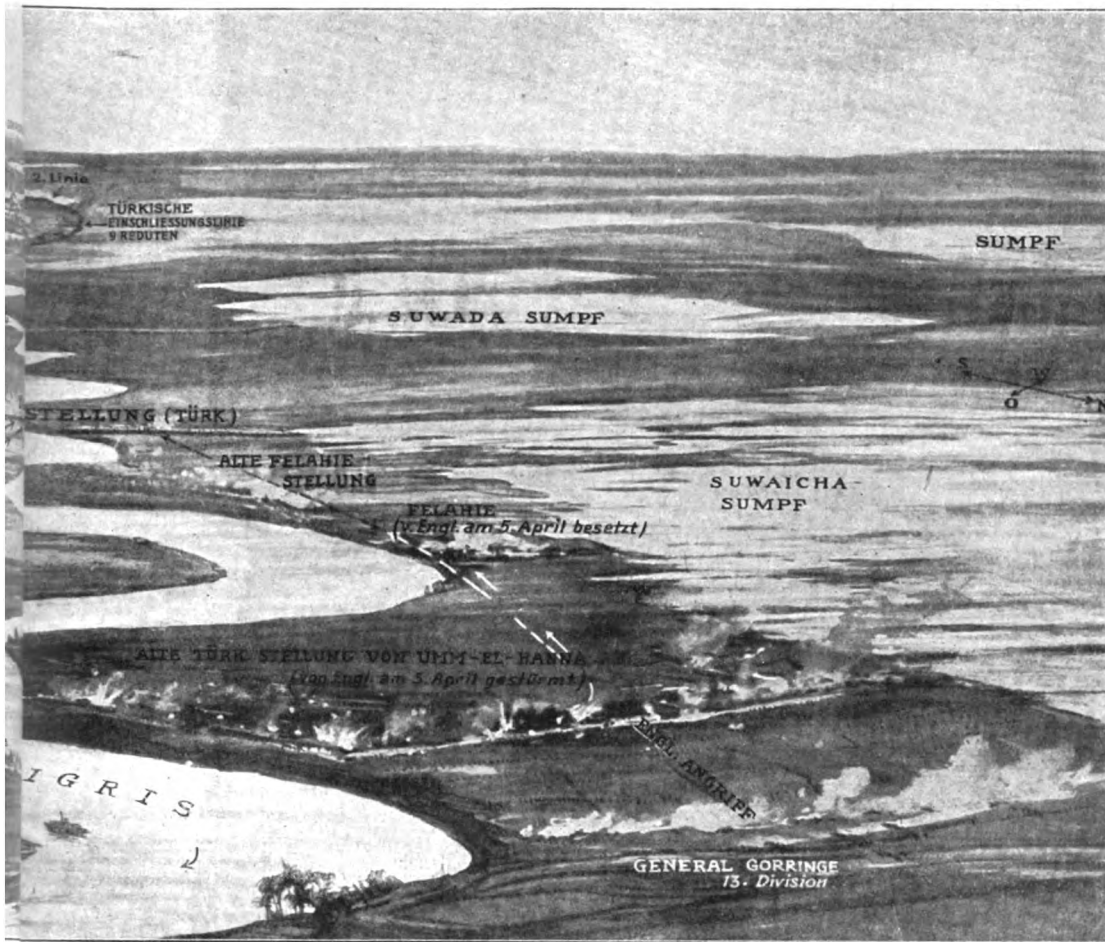
Die vergeblichen Versuche General Kut, nach einer

len, 2 Geschütze und 5 Maschinengewehre erbeutet worden. Ungeachtet dieser englischerseits gemeldeten Teilerfolge

erwiesen sich die Türken aber bereits am 17. April wieder als Herren der Lage. Sie griffen den mit mehr als einer Division gegen die türkischen Stellungen gegenüber Tellahie, einen Kilometer von Beitissa, vorgehenden Feind kräftig an, zwangen ihn, das besetzte türkische Gebiet wieder aufzugeben, und trieben ihn unter Beibringung schwerer Verluste ostwärts. Die Kämpfe hatten 7½ Stunden bis in den 18. April hinein gewährt. Der fliehende Gegner wurde von drei Brigaden aufgenommen, die nun ihrerseits gegen die Türken vorrückten und sie in der Flanke zu fassen suchten; doch auch diese frischen Kräfte wurden nach erbittertem Ringen zurückgeworfen. Die Türken konnten ihre frühere Stellung wieder einnehmen und erbeuteten 13 Maschinengewehre. Abermals waren die blutigen Verluste der Engländer ungeheuer groß: die Türken zählten auf dem zurückgewonnenen Gelände über 2000 gefallene Feinde.



Das Wrack des englischen Unterseebootes E 15, das in den Dardanellen durch Treffer der türkischen Artillerie schwer beschädigt wurde und keine Flagge freisetzen mußte. Phot. A. Grobs, Berlin.



der rein militärische Erfolg, ein Ergebnis des scharf ausgedachten Zusammenarbeitens deutscher und türkischer Generalstabsoffiziere, durfte man die Tragweite der moralischen Wirkung einschätzen. Der Stoß, den Englands Ansehen hier erhalten hatte, war beinahe noch empfindlicher, als es auf Gallipoli der Fall war. Englands überragende Geltung als Kolonialmacht auch des fernerer Ostens wurde mit der Einnahme Kut-el-Amaras erschüttert.

Auch auf den anderen Schauplätzen, auf denen die Engländer gegen die Türken kämpften, waren sie nicht glücklich. Als am 4. April acht ihrer Flugzeuge über der Halbinsel Gallipoli kreuzten, stieg der deutsch-türkische Fliegerhauptmann Boedecke auf und brachte eines der feindlichen Flugzeuge zum Absturz aufs Meer in der Gegend von Kundera, wo es versank. Englische Torpedoboote, die zur Hilfe herbeieilten, mußten unverrichteter Sache wieder umkehren. Am Abend des 14. April unternahmen von Tenedos aus 3 englische Wasserflugzeuge einen Angriff auf das 300 Kilometer entfernte Konstantinopel. Zum Ziel nahmen sie sich eine Pulverfabrik und einen Flugzeugschuppen; doch richteten die abgeworfenen Brandbomben außer der Zerstörung eines Daches keinen weiteren Schaden an.

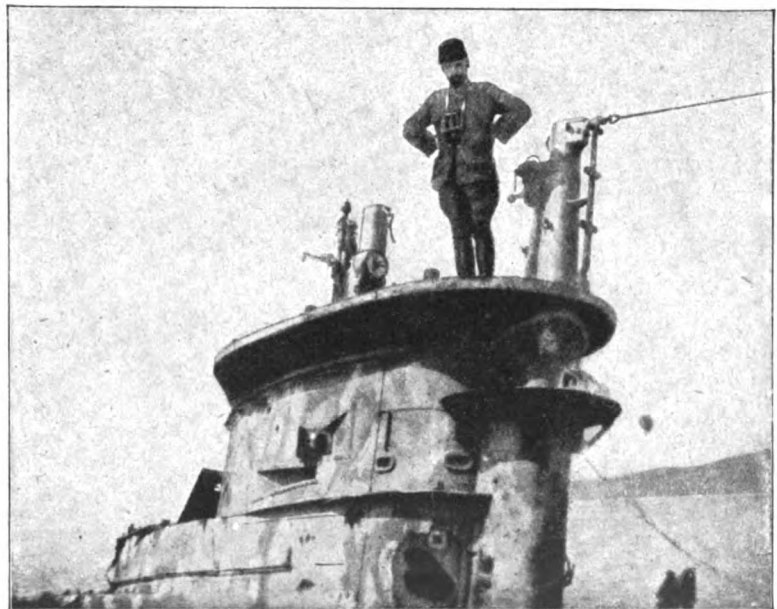
In Ägypten versuchten die Engländer ihre Herrschaft durch blutige Gewalttaten zu stützen, die an ihr einstiges grausames Vorgehen bei den Aufständen in Indien erinnerten. Zahlreiche Dörfer, Siedlungen und Däsen in West- und Südagypen wurden der Wüste gleich gemacht, die Bewohner, soweit sie nicht fliehen konnten, niedergemacht. Als Vorwand mußte die Beschuldigung herhalten, daß die Leute die Senussi in ihrem Kampfe gegen England unterstützt hätten. Auch bei der Räumung der zum Kriegsgebiet erklärten Gegend am Suezkanal wurde ähnlich verfahren. Wer von den Eingeborenen nicht ohne weiteres weichen wollte, wurde zu Tode gepeitscht oder erschossen. Bei der Abführung der Weiber und Kinder kamen Tausende in der Wüste um. In zahlreichen Fällen wurde der Schein eines Gerichtsverfahrens aufrechterhalten, zu welchem Zweck die

Entsag-
nereale
abg für
end in
-a.
Darstellung.

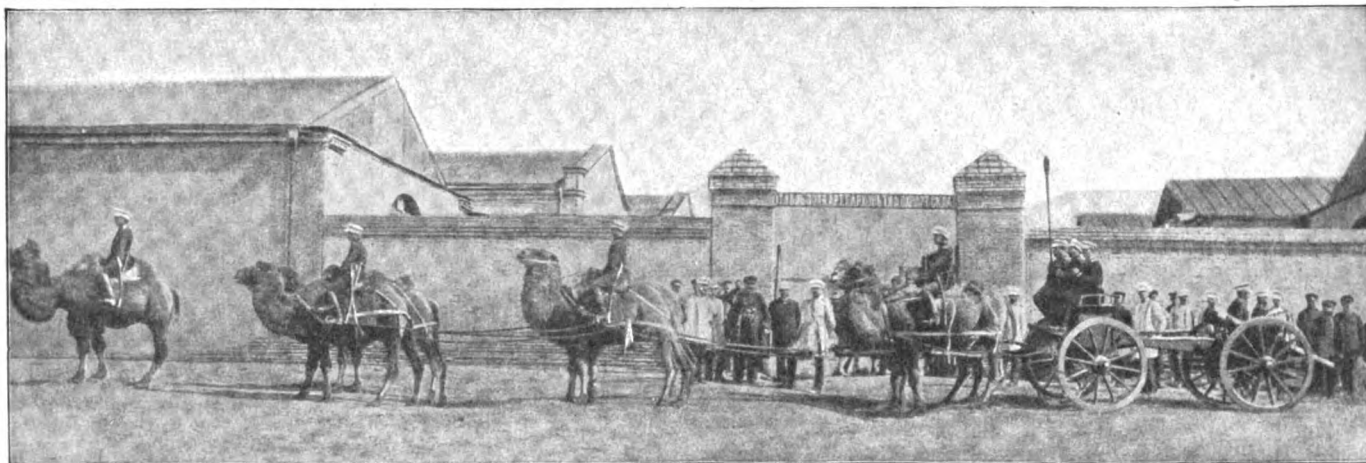
Trotz allem schickten die Engländer am 19. April wieder eine Division gegen Beitissa vor. Die Türken ließen den Feind ruhig bis auf 10 Meter herankommen; dann brachen sie mit dem Bajonett zum Gegenstoß vor und trieben den Feind in die Flucht.

In der Gegend von Felahie, auf dem linken Tigrisufer, herrschte währenddessen Ruhe, abgesehen von gelegentlicher heftiger Beschießung der türkischen Stellungen durch die Artillerie der Engländer. — Auf beiden Tigrisufern war es General Gorringe nur gelungen, durch die erste türkische Stellung durchzustößen. Dabei hatte er zu seiner Überraschung feststellen müssen, daß die türkischen Linien von beträchtlicher Tiefe waren und mit zunehmender Tiefe breiter wurden, so daß sich für die Engländer bei weiterem Vordringen mehr und mehr eine Bedrohung der Flanke ergab. Ungeachtet dieses mißlichen Umstands und aller Verluste durften die Engländer aber auch in der Folgezeit nicht müde werden, eine Besserung der Lage anzustreben, weil eben doch allzu Großes für sie auf dem Spiel stand.

Am 19. April erlitten die Türken einen schweren Verlust durch den Tod ihres Oberbefehlshabers, des Generalfeldmarschalls Freiherrn Colmar v. der Goltz Pascha, der nach zehntägigem Krankenlager in seinem Hauptquartier dem Malariaerkrankung erlag. Nachdem er den Engländern die Niederlage auf Gallipoli bereitet hatte, war ihm der Oberbefehl im Irak übertragen worden. Er war es, der General Townshend, während Asquith im englischen Parlament schon die Einnahme Bagdads als bevorstehend ankündigte, bei Mesopotamien entscheidend schlug (siehe Seite 30), ihn 130 Kilometer weit bis Kut-el-Amara verfolgte und hier einschloß. Auf Seite 376 haben wir unseren Lesern bereits ein Lebensbild des Generalfeldmarschalls unter eingehender Würdigung seiner Verdienste geboten. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, den Fall Kut-el-Amara zu erleben. Am 29. April ergab sich die Truppenmacht des Generals Townshend bedingungslos den sie mit eisernen Griffen umklammernden Türken, die nun an dieser Stelle die Hände frei bekamen. Aber fast noch höher als



Der Turm des englischen Unterseebootes E 15, auf dem ein türkischer Offizier steht. Man sieht deutlich das von der türkischen Granate gerissene Loch.



Ein mit Kamelen bespanntes Geschütz der südrussischen Artillerie im Gebiete des Kaukasus. Die Tiere haben sich bei den außerordentlich schwierigen Bodenverhältnissen und dem steten Wassermangel sehr gut bewährt.

Phot. Gebr. Siedel, Berlin.

angeblich Schuldigen nach der Zitadelle von Kairo gebracht und vielfach nach vorheriger Folterung zum Tode verurteilt wurden. Die Zahl solcher Todesurteile betrug allein im Monat Februar über 400.

Größere Kämpfe spielten sich an der Suezfront nicht ab. In der Nacht vom 12. zum 13. April soll nach englischer Meldung eine australische Kolonne (siehe Bild Seite 383) ein türkisches Lager bei El Kantara am Suezkanal zurück, wo das feindliche Truppenlager mit Bomben belegt und hierauf unversehrt die Rückfahrt angetreten wurde. Ebenfalls am 20. griff eine türkische Kamelreiterabteilung einen starken feindlichen Streiftrupp in der Gegend des Kanals erfolgreich an. Die kleinen Reibereien schienen immerhin darauf hinzudeuten, daß größere Ereignisse bevorstanden, die von den Türken durch den Bau guter Straßen durch die Wüste nach Möglichkeit vorbereitet wurden, während die Engländer an der Verstärkung ihrer Suezstellung arbeiteten.

Aber ihre Kämpfe gegen die deutschen **Kolonien**, im besonderen **Deutsch-Ostafrika**, berichtet ein eigener Aufsatz in den „Illustrierten Kriegsberichten“ auf Seite 363, zu dem hier nur ergänzend bemerkt sein möge, daß Anfang April auch Deutschlands jüngster Feind, Portugal, mit etwa 1600 Mann in den Kampf eingegriffen hat. Von ihrem Sammelpunkt Porto Amelia in der portugiesischen Kolonie Mozambique (Ostafrika) aus stießen diese Truppen an der Küste entlang gegen die Mündung des deutsch-portugiesischen

Grenzflusses Rovuma vor und besetzten, ohne auf Widerstand zu stoßen, den unbedeutenden deutschen Ort Kionga. Eine ernstliche Bedrohung Deutsch-Ostafrikas durch die Portugiesen war aber um so weniger zu erwarten, als die schwarzen Truppen Portugals, die Landins, sich mit den ausgezeichneten Askari, ihren Gegnern auf deutscher Seite, keinesfalls messen können.

* * *

So lebhaft die Kampftätigkeit auch im April 1916 überall war, die Hauptaufmerksamkeit zog doch wieder der wichtigste Kriegsschauplatz, die deutsche **Westfront**, auf sich, und zwar stand hier immer noch **Verdun** im Vordergrund der allgemeinen Anteilnahme. Nach dem gewaltigen Erfolge von **Béthincourt** (Seite 350) setzten vom 10. April an besonders auf dem westlichen Maasufer lebhaftere französische Gegenangriffe ein, die aber südlich des Forgesbaches zwischen **Haucourt** und **Béthincourt** verlustreich wie nur je zusammenbrachen. Die Zahl der unverwundeten Gefangenen stieg an dieser Stelle auf 36 Offiziere und 1231 Mann, die Beute vermehrte sich auf 2 Geschütze und 22 Maschinengewehre. Am **Rabenwalde** nahm die Aufräumarbeit der Deutschen guten Fortgang. Ostlich der Maas mühte sich der Gegner vergeblich ab, den Südwestrand des **Pfefferrückens** wiederzugewinnen, und südwestlich der **Feste Douaumont** verlor er weiter an Raum.

Am 12. April bereiteten die Franzosen am **Pfefferrücken** durch **Trommelfeuer** drei heftige Angriffe vor; zwei von diesen führten sie aber nicht über den Bereich des deutschen **Sperrfeuers** hinaus, während sie beim dritten Anlauf zwar bis dicht an die deutschen Hindernisse herantamen, dann



Türkische Feldartillerie im Vormarsch.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

aber von Maschinengewehrfeuer niedergemäht wurden. Im Cailletewalde entwickelten sich die Kämpfe ebenfalls günstig für die Deutschen. Seit dem 12. April litt die Gefechts-tätigkeit unter schlechtem Wetter, das die Fliegeraufklärung und die übrige Beobachtungstätigkeit sehr hemmte und selbst die Artillerie wegen der Schwierigkeit, Ziele auszumachen, zur Einschränkung des Feuers nötigte. Französische Angriffe, die gleichwohl am 13. auf dem linken Maasufer wieder aufgenommen wurden, konnten schon im deutschen Abwehrfeuer erstickt werden.

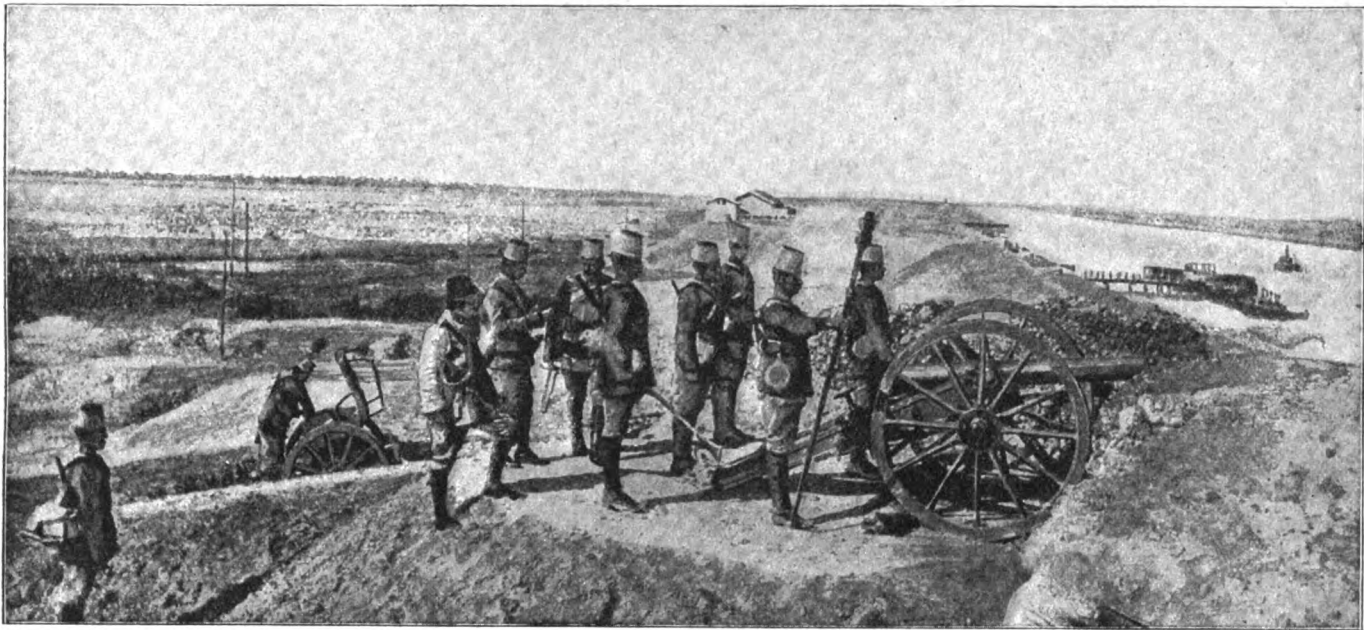
Auch zwei Handgranatenangriffe (siehe Bild Seite 389), die der Gegner am 14. April südwestlich der Feste Douaumont unternahm, brachten ihm keinen Gewinn. An demselben Tage setzten die Franzosen einen größeren Angriff gegen die deutschen Stellungen am Toten Mann und südlich des Raben- und Cumièreswaldes an. Auf beiden Maas-ufem nahm aber die deutsche Artillerie den Feind unter Feuer, so daß nur wenige Bataillone gegen die deutschen Hindernisse auf dem Toten Mann anlaufen konnten, hier jedoch unter den schwersten Verlusten zusammenbrachen. Nur an wenigen Stellen gelang es dem Gegner, bis in die deutschen Gräben zu kommen; er vermochte sich aber nirgends zu halten, sondern erlag im Nahkampf.

Am 15. April entwickelten sich schwere Zusammenstöße an der Front vorwärts der Feste Douaumont bis zur Schlucht

Am und im Cailletewalde kam der Feind mit seinen Angriffen auch am 17. April nicht vorwärts. Seine an dieser Stelle immer wieder unternommenen verzweifelten Versuche zeigten deutlich, daß die deutschen Erfolge von der gegnerischen Heeresleitung keineswegs so gering eingeschätzt wurden wie von der französischen Beschwichtigungspresse. — Gegen die deutschen Stellungen in der Woëvreebene sowie auf die Höhen südöstlich Verdun bis in die Gegend von St.-Mihiel richteten die Franzosen seit dem 17. so schweres Artilleriefeuer, daß man auf die Absicht größerer Angriffe zur Entlastung der anderen Frontabschnitte um Verdun schließen konnte.

Am 18. April nutzten die Deutschen den Erfolg vom 17. aus zur Befestigung und Erweiterung ihres neuen Besitzes im Steinbruch bei Haudromont, wobei der Gegner in erbittertem Bajonettkampf zahlreiche Tote, eine Anzahl Gefangene (siehe Bild Seite 389) und einige Maschinengewehre einbüßte. — Französische Vorstöße gegen die verlorenen Stellungen nordwestlich des Gehöftes Thiaumont scheiterten.

An vielen Stellen der Front, besonders im Woëvreabschnitt, versuchten feindliche Streiftruppen sich den deutschen Gräben zu nähern; überall aber wurden sie durch Infanteriefeuer und Handgranaten abgewiesen. An der Combreshöhe brachen deutsche Abteilungen in die französischen Gräben ein und machten eine Anzahl Gefangene. Am



Artilleriestellung englischer Kolonialsoldaten am Suezkanal, wo sich nach englischen Angaben 240 000 Mann zur Verteidigung Ägyptens und des Suezkanals in Bereitschaft zu halten hatten.

von Baux. Die Franzosen bereiteten ihre Angriffe nach deutschem Vorbilde mit starker Artillerietätigkeit vor und brachen dann mit großen Infanteriemassen vor; doch auch diesmal mußten sie unter schweren Verlusten an Toten wie auch an Gefangenen zurückgehen. — Der folgende Tag diente auf deutscher Seite der Vorbereitung eines schweren Angriffs, der am 17. April ausgeführt wurde. Nach heftigen Artilleriegefechten auf beiden Seiten der Maas stürmten niedersächsische Truppen zwischen dem Pfefferrücken und Douaumont zwei wichtige feindliche Stellungen: an dem zu einer starken Befestigung ausgebauten Steinbruch 700 Meter südlich des Gehöftes Haudromont und auf dem nur durch eine bewaldete Mulde zugänglichen Höhenrücken nordwestlich des Gehöftes Thiaumont. Es war ein voller Erfolg, der die Deutschen dem Kern der Festung wieder um ein schwieriges Stück näherbrachte und dem Gegner etwa 1700 Mann an Gefangenen kostete.

Bei Erwähnung der letzteren betonte der deutsche Bericht, daß ihre Namen, ebenso wie die aller anderen französischen Gefangenen, in der von deutscher Seite für Franzosen herausgegebenen „Gazette des Ardennes“ veröffentlicht werden würden, weil die offiziöse französische Presse die Angaben der deutschen Heeresberichte über die Zahl der gemachten Gefangenen angezweifelt habe. Derselbe Bericht stellte zugleich fest, daß seit dem 21. Februar allein im Maasgebiet 711 Offiziere und 38 155 Mann gefangen genommen wurden.

19. April versuchten die Franzosen die neuen deutschen Stellungen durch schweres Geschützfeuer zu erschüttern, und auch in der Woëvre tobte ein heftiger Artilleriekampf.

Übermalige Infanterieangriffe setzte der Gegner am Cailletewalde an, mit dem Ziel, die Wegeschlucht Douaumont-Baux zurückzunehmen. Dies war nur zu erreichen, wenn die deutschen Truppen zuvor aus dem nördlichen Teil des Waldes verdrängt waren, wo sie sich in angestrengter Kampfarbeit und unter Überwindung eines Gewirrs starker Hindernisse allmählich mehr und mehr in den französischen Linien eingenistet hatten. Wochenlang waren hier die deutschen Stellungen aus den nahen Festungswerken von Thiaumont, Souville und Tavannes beschossen worden, wobei den Franzosen ihre genaue Kenntnis des Geländes und ihre guten Beobachtungsstellen von großem Nutzen waren. Auch zahlreiche Sturmangriffe hatten hier stattgefunden, der blutigste und schwerste am 19. April. Er brachte einen vorläufigen Abschluß des Ringens und den Franzosen den nach all ihren Opfern überaus bescheidenen Gewinn einer kleinen vorspringenden Ecke der deutschen Stellung; an allen übrigen Punkten mußten sie unter schwersten Opfern zurückweichen.

Auch starke Angriffe auf den Steinbruch von Haudromont brachten den Franzosen nichts als neue Verluste. Westlich der Maas wurden am 21. April zwei abermalige Angriffe auf den Toten Mann durch deutsches Artilleriefeuer von beiden Maasufem her erstickt; ein dritter, der weiter vor-

getragen werden konnte, brach dicht vor den deutschen Stellungen zusammen. — Schwere Nahkämpfe mit wechselndem Erfolge spielten sich um ein kleines Grabenstück in der Nähe des Caurettewäldchens ab. Östlich der Maas tobten Handgranatenkämpfe südlich Douaumont und am Steinbruch südlich Haudromont.

Durch die Gefangennahme von Angehörigen der 154. Division wurde festgestellt, daß die Franzosen zwischen Fresnes und Avocourt seit dem 21. Februar nicht weniger als 38 Infanteriedivisionen ins Gefecht geführt hatten, von denen 4 nach längerer Ruhe und Wiederauffüllung durch frische Mannschaften, hauptsächlich aus dem Jahrgang 1916, noch dazu zum zweitenmal ins Feuer gekommen waren. Die Aufstellung solcher Massen von Kämpfern gibt einen Begriff von dem gewaltigen Umfang des Ringens um Ver-

merkwürdig ist die Tatsache, daß nach dem Generalstabsbericht vom 7. April die Engländer in diesem gefährlichen Kampfabschnitt plötzlich kanadische Truppen untergebracht hatten, während sie selbst auf weniger gefährdeten Plätzen standen. Am 9. begann ein heftiger englischer Gegenangriff gegen die deutschen Stellungen, der aber blutig zurückgewiesen wurde. Hier bei St.-Eloi kam es auch am 14. und 17. April wieder zu neuen heftigen Kämpfen, die zum Teil mit Handgranaten ausgefochten wurden. Immer aber konnten die Deutschen die Oberhand behalten. Am 19. errangen sie einen bedeutenderen Erfolg dadurch, daß Patrouillen auf der Straße Langemark—Ypern im Ypernbogen in mehrere feindliche Stellungen eindrangen und sich in den Besitz von ungefähr 600 Meter englischer Gräben setzten. Diese Straße Langemark—Ypern verläuft in nord-



Gefangene Engländer werden von türkischen Offizieren verhört. Nach einer Originalzeichnung von Bruno Richter.

dun und von der Größe dessen, was dort für Frankreich auf dem Spiele stand. —

Um dieselbe Zeit war im Westen außer der Schlacht von Verdun noch ein anderes Ringen im Gang, der Kampf zwischen Engländern und Deutschen in dem Ypernbogen (siehe die Kunstbeilage) auf dem Frontabschnitt Ypern—St.-Eloi. Er wurde am 26. März durch eine Minensprengung der Engländer eingeleitet. Solche Vorgänge um den Besitz des Trichters werden zwar im deutschen Heeresbericht nur mit kurzen Worten erwähnt, bergen aber in sich ungeheure Gefahren, stilles Heldentum, zähes Festhalten am Erworbenen und schließlich auch das Ringen um den Enderfolg. Am 29. März wurde den Engländern in erbittertem Kampfe ein Sprengtrichter, den sie südlich von St.-Eloi besaßen, wieder entzogen. Am 4. April sahen sie wieder in dem Hin- und Herbogen des Kampfes auf ihrer Seite einen Erfolg, während am 6. April die deutschen Truppen sich des Trichters aufs neue bemächtigen konnten. Be-

östlicher Richtung, da Langemark nordöstlich von Ypern liegt. St.-Eloi dagegen ist südlich von Ypern gelegen. Es handelte sich bei diesen Kämpfen im Raume von Ypern demgemäß um ein Ringen, das zu beiden Seiten von Ypern stattfand. Die Kämpfe bei Ypern, die sich auch in den folgenden Tagen noch fortsetzten — die neugewonnenen Gräben bei Ypern—Langemark mußten übrigens am 22. von den deutschen Truppen infolge hohen Grundwassers wieder freiwillig geräumt werden — standen mit den Kämpfen von Verdun auch in innerlicher Beziehung, denn die siegreichen deutschen Truppen hielten hier auf dem rechten Flügel sorgsam und getreue Wacht, um den Franzosen eine englische Hilfe durch eine Durchbrechung der deutschen Front an dieser Stelle unmöglich zu machen. Der Entlastungsangriff der Engländer vor Ypern, denen Schleswig-Holsteiner, Bremer und Mecklenburger gegenüberstanden, verlief bis dahin ohne jeden tatsächlichen Erfolg für die schwer bedrängten Franzosen.



Verteidigung einer eroberten englischen Stellung von etwa 350 Metern Frontbreite am Osterkanal nördlich von Ypern.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

ANTON HOFFMANN
MÜNCHEN





Zu den siegreichen Kämpfen der Türken im Irak im April 1916.
Abweisung eines Angriffs der englischen Aufsatstruppen für General Townshend.
Nach einer Originalzeichnung von Georg Känel.

Auch im Luftkriege (siehe Bilder Seite 387) trugen die Deutschen aufs neue Erfolge davon. Am 11. April holte das Feuer ihrer Abwehrgeschütze südöstlich Ypern zwei Flugzeuge des Gegners nieder. Tags darauf wurde bei Ornes ein französisches Jagdflugzeug abgeschossen, dessen Führer den Tod fand. Nordwestlich Péronne holte Oberleutnant Berthold (siehe untenstehendes Bild) am 16. April das fünfte

Flugzeug nieder, einen englischen Doppeldecker, dessen Beobachter schwerverwundet in Gefangenschaft geriet, während der Führer tot blieb. An demselben Tage gelang es den Abwehrgeschützen, in der Gegend von Peronne ein feindliches Flugzeug dicht hinter der belgischen Linie zum Absturz zu bringen. Am 20. April stürzte ein feindliches Flugzeug brennend in den Fuminwald südlich Vaux ab. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Aus der Verdunsschlacht.

Von Eugen Kallschmidt, Kriegsberichterstatter.

III.

Die Kämpfe westlich der Maas.

Am 26. Februar war östlich der Maas ungefähr die Linie Bacherauville—Douaumont—Harbaumont erreicht. (Hierzu wie zu dem folgenden vergleiche man die Karten Seite 232 und 346 dieses, Seite 384 des I. Bandes.) Am 2. März fiel das hartnäckig verteidigte Dorf Douaumont, am 8. März Dorf Vaux. Diese Linie blieb für die nächsten Wochen bestehen. Der Gegner hatte die erste Überraschung überwunden, General Pétain, der neue Befehlshaber der 11. Armee, führte auf zahllosen Kraftwagen rasch zusammengegriffene Reserven von allen Teilen der Front heran (siehe auch das Bild Seite 347). Sechs neue Divisionen warfen sich vor Douaumont unseren Sturmtruppen entgegen, um den äußeren Fortgürtel zu schützen. Die mit zahlreicher Artillerie besetzten Höhen und die Forts des linken (westlichen) Maasufers überschütteten unsere neue Front Tag und Nacht mit einem wütenden Flankenfeuer. Es war klar, daß der Gegner auch auf dem linken Ufer zurückgedrängt werden mußte, wollten wir des Gewinnes auf dem rechten sicher sein.

Trockenes, warmes Frühlingswetter hatte eingesetzt, und so war binnen wenigen Tagen der bis dahin überschwemmte Fluß in sein schmales vielgewundenes Bett zurückgekehrt. Das kilometerbreite Wiesental lag friedlich grün in der Sonne. Die Verbindung war möglich, und der Angriff sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Aber er war durchaus nicht so einfach, denn der Gegner erwartete ihn offenbar und traf seine Vorsichtsmaßregeln. Ein Regimentskommandeur hat es mir selbst erzählt, wie er den Befehl erhielt, die Maas zu überschreiten, um drüben anzugreifen. Da stieß er auf verborgene Drahthindernisse mitten im Flusse.

Aber eines Tages gelang der Übergang doch, und mit ihm die vollkommene Überraschung der Franzosen.

Die alte französische Stellung zog sich vor dem Dorfe Jorges an den Nordhängen der Bachmulde westwärts, machte einen flachen Bogen um die Dörfer Béthincourt und Malancourt und durchschnitt in südwestlicher Richtung den Wald von Malancourt in der Richtung auf Avocourt. Die Franzosen erwarteten nun den deutschen Vorstoß aus Norden. Anstatt dessen wurden sie von Osten und Südosten her überrumpelt.

Am 7. März in früher Morgenstunde, als der Nebel das Flußtal vollkommen deckte, überschritten die deutschen Sturmcolonnen schnell und leise die Maas, an mehreren Stellen

zugleich. Schnell waren die wenigen Häuser von Regnéville besetzt. Ungefähr gleichzeitig begann unsere Artillerie die französischen Batterien auf der Höhe südlich von Jorges und am Rabenwalde zu beschäftigen, und die Grabenbesatzung nördlich von Jorges wurde durch unser Infanteriefeuer vom Jorgeswalde aus beunruhigt und abgelenkt. Währenddessen erklimmen die Sturmtruppen im Rücken des Feindes ungeesehen die Höhe 265. Die französischen Geschütze, die hier standen, schossen noch ahnungslos über das Dorf hinweg gegen die deutschen Stellungen und vermuteten die Angreifer im Norden. Man kann sich den Schrecken und die Verwirrung der Kanoniere denken, als sie plötzlich von hinten und von der Seite her aus nächster Nähe Feuer bekamen! Da war denn kein Halten mehr, die Geschütze verstummten, und die Bedienungsmannschaft floh oder ergab sich.

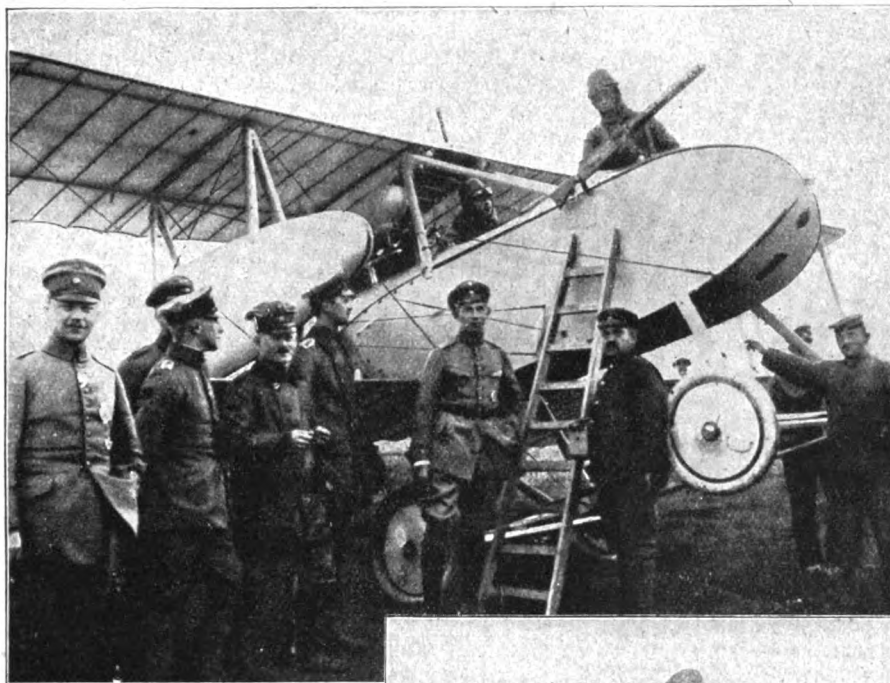
Die Lage der Sturmtruppen auf der gewonnenen fahlen Höhe war trotz des schnellen Erfolges etwas brenzlich: sie konnten, sobald der Feind die Lage erkannte und nukt, zwischen zwei Feuer genommen werden. Also rasch weiter, nach Jorges hinab, und einen Riegel vor den Rabenwald, um den Rückzug abzuschneiden. Das feste Manöver glückte über Erwarten gut. Die eingekreisten Franzosen verloren den Kopf und wehrten sich nicht lange. Sie wurden zum größten Teil gefangen genommen, während die angrenzenden Grabenabschnitte sowie die Stellungen am Raben- und Cumièreswald zäh verteidigt wurden. Aber es war nichts mehr zu retten. Am nächsten Tage, dem 8. März, meldete der Heeresbericht: „Auf dem linken Maasufer wurden, um den Anschluß an unsere rechts des Flusses vorgeschobenen neuen Linien zu verbessern, die Stellungen des Feindes zu beiden Seiten des Jorgesbaches unterhalb von Béthincourt in einer Breite von sechs und einer Tiefe von mehr als drei Kilometern gestürmt.“ Unverwundete Gefangene: 58 Offiziere, 3277 Mann, 10 Geschütze und viel Material.

Es war ein glänzender Erfolg. Er findet seine beste Bestätigung in dem zornigen Befehl des Abschnittskommandeurs für das linke Maasufer, General de Bazelaire, 52. Brigade, vom 8. März, den wir auf Seite 270 mitgeteilt haben. Derselbe kriegserfahrene General hält in zwei weiteren Armeebefehlen seinen Leuten die Standhaftigkeit der Deutschen bis zum Tode als Beispiel vor. Zugleich aber verbietet er streng, die Gefangenen „mit törichter Milde und sogar mit törichten Aufmerksamkeiten“ zu behandeln. Eine solche Behandlung zeitige nur „eine noch größere Unverschämtheit unserer Feinde“. — Derartige rohe Anwendung sind stets ein gutes Zeichen dafür, daß dem Gegner nicht recht geheuer ist.



Geschoß. Pieperhoff, Leipzig.

Oberleutnant Berthold, der am 1. April 1916 das vierte feindliche Flugzeug und am 16. nordwestlich von Péronne das fünfte, einen englischen Doppeldecker, abschoss.



Die nächsten acht Tage lang versuchten die Franzosen immer wieder, den Verlust gutzumachen, aber die Mühe war umsonst. Ihre letzten Gräben im Raben- und Cumidreswald konnten sie nicht halten, und am 14. März gingen die Schlesier „mit kräftigem Schwung“, wie der Heeresbericht hervorhob, auf die westlich benachbarte Höhe „Toter Mann“ vor.

Es ist dies ein fahler Berg mit mehreren Ausläufern und mehreren Gipfeln. Der Gegner hatte besonders in den Nordhang des Westgipfels (265) starke Befestigungen und Batteriestellungen eingebaut. Zusammen mit den Anlagen der Nachbarhöhe 304 bei Malancourt bildeten sie die vorgeschobene erste Verteidigungslinie der Festung Verdun auf dem Westufer der Maas. Es war sehr peinlich, eingestehen zu müssen, daß diese Linie an einem so wichtigen Punkt gebrochen war. Deshalb nahm der französische Heeresbericht, wie so manches Mal schon, seine Zuflucht zu einem Spiel mit Worten und behauptete, der Tote Mann sei noch gar nicht von den Deutschen genommen.

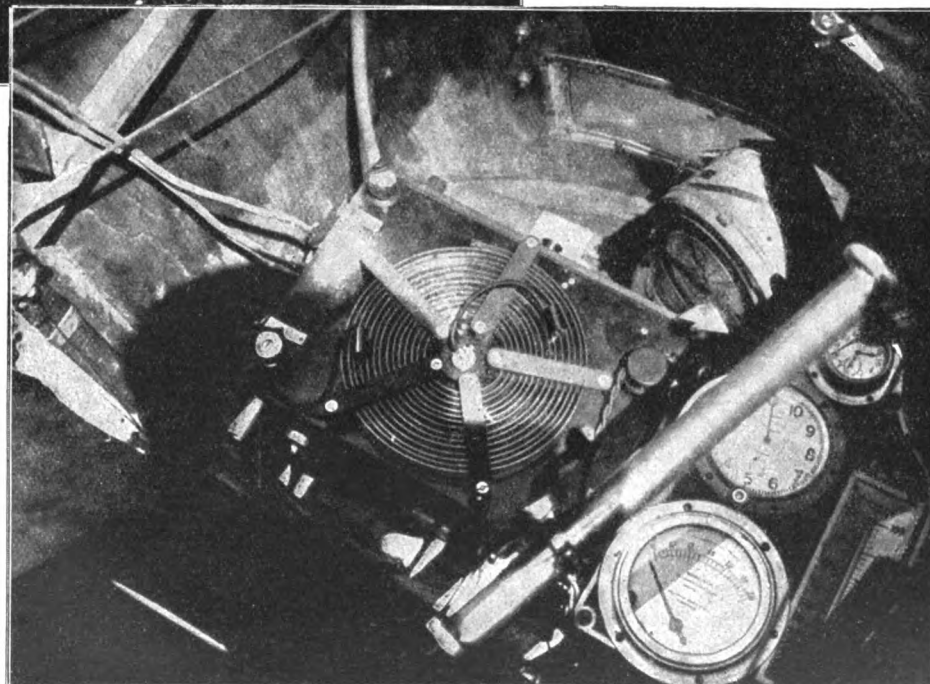
Der arme Tote Mann konnte nun wochenlang durchaus nicht seine verdiente Ruhe finden. Die Franzosen gaben zwar den Gipfel 265 preis, erklärten ihn aber für wertlos, solange sie den „eigentlichen“ Gipfel 295 behaupteten. Bei dieser Behauptung verschwiegen sie aber, daß Punkt 295 ein Doppelgipfel ist, der eine nördliche Erhebung von 295 Metern und 500 Meter südlich davon eine solche von 285 Metern aufweist. Die Nordspitze war genommen, die Südspitze gehörte noch den Franzosen, dauernd zu besetzen waren beide wegen des gegenseitigen Feuers nicht. Ausschlaggebend war, daß die Franzosen ihre mühsam angelegte

Hauptstellung, die natürlich nach Norden gerichtet und am Nordhange angelegt worden war, verloren hatten. Sie konnten außerdem auf der Höhe keine Artilleriebeobachtung mehr halten, also war der Tote Mann für sie tatsächlich so gut wie verloren, obwohl sie seine südlichen Hänge und Ausläufer noch besetzt hielten.

Übermals verging eine Reihe von Tagen unter dauerndem Artilleriefeuer. Wieder versuchten die Franzosen das Verlorene zu gewinnen, immer wieder mußten sie in ihre Gräben zurück und büßen starke Kräfte ein.

Am 20. März trummeln die deutschen Batterien von 8 Uhr morgens bis nachmittags 5 Uhr auf den Wald von Malancourt-Avocourt. Noch am selben Abend stürmen die bayerische und die schwäbische Landwehr das ganze Gehölz bis an den Waldrand. Ein ganzer Brigadestab mit zwei Regimentskommandeuren wird gefangen genommen, im ganzen 58 Offiziere, 2914 Mann. Ein neuer Keil ist in die feindliche Stellung getrieben, die Schwesterhöhe des Toten Mannes; die Höhe 304 ist plötzlich von Westen her bedenklich bedroht, die Dörfer Malancourt und Béthincourt erscheinen äußerst gefährdet, die ganze neuerschaffene Sachstellung der Franzosen liegt im Kreuzfeuer der deutschen Batterien.

Nun wurde es dem Gegner sehr bedenklich zumut, und er holte zu den blutigsten Gegenstößen aus. Bis zu fünf Mal binnen einer Nacht stürmte er gegen das verlorene Gehölz in dichten Kolonnen an. Im Dunkel des Waldes kam es zu wütenden Bajonettkämpfen — es half alles nichts. Und langsam bröckelte im Laufe der nächsten Wochen Stück um Stück aus der Mauer der äußeren Frontlinie von Verdun ab.



Obere Bild: Ago-Kampfflugzeug.

Mittleres Bild: Gefangener kanadischer Offizier mit seinem Flugzeug.

Unteres Bild: Funkentelegraphenapparat eines abgeschossenen englischen Flugzeuges.

Die Entlastung des rechten Maasufers, die Verbindung mit unserer Douaumontfront war damit erreicht. Der Gegner mußte seine Batterien der Forts Marre und Bourrus nach Norden richten. Die deutsche Angriffsfront hatte sich von Baux bis Woocourt verbreitert und gefestigt.

Bis zum 21. März waren bei den Franzosen auf diesem Abschnitt 27 neue Divisionen festgestellt worden. Trotzdem waren und sind sie der Meinung, gegen eine gewaltige deutsche Übermacht zu kämpfen.

Von den außerordentlichen Verlusten der Franzosen vor Verdun sei vorerst nur die feststehende Zahl der Gefangenen genannt: sie betrug vom 21. Februar bis zum

schiefer Turm aufsteigt, der im nächsten Augenblick in die Tiefe kollern wird, steht fast immer in grauen Wolken.

Sonnenschein lag über den Tälern, in denen es nach Beilchen und Rhododendren duftete, als wir am Fuße des geheimnisvollen Berges anlangten, der wie gewöhnlich seine Gewitterkappe trug. Alle Verbindungen mit der Höhe waren abgeschnitten. Die Proviantkolonnen hatten ihren Weg zum Gipfel nicht antreten können. Die Lawinen hatten die Wege versperrt, und die Bliße hatten 11 Fernsprekstellen in den letzten 48 Stunden zerstört. Mehr als 300 Bliße hatten in der einen Nacht auf dem Gipfel eingeschlagen. Aus Gründen, die noch niemand enträtselt hat, ist der Schwarzberg voller Elektrizität wie ein Akkumulator. Zu allen Jahreszeiten kracht hier der Donner. Er ist der Berg der Bliße.

Der Schnee wirbelt dort oft in dicken Floden unter den schauerlichen Beleuchtungseffekten zuckender Bliße, unter dem Dröhnen der Donner, prasselnder Trümmer, zersplitternder Bäume. Seltsames Wetterleuchten zieht an trübigen Tagen einen magischen Feuerkreis um den Berg. Nächte gibt es, da die Felsen selbst zu Licht werden. Jede Spitze, jede Klippe ist von zitternder Klarheit umflossen. Und wenn ein Stein in den Abgrund rollt, zieht er im Fallen eine bläuglänzende zackige Bahn.

König ist hier oben der Blitz. Mörderisch und gewalttätig sind oft seine Launen, oft nur bizarr und komisch. Mit besonderer Vorliebe läßt er in seinem Blick die Telephondrähte schmelzen, hackt die Apparate kurz und klein, schafft die wunderlichsten Verbindungen, durch die man plötzlich Unterhaltungen mitanhört, die einen gar nichts angehen, läßt ganze Abteilungen in Ohnmacht fallen, frißt einem Posten die Schuße ab, läßt die Patronen in der Tasche explodieren, hüpft mit Donnerkrachen von Fels zu Fels, von Wand zu Wand und läßt überall grelle Johannisfeuer, blühende Strahlengarben aus der Erde aufschießen — der wahre Höllensputz.

Von Caporetto war ich nach Drezzenca gestiegen, der letzten menschlichen Siedlung dieses Berges. Von den unsichtbar bleibenden höheren Militärstationen, die in den Wolken zu schweben scheinen, gleiten in langsam am Seil rollenden kleinen Karren einer nach dem anderen die in der Nacht vom Blitz getroffenen Soldaten aus dem Wolkengebiet heraus. Und noch immer dröhnte der Gipfel.

Ein ganzes Soldatenvolk wimmelt hier in langen Karawanen auf zahllosen, in den Fels gehauenen, gewundenen schwindelnden Pfaden, bis hinunter zu den breiten Straßen ferner Täler, wo die Eisenbahn beginnt. Und der Bienenfleiß all dieser zahllosen Menschenmengen gilt nur den paar Leuten, die hoch oben im Schnee in ihren Pelzmänteln hocken.

Da lernt man, wenn man das sieht, daß der härteste Kampf nicht in der Feuerlinie ist: viel weiter dahinter, wo die steilen Rampe in die Tiefe stürzen, wo unsichere Schneewächten bei der leisesten Belastung mit Donnergetöse in den Abgrund poltern, da muß er ausgefochten werden. Da kommt es einem zum Bewußtsein, daß der grimmigste Feind, den es zu besiegen gilt, der sich furchtbar und feindlich aufrichtende Berg ist.

Deshalb braucht der Gebirgskrieg so ungeheuerliche Massen von Menschen. Um dem Feind hoch oben in Wolkentüddesheim ein paar Schüsse zu senden, müssen Pyramiden von Menschen gebaut werden, die auf ihrem Scheitelpunkt einen Kämpfer tragen. Ein unabhäbares Gewimmel von Zügen, Kraftfahrzeugen, Wagen, Karren, Mauleseln und Menschen muß in Bewegung gesetzt werden, damit zum Schluß ein paar Träger unter tausend Gefahren, von ihrer Last gebeugt, sich an Drahtseilen zu der auf höchster Klippe eingegrabenen Bergwacht hinaufziehen können. Und darum ist das Sterben größer in der Nachhut als an der Front. —

Reuchend, pustend, schwindend folgen die Maulesel mit ihrer Last dem vorangehenden Führer. Mit stummer Treue folgen sie ihm bis in den Tod. Nicht selten brechen sie vor



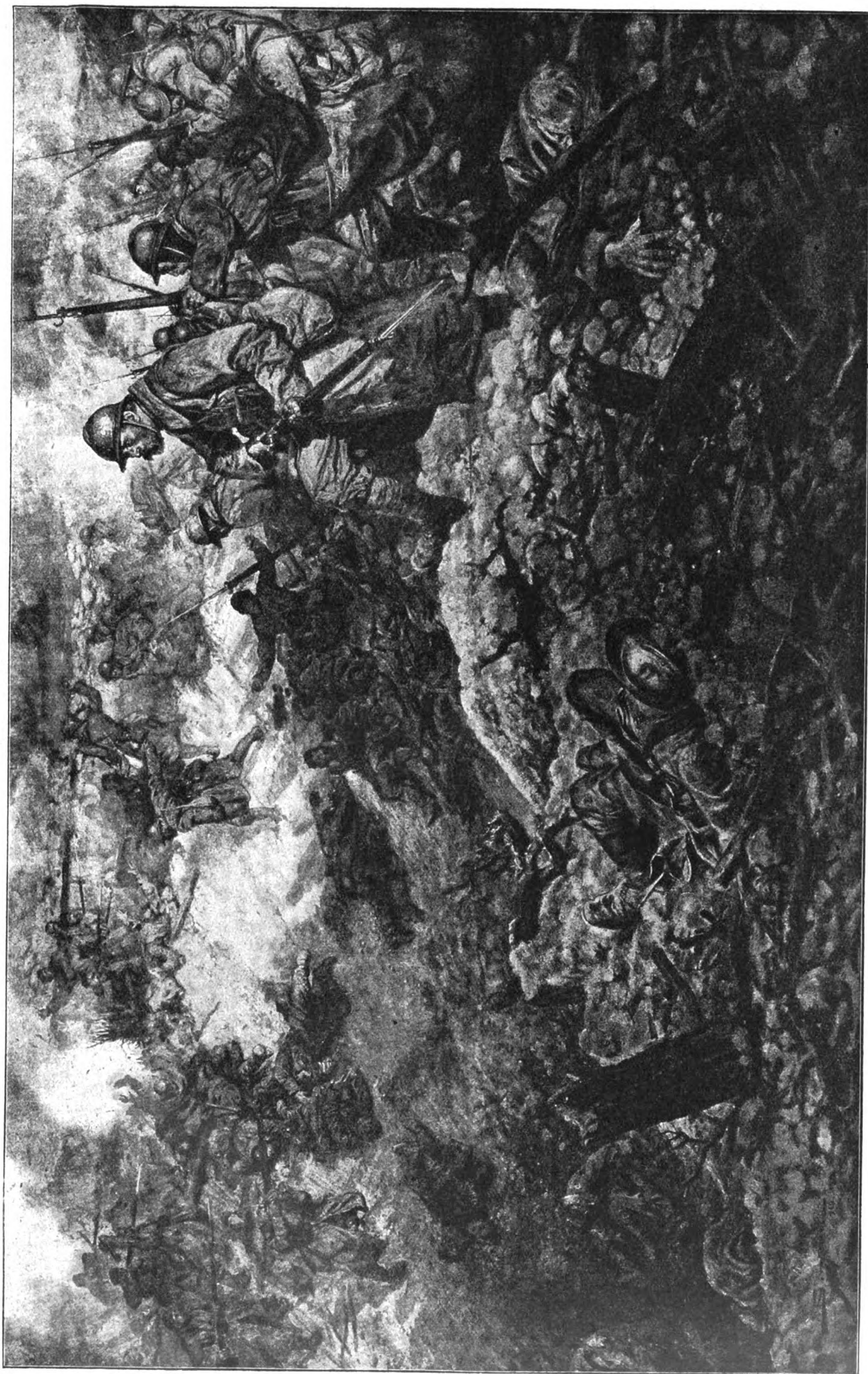
Phot. Leipziger Presse-Büro.
Gefangene französische Soldaten erwarten im Steinbruch südlich von Soudromont ihre Abführung.

21. März, also bis zur Eroberung des Malancourtwaldes, 30150 Mann.

Im Krieg mit den Bergen.

Luigi Barzini macht in einem Bericht von der Front im „Corriere della Sera“ vom 15. April 1916 das den Österreichern und Ungarn gewiß nicht unwillkommene Geständnis, daß der Krieg mit den Bergen den Italienern mehr Menschenleben kostete, als der Krieg mit dem eigentlichen Feinde. Als Beispiel greift er seine Erlebnisse auf dem von ihm „Blitzberg“ genannten Schwarzberg heraus.

„Der Schwarzberg steht im Ruf, Gewitter zu brauen. Wirklich sind die Tage selten, an denen er sein kühn und absonderlich geschnittenes Profil, dem etwas Menschenähnliches anhaftet, ganz ohne Wolkenmähne zeigt. Sein höchster Gipfel, der einsam, steil, überhängend, geradezu schwindelerregend über einem Abgrund von 1200 Metern wie ein



Der Kampf um den Minenrichter.
Zu den Minen- und Handgranatenkämpfen bei Douaumont.
Nach einer französischen Darstellung.



Bulgarische Infanterie rückt aus Monastir zur Front ab.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Müdigkeit auf dem Wege zusammen. Oft auch, wenn die aufgepackte Bürde unversehens sich am Felsen stößt, verlieren sie das Gleichgewicht und versinken in Tiefen, wohin ihnen kein Blick folgen kann.

„Rasch, es wird spät!“ Die Schneeeisen an die Füße gespannt, rücken wir im Gänsemarsch stufenweise an der Eiswand auf, die sich drohend vor uns aufstürmt. Kreuz- und Quergänge mit Nischen und Absägen haben hier die Eishäfen geschaffen. Die engen und endlosen Gäßchen hinan, erzwingen wir uns den Weg ins Reich des weißen Todes.“

Es bedarf kaum des besonderen Hinweises, daß mit ganz denselben Leiden und Gefahren des Gebirgskrieges wie die Italiener auch die österreichisch-ungarischen Truppen zu kämpfen haben.

Im besetzten Mazedonien.

Von Reinhard Günstle.

(Hierzu die Bilder Seite 390–393.)

Nachdem die deutsch-österreichisch-ungarischen Heere auf ihrem unaufhaltsamen Siegeszuge Neuserbien zu Boden geworfen und nach langer, gewissenhaft eingehaltener Neutralität auch die Bulgaren das Schwert gegen ihren bestgehaßten Feind gezogen hatten, war Mazedonien das nächste Ziel der gemeinsamen Unternehmung; also derselbe Teil Mitserbiens, der im Balkankriege das Kriegsziel der Bulgaren gewesen war, den jedoch der Friede von Bukarest den Serben zusprach. Denn durch dieses Gebiet führt der Weg nach dem von den Vierverbandstruppen besetzten Saloniki, denen es nun galt, die Schlagkraft der verbündeten Mächte an handgreiflichen Beispielen vor Augen zu führen.

Während die Bulgaren von Osten anrückten, drangen die Deutschen von Norden durch das Moravatal vor, um zunächst einen der wichtigsten Plätze, Monastir, als den Knotenpunkt der für das Vorgehen in Betracht kommenden Wege, in die Gewalt zu bekommen.

Monastir ist ebenso vom militärischen wie vom handelspolitischen Standpunkte ein Ort von besonderer Bedeutung, denn hier laufen die Straßen nach Durazzo—Saloniki, Aetüb und Adrianopel aus, die es mit dem Adriatischen und Ägäischen Meere und mit Innermazedonien verbinden. Aus diesem Grunde machten die Türken bereits im Jahre 1820 die Stadt zum Hauptquartier eines Armeekorps, was namentlich Handel und Gewerbe des Landes außerordentlich förderte.

Monastir ist der Mittelpunkt eines von Höhenzügen

umgrenzten sumpfigen Beckens, das von der Crna, dem Hauptzufluß des Wardar, durchströmt und von Saloniki 180, von Skutari 280 Kilometer entfernt ist. Seine 60 000 Einwohner setzen sich aus Serben, Bulgaren, muslimischen Albanern, Griechen, Türken, Walachen und Zigeunern zusammen und sind wegen ihres Gewerbfleißes ebenso weithin bekannt wie Monastirs alljährliche große Märkte.

Im gegenwärtigen Kriege war gerade der Besitz dieses Platzes als Endpunkt der Eisenbahn Saloniki—Monastir und als Ausgangspunkt für ein Heer, das sich Albanien als Ziel wählte, für die Serben von großem Gewichte. Außerdem aber ermöglichten diese Wege, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, die Mitnahme von Geschützen und den Rückzug der Serben nach dem Norden und Süden Albanien. Ein Treppenvitz der Weltgeschichte aber ist das seltsame Zusammentreffen, daß die Besitzergreifung Monastirs beinahe auf denselben Monat fällt, in dem vor drei Jahren die Serben diese Stadt besetzten, nachdem sie den Türken in ihrer nächsten Nähe eine schwere Niederlage beigebracht hatten.

Am 27. Oktober 1915 waren wir Deutsche nebst Österreichern und Ungarn das erstemal mit den anrückenden Bulgaren in Fühlung gekommen, und es war ein weltgeschichtlicher Jubel gewesen. Nachdem sie am 4. November mit ihrem unüberstehlichen Schneid die Serben aus Monastir geworfen hatten, marschierten auch die Deutschen am folgenden Tage dort ein, und alsbald herrschte auf den Straßen und Plätzen, hauptsächlich aber am Markte, ein buntes militärisches Leben, das noch seine besonderen Farbetupfen durch die mannigfaltigen Trachten der vielsprachigen Bevölkerung aufgesetzt erhielt. Wie schon unterwegs in den freundlichen Ortschaften, schoben sich auch hier unsere graugrünen Kolonnen an den braunen der von und zur Kampflinie rückenden Bulgaren vorbei (siehe obiges Bild), und ihre stramme Haltung, die schönen, großen Gestalten und ihre vortreffliche Mannszucht erinnerten uns immer wieder an ihre zutreffende Bezeichnung als „die Preußen des Balkans“. In denjenigen Orten, wo wir mit ihnen zusammentrafen, entspann sich auch stets ein herzliches Kameradschaftsverhältnis zwischen uns, bei dem allerdings auf unserer Seite zumeist ein recht mittelmäßiges Französisch und auf der ihren kein viel besseres Deutsch als Verständigungsmittel diente. Aber es ging, wie eben im Kriege alles gehen muß!

Viel schwieriger aber gestalteten sich anfangs die Verhältnisse angesichts der verschiedenen eßbaren Herrlichkeiten, die wir auf unserem Marsche durch die Wildnisse des Morava-

tales und die Steinwüsten so hart hatten entbehren müssen. Da wir unterwegs zumeist von Konserven gelebt hatten, die zwar ganz gut und auch nahrhaft sind, auf die Dauer aber arg nach Einerlei schmecken, so glaube ich, hätten wir jeder ohne viel Bedenken auch einen ganzen Ochsen angekauft, um endlich wieder einmal in frischem Fleisch und Suppe schwelgen zu können. Der Platz aber, auf dem sich sonst Monastirs Viehhandel unter großem Geschrei abwickelt, stand seit unserem Einzuge leer; denn was an Hornvieh vordem dagewesen war, hatten die Serben aufgezehrt, der Rest diente als Zugtiere, und seine vorigen Besitzer lungerten an und um den Marktbrunnen herum.

Zum Glück aber war ein erklecklicher Überschuss an Geflügel und seinen Nebenerzeugnissen geblieben, der nun unsere Begier mächtig reizte. Wenn sich daher so ein malerischer Händler mit dem zerklüfteten Turbantuch am glattrasierten Schädel und einem Bund Hühner oder einer blühweißen Gans auf der Schulter oder einem Eierkorb am Arme irgendwo zeigte, dann wurde die Straße zum Schauplatz einer förmlichen Treibjagd. War endlich das Wild gestellt, dann begann ein Feilschen, bei dem unsere heimatischen Küchenfeen so manches hätten lernen können. Aber nicht mit der Zunge, sondern mit den Händen und Fingern. Veranschaulichte der Verkäufer den Preis mit sechs Fingern und lachte, so zeigten wir drei und lachten, worauf er mit der Hand schüttelte und lachte und wir vier Finger zeigten und lachten (siehe die Bilder Seite 393). Gerade so spielen die Italiener ihre Mora, jedoch mit viel Geschrei, während wir notgedrungen stumm bleiben mußten, wenn uns im Drange des Geschäftes nicht ein deutsches Wort entfuhr, das dem anderen trotz lautem Nachdruck unverständlich blieb. Ebenso mußten des Kolumbus Matrosen auf Haiti mit den Wilden um ihre Edelsteine gefeilscht haben.

Aber es ging trotz allem, und immer sind wir endlich handelseins geworden. Und heute, wo wir bereits im Besitze einiger aufgeschnappter Brocken sind, geht's noch besser im handelsfreudigen Monastir ...

Das Kriegsgeschick unserer Handelsflotte.

Von Kapitän zur See z. D. v. Rühlwetter.

Die deutsche Handelsflotte, die, ganz abgesehen von der Englands, im Jahre 1874 erst hinter der Frankreichs, der Vereinigten Staaten und Norwegens kam, hat heute nicht

nur an Tonnengehalt, sondern noch viel mehr an Leistungsfähigkeit die Seehandelsflotten all dieser Staaten längst überholt und stand unbestritten an zweiter Stelle in der Welt, von der englischen allerdings immer noch ungefähr um das Vierfache übertroffen. Mit ungefähr 5,5 Millionen Brutto-Registertonnen Raumgehalt (1 Brutto-Registertonne gleich 2,8 Kubikmeter) trat Deutschland in den Krieg ein.

Selbstverständlich konnte bei der ungeheuren Seeübermacht Englands die deutsche Handelsflotte sehr bald ihrem Beruf nicht mehr nachgehen. Das Geschick, das die Schiffe draußen traf, hing ab von der Voraussicht der Reeder, von dem Vorhandensein sicherer Zufluchtsorte, vom Völkerrecht und vom Willen der Feinde, sich daran zu kehren.

Der Voraussicht der deutschen Reeder waren natürlich dadurch, daß England die Kabel beherrscht, gewisse Schranken gezogen; immerhin haben sie dank der Funkentelegraphie ihre Anordnungen in vielen Fällen so rechtzeitig treffen können, daß vielen Verlusten dadurch vorgebeugt worden ist. Viele wertvolle Schiffe konnten rechtzeitig nach neutralen Häfen beordert oder in solchen oder auch in deutschen Häfen festgehalten werden. Mit Kriegsausbruch waren fast 3,25 Millionen Tonnen nicht in der Heimat. Sichere Zufluchtsorte hatte Deutschland ja leider nicht, denn unter einem solchen kann nur ein eigener geschützter Hafen verstanden werden. Kiautschou konnte sehr bald nicht mehr als solcher angesehen werden, sobald Japans Absichten erkennbar wurden; bis dahin war es der einzige Platz gewesen, der überhaupt einen Schutz hatte. Das Völkerrecht hat sich viel mit dem Kriegsgeschick von Handelsschiffen befaßt, wie das ja nur natürlich ist bei den großen Werten, die im Kriegsfall für jeden Seehandelsstaat auf dem Spiel stehen. Aber eben darum hat es auch wenig erreicht, und auch über dies Wenige hat sich in diesem Punkt so gut wie in anderen England ohne jedes Bedenken hinweggesetzt, weil es die kleinen Neutralen nicht fürchtete und die Vereinigten Staaten über einen papierernen Einspruch nicht hinausgingen.

Von den fast 3,25 Millionen Tonnen, die nicht in der Heimat waren, gelangten 125 000 in belgische Häfen, fielen also bald wieder in deutsche Hand, 80 000 waren in Häfen verbündeter Länder, also in Sicherheit, soweit sie nicht vom Staat zur Kriegführung benutzt werden, also den Kriegszufällen ausgesetzt sind. Die Zahlen sind natürlich alle abgerundet. Damit bleiben noch 3 Millionen Tonnen



Deutsche Truppen marschieren auf dem Wege zur Front durch eine mazedonische Ortschaft.

Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.

mit zweifelhaftem Geschick. Zweifelhaft war dieses zunächst dadurch, daß nach völkerrechtlich anerkanntem Seebeuterecht feindliche Handelsschiffe der Wegnahme unterliegen. Auf diesem Recht beruht ja auch der ganze Unterseebootkrieg. Früher galt dieser Grundsatz ganz unbedingt überall da, wo der Feind eben von Rechts wegen seine Gewalt anwenden konnte, das heißt auf hoher See und in feindlichen Häfen. Später empfand man es vielfach als Härte, daß ein Schiff, das ahnungslos im feindlichen Hafen vom Kriegsausbruch überrascht wurde oder ohne Kenntnis des Kriegsausbruchs in einen solchen Hafen einlief oder auf hoher See fuhr, einfach vergewaltigt werden konnte. Solchen Schiffen gab man daher in allen Kriegen seit dem Krimkrieg eine Frist zur Rettung, ohne dazu im strengen Sinn des Wortes verpflichtet zu sein. Als man aber auf der zweiten Haager Konferenz versuchte, die Staaten hierzu bindend zu verpflichten, hat namentlich der Widerstand Englands und Japans das Zustandekommen einer solchen Übereinkunft verhindert, und man kam nicht darüber hinaus, das oben angedeutete Verfahren als „erwünscht“ zu bezeichnen. Auf Schiffe, die ohne Wissen vom Kriege auf See betroffen werden, hat man aber nicht einmal diesen Wunsch ausgedehnt. Wohl aber wurde festgesetzt, daß Schiffe, die nicht aus feindlichen Häfen auslaufen konnten oder durften,

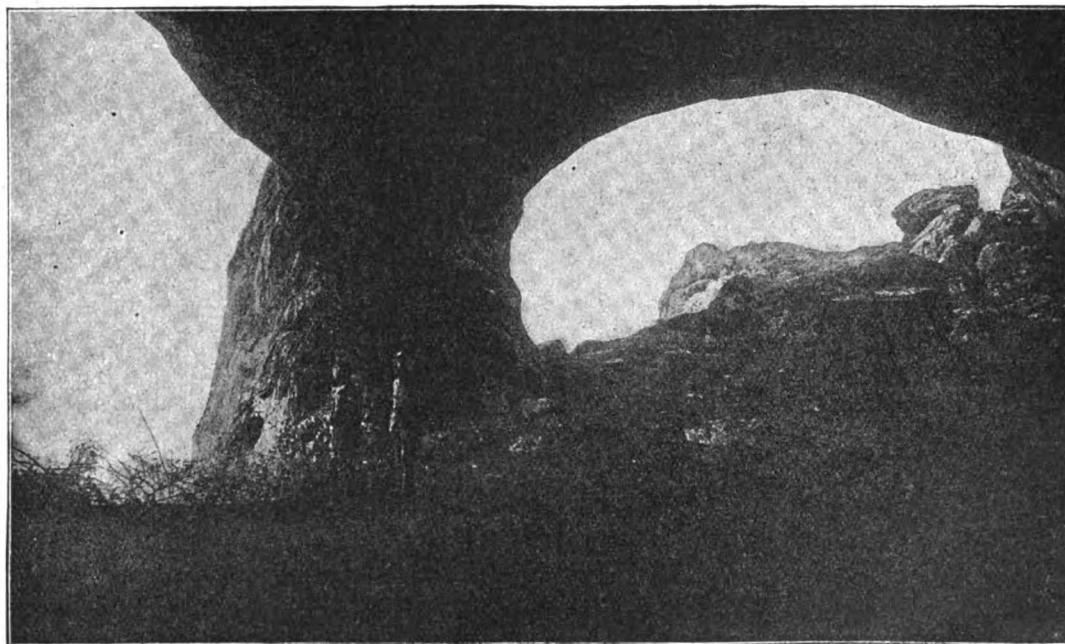
Vertrag neutralisiert. Trotzdem wies England die deutschen Schiffe aus den neutralen Gewässern mit Gewalt aus und kaperte sie dann. Die Einverleibung Ägyptens erfolgte erst viel später.

Aus dem Gelagten geht schon hervor, daß von den 3 Millionen Tonnen, die nicht in der Heimat waren, nur ein Drittel in Feindeshand fiel. Die anderen zwei Drittel konnten neutrale Häfen erreichen. Von Rechts wegen waren sie da geborgen, denn ein Kriegsführender darf in neutralem Hoheitsgebiet — das sind die Häfen — keine Kriegshandlung vornehmen, wenn auch diese selbstverständliche Bestimmung in diesem Kriege oft und gräßlich verletzt worden ist. Die Schiffe waren und sind dort keineswegs „interniert“, wie man manchmal lesen konnte, sondern in ihrem Tun und Lassen ganz unbeschränkt, würden auch jederzeit auslaufen können, so lange sie nicht am Kriege unmittelbar teilnehmen.

„Interniert“ werden können nur kämpfende Schiffe, zum Beispiel Hilfskreuzer, die den Bestimmungen, die der neutrale Staat Kriegsschiffen für das Verweilen in seinen Häfen auferlegt, nicht folgen können oder wollen. Die stellt der neutrale Staat dann unter Staatsaufsicht und läßt sie nicht mehr auslaufen, entwaffnet sie oder nimmt ihnen die Besatzung. Das ist „internieren“. Natürlich hat die Entwicklung des Krieges, namentlich des U-Boot-Krieges, und

die Frachtraumnot von Deutschlands Feinden deren begehrlische Augen stark auf die 2 Millionen Tonnen deutscher Schiffe gelenkt. Es sind viele Mittel versucht worden und werden gewiß immer noch versucht, die neutralen Staaten dazu zu bringen, diesen Schiffsraum in den Verkehr zu bringen.

Der Staat hat aus seiner Hoheit über jede Person und Sache in seinem Bereich gewisse Rechte. Jeder andere Staat hat das Bestreben, Dingen, die seinen Untertanen gehören oder an denen sie interessiert sind, auch im Bereich eines anderen Staates möglichst viel Vorrechte zu sichern, sie möglichst unantastbar zu machen. Diese einander entgegenwirkenden Bestrebungen haben es verhindert, daß



Phot. A. Grob, Berlin.

Blick durch die Bogen einer Felsenhöhle im Babunatal in Mazedonien, die den hier nicht seltenen Adlern guten Unterschlupf bietet.

nicht eingezogen werden, sondern nur mit Beschlagnahme belegt werden dürfen mit der Verpflichtung, sie nach dem Kriege ohne Entschädigung zurückzugeben oder aber Entschädigung zu zahlen, wenn sie doch verwendet wurden. Ob England sich an diesen vorbehaltlos von ihm bestätigten Vertrag halten wird, ist noch nicht mit Gewißheit zu übersehen, vorläufig haben seine Preisengerichte solche Schiffe nicht eingezogen, sondern nur die weitere Festhaltung angeordnet. Es wird also letzten Endes vom allgemeinen Kriegsausgang abhängen; die Schiffe sind ein gewisses Faustpfand.

In Großbritannien und seinen Kolonien befanden sich bei Kriegsausbruch etwa 320 000 Raumentonnen in den Häfen oder trafen bald danach dort ein, in Rußland etwa 127 000, in Frankreich 36 000 und in Japan 18 000. Insgesamt dürfte also nach dem Haager Abkommen diese halbe Million Tonnen nicht eingezogen werden, sondern wäre zurückzugeben oder zu bezahlen. Das ist die Hälfte aller Schiffe, die überhaupt in Feindeshand gefallen sind. Diese beziffert man insgesamt auf eine Million Tonnen. 65 000 davon waren in Häfen der deutschen Kolonien und fielen dort in Feindeshand, die anderen wurden gekapert, zum Teil mit Recht, zum Teil unter größter Rechtsverletzung. In Ägypten lagen zum Beispiel 117 000 Tonnen. Das Land stand noch unter türkischer Oberhoheit, war selbst neutral, die Gewässer des Suezkanals durch besonderen

allgemein gültiges Recht dafür besteht; man hat meist besondere Verträge geschlossen. Namentlich haben das Staaten mit großem Seehandel, wie Deutschland, mit kleineren Staaten getan, bei denen Unruhen oder Aufstände im Bereich der Wahrscheinlichkeit lagen, da dort, zum Beispiel in den kleinen südamerikanischen Republiken oder Portugal, immer viele deutsche Schiffe waren, ohne daß man einen Gegenwert in Händen hatte. Immerhin geht die allgemeine Rechtsanschauung dahin, daß ein Staat neutrale Schiffe in seinem Bereich nur anfordern darf für seine Staatszwecke im Fall der Staatsnot. Selbstverständlich nur gegen Entschädigung. Strittig ist in der Neuzeit nur, ob etwas anderes als Eintritt eines Staates in den Krieg eine solche Staatsnot darstellt. Die Verträge bestimmen entweder, daß der Zugriff ausgeschlossen ist oder daß vorher die Entschädigungsfrage zu regeln ist. Letzteres zum Beispiel im Fall Portugal. Vielfach wird überhaupt dies ganze Zwangsrecht bestritten, England hat seine Seebefehlshaber angewiesen, die Ausübung zu verhindern. Bei Portugal, das ja schon seit langem wenig mehr als ein Vasallenstaat Englands war, hat dessen Drängen Erfolg gehabt: Englands Rechts- und Vertragsbruch hat Portugal in den Krieg gestürzt. Dort und in den portugiesischen Kolonien waren 260 000 Tonnen. Es waren aber nur wenige Schiffe fahrbereit, und es konnte kaum Besatzung da sein. Italien ist spät in den Krieg eingetreten, hat Deutschland aber nicht den Krieg erklärt.

Ein Recht, dessen Schiffe anzufordern, wie es das getan hat, kann man ihm also nicht absprechen. Natürlich gegen Entschädigung. Dort lagen einschließlich der Kolonien 172 000 Tonnen. Außerdem liegen noch 600 000 Tonnen in den Vereinigten Staaten, 200 000 in Brasilien, 187 000 in Chile, 185 000 in Holland und seinen Kolonien, 162 000 in Spanien und Kolonien, 73 000 in der Türkei, 50 000 in Norwegen, 38 000 in Argentinien, 24 000 in Peru, 22 000 in Mexiko. Der Rest verteilt sich auf einige kleinere Staaten. (Die Türkei ist mittlerweile auf die Seite der Mittelmächte getreten.) Was aus den anderen Schiffen wird, muß von dem Willen und der Fähigkeit der Staaten abhängen, neutral zu bleiben.

Insgesamt ist also nur eine halbe Million Raumtonnen, das heißt etwa neun vom Hundert der deutschen Handelsflotte durch den Krieg verloren gegangen, ebensoviel ist in Feindeshand, muß aber bezahlt oder zurückgegeben werden, ebensoviel ist in Ländern, die die Neutralität brachen oder später in den Krieg eintraten, beschlagnahmt, muß aber auch zurückgegeben oder bezahlt werden. Die Sicherheit des Restes, also der Hälfte von den 3 Millionen im Ausland, steht und fällt mit der Neutralität der Aufenhaltstaaten. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Deutschland von all den zurückzufordernden oder zu bezahlenden Schiffen nur etwas wiedersehen wird, wenn die Kriegsentcheidung gegen England fällt. Das Gegengewicht, das Deutschland an feindlichen Schiffen in der Hand hat, beläuft sich leider nur auf 200 000 Tonnen.

Daß das Meer nicht frei war, sondern von Englands Willkür beherrscht und daß die deutsche Kriegsflotte noch nicht war, was sie für ein großes Seehandelsvolk sein muß, daß Deutschland keine Stützpunkte am Ozean hatte — das alles in seiner Zusammenwirkung hat dem deutschen Seehandel, ohne den Deutschlands Industrie nicht leben kann, und der Handelsflotte ihr Kriegsgeschick bereitet. Der harte Lehrmeister Krieg hat gezeigt, daß Deutschlands so glänzend aufsteigender Seehandel doch auch ein Koloß auf tönernen Füßen war und wird hoffentlich nie wieder vergessen lassen, daß kein papierenes Völkerrecht der Welt da jemals Schutz gewähren kann, wo so gewaltige Interessen auf dem Spiel stehen und daß es auf dem Meere so lange nie Freiheit, sondern nur Willkür geben wird, bis Englands Seeübermacht zerbrochen ist.

Die Vernichtung des französischen Unterseebootes „Curie“.

(S. 392 zu das Bild Seite 395.)

Die französische Flotte hat, wie wir wiederholt schon berichtet haben, mehrfach Anläufe genommen, die Blockierung der Adria zu bewirken, konnte aber, dank der umsichtigen und tapferen österreichisch-ungarischen

IV. Band.



Phot. H. Grohs, Berlin.

Marktplatz für den Ochsenhandel in dem mazedonischen Viertel von Monastir.



Phot. H. Grohs, Berlin.

Eine schwierige Verständigung durch die Zeichensprache. Deutsche Offiziere erwerben eine Gans.



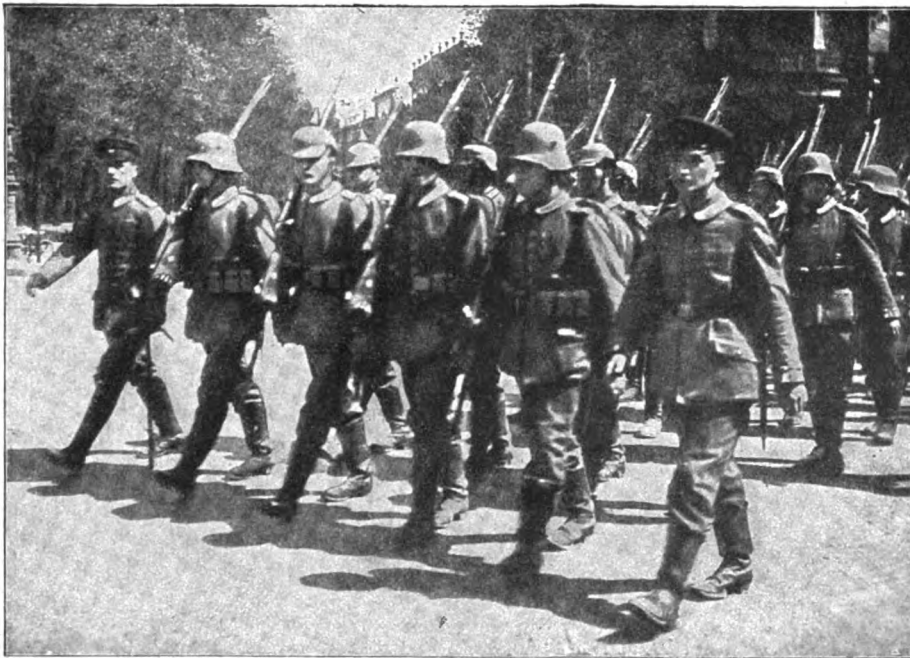
Deutscher Pionier kauft Eier ein.

Phot. H. Grohs, Berlin.

Kriegsmarine, nur schwere Mißerfolge verzeichnen. Bei den zahlreichen, größtenteils befestigten Einbuchtungen der dalmatinischen Küste und der ihr vorgelagerten Inselgruppe, die unzählige Kanäle und Schlupfwinkel bildet, dürfte es ihr auch trotz aller Überlegenheit in der Zahl kaum jemals gelingen, den Abwehrmaßnahmen der österreichisch-ungarischen Streitkräfte, die vortrefflich geschult und wohlorganisiert sind, wirksam zu begegnen.

Es war am 20. Dezember 1914, als wieder einmal das französische Unterseeboot „Curie“ nördlich dieser kleinen Inselwelt einen Angriff auf den Hafen von Pola wagte. Nach den Berichten englischer Blätter, die offenbar aus französischen Quellen schöpften, hatte das Unterseeboot den Auftrag erhalten, in den Hafen einzudringen, um dort die vor Anker liegenden Kriegsschiffe anzugreifen. Es gelang ihm auch, so hieß es in jener Meldung, in die Hafenmündung einzulaufen, aber das Boot verfring sich in einem stählernen Neße, das den Eingang sperrte. Bei dem Versuch, sich dem Hindernis zu entwinden, soll das Unterseeboot von einem Handelsdampfer entdeckt worden sein, der alsbald Lärm

und dann das Weite suchte. Das tat der Franzose denn auch. Er hoffte wohl, daß sein Bau den Granaten standhalten werde. Langsam hob sich das silberglänzende Fahrzeug aus der aufgepeitschten Flut; ein mächtiger, langgestreckter Rücken erschien, der einen Höcker trug, den Kommandoturm. Aber da blühte und frachte es auch schon wieder in den Strandbatterien. Von den mehrfachen Granatentreffern mußte einer wohl auch den Schiffsraum beschädigt haben; weißer Rauch drang aus den zerhobenen Jügen. Plötzlich hob sich der Deckel einer Luke, ein Mann zwängte sich nach oben, stieg auf Deck und — wollte einen weißen Fegen schwingen. Das alles sahen wir, wenn auch unklar, durch unsere Gläser. Im nächsten Augenblick aber schon wurde dieser Mann durch eine Granate umgerissen. Der Brave war gefallen, todesmutig bis zuletzt, und es sei gesagt, wahrlich ohne unser Verschulden. Sein Wagemut hat aber der ganzen übrigen Besatzung das Leben gerettet, denn sofort erscholl unsererseits das Kommando, das Feuer einzustellen. — Langsam, ganz langsam sank das Boot. So konnte die Besatzung die Luken oben alle öffnen und schnell noch ins Meer springen, wo sie von unseren herbeieilenden Booten aufgefischt wurde.“



Deutsche Infanteristen mit den neuen Stahlhelmen in einer Straße Berlins.

schlug. Die um den Hafeneingang liegenden Forts gaben sofort Feuer. Von zwei Schüssen getroffen, ging das Boot langsam auf den Grund.

Wesentlich anders und ausführlicher lautete die Schilderung eines österreichischen Kriegsteilnehmers, die er kurz nach dem Ereignis der „B. Z. am Mittag“ zur Verfügung stellte. Es war an dem genannten Tage kurz nach vier Uhr nachmittags, als es schon zu dämmern begann. Da bemerkten die Beobachter des Forts . . . in der Entfernung von zwei Kilometern eine leichte Kräuselung der völlig glatten Meeresfläche und dahinter eine kaum merkbare Silberfurche, die sich langsam näherte. Selbstverständlich wurde sofort Lärm geschlagen, und wenige Augenblicke später war alles an den Geschützen. Der Silberstreifen draußen auf der See stand auf einmal still, dafür tauchte ein kleiner schwarzer Punkt über der Meeresfläche auf. Das war offenbar das Periskop eines feindlichen Unterseebootes, das zur letzten Auschau vor dem Angriff an die Oberfläche gegangen war, und nun galt es, ohne eine Sekunde zu verlieren, das Auge des stählernen Seeungeheuers zu zerstören, ehe das Unheil seinen Gang nahm. Blitsschnell, scharf und klar erschollen die ersten Kommandos, und Schlag auf Schlag flogen die Granaten nach dem unscheinbaren Ziel. „Und die Kanoniere schossen wundervoll,“ heißt es wörtlich in jenem Bericht, „denn schon nach wenigen Schüssen staubte es weiß auf im Lichte der Scheinwerfer; das Periskop hatte bereits seinen Knacks, es war wegrasiert von der Meeresfläche. Der ganze Vorgang konnte nicht länger als zwei Minuten gedauert haben. Nun war dem Feind das Auge genommen. Entkommen konnte er nur, wenn er auftauchte, sich orientierte

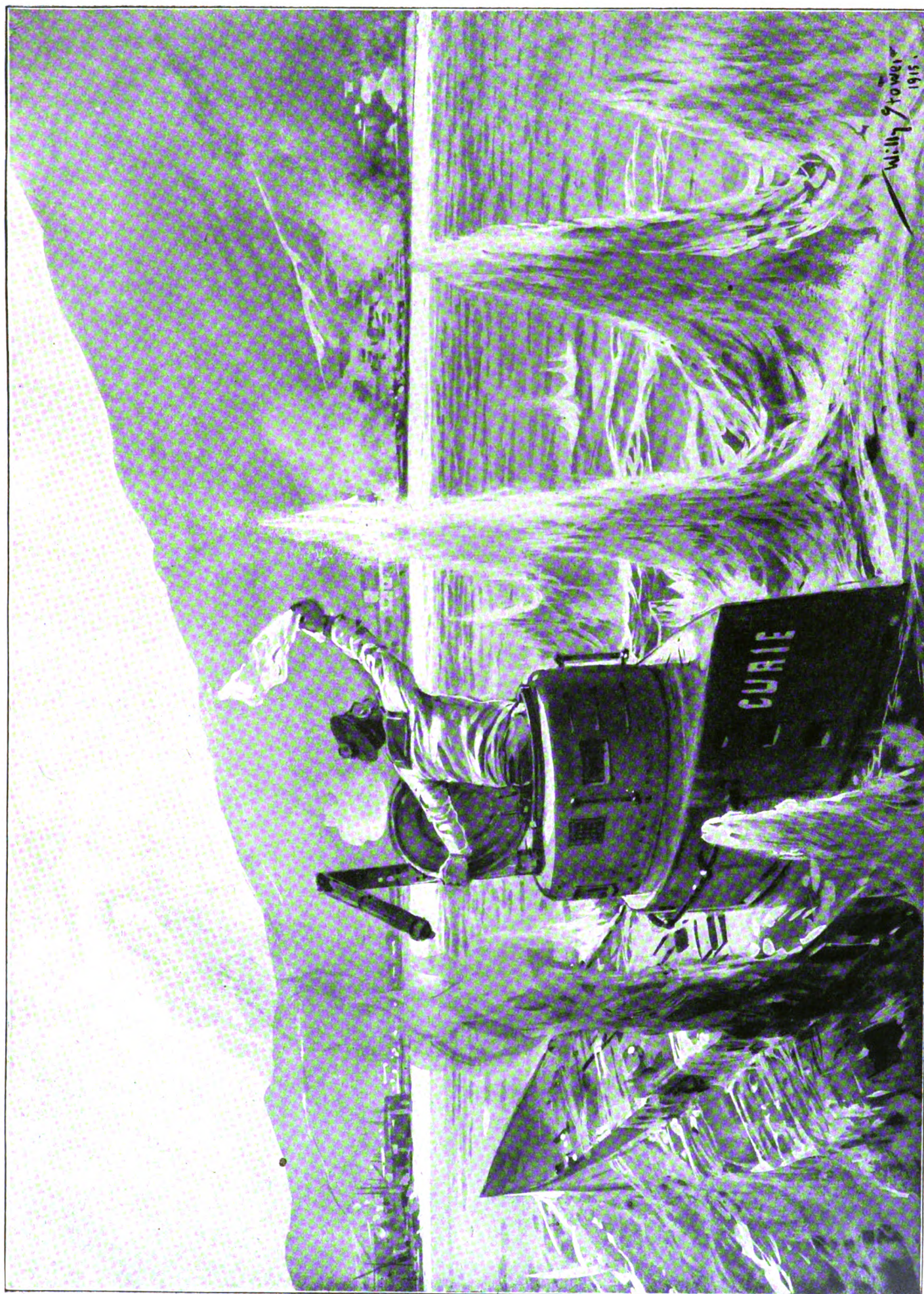
Das englische Gefangenenerlager auf der Insel Man.

(Stierzu die Bilder Seite 386.)

Der beste Beweis für unsere großen Erfolge auf allen Kriegsschauplätzen ist die ungeheure Zahl von Kriegsgefangenen, die wir gemacht haben und die bereits mehr als anderthalb Millionen Menschen beträgt. Das sind nicht mehr ganze Regimenter und Heere, sondern schon Völker und Nationen, die einen eigenen Staat in unserem Vaterlande bilden. Wollte man diese Menschenmassen durch das Brandenburger Tor marschieren lassen, so würden die Berliner drei Wochen lang Tag für Tag zwölf volle Stunden unter den Linden stehen müssen, um die Gefangenen vorüberziehen zu sehen. Daß die Verpflegung und Unterbringung eines solchen Völkerstromes die größten Anforderungen an unsere Heeresverwaltung stellt, wird jedem ohne weiteres einleuchten, wenn wir bedenken, daß allein binnen weniger Wochen 150 neue Städte für durch-

schnittlich 10 000 Einwohner erbaut werden mußten, um die Gefangenen beherbergen zu können. Die Frage der Ernährung dieser Menschenmassen war dabei die schwierigste Aufgabe, aber sie wurde so glänzend gelöst, daß keine Gefahr für die durch Abschneidung jeglicher Zufuhr vom Auslande knapp gewordenen Lebensmittelvorräte Deutschlands bestand, und daß trotzdem anderseits den Gefangenen eine nicht nur gesunde und kräftige, sondern vor allem auch reichhaltige Kost geboten werden konnte. Daß alles für das geistige und leibliche Wohl der Gefangenen, die wir nicht mehr als Feinde betrachten, getan wurde, braucht kaum noch besonders erwähnt zu werden, denn es ist allgemein bekannt, wie die deutschen „Barbaren“ und „Sunnen“ ihre wehrlosen Gegner behandeln.

Man hätte nun meinen sollen, der Feind würde Gleiches mit Gleichem vergelten und den deutschen Gefangenen, die in seine Hand fielen, eine gleich menschenwürdige Behandlung zuteil werden lassen; indes ist es eine leider nicht zu leugnende Tatsache, daß die feindlichen Regierungen und Nationen oft in geradezu schändlicher und schmähvoller Weise ihre Wut an den armen Menschen ausließen, die das Unglück hatten, in französische, englische oder russische Gefangenschaft zu geraten. Die auf Seite 396 in fastsimile wiedergegebene Karte eines in russische Gefangenschaft geratenen österreichischen Soldaten an seine Schwester gibt davon einen unwiderlegbaren Beweis. Erst der ausdrückliche Einspruch neutraler Kommissäre und die Androhung entsprechender Gegenmaßnahmen von Seiten der deutschen Regierung verschafften unseren bedauernswerten Landsleuten eine Besserung ihres traurigen Loses. Weder



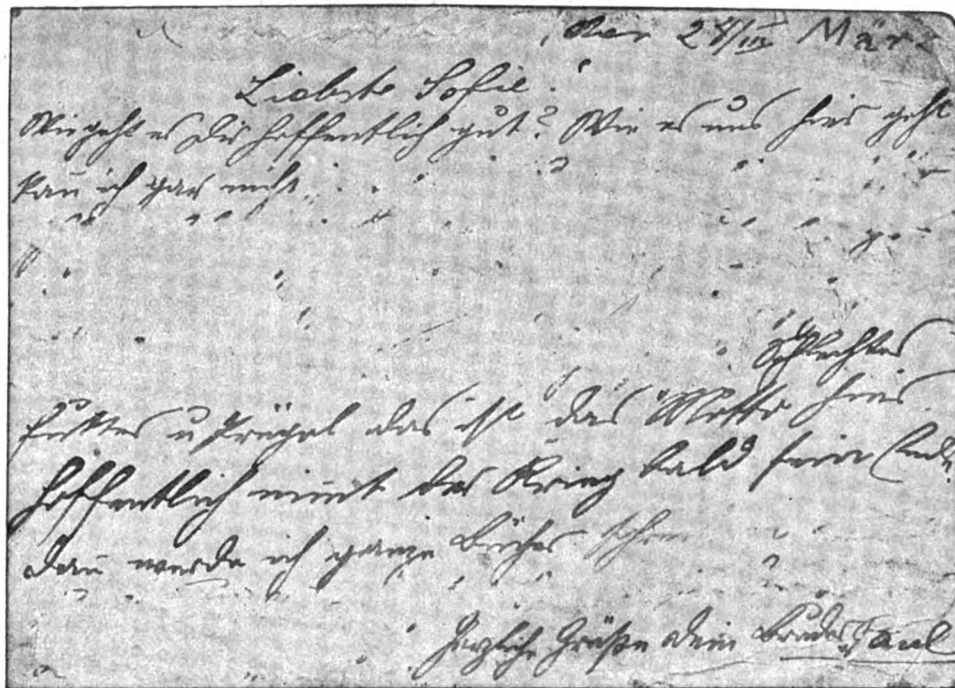
Vernichtung des französischen Unterseebootes „Curie“ in der Adria durch österreichisch-ungarische Küstenbatterien.
 Nach einer Originalzeichnung von Marinemaler Professor Willy Stöwer.

Franzosen noch Engländer vermochten außerdem so rasch wie wir die muster-gültige Unterbringung der von ihnen gemachten im Vergleich zu unseren Millionen ver-schwindend kleinen Zahl von Gefangenen zu regeln, und so ließen denn die Gefangenen-lager im feindlichen Auslande während des ersten Kriegshalbjahres in mancher Beziehung sehr viel zu wünschen übrig.

Besonders ungünstig lagen die Verhältnisse auf der im Kanal gelegenen englischen Insel

Man, wohin zu Beginn des Krieges eine große Anzahl deutscher Zivilgefangener gebracht worden war, für deren Unterkunft anfangs nur ungenügend gesorgt wurde. Die vorhandenen Gebäude und Baracken reichten nicht aus, und so schlug man eben für die übrigen Gefangenen Zelte im Freien auf, die ihnen als Wohn- und Schlafraum dienen mußten. Dabei waren diese Zelte aus einem schlechten Stoff hergestellt, der das Wasser durchließ, so daß sich die Gefangenen bei Regenwetter unter ihren Zelten wie in Tropfsteinhöhlen befanden und viele infolge dieser Mißstände erkrankten, manche sogar starben. Auch die Verpflegung war anfangs völlig unzureichend. „Man sitzt zu zehn Mann um einen Kessel herum,“ erzählt ein deutscher Gefangener, „und fischt aus einer lehmgelben Brühe Fleischfasern, sofern solche vorhanden sind, heraus. Wie ein roter Faden schlängelte sich unsere Bohnensuppe durchs Dasein. Zehn lange Wochen gab es jeden Mittag Bohnensuppe in allen Zuständen.“

Indes besserten sich die Verhältnisse allmählich auf die Drohung mit energischen Gegenmaßnahmen. Die englische Regierung sah sich endlich veranlaßt, ihre Gefangenenlager einer ernstlichen Prüfung zu unterziehen und die vorhandenen Mißstände gründlich zu beseitigen. In erfreulicher Weise kamen diese Änderungen vor allem den auf der Insel Man untergebrachten Gefangenen zugute. Hier



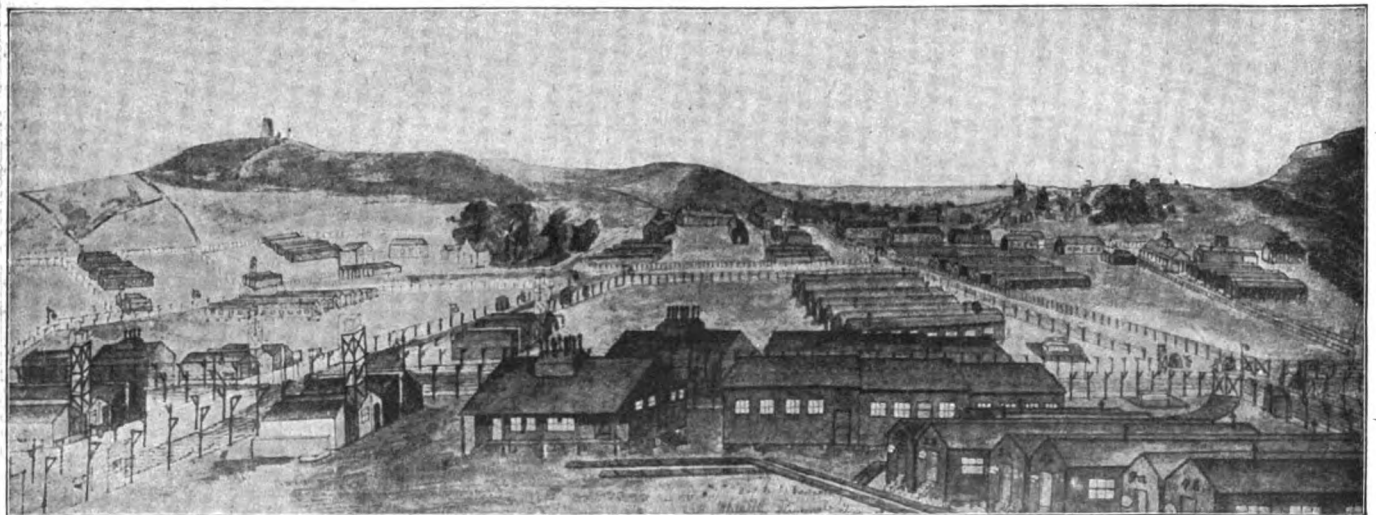
Originalwiedergabe der Postkarte eines in russische Gefangenschaft geratenen Österreicherers an seine Schwester.

Die Mitteilungen an den leeren Stellen sind vom Zensur ausradirt, wobei ihm aber die Klage über das „schlechte Futter“ und die „Prügel“ entgangen ist.

wurde ein großes, luftiges Lager nach Art der deutschen erbaut, eine ganze Reihe von Baracken und Häusern, die rings von einem hohen Stacheldrahtzaun umfriedigt sind, wie es unsere Abbildung auf dieser Seite erkennen läßt. —

Auch hinsichtlich der Gehälter kriegsgefangener Offiziere und Beamten ist unter Zusage der Gegenseitigkeit mit den feindlichen Regierungen eine Vereinbarung zustande gekommen. Danach erhalten die kriegsgefangenen

deutschen Offiziere in Frankreich monatlich an Gehalt: Divisionskommandeur 832,50 Franken, Brigadefeldkommandeur 600 Franken, Oberst 495 Franken, Major je nach Dienstjahren oder Jahren im Grade 300 bis 337,50 Franken, Hauptmann je nach Dienstjahren oder Jahren im Grade 210 bis 227,50 Franken, Oberleutnant je nach Dienstjahren oder Jahren im Grade 150,75 bis 203,25 Franken, Leutnant nach 6 Dienstjahren 135 Franken, vor 6 Dienstjahren 120 Franken. Die Abzüge für Unterhalt dürfen nie mehr als die Hälfte des Gehaltes betragen. In Rußland erhalten die kriegsgefangenen deutschen Offiziere jährlich an Gehalt: Generale 1500 Rubel, Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich 900 Rubel, Offiziere vom Hauptmann ausschließlich abwärts 600 Rubel. Ein Abzug für Wohnung findet nicht statt. Für gewährten Unterhalt ist die Hälfte des Gehalts in Anrechnung zu bringen. In England erhalten die gefangenen deutschen Offiziere täglich an Gehalt: Hauptleute und höhere Ränge 4 Schilling 6 Pence, die niederen Dienstgrade 4 Schilling. Hieraus sind die Kosten für Verpflegung und Bekleidung zu bestreiten. Für Unterkunft wird ein Abzug nicht gemacht. Die Abzüge für gewährten Unterhalt sind mit der Hälfte des Gehalts zu berechnen. Als Umrechnungsfuß sind 1 Schilling mit 1 Mark, 1 Pence mit 8,5 Pfennig anzusehen. — Für die in Kriegsgefangenschaft geratenen Beamten in Offiziersrang gelten die entsprechenden Gehaltsätze der Offiziere.



Gesamtansicht des Gefangenenlagers von Knockaloe (Peel) auf der englischen Insel Man.

Nach der Zeichnung eines im Hauptgefangenenlager der Insel Man interniert gewesenen deutschen Architekten, der später ausgewechselt wurde.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Nach der Rückkehr Cadornas von der Pariser Bierverbandstagung flackerte der Kampf der Italiener mit den Österreichern und Ungarn von neuem auf. Obwohl aber überall neue italienische Streitkräfte zusammengezogen wurden, schien es doch zunächst mehr auf die Verteidigung abgesehen zu sein, zumal die Witterungsverhältnisse noch längere Zeit ungünstig blieben. Im kleinen wurde gleichwohl von dem von Kaiser Franz Josef bald darauf zum Generalobersten beförderten General Danil (Bild Band I Seite 85), der an der Front gegen Italien befehligte, manch kräftiger Vorstoß unternommen und dem Feinde nach Möglichkeit Abbruch getan. Die italienische Heeresleitung konnte daher weniger denn je daran denken, Truppen an die französische Front um Verdun abzugeben, ja Mitte April mußte sie sich sogar entschließen, die stark zusammengeschmolzenen Bestände der Alpini durch Einberufung der Bierzigjährigen aufzufüllen. Doch belief sich der dadurch erzielte Zuwachs noch nicht einmal auf 10 000 Mann.

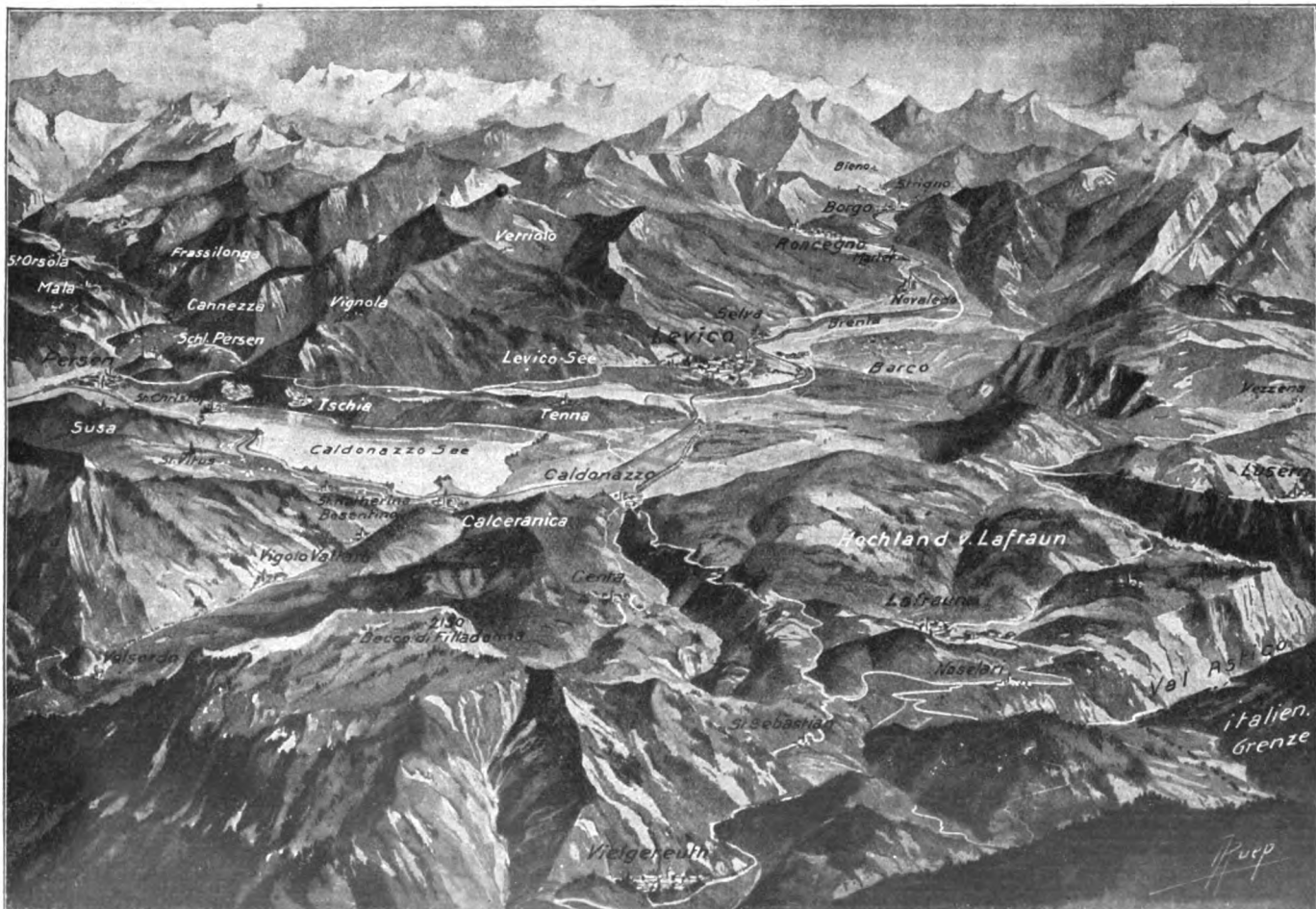
Nach ihrer endgültigen Niederlage bei den Selzer Schanzen versuchten es die Italiener mit einem Angriff gegen die Ponalestraße, deren Besitz ihnen ein rascheres Vorrücken auf Trient ermöglicht hätte. Am 9. April gelang es ihnen nach schwerer artilleristischer Vorbereitung, sich einiger vorgeschobener Gräben südlich Sperone zu bemächtigen. Auch im Suganatal (siehe untenstehende Vogelschaukarte) betätigten sie sich weiter durch Beschließung Caldonazzos an dem gleichnamigen See, wobei sie sich hauptsächlich die Bahnlinie nach Trient und den Bahnhof zum Ziel nahmen; doch trafen sie mit ihren Brandgranaten weniger diese als die vielen leerstehenden Sommerhäuser des Ortes, von denen eine ganze Anzahl in Flammen aufging. Ebenso wurden an diesem Tage die übrige Tiroler Front sowie die Zufahrtsstraßen und Ortschaften hinter der österreichisch-ungarischen Linie in der Gegend von Görz

durch die italienische Artillerie heimgesucht. — Am 11. April verloren die Italiener das bei Sperone gewonnene Gelände wieder durch einen flotten österreichisch-ungarischen Gegenangriff.

Im Gebiet des Gardasees fanden am nächsten Tage weitere Kämpfe statt, die sich um den Besitz der Ponalestraße drehten. Diese läuft von Riva aus zunächst an dem steilen Westufer des Gardasees hin, wobei sie von 65 Metern über dem Gardasee allmählich bis zu 200 Metern ansteigt. In zahlreichen kurzen Tunneln und Durchlässen in die Felswand gesprengt und gegen den See hin mit einer Schutzmauer versehen, bietet die Straße auf diesem Teil einem Angriff fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Weiterhin führt sie unterhalb des kleinen Ortes Sperone an dem 1527 Meter hohen Rocchetta, dem Lauf des Ponale folgend, in westlicher Richtung vom See ab und erreicht durch eine Schlucht den Ledrosee in dem gleichnamigen Tale. Dieses hatte seit Beginn des Krieges zwischen den Fronten gelegen. Jetzt bemühten sich die Italiener, seine Nordseite zu gewinnen: während kleinere Abteilungen bis Molina vordrangen, überquerten größere, von Artillerie unterstützt, den Ponale und drangen in eine vorgeschobene Sappe ein, doch mußten sie sich vor dem überall einschlagenden Feuer des Verteidigers schnell wieder zurückziehen. Ein Versuch der Italiener, wenn nicht die Straße selbst, so doch einige beherrschende Punkte der österreichisch-ungarischen Stellung zu gewinnen, scheiterte ebenfalls.

Am 15. April gelang es den Italienern mit großen Anstrengungen, das am 9. gewonnene, am 11. aber wieder eingebüßte Gelände bei Sperone zum zweitenmal in ihre Hand zu bekommen; ihrem weiteren Vordringen an dieser Stelle setzten jedoch die Österreicher und Ungarn den entschiedensten Widerstand entgegen.

Während die italienischen Truppen im Adamellogebiet den Grenzüßten Dossion di Genova besetzen konnten, miß-



Vogelschaukarte des Sogantales.



In einem Tiroler Kloster untergebrachte italienische Gefangene bei der Mahlzeit.

lang ihnen ein Angriff auf den Monte Scorluzzo südlich des Stilfser Jochs, wie auch ihr Vorgehen im Suganaabschnitt gegen die Stellungen auf den Höhen beiderseits Novaledo kräftig abgewiesen wurde. Bei Fliß und Pontebba belegte die österreichisch-ungarische Artillerie, ebenfalls am 13. April, die feindlichen Stellungen mit schwerem Feuer. Auch am Mzli Brh wurde wieder gekämpft: f. und i. Streitkräfte stürmten eine Vorstellung der Italiener und wiesen deren heftige Gegenangriffe an diesem und dem folgenden Tage blutig ab.

Am 14. nahmen die Italiener unter anderem die Spitze des Col di Lana unter Feuer. Dieser bildete auch in den nächsten Tagen das Ziel ihrer Angriffe. Diesmal sollte den Italienern endlich gelingen, was sie sich schon zu Beginn des Krieges zum Ziel gesetzt hatten. Die Maulwurfsarbeit im Dolomitengebirge erforderte viel Zeit und Mühe. Seit vier Monaten hatten die Italiener an der Untermünierung des Gipfels gearbeitet. Gegen hundert Zentner Sprenggelatine sollen in die Minenkammern gebracht worden sein. Kurz vor Mitternacht vom 17. auf den 18. April fand die Sprengung statt, die den Italienern den Besitz der beiden Gipfel des Col di Lana (2462 Meter) und einige Beute brachte. Der etwa 700 Meter nordwestlich davon gelegene Monte Sief blieb aber im Besitz der Österreicher und Ungarn. Von dort aus versuchten sie wiederum an den Col di Lana heranzukommen (siehe Bild Seite 400/401). Am 23. April meldeten sie, daß sie einen Stützpunkt nordwestlich des Gipfels nehmen und später, trotz aller Angriffe der Italiener, behalten konnten.

Die Sprengung des Col di Lana ist wohl das erste große Unternehmen vom Minenkrieg im Hochgebirge und deshalb technisch von hohem Interesse. Bis jetzt wurde ein unterirdischer Angriff großen Stils gegen Gebirgstellungen sozusagen als ausgeschlossen betrachtet. Die italienischen Mineure haben da unzweifelhaft Hervorragendes geleistet. Eine andere Frage bleibt natürlich, was der praktische Erfolg dieser monatelangen Arbeit war. Denn der Besitz einer Höhe mehr ist an und für sich noch kein Ergebnis, das eine solche Unternehmung wert ist. Höhen reihen sich an Höhen, immer wieder neu zu überwindende Hindernisse, an denen sich die Welschen die Köpfe auch in der Folge blutig rannten. Nordwestlich des Col di Lana liegt der 2426 Meter hohe Monte Sief in unmittelbarer Nähe, dann drei Kilometer nördlich der mit 2562 Metern die Umgebung beherrschende Selt Saß sowie die schroffen Hänge der Sella-gruppe, eine ununterbrochene Reihe von Felsenhöhen, angesichts deren man die Klage Barzini's versteht: „Haben wir eine Verteidigungsstellung der Österreicher und Ungarn in Händen, so ragt hinter ihr schon eine neue empor.“

Auch an anderen Teilen der Front wurde hart gekämpft. Während die Italiener mit heftigen Angriffen an der küsten-

ländischen Front bei Zagora abgeschlagen wurden, gelang dem wuchtigen Angriff der Österreicher und Ungarn am 18. April die Vertreibung des Feindes aus seinen vorgeschobenen Stellungen im Suganatal; dabei erlitt dieser schwere blutige Verluste und büßte auch über 600 Mann an unverwundeten Gefangenen sowie 4 Maschinengewehre ein. Ein Gegenangriff der Italiener am 19. verlief ergebnislos, kostete ihnen aber von neuem große Opfer, und auch Tags darauf erging es ihnen nicht besser. — Am 21. wollten die Italiener vom Col di Lana aus zwischen Selt Saß und Monte Sief weiter vordringen, erlitten aber schon im österreichisch-ungarischen Abwehrfeuer große Verluste. Ebenso wenig Erfolg hatten ihre Nachtangriffe östlich Monfalcone und auf dem südlichsten Teil der Front.

Auch die italienische Luftflotte machte neue Anstrengungen: am 17. April kreisten zwei ihrer Flieger über der offenen Stadt Triest und töteten einige Bewohner durch Bombenwürfe. Österreichisch-ungarische Flieger, die sofort zur Abwehr aufgestiegen

waren, verfolgten den Feind bis Grado und erzielten dort einen Treffer auf ein italienisches Torpedoboot. Am 20. April folgte ein abermaliger Luftangriff auf Triest durch sieben italienische Flieger. Diese wurden aber durch das f. und i. Abwehrfeuer verhindert, sich so weit heranzulassen, daß ein wirksamer Angriff auf militärische Einrichtungen möglich gewesen wäre; wohl aber wurden durch ihre aus großer Höhe abgeworfenen zahlreichen Bomben vier Personen aus der Bevölkerung auf der Stelle getötet, andere schwer verwundet. Eine der Bomben traf die Klosterschule der Salesianerinnen, in der gerade mehrere hundert Kinder aus ärmeren Kreisen zu einem Nachmittags-gottesdienst versammelt waren; von den Schülerinnen wurden fünf durch den Bombenwurf verstümmelt. Gegen diese an Unschuldigen begangenen Untaten nahm der österreichisch-ungarische Heeresbericht mit den Worten Stellung: „Durch diesen Angriff hat der Feind jedes Recht und jeden Anspruch auf irgendwelche Schonung seiner Städte verwirkt.“ Hiernach waren scharfe Gegenmaßnahmen zu erwarten.

Am 22. April drückten die Italiener von neuem auf den Südweststrand der Hochfläche von Doberdo, während im übrigen Küstenland und auch weiter nördlich lediglich die Artillerie tätig war. Auf der Hochfläche von Doberdo versuchten Bersaglieri, die Südecke der österreichisch-ungarischen Stellung anzubrechen. In drei Armen fließt hier der Timavo aus dem Karst, um nach einem Lauf von zwei Kilometern unterhalb des Felsens von Duino in die Adria zu münden. Das flache, sumpfige Vorfeld dieses Flusses kam der Verteidigung zustatten, weil es dem Angreifer das unbemerkte Herankommen unmöglich machte. Andere Umstände wieder begünstigten diesen. So seine feste Stellung auf dem Bergfelsen La Rocca oberhalb Monfalcone, die ihm die Ansammlung größerer Streitkräfte bei vorzüglicher Deckung erlaubte; zugleich konnte ein von hier aus angelegter Angriff durch die schweren Lagunenbatterien in der Nähe der Sonzomündung wirkungsvoll vorbereitet werden. Aus dieser Stellung heraus brachen die Italiener drei Nächte nacheinander in wütenden Sturmangriffen gegen die Höhen östlich Monfalcone und gegen die Ballonestrake vor; aber jedesmal wurden sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Bereits am 24. April mußten sie ihre Anstrengungen einstellen und sich eingestehen, daß ihre Unternehmung völlig fehlgeschlagen war.

In dem benachbarten Gefechtsabschnitt, nordwestlich San Martino, waren die Österreicher und Ungarn die Angreifer. Sie drangen in die feindlichen Stellungen ein, vernichteten die dort aufgestellten schweren Minenwerfer, nahmen Sprengungen vor und gewannen nach Erfüllung ihrer Aufgabe wieder ihre Ausgangsstellung. Also ein voller Erfolg, den der italienische Tagesbericht sehr zu Unrecht als

eine Abweisung österreichisch-ungarischer Angriffe darzustellen bemüht war.

Am 25. April griffen die Italiener am Südwestrande der Hochfläche von Doberdo östlich Selz an. Sie hatten gewaltige Verstärkungen herangezogen und suchten mit breiter, tiefgegliederter Front einzubringen, während gleichzeitig ihre schweren Batterien an der Küste und auf der Lagune den Rand der Hochfläche zwischen Monfalcone und Selz mit Granaten besäten. Doch hinderte dies die tapferen Verteidiger nicht, sich der Italiener nicht allein zu erwehren, sondern auch ihrerseits zum Gegenstoß vorzubringen und die Angreifer in ihre alte Stellung zurückzuwerfen. — Am Col di Lana setzten die k. und k. Artillerie und die Kaiserjäger in diesen Tagen auch ihre Bemühungen zur Zurückgewinnung des Gipfels fort, während die Italiener im Suganaabschnitt sogar gezwungen wurden, ihre Stellungen zwischen Botto und Roncigno vollständig zu räumen.

An der ganzen Isonzofront war inzwischen die italienische Artillerietätigkeit wieder sehr lebhaft gewesen, und am 26. April ging auch die Infanterie erneut vor. Doch sah sie sich an mehreren Stellen alsbald wieder in die Verteidigung gedrängt. So nördlich Flitsch. Hier hatten die Österreicher und Ungarn erst vor kurzem wichtige feindliche Stellungen am Südosthang des Rombon genommen. Nun griffen sie, um ihren Erfolg auch auf den Südhang des Berges auszudehnen, nach einem wirkungsvollen Feuerüberfall die dort eingegrabenen Alpini an, deren völlige Erledigung ihnen glückte. Auch am Tolmeiner Brückenkopf waren die k. und k. Truppen erfolgreich. — Auf der Hochfläche von Doberdo nahmen die heftigen Kämpfe ihren Fortgang. Vor allem richteten die Italiener ihre Sturmangriffe gegen die Schanzen östlich Selz; aber obwohl sie keine Opfer gescheut hatten, wurden sie schließlich doch auf tiefer gelegene Staffeln zurückgeworfen.

Während vom 27. nur geringe Gefechtsaktivität gemeldet wurde, nahmen die Italiener am 28. die Beschließung des Doberdogebietes abermals auf; auch gegen den Görzer Brückenkopf und zahlreiche Orte hinter der österreichisch-ungarischen Front richteten sie heftiges Feuer. Am den Col di Lana entbrannten an demselben Tage neue Nahkämpfe, durch die indessen keinerlei Änderung der Lage herbeigeführt wurde. — Am 28. April erfolgte auch ein Angriff österreichisch-ungarischer Flieger auf die Bahnhöfe Cormons und San Giovanni di Manzano.

Zu Nahkämpfen kam es am 29. im Adamellogebiet, wo italienische Abteilungen vom Dossin di Genova aus gegen die k. und k. Stellungen am Topetepaß anstürmten. — Auch Luftkämpfe fanden an diesem Tage statt: österreichisch-ungarische Flieger bewarfen die italienischen Barackenlager bei Villa Vicentina mit Bomben; sie wurden dabei in einen Kampf verwickelt, in dem sie siegreich waren. Bei San Daniele del Friuli geriet ein einziger k. und k. Flieger mit vier italienischen Flugzeugen ins Gefecht; eines von diesen mußte im Sturzflug niedergehen, und auch die drei übrigen unterlagen.

Am 30. April gingen die Italiener wieder vom Grenzhang des Dossin di Genova aus vor, um durch den Topetepaß und den Fargoridapaß in das mittlere Val di Genova einzudringen. Am Rand eines riesigen Gletschers im Raume des Fargoridapasses stießen sie in über 2000 Meter Höhe auf die

Stellungen der Österreicher und Ungarn, an denen ihr Ansturm aber auch diesmal wieder zerfiel.

Der italienische Tagesbericht vom 28. April hatte Klage darüber geführt, daß im Heere der Gegner in zunehmendem Maße Explosivgeschosse verwendet würden. Demgegenüber stellte der österreichisch-ungarische Heeresbericht fest, daß auf italienischer Seite die Verwendung von Explosivgeschossen und Gasgranaten, die Beschließung deutlich gekennzeichnete Sanitätsanstalten, Kirchen, Klöster, und andere derartige Verletzungen des Völkerrechts so häufig seien, daß nur noch ausnahmsweise über sie berichtet werden könne.

Ein Rückblick auf die geschilderten Ereignisse an der italienischen Front läßt erkennen, daß auch im April die mancherlei Ansätze der Italiener zu größeren Fortschritten fast überall in den Anfängen stecken blieben, während die österreichisch-ungarischen Streitkräfte mehr und mehr aus der Verteidigung zum Angriff übergehen und an vielen Stellen wichtige Frontverbesserungen erzielen konnten.

* * *

Auf der gesamten russischen Front dauerte die seit dem 28. März herrschende verhältnismäßige Ruhe auch weiterhin an. Erst am 21. April hatten im Südosten die Österreicher und Ungarn wieder einmal einen heftigeren Vorstoß der Russen abzuweisen, der sich gegen ihre Stellungen nördwestlich Dubno richtete. Es gelang schon dem k. und k. Artillerie- und Maschinengewehrfeuer, die Anstürmenden zurückzuschlagen, so daß es zum Nahkampf gar nicht erst kam. Vom 23. ist nur ein Versuch der Russen zu berichten, östlich Dobronou eine Mine zu sprengen, bei dem sie aber nur in ihren eigenen Gräben Verheerungen anrichteten. Lebhafter wurde es in den nächsten Tagen an der Strypafront (siehe untenstehendes Bild). Im Südteil dieses Abschnittes waren die beiderseitigen Linien 400 bis 1200 Meter voneinander entfernt, und die Russen bemühten sich nun, diesen Zwischenraum nach Möglichkeit zu verringern. Doch waren auch die Österreicher und Ungarn keineswegs untätig. Bei Trybuchowce überrannten sie feindliche Stellungen in einem Nachtangriff und hielten sie gegen mehrere russische Gegenstöße. Auf dem Nordabschnitt der Strypafront bei Dobropole trieben die Russen eine Sappe vor, in der sie sich zum Minenkampf einrichteten. Die Österreicher und Ungarn kamen aber der drohenden Belästigung alsbald zuvor: Honvede überfielen bei Nacht die neue Stellung des Gegners und machten



Phot. Welt-Press-Photo, Wien.

Ordensverleihung im Schützengraben an österreichisch-ungarische Soldaten, die sich bei der Abwehr der russischen Strypa-Offensive auszeichneten.



Erbitterter Nahkampf am Col di Lana: N
Nach einer Originalzeichnung



Griff österreichisch-ungarischer Infanterie.
Professor Anton Hoffmann.

einen Teil der Besatzung nieder, während der Rest gefangen abgeführt wurde.

Am 28. April warfen Abteilungen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand den Feind aus seinen überhöhten Vorstellungen

nördlich Mlynow an der Jtwa, von denen aus die Russen ihren Gegnern durch wochenlange Angriffe lästig gefallen waren und bisweilen auch kleinere Vorteile errungen hatten. Dem warnunmehr ein Riegel vorgeschoben. Russische Versuche, die ursprüngliche Lage hier wiederherzustellen, führten nur zu vergeblichen Opfern.

Im Nordosten, wo Russen und Deutsche einander gegenüberstanden, blieben die Kämpfe im Abschnitt von Dünaburg (siehe obenstehendes Bild) lebhaft, wenn auch Unternehmungen größeren Stils des Wetters und der Verhältnisse wegen zunächst noch unmöglich waren. Am heftigsten wurde bei Garbunowka im Raume nordwestlich Dünaburg gekämpft. Hier griffen die Russen am 20. April und den beiden folgenden Tagen in der Stärke eines Regiments an und erlitten beträchtliche Verluste.

Deutscherseits wurden am 20. bei der Armee des Grafen v. Bothmer die Bahnanlagen von Tarnopol im Luftangriff mit Bomben belegt. Auch Molodeczno wurde, am 24., wirksam von deutschen Fliegern heimgesucht und Tags darauf die russischen Flugplätze von Dünaburg schwer beschädigt. Erfolgreiche Luftangriffe auf die Werke, den Hafen und die Bahnanlagen von Dünamünde, auf die Magazine von Rieczna und auf mehrere russische Flughäfen schlossen sich in den nächsten Tagen an.

Auch über die See erstreckte die deutsche Luftflotte ihre Tätigkeit: ein Geschwader von zehn Flugzeugen griff am 22. April die russische Flugstation Papenholm auf der Insel Osel an; dabei wurde mit 45 Bomben eine vernichtende Wirkung erzielt und ein russisches Flugzeug, das zur Abwehr



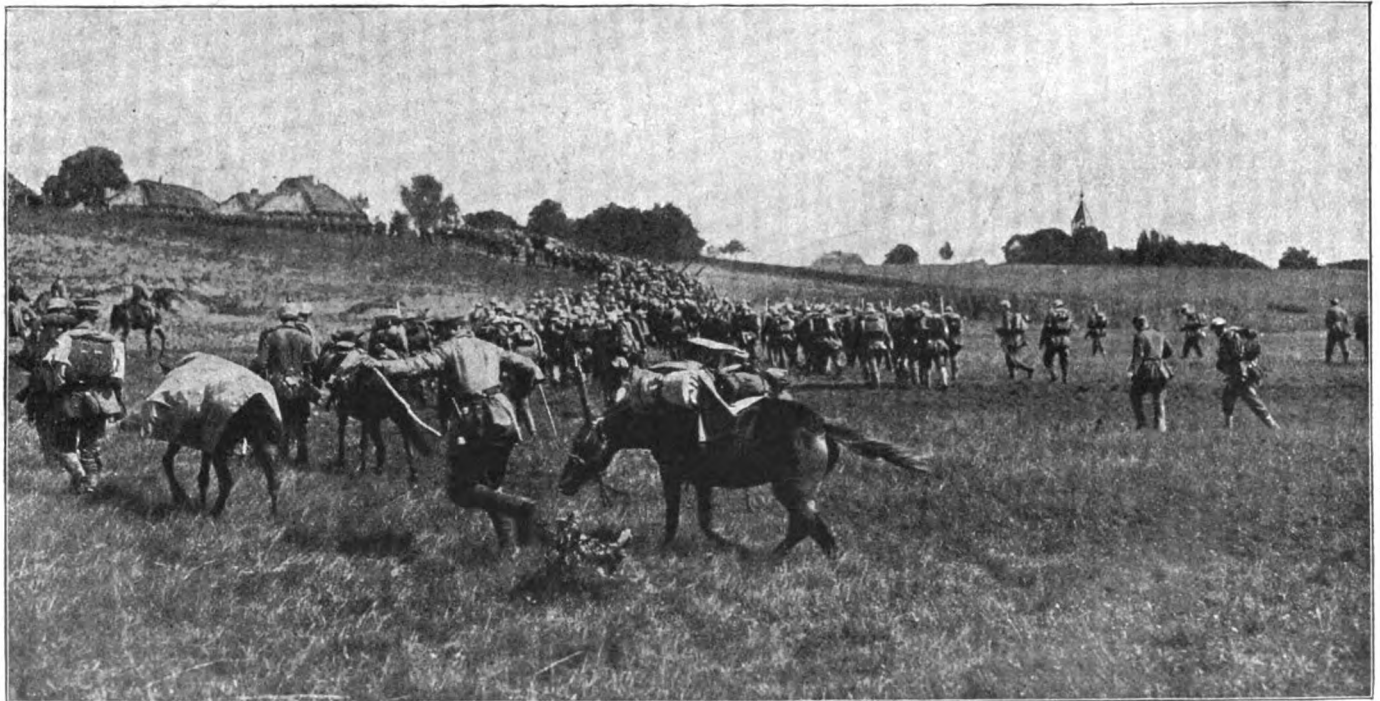
In den Schützengräben vor Dünaburg. Entwässerungsarbeiten in den Zugängen zu den Schützengräben.

aufgestiegen war, zu schleuniger Landung gezwungen. Am 27. ereignete sich im Rigaischen Meerbusen ein heftiger Kampf zwischen drei deutschen Flugzeugen und dem russischen Linienschiff „Slawa“. Die Deutschen warfen 31 Bomben auf das Schiff ab und erzielten mehrere Treffer mit starker Brandwirkung, während das von den Geschützen der „Slawa“ eröffnete Abwehrfeuer keinen Schaden tat.

Zu einer größeren Unternehmung schritten die Deutschen am 23. April gegen die zwischen Narocz- und Wiszniewsee zusammengezogenen starken russischen Kräfte. Um vier Uhr morgens eröffneten sie den Kampf mit einer schweren Beschießung des Abschnittes bei Blizniti südlich des Naroczsees. Das Gelände besteht hier aus einem Hochmoor mit vereinzelt Wäldchen und Kieferngebüsch, die von Sanddünen durchsetzt sind. Nach sechsstündiger Beschießung, die sich zeitweilig bis zum Trommelfeuer steigerte, war ein großer Teil der russischen Gräben eingeebnet, so daß die deutsche Infanterie zum Sturm vorgehen konnte (siehe die Kunstbeilage). In rascher Folge nahm sie vier hintereinander liegende feindliche Stellungen, womit ihre Aufgabe bereits gelöst war. In ungestümem Vorwärtsdrang eroberten die Deutschen aber darüber hinaus noch die russischen Gräben bis Stachowczy und Samaroticha. Waren schon hierbei die blutigen Verluste der Russen ungeheuer schwer gewesen, so stiegen sie noch ganz erheblich bei mißlungenen Nachtangriffen zur Wiedergewinnung des verlorenen Raumes. An Gefangenen bühten die Russen 5600 Mann ein. Nach so bedeutenden Verlusten fühlten sie sich vorerst zu nochmaligen Gegenstößen zu erschöpft, so daß die Deutschen im Besitze des Errungenen unangefochten blieben.

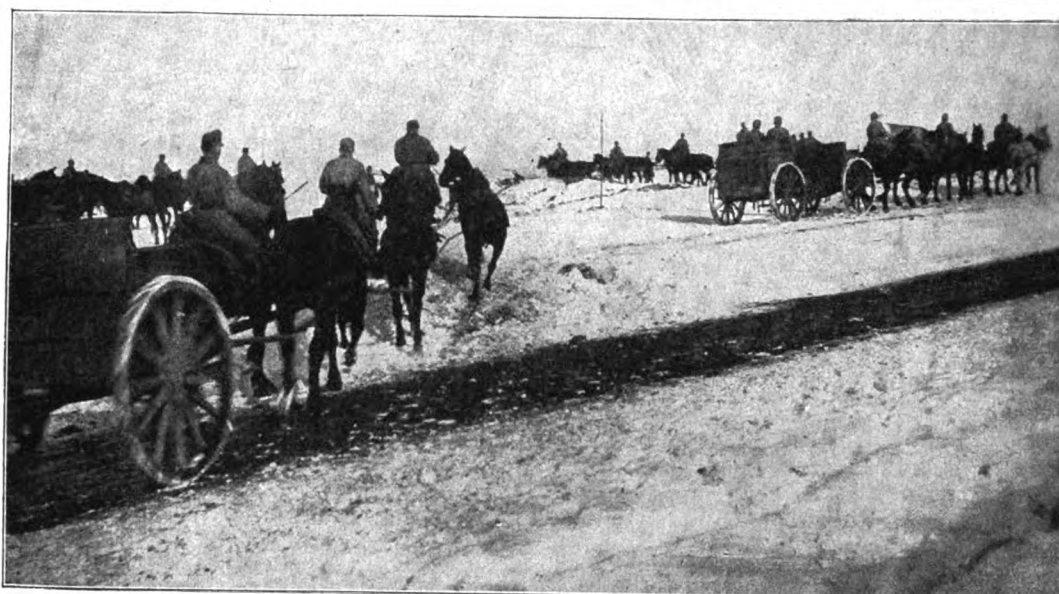
* * *

Das russische Vorgehen gegen die Türken in Hoch-



Vorgehen deutscher Infanterie zum Sturm.

Phot. G. Berger, Potsdam.



Auffahrende österreichisch-ungarische Artillerie an der galizischen Front bei Tarnopol. Phot. Welt-Press-Photo, Wien.

armenien geriet nach der Einnahme von Trapezunt ins Stocken. Im südlichsten Teil dieser Front, im Raume von Bitlis, muhten die Russen, um gegen Persien und Mesopotamien Raum zu gewinnen, vor allem die Pässe des armenischen Taurus zu gewinnen trachten. Dies war den Türken nicht entgangen, und sie waren nicht gewillt, es den Russen leicht zu machen. Am 22. April traten sie ihnen bei Motiki südlich Bitlis entgegen, brachten ihnen größere Verluste bei und warfen sie in blutigen Gefechten gegen Bitlis zurück. — Ein vierstündiger, für die Russen ebenfalls unglücklicher Kampf entbrannte auch vom Berge Rozma bis östlich Musch. In weiteren Gefechten, die sich vom Berge Kop, in 2600 Meter Höhe, bis östlich Mischale ausdehnten, wurden die Russen nicht nur an weiterem Vordringen erfolgreich verhindert, sondern sogar von der Nordseite des Berges abgedrängt.

Im Tschorotgebiet, dem Mittelpunkt der türkischen Verteidigung, war die russische Vorwärtsbewegung zum völligen Stillstand gekommen. Am 22. April vermochten auch hier, in der Gegend von Mamahatun, die Türken zu einem kräftigen Stoß auszuholen und den Russen empfindlich Abbruch zu tun.

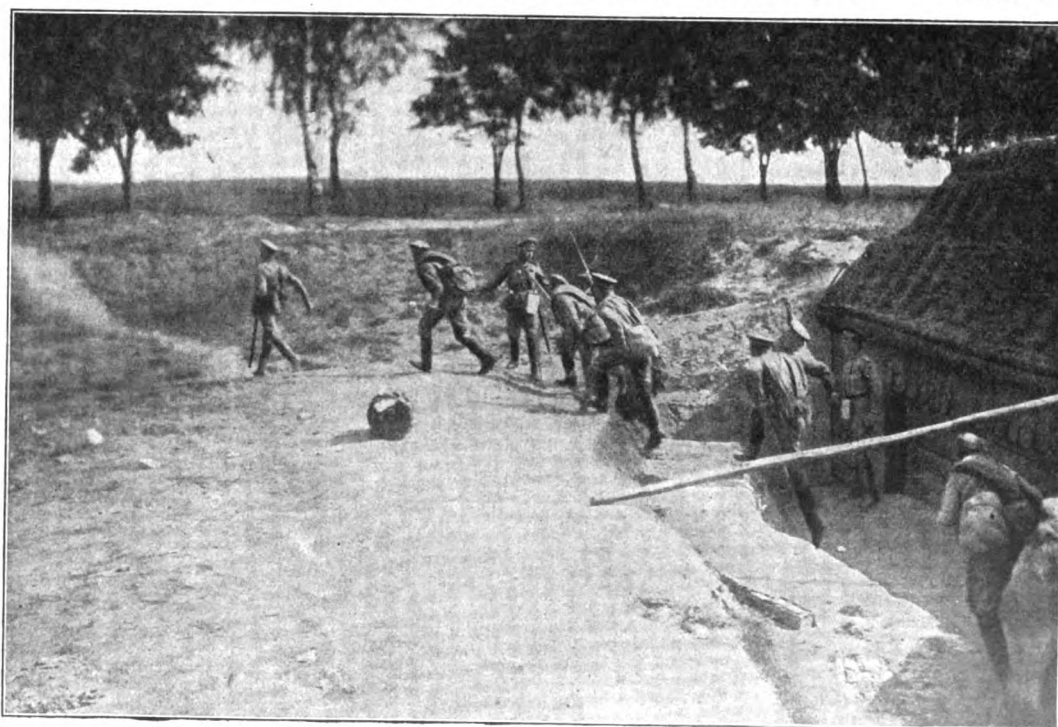
An der Küste versuchten die Russen am 21. von Trapezunt nach dem Süden vorzurücken, wurden aber im Abschnitt von Djevizlik zum Stehen gebracht. Kleinere, für die Türken glückliche Gefechte spielten sich westlich Trapezunt an der Küste ab. Auf dem Schwarzen Meer lebte eine sehr lebhafteste Tätigkeit deutscher Unterseeboote ein. Nach russischer Meldung sollten neuerdings fünf solche zur Verstärkung der dortigen türkischen Seestreitkräfte angelangt sein. Jedenfalls wurden deutsche U-Boote vielfach gesichtet, so vor Batum, Sebastopol, Trapezunt. An letztgenannter Stelle wurde der 3000 Tonnen verdrängende russische Dampfer „Kjem“ versenkt. Ein in derselben Gegend erfolgender anderer U-Boot-Angriff auf ein russisches Segelschiff wurde durch zwei russische Torpedobootzerstörer unterbrochen. Das U-Boot ließ sich mit einem von diesen in einen Kampf ein; als dann aber

noch ein weiteres russisches Schiff nahte, entzog sich das deutsche Fahrzeug durch Tauchen der feindlichen Übermacht.

Auch türkische Seeflugzeuge setzten der russischen Kriegs- wie Handelsflotte mehrfach zu, unter anderem bei Sinope, wo ein russisches U-Boot nach eigener Meldung in aufregendem Kampf mit einem türkischen Wasserflugzeug schweren Schaden erlitt.

Inzwischen waren auch, wie wir auf Seite 381 bereits erwähnten, die Kämpfe in Mesopotamien, die seit dem 17. April auf beiden Ufern gewütet hatten, mit einer Niederlage der Engländer zum Abschluß

gekommen. Alle ihre Versuche, der in Kut-el-Amara eingeschlossenen Armee Rettung zu bringen, waren gescheitert. Mit seinem lächerlichen Vorschlag, gegen Überlassung seiner Kriegskasse von 20 Millionen Mark und der gesamten Artillerie freien Abzug zu erhalten, von den Türken abgewiesen, hatte sich Townshend (siehe Bild Seite 406) diesen nach 143tägiger Belagerung bedingungslos am 29. April ergeben müssen. Mit ihm wurden 5 Generale, 277 englische und 274 indische Offiziere und 13 300 Soldaten zu Gefangenen gemacht. Obwohl der Feind vor der Kapitulation einen Teil der Geschütze, Gewehre und Kriegsmaterial zerstört und das übrige in den Tigris geworfen hatte, ergab sich noch eine große Beute, die mit leichten Ausbesserungen brauchbar war, nämlich 40 Kanonen verschiedener Kalibers, 20 Maschinengewehre, fast 5000 Gewehre und eine große Menge Artillerie- und Infanteriemunition, ein großes und ein kleines Schiff, die sofort wieder verwendet wurden, 4 Automobile, 3 Flugzeuge und eine Menge Kriegsgerät. Die in den Fluß geworfenen Waffen und die Munition wurden nach und nach geborgen. Die Aufgabe der türkischen Truppen bestand auf der einen Seite darin, die Ausfallversuche aus den in mit allen Mitteln der modernen Technik furchtbar verschanzten Stellungen des belagerten Feindes zu verhindern, auf die man jeden Augenblick gefaßt sein mußte. Andererseits muhten sie ebenso die



Alarm in einem russischen Unterstand. Eine feindliche Patrouille wird gemeldet. Phot. Vereenigde Goldkruis, Amsterdam.



Russische Kavallerie in einer Landschaft des Kaukasus.

Phot. Welt-Anst.-Dienst, Berlin.

wiederholten heftigen Angriffe des Feindes abweisen, die jeden Tag, im Hinblick auf den Entsatz von Kut-el-Amara, stärker wurden. Den Leib bis zur Hälfte im Sumpf, im Kampf mit allen Schwierigkeiten der Jahreszeit und des Klimas haben die türkischen Soldaten ihre Aufgaben erfüllt. Sie konnten aber auch mit vollem Recht auf ihren glänzenden Sieg stolz sein, den sie über die englischen Waffen davongetragen haben. Bedeutete er für die Engländer doch weit mehr als den Verlust einer ganzen Armee: der Glaube an ihre Unbesiegbarkeit war bei der ganzen asiatischen Bevölkerung zunichte gemacht, die Furcht vor der englischen Macht, von der sich die Asiaten geradezu märchenhafte Bilder gemacht hatten, war geschwunden. Die Türken aber gewannen nach allen Richtungen hin neue Handlungsfähigkeit, mit verstärkter Macht da aufzutreten, wo es ihnen nötig erscheinen sollte, der Fortschritt der Russen im Kaukasus war in Frage gestellt und für England und seinen Krieg gänzlich bedeutungslos geworden.

Im Gebiet von Katia am Suezkanal waren seit dem 12. April größere Kämpfe im Gange, über die aber lange Zeit nichts Zuverlässiges in Erfahrung zu bringen war. Schließlich bequemten sich die Engländer zu dem Eingeständnis, daß sie Dorf und Dase Katia nach schweren Kämpfen räumen mußten (siehe Bild Seite 405). Katia liegt etwa 50 Kilo-

meter östlich des Suezkanals an der Karawanenstraße von El Kantara am Kanal nach Syrien (siehe Karte Band I Seite 399). Wie die Türken meldeten, rieben sie am 23. April 4 Schwadronen feindlicher Kavallerie fast völlig auf; nur wenige Überlebende konnten sich durch Flucht auf Katia retten. Nun erfolgte ein türkischer Sturmangriff auf die Verschanzungen von Katia, bei dem das feindliche Lager zerstört und die Besatzung, soweit sie nicht den Tod fand, zur Flucht gegen den Suezkanal gezwungen wurde. Die Türken nahmen dem Feind 240 Lasttiere, 120 Kamele, 67 Zelte, 220 Sättel, 57 Kisten Munition, 100 Gewehre, 2 Maschinengewehre, 163 Säbel und eine Menge Bajonette, Konserven und andere Gegenstände ab. Tags darauf machten neun englische Flieger einen Angriff auf Katia, wo sie auf das türkische Lazarett trotz des deutlich sichtbaren roten Halbmonds (siehe auch den Artikel und die Bilder Seite 416) 70 Bomben abwarfen, durch die mehrere Verwundete getötet wurden. Türkische Flieger, die zur Verfolgung des Feindes aufstiegen, erzielten mit Bombenwürfen und Maschinengewehrfeuer gute Wirkung gegen ein englisches Kriegsschiff vor El Arisch, einige Dampfer auf der Reede von Port Said, militärische Einrichtungen in diesem Hafen und die englischen Truppenlager von Port Said bis El Kantara.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Ein leichtsinniger Streich.

Von Walter Bloem.

I.

Es war an einem der letzten Augusttage 1915. Seit die Armee nach dem Falle von Bultust den Narew überschritten, hatten wir den Russen in zähem Vorwärtsdrängen aus einer Stellung nach der anderen hinausgeworfen. Heute hatte er sich am Ostabhang eines flachen Tales festgesetzt, durch das sich ein verumpftes Fläckchen hindurchschlängelte, die W e r e t e j k a. Nach der Karte schien es ein ganz unbedeutendes Rinnäsal. Immerhin mochte es für den letzten Anlauf ein nicht unbeträchtliches Hindernis sein. Befehl: die Division greift an und gewinnt heute den Höhenrand westlich des Flusses. Morgen Sturm über den Fluß hinweg auf die Stellung am Osthang.

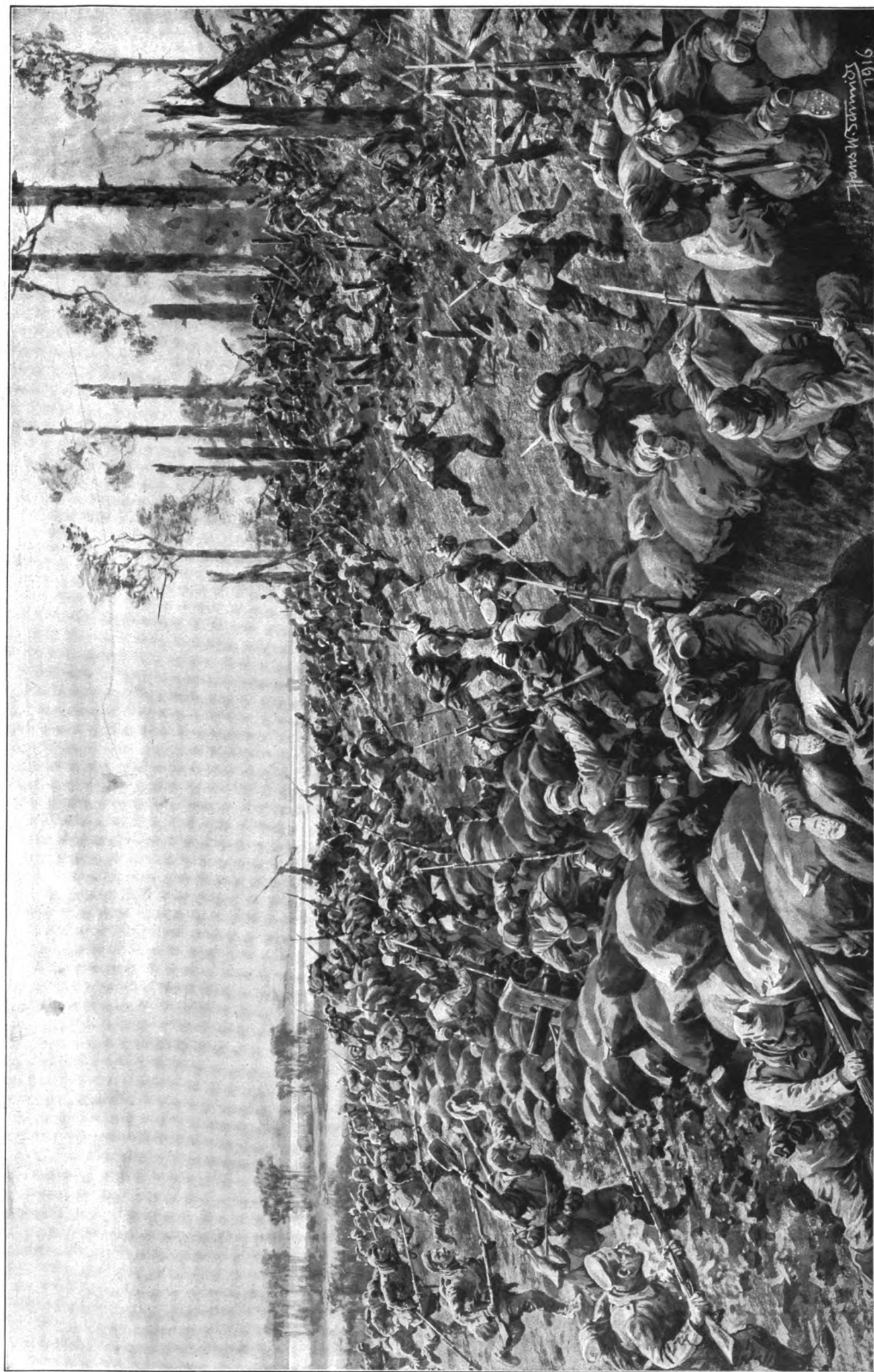
Die Artillerie übernahm die Vorbereitung. Dann griffen

wir in den Nachmittagstunden an, der Gegner räumte bei unserem ersten Anlauf nach kurzem Gefecht die Westseite des Tales und zog sich auf das Ostufer zurück, nachdem er, wie gewöhnlich, sämtliche Dörfer des Westufers hatte in Flammen aufgehen lassen.

Als wir den westlichen Höhenrand erreicht hatten, sahen wir das flache Tal zu unsern Füßen liegen. Von den feindlichen Batterien des Ostufers her schlug uns ein recht lebhaftes Artilleriefeuer entgegen. Wir gruben uns ein, stellten Telefonverbindung mit dem Regiment her und erhielten den Befehl, festzustellen, wie breit und tief der Fluß sei, und ob ein Übergang im feindlichen Feuer ohne allzu schwere Opfer möglich sein würde.

Ich gab meine Befehle aus, und während die Patrouillen meiner Kompanien, heftig beschossen, zum Fluße niederstiegen, musterte ich durchs Glas die weite Niederung.

Überall stiegen die massigen Qualmsäulen der brennenden



Sturm der westfälischen Truppen auf die russischen Feldstellungen am Narocz-See und Ladischky-Bruch.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt



Dörfer ins abendlich durchgoldete Himmelsblau, wandelten sich droben in Wolken und standen dort unbeweglich, von der Scheidesonne rötlich angestrahlt. Gerade vor der Stellung meines Bataillons lag ein reiches, prächtiges Dorf im Grund, ein stattliches Gutshaus in der Mitte. Golynka war es auf der Karte benannt. Von seinen Rändern knatterte Gewehrfeuer meinen Patrouillen entgegen. Eine breite Holzbrücke, die zu einem Haupteingang führte, ging eben in Flammen auf.

Weiter rechts, schon nicht mehr im Gefechtsstreifen meines Regiments, konnte ich eine Holzbrücke erkennen, die etwa 3 Kilometer südlich des Dorfes mitten im Wiesengelände lag. Das helle Leuchten ihres Holzes gab Kunde, daß es sich um eine Kriegsbrücke handelte, die die russischen Pioniere jedenfalls vor kurzem erst angelegt hatten, um den Rückzug ihrer Artillerie und der Kolonnen zu erleichtern. Eben waren Kosaken bemüht, sie anzuzünden, aber das Feuer des Nachbarbataillons vertrieb sie, ehe das frische Plankenwerk Feuer gefangen hatte. Da würde man also hinüber können.

Inzwischen hatte unsere Artillerie die Dörfer des Ostanges und die abziehenden Kosakenkolonnen unter ein recht wirksames Feuer genommen, und plötzlich züngelten Flämmchen auf den Dächern von Golynka — sei es, daß unser Geschützfeuer gewirkt hatte, sei es, daß der Feind sich von selber entschlossen hatte, auch das Ostufer zu räumen.

Ich machte Meldung und zog, da das feindliche Artilleriefeuer nachließ, meine Feldküchen heran, befahl auch den Kompanien, sich für die Nacht einzurichten. Nach dem Divisionsbefehl sollte der Fluß ja erst am Morgen überschritten werden. Inzwischen kamen die Patrouillen zurück, und meine Kompanieführer meldeten mir als Ergebnis unserer Aufklärungsversuche, daß der Fluß drei bis vier Meter breit und etwa mannstief sei, starke Strömung habe und selbst für Infanterie kaum ohne Brücken zu über-

schreiten sei. Die Brücke bei dem Dorf sei abgebrannt. — Schon hatten wir begonnen, es uns bequem zu machen, soweit davon im feindlichen Feuer auf blanker Ebene die Rede sein konnte. Da kam Befehl: die Division hat den Fluß noch heute zu überschreiten und sich auf dem Osthang festzusetzen. Zusatz des Regiments: Bataillon Bloem überschreitet den Fluß nördlich Golynka. Behelfsbrücken sind nötigenfalls herzustellen.

Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich wußte aus den Meldungen meiner Patrouillen, daß es unmöglich sein würde, ohne Heranziehung des Divisions-Brückentrains, der noch weit zurück sein mußte, den Wasserlauf zu überschreiten. Aber ich hatte ja die Brücke rechts von mir entdeckt. Allerdings lag die, wie gesagt, schon im Gefechtsstreifen des Nachbarregiments, und außerdem bedingte ihre Benützung einen Umweg von zweimal drei Kilometern, aber das schien mir das kleinere Übel, und mit der Nachbartruppe würde ich mich schon verständigen. Ich fertigte also eine rasche Skizze der Lage an und schickte einen meiner Husaren ans Regiment mit der Meldung, daß ich mich auf eigene Verantwortung entschlossen hätte, vom Wortlaut des Regimentsbefehls abzuweichen und die vorhandene Brücke zu benutzen. Ich befahl den Kompanien, schnell abzueilen und sich dann nach der Brücke drei Kilometer südlich Golynka in Marsch zu setzen, wo ich das Bataillon erwarten und den Übergang leiten würde. Dann sah ich auf und ritt mit meinem Adjutanten und dem noch verbleibenden Meldereiter in der Richtung auf die Brücke ab, um den besten Zugang durch das Wiesengelände auszukundschaften, denn es war inzwischen völlig dunkel geworden.

Rechts von mir hatte im Gefecht unser drittes Bataillon gestanden. Ich hatte mir bereits die Gewißheit verschafft, daß dessen Führer ebenso wie ich sich entschlossen hatte, aus dem Gefechtsstreifen des Regiments herauszugehen und die bewakte Brücke zu benutzen. Er war schon vor einer



Zu dem türkischen Erfolg am Suezkanal: Freischärler aus Medina vertreiben die Engländer aus der Dase Katia.
Nach einer Originalzeichnung von Max Tille.



General Townshend mit seinem Stabe bei einer Beratung in seinem Hauptquartier in Kut-el-Amara vor der Übergabe an die Türken.

Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.

halben Stunde, sofort nach Einbruch der Dunkelheit, aufs Ostufer übergegangen: es hatte also kein Bedenken, daß ich mich mit meinen zwei Begleitern allein so weit vorwagte.

Es stellte sich heraus, daß der Übergang über die sumpfige Wiese zu der Brücke in der Tat recht schwierig war. Wir mußten abhaken und dem Husaren unsere Pferde zum Halten geben. So stapften wir beide, mein Adjutant und ich, in der schwarzen Finsternis recht mühselig über die bald schlammige, bald mit dicken Grashöckern bewachsene Wiese, fanden aber schließlich doch die Brücke, die von einer Wache des dritten Bataillons gesichert war. Jetzt sandte ich meinen Leutnant zurück, damit er das Bataillon nachführe, ging für meine Person über die Brücke, fand drüben das dritte Bataillon wartend gelagert und plauderte mit seinem Führer, der Ankunft meiner Kompanien harrend.

Nach etwa einer halben Stunde hörte ich von drüben, vom Westufer her, meinen Namen rufen. Ich antwortete und gab das vereinbarte Richtungszeichen, indem ich ein Zündholz nach dem andern anzündete und brennend in die Höhe warf. Nach kurzer Zeit erkannte ich die Stimme meines Adjutanten, und gleich darauf trat er auf der Mitte der Brücke mir entgegen.

„Nun — was gibt's?“

„Herr Hauptmann, der Herr Oberstleutnant ist nicht damit einverstanden, daß das Bataillon auf dieser Brücke, also südlich von Golnufa, den Übergang bewerkstelligt. Er hat das Bataillon angehalten, ihm befohlen, sich an das erste Bataillon anzuhängen, das auf Höhe des Nordrandes des Dorfes angelegt ist und dort übergehen soll.“

Ich überlegte einen Augenblick. Ich war trockenen Fußes aufs Ostufer gekommen und hatte wenig Lust, den schauerhaften Tüppelweg über die Höckerwiese noch einmal zurückzumachen und hinter dem Bataillon dreinzujagen. Entweder das 1. Bataillon brachte das Kunststück fertig, in der dunklen Nacht und ohne Brückentrain über das breite Gewässer hinüber zu kommen — nun, dann kam mein Bataillon auch ohne mich nach. Oder es erwies sich als undurchführbar — und dann würde der Herr Regimentskommandeur sich am Ende doch noch entschließen müssen, nachzumachen, was ich befohlen hatte,

und die beiden Bataillone auf der uns von den Russen hinterlassenen Wiesenbrücke hinüberzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Offiziere daheim.

Ein Feldpostbrief von der Ostfront.

4. April 1916, abends.

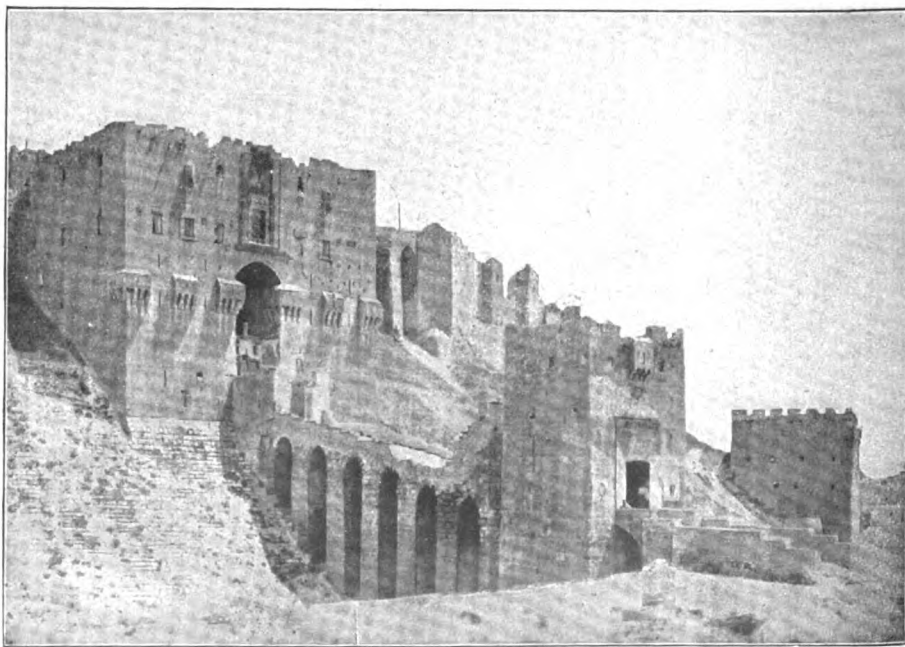
Lieber Herr M.!

Ich halte es nicht für unmöglich, daß ich in meinem vorletzten Brief etwas geklagt habe über Schlaflosigkeit und mangelnde Eklust, und daß ich diese Abel der Aufregung zugeschrieben habe. Sollte dies der Fall sein, dann kann ich jetzt, wie auch schon im letzten Brief, berichten, daß es mir wieder ganz ausgezeichnet geht. Was unsere Oberste Heeresleitung veröffentlicht, zeigt Ihnen, was wir hier geleistet haben, und ich kann dem nur hinzufügen, daß der letzte Bericht: „der Angriff ist in Sumpf und Blut erstickt“ uns so ganz aus dem Herzen kam. Ja es ist ganz gewiß, daß die Russen ganz furchtbare Verluste gehabt haben müssen, denn wenn ich nur die Summe der Einzelheiten vor unserer Front

zähle, dann gibt das schon eine ganz riesige Zahl an Toten und Verwundeten; denkt man nun an die große Front, die sie angriffen, und an die Tiefengliederung, mit der sie den Angriff ausführten, dann ist die Summe, die unsere Oberste Heeresleitung anführt — 140 000 — gewiß nicht zu hoch gegriffen.

Nun habe ich gestern von L. und von S. Briefe erhalten, in denen sie mir und uns gleichsam danken für das, was wir getan haben. Gut! für unsere braven Truppen will ich diesen Dank gern hinnehmen, denn sie haben wahrhaftig Gewaltiges geleistet und sich ganz wundervoll geschlagen, das darf ich ohne Überhebung sagen, denn ich weiß das natürlich aus Meldungen, Berichten und Einzelerzählungen, kann diesem Brief aber nichts Besonderes in dieser Beziehung anvertrauen, denn das griffe zu sehr in das militärische Gebiet über, das geheim bleiben muß, so lange, bis unsere Feinde niedergeworfen sind und wir dann sprechen dürfen.

Wenn aber zwei alte Offiziere, die in der Heimat sind und nicht mehr mitmachen können, ein derartiges Lob aussprechen, dann gebe ich ihnen dies freudigsten und dankbarsten Herzens zurück, denn es ist die Saat, die sie gesät



Zum russischen Vorstoß durch Persien. Ein Teil der alten Mauern von Isfahan.

Photothet, Berlin.

haben, die jetzt zu so herrlicher Blüte aufgeht. Sie — unsere lieben alten Herren — haben uns den Geist der Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit eingeimpft, uns in diesem Geist weiter erzogen und groß werden lassen, und dieser Geist ist es, der die Siege erringt. Hat die Armee also das verdient, dann sollen und dürfen unsere alten Herren und alle, die in der Heimat jetzt noch tätig sind, stolz erhobenen Hauptes einhergehen, denn sie haben ihren ehrlichen Anteil an diesem Dank mit verdient. Ich sage: „die jetzt noch in der Heimat tätig sind“ — ja, wer bildet uns denn die Leute aus, wer erzieht sie uns zu solcher Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit? Wir hier draußen können wohl Anerzogene erhalten, aber anerkennen können wir hier fast garnicht, denn dazu fehlt uns die Zeit und oft auch die Gelegenheit. Wir können nur durch Beispiel wirken und müssen uns darauf verlassen, daß uns richtig erzogene Leute hergesandt werden, und das ist der Fall!

Aber ich, für meine Person, muß solchem Dank auch immer wieder den Dank an unser deutsches Volk hinzufügen. Wir essen und trinken hier gut, wir haben überreichlich Munition, um solche Siege erringen zu können, und an Geld mangelt es doch auch wahrhaftig nicht. Und woher kommt das alles? Ja, ich könnte Bände darüber schreiben, aber jeder, der diese Zeilen liest, weiß, was und wen ich meine, und — nun soll auch wieder etwas Humor durchdringen — zum Bände schreiben habe ich jetzt keine Zeit! Wahrhaftig nicht. Ich habe Ihnen schon zweimal geschrieben: „Gnade Gott den Russen, wenn sie uns angreifen“ — ich muß dies heute wieder sagen und glaube, Sie alle dadurch zu beruhigen. Wir passen weiter auf! Wenn L. aber schreibt: „wir waren in der Kriegsbettstunde“, dann kann ich nur sagen, das möge das ganze deutsche Volk tun und für uns hier draußen mitbeten, denn leicht sind solche Tage nicht, und ohne die Hilfe unseres treuen Militärs dort oben wäre vielleicht nicht alles so gut gegangen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr alter H.



Brückentransport durch türkische Soldaten im Feat.

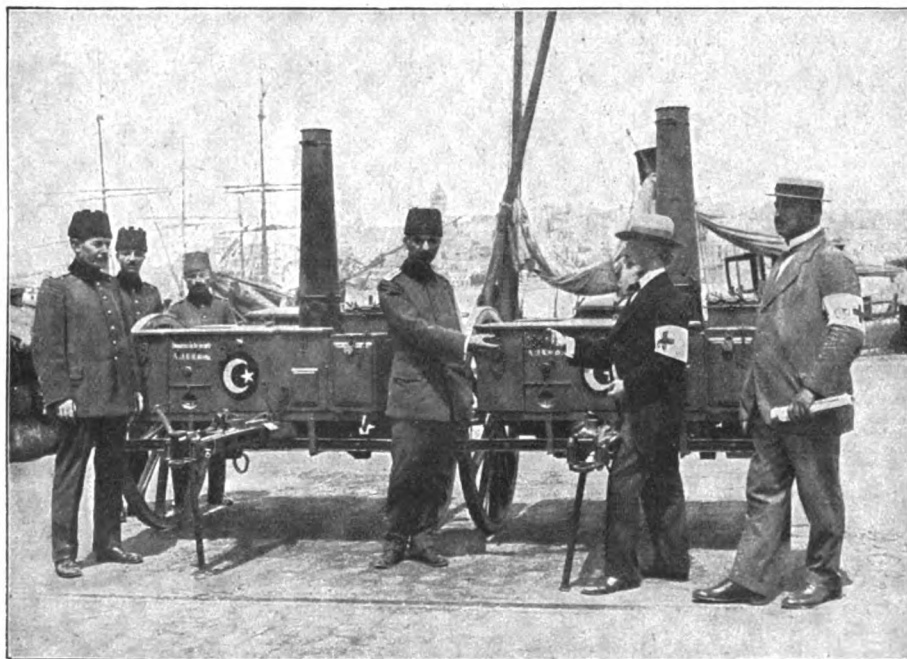
Phot. A. Grohs, Berlin.

Freiheit der Meere.

Von Ch. Böhlinger.

Aber dem Haupteingang des Verwaltungsgebäudes der Hamburg-Amerika-Linie sind die Worte zu lesen: „Mein Feld ist die Welt.“

Diese stolzen, inhaltreichen Worte gelten auch dem Handel des Deutschen Reiches. Er betrug im Jahr 1913 rund 21 Milliarden Mark, der englische 24½, der französische 12½. Wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre, so hätte Deutschlands Handel ohne Zweifel im Jahr 1916 den englischen überholt. Nur deshalb ist England in den Krieg eingetreten, und es bedarf dazu keines weiteren Beweises als der Erklärung des britischen Handelsministers Runciman vom 24. Dezember 1915, die besagt, „Deutschland sei kommerziell geschlagen, und es sei Pflicht des britischen Volks, zu verhindern, daß es nach dem Krieg wieder in die Höhe komme“. Für den deutschen Überseehandel kommen zwei Wege in Betracht: Antwerpen-Rotterdam mit dem Rhein und seinen Zufahrtkanälen und Hamburg-Bremen mit der Elbe-Wefer. Das Rheingebiet umfaßt einen jährlichen Gesamtumsatz von 68½ Millionen Tonnen gegen 30 Millionen Tonnen des gesamten Elbe-Wefer-Gebiets. Wenn man für Belgien und Holland 20 Millionen Tonnen in Abzug bringt, so fallen auf Deutschland und den Durchgangsverkehr nach der Schweiz immer noch 48½ Millionen Tonnen für den Rhein. Auf diesen beiden Handelswegen vollzieht sich der größte Teil des deutschen Überseehandels, wenn man vom Weichselgebiet abzieht. Daraus geht auch hervor, daß Deutschland mit mehr als der Hälfte seines Überseehandels auf fremde Häfen angewiesen ist. Das Deutsche Reich bezieht aus Übersee große Mengen von Baumwolle, Schafwolle, Kautschuk, Kaffee und anderen Stapelartikeln. Da dieser wichtige Teil des Handels auf dem Seeverkehr beruht, so ist dessen Sicherung eine Lebensfrage, die mit dem allgemeinen Begriff „Freiheit der Meere“ unzertrennlich verknüpft ist. Darunter versteht jeder Staat das Recht, mit seinen Schiffen die Meere zu befahren und mit überseeischen Ländern Handel zu treiben. Durch eine Reihe von Verträgen ist dieses internationale Recht anerkannt, in Wirklichkeit aber war es stets von dem guten Willen desjenigen Staats abhängig, der jeweils über die größte Seemacht verfügte. Das Verdienst, dieses Verfahren zu einem staatlichen Grundsatz erhoben und mit rücksichtsloser



Übergabe zweier von deutschen Juden in der Türkei gestifteter Feldblühen durch Dr. Kossig an den „Roten Halbmond“.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Tatkraft planmäßig durchgeführt zu haben, gebührt England. Dieser Staat, der sich die Seepolizei anmaßt und sie vermöge seiner Macht nur zu eigenem Vorteil ausübt, ist es, der Deutschlands freier Beteiligung am Weltverkehr im Weg steht.

Zur Zeit der Segelschiffahrt, als die Festlandstaaten sich durch Kriege gegenseitig schwächten, hat England seine Seewege über die ganze Welt ausgebaut. Mit der Zeit der Dampfschiffahrt vergrößerte sich das Aktionsgebiet der Schiffe immer mehr und damit auch die Reibungsfläche der Staaten untereinander. Damit kam erst zur vollen Geltung, daß England die besten und billigsten Kohlen der Welt besitzt. Diese Kohlen versorgen die Flotten- und Handelsstützpunkte der ganzen Welt. So kommt es, daß alle seefahrenden Völker auf englische Kohlen angewiesen sind, sobald sie ihre eigenen Küsten verlassen. Aber nicht allein seinen Kohlen, sondern auch seinen Kabeln verdankt England seine Seegeltung. Zu diesem zweiten Umstand kommt noch ein dritter, den man nicht vergessen darf: die englische Presse. Was man seit Ausbruch des Krieges zu lesen bekam, übersteigt jegliches Maß von Überlegung und Vernunft. Es erübrigt sich, Beispiele anzuführen, denn sie drängen sich noch täglich auf. Die meisten gehören in das Gebiet der Selbstverherrlichung. An die Stelle der Tat setzt man leere, hochtönende Worte und verläßt sich im übrigen auf die Unwissenheit der leichtgläubigen Leser. Was nach deutschen Begriffen in Witzblätter gehört, erscheint dort in Tageszeitungen und wird einfach geglaubt. Nur eines sei noch erwähnt. Die Deutschen haben sich zu Anfang des Krieges darüber entrüstet, daß sie von den Feinden Hunnen, Barbaren, Mörder und Diebe geheißen wurden. Wenn zwei Knaben ihre Streitigkeiten durch Prügel zum Austrag bringen, so ruft stets der Unterlegene dem Sieger nicht gerade die schmeichelhaftesten Ausdrücke nach. Dieses Recht steht dem Schwächeren zu, es gibt ihm Trost und hilft den Ärger über die Niederlage überwinden, es verschafft ihm auch meistens das Wohlwollen der Zuschauer — der Neutralen.

Durch seine Kohlen, durch die Kabel und durch seine Presse ist es England bis jetzt gelungen, die Freiheit der Meere seinem Willen zu beugen. In den siebziger Jahren besaß England rund 7 Millionen Tonnen Schiffsraum gegen 5½ Millionen der anderen Staaten zusammen. Im Jahre 1913 deckten sich beide mit 12 Millionen Tonnen. Von diesen 24 Millionen entfielen 4 Millionen, also ein Sechstel, auf Deutschland. Man sollte denken, daß England diesem gewaltigen Aufstieg der anderen Seemächte Rechnung trüge. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Sein Wille zur Seemacht ist im umgekehrten Verhältnis gestiegen.

Als einer der Grundpfeiler englischer Macht muß auch der Freihandel erwähnt werden. Erst in den letzten Jahren hat England einige seiner Kolonien veranlaßt, Differentialzölle zu seinen Gunsten einzuführen. Dies war ein politischer Fehler. Wer sich die Seepolizei anmaßt und die Freiheit der Meere unterbindet, muß anderen Staaten

wenigstens einen Ersatz bieten, und dieser Ersatz war nach Ansicht der größten englischen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts die Gewährung des Freihandels. Englands Kolonialerzeugnisse fanden überall willige Abnehmer, und man kaufte sie gerne, weil man sich sagte: Wir sind ja durch die Gewährung des Freihandels in England und in seinen Kolonien dafür entschädigt und können dort ungestört unsere Waren absetzen. England ist durch seinen Freihandel der Handelsmittelpunkt der Welt geworden, es besitzt auch das Finanzmonopol für den Seehandel. Ebenso verdankt



England die bevorzugte Stellung seiner Sterlingwährung nur dem Freihandel.

In großen Umrissen wurde gezeigt, welche Mittel England angewendet hat, um die Freiheit der Meere in ihr Gegenteil zu kehren. Welche Mittel stehen nun zur Verfügung, um der Welt die Freiheit wiederzugeben? Abgesehen von der Gestaltung des englischen Machtverhältnisses nach dem Krieg, bereitet sich schon seit mehreren Jahren eine Neuordnung von größter Tragweite vor — der Übergang von der Kohlenfeuerung zur Verwendung des Öls bei Fortbewegung der Dampfer durch Dieselmotoren. Darum will sich England die großen Petroleumgebiete in

Türkische
am Rand
nach einer
des

Südpersien und Mesopotamien sichern. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Niederlage der Engländer im Irak (Kut-el-Amara) von weittragender Bedeutung.

Dazu kommt aber noch Folgendes. Deutschland und Österreich waren schon vor dem Krieg als kaufkräftigste Länder Europas für die Mehrzahl der Erzeugnisse die größten und zahlungskräftigsten Abnehmer der englischen Kolonien. Die Einführung von Differentialzöllen innerhalb des britischen Weltreichs zugunsten Englands würde den wirtschaftlichen Zusammenschluß der vier Mittelmächte beschleunigen

überlegen war, ist auch während des Kriegs nicht stillgestanden, im Gegenteil hat sie unter dem Druck der englischen Abschließungspolitik Großes geleistet und Aufgaben erfüllt, deren Lösung die Welt in Erstaunen gesetzt hat. Man braucht nur an die Salpetergewinnung zu erinnern, an die Fortschritte in der Sprengstoff- und der Säureindustrie, in der Herstellung von Maschinen und namentlich von Motoren. Es ist eine Tatsache, daß weder England noch die Vereinigten Staaten trotz verzweifelter Anstrengungen imstande sind, ihre Tuchfabriken und Färbereien mit genügenden Mengen haltbarer Anilinfarben zu versorgen. Nicht allein Anilinfarben, sondern viele Erzeugnisse der chemischen Industrie, namentlich auch Alkaloide und künstliche Ersatzstoffe, die in Deutschland in großen Mengen hergestellt werden, sind sie unfähig nachzumachen, obgleich England mit der Kriegserklärung den Patentschutz aufgehoben hat.

Selbst das Opiummonopol, an dem England 70 Jahre lang mit zäher Ausdauer festhielt, weil es ihm auf Kosten der chinesischen Opiumraucher mehrere hundert Millionen Mark im Jahr einbrachte, diese kulturwidrigste Tat des vorigen Jahrhunderts, ist schon einige Jahre vor Ausbruch des Kriegs durch die Haager Konferenz aufgehoben worden. Die Herstellung von Opiumalkaloiden hat seitdem in Deutschland große Fortschritte gemacht.

Deutschland hat sich durch die Lösung großer wissenschaftlicher Aufgaben zum Teil sogar von Bodenerzeugnissen unabhängig gemacht. Außer Salpeter braucht man nur Kaliumstickstoff, Indigo, Kampfer, Vanillin zu nennen, auch Ammoniak und eine Reihe künstlicher Riechstoffe. Es ist dies erst der Anfang einer großen Entwicklung, und es ist gar nicht ausgeschlossen, sogar sehr wahrscheinlich, daß auch die Einfuhr anderer großer Stapelartikel vom Ausland unabhängig werden wird.

Auch dieser Drang nach Unabhängigkeit vom Ausland, der Aufschwung in der deutschen Industrie und die Fortschritte auf allen Gebieten gehören in das Kapitel „Freiheit der Meere“. Sie stehen damit in unmittelbarem ursächlichen Zusammenhang. Von allen bedeutenden Ländern der Erde ist Deutschland das einzige, dem der Zugang zum Meer durch seine Lage und durch die Eifersucht der umliegenden Staaten wenn nicht versagt, so doch jahrhundertlang erschwert war. Daraus erklärt sich auch ohne weiteres, daß es mehr denn jedes andere auf die Verwertung seiner

Bodenerzeugnisse, auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesen ist. Ein Musterbeispiel dafür ist die deutsche Forstkultur, die Werte von 24 Milliarden Mark geschaffen und durch Jahrhunderte als ein gut verzinsliches Kapital erhalten hat. Sie ist vorbildlich für die ganze Welt geworden. Deutschlands Landwirtschaft, die Erhöhung ihrer Erträge durch Düngemittel und im Zusammenhang damit die Fortschritte in der Chemie, die Entwicklung der Kohlen-Eisen-Industrie gehören alle zu diesem inneren Aufbau, der seine wirtschaftliche und militärische Stärke ausmacht. Wenn Deutschland diesen Aufbau mittelbar dem Faustrecht verdankt, das England auf dem Meer ausübt, so ist er zugleich die mäch-



penstation
: Wüste.
zeichnung von
tel.

und sie zu Gegenmaßnahmen veranlassen. Das englische Pfund Sterling würde aufhören, dem Welthandel als Wertmesser zu dienen. Man ist sich der Tragweite dieses Zusammenschlusses in England wohl bewußt. Damit wäre die vom alten Rom übernommene englische Politik des „divide et impera“ durchbrochen.

Es ist kaum zu zweifeln, daß der militärischen Niederlage unserer Feinde nach dem Krieg ihre industrielle Niederlage folgen wird.

Was berechtigt Deutschland zu der Annahme wirtschaftlicher Überlegenheit England gegenüber? Die deutsche Industrie, die schon vor dem Krieg derjenigen der Nachbarstaaten

überlegen war, ist auch während des Kriegs nicht stillgestanden, im Gegenteil hat sie unter dem Druck der englischen Abschließungspolitik Großes geleistet und Aufgaben erfüllt, deren Lösung die Welt in Erstaunen gesetzt hat. Man braucht nur an die Salpetergewinnung zu erinnern, an die Fortschritte in der Sprengstoff- und der Säureindustrie, in der Herstellung von Maschinen und namentlich von Motoren. Es ist eine Tatsache, daß weder England noch die Vereinigten Staaten trotz verzweifelter Anstrengungen imstande sind, ihre Tuchfabriken und Färbereien mit genügenden Mengen haltbarer Anilinfarben zu versorgen. Nicht allein Anilinfarben, sondern viele Erzeugnisse der chemischen Industrie, namentlich auch Alkaloide und künstliche Ersatzstoffe, die in Deutschland in großen Mengen hergestellt werden, sind sie unfähig nachzumachen, obgleich England mit der Kriegserklärung den Patentschutz aufgehoben hat.



Auf dem Schlachtfeld bei Marchéville vor Verdun.

tigste Waffe, sich dieses Faustrechts zu erwehren. Der Tätigkeit deutscher Unterseeboote verdanken es die Engländer, daß ihre Frachten auf das Acht- bis Zehnfache gestiegen sind.

England ist sein Aushungerungsplan mißglückt. Seine Industrie ist mit Herstellung für Kriegsbedarf vollauf beschäftigt und kann Erzeugnisse, die es vor dem Krieg aus Deutschland bezog, selbst nicht herstellen. Die Opfer, die England sich und den neutralen Staaten auferlegt, stehen in gar keinem Verhältnis zu dem Schaden, den es Deutschland durch seine Seepolizei aufzuerlegen vermeint. Die Warenmengen, die die Mittelmächte seit Kriegsbeginn nicht mehr beziehen, belaufen sich auf Milliarden von Werten. Der größte Teil dieser Mengen geht nicht in den Verbrauch über, sondern muß in England oder Amerika aufgestapelt und finanziert werden, während Deutschland sein Gold behält. Der Wunsch nach Freiheit der Meere ist die natürliche Folge dieses Kriegs aller gegen alle.

Diese Frage ist von weltwirtschaftlicher Bedeutung und geht alle Staaten je nach Größe ihres Seehandels und je nach dem Einsatz ihrer Kräfte an. Sie wird nicht durch große Worte und Zahlen entschieden, auf die man in England so hohen Wert legt, sondern durch die Tat. Auch die Massen machen es nicht, die England durch die allgemeine Wehrpflicht aufbringen will, um den „preußischen Militarismus“ auszurotten, sondern der Geist, der die Massen bewegt. England wird sich vielleicht auch einmal zu der Erkenntnis durchringen, wo dieser Geist zu finden ist.

mus“ auszurotten, sondern der Geist, der die Massen bewegt. England wird sich vielleicht auch einmal zu der Erkenntnis durchringen, wo dieser Geist zu finden ist.

Die Schlacht vor Verdun im Urteil der Gegner.

Von Eugen Kallschmidt,
Kriegsberichterstatter.

(Hierzu die Bilder Seite 410 und 411.)

Es ist für die Beurteilung unserer Gegner von einigem Wert, festzustellen, wie sie selber eine so bedeutsame Kriegshandlung vom Range der Schlacht vor Verdun beurteilen. Wir werden sehen, wie trotz der strengen Zensur aller Kriegskritik doch hin und wieder das Bewußtsein der deutschen Erfolge durch die Geringschätzung hindurchklingt, mit der besonders französische Stimmen über die Schwierigkeit der Lage hinwegzutäuschen suchten. Sachlicher gaben sich die Engländer. Aber auch sie taten ein übriges, dem französischen Bundesgenossen Mut einzulößen dadurch, daß sie seine Leistungen ungeheuer bewunderten. Ein ganz besonderes Kapitel ist die Schätzung der eingesetzten Streitkräfte und der Verluste.

Es dauerte zunächst eine ganze Weile, bis die Pariser Presse über Verdun mit der Sprache herausrückte. Dann aber wandte sie das bekannte Verfahren an, dem Gegner ein Kampfziel zu unterstellen, von dem sie schlechterdings nichts wissen konnte, und an diesem hochgesteckten Ziele den Erfolg zu messen. Da klang es nun so, als ob der Kronprinz gemeint hätte, binnen drei Tagen in Verdun einzuziehen oder wenigstens durchbrechen zu können. Und frohlockend stellte die Presse fest, daß dies fehlgeschlagen sei. Man könne schon jetzt sagen, schreibt die „Bataille“ am 27. Februar 1916, daß die Deutschen keinen überwältigenden Sieg davontragen werden: trotz der Anhäufung von Artillerie und ungeheurer Opfer seien die Erfolge nach sechs Tagen geringer als die der Franzosen in der Champagne. — In Wahrheit überstieg der deutsche Gewinn an diesem Tage den französischen Gesamtvorteil in der Champagne bereits erheblich. Am 26. nachmittags, 24 Stunden nach der Einnahme der Feste Douaumont, als der deutsche Tagesbericht in Paris bekannt wurde, ging dem „Figaro“ zufolge eine Panik durch die Stadt, wie im August 1914, als die Spitzen der Deutschen sich Paris näherten. Ministerpräsident Briand erschien in der Kammer und erzählte, Fort Douaumont sei zurückerobert, die eingedrungenen Deutschen seien gefangen. Ein Ordonnanzoffizier ergänzte das durch die Meldung: die Rückeroberung sei den französischen Soldaten auf der ganzen Front mitgeteilt und begeistert aufgenommen worden.

Inzwischen strömten aber Flüchtlinge aus Verdun nach Paris und berichteten, daß die Stadt seit Montag den 21. früh 8 Uhr beschossen wurde. Der Kommandant verfügte sofort die Räumung durch die Einwohnerschaft. Am 26. waren bereits annähernd 150 Häuser zerstört.

Oberstleutnant Roussel schreibt im „Petit Parisien“ vom 28. Februar, die Lage habe sich nicht verschlechtert, im Gegenteil: die Franzosen gingen kräftig zum Gegenangriff vor. Die Londoner „Daily News and Leader“ vom 29. Februar meinen: Die Deutschen hätten vier Meilen eines von Geschossen zerwühlten Morastgebietes gewonnen und Tote und Verwundete in einem Verhältnis verloren, für das es an der Westfront kein Beispiel gebe. Man



Eerstürmte französische Stellung bei Fromesey vor Verdun.

könne sich keinen besseren Austausch wünschen als auf dieser Grundlage. Der Pariser Korrespondent der „Times“ meldet am 25., daß der deutsche Angriff wahrscheinlich unternommen werde, um das sinkende Ansehen des Kaisers wieder zu heben. Andere stichhaltige Gründe seien nicht zu finden. „Daily News“ schreiben, wenn dieses plötzliche Vorgehen nicht erfolgreich sei, so spiele man dem Vierverbände geradezu leichtsinnig in die Karten.

Das alles klingt geflissentlich überlegen, aber man hört das Erschrecken hindurch. Andere Stimmen sind ehrlicher.

„Morning Post“ vom 28. Februar gibt zu, daß der Gewinn der Deutschen einen Höhepunkt auf der Westfront seit der Marne-Schlacht darstelle. Im „Euvre“ vom 1. März schreibt General Verraux: „Man hat sich in den letzten Tagen große Mühe gegeben, sich und andere davon zu überzeugen, daß es keine Bedeutung habe, wenn die Deutschen in Verdun eindringen. Diese fromme Lüge sollte die Freunde beruhigen und den schlechten Eindruck bei den Neutralen verwischen. Aber der Einfältigste sagte sich, daß ein Zurückgehen um 15 Kilometer auf einer Front von gleicher Länge schwerlich als ganz gleichgültig anzusehen ist ... weshalb denn etwas mit solcher Erbitterung verteidigen, was zu behalten keinen Wert hat?“ Freilich, fährt er fort, würde der Verlust von Verdun uns höchstens zwingen, an dieser Stelle etwas zurückzugehen. „Die so berichtigte Stellung würde vielleicht sogar besser als die aufgegebenen sein. Der Vorsprung, den unsere Linie an diesem Punkt macht, war gefährlich, und unsere Gegner können das Verdienst in Anspruch nehmen, das gewußt zu haben.“

Die „Times“ vom 28. Februar sprechen einen Gedanken aus, der bei den Verbündeten als fixe Idee auch sonst noch wiederholt auftaucht: wenn es Deutschland jetzt nicht gelinge, zu siegen, werde sein Schicksal für ewig entschieden, es werde geschlagen sein! Die Londoner „Nation“ vom 4. März ist der Meinung, daß „die große Masse der deutschen Reserven nicht bei Verdun steht, sondern gegen einen anderen Teil der Front zusammengezogen ist. Glücklicherweise ist die Hauptreserve der Franzosen noch nicht eingesetzt worden, sondern die örtlichen Reserven haben genügt, den Angriff aufzuhalten.“ Die „Lanterne“ vom 1. März kommt zu der merkwürdigen Einsicht, daß „Stellungen, die man für uneinnehmbar gehalten hat, in der Tat nicht zu nehmen seien“.

Demgegenüber sind einige neutrale Stimmen anzuführen, die weniger hoffnungsvoll urteilen. Die deutschfeindliche dänische Zeitung „Bort Land“ schreibt am 20. März: „Durch den Vorstoß der Deutschen bis an die Fortlinie der Festung ist der ganze Ausfallraum und damit die Bedeutung Verduns als Operationsfestung für die Franzosen verloren gegangen. Die Festung hat nur noch Wert als taktischer Stützpunkt, und als solcher ist es offenbar der stärkste an der ganzen Front.“ Im „Aftonbladet“ (Stockholm) fragt der militärische Mitarbeiter am 24. März, was natürlicher sei, als daß die Million Engländer, die an der Westfront stehen, Verdun zu retten suchen? „Daß Lord Kitchener nicht den Versuch wagt, eine entscheidende französische Niederlage zu verhindern, ist vielleicht eine größere britische Niederlage als eine mißglückte Offensive.“ Seit anderthalb Jahren lebe Frankreich von unbarmherzig fehlgeschlagenen Erwartungen. Der Kritiker des „Svenska Dagbladet“ (Stockholm)



Eroberte französische Stellungen im Caureswalde vor Verdun.

urteilt: „Kein Zweifel, daß die Deutschen imstande sind, Verdun vollständig zu zermalmen und einzunehmen, sobald sie nur wollen ... Was die Deutschen schon jetzt vor Verdun gewonnen haben, bedeutet für sie einen großen Vorteil und eine erheblich größere Sicherheit für die deutsche Stellung.“ „Jedenfalls ist die größte Schlacht der Weltgeschichte im Gange,“ schreibt „Morning Post“ am 14. April. „Aber“, so fragt „Idea Nazionale“ am 11. April: „warum sollte der deutsche Angriff auf Verdun die Verbündeten an ihrer seit langem verabredeten und vorbereiteten Offensive hindern? Denn daß die Schlacht die ganzen Kräfte Frankreichs und Englands in Anspruch nehme und schließlich erschöpfen müsse, für diese Annahme spricht keine einzige sichere Tatsache.“

Ein ungewöhnlich aufrichtiges Zeugnis von französischer Seite ist der Aufsatz des Kommandanten Bouvier de la Motte im Märzheft der vom „Matin“ herausgegebenen Halbmonatsschrift „Pays de France“. Vielleicht kam dem Verfasser seine Eigenschaft als Generalstabsoffizier zugute, so daß die Zensur ihn freier gewähren ließ als die meisten anderen, die sich über Verdun geäußert haben. Der Verfasser schreibt: „Es fiel unserem Generalstab ziemlich schwer, den Punkt zu entdecken, von wo der deutsche Angriff ausgehen sollte. Es herrschte die Ansicht vor, daß ein Angriff auf die



Hütte im Waldlager vor Verdun.

Maashöhen erfolgen werde, deren Bodenbeschaffenheit sich bei dem ungünstigen Wetter noch am ehesten zu einem Vorstoß der Fußtruppen eignete. Die Meinungen hierüber gingen aber bis zum letzten Augenblick auseinander. Sicher war bloß eines: die deutsche Artillerie rüstete zu einer furchtbaren Beschießung der ganzen Verdunfront. Alle unsere Stellungen schienen in Gefahr. Wer hätte aber am Vorabend der deutschen Offensive geglaubt, daß die nördlichen Stellungen nicht standhalten würden? Man dachte nicht an die Möglichkeit eines deutschen Stoßes gegen Beaumont. Gerade dort waren wir am stärksten. Als wir das Ziel des Feindes erkannten — Douaumont — da waren wir mehr erstaunt als beunruhigt. Sie packen den Stier an den Hörnern, sie gehen aufs Ganze los, sagten wir uns. Nach reiflicher Überlegung der Lage kamen wir zu der Erkenntnis, daß die Deutschen den besten Weg gewählt hatten, wenn es auch der schwerste war. Der Angriff auf den bedeutendsten Waffenplatz von Nordosten her ist die gewaltigste Operation dieses Krieges ...

Die Auffassung von der militärischen Bedeutung der Kämpfe erhöht sich natürlich, je länger gekämpft wird. Und in diesem Zusammenhange werden auch die beiderseitigen Verluste erwogen.

Den häufiger laut werdenden Hilferufen um englische Unterstützung sehen die „Times“ vom 8. April eine geschmeidige Bewunderung der Stimmung in der französischen Armee entgegen. Sie sei das Wunderbarste in diesem wunderbaren Kriege. „Man denke: zwanzig Monate zerstörenden Krieges; von drei französischen Frauen immer eine in Trauerkleidung; viele reiche Provinzen und die wichtigsten Industriezirkel in den Händen des Feindes; kein Ende des Krieges absehbar; Regimente neuforgiert vom ersten bis zum letzten Mann, und zwar nicht einmal, sondern andauernd; Handel und Wandel daniederliegend; die Ersparnisse eines halben Jahrhunderts im Schmelztiegel ... dabei ein furchtlicher, ununterbrochener Nahkampf mit einem an Zahl bedeutenden, gefährlichen Feinde. Und trotzdem ...“

Bei der Abschätzung der Verluste ist die Presse der Gegner sehr bemüht, den Deutschen eine große Übermacht anzudichten. Oberst Reppington, der Sachverständige der „Times“, veranschlagt am 9. März die Zahl der deutschen Divisionen vor Verdun auf 25, mit einer Gefechtsstärke von 300 000 Mann und 2000 Geschützen. Sein Kollege, Oberst Maude, berechnet in den „Sunday Times“ vom 19. März die Zahl der französischen Truppen, die bis dahin vor Verdun gekämpft hatten, auf 45 000 Mann, deren Höchstverlust 15 000 Mann betrage. Zur Erläuterung diene, daß die Zahl lediglich unserer französischen Gefangenen zwei Tage später (21. März) 30 000 überschritt. Die deutschen Verluste, fährt Oberst Maude fort, würden von verlässlicher Seite auf 250 000 Mann geschätzt! Bereits am 10. März hatte „Daily Telegraph“ unter Ablehnung übertriebener Ziffern 100 000 Mann als wahrscheinliche Zahl der deutschen Verluste angenommen. Am 4. März meint der „New Statesman“, die Franzosen hätten bei ihrem Rückzug auf die Douaumont-Stellung ihre Aufgabe, dem Gegner die denkbar schärfsten Verluste zuzufügen, erfüllt. Trotz ihrer blutigen Gegenangriffe bei Douaumont beliefen sich die französischen vielleicht „nicht einmal auf ein Drittel“ der deutschen Verluste. Eine offiziöse Havasnote vom 11. April rundete die Zahl auf 200 000 Mann ab und bezweifelte die Angaben der deutschen obersten Heeresleitung über die Anzahl der französischen Gefangenen seit 21. Februar. Darauf stellte die Heeresleitung diese Anzahl am 18. April auf 711 Offiziere, 38 156 Mann fest und wies darauf hin, daß die Namen dieser Gefangenen

ebenso in der „Gazette des Ardennes“ veröffentlicht werden würden, wie die Namen aller vorher gefangen genommenen Franzosen. Die „Gazette“, ein für die französische Bevölkerung der besetzten Gebiete geschaffenes Organ, hatte am 23. April an solchen Namen veröffentlicht 249 100; die Gesamtzahl der in Deutschland befindlichen französischen Gefangenen betrug an demselben Tage rund 325 000.

Die ganz ungeheuer übertriebenen und sinnlosen Schätzungen der deutschen Verluste durch unsere Gegner sind psychologisch sehr verständlich: die Franzosen sollen damit über ihre Unwissenheit in betreff ihrer eigenen blutigen Einbußen hinweggetäuscht werden. Trotzdem dringt hin und wieder eine klagende Stimme an die Öffentlichkeit. Am 20. Februar fragte Gustave Téry im „Cavre“: „Wieviel Söhne hat Frankreich schon verloren? Das ist die erste, wenn auch nicht die einzige Frage, die uns am Herzen liegt — aber die Antwort wird uns nach wie vor verweigert! Warum denn nur? Die Deutschen tragen kein Bedenken, ihre Verluste und die Berichte unseres Generalstabs zu veröffentlichen. Wir kennen auch die englischen und die russischen Verluste. Warum hält man es für nötig, uns die eigenen zu verheimlichen?“

Eine Antwort ist, offenbar versehentlich, von M. Barrès gegeben worden, der gewiß nicht übertreiben wird. Er bezifferte am 23. März die Zahl der französischen Kinder, die der Krieg bis dahin zu Waisen gemacht hatte, auf 1,4 Millionen. Frankreich ist das Land des Zweifinderhstes, und eine große Menge junger Soldaten ist gefallen, die keine Kinder hinterlassen haben. Ist angesichts solcher französischen Eingeständnisse die Behauptung übertrieben, daß Frankreich sich verblutet?

Bei Erzzellenz v. Dorrer.

Erinnerungen eines Junkers.
Von Dr. Dienst, Leutnant d. R.
(Hierzu nebenstehendes Bild.)



Phot. Mar Kofong, Frankfurt a. D.

Generalleutnant
Eugen v. Dorrer.

Kommandeur einer Reserve-
division, gestorben den 2. April
1916 an einer schweren Ver-
wundung.

Nur etwa fünf Wochen war ich bei meinem Stabe, lauter Tage schwerster Anstrengungen und rastloser Arbeit. Und doch gehört diese Zeit zu den liebsten, die mich lange Kriegszeit erleben ließ. Es war ein trüber, regnerischer Oktobertag, als wir mit unserer Station nach mühseligem Tagesmarsch über grundlos gewordene serbische Wege abends den kleinen Ort südlich Belgrad erreichten, in dem der Divisionsstab der ... Reserve-division Unterkunft bezogen hatte. — „Wir werden Sie gut hier brauchen können,“ sagte, als wir uns meldeten, die kleine, schneeweiße Erzzellenz. Der leise Anklang seiner Worte an das gemütlich-freundliche Schwäbisch ließ mich in den rauhen Serbenbergen die lieben heimatischen Gipfel des Schwarzwaldes sehen, und sofort fühlten wir uns heimisch und versorgt. Sein Stab glied einer großen Familie, deren gütiges, für alle besorgtes Haupt er war. Zu jedem war er von derselben zuvorkommenden und wohlthuenden Freundlichkeit, und ich mußte mich oft freudig wundern, daß er sich fast jeden Abend auch nach meinem Unterkommen erkundigte, obwohl ich sein jüngster Leutnant war. Tagtäglich war er draußen und machte die rastlosen Märsche durch die Unergründlichkeit angeblicher Wege mit einer bewundernswerten ausdauernden Frische mit. Allen Mahnungen, seine Person etwas zu schonen, verschloß er sein Ohr. Ob eine milde Herbstsonne lachte, ein unaufhörlicher Regen niederhing oder kalter Schneesturm durch ein enges Gebirgstal tobte, immer war er mit derselben frohen Laune auf seinem Posten. Man fand ihn meist sehr weit vorn, und oft hörte man, wenn er mit dem Stab an der marschierenden Division vorbei nach vorn ritt, scherzhafte Rufe aus der Kolonne: „Aha, der Divisionsstab reitet wieder mal Patrouille.“ „Wenn ich vorn bin, habe ich für alle Fälle



Durch Belgien nach Nordfrankreich.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt

meine Truppen besser in der Hand," pflegte er zu sagen, wenn man ihn leise aufmerksam machen wollte. Hatte die Division nach langen Anstrengungen einmal einen Ruhetag, den er persönlich auch sehr gut brauchen konnte, dann fand man ihn ganz gewiß im Feldlazarett, wo er seine Verwundeten besuchte. Für jeden seiner Untergebenen hatte er immer ein aufmunterndes und freundliches Wort. Rücksichtnahme auf die eigene Person kannte er nicht. Oft war ihm ein kleiner, kalter und schmutziger Raum in einer erbärmlichen Lehmhütte, durch deren Wände der Wind pffte und durch dessen Dach der Regen rann, Unterschlupf für eine kurze Nacht. Sein oberstes Gesetz war die Erfüllung seiner Pflicht und die Erledigung der ihm gestellten Aufgabe, die er immer mit vornehmer Bescheidenheit löste. Wurde ihm dafür die verdiente Anerkennung zuteil, dann freute er sich darüber für seine Truppen.

An einem nachkalten Novembertag feierten wir seinen Geburtstag. Eine Herberge an der ausgefahrenen Straße des schaurig wilden Bortals war unser Quartier. Die Wirtsstube war von eifrigen Soldatenhänden rasch ausgeschmückt worden, und all die vielen Glückwünsche, die man dem Divisionskommandeur darbrachte, waren von so inniger Herzlichkeit, wie man sie nur ganz nahestehenden Leuten darzubringen pflegt. Ein stolzer Tag war für den alten, tapferen Soldaten sein Geburtstag. In kurzen, aber schweren Wochen hatte er seine Truppen mit eiserner Tatkraft gegen den Feind geführt und war ihm ohne Raft und Ruhe nachgedrängt. Hier sah er seinen großen Erfolg: der Feind war zusammengebrochen, sein Widerstand erlahmt, zermürbt und in Auflösung begriffen. Zu Tausenden fluteten die bejammernswerten Gestalten serbischer Soldaten herüber, um beim Siegerkettung zu finden.

Und nun kam die Kunde von seinem Heldentod. Ein wackerer Soldat, ein prachtvoller Mensch, ein warmer Freund seiner Untergebenen ist gefallen. Für alle, die ihn kannten, war die Nachricht schmerzlich, die Trauer um ihn ehrlich, tief und ernst. Und fast zur selben Zeit las man die Todesanzeige seines Adjutanten, des Rittmeisters Waldemar v. Roon. Vielleicht hat dieselbe Granate seinem hoffnungsfrohen Leben ein Ziel gesetzt. Ich erinnere mich so gern dieser schlanken, kraftvollen und zielbewußten Persönlichkeit. Stets war es mir eine besondere Freude, wenn er mich auf dem Marsch anrief und wir uns dann zur allgemeinen Heiterkeit auf gut Badisch unterhielten. Warum müssen es auch immer gerade die Besten sein?

Durch Belgien nach Nordfrankreich.

Von Dr. Colin Roß.

(Hierzu das Bild Seite 413.)

Wir ziehen in einer Spur, die von eherner Pflugschar gerissen ward. Eine deutsche Armee hat die Straße gebahnt, daß wir jetzt durch Feindesland marschieren, ruhig und sicher wie in der Heimat. Die Male, die sie setzte, stehen am Weg — warnende Menetekel. Gleich das erste Dorf ist niedergebrannt. Zwischen den leeren Mauern ist nichts als Schutt. An den geschwärzten Giebeln klettern Ramine frei in die Luft, seltsam anklagend und drohend. —

Es wird Herbst. Aus dem Sommer sind wir dem Herbst nahe gekommen. Noch ist er selbst nicht da, aber man fühlt sein Nahen an manchen Anzeichen. Die Sonne strahlt noch am blauen Himmel, aber die sengende Wärme fehlt ihr.

Wir reiten weiter. Wie lange marschieren wir noch so? Wann kommen wir wieder an den Feind? Als die Dämmerung weicht, senkt sich der Weg; in scharfen Windungen klettert die Straße hinab. Unten fließt die Maas. Sie sollte die deutschen Heere aufhalten, bis die Verbündeten mit überlegener Macht herankämen. Im engen Flußtal liegt Dinant, einst ein beliebtes Ausflugsziel für Lüttichs Einwohner. Jetzt Straße auf, Straße ab nur Schutt und Trümmer. Ein Schild „Entrée de l'Hôtel“ sieht man noch über dem Tor eines großen Gebäudes, aber bis an seinen Rand reichen die Schuttmassen.

Die Brücken über die Maas hat der Feind vor seinem Abzug gesprengt. In der Mitte sind die mächtigen Bogen

zerrissen und haben sich gegeneinander geneigt, als wollten sie sich verbeugen. Wie eine Berg- und Talbahn laufen sie in Wellenlinien über das Wasser, das trübe zwischen den geborstenen Enden strömt. Die Kolonne zieht über eine Kriegsbrücke, die sächsischen Pioniere im feindlichen Feuer schlugen. Aber die Hälfte zahlte die Arbeit mit dem Leben. Am anderen Ufer liegen weiterhin verstreut noch immer die Spuren der Schlacht: verlassene Schützengräben und Geschützstände, Uniformstücke, zerschossene Fahrzeuge. Der Marsch geht fort auf endlos geraden Straßen. Rappelaläen laufen zu beiden Seiten mit.

Es regnet und regnet. Der Himmel hängt tief herab und drückt auf die Marschierenden. Die Infanterie hat die Zeltplanen übergeworfen (siehe das Bild Seite 413). Sie buckeln sich über den Tornistern, und es sieht von der Ferne aus, als kröche ein unabsehbarer Zug brauner Schildkröten heran. Von dem glatten Fels rinnt das Wasser. Mit der vollkommenen Nässe kommt die vollkommene Gleichgültigkeit.

Aber am Abend erwartet die Durchnähten ein trockenes Quartier. Belgische Gastfreundschaft harret ihrer. Wirklich, es ist so. An allen Häusern hängen weiße Fahnen. Der ganz Arme hat ein Taschentuch an einem Stöcken herausgehängt. Mit Kreide steht es an den Türen: „Bitte schonen, gute Leute!“ oder „Gute Leute, geben deutschen Soldaten alles!“ Wir dachten, Truppen vor uns hätten das geschrieben, aber anscheinend stammen die meisten Inschriften von den Bewohnern. Augenscheinlich wollten sie sich selber einen Freibrief ausstellen. Doch sie halten, was sie versprochen. Sie geben tatsächlich alles, was sie haben, und wetteifern, es den Deutschen so angenehm wie möglich zu machen. Es fällt den Kommandeuren schwer, unter diesen Umständen die strengen Bestimmungen durchzuführen, die das Generalkommando zur Sicherung der Truppen angeordnet hatte.

Der Stab liegt in Renlis im Quartier. Der Hausherr nimmt uns auf wie langerwartete Gäste, räumt uns seine Zimmer ein, deckt für uns den Tisch. Er sorgt um jede Kleinigkeit. Während seine Köchin die letzten Hühner rupft, schält er selber die Kartoffeln.

Auf dem Schreibtisch des Hausherrn liegen belgische Zeitungen. Zu spät sucht er sie zu verbergen. Sie sind



Photothef, Berlin.

Maschinengewehrabteilung in Stellung in den verschiedenen Stockwerken eines Bauernhauses.

voll lächerlicher, ruhmrediger Siegesnachrichten und voll schmähliger, gemeiner Verleumdungen. So unsinnig sind die deutschen Soldaten vorgeworfenen Grausamkeiten, daß man nicht von Entstellungen oder Übertreibungen reden kann. Es sind glatt erfundene Scheußlichkeiten, wie etwa die, daß deutsche Truppen im Gefecht Gefangene nackend vor der Schützengrabenlinie hertreiben.

Ist das Volk wirklich nur aufgehebt? Bis zu einem gewissen Grad mag die Herzlichkeit, mit der sie uns begrüßen, echt sein; denn ihre französischen Befreier haben in der kurzen Zeit, die sie im Lande waren, böse gehaust. Besonders die Weinfelder sind gründlich ausgeplündert, und in einem Lazarett, an dem wir vorbeikamen, liegen ein paar belgische Mädchen, die von französischen Turkos so zugerichtet wurden, daß sie wohl kaum wieder aufkommen werden. Meint die Bevölkerung hier es ehrlich? Als sich herausstellt, daß der Hausherr noch westeuropäische Zeit hat, macht ihn der Oberst auf die Verordnung des Gouverneurs aufmerksam, daß in Belgien jetzt deutsche Zeit gelte. Da schießt alles Blut in das glatte, bartlose Gesicht, und es ist, als sei eine Maske gefallen. Für einen Augenblick allerdings nur, für einen winzigen kurzen Augenblick. Aber was für Sekundenbruchteile in diesen Augen steht, ist verzerrte Wut und Haß, abgrundtiefer Haß. Wir Deutsche sind doch Loren, die an fremde Tücke und Gemeinheit erst glauben, wenn sie sie am eigenen Leibe erfahren.

Aber die Grenze geht es, und weiter, immer weiter nach Westen. Vorbei an Maubeuge, an St.-Quentin; Namen, die Deutsche nicht vergessen werden. Wir reiten als Sieger durch ein unterworfenen, reiches Land. Bilder werden wahr, wie unsere Väter sie uns aus dem Siebziger Kriege erzählten. Bei Joucourt hören wir das erste vom Feinde. Eine preußische Kavalleriedivision hat starke feindliche Reitermassen vor uns gemeldet. Von morgen an hat der Kriegsmarsch ein Ende; der Krieg beginnt wieder.

Wir haben in einem kleinen Landhaus Quartier und sitzen um den großen runden Tisch. Die Dämmerung ist hereingebrochen. Die Kerze tropft auf die Tischplatte. Wein ist reichlich vorhanden; einer von uns hat sogar ein Grammophon aufgetrieben. Jeder sitzt weit in den Stuhl zurückgelehnt und lauscht. Die Gesichter verschwimmen im Dämmern. Das Grammophon spielt und spielt. Es ist ein herrlicher Apparat, und wir haben seit sieben Wochen keine Musik mehr gehört.

Bekämpfung von Tierseuchen im Felde.

Von Oberveterinär Dr. Behn.
(Hierzu nebenstehende Bilder.)

Wie beim Menschen beobachtet man während des Krieges auch bei den im Felde stehenden Tieren, den Pferden, ein vermehrtes Auftreten von Seuchen, da Ansteckungstoffe, vor



Veterinär der Blutuntersuchungsstelle mit den verschiedenen Versuchstieren.



Im Versuchsaum, wo einem geimpften Hammel eine Blutprobe entnommen wird.
Auf dem Tische geimpfte Meerschweinchen, die sich noch in Bearbeitung befinden.



Einem in Behandlung befindlichen Pferde wird eine Blutprobe entnommen.
Rechts der die Eintragungen vornehmende Veterinär.

Die Bekämpfung der Tierseuchen im Felde.

Nach Aufnahmen von R. Sennede, Berlin.

allem im russischen Reiche, nicht fehlen und die Pferde durch schlechte Unterfunktionsverhältnisse, starke Anstrengung und dergleichen für Ansteckungskeime in erhöhtem Grade empfänglich sind.

Die gefährlichste Tierseuche im Felde ist die Rostkrankheit, einesseits wegen der leichten Übertragbarkeit und andererseits wegen ihrer Unheilbarkeit. Leider ist der Rostbazillus auch auf den Menschen übertragbar, wo er tödliche Erkrankungen hervorruft. Verhütung und Bekämpfung dieser schlimmsten Seuche unter den Pferden ist die Hauptaufgabe der im Felde stehenden Veterinäre.

Zu diesem Zweck ist eine Anzahl von Instituten eingerichtet worden, in denen die Untersuchungen nach den neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen durchgeführt werden. Diese Institute werden als „Blutuntersuchungsstellen für Pferde“ bezeichnet.

Es gibt feststehende und fahrbare Blutuntersuchungsstellen. Infolge äußerst sinnreicher Anordnung und Verpackung sämtlicher Laboratoriumsgegenstände genügen zwei Trainwagen zur Beförderung einer fahrbaren Blutuntersuchungsstelle, die infolge ihrer großen Beweglichkeit dicht hinter der Front Verwendung finden kann und instande ist, in einem Monat Tausende von Pferden auf Rost, diesen Würgengel des Pferdegeschlechts, zu untersuchen. In den feststehenden Blutuntersuchungsstellen werden auch, wie das Bild Seite 415 oben erkennen läßt, verschiedene Versuchstiere gehalten, was für das wirksame Arbeiten der Veterinäre Vorbedingung ist.

Die Blutuntersuchung findet in der Weise statt, daß zunächst vom Truppenveterinär den zu untersuchenden Pferden je ein kleines Röhrchen voll Blut entnommen wird. Diese Blutröhrchen werden dann auf schnellstem Wege in Kästen zur Blutuntersuchungsstelle geschickt, in der von den beiden zu dieser gehörigen Veterinären die völlig sichere serologische Untersuchung vorgenommen wird, wie das unsere beiden weiteren Bilder auf Seite 415 veranschaulichen.

Dank dem tatkräftigen und schnellen Eingreifen der höchsten Stellen auf veterinärem Gebiet ist die Rostkrankheit nicht zu einer bedrohlichen Gefahr für die Pferdebestände geworden, vielmehr schon so stark eingedämmt, daß die Verluste sehr herabgesunken sind.

Der Ottomani-sche Rote Halbmond.

Von Major Franz Carl Endres.

(Hierzu die Bilder auf Seite 407 unten und auf dieser Seite.)

Die Genfer Konvention vom 22. August 1864 hat eine der reichsten Einrichtungen auf dem Gebiet menschlicher Nächstenliebe durch Schaffung des Roten Kreuzes ins Leben gerufen.



Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Der Chef des türkischen Militär-sanitätswesens, Professor Dr. Suleiman Ruman Pascha.

Am 6. Juli 1906 wurden die ursprünglichen Bestimmungen in verschiedener Hinsicht, aber durchaus in fortschrittlicher Richtung, verändert und von der türkischen Regierung als maßgebend anerkannt. Aber erst im Jahre 1911 wurde in Konstantinopel eine dem Roten Kreuz völlig entsprechende türkische Gesellschaft gegründet, die sich aus leicht verständlichen Gründen nicht „Rotes Kreuz“ nennen konnte, sondern den Namen „Ottomanischer Roter Halbmond“ bekam. Der Zusatz „Ottomanischer“ ist wichtig, da in der Türkei auch ein „Ägyptischer Roter Halbmond“, der eine sehr straffe Organisation aufweist, tätig ist. Bis zum Ausbruch des Balkankrieges war der türkische Rote Halbmond in seiner Entwicklung noch nicht so weit fortgeschritten, daß er einen wesentlichen Einfluß auf die Gesundheitsverhältnisse des Reiches hätte haben können. Im Weltkriege aber hat er schon sehr viel Gutes gestiftet. Er wird verwaltet von einem Zentralkomitee, das der Generalversammlung der Mitglieder verantwortlich ist. Die Mitglieder bestehen aus Gründungsmitgliedern, aktiven Mitgliedern und zahlenden Mitgliedern, und zwar aus Männern und Frauen ottomanischer Nationalität. Die Gesellschaft betrachtet sich als eine Hilfsorganisation zur Ergänzung der militärischen Sanitäts-einrichtungen im Kriege. Sie kann

bei besonderen Ereignissen auch im Frieden aktiv oder durch Zahlung von Geldmitteln auftreten. Für gewöhnlich betrachtet sie jedoch den Frieden als Vorbereitungszeit für ihre Tätigkeit im Kriege. Durch die Bestimmung, daß das Kriegsministerium und das Marineministerium das Recht haben, die Depots der Gesellschaft zu besichtigen und halbjährliche Berichte von ihr erhalten, ist eine Einwirkung der höchsten Sanitätsstellen der Armee auf die Tätigkeit der Gesellschaft ermöglicht. Der Chef des türkischen Sanitätswesens, das ebenso wie die ganze Armee von der deutschen Militärmission reorganisiert wurde, ist gegenwärtig Professor Dr. Suleiman Ruman Pascha.

Das Abzeichen des Roten Halbmondes auf weißem Grund wird von allen Staaten, die der Genfer Konvention beigetreten sind, ebenso geachtet wie das Rote Kreuz. Wenn man allerdings die Erfahrungen der das Rote Kreuz tragenden Ärzte und Sanitätsmannschaften in Belgien bedenkt, so kann man sich der Wahrheit nicht verschließen, daß selbst die auf reinster Menschenliebe aufgebauten Verträge nicht vor der Rohheit sogen. Kulturvölker schützen — eine der niederdrückendsten Erfahrungen, die der Weltkrieg neben allem Erhebenden gebracht hat.



Eine Abteilung des Ottomanischen Roten Halbmonds.

Phot. A. Grob, Berlin.



Die Seefechtschlacht bei Lütjens am 25. April 1916.
Nach einer Originalzeichnung von Marinemaler Professor Hans Bohrt.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Zu dem vielen, was sich England von seinem Eintritt in den Weltkrieg versprochen hatte, gehörte auch eine Beruhigung und Ablenkung der Iren. Gerade in der Zeit vor Ausbruch des Krieges hatte die irische Frage der englischen Regierung (siehe die Bilder Seite 418) viel Sorge gemacht durch den erbitterten Kampf zwischen den von dem Parlamentsmitglied Redmond geführten liberalen Anhängern der Homerule (Selbstverwaltung)-Bewegung und ihren unionistischen Gegnern unter Carson. Nun schien der Krieg Erleichterung zu bringen. Und in der Tat strömten dem Heere zahlreiche Freiwillige aus der rasch begeisterten irischen Bevölkerung zu, so daß die englische Regierung schon hoffte, durch eine Schwächung der Iren ihre Jahrhunderte alte Auslaugungspolitik gegen die Grüne Insel, auf der nach einem Wort Carlyles zwei Drittel der Bevölkerung während 36 Wochen im Jahr nicht einmal ausreichend schlechte Kartoffeln haben, fortsetzen zu können.

Sehr bald aber wurden den Iren durch ihre nicht dem Parlament angehörenden, also unabhängigen führenden Männer, wie namentlich den ehemaligen englischen Konsularbeamten Sir Roger Casement, die Augen geöffnet, unter anderem durch den Hinweis auf die Verurteilung ihres schlimmsten Gegners Carson in das Gesamtministerium. Nun blieben die irischen Rekruten aus. Casement allerdings mußte vor den Nachstellungen der Engländer durch ganz Europa flüchten und entging nur mit knapper Not einem von Grey angestifteten Mordanschlag. Nach längerem Wirten in Amerika tauchte er aber schließlich doch wieder in Irland auf.

Hier hatte inzwischen die schärfste von allen englandfeindlichen Vereinigungen, der Bund der Sinnfeiner (Sinn fein = für uns allein), den Aufruhr durch Waffenschmuggel und geheime militärische Ausbildung vorbereitet, der nun um Ostern 1916 in Dublin ausbrach und sich von hier aus rasch verbreitete. Wichtige öffentliche Gebäude in der Hauptstadt und an anderen Plätzen wurden von den Aufständischen besetzt, und es kam zu blutigen Straßenkämpfen, deren die in Irland bereitgehaltene starke englische Militärmacht trotz gegenteiliger Versicherungen, die Asquith im Parlament abgab, nicht sogleich Herr werden konnte. Dafür war der Aufruhr in viel zu großem Maßstab angelegt. Wenigstens 30 000 Iren standen in lockeren militärischen Verbänden gegen England; dazu kam, daß sich ein großer Teil der englischen Besatzung Irlands weigerte, gegen die Aufständischen vorzugehen.

Einen Erfolg aber hatten die Engländer gleich zu Beginn des Aufruhrs: es gelang ihren Bestechungskünstigen, Sir Roger Casement zu verhaften und im Tower unterzubringen. Ihn den Prozeß zu machen, zögerte man, um den irischen Aufstand nicht noch mehr zu schüren. Diesem erstand ein neuer Leiter in dem Arbeiterführer Jim Larkin, einem erbitterten Feind der Unterdrücker, der schon früher gezeigt hatte, daß er auch vor den äußersten Schritten nicht zurückschrak. Die englische Regierung wußte nun, was sie zu erwarten hatte.

Mit der Bekämpfung der Aufständischen, die die Republik für Irland erklärt hatten, war General Maxwell betraut, der sich durch die blutige Eindämmung des Aufstandes in Ägypten schon einen Namen gemacht und nun nach einigem Schwanken auch diese Aufgabe übernommen hatte. Maxwell gab schon am 1. Mai bekannt, daß der Aufstand wenigstens in Dublin nachlasse. Mehr als 700 der Aufrehrer waren gefangen genommen und in größter Heimlichkeit nach London geschafft worden, wo sie im Gefängnis ihrer Aburteilung entgegensehen. Wenn die englischen Truppen, den Iren in rein militärischer Hinsicht natür-

lich auch überlegen waren, so waren ihre Maßnahmen doch dadurch sehr erschwert, daß fast die ganze irische Bevölkerung gegen sie stand und mit allen Mitteln des Klein- und Freiheitskrieges kämpfte, auch noch, nachdem bereits eine Art Waffenstillstand geschlossen war.

Jedenfalls war eine amtliche englische Meldung, daß die Aufständischen sich Anfang Mai ergeben hätten, nur sehr bedingt wahr, da nach anderen Nachrichten immer noch Zusammenstöße stattfanden. In Dublin war es, nachdem mehrere Straßen durch Artillerie zerstört worden waren (siehe Bild Seite 419), zu Verhandlungen zwischen Pearce, dem Präsidenten der vorläufig eingerichteten Republik, und dem englischen Befehlshaber gekommen, dessen Truppen bereits einige Male erfolgreich gegen das zu einer starken Feste ausgestaltete Hauptpostamt gestürmt hatten. Diese Verhandlungen benutzte die englische Regierung, um der Öffentlichkeit gegenüber den ganzen Aufstand als erledigt hinzustellen. Mindestens außerhalb Dublins aber gingen die Kämpfe weiter, und dementsprechend nahmen auch die englischen Truppenverschiebungen nach Irland ihren Fortgang. Doch schon am 3. Mai meldete Asquith dem Unterhause die auf Grund eines Kriegsgerichtspruches vollzogene Hinrichtung der irischen Führer Pearce, Clark und Macdonogh. Am demselben Tage erfolgte die Amtsniederlegung Birells, des bisherigen langjährigen Chefsekretärs der englischen Regierung, der tatsächlich der eigentliche Verwalter Irlands gewesen war, während der Vizekönig in der Hauptsache nur zu repräsentieren hatte.

Nachdem bis zum 10. Mai im ganzen schon dreizehn Todesurteile gegen Aufständische vollstreckt worden waren, wurden in der englischen Presse und im Unterhause Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens rege, mit dem vielleicht nur erreicht werde, die Aufrehrer immer von neuem aufzureizen. Auf solche Erwägungen war es ohne Zweifel auch zurückzuführen, daß die Regierung durchblicken ließ, der Prozeß gegen Casement solle vorläufig auf die Untersuchung seines Geisteszustandes beschränkt werden.

Die ganze, im wesentlichen ja innerenglische Angelegenheit hatte insofern aber doch zugleich auf die kriegsrischen Vorgänge Einfluß, als starke englische Streitkräfte durch die nötig bleibende Bewachung der Grünen Insel gebunden waren, wie auch die berechtigten Zweifel an der Zuverlässigkeit der am Kriege beteiligten irischen Regimenter auf die Entschließungen der englischen Heeresleitung lähmend wirken mußten.

Mit um so größerer Hoffnung richtete man in England den Blick auf Amerika, von wo etwa gleichzeitig mit dem irischen Aufruhr Hilfe zu kommen schien. Präsident Wilson



Woodrow Wilson,
Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

(siehe obiges Bild) hatte mit der Niederkämpfung der seiner persönlichen englandfreundlichen Politik entgegenstehenden Widerstände Ernst zu machen und auf den Krieg gegen Deutschland hinarbeiten begonnen. Er richtete an die deutsche Regierung eine Anfrage wegen des Untergangs der „Sussex“ und anderer Schiffe, bei deren Versenkung Amerikaner zu Schaden gekommen waren. Die Antwort der deutschen Regierung vom 10. April, in der das durchaus zu Deutschlands Gunsten sprechende Ergebnis ihrer genauen Untersuchung der fraglichen Fälle mitgeteilt wurde, hinderte Wilson nicht, am 23. April mit einer weiteren Note hervorzutreten, deren herausfordernde Absicht schon aus der verletzenden, stellenweise beleidigenden Form hervorging; offenbar sollte der deutschen Regierung die Antwort unmöglich gemacht und ihr die Entscheidung über Krieg und Frieden zugeschoben werden.



Wilson,
englischer Ministerpräsident.



Lloyd George,
englischer Ministerpräsident.



Sir Winston Churchill,
ehemaliger englischer Ministerpräsident.



Sir Edward Grey,
englischer Minister des Äußern.

Die englische Regierung in ihren bekanntesten Vertretern.

Nach Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.

Von dieser wurde die Note richtig eingeschätzt als eine persönliche Maßnahme Wilsons zu dem Zweck, für seine Neuwahl zum Präsidenten Stimmung zu machen, keineswegs aber als ein Ausdruck des amerikanischen Gesamtwillens. So gewann sie es in klarer Erkenntnis ihrer ungeheuren Verantwortung über sich, den Bruch zu vermeiden. Der amerikanische Botschafter hatte sich aus Berlin in das deutsche Hauptquartier begeben, und als Ergebnis der dort gepflogenen viertägigen Verhandlungen lag am 5. Mai die deutsche Antwort auf Wilsons Herausforderung vor.

Dessen Zweifel an dem guten Willen und der Menschlichkeit der deutschen U-Boot-Führer wurden als unberechtigt zurückgewiesen und dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß auch Amerikaner bei den Schiffsuntergängen zu Schaden gekommen seien; zugleich aber hob die Note hervor, daß die Schuld daran einzig die Amerikaner selbst treffe, die die deutschen Vorschläge zur Vermeidung von Unfällen rundweg abgelehnt hätten. Den von Wilson betonten angeblichen deutschen Völkerrechtsverletzungen wurde das ungleich größere Unrecht des englischen Aushungerungsplans gegen Deutschland entgegengehalten. — Auf diese grundsätzlichen Feststellungen folgte dann das Zugeständnis, daß die deutschen U-Boot-Führer angewiesen werden sollten, feindliche Handelsschiffe nicht ohne vorherige Warnung und Rettung der Besatzungen zu versenken, wogegen Deutschland erwarte, daß die amerikanische Regierung England zur Rückkehr auf den Boden des Völkerrechts bestimmen werde. Von dem Erfolg der hierfür zu unternehmenden Schritte müsse es abhängen, ob Deutschland sein Zugeständnis aufrechterhalten könne.

Der würdige, feste und doch entgegenkommende Ton der deutschen Note fand bei allen Neutralen volle Zustimmung. Gerade auch für sie wäre ein Bruch zwischen Deutschland und Amerika verhängnisvoll geworden. Nun war zu hoffen, daß das Äußerste vermieden werde. Und so wenig Wilson persönlich von der deutschen Antwort befriedigt sein mochte, wagte er denn auch nicht, die Dinge auf die Spitze zu treiben. In seiner Erwiderung, die schon am 9. Mai erfolgte, mußte er sich zu dem Zugeständnis bequemen, daß durch das Entgegenkommen der deutschen

Regierung „die hauptsächlichste Gefahr für die Unterbrechung der guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten“ beseitigt sei, und es entsprang wohl nur dem Bemühen, den tatsächlich angetretenen Rückzug möglichst zu verschleiern, daß er an der Bedingung der deutschen Regierung, wonach Amerika auf eine menschlichere Kriegsführung Englands hinwirken solle, herumzudeuteln suchte.

Die amerikanische Gefahr war wieder einmal beseitigt, und die Unterstützung, die England durch Amerika erfuhr, beschränkte sich auch weiterhin auf die Lieferung von Munition und Kriegsgerät. Diese erfolgte allerdings in solchem Umfang, daß allein dadurch der Vierverband zur Fortsetzung des Krieges in der Lage und den Mittelmächten die volle Frucht ihrer Waffensiege vorenthalten blieb. Es war daher nicht zu verwundern, wenn Deutschland mit allen Mitteln auf die Unterbindung der amerikanischen Zufuhr ausging. Bei einem solchen Versuch glückte einem Unterseeboot die Versenkung des 13 000 Tonnen verdrängenden Dampfers „Cymric“ der White-Star-Linie, der ausschließlich der Beförderung von Kriegsgerät diente und nicht einmal Fahrgäste an Bord hatte. Als ihn sein wohlverdientes Schicksal ereilte, befand sich der Dampfer auf der Rückfahrt von den Vereinigten Staaten nach Liverpool; seine gesamte Besatzung wurde gerettet.

Anfang Mai fanden auch die entscheidenden Lesungen des englischen Dienstzwangsgesetzes statt. Breite Kreise des englischen Volkes, vor allem natürlich die zahlreichen Gegner des Dienstzwangs, glaubten aber nicht daran, daß dieser letzte Versuch zur Zusammenraffung aller Kräfte jetzt noch entscheidend für den Ausgang des Krieges ins Gewicht fallen werde.

Die englische Regierung ließ sich indessen durch ihr Mißgeschick nicht abhalten, den Krieg tatkräftig zu betreiben. Am Morgen des 24. April erschienen vor der flandrischen Küste zahlreiche große englische Kanonenboote (sogenannte Monitore), Hochseetorpedoboote, größere und kleinere Dampfer, die Minen suchten und Bojen auslegten (siehe die Bilder Seite 420), um günstige Stellen für eine Beschließung zu bezeichnen und zugleich die holländischen Gewässer abzugrenzen. An der Fortsetzung dieser Tätigkeit wurde das feindliche Geschwader durch drei deutsche

Torpedoboote verhindert; sie beschossen den Gegner so wirksam, daß er sich zurückziehen mußte. Am folgenden Tage erneuerte er seinen Versuch mit noch größerem Mißerfolg: einer seiner Torpedobootzerstörer wurde durch das deutsche Feuer schwer beschädigt, ein Hilfschiff versenkt; seine Besatzung geriet in Gefangenschaft und wurde nach Zeebrügge verbracht.

Diese englischen Vorstöße wurden vielfach als Vorbereitungen für einen großen Landungsversuch an der flandrischen Küste gedeutet, was deshalb nahelag, weil die Franzosen wegen der Ereignisse bei Verdun der Entlastung mit jedem Tag dringender bedurften. Wenn eine solche Bedrohung der deutschen Flanke vielleicht auch bessere Aussichten bot als die früheren vergeblichen Frontangriffe, so waren doch auch die Schwierigkeiten einer Landung an der 50 Kilometer langen, vorzüglich zur Verteidigung eingerichteten flandrischen Küstenfront (siehe das Bild Seite 421) nicht gering. Daher die Anläufe, die deutsche Stellung zunächst durch planvolle Beschießung von See aus zu erschüttern.

Gleichzeitig entfalteten aber auch die deutschen Seestreitkräfte eine lebhafte Tätigkeit. In der ersten Dämmerung des 25. April erschienen Teile der deutschen Hochseeflotte an der englischen Ostküste und nahmen die Befestigungswerke von Lowestoft und Great Yarmouth unter Feuer. Wir entnehmen dem Bericht eines Mittkämpfers folgende anschauliche Schilderung des Angriffs:

„Das war eine schöne Osterfreude, als unser Kommandant uns verkündete: ‚Es geht an die englische Küste!‘ Noch hatten die meisten von uns keinen Feind gesehen, keinen Kanonenschuß auf die Engländer abgefeuert; höchstens galt es bisweilen, tückischen auf uns gerichteten Torpedolaufbahnen auszuweichen oder tief unter dem Meerespiegel im Hinterhalt lauende Minen zu vermeiden. Nun aber sollte und mußte es endlich einmal einen richtigen Kampf geben, Schiff gegen Schiff oder wenigstens Geschütz gegen Geschütz. Wir sollten uns gegenüberstehen, Feind gegen Feind, das war unsere Osterhoffnung!

So ging es denn hinaus. Bald hatten wir das gelblich-graue Wasser der Deutschen Bucht hinter uns und schwammen voller Erwartung wieder im weiten blauen Meere.

Die Nacht war milde und ruhig, das starke Meeresleuchten erinnerte uns daran, daß wir nicht mehr in unseren engen Küstengewässern, sondern weit draußen auf offenem Meere schwammen. Im Morgengrauen waren wir am Ziel unserer Reise, die ohne Zwischenfall bisher verlaufen war. Die englische Küste lag vor uns, noch in den Dunstschleier früher Morgenstimmung gehüllt, wie verschlafen. Langsam wichen die Morgennebel, und die Kanonen begannen zu donnern. Unsere Aufgabe war, die militärisch wichtigen Anlagen der befestigten, nicht weit voneinander liegenden Hafenstädte von Lowestoft und Great Yarmouth zu zerstören. Noch während der Beschießung der Küstenwerke zeigte sich eine Gruppe feindlicher kleiner Kreuzer und Torpedobootzerstörer, die fast gegen unsere Schiffe vorgingen. Nun galt es, diesen Angriff abzuwehren, die feindlichen Schiffe gar nicht erst so nahe herankommen zu lassen, daß sie uns gefährlich werden konnten. Ein kurzes, aber gewaltiges Feuer von unseren Schiffen entlud sich alsbald über sie. Der vorderste Kreuzer wurde schwer getroffen, hohe Flammen und Rauch stiegen aus ihm heraus; ein Zerstörer wurde durch unser Feuer zum Sinken gebracht. Dann drehten die feindlichen Schiffe, die wohl genug bekommen hatten, ab und zogen sich zurück. Sicherlich haben wir noch weitere Erfolge gehabt, die wir bei der großen Entfernung nicht wahrnehmen konnten. Wir selbst sind von Land und von See aus nur schwach beschossen worden und haben keine Beschädigungen oder Verluste erlitten.

Nach schneller Fahrt trafen alle unsere Schiffe wieder wohlbehalten in unseren Häfen ein. Wir aber sind stolz und froh, mit dabei gewesen zu sein, als wir den Krieg bis an die Küste von England trugen.“ (Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

An demselben Tage suchte auch ein Geschwader deutscher Marineluftschiffe die östlichen Grafschaften Englands heim. Industrieanlagen von Cambridge und Norwich, Bahn-



Von der englischen Militärmacht mit Granaten zusammengeschossenes Stadtviertel bei der Connollybrücke, der Hauptverkehrsader in Dublin. Hier fanden die erbittertesten Kämpfe bei der April-Revolution in der Hauptstadt Irlands statt, wobei von den Engländern eine Reihe der schönsten Gebäude zerstört wurde.

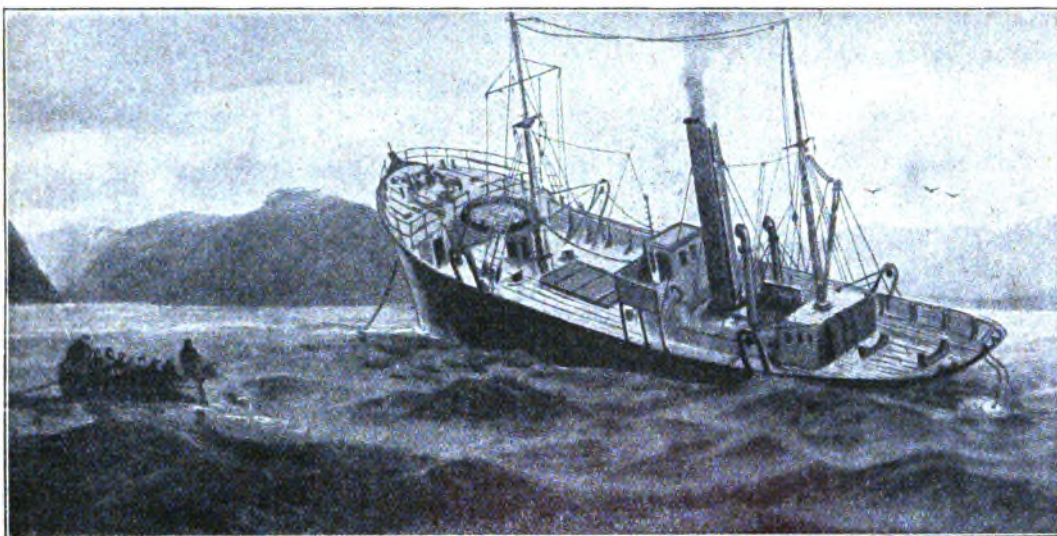
anlagen bei Lincoln, Batterien bei Winterton, Ipswich, Norwich und Harwich sowie feindliche Vorpostenschiffe an der Küste wurden mit gutem Erfolg mit Bomben belegt, ohne daß es dem äußerst heftigen englischen Abwehrfeuer gelang,

den Deutschen Abbruch zu tun. — Eine andere deutsche Luftschiffgruppe griff gleichzeitig die Befestigungsanlagen und Hafenwerke von London, Colchester, Ramsgate an und dehnte ihren Flug sodann auch noch auf den französischen Hafen und die großen englischen Ausbildungslager von Etaples aus.

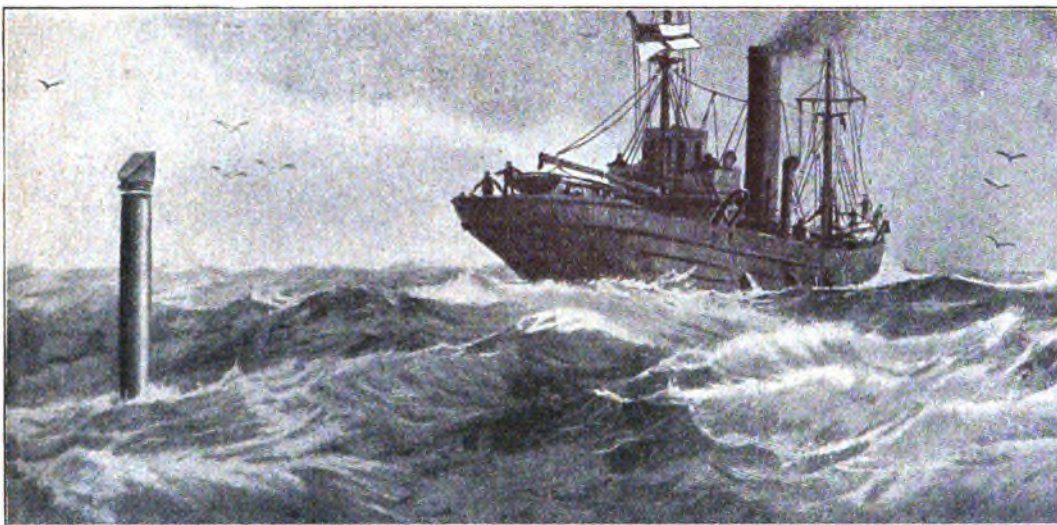
In dem nämlichen ereignisreichen Tage, dem 25. April, wurde ferner von deutschen Seestreitkräften in der südlichen Nordsee das englische U-Boot „E 22“ vernichtet, von dessen Besatzung 2 Mann gerettet und gefangen genommen wurden. Zu gleicher Zeit und in demselben Gebiet wurde von einem deutschen U-Boot ein Torpedotreffer auf einen englischen Kreuzer der Arctus-Klasse erzielt.

Obwohl die englische Zensur alle genauen Nachrichten über die großen deutschen Erfolge dieses Tages unterdrückte, mußte der amtliche Bericht doch zugeben, daß zwei Kreuzer schwer getroffen und auch ein Torpedoboot stark beschädigt wurde. — Das Peinlichste für die Engländer war, daß gerade der „King Stephen“ dem Angriff der deutschen Flotte erlegen war, also derselbe bewaffnete Fischdampfer, dessen Mannschaft Anfang Februar sich geweigert hatte, die hilflos auf dem Meere treibende Besatzung des „L 19“ zu retten (siehe Seite 201), und damit noch oben drein die Billigung der Regierung, ja selbst der Geistlichkeit gefunden hatte. Dieselben Leute kämpften nun vor den Augen des Feindes verzweifelt auf den Wellen. Für die Deutschen verstand es sich von selbst, daß sie nun nicht etwa für „L 19“ Rache nahmen, vielmehr die Mannschaft des „King Stephen“ mit ganz derselben Sorgfalt und Selbstverleugnung retteten, wie sie es in ähnlichem Fall mit der Besatzung jedes anderen feindlichen Schiffes getan hätten. —

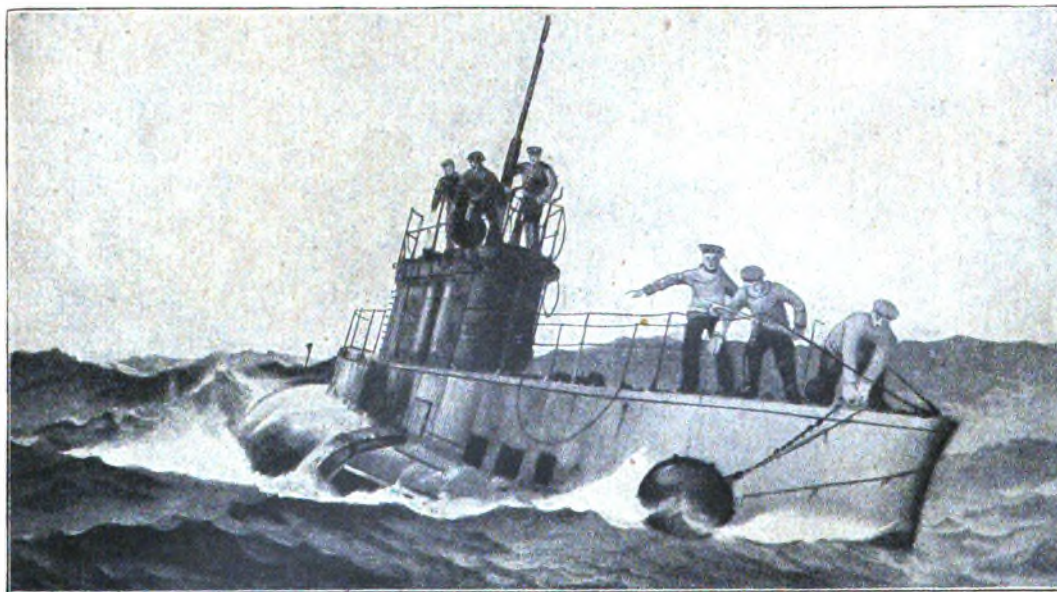
Ein Luftschiffangriff gegen die Hafen- und Bahnanlagen von Margate an der englischen Ostküste erfolgte in der Nacht zum 27. April, und auch zur See wurde in dieser Nacht gekämpft: englische und deutsche Vorpostenschiffe kamen in der Gegend der Doggerbank ins Gefecht, in



Ein Minensucher hat sich in dem Minenfeld verfangen und die Mine unter sich gezogen, wodurch er in höchster Gefahr schwebt, bis die Mine hervorgeholt werden kann.



Der Minenwerfer schießt einen aus dem Wasser hervorragenden und ein Periskop vortäuschenden Pflock, der auf einer Mine befestigt ist.



Ein Unterseeboot in Gefahr. Die Mannschaft versucht, die Kette, an der die Mine befestigt ist, zu durchschneiden.

Die Gefahren der treibenden Minen (siehe Seite 418).

Nach Aufnahmen der Berl. Illustr.-Gef. m. b. G.

dem ein größeres englisches Bewachungsfahrzeug vernichtet und ein englischer Fischdampfer als Beise aufgebracht wurde. — Am 23. April teilte die englische Admiralität selbst den Verlust eines großen Schiffes mit, des Flaggschiffs „Russel“, das die Flagge des Konteradmirals Fremantle geführt hatte, nachdem es im Mittelmeer auf eine Mine gestoßen war. An demselben Tage wurde auch der Verlust eines deutschen Unterseebootes bekannt, des „U C 5“, das in der Nähe der englischen Ostküste vernichtet wurde; 1 Offizier und 17 Mann der Besatzung gerieten in Gefangenschaft.

Die nächsten Tage brachten der englischen Flotte abermalige Verluste im Mittelmeer wie auch in der Nordsee.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai erfolgte ein neuer großer Luftschiffangriff auf die englische Ostküste, der sich namentlich gegen Middlesborough und Stockton mit ihren Fabriken, Hochöfen und Bahnanlagen, sowie gegen die gewaltigen Industrieanlagen von Sunderland richtete. Weitere Ziele schwerer Bombenwürfe waren das befestigte Hartlepool und Küstenbatterien südlich des Tees. Sodann wurden englische Kriegsschiffe am Eingang des Firth of Forth mit gutem Erfolg bombardiert. — Der englische Bericht gab diesmal größere Verluste an Menschenleben zu als sonst und hob wie stets die Abwehrmaßnahmen der englischen Luftflotte hervor. Es war diesen jedoch nicht gelungen, dem deutschen Geschwader Schaden zuzufügen.

Gleichwohl ging von diesem ein Fahrzeug, „L 20“, aus anderer Ursache verloren. Bei dem starken Gegenwind, mit dem die Deutschen zu kämpfen hatten, brauchte „L 20“ seinen Benzinvorrat auf, mußte sich nun bei starkem Südwind nordwärts treiben lassen und schließlich auf der Höhe von Stavanger in der Nähe des Hafesfjords auf das Wasser niedergehen, so daß er leicht wieder seewärts hätte getrieben werden können. Da aber kamen norwegische Mannschaften zu Hilfe. Es gelang ihnen, das Wrack des Luftschiffes zu vertauen und seine Besatzung vollständig zu retten. Die norwegischen Zeitungen rühmten einmütig die von den Deutschen bei ihrem Unfall an den Tag gelegte mannhafte Haltung. Das Wrack wurde von den Norwegern geborgen und als Kriegsschiff beschlagnahmt.

Am 3. Mai nachmittags erschienen schon wieder deutsche Flugzeuge an der englischen Ostküste. Sie griffen eine Küstenbatterie bei Sandwich südlich der Themsemündung mit Erfolg an und wandten sich dann mit starker Wirkung gegen eine Flugstation westlich Deal, wo sie den Bahnhof durch mehrere Bomben schwer beschädigten.

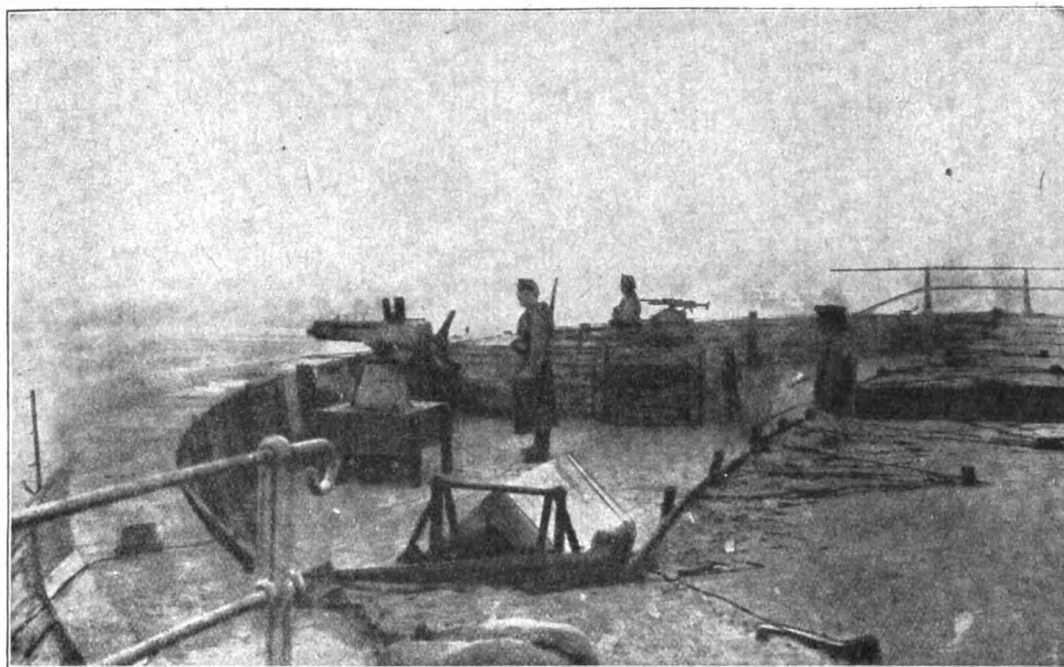
Am 5. Mai nachmittags ereigneten sich wieder Seegefechte an der flandrischen Küste, an denen sich beiderseits auch Luftstreitkräfte beteiligten. Dabei wurde ein englisches Flugzeug abgeschossen, dessen Insassen nicht geborgen werden konnten, weil ihre eigenen, als überlegenen Seestreitkräften herbeieilenden Landsleute, ohne es zu wissen, den Deutschen die Rettung unmöglich machten. Am folgenden Tage brachte ein deutsches Torpedoboot vor der flandrischen Küste ein unversehrtes englisches Flugzeug ein und nahm dessen Besatzung gefangen. In weiteren Seegefechten in demselben Kampfgebiet erlitt ein englischer Zerstörer durch Artillerietreffer deutscher Torpedoboote schwere Beschädigungen.

Westlich Horns Riff in der Nordsee vernichteten deutsche Seestreitkräfte am 5. Mai das englische Unterseeboot „E 31“; damit büßten die Engländer nach ihrem eigenen Eingeständnis allein aus dieser neuen Klasse schon das neunte Fahr-

zeug ein. Derselbe Tag brachte die betrübende Kunde, daß am 4. das deutsche Luftschiff „L 7“ von englischen Kriegsschiffen in der Nordsee vernichtet wurde. „L 7“ hatte bei einem Aufklärungsflug ein englisches Geschwader gesichtet und es sofort mit einem kräftigen Bombenangriff bedacht. Ob es dann wirklich durch englisches Artilleriefeuer vernichtet wurde, steht nicht fest; von neutralen Fischern, die Augenzeugen des Kampfes waren, wurde mitgeteilt, daß auf „L 7“ eine Explosion ausbrach, als er sich schon einige Minuten auf dem Heimwege befand. An der Rettung der Luftschiffbesatzung wurden die Fischer durch die Engländer gehindert; diese selbst nahmen einen Teil der deutschen Besatzung gefangen.

* * *

Nach langem Zögern hatten die Engländer sich endlich dazu verstanden, an der deutschen Westfront zur Entlastung der um Verdun ringenden Franzosen ihre Stellungen bis nördlich der Somme auszudehnen (siehe die Bilder Seite 422 und 423). Das genügte aber ihren Verbündeten nicht, die mit Erbitterung sehen mußten, wie sie nach wie vor die furchtbaren Verluste bei Verdun allein zu tragen hatten. So mußten sich die Engländer wenigstens nach und nach zu kräftigeren und größeren Unternehmungen entschließen. Da-



Strandwache im Nebel an der flandrischen Küste.

Phot. Richte & Co., Berlin.

bei sahen sie sich wider Erwarten starken deutschen Kerntruppen gegenüber, mit denen sie gewissermaßen halb wider ihren Willen unvermerkt in andauernde Kämpfe gerieten. Diese spielten sich vorzugsweise im Ypernbogen und hier wieder namentlich auf dem Abschnitt Ypern-St. Eloi ab, wo die Engländer sich durchaus in den Besitz der erhöhten ersten deutschen Linie setzen wollten; sie versprachen sich von ihr die Möglichkeit eines besseren Überblicks, als der von ihnen selbst gehaltene Kemmelberg ihn bot.

Aber die Art dieser von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführten Kämpfe, die sich in der Hauptsache um eine Reihe von Trichtern drehten und bei denen Sprengungen und Handgranaten einen breiten Raum einnahmen, haben wir schon auf Seite 384 berichtet, ebenso über ihren Verlauf bis zum 23. April, an dem die Deutschen ihren Geländegewinn bei Ypern-Langemark wegen hohen Grundwassers aufgeben mußten. Das Ringen verlor auch an den folgenden Tagen nichts von seiner Hartnäckigkeit; wußte man doch auf deutscher Seite, daß es galt, zugunsten der deutschen Front vor Verdun dem Durchbruchversuch der Engländer einen festen Wall entgegenzustellen, wie auch diese nicht zweifeln konnten, daß ihren Verbündeten Entlastung bitter not tat. Bei wechselndem Erfolge führten die Kämpfe doch zu keiner Entscheidung; die Gesamtlage blieb vielmehr im wesentlichen unverändert.

Zu gleichartigen Zusammenstößen kam es auch an anderen Stellen, wie La Bassée, Loos, Armentières,

Giverny-en-Gohelle, Neuville, Vermelles. — Auch mit dem kleinen belgischen Heer kamen deutsche Truppen nach langer Pause einmal wieder in Fühlung: am 2. Mai drangen sie nördlich Dixmuiden nach vorangegangenen Feuerüberfall in die belgische Stellung ein und machten eine Anzahl Gefangene. —

Da die Entlastungsversuche der Engländer sonach fast ganz erfolglos waren, so blieb die französische Front vor Verdun auch weiterhin schwer bedrängt. Am 22. April gewannen die Deutschen hier am westlichen Maasufer wieder einige französische Gräben südöstlich Haucourt und westlich der Höhe Toter Mann, die auch am 23. gegenüber feindlichen Gegenstößen gehalten wurden; dabei hatten die Franzosen schwere Verluste. An demselben Tage versuchten diese auch, den deutschen Geländegewinn bei Thiaumont zurückzunehmen, brachen aber dicht vor den deutschen Linien zusammen. Am 24. und 25. April rannten sie vor allem gegen den Toten Mann an, ohne doch auch hier irgend etwas zu erreichen: meist scheiterten ihre Vorstöße schon beim Entstehen im Feuer der deutschen Artillerie, die durch ihre überhöbende Stellung häufig in der Lage war, die französischen Vorbereitungen frühzeitig festzustellen (siehe Bild Seite 425).

Auch an anderen Punkten hatten die Deutschen gleichzeitig Erfolge; so bei Ville-aux-Bois und bei Celles in den

auf der Westseite, südlich Haucourt etwa in der Gegend des Termitenhügels, erwartet und sein schwerstes Feuer dorthin gelegt. Die Deutschen jedoch — es waren diesmal vorwiegend Pommern — brachen nördlich der Höhe 304 vor und nahmen zunächst die kleine Waldinsel „Der Vogelherd“, die ihnen als Stützpunkt für den Hauptsturm dienen sollte. Dieser erfolgte am Nachmittag des 7. Mai. Von Westen her vorstürmende Truppen mußten zunächst den Camardwald erobern, den die Franzosen mit unermüdlicher Spatenarbeit zu einem anscheinend uneinnehmbaren Schutz ihrer Flanke ausgebaut hatten: dreifache Drahtverhaue und eine weitere besondere Verstärkung der Nordost Ecke des Waldes sollten dem Angreifer nach der Absicht der Franzosen das Vordringen unmöglich machen. Trotz aller dieser Vorkehrungen aber und obwohl die französischen Batterien südlich Avocourt und auf den Höhen des Hassenwaldes ihr stärkstes Feuer gegen den Camardwald richteten, wurden die Pommern der Hindernisse Herr und brachten den Wald bis zu seinem Südrande in ihre Hände (siehe Bild Seite 428/429).

Auch andere Truppen, ebenfalls Pommern, die den Sturm von Nordosten herantrugen, hatten Gewaltiges zu leisten. Dort boten Höhenwellen mit schützenden Waldstreifen den Franzosen treffliche Verteidigungsmöglichkeiten, und auch hier hatten sie in voller Erkenntnis der



Freische englische Truppen mit den neuen Stahlhelmen auf dem erweiterten Teil ihrer Front in Nordfrankreich. Nach einer französischen Darstellung

Vogesen, wo sie durch einen sorgfältig vorbereiteten Angriff die beiden ersten französischen Linien auf und vor der Höhe 542 in ihren Besitz brachten; kleinere Abteilungen drangen hier sogar bis in die dritte Linie vor und sprengten zahlreiche Unterstände.

In den folgenden Tagen bis zum 3. Mai richteten die Franzosen auf dem linken Maasufer gegen die Stellung Toter Mann von Artillerie unterstützte größere Handgranatenangriffe, die ihnen aber lediglich eine vorgeschobene deutsche Postenstellung am Südwesthange des nach Westen abfallenden Toten Manns einbrachten.

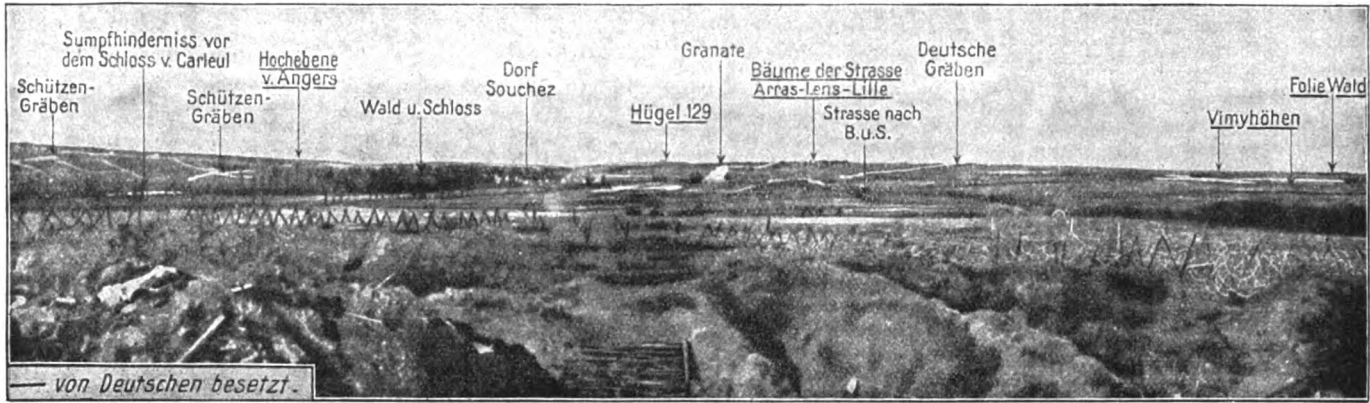
Am 4. Mai unternahmen deutsche Truppen links der Maas erneute Vorstöße, bei denen sie in vorspringende französische Verteidigungsanlagen westlich Avocourt einbrachen. Schon unter der Wirkung des deutschen Feuers war diese Stellung aufgegeben worden; nun wurde das Werk der Artillerie gründlich zu Ende geführt. Südöstlich Haucourt nahmen die Deutschen an demselben und dem folgenden Tage, dem 5., einige Gräben, aus denen sie eine große Anzahl Gefangene einbrachten (siehe Bild Seite 431). — Die Franzosen fuhrten fort, gegen den Westausläufer des Toten Manns anzustürmen, hatten aber keinerlei Erfolg zu verzeichnen.

Am 6. Mai schwoll das Artilleriefeuer auf beiden Seiten wieder zu ungemeiner Heftigkeit an. Die Deutschen bereiteten damit einen neuen mächtigen Vorstoß ihrer Infanterie vor, den sie am 7. gegen die wichtige Höhe 304 westlich der Maas richteten. Der Feind hatte den Angriff

Wichtigkeit von Höhe 304 ihre Stellungen mit größter Sorgfalt befestigt. Ganze Stacheldrahtfelder säumten die Waldstücke ein, und die Waldeingänge waren wiederum durch Stacheldrahtverhaue gesichert; dann erst kamen die mit allen möglichen Mitteln ausgebauten eigentlichen Stellungen. Dennoch waren sie gegen den Ansturm der Pommern nicht zu halten. Tagelang hatten diese im furchtbarsten Trommelfeuer ausgehalten — nun wollten sie ihr Ziel auch unter allen Umständen erreichen. In blutigem Ringen Mann gegen Mann warfen sie den Feind, erstürmten seine sämtlichen Grabenanlagen und erreichten die umkämpfte Höhe. Die Zahl der unverwundeten Gefangenen war hier verhältnismäßig klein — rund 1300 Mann —, sehr groß dagegen waren die blutigen Verluste der Franzosen. — Nun lief die deutsche Linie über Höhe 304, die mit ihrem ganzen Nordhang deutscher Besitz geworden war (siehe auch die Geländekarte Seite 427).

Auf dem Ostufer der Maas kam es bei Thiaumont, ebenfalls am 7. Mai, zu erbitterten Kämpfen, die in ihrem Hin- und Herbogen den Franzosen schwere Opfer, aber keinerlei Gewinn brachten. Zum erstenmal in den Kämpfen um Verdun kamen hier auch Turkos und Zuaven ins Gefecht neben frischen französischen Divisionen.

Im ganzen waren bis dahin an der Verdunfront 51 französische Divisionen eingesetzt worden; das war reichlich das Doppelte der auf deutscher Seite in den Kampf geführten Truppen. Alle diese unerhörten Anstrengungen der Franzosen hatten aber den deutschen Fortschritt nicht verhindern



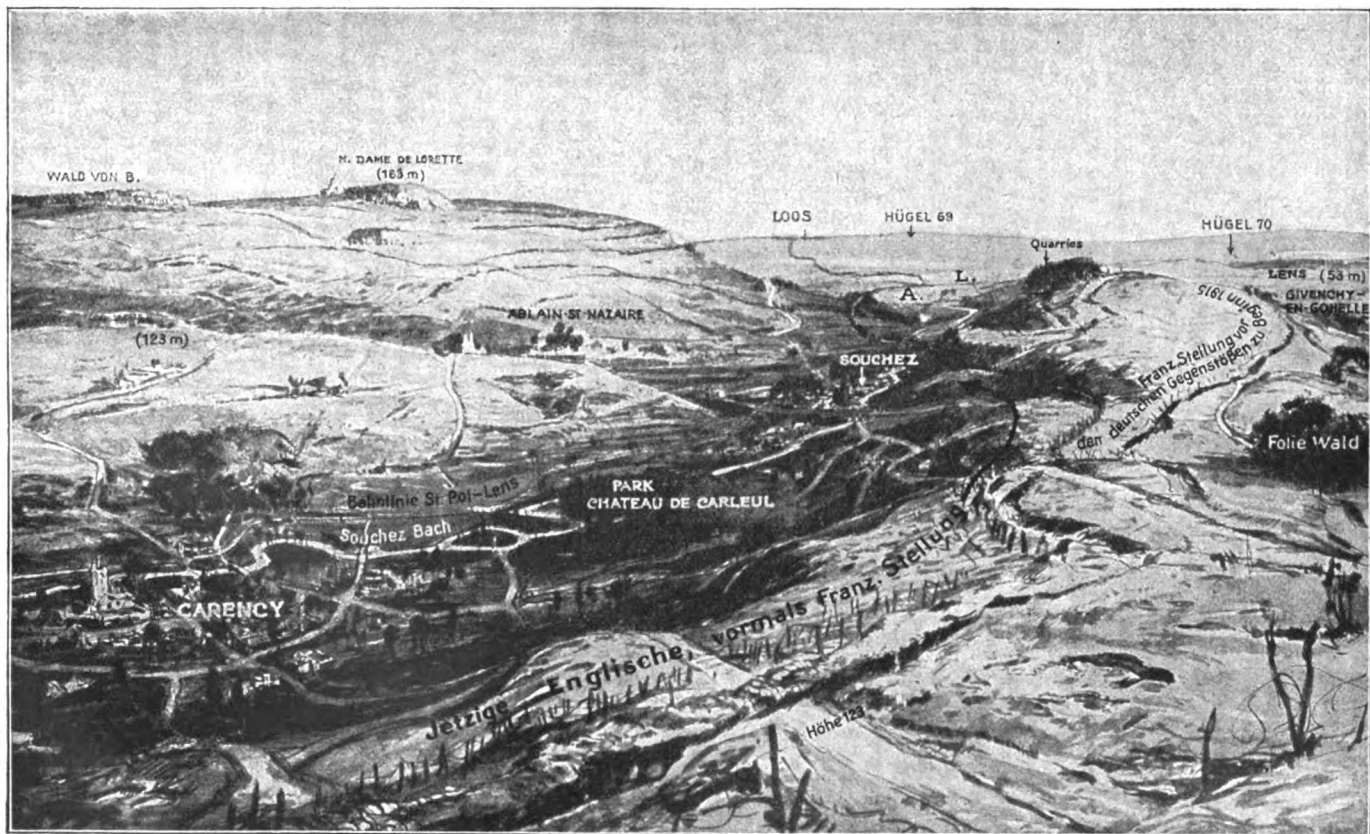
Ein Abschnitt des Kampfgebietes im Westen, den die Engländer zur Entlastung der Franzosen übernahmen.
Blick von den englischen Gräben aus. — Nach einer englischen Darstellung.

können, wie auch ihre am 8. Mai unternommenen Versuche, den Geländeverlust auf Höhe 304 wieder einzubringen, erfolglos blieben, wogegen die Deutschen an diesem Tage südlich des Termitenhügels ihre Stellungen sogar noch weiter verbessern konnten. —

Sehr lebhaft und erbittert gestalteten sich in der Berichtszeit auch die Luftkämpfe, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Neigung zunahm, mit größeren Gruppen und ganzen Geschwadern in den Kampf einzutreten. Auf französischer Seite war zu bemerken, daß manche Verbesserungen, die man dem Feinde abgelernt hatte, eingeführt worden waren. Wenn die lebhaften Franzosen sich daraufhin alsbald der Täuschung hingaben, bereits die Luftüberlegenheit gewonnen zu haben, so wurden sie freilich durch die Bekanntgabe der zahlenmäßigen Übersicht über das Luftkampfesergebnis im Monat April auf den ersten Blick eines Besseren belehrt: während die französische Luftflotte 36 Flugzeuge eingebüßt hatte (26 im Luftkampf, 10 durch Abwehrfeuer), waren es auf deutscher Seite deren nur 22 (14 im Luftkampf, 4 durch Abwehrfeuer, 4 vermißt). Also auch diesmal wieder wie schon in den früheren Monaten ein ganz erheblicher Vorprung der deutschen Flieger. Und so blieb es auch in der ersten Maiwoche.

Deutsche Erfolge waren seit dem 22. April unter anderem zu verzeichnen bei Arras, Tahure, Brocourt mit feinem Flugzeughafen, im Tal der Noblette, bei Trapelle (östlich St. Dié) und vor allem auch um Verdun. — Anfang Mai erschien ein feindliches Flugzeuggeschwader über Ostenbe, traf mit seinen Bomben aber nur den Garten des königlichen Schlosses. Am Abend des 5. Mai verloren die Franzosen durch einen Sturm eine große Anzahl Fesselballone, von denen einige sogar bis in die Nähe von Hannover abgetrieben wurden. —

In ihrer Verlegenheit war es der französischen Regierung eine Erleichterung, daß sie Anfang Mai mit der Landung von 9000 Mann russischer Truppen in Marseille (siehe Bild Seite 432) aufwarten konnte. Von dieser Maßnahme, so bescheiden sie war und so unzweckmäßig sie erscheinen mochte, ließ sich eine günstige Beeinflussung der leicht beweglichen französischen Volksseele erhoffen. Die zum großen Teil auf japanischen Schiffen herangeführten Gäste waren in der Mandschurei ausgebildet worden und hatten für den weiten Seeweg bis an die französische Front unverhältnismäßig viel Zeit gebraucht, weil die vorsichtigen Japaner die Fahrt nur während der Nacht erlaubt hatten.



Die durch Ablösen der Franzosen erweiterte englische Front im Westen.
Überblick über das Tal des Souchez-Baches von Carency durch den Schlosspark von Carleul nach Souchez und Lens.
Nach einer englischen Darstellung.

Auch Australier und Neuseeländer wurden auf Veranlassung der englischen Regierung auf französischem Boden ausgesperrt. Ob aber selbst in Frankreich jemand sich im Ernst

von diesen Hilfstruppen eine entscheidende Beeinflussung der besorgniserregenden Lage versprach, muß mit Recht bezweifelt werden. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Ein leichtsinniger Streich.

Von Walter Bloem.

II.

Ich befahl dem Adjutanten, bei mir auf dem Ostufer zu bleiben. Wir plauderten noch ein paar Minuten mit den Kameraden vom 3. Bataillon, dann entschlossen wir uns, auf dem Ostufer nordwärts zu gehen, um von hier aus uns selber anzusehen, wie es mit den Versuchen des 1. Bataillons werden würde, nördlich des brennenden Dorfes den Übergang zu bewerkstelligen.

So lösten wir beide uns denn von dem ruhenden 3. Bataillon los und tasteten uns nordwärts, nach dem brennenden Dorfe hin. Unterwegs fiel es uns ein bißchen unheimlich aufs Herz, daß jeder Schritt, den wir vorwärts taten, uns nun weiter von unsern Kameraden entfernte, daß wir nun weit und breit die einzigen Deutschen auf dem Ostufer sein würden. Und dabei war es doch noch keineswegs klaglos, ob der Feind das Flußufer völlig geräumt und sich über den Osthang des Tales weiter gen Osten zurückgezogen — oder nicht doch noch Abteilungen oder wenigstens Patrouillen zurückgelassen hatte, um unsern Übergang wenigstens nördlich des Dorfes, wo es keine Brücken mehr gab, zu stören. Aber — unser Entschluß war nun einmal gefaßt. Wir setzten unsern unbehaglichen Spaziergang fort. Die hellauflodernde Brunst des Dorfes gab uns Richtung und Beleuchtung, die Sterne von droben flimmerten Mut und Zuversicht in unsere Herzen.

Nach zwanzig Minuten Wanderns war Golynka erreicht. Der prächtige Gutshof stand in lichterlohender Glut, sein Brand stieg kerzengerade zum Himmel; von Funkenregen umstiebt. Der Rest des Dorfes bestand wie überall aus Holzhäusern mit Strohdächern; sie waren bereits alle völlig niedergebrannt, und von ihren glühenden Aschenhaufen stieg eine solche fürchterliche Hitze auf, daß uns der Atem verging. Es war ein Gang durch die Hölle, eine Feuerprobe wie in der „Zauberflöte“, nur daß das Feuer echt war. Wir wagten kaum die sengende Luft in unsere Lungen einzulassen. Aber fast noch unheimlicher war es, als wir nun das Nordviertel des Dorfes erreichten, das von den Flammen verschont geblieben war. Hier konnte hinter jeder Hecke, jeder Fensterhöhle der Kosak lauern. Und auf einmal

richtete sich dicht vor uns auf der Straße ein menschlicher Körper in die Höhe: aber es war kein Feind, es war eine scheußliche, bettelhafte alte Hexe, das erste weibliche Wesen, das wir seit Wochen zu Gesicht bekamen. Mit widrigem Krächzen lallte sie ein paar russische Worte, ich weiß nicht, ob es ein Gruß war oder ein Fluch.

An der statlichen, völlig unverfälschten orthodoxen Kirche vorüber erreichten wir endlich den Nordausgang des Dorfes, und nun lag vor uns eine von Nebelstreifen überlagerte Wiese, von Gruppen niederer Wacholderbüsche bestanden. Der Mond war inzwischen rechts hinter uns aufgegangen und erhellte die Landschaft mit ungewissem Lichte. Links von uns flimmerten einige Windungen der Weretjesa durch das Röhricht. Dort mußte die Stelle sein, wo unser Bataillon den Übergang versuchen sollte. Also dorthin.

Wir hielten einen Augenblick inne und lauschten. Richtig: etwa 200 Meter halblinks von uns zog sich ein Waldstück, und von dort aus vernahmen wir nun ganz deutlich Wagengerassel, Pferdewieher und Menschenstimmen. Wir lauschten — doch Worte konnten wir nicht unterscheiden. Aber selbstverständlich mußte es das Bataillon sein; entweder noch beim Übergang oder mit den Spitzen schon auf dem weiteren Vormarsch. Ganz beruhigt schritten wir fürbaß.

Auf einmal schrillte es aus dem Walde, höchstens 150 Meter noch von uns entfernt:

„Sui-i-i-i-ett!“

Wer diesen Ton ein einziges Mal gehört hat, der vergißt ihn nicht sein Leben lang. Wir beide kannten ihn: es war der Kosakenpfeif.

In derselben Sekunde lagen wir beide platt auf dem Bauch, zwischen den Wacholderstäuden, im nassen Wiesengras. Ich riß die Pistole aus dem Futteral.

„Um Gottes willen

nicht schießen, Herr Hauptmann!“

„Ich denke ja nicht dran — noch nicht — aber billig verkaufen wir unser Leben nicht.“

„Wenn die Kosaken kommen, sind wir erledigt“, keuchte der Leutnant. „Gefang'ne machen die nicht.“

„Und wir lassen uns nicht gefangen nehmen.“

Wir lauschten mit hämmernden Pulsen: es war totenstill geworden in der weiten Runde bis auf das Wiehern der Pferde, das Anarren der Wagenachsen.

„Verfluchter Leichtsinn!“ knurrte ich in mich hinein, und blitzschnell schossen die Gedanken. Sterben — warum denn nicht? Mehr denn fünfzig Gefechtstage lagen hinter



Die von deutschen Pionieren erbaute 450 Meter lange Kriegsbrücke bei Eterpigny in Nordfrankreich.



Zusammenbruch der französischen Angriffswellen vor dem Toten Mann bei Verdun.
 Nach einer Originalzeichnung von Max Barascudts.



Ruinen einer Schule in einem von den Franzosen zerstörten französischen Dörfchen.

mir. Hunderttausende von Kugeln und Granatsplittern waren auf Zentimeterbreite an mir vorbeigesauft. Aber — so nicht. Wenigstens nicht gern. Durch eigene Schuld — durch sträfliche Unbesonnenheit — sinn- und zwecklos — pfui Teufel. Abgenickt nach kurzer, verzweifelter Gegenwehr von einer Rosatenhorde. Scheußliche Vorstellung.

Wir lauschten. Jeden Nerv angespannt. Was alle Muskeln wie im Krampf zusammenriß — es war nicht Furcht. Die kannten wir längst nicht mehr. Es war Ekel, es war bitterer Selbstvorwurf.

Nichts regte sich. Und in heiserem Flüstern tauschten wir unsere Gedanken aus.

„Wahrscheinlich halten sie uns für die Spitzen einer unserer Patrouillen —“ meinte Leutnant Raklaff, „denken: wo die sind, da kommen noch mehr.“

„Offenbar ein Kommando, das unseren Übergang hindern soll — nun fürchten sie umgangen zu sein — und halten sich ruhig.“

Was tun? Zurückziehen? Der Weg war weit — und mondbeschienen.

Mir fiel auf einmal eine Erinnerung ein, die mich lachen machte. „Raklaff,“ flüsterte ich, „kennen Sie das Bild: Ein kleines Mädchen sitzt im Hemdchen auf einer Wiese mit einem Teller Grütze, ein Frosch ist mit einem Saß mitten in den Teller hineingesprungen, nun starren Kind und Frosch einander zu Tode erschrocken an: eins hat Angst vor dem anderen. Unterschrift: Tu mir nichts — ich tu dir nichts.“

„Na, ich weiß doch nicht, Herr Hauptmann.“

Rädernarren, Pferdewiehern, leises Raunen von Menschenstimmen — sonst Todeschweigen ringsum.

Wie lange wir so gelegen haben — ich kann's nicht sagen. Endlich wurde mir die Sache zu dumm.

„Ich schlage vor, wir stehen auf und gehen hoch aufgerichtet, wie wir gekommen sind, zu dem brennenden Dorf zurück, den ganzen Weg bis zum 3. Bataillon. Dann finden wir wenigstens wieder den Anschluß. Schießen die Hunde, schmeißen

wir uns wieder auf den Boden hin.“

„Einverstanden, Herr Hauptmann.“

Also empor und aufrecht und langsam zurück. Unsere Schattenrisse mußten sich von dem Mondschein, von den Flammen haarscharf abzeichnen. Ein unheimliches Gefühl.

Nichts geschieht. Kein Schuß fällt. Alles bleibt stumm.

Wir sind am Dorfrand. Wir treten wieder in die finstere Gasse zwischen den stehengebliebenen Häusern. Wir sind gerettet. Wir tauchen zurück in den Brodem der Brände.

Da — vor uns — von Süden her — dunkle Gestalten inmitten der

Dorfstraße. Im Nu sind wir hinter der Mauer des letzten aufrecht stehenden Hauses. Einerlei, ob's Feinde, ob's Deutsche sind — auch die, wenn sie uns sehen, schießen uns über 'n Haufen.

Wir hören, wie die Kommenden an uns vorbeischießen. Wir spähen hinter unserer Mauer vor. Ein tiefes Aufatmen: Püchelhauben — Kameraden. Durch.

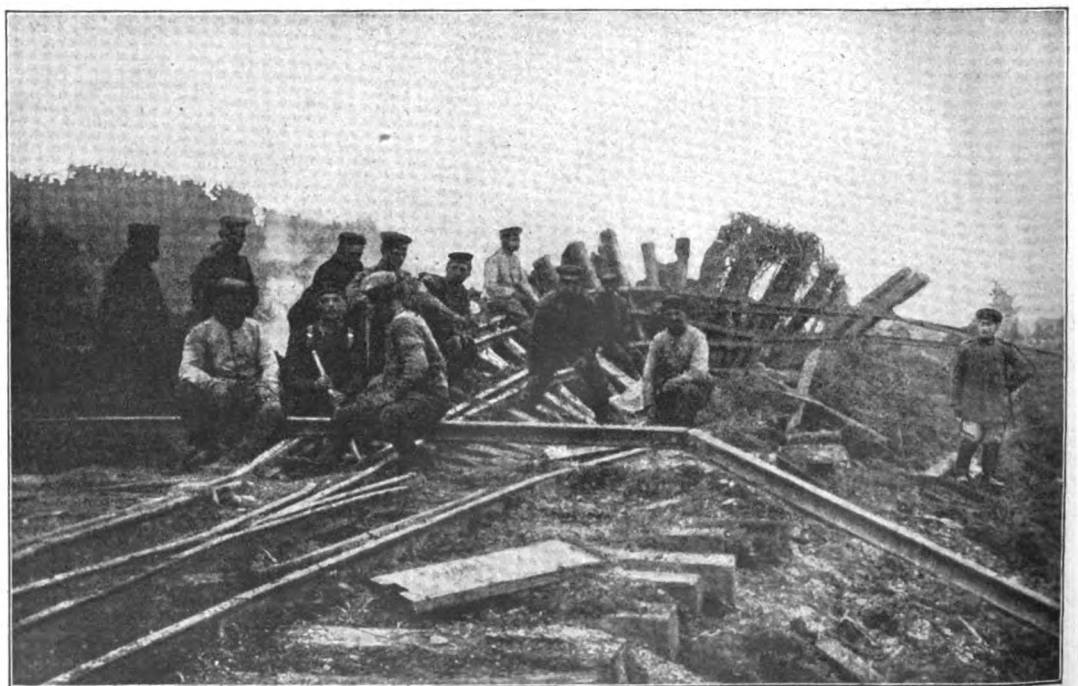
Von hinten rufen wir sie an. Es ist ein Bataillonskommandeur des Schwesterregiments mit seinen Gefechtsordnungen. Wir erzählen unsere Geschichte. Gelächter, wohlverdienter Spott. Und unser 3. Bataillon? Es ist schon vor uns ins Dorf eingerückt, liegt am Ostausgang. Also hin! Und bald sind wir inmitten der lagernden Schar, wecken den Kommandeur, der auf einem Strohhaufen schnarcht, bekommen eine neue Lage Anulung, einen Schluck kalten Kaffee aus der Feldflasche, ein Stück Schokolade.

„Und 1. und 2. Bataillon — wo stehen die?“

„Keine Ahnung.“

Ein frisches Bünd Stroh schleppen die Gefechtsordnungen des Kameraden aus einer stehengebliebenen Scheune. Wir werfen uns hin und sind im Nu in Schlaf versunken.

Nach einer Stunde etwa werde ich geweckt. Mein ältester Kompanieführer steht vor mir: „Melde ganz gehorsamst: Bataillon im Anmarsch!“



Wirkung der deutschen schweren Artillerie.

Phot. A. Holznagel, Berlin.

Zerstörte französische Bahnlinie in einem in den Kämpfen um Verdun von den Deutschen besetzten Gebiet.

Und bald erfahre ich, daß alles so gekommen ist, wie ich's vorausgesehen hatte: der Übergang nördlich Golyuka hat sich als unausführbar erwiesen, und so hat sich der Regimentskommandeur endlich doch noch entschließen müssen, mein Bataillon und das 1. über — die Wiesenbrücke zu führen, auf der es nach meinem Befehl schon vor vier Stunden hätte übergehen sollen ...

So endete das schaurige Abenteuer noch mit einem Triumph meiner Anordnungen. Aber ich hab's in allen Knochen gespürt. Es war hundsgemein.

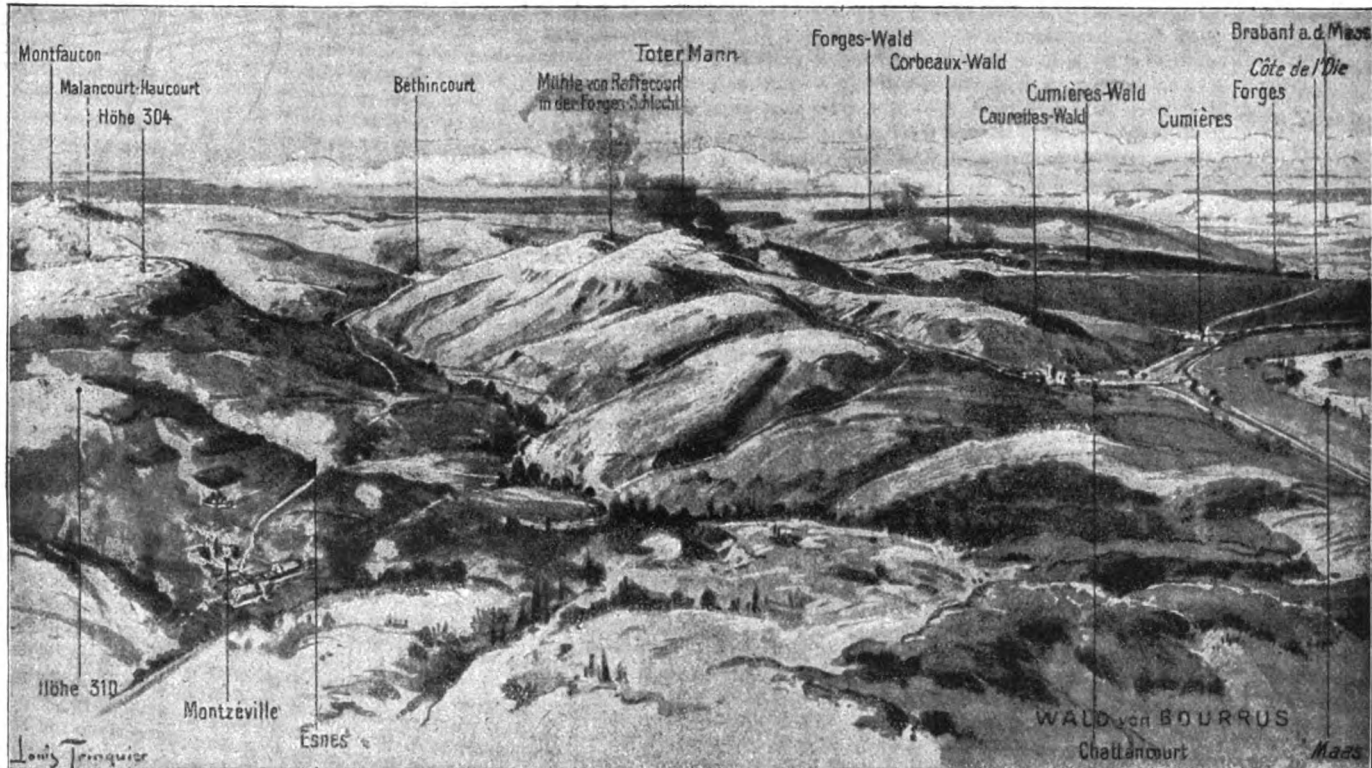
Immerhin — war doch wenigstens mal eine Abwechslung.

Zwei Tage später erzählte mir mein Brigadeführer, die Patrouillen des Nachbarregiments hätten festgestellt, daß in dem bewußten Walde, 150 Meter von uns entfernt, zwei Rosakenregimenter mit Bagagekolonnen gesteckt haben.

So was mach' ich so bald nicht wieder.

Umständen zu untergraben: „Wer dem Bedürftigen dazu hilft, daß er sich selbst helfen kann, tut Besseres als der, der den Armen unterstützt.“ Die bisherige Einrichtung unserer öffentlichen Armenpflege machte es dem einzelnen nicht leicht, sie in Anspruch zu nehmen. Der Verlust der politischen Rechte, die Verpflichtung, die Unterstützung gegebenenfalls wieder zurückzahlen, und endlich die Gewährung nur des allernotwendigsten Unterhalts zum Leben — die besonderen Eigentümlichkeiten der öffentlichen Armenpflege — wollten es bewußt dem einzelnen so schwer wie möglich machen, auf fremde Hilfe zu vertrauen, anstatt die äußerste Kraft zur Erhaltung der Selbständigkeit aufzuwenden. Auf der anderen Seite betonte unsere öffentliche Armenverwaltung die gesetzliche Unterhaltspflicht gar scharf und ging teilweise dazu über, den säumigen Unterhaltspflichtigen zur Arbeit zu zwingen.

Durch den Krieg ist die Scheu, öffentliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen, in weiten Kreisen geschwunden.



Vogelschaukarte des Gebietes um den Toten Mann nordwestlich von Verdun. Nach einer französischen Darstellung.

Soziale Fürsorge nach dem Kriege.

Von Dr. Zahn, Hamburg.

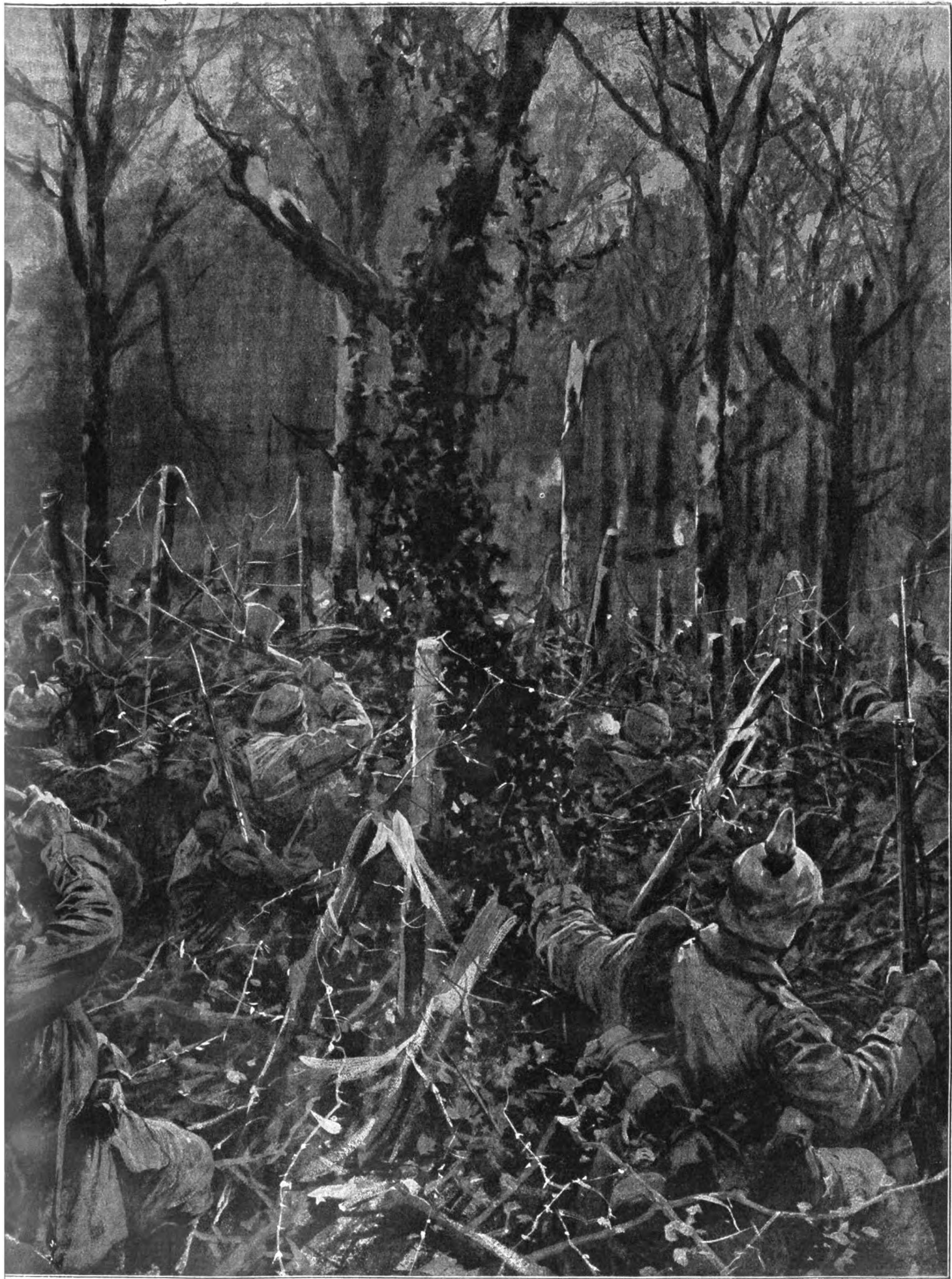
Kein sozialer Generalstab hatte in Friedenszeiten für den Ausbruch des Krieges Vorsorge getroffen. Die „soziale Mobilmachung“ verlief daher keineswegs mit derselben Genauigkeit und Folgerichtigkeit wie die militärische. Viele, die bisher in ihrem Leben noch keine soziale Fürsorge getrieben hatten, drängten sich jetzt dazu; eine der wichtigsten Aufgaben der sachverständigen Leiter bestand daher im Anfang — gegenüber der fast krankhaften Rührigkeit vieler — hauptsächlich im Zurückhalten und Hemmen. Die Sachverständigen selbst sahen sich zunächst gleichfalls vor eine Aufgabe gestellt, die sie mangels jeglicher Vorarbeiten nicht übersehen konnten. Das Gesetz über die Unterstützung der Angehörigen der Kriegsteilnehmer war überall völlig unbekannt und in sich so reich an Lücken, daß ohne Unterbrechung neue Anordnungen ergehen mußten. Je länger der Krieg dauerte, je reicher die Erfahrungen in der Kriegsfürsorge wurden, desto schwerwiegender wurde in jedem Einzelfalle die Frage, wie die dauernden Wirkungen einer neuen sozialen Maßnahme sich gestalten würden.

Berufene Kreise beschäftigten sich daher sehr bald eingehend mit der Frage, wie die Verhältnisse bei Friedensschluß und späterhin zu beeinflussen sein würden. Ein rechtzeitiger Abbau der Kriegsfürsorgemaßnahmen wurde von allen Seiten für unerlässlich erklärt. Denn auch der sozialen Fürsorge Haupt Gesichtspunkt ist es, die Selbständigkeit des Einzelnen und den Familienzusammenhang unter keinen

Die Zahl derer, die in größeren Städten als Angehörige von Kriegsteilnehmern auf öffentliche Kosten unterhalten und die infolge der durch den Krieg verursachten Erwerbslosigkeit von der Kriegsfürsorge vor dem Hinabgleiten in die unterste Schicht bewahrt werden, und endlich derer, die von der öffentlichen Armenpflege und der Privatwohl-tätigkeit leben, ist eine überwältigend große. Hier ist äußerster Aufmerksamkeit vonnöten, um bei Rückkehr normaler Zeiten, sobald es ohne Härten geschehen kann, das Eintreten fremder Hilfe aufhören zu lassen. Die innere Berechtigung einer besonderen Fürsorgeorganisation für die durch den Krieg Betroffenen ergab sich ja auch aus dem Gesichtspunkt, daß die Kriegsfürsorge vergeht, die öffentliche Armenpflege aber bestehen bleibt. Alle, die durch das Eintreten der Kriegsfürsorge vor dem Anfall an die öffentliche Armenpflege bewahrt werden sollten, sind daher gezwungen, beim Aufhören der Kriegsfürsorge wieder selbständig ihren Unterhalt zu suchen. Bei der Einrichtung von Massenpeisungen im großen war man sich überall bewußt, wie sehr das Familienleben gefährdet wird, wenn der Ehefrau und Mutter die wirtschaftliche Versorgung der Familie zum Teil genommen wird. Nur die Notwendigkeit, mit den vorhandenen Lebensmitteln sparsam hauszuhalten und eine ausreichende Ernährung der minderbemittelten Schichten unserer Bevölkerung sicherzustellen — was beides durch Herstellung im großen am besten erreicht wird —, ließen diese Gefahr als zunächst weniger wichtig erscheinen. Auch hier gilt es, durch rechtzeitigen Abbau die normalen Verhältnisse so bald als möglich wiederherzustellen.



Erstürmung des Camardwaldes bei Verdun
Nach einer Originalzeichnung



r der Höhe 304 durch pommerische Truppen.
Professor Hans W. Schmidt.

Wie sich die wirtschaftliche Lage nach Friedensschluß gestalten wird, ist völlig unübersehbar. Die einen weisen darauf hin, daß unser heimischer Markt so leer sein wird, daß sofort eine Anspannung aller vorhandenen Kräfte eintreten und demgemäß eine Hochkonjunktur wie etwa in den Gründerzeiten der siebziger Jahre eintreten werde.

Von anderer Seite wird geltend gemacht, daß diese Entwicklung doch von vielen Umständen, wie etwa dem

vorhandenen Schiffsraum und unseren Währungsverhältnissen abhängig sein wird. Von erheblicher Bedeutung wird naturgemäß auch sein, wie sich die Entlassung der Millionen Männer vom Militär gestaltet. Bei dieser Frage wird — abgesehen von militärischen Rücksichten — mit in Betracht kommen, ob der einzelne Soldat eine Familie zu ernähren hat, und in welchem Umfange in seinem Berufsberuf Arbeitskräfte daheim benötigt werden. Nach den bisherigen Erfahrungen mit den Militärbehörden in der Kriegszeit ist damit zu rechnen, daß für die militärische Entlassung eine den Verhältnissen entsprechende glückliche Form gefunden wird.

Unerlässliche Voraussetzung für eine schnelle Neuordnung in der Übergangszeit ist eine wirksame Organisation der Arbeitsvermittlung. Der Ausbau des Arbeitsnachweises muß daher, soweit es bisher noch nicht geschehen sein sollte, überall rechtzeitig, das heißt sofort in Angriff genommen werden. Daneben muß gleichfalls überlegt werden, in welcher Weise dem vielfach gefährdeten selbständigen Mittelstand die Wege zur Wiederaufnahme des alten oder zum Beginn eines neuen Betriebes geebnet werden können.

Nach der Rückkehr normaler Zeiten ist eine ausreichende Versorgung derer, die ihre Selbstständigkeit nicht wieder erlangen können, erforderlich. Die Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und für die Hinterbliebenen der im Felde Gefallenen darf in ihrem wie im allgemeinen Interesse nicht wie nach dem Deutsch-Französischen Kriege fortgesetzt den Gegenstand der öffentlichen Erörterung bilden. Es gilt vielmehr hier durch Beteiligung aller in Betracht kommenden Kreise überall wirksame Einrichtungen zu schaffen, die dem Einzelfall gerecht zu werden und allen Schichten der Öffentlichkeit die Überzeugung beizubringen vermögen, daß ausreichend und sachgemäß geholfen wird. Nur so kann es vermieden werden, daß über ein Menschenalter hinaus die Privatwohlthätigkeit von einzelnen unter Berufung auf die ihnen durch den Krieg erwachsenen Nachteile ausgebeutet wird. Einzelerlebnisse haben gezeigt, wie groß die Gefahren in dieser Richtung sein können. Noch nicht geklärt, wenn auch verschiedentlich bereits in Angriff genommen ist die Frage, welche Mitwirkung bei dieser Fürsorge der öffentlichen Armenpflege einzuräumen ist. Naturgemäß kommt ihr in der Organisation, die eine

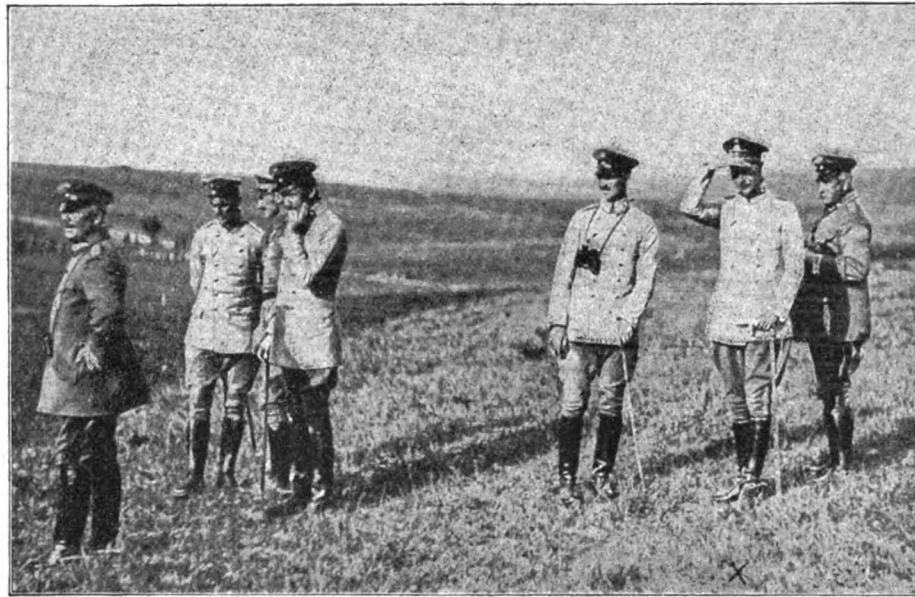
Zusammenfassung der amtlichen und nichtamtlichen Kreise unbedingt voraussetzt, auf Grund ihrer Erfahrungen und ihres Sachverständnisses eine mitbestimmende Stellung ohne weiteres zu. Fraglich ist, inwieweit ihre Organe im Einzelfall als Organe der öffentlichen Armenpflege tätig sein sollen. Damit, daß von Reichs oder Staats wegen eine

völlig ausreichende Versorgung dieser durch den Krieg unmittelbar betroffenen Gruppen stattfinden könnte, ist nicht zu rechnen. Denn der Staat kann, wenn man auch von den erforderlichen Mitteln ganz abieht, nicht genügend auf die Besonderheit des einzelnen Falles eingehen. Er muß vielmehr in gewisser Weise dafür sorgen, daß seine Handlungen von der Allgemeinheit als gleichmäßig empfunden werden. Es bleibt somit eine ganze Reihe von Auf-

gaben, die den Fürsorgestellten zufallen und die diese zweckmäßigerweise nicht ohne Inanspruchnahme bestehender Organisationen erfüllen können. Handelt es sich z. B. um die ärztliche Versorgung nicht versicherungsfähiger Hinterbliebener, so wäre es unzweckmäßig und teuer, wenn die Fürsorgestelle eine besondere ärztliche Versorgung für den doch immerhin beschränkten Kreis ihrer Schützlinge neu aufbauen wollte. Die Fürsorgestelle tut vielmehr am besten, Anschluß an die soziale Versicherung oder öffentliche Armenpflege für diesen Zweig ihrer Tätigkeit zu suchen. Gewiß ist es nun

nicht richtig, die Familie, die ihren Ernährer durch den Krieg verloren hat, dauernd anders zu behandeln als eine andere, die ihn durch einen Unglücksfall verloren hat; gewiß wird es auch richtig sein, wie einer der Vorsitzenden des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit kürzlich ausgeführt hat, daß die Hauptmenge der die öffentliche Armenpflege in Anspruch nehmenden Witwen sind, die durchaus keine Schuld haben, daß sie am Abend ihres Lebens öffentliche Armenunterstützung in Anspruch nehmen müssen. Aber doch sträubt sich das Empfinden weiter Kreise dagegen, die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit an die Armenpflege zu verweisen. Hier wird nichts anderes übrig bleiben, als daß entweder die öffentliche Armenpflege die ärztliche Versorgung der ordentlichen Unterstützungsbedürftigen überhaupt abgibt, oder daß zunächst für diese Gruppen — am besten durch den Anschluß an unsere soziale Versicherung — neue Wege gefunden werden. Diese werden dann, wenn sie sich bewährt haben, von der Armenpflege auch für den weiteren Kreis ihrer Schützlinge betreten werden können.

Neben dieser Fürsorge für die durch den Krieg unmittelbar Betroffenen wird man sich auf die Dauer insbesondere der Jugendpflege im weitesten Sinne annehmen müssen. Mehr denn je gilt von nun an, daß die Zukunft unseres Volkes auf unserer Jugend beruht. Die Reichswochenhilfe ist auf dieser Bahn großzügig vorangegangen; die Kronprinzessin



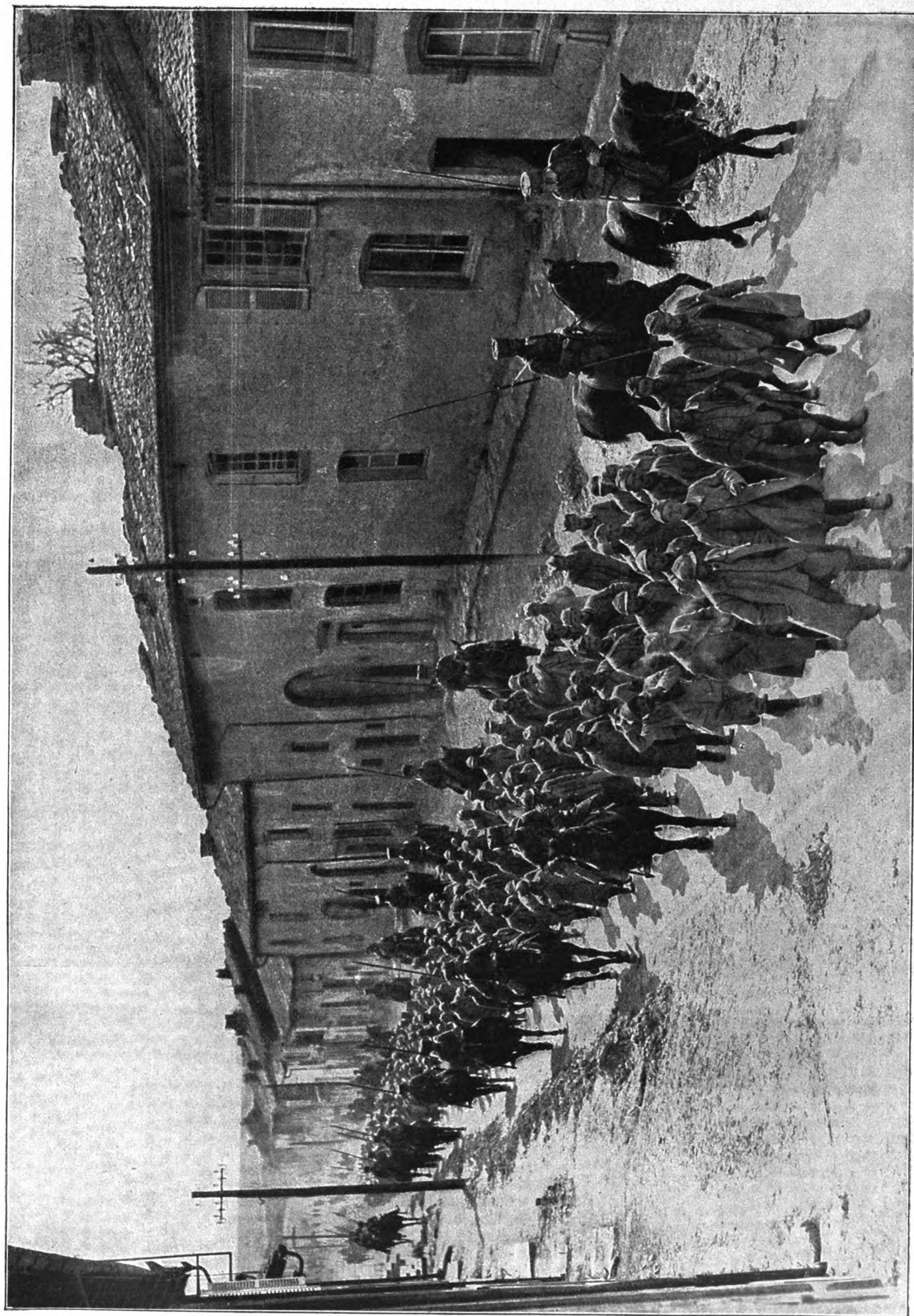
Der Deutsche Kronprinz (X) beobachtet ein Gefecht bei Verdun. Phot. W. Hage, Berlin.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General Pétain,

der zum Oberbefehlshaber der französischen Armeen des Zentrums (Abschnitt von Soissons bis Verdun) ernannt wurde.



In den Kämpfen vor Verdun gefangene Franzosen, Nordafrikaner, Kabylen und Turkos werden durch ein französisches Dorf abgeführt.

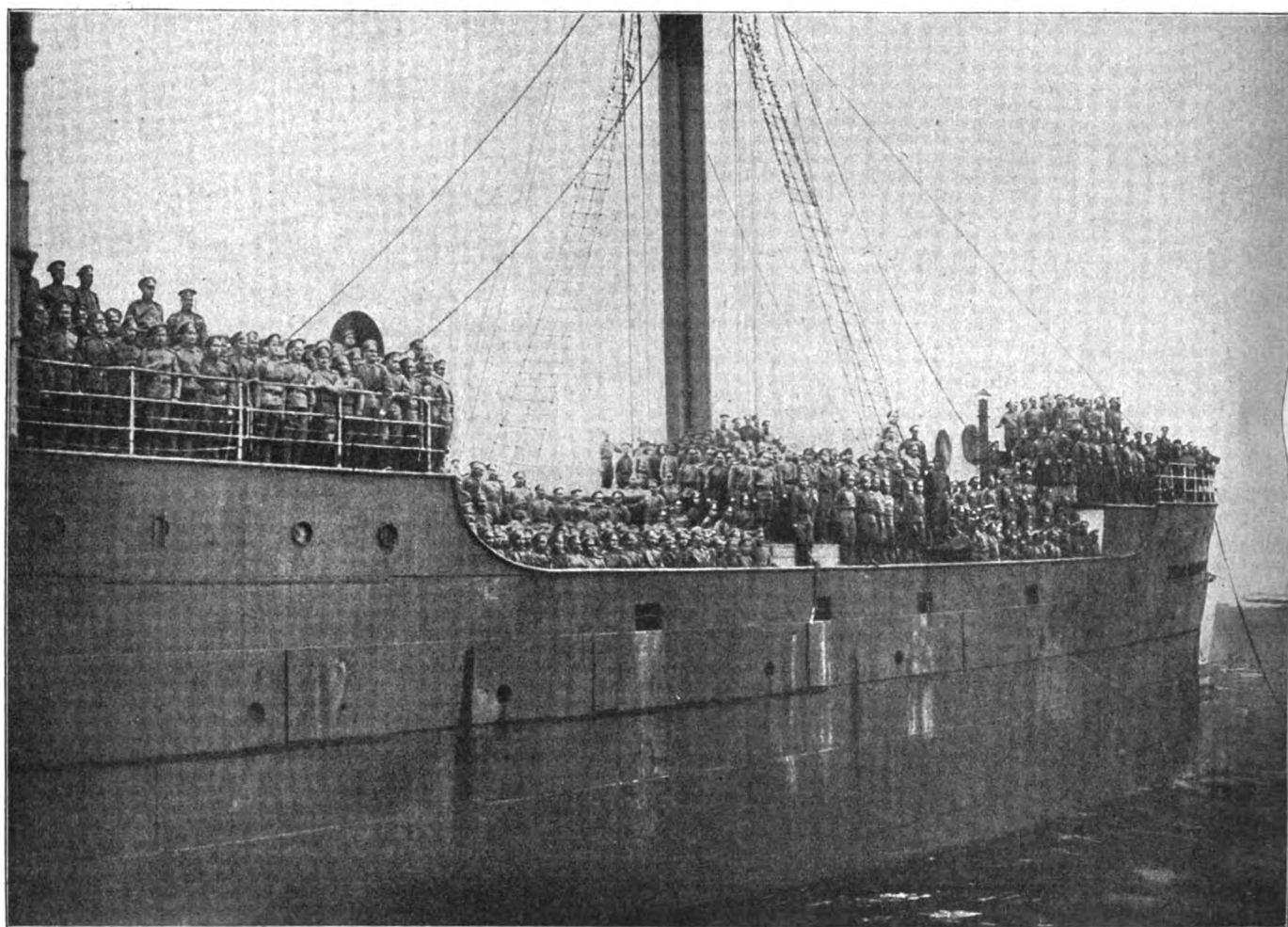
Nach einer Aufnahme von H. Ziemer, Berlin.

hat mit der Kriegsspende deutscher Frauen die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet gelenkt. Ein Reichsausschuß für Kleinkinderfürsorge ist während des Krieges in Berlin ins Leben getreten. Wie unbedingt erforderlich eine Reform auf diesem Gebiete geworden ist, zeigt das schon vor dem Krieg erschienene Heftchen der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge „Kleinkinder der Großstadt“. Nicht minder gilt es neben der Pflege der schulpflichtigen Jugend, sich der schulentlassenen anzunehmen. Die verschiedenen schon vor dem Krieg vorhandenen Ansätze auf diesem Gebiet müssen unter Wegfall der Sonderziele der einzelnen Organisationen lediglich und ausschließlich die geistige und körperliche Entwicklung der Schulentlassenen ins Auge fassen.

Neben einer verständnisvollen Ausführung der militärischen Demobilisation ist also das Hauptaugenmerk bei Friedensschluß auf rechtzeitigen Abbau aller Kriegsfürsorgemaßnahmen, auf eine ausreichende dauernde Versorgung

worden, andererseits ist die Attacke zu Pferde mit der Lanze im Stellungskrieg unmöglich geworden, da dieser überall eine festungsartig befestigte Front dem Anprall der Reitergeschwader entgegenstellt. Überall da aber, wo die feindlichen Stellungen noch umgangen, ihre Flanken und ihr Rücken noch bedroht werden können, findet die Kavallerie nach wie vor ein weites Feld der Tätigkeit, zu Ruh und Frommen des eigenen Heeres und zu empfindlichstem Schaden des gegnerischen.

Angriffsziel sind alle die vereinzelt Truppenverbände, Kolonnen, Eisenbahnen, Vorräte, Gefangenentransporte, die dem feindlichen Heere nachziehen oder von diesem weggeführt werden. Diese sind meist ungedeckt, nicht durch Sicherungen geschützt, weil sie den Feind noch weitab vermuten; die Kavallerie zieht dann aus ihrer Beweglichkeit, aus ihrer Fähigkeit, überall überraschend aufzutreten, den größten Vorteil. Da, wo sie sich verborgen halten kann, entwickeln sich die Kampfformen des „Sinterhalts“ und des „Überfalls“.



Zur Verwendung russischer Truppen an der französischen Westfront: Ankunft des Transportdampfers im Hafen von Marseille.

der unmittelbar durch den Krieg Betroffenen, auf eine weit-herzige Ausgestaltung der Arbeitsvermittlung, eine wirksame Hilfe bei der Wiederbelebung des Mittelstandes und schließlich auf eine vorurteilslose und gründliche Jugendpflege zu richten — wenigstens soweit sich heute die Verhältnisse übersehen lassen. Es ist zu hoffen, daß das durch den Krieg in weitgehendstem Maße erweckte soziale Interesse durch die Erfahrungen in der Kriegsfürsorge die erforderliche Vertiefung gewonnen hat, so daß auch die soziale Demobilisierung glatt und wirkungsvoll vollzogen wird.

Deutsche Kavallerie im September 1915 bei Wilna.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

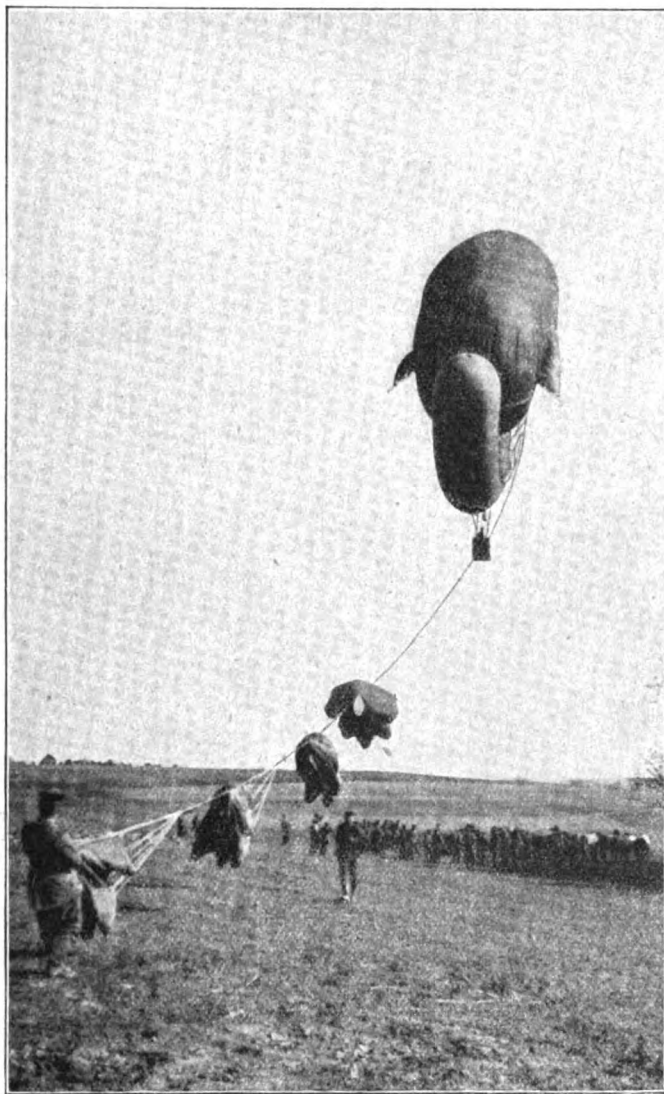
(Hierzu das Bild Seite 433.)

Die Verwendbarkeit der Kavallerie hat im Weltkriege auf Grund zweier Umstände eine Einschränkung erfahren. Ihre Aufklärungstätigkeit, besonders die in weitere Ferne, ist ihr zum Teil durch die Luftfahrzeuge abgenommen

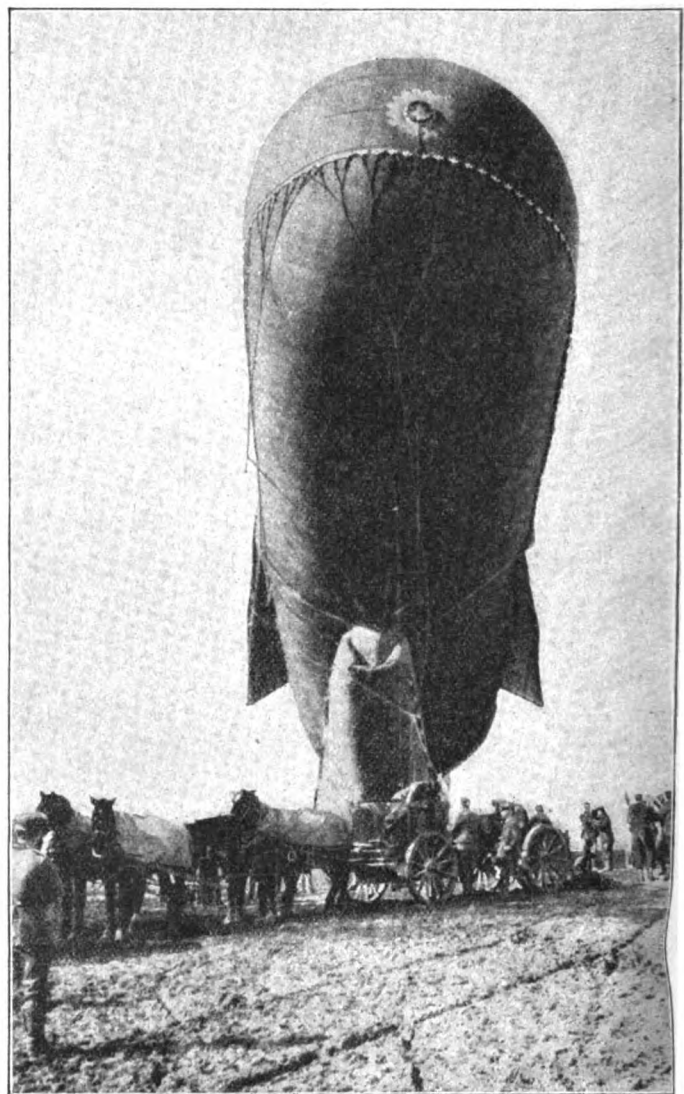
Zu den in diesem Kriege selten gebotenen Gelegenheiten, diese Gefechtstätigkeit zu entwickeln, gehörte die Entsendung eines deutschen Kavalleriekorps von drei Divisionen im September 1915 gegen Flanke und Rücken der russischen Armeen, die in der Gegend von Wilna den weiteren Rückzug ihrer Hauptkräfte nach Osten zu decken berufen waren. Am 9. September brach das Kavalleriekorps in der Richtung auf das weit entlegene Dünaburg auf zur Unterstützung des rechten eigenen Armeeflügels. Anfänglich bestand die Hoffnung, daß die russische Heereskavallerie sich auf offenem Felde zur Attacke stellen würde. Sie zog es aber, wie fast immer in diesem Kriege, vor, hinter ihrer Infanterie Deckung zu suchen. Auch das war für die Deutschen ein gewichtiger Vorteil, denn überall da, wo Kavallerie sich hinter die Armee-front drücken läßt, hört ihre Waffenwirkung auf. Weiterhin leistete das deutsche Kavalleriekorps der vordringenden Armee Eichhorn die wesentlichsten Dienste dadurch, daß es dauernd Flanke und Rücken des Gegners bedrohte. Diese Bedrohung beschränkte sich keineswegs auf ein bloßes Erscheinen, bestand vielmehr in dem Eingreifen mit



Reiterattacke bei Wladyka: Eine Kosakenabtheilung greift eine russische Infanteriekompanie an.
 Nach einer Originalzeichnung von Curt Schütz.



Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin.
Fesselballon mit Schwanzfädenroute.



Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin.
Deutscher Fesselballon mit Bespannung vor dem Aufstieg.

reitenden Batterien — hier standen deren sechs zur Verfügung — Maschinengewehren, Feuerüberfällen kleinerer Karabinerabteilungen, Radfahrerkompanien und so weiter. Diese Angriffs- und Beunruhigungsmittel brachten es zuwege, daß die Russen vorzeitig Stellungen räumten, die in frontalem Angriff der deutschen Infanterie blutige Opfer gekostet haben würden. Teile der russischen Kavallerie wagten es, hinter ihrem Infanterievorhang herauszuliegen. Sie wurden bei Ruzischki (unweit Uziann) hinter diesen zurückgejagt.

Am 13. September gelang es, die Eisenbahnbrücke bei Swenzien mehrfach zu unterbrechen, das Schloß Lyntup zu überfallen und seine betrunkenen Besatzung zu überwältigen. Diese hatte noch 40 000 Liter Spiritus übrig gelassen. Die nächste Eisenbahnsprengung galt der Linie Malodeczno — Polocz. Hier galt es, weite Entfernungen zu überwinden. Deshalb wurden nur zwei Eskadronen unter Rittmeister v. Pappenheim nach Arznwicz, 130 Kilometer östlich Wilna, entsandt. Dieser führte seinen Auftrag aus, nachdem er ein russisches Bataillon, das den Bahnhof deckte, zurückgeworfen hatte.

Der 14. September sah das Kavalleriekorps nunmehr im Rücken der feindlichen Armee östlich des Naroczsees. Ein dieser verbliebener Ausweg zwischen dem Swirsee und den Berezynasümpfen wurde gesperrt und die Sprengung der wichtigen Bahnlinien Wilna—Lida—Minsk und Minsk—Smolensk mit zwei Kavalleriedivisionen ins Auge gefaßt; die dritte Division wurde zu gleichem Zweck gegen die Linie Wilenska—Polocz angelegt. Schon am Miadziolsee

wurde eine Kolonne von 500 Fahrzeugen erbeutet und diese zu schnellerer Fortbewegung eines Jägerbataillons benutzt, das dem Kavalleriekorps jetzt zugeteilt wurde. Bei Dubatowka wurde eine russische Etappe mit reichen Vorräten aufgehoben. Der Übergang über die Wilia wurde kämpfend erzwungen, Smorgon im Sturm genommen, der dortige Bahnhof zerstört. Zwischen Solh und Smorgon vereinigte sich dann das Kavalleriekorps, um vier russischen Kavalleriedivisionen entgegenzutreten, die bei Solh gemeldet worden waren. Auch diese entzogen sich aber der Attacke. Dagegen wurde am 16. September das stark besetzte Solh im Sturm genommen durch abgefeuerte



Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin.
Drahtspindelrolle einer Luftschifferabteilung in Nordfrankreich.

Mannschaften. Südlich Shupran wurde ein feindliches Bataillon durch eine Attacke gesprengt, dabei 4 Offiziere und 300 Mann gefangen genommen. Am 16. September wurden fünf Proviant- und eine Bäckereikolonne, über 1000 sonstige Fahrzeuge, eine Kriegskasse, ein Maschinengewehr erbeutet, die Bahnstrecke Malodeczno—Lida gesprengt.

Inzwischen hatte eine andere Kavalleriedivision Wileńska angegriffen. Eine russische Kompanie wurde durch eine Eskadron attackiert und niedergeworfen. Unser Bild schildert den Vorgang nach den Angaben von zwei Augenzeugen, den Leutnanten Ofenbeck und Drensigader. Bemerkenswert ist, daß die Feinde während des Einbruchs sich durch Emporheben der Kolben gefangen gaben. Sonst werden meist Gefangene als solche nur geschont, wenn sie die Gewehre wegwerfen und die Hände erheben haben. Der weitere Vormarsch auf Malodeczno erforderte tägliche neue Kämpfe. Dort standen starke feindliche Infanteriekräfte. Die deutschen Sprengkommandos erreichten aber doch ihr Ziel, wenn auch nach gewaltigen Marschleistungen und unter großen Gefahren. Rittmeister Lohmann ritt mit 40 ausgesuchten Reitern seiner ermüdeten Abteilung voraus und sprengte bei Lodzino die Eisenbahn Minsk—Smolensk in der Nacht vom 19./20. September. Von feindlichen Eskadronen scharf gejagt, erreichte der kühne Führer unverletzt seine Division wieder.

Zu einem gewaltsamen Durchbruch hatten die Russen bei Soln größere Truppenmassen zusammengezogen und diese in nordöstlicher Richtung in Bewegung gesetzt. Ihnen stemmte sich das deutsche Kavalleriekorps entgegen. Bei Smorgon hielt sich eine Division in einer brüdentopfartigen Stellung zwei Tage lang gegen ein ganzes russisches Armeekorps. Gegenüber einer erdrückenden und sich dauernd verstärkenden Übermacht ging sie dann auf das nördliche Wiliauer zurück, wo eine deutsche Infanteriedivision sie aufnahm.

Von hier wurde das Kavalleriekorps zu anderen Aufgaben abberufen. Ihre bisherige elstige Tätigkeit veranlaßte aber den feindlichen Armeeführer zu folgendem Tagesbefehl, der bei einem gefangenen Offizier gefunden wurde: „Die Kavallerie soll sich ein Beispiel an der energischen, mutigen und freien Tätigkeit der deutschen Kavallerie nehmen: die genaue, jede Aufklärung an der Nase des Feindes, insbesondere aber in seinem Rücken, volle Freiheit, in seinen Batterien und Kolonnen zu wirtschaften, über seine ermüdete Infanterie herzufallen — das ist die Tätigkeit, der die deutsche Kavallerie jetzt so erfolgreich obliegt.“

Die Auffindung dieses Befehls war der schönste Lohn für das deutsche Kavalleriekorps und ließ alle Strapazen und Verluste vergessen.

Feldwetterstationen.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 434 und 435.)

Häufig stößt man auf Ansichten und Aussprüche, wonach unsere heutige Kriegsführung die Launen und Un-



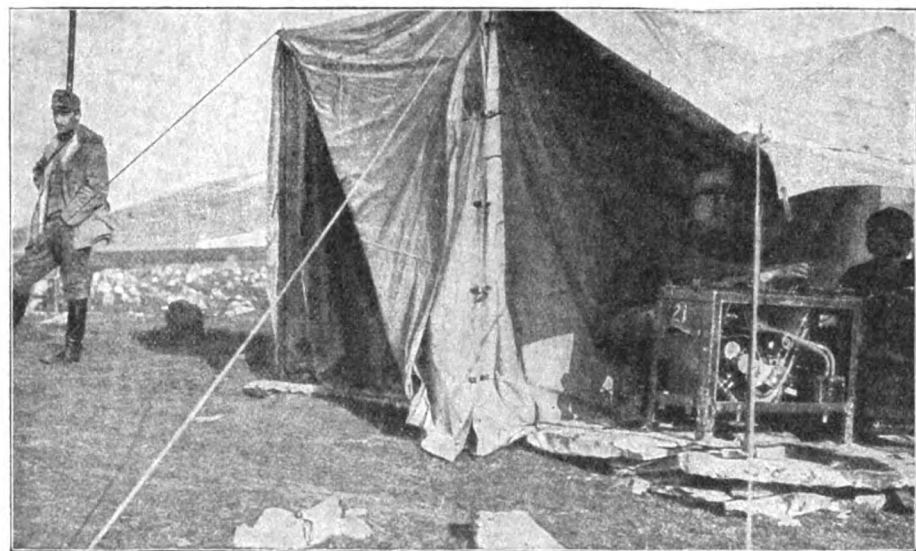
Phot. Klopfer G. m. b. H., Wien.

Füllung eines Pilotierballons in einer Feldwetterstation in Albanien.



Phot. Klopfer G. m. b. H., Wien.

Der aufgeblasene Ballon einer Feldwetterstation in Albanien wird zur Berechnung der Windstärke und -richtung beobachtet.



Phot. Klopfer G. m. b. H., Wien.

Tragbare Feldradiostation in Albanien.

bilden der Witterung nicht mehr wie in früheren Zeiten in Betracht zu ziehen brauche. Hat nicht Generalfeldmarschall v. Hindenburg seine Schlachten auch mitten im russischen Winter geschlagen? Die Marschkolonnen und Schützenlinien seiner Truppen stampften durch tiefen Schnee, überquerten eingefrorene Sümpfe und ließen sich durch keinen Hagelschauer, keine Schneewehen abhalten! In früheren Kriegen dagegen bezog man bei Herannahen der

kalten Jahreszeit Winterquartiere, wenn nicht überhaupt der ganze weitere Feldzug aufgeschoben werden mußte.

Gewiß! Unsere Truppen scheuen sich nicht mehr vor dem Winter, was besonders den verbesserten Nachschubverhältnissen zu verdanken ist. Aber neuzeitliche Heere müssen sich andererseits viel eingehender mit den Witterungsverhältnissen beschäftigen und zu diesem Zweck ihre eigenen Wetterbeobachtungsstationen mit den entsprechenden Instrumenten zur Verfügung haben. Und zwar bedingt gerade die Feldbrauchbarkeit mit ihren drei Hauptforderungen — geringe Raumbeanspruchung, Wetterbeständigkeit, schadlose, leichte Beförderungsmöglichkeit — eine praktische Auswahl der Gerätschaften beim Zusammenstellen einer Feldstation.

Gehen wir nun näher auf einige Beispiele ein, die zeigen, wie und warum in der Riesenmaschinerie eines Heeres der

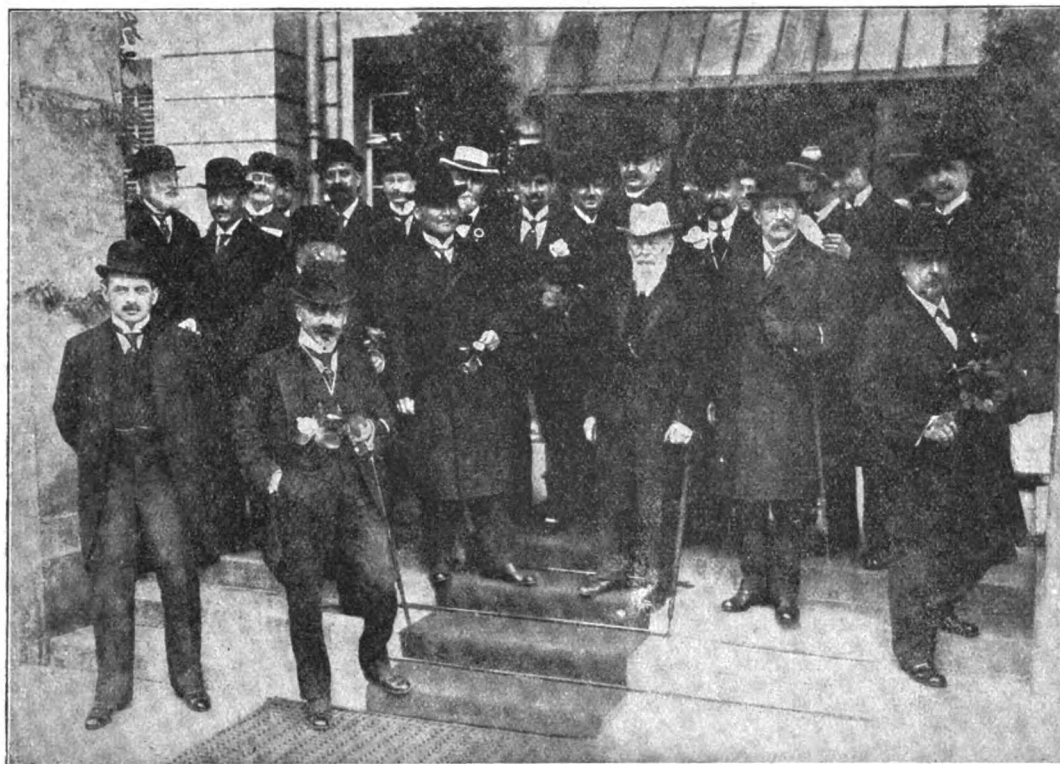
Schneehemden. Steht dagegen ein Witterungsumschlag in Aussicht, so kann man sich die langwierigen Vorbereitungen sparen. — Eine andere neuzeitliche Angriffsart stützt sich sogar in ausschlaggebender Weise auf die Mithilfe des Windes: der Gasangriff. Ist nicht derjenige Wind zu erwarten, der allein geeignet ist, die Gaswolken beim Aufsteigen aus den Behältern sofort gegen die feindlichen Linien zu wehen, so wird man lieber mit dem Vorbringen der Gasbehälter in die eigene Schützlinie zuwarten, um nicht die Mannschaften durch Zufallstreffer der feindlichen Artillerie und entstehende Explosionen zu gefährden.

Neben der eigentlichen Kampftätigkeit stützt sich auch die Aufklärung durch Luftfahrzeuge, vollends wenn es sich um Aufklärungen größeren Maßstabes handelt, auf die Witterung. Weiß man doch schon aus Friedenszeiten, daß die Luftströmungen einen Freiballon bei ruhigem Wetter stündlich nur um wenige Kilometer, bei Sturm jedoch in

der Stunde um mehr als hundert Kilometer weit treiben können. Wie viel mehr muß der neuzeitliche Feldpilot mit diesen Zahlen zu rechnen verstehen! Handelt es sich bei ihm doch nicht allein um ein Treibenlassen, sondern um ein erkämpftes Zurückkommen zum Heimatstartplatz trotz des Gegenwindes. Wir haben es miterlebt, wie einer unserer kräftigen Zeppelinluftkruzer bei einem unvorhergesehenen Witterungsumschlag an der Nordseeküste niedergeraten mußte. Wie viel mehr müssen unsere Flieger sich nach der Witterung richten, deren kleine Apparate schon bei geringen Böen lebhaft zu schaukeln beginnen. Auch der Fesselballon (siehe die Bilder Seite 434), dessen Beobachtungstätigkeit natürlich vom Fernblick abhängt, ist auf eine ständige Windbeobachtung angewiesen. Kommt es doch, wie dieser Krieg bewiesen hat, mitunter vor, daß plötzlich das Tau reißt und der Fesselballon als Freiballon vom Sturme entführt wird.

Unsere Bilder Seite

435 führen uns in eine österreichisch-ungarische Feldwetterstation, die in Albanien Gelegenheit hat, viel Gutes zu wirken, denn in einem Gebirgslande muß man auf die Witterungsverhältnisse noch viel mehr Rücksicht nehmen als im Flachlande, wobei nur an Winde wie den schweizerischen Föhn erinnert werden soll, dessen Auftreten in engem Zusammenhang steht mit der Lawinengefahr und dem Wetterumschlag. Die erste Abbildung zeigt uns die Füllung eines kleinen Pilotierballons durch eine Öffnung an seinem unteren Teile mit Hilfe eines Gummischlauches, der das Gas aus dem Behälter hinüberleitet. Die zweite Abbildung veranschaulicht das Instrument, mit dem man nach dem Aufstieg des Ballons die Windstärke und die Windrichtung in den betreffenden Höhen einstellen und ablesen kann. Die dritte Abbildung endlich führt uns eine außerordentlich praktische, tragbare Feldradiostation vor Augen, die den Bedingungen der Feldbrauchbarkeit vorzüglich genügt und zur Weitergabe der ermittelten Feststellungen dient. — Die Einrichtungen bei den Feldwetterstationen des deutschen Heeres stimmen mit dem, was unsere Bilder veranschaulichen, in allem Wesentlichen überein.



Phot. H. Sennede, Berlin.

Empfang von Mitgliedern der bulgarischen Sobranje in Dresden durch den Präsidenten der zweiten sächsischen Kammer, Geheimrat Vogel (im weißen Bart), und den Oberbürgermeister Blüher (zu dessen Linken).

Die Rundreise der 15 bulgarischen Volksvertreter unter Führung des Vizepräsidenten der Sobranje (Vandjak), Dr. Momtschilow, durch Deutschland geschah in der Absicht, „deutsches Land und deutsche Arbeit kennen zu lernen“, wie es Reichsfürst Dr. v. Bethmann Hollweg in seiner Begrüßungsrede ausdrückte. Denn suchte auch Bulgarien mit seinem Anschluß an die Zentralmächte zunächst nur die Rückeroberung Mazedoniens zu erreichen, so verfolgt das Bündnis zugleich doch viel tiefere und wertvollere Ziele, nämlich gemeinsame Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte in dem neuen Vierbund, in dem Bulgarien die Brücke zu bilden bestimmt ist zwischen der östlichen und den beiden westlichen Großmächten. Nichts ist aber geeigneter, gegenseitige gründliche Kenntnis und Wertschätzung zu schaffen, als liebevolles Studium des andern seinem Wesen und seiner Arbeit nach. So wurde denn die bulgarische Abordnung, wie zuvor in Österreich-Ungarn, auch in Deutschland überall mit herzlichster Wärme aufgenommen.

Jetztzeit die Wetterstationen eingeschaltet sind. Nicht allein die Heeresberichte des italienischen Generals Cadorna bringen die Heeresbewegungen in engen Zusammenhang mit der Witterung des Tages — allerdings werden gerade die Berichte Cadornas viel bespöttelt, weil sie die Schuld des Mißerfolges fast ausschließlich auf die Witterung schieben — sondern auch die Meldungen der obersten Heeresleitungen anderer Nationen messen den Witterungseinflüssen bisweilen die Bedeutung eines einschneidenden Umstandes zu. Besonders die Artillerietätigkeit, die durch ihre weittragenden Geschosse auf eine gute Fernsicht angewiesen ist, hängt stark von der Witterung ab. Auch die Infanteriemassnahmen werden vom Wetter sehr beeinflusst, vor allem, wenn es sich um größere Unternehmungen handelt. Schützen- und Verbindungsgräben werden leicht zu Wassergräben, in denen ein Vorwärtstommen die doppelte oder dreifache Zeit wie sonst beansprucht, Sümpfe werden zu Seen, Furten können nicht mehr durchwaten werden. — Ferner verlangt die Leere des modernen Schlachtfeldes eine weitgehende Anpassung an die Farbe der näheren Umgebung. So erfordert ein Angriff über Schneefelder lange weiße

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Im Kriege mit Italien stellte es sich seit Anfang Mai mehr und mehr heraus, daß die Rolle des Angreifers auf die österreichisch-ungarischen Streitkräfte überging. Ohne ihrerseits zu einem größeren umfassenden Vorstoß zu kommen, boten die Italiener wenigstens alles auf, um die ihnen ungünstige Wendung des Kräfteverhältnisses nach Möglichkeit hintanzuhalten. Vor allem an der Front vorwärts Trient betätigten sie sich mit zahlreichen kleineren Angriffen. Vorwiegend spielten sich diese im Adamellogebiet ab, wo der Zugang nach Trient durch die rechte Flanke der Österreicher und Ungarn gesperrt war. Hier, im Osten des Val di Fumo, in Höhen von 3000 Metern und mehr, machten die Alpini große Anstrengungen, um über die vergletscherten Hochpässe gegen das Val di Genova durchzudringen und den Österreichern und Ungarn in der Gegend nördlich von Lardaro in den Rücken zu kommen. Trotz der anerkannt wertvollen Leistungen der italienischen Truppen auf dem überaus schwierigen Gelände gelang es ihnen aber nicht, ihre Absicht zu erreichen, da die Österreicher und Ungarn sich ihnen im Gebirgskrieg vollkommen gewachsen zeigten. Am 2. Mai blieben sie am Fagoridapass sogar entschieden im Vorteil. In den folgenden Tagen nötigte die Ungunst des Wetters in diesen Höhen beide Teile zur Untätigkeit. — Auch in den Dolomiten (siehe untenstehendes Bild) fanden Hochgebirgskämpfe statt, die am 2. Mai an der Croda d'Ancona und in der Gegend von Ruffredo zum Nachteil der Italiener entschieden wurden.

Während es am 3. bei Riva und im Raum des Col di Lana zu größeren Artillerieschlachten kam, machte italienische Infanterie in den Sextener Dolomiten, wo von ihnen das bekannte Dorf Sexten ganz zwecklos in Brand geschossen worden war (siehe Bild Seite 438), einen heftigen Angriff, um die Übergänge ins Pustertal in ihren Besitz zu bringen; hauptsächlich gegen die über 3000 Meter hohe Rotwandspitze richtete sich dieser Vorstoß. Die österreichisch-ungarischen Truppen hielten aber die wichtige Stellung — sie beherrschte einerseits die Zugänge ins Ennebergertal, andererseits die nach Toblach und Prags — mit solcher Entschlossenheit, daß die Italiener unter starken blutigen Verlusten zurückgehen mußten. Auch in den Rissen und Klippen des Adamellogebietes, namentlich zwischen Stabel und Corno

di Cavento, erfolgten an diesem Tage Infanteriezusammenstöße. — Lebhaftige Feuertätigkeit entfalteten die Italiener, gleichfalls am 3. Mai, gegen mehrere Abschnitte der Kärntner Front, den Raum von Glitsch und den Tolmeiner Brückentopf, so daß es den Anschein gewann, als bereiteten sich größere Unternehmungen vor.

Am 4. Mai aber gingen die Österreicher und Ungarn ihrerseits mit Erfolg zum Angriff über: am Sasso Undici gelang es ihnen, eine italienische Abteilung, die gegen das vergletscherte und ungangbare Gebiet des Hochmassivs der Marmolata aufklärte, überraschend zu schlagen. Gleichzeitig unternahmen sie im Rombongebiet weitere Schritte zur Sicherung des Predilpasses. Nachdem sie bereits italienische Schanzen am Westhang und Nordhang des Rombon erobert hatten, wandten sie sich nun auch gegen die italienischen Verteidigungsanlagen am südlichen Teil des Berges und erstürmten sie nach gründlicher Artillerievorbereitung; die Italiener erlitten dabei schwere Verluste an Toten und Gefangenen. Verzweifelte Gegenstöße, die schon Tags darauf unternommen wurden, vermochten an dem Ergebnis nichts zu ändern.

Auch auf der Hochfläche von Lafraun (siehe Karte Seite 397) erlitten die Italiener einen schweren Mißerfolg. Über dieser erhebt sich an der Steilschlucht des Aftico das deutschsprachige Dorf Lusern, in dessen Nähe das gleichnamige Fort den Weg hinab auf die Hochfläche sperrt. Mit gewaltigen Massen hatten die Italiener in den ersten Kriegsmontaten diesen festen Punkt berannt, gegen die Wirkung der Geschütze des Forts Lusern und der benachbarten Forts aber nicht aufkommen können. Im April 1916 wurden die Versuche wieder aufgenommen und zunächst drei heftige Artillerieangriffe gegen Lusern gerichtet. Doch zum Infanteriesturm sollte es diesmal nicht kommen. Die Tiroler Standschützen, die mit zäher Geduld Heimat und Habe verteidigten, kamen dem Sturm der Italiener zuvor und entriß ihnen die vorgeschobenen Stellungen nördlich Lusern, alle feindlichen Bemühungen dadurch wieder einmal wirksam durchkreuzend.

Nach mehrtägigen unausgesetzten Artilleriekämpfen flammten am 7. Mai die Kämpfe beim Görzer Brückentopf, an den Berghöhen von Podgora und San Michele, von



Feldgottesdienst von Tiroler Standschützen in 2500 Meter Höhe in den Dolomiten.

Phot. Hans Gutbrod, Jümmenstadt.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

IV. Band.



Das von den Italienern zweifels in Brand geschossene Dorf Sesto in den Dolomiten. Photothet, Berlin.

neuem auf. Während die Italiener durch anhaltendes Feuer weittragender Batterien namentlich auf dem Nordabschnitt des Brückentopfes bei Podgora einzuwirken suchten, gingen die Österreicher und Ungarn am südlichen Torpfeiler des Brückentopfes zu eigenen Vorstößen über, bei denen sie auf dem Berghang oberhalb der Wippachmündung einen wichtigen Stützpunkt erstürmten und auf der anderen Seite, am Westrand des zusammengeschossenen Dorfes San Martino del Carso, italienische Barrikaden und Gräben samt der ganzen Besatzung in die Luft sprengten. Am 8. Mai beschloß die italienische Artillerie diese an den Gegner verlorene Stellung. Als aber Tags darauf die Infanterie zum Sturm vorging, erlitt sie schon im hageldichten Sperrfeuer der österreichisch-ungarischen Geschütze furchtbare Verluste; was trotzdem bis in die Nähe der ersten Häuserruinen von San Martino kam, geriet in den Streufegel der k. u. k. Maschinengewehre und in das Schnellfeuer der Infanterie, so daß der Angriff völlig zusammenbrach.

Am 11. Mai wurden zwei starke Angriffe italienischer Infanterie auf den Mrzli Brh abgeschlagen, und nicht anders erging es den Italienern am 12. am Nordhang des Monte San Michele. Tags darauf versuchten sie sich auf der Hochfläche von Doberdo in erbitterten Nachtangriffen, die mit Handgranaten geführt wurden und für die Italiener mit blutigen Opfern endeten.

Am 14. Mai gingen die Österreicher und Ungarn im Abschnitt von Tolmein (siehe Bild Seite 442), sowohl am Mrzli Brh wie auch bei Santa Lucia, wo sie bis dahin unerschütterlich der italienischen Beschließung standgehalten hatten, ihrerseits vor: sie erstürmten feindliche Gräben am Nordflügel des Abschnitts und vertrieben die Italiener auch westlich San Martino in wichtigen Stößen aus ihren vorgeschobenen Stellungen. Dagegen blieben italienische Angriffe, die mit großem Aufgebot von Menschen und Material angesetzt wurden, ohne Ergebnis.

Mitte Mai hatte es sich klar herausgestellt, daß die Italiener in die Verteidigung gedrängt worden waren. Bis zum 15. hatte sich die Artillerieschlacht (siehe das Bild Seite 440/441) auf die ganze Front ausgedehnt und war an den Hauptbrennpunkten zu äußerster Heftigkeit angewachsen. An vielen Stellen erfolgten nun an diesem Tage Infanterieangriffe der Österreicher und Ungarn, wie sie die italienische Front bis dahin noch nicht gesehen hatte. Im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo drang das aus früheren Kämpfen rühmlich bekannte Egerer Landsturmregiment in die feindlichen Gräben östlich Monfalcone ein und nahm mehrere Offiziere sowie 150 Mann von verschiedenen italienischen Reiterregimentern gefangen. Die in den letzten Tagen gewonnene und umstrittene Stellung westlich San Martino wurde gegen neue Gegenstöße behauptet und weiter ausgebaut. — An der Görzer Front,

bei Plava und am Tolmeiner Brückentopf belegte die österreichisch-ungarische Artillerie die feindlichen Stellungen mit heftigem Feuer, an das sich verschiedene kühne Infanterieangriffe angeschlossen, und in ganz ähnlicher Weise wurde an der Kärntner Front, wo die k. u. k. Artillerie vorzügliche Stellungen inne hatte, vor allem bei Bondebba gekämpft. — In den Dolomiten brachten es die Italiener im Col di Lana- und Tre Sassi-Gebiet noch zu eigenen Angriffen, die ihnen freilich nur schwere Verluste eintrugen, ohne doch die Lage irgendwie zu ihren Gunsten zu verschieben.

Den Hauptschlag aber führte die österreichisch-ungarische Infanterie nach gewaltiger Artillerievorbereitung gegen die

italienischen Stellungen auf dem Armenterrarücken, südlich des Suganer Tales, auf der Hochfläche von Vielgereuth, nördlich des Terragnolotales und südlich Novreit (Novareto) — im ganzen eine Front von etwa 40 Kilometer Breite. Über 2500 Mann und 65 Offiziere, darunter 1 Oberst, wurden in diesen Kämpfen gefangen genommen, 11 Maschinengewehre und 7 Geschütze erbeutet, sowie ein italienisches Flugzeug (siehe Bild Seite 439) niedergeholt.

Der Schauplatz dieses Erfolges, das Gebiet von Trient, dringt keilsförmig tief in italienisches Gebiet ein und war wegen dieser Lage seit Beginn des Krieges das Ziel italienischer Umfassungsversuche gewesen, die indessen nur zum Gewinn schmaler Grenzstreifen geführt hatten, und auch das nur, weil dies im Plane der österreichisch-ungarischen Heeresleitung gelegen hatte. Nun aber schien dieser die Zeit gekommen, die bisherige bloß verteidigende Kampfweise aufzugeben, und gleich der erste größere Vorstoß hatte ungeachtet der gewaltigen Schwierigkeiten des Gebirgskampfes zu einem unbestreitbaren Erfolge geführt. Der rechte österreichisch-ungarische Flügel zielte bei diesem Vorstoß über Novreit auf die Straßen nach der starken italienischen Festung Verona, während sich von der in 1300 Meter Meereshöhe gelegenen Hochfläche von Vielgereuth der Zugang zu der Linie Verona—Vicenza—Bassano öffnete; eben dahin führt auch das der Brenta folgende Suganatal (siehe Karte Seite 397).

So war die italienische Stellung an wichtigen Punkten ernstlich bedroht in einem Augenblick, wo sich die Italiener schon rüsteten, die Wiedertekehr des Tages, an dem sie vor einem Jahre den Krieg ruhmlos vom Zaune gebrochen hatten, festlich zu begehen. Nun war ihnen die Stimmung für die geplante Siegesfeier stark getrübt worden, und auch die Verbündeten der Italiener hatten allen Grund, sich durch die neue Wendung der Dinge beunruhigt zu fühlen. — So billige Vorbeeren, wie die Bombardierung der k. u. k. Lazarette in Kostanjevica und an anderen Orten, konnten die Italiener für die Niederlage vom 15. Mai schwerlich schadlos halten.

Auch im Luft- und Seekrieg blieben diese trotz französischer Hilfe im Nachteil. Ende April hatten sie nach längerer Pause den Luftkampf wieder aufgenommen, zunächst durch einen nächtlichen Vorstoß gegen die Befestigungen von Riva am Gardasee, bei dem indessen nichts erreicht wurde. Ebenso belanglos verliefen italienische Luftschiffangriffe auf die Etschtalbahn und den Bahnhof von Trient sowie gegen die Höhe von Dobcina an der Sonzofront, wo mit einem Aufwand von Bomben im Gewicht von 16 Zentnern lediglich die Zertrümmerung einer Bretterbude erreicht wurde.

Am 3. Mai stieg abermals ein italienisches Luftschiff zum Angriff auf. Es überquerte an der Wippachmündung

bei Mainizza die österreichisch-ungarischen Stellungen und nahm längs der Idrja seinen Weg auf Laibach und Salloch. Die gegen diese Pläne gerichteten Bombenwürfe taten aber keinen Schaden. Auf dem Rückweg wurde das Luftschiff vom Verhängnis ereilt: als es wieder die f. u. f. Linien kreuzen wollte, geriet es in den Bereich des feindlichen Sperrfeuers; zugleich wurde das silbergraue plumpe Ungeheum von einigen der viel behenderen kleinen Zofferkfahrzeuge angegriffen. Einer der Zofferk beschloß den Feind sofort mit seinem Maschinengewehr. Nicht lange dauerte es, so stürzte das italienische Luftschiff brennend auf den Görzer Exerzierplatz nieder. Nur die Leichen der Besatzung vermochte man aus den verkohlten Resten zu bergen. So wurde das dritte lenkbare Luftschiff der Italiener vernichtet. Es zeigte nach genauer Untersuchung des Restes nicht italienischen Ursprung, sondern erwies sich als ein Lenkballon von der französischen Klasse Clément-Bayard, die äußerlich den deutschen Parsevalluftschiffen ähnelt. Zu den ums Leben gekommenen 4 Mann der Besatzung hatte auch Oberst Pastini, der Oberkommandierende der italienischen Luftschiffbrigade, gehört, der in früheren Jahren bei Ballonwettfahrten hervorgetreten und einmal im Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte Sieger gewesen war.

An demselben Tag, dem 3. Mai, hatten die österreichisch-ungarischen Flieger auch noch an anderer Stelle Erfolg, nämlich mit einem Angriff auf das große italienische Lager bei Villesse, wo durch zahlreiche Bombentreffer erheblicher Schaden unter Mannschaften und Vorräten angerichtet wurde. Die zur Verteidigung aufsteigenden italienischen Flugzeuge konnten nicht verhindern, daß die Angreifer nach Durchführung ihres Auftrags vollzählig und unverfehrt heimkehrten.

Gleichzeitig gingen österreichisch-ungarische Wasserflugzeuge gegen Ravenna vor. Hier wurden der Bahnhof und die Schwefelfabrik, die nach einem verheerenden Angriff vor einigen Monaten nur notdürftig wiederhergestellt worden waren, durch gut abkommende Brandbomben zum zweitenmal zerstört, wie auch auf die Kasernen Treffer erzielt wurden. Das italienische Abwehrfeuer blieb ohne Wirkung. — Einige andere f. u. f. Marinesflieger griffen an diesem ereignisreichen Tage mit ihren Maschinengewehren in ein Gefecht ein, das südöstlich der Mündung zwischen italienischen und österreichisch-ungarischen Torpedoboote aus großer gegenseitiger Entfernung geführt wurde. Die Italiener

verfügten über die größeren und schnelleren Fahrzeuge und traten vor dem Angriff des Gegners den Rückzug an, auf dem sie nun von dem Maschinengewehrfeuer der österreichisch-ungarischen Marinesflieger schwer beunruhigt wurden.

Am 7. Mai überfielen zahlreiche mit Bomben ausgerüstete österreichisch-ungarische Doppeldecker eines der großen Lager der italienischen Reserven an der Isonzofront, 5 Kilometer südlich der Bahnstation Cormons, hinter dem schützenden Waldhügel 128 beim Dorfe Chiopris am Idrjabach. Das Geschwader erzielte viele Bombentreffer, durch die große Brände hervorgerufen und auch sonst schwerer Schaden angerichtet wurde. Am Vormittag des 10. zeigte sich ein italienischer Flieger über Görz und warf über dem Markt und dem Domplatz, auf dem sich eine große Menschenmenge befand, Bomben ab, die zwar keinen militärischen Schaden anrichteten, dagegen zwei Bewohner töteten und über 30 andere verwundeten.

Am 14. Mai stürzte an der Küste von Sardinien ein französisches Luftschiff ins Meer, dessen aus 6 Mann bestehende Besatzung den Tod in den Wellen fand. — Gleichfalls am 14. belegten zahlreiche österreichisch-ungarische Flieger die Adriawerke bei Monfalcone, einem Hauptstütz der Italiener, den Bahnhof von Cervignano sowie andere militärische Anlagen erfolgreich mit Bomben und kehrten trotz heftigen Abwehrfeuers der Italiener unverfehrt zurück.

Auch vor Balona (siehe Bild Seite 443) kamen die Österreicher und Ungarn vorwärts. Wenn auch die f. u. f. Heeresberichte über die dortigen Vorgänge noch schwiegen, so erfuhr man doch über Athen aus Telepepe, daß seit dem 8. Mai heftige Kämpfe auf der Straße Trieri-Balona stattfanden, die sich um die italienischen Verschanzungen entsponnen hatten und von beiden Seiten mit schwerer Artillerie geführt wurden. Ein Geschwader österreichisch-ungarischer Seeflugzeuge griff am 14. Mai den Hafen von Vlora i Dest bei Balona an, den Flottenstützpunkt des italienischen Landungsheeres in Albanien. Die dort liegenden Kriegsschiffe und militärischen Zwecken dienenden Frachtschiffe, ebenso Kasernenanlagen und Magazine wurden von vielen Bomben getroffen, durch die gewaltige Explosionen und ausgedehnte Brände erzeugt wurden. Auch die dem Kap Treporti vorgelagerte, von den Italienern stark befestigte Insel Saseno wurde erfolgreich angegriffen. Zwar suchten zahlreiche italienische Abwehrgeschütze und Schiffskanonen die f. u. f. Flieger herunterzuholen; doch konnten diese



Ein italienischer Großkampfdoppeldecker der Klasse „Caproni“, der von österreichisch-ungarischen Fliegern im Luftkampf abgeschossen wurde.



Aus den Kämpfen
 Im Vordergrund rechts sowie am linksseitigen Höhenkamm feuern österreichisch-
 im Hintergrunde. Links Tiroler Landesjägerabteilung
 Nach einer Orig.



festig des Col di Lana.

gebirgsbatterien gegen die feindlichen Stellungen auf dem Felsmassiv des Col di Lana
 vormarsch zum Sturm auf die italienischen Verschanzungen.

von E. Tuszyński.

sämtlich unverfehrt zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren. — Gereizt durch so viel Mißerfolge, wandten sich die Italiener von Zeit zu Zeit immer wieder in blinder Zerstörungswut gegen wehrlose Schiffe des Gegners und suchten sie ohne Warnung zu vernichten.

Ein solcher Fall ereignete sich auch am 9. Mai im Narentakanal zwischen San Giorgio auf der Insel Lesina und Rap Gomena auf der Halbinsel Sabioncello, wo der kleine Lokaldampfer „Dubrovnik“ durch zwei Torpedoschüsse vernichtet wurde. Schon der erste hatte genügt, das Schiff zum Sinken zu bringen und seine Fahrgäste zum Auffuchen der Rettungsboote zu veranlassen. Als diese bereits abzustößen im Begriff waren, explodierte ein zweiter Torpedo aus derselben Richtung wie der erste und schleuderte das Steuerbordsrettungsboot samt seinen Insassen in die Luft, so daß diese verwundet oder tot ins Meer stürzten. Der Täter war ein französisches Unterseeboot, das den italienischen Seestreitkräften beigegeben war. Dieser Fall veranlaßte die österreichisch-ungarische Regierung, an die Wiener Vertreter der Mittelmächte und der Neutralen am 15. Mai eine Rund-

gebracht. Sämtliche Fenster in der Nähe wurden durch Sprengstücke oder Luftdruck zerstört und ein tiefes Loch in den Boden gerissen. Es gelang, zwei Leute, die sich im Augenblick des Vorfalls auf der Straße befanden und dadurch verdächtig erschienen, zu verhaften. Genaue Untersuchung förderte noch eine zweite Bombe zutage, die bereits in den Keller eingeschmuggelt worden war.

Mit dem Anschlag, der ohne Zweifel von englischer Seite ausging, war zweierlei bezweckt: die Beseitigung des unbequemen bulgarischen Gesandten und die Störung der Beziehungen Bulgariens zu Griechenland. Der griechische Gesandte in Sofia, Naum, sprach sofort dem bulgarischen Ministerpräsidenten Radoslawow das tiefste Bedauern seiner Regierung über den Vorfall aus, worauf der Minister der griechischen Regierung sein volles Vertrauen ausdrückte.

Zu häufigen Meinungsverschiedenheiten zwischen der griechischen Regierung und dem Vierverbande führte nach wie vor der Anspruch des letzteren auf ungehinderten Durchzug der Serben von Korfu durch Griechenland. Die Erfüllung des Verlangens hätte dieses in große Angelegenheit



In den Kämpfen bei Tolmein gefangene Italiener warten auf ihre Abführung.

Phot. Verl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

gebung zu erlassen, in der gegen die zahlreichen rohen Völkerverletzungen der Italiener und Franzosen auf das entschiedenste Einspruch erhoben und die tödliche Zerstörung des „Dubrovnik“ als „brutaler, der Menschlichkeit Hohn sprechender, durch nichts zu entschuldigender Gewaltstreich“, das Abfeuern des zweiten Torpedos auf den bereits im Sinken begriffenen, von Rettungsbooten umgebenen Dampfer, nur zu dem Zweck, die Rettung der Gefährdeten zu verhindern, als „vorbedachter Mord“ bezeichnet wurde.

* * *

Auch auf dem Balkan gingen die gewalttätigen Maßnahmen des Vierverbandes gegen Griechenland unverändert weiter. Bis zum 22. April waren von der Regierung dieses unglücklichen Landes gegen solche Rechtsverletzungen nicht weniger als 63 Verwahrungen eingelegt worden, von denen 6 allein auf die dritte Aprilwoche fielen.

Bald sollte eine neue Willkürhandlung folgen. Am 25. April kurz vor Mitternacht versuchten Unbekannte, durch das Kellerfenster des Gebäudes der bulgarischen Gesandtschaft in Athen eine Bombe in das Innere zu schaffen, was jedoch wegen des starken Fenstergitters mißlang. Nun wurde die Bombe durch eine Zündschnur zum Explodieren

gebracht und vielleicht sogar zu planmäßiger Besetzung sämtlicher wichtiger Punkte des Landes durch den Vierverband geführt. Deshalb blieb die griechische Regierung fest, und Skludis drohte sogar mit der sofortigen Sprengung aller Eisenbahnbrücken und Tunnel, falls der Verband versuchen sollte, mit Gewalt seinen Anspruch durchzusetzen.

Diese Entschlossenheit wirkte so, daß der Vierverband sich damit begnügte, die Serben vorerst auf dem Seewege zu befördern. Dafür eignete er sich mit Gewalt wieder einen Platz in Neugriechenland an: die kleine Besatzung des griechischen Forts Dowa-Tepe nördlich Demir-Hissar wurde von einem starken Aufgebot französischer Truppen zum Abzug gezwungen und das Fort kampflos in Besitz genommen. Und ähnliche Vorkommnisse ereigneten sich noch mehrere.

Vor Saloniki (siehe Bild Seite 444) blieb es bei Vorpostengefechten, in denen sich auf englisch-französischer Seite, trotz Verschleierung durch Kavalleriemassen, große Stellungenverschiebungen bemerkbar machten. Die deutsche und die bulgarische Luftflotte leisteten hierbei durch Aufklärung wertvolle Dienste, so daß Überraschungen unmöglich wurden. — Ende April verloren die Feinde vor Saloniki wieder ein Transportschiff, das von einem deutschen Tauchboot versenkt

wurde. Am 5. Mai büßten die Deutschen leider einen ihrer Zeppeline ein, der nach einem Angriff auf militärisch wichtige Ziele, unter anderem auf die Kriegsschiffe des Bierverbandes, im Feuer der Abwehrgeschütze einen Treffer erhielt und abstürzte. Schwere Luftgefechte fanden ferner am 13. Mai mit starken feindlichen Flugzeuggeschwadern statt, die auf Mirovca und Doiran Bomben abgeworfen hatten.

Engländer und Franzosen suchten ihre Streitkräfte auch weiterhin durch Heranziehung von serbischen Truppen zu verstärken, mit denen sie aber keine sonderlich kriegslustigen Soldaten gewannen. Offenbar waren die Serben des Kampfes gründlich müde und entzogen sich dem Zugriff der Bierverbändler nach Möglichkeit durch die Fahnenflucht auf griechischen Boden.

* * *

An der langen russischen Front herrschte in der Berichtszeit verhältnismäßige Ruhe. Im Südosten schoß am 2. Mai bei Barancze ein österreichisch-ungarischer Kampfflieger ein russisches Flugzeug ab, und auch im Nordosten, gegen die Deutschen, hatten die Russen Verluste durch den Luftkampf.

Am 3. Mai griffen deutsche Luftschiffe die Bahn Molo-deczno—Minsk, die den Russen als Hauptverbindungsweg hinter ihrer Front diente, und den Bahnknotenpunkt Luniniec nordöstlich Minsk mit gutem Erfolge an. Außerdem belegte ein Geschwader deutscher Wasserflugzeuge das russische Linienschiff „Slawa“ im Moonsund von neuem mit Bomben, mit denen auf diesem wie auch auf einem russischen U-Boot-Treffer erzielt wurden (siehe Bild Seite 445). Die Russen ihrerseits richteten einen Luftangriff gegen die deutsche Küstenstation Bissen auf ehemals russischem Boden, vermochten aber keine größere Wirkung zu erzielen.

Nordwestlich Tarnopol kam es am 3. Mai zu größeren Unternehmungen österreichisch-ungarischer Erkundungsabteilungen; die Regimentszugehörigkeit der dabei eingebrachten Gefangenen ermöglichte wichtige Schlüsse auf russische Truppenbewegungen. A. u. L. Flieger belegten Tags darauf den Bahnknotenpunkt Zbolunowo südlich Rowno mit Bomben, mit denen am Bahnhofsgelände, in den Werkstätten, am rollenden Material und auf den Schienenanlagen Brände erzielt wurden. Auch lebhaftere Geschützigkeit setzte auf diesem Frontabschnitt nun wieder ein, wie auch das Vorfeldgeplänkel an Ausdehnung zunahm.

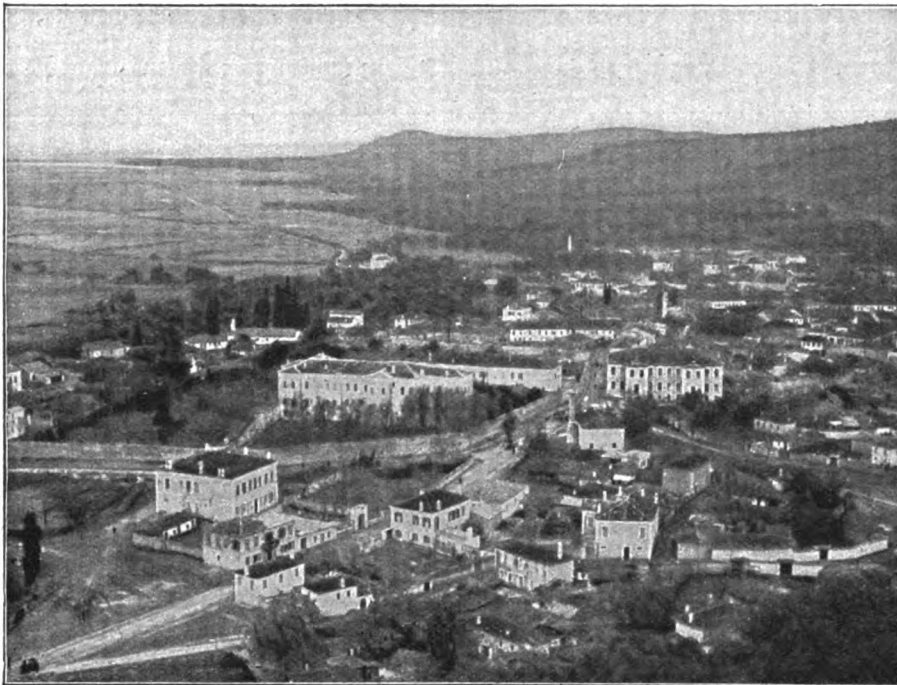
Am 6. Mai näherten sich russische Torpedoboote der Nordostküste von Kurland zwischen Rojen und Markgrafen und eröffneten ein länger andauerndes Feuer auf die Gegend, das jedoch wirkungslos blieb. — Am 9. Mai versuchten es die Russen südlich der schon so oft heiß umstrittenen Stellungen von Garbunowka mit einem starken Vorstoß auf schmaler Frontbreite; sie wurden aber unter schweren Verlusten abgewiesen. In demselben Abschnitt unternahmen die Deutschen am 10. einen Gegenstoß, der sie nördlich des Bahnhofes Selburg in den Besitz von 500 Metern der feindlichen Stellung brachte und dem Gegner den Beweis lieferte, daß die dortige deutsche Front durchaus nicht, wie dieser gewöhnt hatte, zugunsten Verduns geschwächt worden war.

Ein deutsches Flugzeuggeschwader belegte am 11. Mai den Bahnhof Horodzieja an der Linie Kraschin—Minsk mit zahlreichen Bomben. Auch sonst wurden die Russen

durch die deutsche Fliegertätigkeit immer empfindlicher bebelligt. Die russischen Zeitungen führten darüber lebhaft Klage und tadelten die Unzulänglichkeit der russischen Abwehrmaßnahmen, denen der Schutz Rigas und anderer großer Plätze bisher nicht gelungen sei. Mit einer gewissen Anerkennung wurden die Kriegslisten der deutschen Flieger geschildert, wie sie sich zum Beispiel plötzlich um viele hundert Meter herabließen, als seien sie getroffen worden, dann aber aus geringer Höhe doch überraschend ihre verheerenden Bomben abwürfen.

Am 12. Mai stürmten die Russen nördlich des Bahnhofes Selburg, um ihre Schlappe vom 10. wettzumachen. Ihr Angriff wurde aber durch die deutsche Artillerie schon im Keime erstickt. Die Zähigkeit der Deutschen in der Verteidigung und ihr Angriffsgeist machten sich um diese Zeit so stark bemerkbar, daß der Feind ernstlich besorgt wurde und auf die Absicht größerer Unternehmungen auf deutscher Seite schloß. Ja man rechnete schon stark mit einem Vorstoß der Armee Hindenburg auf St. Petersburg.

Auch im Verhältnis zu ihren Nachbarn im Süden und im Norden erwuchsen den Russen Schwierigkeiten. Der



Gesamtansicht der Stadt Valona gegen das Meer zu.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Handelsvertrag, den Rumänien mit den Mittelmächten abgeschlossen hatte, zeigte, wie sehr sich dort die Stimmung zum Nachteil Rußlands verschoben hatte. Dieses ließ nun auf die Einstellung der Getreideausfuhr nach Rumänien die Einschränkung der Ausfuhr wichtiger anderer Artikel wie Soda und Salpeter folgen. Die Spannung zwischen den beiden Staaten wuchs so sehr, daß in Südbessarabien in Erwartung bevorstehender Zusammenstöße Teile der Bevölkerung nach Rumänien flüchteten. Auch Fälle von Fahnenflucht russischer

Soldaten auf rumänisches Gebiet ereigneten sich so massenhaft, daß die russische Heeresleitung zu umfassenden Truppenverschiebungen schreiten mußte.

In Schweden herrschte große Erregung gegen Rußland wegen der Frage der Befestigung der Mandsinseln. Anfang Mai kam diese Frage im schwedischen Parlament zur Sprache. Gegen die Befestigung der Mandsinseln berief man sich auf einen Vertrag aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der den Russen die Befestigung untersagte; hieran wollte man um so mehr festhalten, als bei dem Fortschritt der Luftwaffe russische Befestigungen auf den rein schwedischen Mandsinseln eine ständige Bedrohung Stockholms bedeuteten. Die Russen ihrerseits argwöhnten, daß die schwedischen Anstrengungen zur Verbesserung ihrer Luftflotte gegen St. Petersburg gemünzt seien.

Die Besorgnis des Bierverbandes vor dem Eingreifen Schwedens in den Krieg wurde so lebhaft, daß England selbst vor einem Anschlag gegen das Leben des Königs von Schweden nicht zurückschreckte. Wenige Tage vor einem von diesem beabsichtigten Besuch einer Pferdeschau im Stockholmer Tiergarten wurde der Polizeiminister darauf aufmerksam gemacht, daß dem Könige dort Gefahr drohe. Infolge dieser Warnung unterblieb der Besuch des Tiergartens. Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß es sich um einen von englischen und russischen Agenten vorbereiteten Plan handelte. Es kam zu mehreren Verhaftungen. In England und Rußland machte man den Versuch, sich von dem Verdacht durch die Behauptung zu reinigen, daß es sich um einen anarchistischen Anschlag gehandelt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Fürsorge für die Kriegsverlegten.

Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann, Berlin.

1.

Der Gedanke, der unserem Herzen seit geraumer Zeit am nächsten liegt und auch aus sozialwirtschaftlichen Erwägungen als eine Selbstverständlichkeit erscheint: „Wie verhelfen wir denen, die im Kampf für das Vaterland ihre gefunden Glieder eingebüßt haben, zu einem lebenswürdigen Dasein?“ — hat in den Kriegsläufen früherer Zeiten die Bürger viel weniger bewegt. Das hängt mit der heutzutage ganz anderen Auffassung und Wertung des Kriegerberufs zusammen, den damals vielfach landfremde Söldner ausübten, die mit dem hohen Sold auch für die Gefahr des Gliederverlustes als abgespeist galten; sodann aber auch mit der Tatsache, daß es nach den Kriegen früherer Zeiten verhältnismäßig nur wenige Invaliden gab, weil die meisten Verwundeten infolge der mangelhaften Feldscherkunst und Pflege eben starben oder nach der Heimkehr binnen kurzem ihren Leiden erlagen; es hing mit

dem praktisch-technischen Unvermögen jener Zeiten zusammen, durch Heilbehandlung und Medikamenten mit den Invaliden wieder zur Arbeitsfähigkeit zu verhelfen. Vor allem lag es aber auch an der unentwickelten sozial-ethischen und volkswirtschaftlichen Denkeise jener Kulturstufen, die noch nicht den hohen Grad gesellschaftlichen Verantwortungsbewußtseins gegenüber den Opfern des nationalen Daseinskampfes besaßen, der uns durch die sozialpolitische Kultur-erziehung des letzten Menschenalters eingepflanzt worden ist.

Man beklagte früher wohl das traurige Los der Kriegsinvaliden (ähnlich wie das der Krüppel überhaupt), einzelne fürstliche Heerführer richteten wohl auch öffentliche Speisungen, Invalidenhäuser oder Invalidenkolonien für sie ein, aber von einer pflichtbewußten, planmäßigen Kriegsinvalidenfürsorge war nicht die Rede; man überließ es den Invaliden, sich selber in den damals allerdings einfach gelagerten, größtenteils noch bäuerlich-naturalwirtschaftlichen Verhältnissen eine Notunterkunft zu schaffen, und gab sie im übrigen dem Bettelberuf, der großen Zuflucht der Armen jener Tage, preis, jenem „Beruf“, der damals allerdings noch nicht so sozial geächtet war, wie es heute dank dem Eindrucke der systematisch geordneten Armenpflege der Fall ist. Das bekannte Gedicht Ludwig Höltys von dem alten „Kriegsnecht“:

„Der in der Schlacht bei Runersdorf
Das Bein verlor und leider Gotts
Vor fremden Türen betteln muß ...“

gibt ein treffendes Bild aus der einstigen Schicksalswelt der Kriegsoffer. Die paar kriegsinvaliden Unteroffiziere, die es damals vermöge ihrer Kenntnis des Abc und dank der königlichen Guld zu einer kümmerlichen Schulmeisterstelle brachten, bilden nur einen freundlichen Lichtfleck in dem trüben Bilde, der die Schatten um so schärfer hervortreten läßt.

Nicht bis Runersdorf und zum Siebenjährigen Kriege,

auch nicht einmal bis zu den Befreiungskriegen müssen wir zurückgehen, um dieses traurige Invalidenlos zu beobachten; auch nach 1870 war der Invalide, der mit dem Leierkasten bettelnd umherzieht, noch immer eine kennzeichnende Erscheinung der mangelhaften Kriegsofferfürsorge.

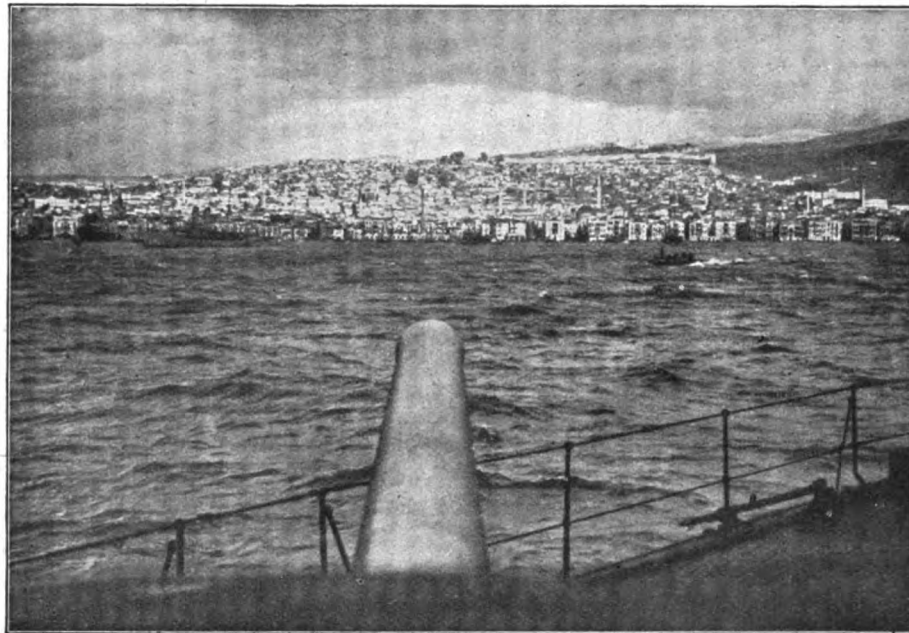
In heutiger Zeit, wo das ganze Volk in Waffen steht, wo jeder um das Schicksal naherwandter Kriegsverlegter bangt, ist ein derartiges soziales Gehen- und Geschehenlassen ausgeschlossen. Als im ersten Kriegswinter eine geschäftstüchtige Berliner Firma Tausende von Drehorgeln bestellte, um sie in großen Mengen rasch an Kriegsinvalide abgeben zu können, da weckte das nicht nur Entrüstung, sondern, was wichtiger als billige Entrüstung ist, die Firma fiel mit diesem Spekulationsgeschäft gründlich hinein. Die Drehorgel ist nicht mehr das Kennzeichen des Invalidenschicksals.

Wir kennen jetzt unsere Fürsorgepflicht gegenüber den Opfern der Landesverteidigung. Selbst wenn unser Herz schwiege und unsere soziale Gewissenschulung versagte, könnten wir aus rein wirtschaftlichen Gründen die Kriegsverlegten nicht ihrem freien Schicksal überlassen. Man be-

denke, was es für ein Siebzigmillionen-volk hieße, wenn eine große Zahl seiner Männer im vollkräftigen Alter, durch Vernachlässigung der Fürsorge für die möglichste Wiederherstellung ihrer Berufsfähigkeit und für ihr wirtschaftliches Durchkommen sich selbst überlassen, zum größten Teile der Schaffens- und Erwerbswelt der Nation verloren gingen und mit unzureichenden Renten rat- und hilflos, ja schließlich verbittert dahinwelkten, sich und dem Staate zum Schaden. Welcher

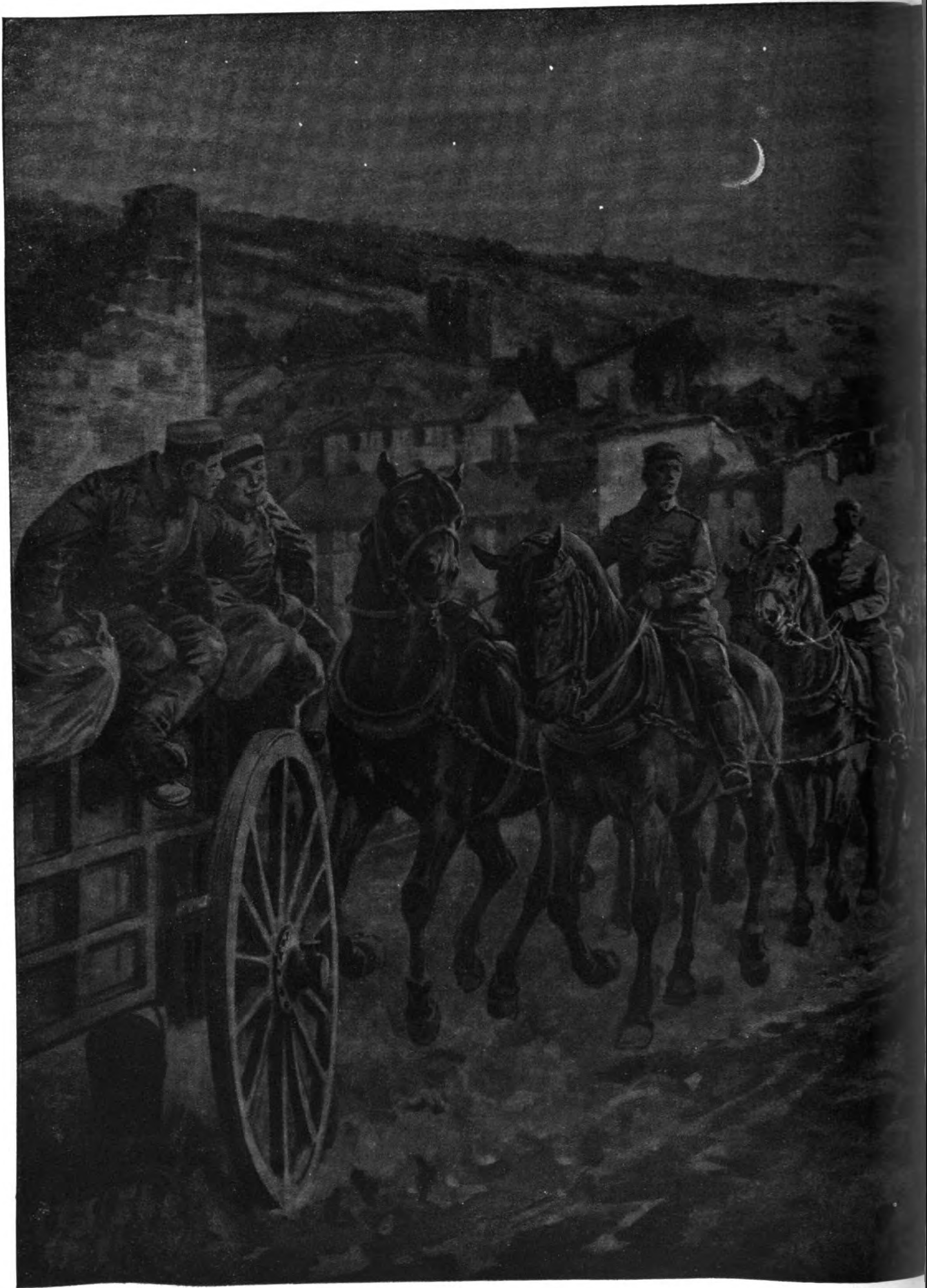
Verlust für die Nation auf der einen Seite, welche Last, welche wirtschaftliche und soziale Gefahr auf der anderen Seite! Die einfachste Überlegung sagt es da jedermann, daß Deutschland um seiner selbst willen alles daransetzen muß, um diese kostbaren Volksträfte nach Möglichkeit wiederherzustellen und nutzbar in den produktiven Organismus der Gesellschaft einzuordnen. Vor allem aber ist es uns eine Herzenssache und Ehrenpflicht um der Krieger selbst willen, ihnen den Wiederaufbau eines lebenswürdigen Friedensdaseins nach dem opfervollen Heldentum der Kampfzeit auf jede denkbare Weise zu erleichtern.

Und wir können es! Deutschland hat nicht nur den Willen dazu; es verfügt auch über die Möglichkeiten und Voraussetzungen dafür, über die hochentwickelte medizinisch-chirurgische Wissenschaft und orthopädische Technik, über die sozialpolitische und fachgewerbliche Organisation, über die gesetzesrechtlichen und finanzmäßigen Unterlagen und nicht zuletzt auch über die wirtschaftlichen Möglichkeiten. Es vermag Hunderttausenden von arbeitsbeschränkten Teilkraften auf Grund besonderer Fachschulung und Anpassung in ungezählten Berufszweigen in Stadt und Land geeignete Beschäftigungs- und Erwerbstellen zu erschließen, die dem Betreffenden das Bewußtsein eines nützlichen Gliedes der Kulturgesellschaft verleihen, ihm selbständigen Verdienst neben der Beschädigtenrente geben und der Volkswirtschaft statt der Bürde eines zehrenden Bedürftigen einen produktiven Leistungszuwachs sichern.

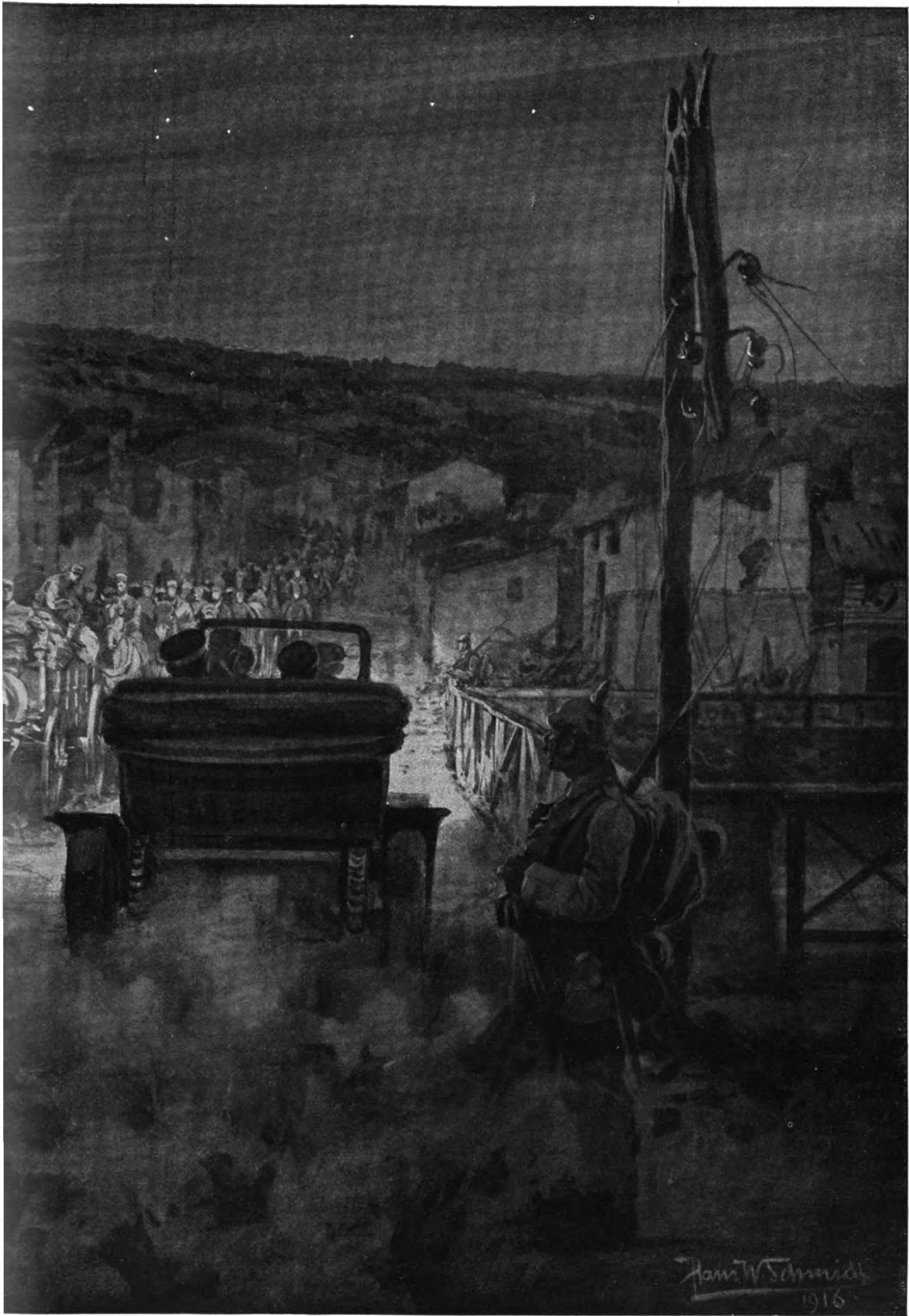


Blick auf die Stadt Saloniki vom Bord eines englischen Kriegsschiffes.

Phot. H. Sennede, Berlin.



Munitionstransport durch das zerbombte Gebiet
Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmitt



ie Dorf Condé in den Argonnen.
Grund seiner Studien auf dem westlichen Kriegsschauplatz.





Beschießung des russischen Schiffes „Glatwa“ und eines feindlichen U-Boots im Moonsund durch ein Geschwader von deutschen Wasserflugzeugen.
Nach einer Originalzeichnung von Marinebilder Professor Willy Stöwer.

In den hier angedeuteten Möglichkeiten und Voraussetzungen liegt Wesen und Ziel der deutschen Kriegsbeschäftigtenfürsorge beschlossen. Betrachten wir die Aufgaben und Maßnahmen im einzelnen.

(Fortsetzung folgt.)

Munitionstransporte.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

Die Riesenanstrengungen, die bei allen Kriegsführenden auch heutzutage noch gemacht werden, um die Munitionsversorgung der kämpfenden Truppen zu sichern, zeigen am besten, welche Bedeutung man in modernen Kriegen dem Nachschub an Geschossen beimessen muß. Zwar war man sich schon im Frieden über die Wichtigkeit klar. Nicht umsonst betonte die deutsche Felddienstordnung: „Die Führer aller Grade sind verpflichtet, einerseits für sachgemäßes Haushalten mit der Munition, andererseits für deren rechtzeitige Ergänzung zu sorgen.“ Wer hätte jedoch vor dem Kriege an einen so riesigen Geschossvverbrauch gedacht! Die klaffende Lücke zwischen der vorgesehenen Geschossmenge und dem Bedürfnis konnte in England nur mit knapper

Schimmer zu verraten, die zerstörten Dörfer. In strenger Marschordnung wird die rechte Straßenseite innegehalten und die linke freigelassen, um entgegenkommenden oder vorfahrenden Kraftwagen höherer Stäbe den Weg nicht zu versperren, was meist ein Unglück zur Folge haben würde. Unsere farbige Kunstbeilage zeigt ein allnächtliches Vorkommnis.

Die Kämpfe an Strypa und Dnjestr.

Von Walter Dertel, Kriegsberichterstatter.

(Hierzu die Bilder Seite 446–449.)

Es ist ein alter Hexenkessel, die südöstliche Ecke der österreichisch-ungarischen Front gegen Rußland. Immer und immer wieder setzten die Russen hier zum Durchbruch an, Zehntausende von ihren besten Leuten deckten schon sterbend hier den Boden, aber immer wieder trieb der Befehl des Zaren auf Drängen der anderen Mitglieder des Vierverbundes die russischen Regimenter gegen die Hindernisse. Die österreichisch-ungarische Lösung heißt dort „Ruhig aushalten“. Das Gelände ist der Verteidigung günstig. Tiefein-



Soldatendorf an der Südostfront.

Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Not durch Einsetzung eines Munitionsministeriums gemildert werden, während sich in Deutschland die Anpassung an die neuen Kriegserfahrungen wesentlich ruhiger vollzog — ein Zeichen unserer besseren Organisation.

Ebenso wichtig wie die Munitionsherstellung ist das regelmäßige Vorbringen der Geschossmengen an die Front: der Munitionstransport. Nachdem die Munition in den Fabriken hergestellt und von der Militärbehörde abgenommen ist, wird sie von den Artilleriedepots in Munitionszüge verladen. Diese unterstehen dem Feldmunitionschef im Großen Hauptquartier und bilden einen sehr beweglichen Reservefonds, der den einzelnen Armeen zugewiesen zur Verfügung gestellt wird. Hört beispielsweise im Etappenhauptort die Eisenbahn auf, so kommt die Munition in den dortigen Etappenmunitionspark oder wird durch Etappenmunitionskolonnen in die Munitionsdepots gebracht. Nach der Anforderung durch das Generalkommando werden die Infanterie- und Artilleriemunitionskolonnen auf das Gefechtsfeld vorgezogen und den unterstellten Truppen zugewiesen. Lange Munitionskolonnen beleben tagtäglich die Zufahrtsstraßen des Operationsgebietes oder sie liefern an Brennpunkten des Kampfes bei Nacht den kostbaren Inhalt der Munitionswagen ab. In endlos scheinendem Zuge durchqueren diese Kolonnen, ohne sich durch einen Licht-

geschnitten durchfließt die Strypa den Nordteil unserer dortigen Kampffront. Auf ihrem Ostufer (siehe Bild Seite 448 unten) vorgeschoben liegen unsere Linien. Das Gelände ist leicht wellig, gut zu übersehen, hier und da kleine Waldabschnitte. Die Stellungen, die die k. u. k. Truppen seit dem Herbst 1915 zähe hielten, wurden den Höhenlinien folgend derartig angeordnet, daß sie sich nicht nur gegenseitig auf Grund ihrer Linienführung flankierten, sondern auch infolge der Wellenform des Geländes an vielen Punkten konzentrisches Etagenfeuer möglich war. Die Stellungen selbst wurden außerordentlich stark ausgebaut mit betonierten Unterständen und gedeckten Wegen, nach Möglichkeit gegen Artilleriefeuer geschützt; tiefe, in mehreren Gruppen angeordnete Hindernisse verwehrten dem Gegner die Annäherung. Die Batterien hatten sich genau eingeschossen, waren gut verdeckt und so aufgestellt, daß sie sofort ihr Feuer konzentrisch auf einen etwa angegriffenen Punkt der Infanterielinie verlegen konnten. Wo der Abstand der russischen Stellungen es ermöglichte, wurden noch besondere Feldwachstellungen vorgeschoben, die, ebenfalls gut eingegraben, das Vorgelände überwachten. Weiter südlich folgten die österreichisch-ungarischen Stellungen zunächst dem Dnjestr, dessen südliches Ufer den Vorteil bietet, daß es das nördliche überhöht. Dann ging die k. u. k. Front in die sogenannte bessara-

bische Linie über, deren vorspringendster Punkt, die Stellung von Toporouh, sich feilartig in die russischen Stellungen einbohrte.

Nach der letzten großen Angriffsbewegung, die auf Seite 232 geschildert wurde, trat im Kommando der russischen Südwestfront ein Wechsel ein. An Stelle des Generals Iwanow, der, russischen Berichten zufolge, das Ausichtslohe einer Offensive gegen die feindliche bessarabische Front erkennend, sie auf das entschiedenste widerraten und erst dem ausdrücklichen Befehl folgend angegriffen hatte, trat General Brussilow. Der neue Oberbefehlshaber ist aus der Gardekavallerie hervorgegangen, auf dem Wege der Frontlaufbahn bis zum Posten des Oberbefehlshabers der russischen Südwestfront gelangt und wird als kluge, tatkräftige Persönlichkeit geschildert. Sein erstes Bestreben war, den Gegner auf das südliche Dnjestrufer zurückzudrängen, und zwar erlah er sich als ersten Angriffspunkt die Brückenschanze von Uscieczko. Diese vorgeschobene Stellung hatte einen Umfang von 600 Metern, war mit Maschinengewehren, Grabenabwehrgeschützen und Minenwerfern versehen, jeweils von einem der k. u. k. Kavallerieregimenter und den Bedienungsmannschaften der Geschütze und Maschinengewehre sowie einer Abteilung Sappeure besetzt.

In den letzten Tagen des Januar 1916 begann der Angriff auf diese Stellung. Wütender Artilleriebeschießung mit allen Kalibern folgten erbitterte Infanteriestürme. Unter riesigen Verlusten wurden sie abgewiesen. Übermals bearbeitete die russische Artillerie die kleine Verschanzung mit Tausenden von Geschossen, aber wenn dann die russische Infanterie zum Sturm antrat, dann sprühten die Gewehre und Maschinengewehre der Verteidiger einen so vernichtenden Eisenhagel, daß auch die tapfersten russischen Regimenter als ordnungslose Haufen zurückfluteten. Nach sechswöchigem Ringen gelang es endlich den Russen, sich vor dem arg zerschossenen Hindernis festzusetzen und sich dort einzugraben. Von hier aus gingen sie, durch rollende Schutzhilde gedeckt, mit der Sappe vor. Da öffneten die Grabengeschütze den Mund, die Schutzhilde wurden weggefeget und die Sappen durch Minenwerfer verschüttet. Die Russen sahen ein: über der Erde war den Verteidigern nicht beizukommen — also Minenkrieg. In rastloser Arbeit wurden Minenstollen gegen das kleine Werk vorgetrieben, diese miteinander verbunden, und dann ließen die Russen eine Mine springen, unter deren Druck 300 Meter des Werkes einstürzten. Jetzt war dieses nicht mehr zu halten. Den verschütteten Trümmerhaufen sollten die Russen haben, aber die



Oberst Julius Plandh, Phot. J. Hartung, Wien.
der Held von Uscieczko.

Verteidiger gaben sich nicht. Oberst Plandh (siehe nebenstehendes Bild) zog seine Kaiserdragoner und alles, was noch im Werke war, zusammen, ging an das Dnjestrufer zurück, und mit Rollen und Bajonett bahnte sich die tapfere Besatzung ihren Weg längs des Dnjestr, bis sie endlich am Brückenkopf von Zaleszczyki auf die Kamraden stieß, die sie mit Jubel aufnahmen.

Die Brückenschanze von Uscieczko oder richtiger die Stelle, wo dieses Werk einmal gestanden hatte, besaßen nun die Russen. Aber war der Erfolg wirklich der Riesenopfer wert, die er gekostet hatte? Der Gesamtverlust der Russen in dem fast achtwöchigen erbitterten Kampf ist mit 6000 Mann nicht zu hoch angegeben, das heißt neunmal so viel, als überhaupt die gesamte Besatzung betrug. Rechnet man dazu die aufgewendeten riesigen Munitionsmengen sowie vor allem den Umstand, daß der erkämpfte Punkt, von dem an dieser Stelle bedeutend überhöhten Dnjestrufer vollkommen beherrscht, den Russen nicht einmal eine günstige Stellung bietet, so wird das Nutzlose ihres Beginns ohne weiteres klar.

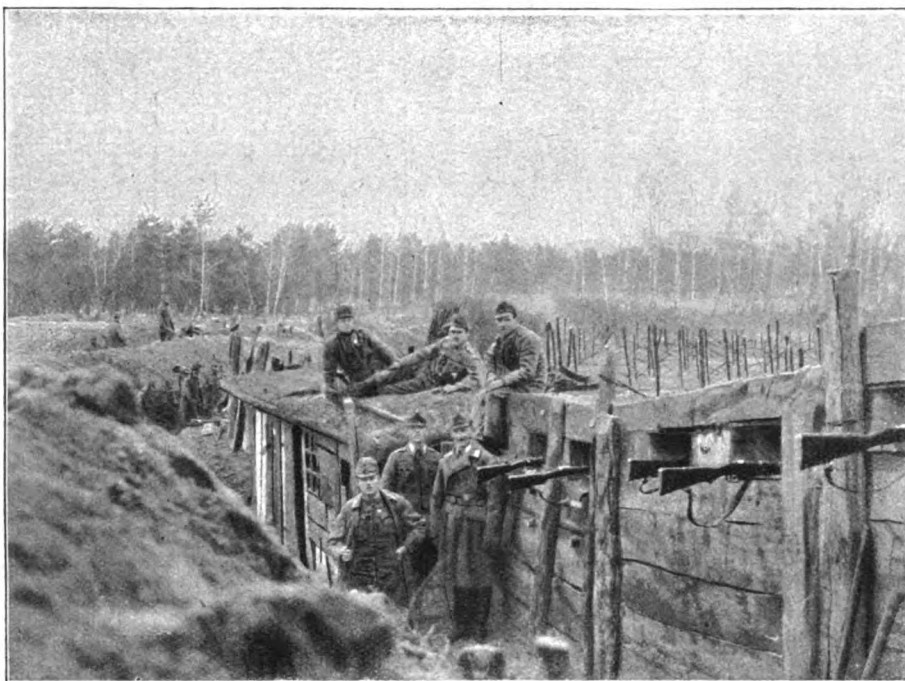
Durch den Erfolg gehoben, packten die Russen nunmehr bei Toporouh und Bojan an. Hier aber ging es ihnen sehr übel.

Während ein Teil des Angriffs durch aufliegende Minenfelder, die entsetzliche Lücken in die Reihen der Stürmenden rissen, bereits im Keime erstickt wurde, konnte der Gegner auch an keinem anderen Punkte unserer Linie festen Fuß fassen. Verschiedene Vorstöße brachen bereits im Maschinengewehrfeuer und unter dem Hagel der Infanteriegeschosse zusammen und wurden dann durch das rasch zusammengefaßte Feuer unserer Artilleriegruppen gänzlich abgewiesen. Wo aber der Gegner in vorgeschobene Gräben eindrang, war seines Bleibens auch nicht von Dauer. In wildem Nahkampf erlag er den sich verzweifelt wehrenden Österreichern und Ungarn (siehe Bild Seite 449). Die



Oberstbrigadier v. Volzano mit seinem Stabe,
Kommandant einer Infanteriebrigade, die sich besonders im Kampf um den Galizier Brückenkopf am Dnjestr hervortat.

Phot. Ed. Franke, Berlin.



Österreichisch-ungarische Soldaten während einer Gefechtspause an der Strypa.

Gräben wurden rasch von den Eindringenden gesäubert, denen Sperrfeuer den Rückweg verlegte. Was nicht fiel, wanderte in Gefangenschaft.

Nachdem diese Vorstöße der Russen gegen die bessarabische Front gescheitert waren, wandten sie ihre Aufmerksamkeit erneut der Strypafront zu. Wie an der ganzen Südostfront, hatten sie auch in diesem Kampfabschnitt besonders ausgewählte Truppen stehen, vor allem Sibirier, sowie das ebenfalls als ausgezeichnet bekannte südrussische Korps Samara. Ihre Artillerie war zahlreich, das Geschützmaterial teils durch neues ausgewechselt, teils durch frisch eingeschobene Batterien verstärkt. Ihr erster Stoß galt der österreichisch-ungarischen Vorfeldstellung bei Trybuchowce. In dunkler Nacht warfen die Russen überraschend mehrere Bataillone gegen diese vorgeschobene Stellung vor, die unter dem Druck der gewaltigen Übermacht geräumt werden mußte. Aber die Freude der Russen sollte nicht lange dauern. Noch in derselben Nacht wurde eine fast ganz aus Freiwilligen bestehende Stoßgruppe angelegt, die Russen wurden überrannt und geworfen, wobei sie mehrere Offiziere und über 100 Mann in den Händen der österreichisch-ungarischen Truppen lassen mußten. Als der neue Tag anbrach, befand sich die Vor-

feldstellung bei Trybuchowce wieder fest in der Hand der k. u. k. Truppen, und nur die zahlreich herumliegenden Russenleichen ließen die Wut des Kampfes erkennen, der sich hier abgespielt hatte. Erneute russische Versuche, sich dieser Stellung zu bemächtigen, wurden scharf abgewiesen.

Jetzt wandten die Russen ihre Aufmerksamkeit der Gipsarka zu, einer Höhe, die nach einer unweit gelegenen Gipsmühle ihren Namen hat und auf der sich ebenfalls eine vor die Hauptlinie vorgeschobene Vorfeldstellung befand. Als sie nach reichlicher Artillerieschüttung zum Angriff schritten, gelang es ihnen auch hier, zunächst in die Stellung einzudringen, aber ebenso wie bei Trybuchowce wurden sie sofort durch einen Gegenstoß der schneidigen ungarischen Honvede wieder hinaus befördert. Die Schlappe bei der Gipsarka hat übrigens die Russen mächtig geärgert: jeden Tag bekam sie ihr Teil an Granaten und Schrapnellen, und als ich am Karfreitag an dem dortigen Teil unserer Front war, herrschte zwar auf dem größten Teil des Kampfgebietes Ruhe, über der Gipsarka aber sah man die russischen Schrapnellwölken oder den schwarzen Rauch einschlagender Granaten.

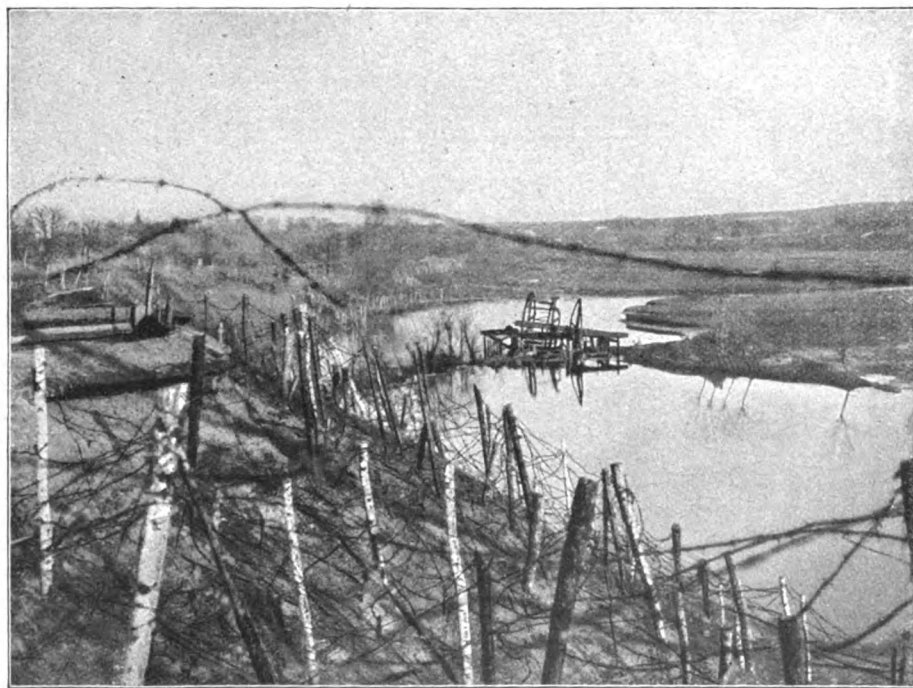
So wie im Südteil des Strypaabschnittes ist es den Russen auch auf dem nördlichen Gelände dieses so heiß umstrittenen Kampfgebietes ergangen. Auch hier waren sie besonders nach dem kurz zuvor erfolgten Besuche des Zaren an der Strypafront offensiv geworden, hatten ihre Stellungen vorgeschoben und besonders auch eine Sappe in der Gegend von Dobropole vorgetrieben, an deren Spitze sie einen Minenwerfer in Stellung brachten. Sie hatten ihn nicht lange, denn schon in der nächsten Nacht drangen die österreichisch-ungarischen Truppen — es waren abermals Honvede, die schon vor Breßl-Litomisch beim Sturm auf Kobylany sich so glänzend bewährt hatten — mit jähem Überfall in den russischen Graben. Ein wilder Nahkampf folgte, in dem die Ungarn Sieger blieben. Die Sappe wurde auf das gründlichste durch Sprengung zerstört, dann gingen die Sieger unter Mitnahme des Minenwerfers sowie einer Anzahl Gefangener, des errungenen Erfolges froh, auf ihre alte Stellung zurück. Die Russen aber hatten in ihren Unternehmungen kein Glück. So wurde eine Abteilung, die gegen den Abschnitt Fort Baltin, bekannt durch die furchterliche Niederlage der Russen in der letzten Januarschlacht, vorstieß, mit blutigen Köpfen abgewiesen, und als sie weiter nördlich bei Wisniowczyn vorzutasten versuchte, mußte sie, ebenfalls übel zugerichtet, schleunigst auf ihre alten Stellungen zurückgehen.

So sind denn alle Versuche der Russen, an der Strypa- und Dniestrfront die österreichisch-ungarischen Linien zu durchbrechen, unter schweren Verlusten zwar für den Angreifer, aber unter größter Schonung des eigenen Menschenmaterials, gescheitert.

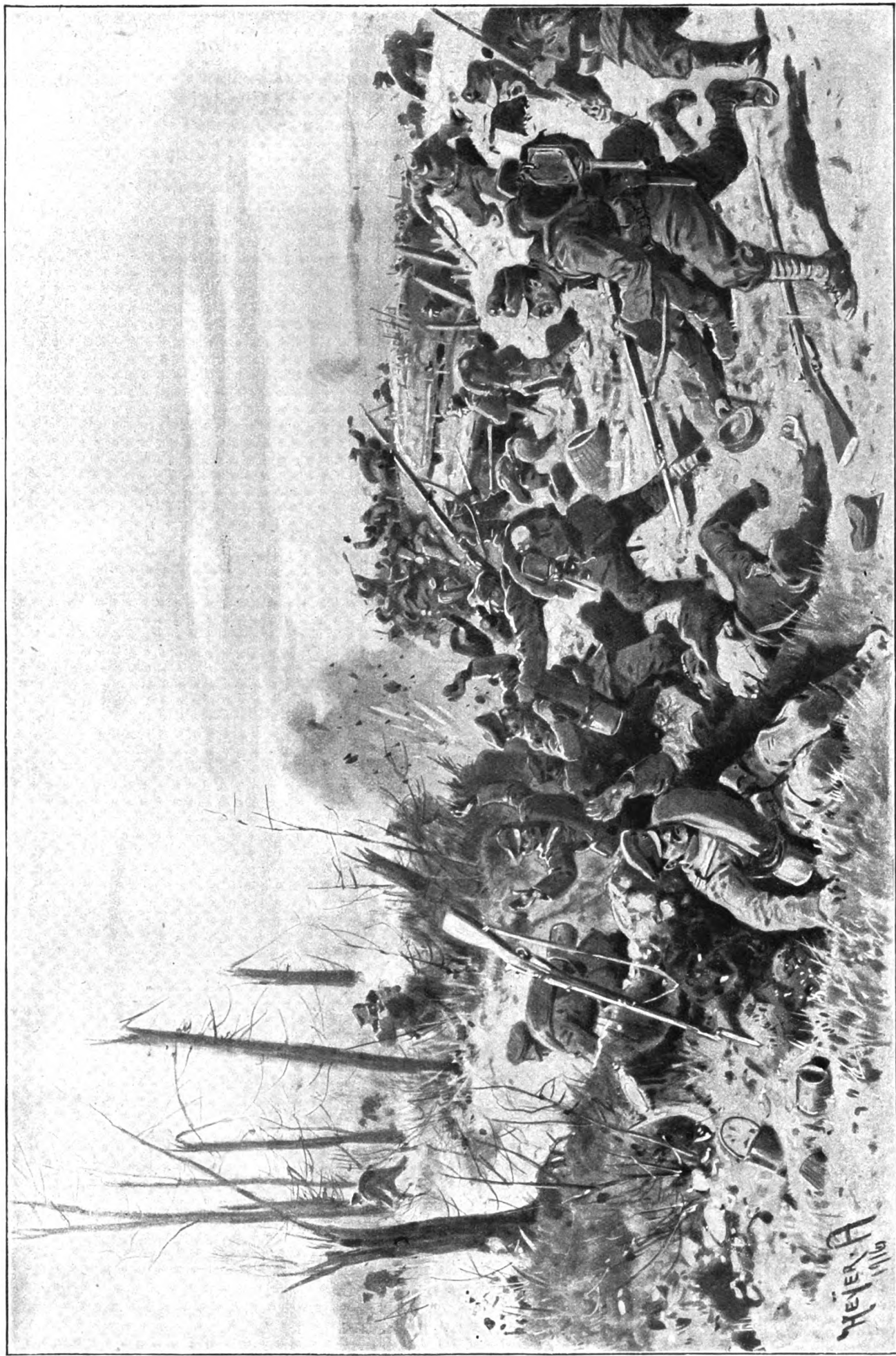
Die kulturelle Tätigkeit des k. u. k. Militärgouverneurs in Serbien.

Von Rifat Gozđović Pašić.
(Gleichen die Bilder Seite 451.)

Nach dem Zusammenbruch des serbischen Heeres war die Flucht des größten Teiles der eingeborenen Bevölkerung die nächste Folge. Da aber



Die vorderste österreichisch-ungarische Stellung an der Strypa. Phot. A. Apfe, Wien.



Die Russen werden zwischen Zaporozh und Boian, nordöstlich von Czernowitz an der bessarabischen Front, in wildem Nahkampf aus ihren Schützengräben zurückgeworfen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor A. Heyer.

HEYER A
1916

in Montenegro, wohin sich die Serben in ihrer ersten Angst wandten, selbst eine schwere Hungersnot herrschte, wurden die unglücklichen Flüchtlinge von dort nach Stutari abgeschoben, wo man sie ihrem Schicksale überließ.

Da auch in Serbiens Hauptstadt ein unglaubliches Elend herrschte, so war es die erste Sorge des k. u. k. Militärgeneralgouvernements, sich der Bevölkerung anzunehmen und sie vor allem durch Errichtung von Volksküchen und Suppenanstalten vor dem Hungertode zu bewahren. Hierauf kamen die Krankenhäuser und Quarantäneanstalten an die Reihe, um in den entsetzlichen gesundheitlichen Verhältnissen Wandel zu schaffen, die während der drei Kriege, die das Land zuletzt mitgemacht hatte, eingetreten waren.

Als dann mit vollem Erfolge diesen dringendsten Bedürfnisse Rechnung getragen worden war, schritt man zur Herstellung von Magazinen, um in diesen die von den Flüchtlingen zurückgelassene Habe gesichert unterzubringen. Noch während hieran gearbeitet wurde, richteten die braven Feldgrauen die zerstörten Ortschaften und einzelnen Häuser und Hütten so weit her, daß sie von den im Lande Verbliebenen wieder bezogen werden konnten, legten Gärten an und bebauten die so lange brachgelegenen Äcker.

Gleichen Schritt mit diesen Werken hielt eine gründliche Volkszählung, die Neuanlage der Kataster, die Erbauung neuer und die Wiederherstellung alter Straßen und Verbindungswege, sowie die Einführung der mannigfaltigsten Wirtschafts-, Handels- und Gewerbebetriebe wie: Gerbereien und Lederfabriken, Molkereien und Dampfwäschereien, wobei die Wiederaufnahme der Blei- und Kohlengrubenarbeiten in Ripanj, Majdanbeg und Blaska nicht vergessen wurde, die Tausenden arbeitsloser Menschen eine Lebensmöglichkeit schuf.

Als Österreich-Ungarn die Verwaltung Serbiens in die Hand nahm, lag das Unterrichtswesen nahezu völlig darnieder, denn seit dem Balkankriege, infolge des nach seinem glücklichen Ende im Volke aufgestiegenen Größenwahns, besuchte die Jugend die Schule überhaupt nicht mehr, sondern beschäftigte sich im Verein mit den Erwachsenen lieber mit der Politik. Zudem war während des Weltkrieges auch die Mehrzahl der Schulgebäude zerstört worden.

Hier schafften die Österreicher und Ungarn ebenfalls rasch Wandel. Nachdem die Schulhäuser nicht allein wieder aufgebaut, sondern auch an Zahl vermehrt worden waren, wurde der Unterricht ungesäumt eröffnet. Von Unteroffizieren geführt, die in ihrem Zivilberufe dem Lehrerstande angehören, waren schon sehr bald erstaunliche Ergebnisse zu verzeichnen, und die bisher auch in ihrem Äußeren gänzlich vernachlässigte Schuljugend zeigte sich dem Beschauer bereits nach kurzer Zeit in einer ganz anderen, vorteilhaften Art, die Zeugnis gibt, wie die österreichisch-ungarischen Feldgrauen auch in der Schule Ordnung und Zucht zu halten wissen.

Neben zwanzig Schulen in Belgrad und Umgebung, die bereits im Betriebe stehen, wurde auch zur Schaffung von Kinderbewahranstalten geschritten, um so einer Forderung unbedingter Notwendigkeit zu entsprechen, denn die Zählung hatte die Zahl von 10 000 elternlosen Kindern ergeben. In diesen Anstalten stehen die Kleinen in völliger Fürsorge, sie werden getränkt und gespeist und von den zurückgebliebenen Familien überwacht und betreut — selbstverständlich gegen Entschädigung aus österreichisch-ungarischen Staatsmitteln.

Was die verwahrloste halbwüchsige Jugend betrifft,

so erhält sie ihre Ausbildung so lange in landwirtschaftlichen und gewerblichen Kursen, bis die geplanten Fachschulen für Knaben und Mädchen zur Wirklichkeit geworden sein werden. Sämtliche Kinder armer Eltern werden in der mit jeder Schule verbundenen Suppenanstalt unentgeltlich verköstigt, ein Schulgeld wird überhaupt nicht erhoben, und die Ausgabe der Lehrmittel erfolgt kostenlos.

Die Hauptstadt beginnt aus Schutt und Trümmern neu zu erstehen. Überall herrscht eine rege Bautätigkeit, sämtliche Geschäfte, Gastwirtschaften und Kaffeehäuser sind eröffnet und stark besucht, auf den Straßen herrscht reges Leben, und alles wird überstrahlt von dem Lichte der neuerrichteten großen Elektrizitätswerke, die auch die Straßenbahnen betreiben.

Diese Wohlfahrtseinrichtungen und die streng beobachtete Zucht und Ordnung machen auf die Bevölkerung einen tiefen Eindruck, und so ist es nicht zu verwundern, wenn anfangs vereinzelt und schüchtern, später in hellen Haufen und mit erwachendem Vertrauen in die Neugestaltung der

Dinge die Flüchtlinge zurückkehrten und die Einwohnerschaft der Städte und Dörfer um 60 000 Köpfe vermehrten. Das k. u. k. Militärgeneralgouvernement in Serbien ist in Kreiskommandos geteilt, die wie die einzelnen Gemeinden unter militärischer Leitung stehen. Und wie sich diese bewährte, bewiesen die sich täglich ereignenden Fälle, in denen bisher Heimatlose sich wieder sehaft machten.

So vergilt Österreich-Ungarn dem Lande die jahrelangen Umtriebe gegen seinen Bestand und die entsetzlichen Leiden, die seine Kriegsgefangenen in Serbien durch ein langes Jahr zu erdulden hatten!

Die Aufteilung Europas.

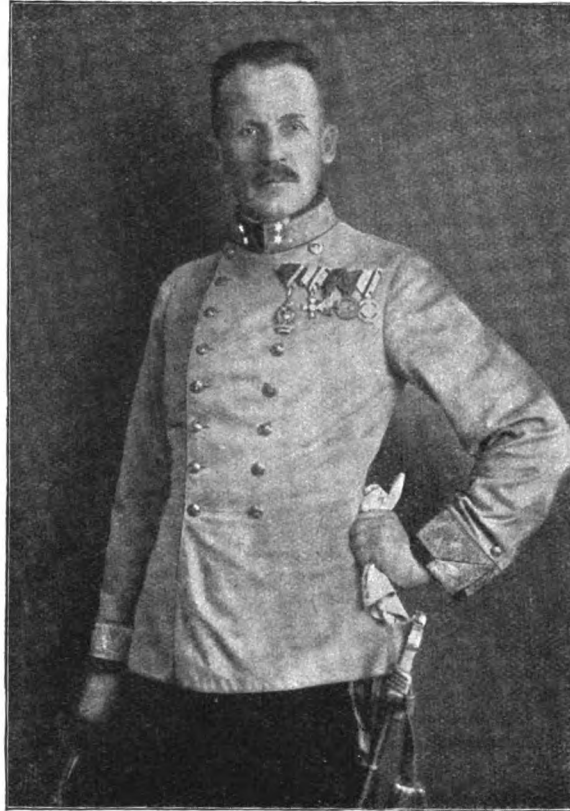
Von Paul Otto Ebe.
(Hierzu die Karte Seite 452.)

Wir Deutsche sind in unseren Äußerungen über die Kriegsziele von Anfang an sehr zurückhaltend gewesen. Erst die weltberühmte Kanzlerrede brachte nach einhalb Jahren Krieg eine Äußerung über die Kriegsziele der Gegenwart und über die Friedensbedingungen der Zukunft in großen Zügen. Es

war dies das Recht, vielleicht auch die Pflicht des Siegers!

Unsere Feinde dagegen haben von den ersten Stunden des Weltkrieges an nie unter Programmlosigkeit gelitten. Ihre Kriegsziele waren von Anfang an auf einen geographischen und wirtschaftlichen Eroberungskrieg zugeschnitten. Erst wenn man sich vergegenwärtigt, wie über alle Maßen hochfahrend die Zukunftspläne unserer Gegner zu Beginn schon waren, wird man allmählich begreifen, wie es kommt, daß sie auch dann noch, als sie nach bedeutenden Niederlagen, die ihnen beträchtliche Länderkosten, strategisch und taktisch nur Mißerfolge erzielt hatten, mit anmaßenden Zukunftsplänen liebäugelten, die uns angesichts der Lage fast unverständlich erscheinen.

Unsere Karte Seite 452 ist die Wiedergabe eines jener Meisterwerke französischer Phantasie, wie sie in ganz Frankreich von gebildeten Leuten entworfen — in unserem Falle ist es Mademoiselle Magda, Professeur aux Ecoles de la Ville de Paris — und in großer Menge abgesetzt wurden. „L'Europe future de demain“ ist die Überschrift, und wie den Franzosen sich das künftige Europa dachten, geht aus den erläuternden beiden Sätzen hervor: „Zerstückelung der Kaiserreiche Deutschland und Österreich-Ungarn, Zerfall des Königreichs Preußen.“



Phot. Verf. Illustrat.-Gef. m. v. G.
Feldmarschalleutnant Weber v. Webenau,
Militärgouverneur von Montenegro, dessen Infanterietruppen-
division unter seiner Führung den Kovcen eroberte.

In den um die Originalkarte gedruckten Zitaten und Erläuterungen wird darauf hingewiesen, daß die neu gezogenen Grenzen in Europa den Volkshoffnungen entsprechen. Man soll nach französischer Ansicht folgendes abtrennen und zuteilen: 1. an England Helgoland, das es einst an Deutschland verkaufte. Ferner sollen die britannischen Inseln das volle Recht behalten, in Ägypten, das sie von der Türkei erhielten, weiterhin zu regieren. 2. Belgien soll das ganze linke Moselufer und das linke Ufer des Rheins bis zur holländischen Grenze erhalten mit den Städten Koblenz, Bonn, Aachen, Köln. 3. Frankreich erhält das Elsaß, Lothringen und das linke Rheinufer bis zur Mosel mit den Städten Trier und Mainz. Außerdem muß auf dem rechten Rheinufer ein neutrales Gebiet in einer Breite von etwa hundert Kilometern errichtet werden, das von der holländischen Grenze bis an die Schweiz reichen und unter die Aufsicht der französischen Regierung gestellt werden soll, um Belgien und Frankreich gegen einen neuen Einfall der Barbarenhorden zu schützen. 4. Die Schweiz erhält das österreichische Tirol, die Stadt Innsbruck und den ganzen Bodensee. 5. Italien erhält das Trentino und Istrien mit den Städten Trient, Triest, Fiume sowie einige der illyrischen Inseln. 6. Montenegro erhält die Herzegowina, Skutari und einen Teil Albaniens. 7. Griechenland erhält den Rest von Albanien. 8. Serbien bekommt das rechte Donauufer bis zur Drau, die Provinzen Slawonien, Bosnien, Dalmatien, eine Anzahl der illyrischen Inseln und ein Stück von Bulgarien. 9. Bulgarien würde, wenn es nicht an der Seite der Mittelmächte in den Krieg eingetreten wäre, das Gebiet erhalten, das die Stadt Adrianopel erhalten. Konstantinopel, ebenso wie die Dardanellen, würde neutral unter der Oberaufsicht des Vierverbundes. 10. Rumänien erhält Transilvanien und die Buko-



Serbische Zigeunerfamilie vor ihrer Behausung.



Serbische Zigeunermutter mit ihren Sprößlingen.



Zigeunerjugend auf einer Dorfstraße in Serbien. Die Militärmusik kommt.

In einem serbischen Zigeunerdorf.

Nach Ausnahmen der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

wina. 11. An Rußland fällt Preußisch- und Österreichisch-Polen mit den Städten Danzig, Königsberg, Posen, Breslau, Kratau, Przemyśl, Lemberg. 12. Dänemark erhält Schleswig-Holstein; der Kaiser-Wilhelm-Kanal wird neutral. 13. Deutschland wird zergliedert und in sechs unabhängige Staaten geteilt. Es sind dies Hannover mit der Hauptstadt gleichen Namens und den freien Städten Bremen, Hamburg, Lübeck; Westfalen mit der Hauptstadt Kassel; Sachsen mit Dresden als Hauptstadt; Bayern mit der Residenz München; Württemberg mit der Hauptstadt Stuttgart; Preußen mit der Residenzstadt Berlin. 14. Österreich wird von Ungarn getrennt. 15. Böhmen wird unabhängig. 16. Die deutschen Kolonien werden zwischen Frankreich,

unterdrückten Völker: Elsässer, Lothringer, Dänen, Serb, Polen, Tschechen, Italiener, Rumänen, Wallonen. voreiliger Friede sei ungenügend und ein Verbrechen der Nation. Die Lösung für alle, für Mittkämpfer und Nichtkämpfer, müsse deshalb sein: Aushalten bis zum Ende. Mit Ausnahme der beiden letzten Sätze, mit denen nur der Darlegung derartig menschenfreundlicher Pläne sei, Deutsche einverstanden sein wird, braucht man sich wohl kaum zu den Vorschlägen zu äußern. Es sei denn ein kleiner Hinweis, daß das Nationalitätsprinzip etwas einseitig ist. Weder Persien noch Ägypten, Indien, Marokko, Gibraltar und — Irland durften das Nationalitätsprinzip geltend machen, ohne daß es mit Strömen von Bl



Carte dressée par M^{re} MAGDA, Professeur aux Ecoles de la Ville de Paris,

Editeur : F. PIGEON, Libraire, 57, rue Richelieu, Paris. — Propriété exclusive

Das künftige Europa nach französischer Vorstellung.

England und Belgien geteilt. Vor allem erhält Frankreich das Kongogebiet wieder, das es unter dem Namen „Entenschnabel“ im Jahre 1911 an Deutschland abgetreten hat und wodurch Kamerun vergrößert wurde.

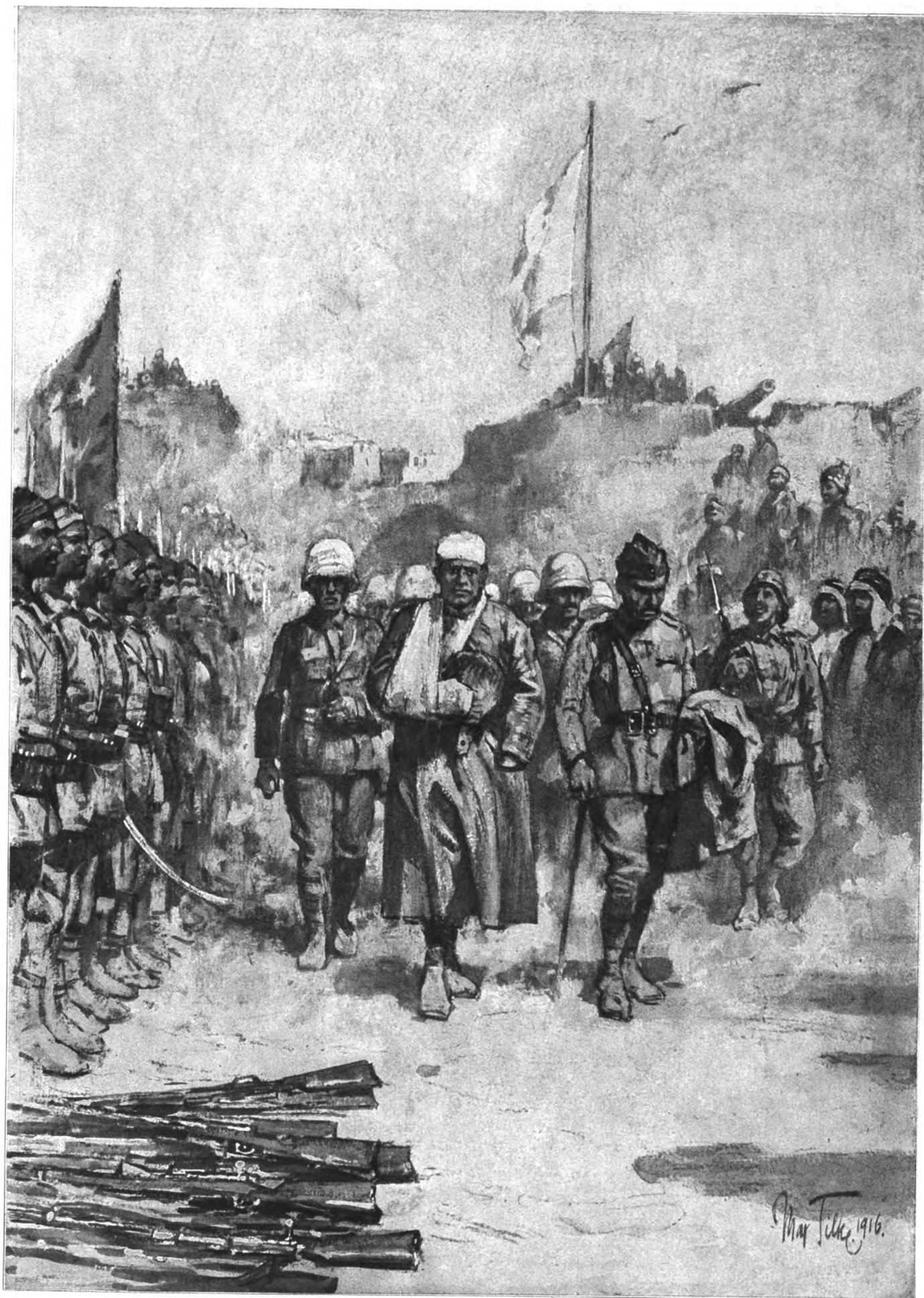
So weit die geographischen Vorschläge unserer Feinde! Doch damit ist es immer noch nicht genug. Deutschland und Österreich-Ungarn sollen gezwungen werden, ihren Feinden eine Kriegsschädigung von mindestens hundert Milliarden Franken zu bezahlen!

Eine Schlußbetrachtung spricht sich darüber aus, daß der durch den Sieger (!) diktierte Friede die beiden germanischen Mächte durch den Verlust der Provinzen, deren sie sich während mehrerer Jahrhunderte bemächtigt haben, matt setzen müsse. Fünfzig Millionen Menschen erhielten somit ihre Freiheit durch das Nationalitätsprinzip, nämlich die

möglichst gründlich und für längere Zeit weggeraschelt wurde. Hat man diese Armen ganz vergessen?

Der neue italienische Stahlhelm.

Wie „Popolo d'Italia“ meldet, hat die Oberste italienische Heereskommission die Einführung des Stahlhelms nach französischem Muster für alle Truppen an der Front anbefohlen. Auch die charakteristischen hahnenfedergeschmückten Hüte der Bersaglieri und die Kalpake der Kavallerie werden während der ganzen Kriegsdauer geopfert. Der Helm ist aus dünnem leichtem Stahlblech von einfacher glatter Form ohne jede Verzierung und soll die Soldaten in den Schützengräben vor den Kugeln der Schrapnelle und den Geschößstücken aller Art schützen.



Abführung der englischen Besatzung von Kut-el-Amara durch die Türken nach der Übergabe des Generals Townshend.
Nach einer Originalzeichnung von Max Tille.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Wie groß der Erfolg war, den die Türken mit der Einnahme Kut-el-Amara (siehe Seite 403) errungen hatten, konnten sie unter anderem daraus ersehen, daß der Vierverband zur Abchwächung des Eindrucks unmittelbar nach dem Ereignis viel von inneren Schwierigkeiten zu berichten wußte, mit denen die Türkei zu kämpfen hätte, vor allem gegenüber den Armeniern. Eine deutsche Anfrage gab dem türkischen Minister des Innern erwünschte Gelegenheit, die einschlägigen Verhältnisse darzustellen. Während die Beziehungen der Türkei zu Griechenland vorzüglich seien, müsse hinsichtlich der Armenier zugegeben werden, daß sie den Krieg zum Anlaß genommen hätten, der türkischen Regierung ernstliche Schwierigkeiten zu bereiten. Während sich die osmanischen Armenier zunächst abwartend verhielten, hätten sich die kaukasischen sofort den Russen angeschlossen. Für die Türkei sei es selbstverständlich eine Lebensfrage gewesen, des Aufstandes Herr zu werden durch Abführung der Widerspenstigen nach Mesopotamien. Dabei hätten die Kurden, die erbittertsten Feinde der Armenier, versucht, diese zu überfallen; sie seien aber von den bewaffneten Begleitern der Armenier kräftig abgewehrt und ihre Führer hingerichtet worden. Wo sich bei der Abschiebung der Armenier türkische Beamte in einzelnen Fällen Ausschreitungen zuschulden kommen ließen, seien sie seitens der Regierung bestraft worden. — Auch über das Verhältnis der Türkei zu den Arabern sprach sich der Minister aus. Diese hätten sich durchaus als treue Untertanen und Mitkämpfer bewährt, wenn auch einige wenige Ausnahmen vorgekommen seien, wie der Verrat des von England erkaufte Scheichs von Basra, unter dem die „Emden“-Mannschaft zu leiden hatte.

Nach diesen Darlegungen der türkischen Regierung entbehrten also die Ausstreunungen und Vorauslagen des Vierverbandes auch diesmal ebenso sehr der Begründung wie zu Beginn des Krieges die Behauptung von Unzuverlässigkeit einzelner Bestandteile der Donaumonarchie. Hier wie dort stand vielmehr hoch über allen Sonderbestrebungen der Wille zum Siege.

Neben solchen Versuchen, die öffentliche Meinung in England von dem Fall von Kut-el-Amara abzulenken, stand das Bestreben, die Bedeutung des Ereignisses herabzudrücken. Hiermit fand man aber nicht einmal in England Glauben, weil es allzu gut bekannt war, mit wie großen Erwartungen das Unternehmen, ein wichtiges Glied in der großen Reihe englischer Maßnahmen gegen die Türkei, begonnen worden und in wie großem Maßstab es angelegt gewesen war. Wie sehr sich die englische Seeresleitung angestrengt hatte, um die Übergabe Kut-el-Amara (siehe die farbige Kunstbeilage) möglichst hinauszuzögern, ging zudem aus der Antwort des Unterstaatssekretärs Tennant

auf eine Anfrage im englischen Unterhause hervor, wonach englische Flugzeuge allein in der Zeit vom 11. bis zum 29. April 18 850 Pfund Lebensmittel, ferner medizinische Vorräte und Briefbeutel über Kut-el-Amara abgeworfen hatten.

Nach der Einnahme des Plazes, die äußerlich ihren Abschluß mit der Verbringung des Generals Townshend und seiner ihn begleitenden Töchter nach Konstantinopel ihren Abschluß fand, trat im Irak im großen und ganzen Ruhe ein; nur Artilleriegefechte wurden an einzelnen Tagen gemeldet. Die Türken benutzten die Kampfpause zur Wiederherstellung ihrer teilweise durch das Hochwasser des Tigris (siehe auch das Bild Seite 456/457) zerstörten Stellungen.

Am Suezkanal (siehe Bild Seite 455) kämpften die Engländer nach der Niederlage bei Katia (Seite 404), die namentlich ihrer Yeomanrybrigade (freiwillige Kavallerie) große Verluste eingetragen hatte, auch weiterhin unglücklich. Schon am 9. Mai konnten die Türken neue erfolgreiche Gefechte bei Katia und bei Dirvar, 15 Kilometer

östlich des Suezkanals, melden, die ihnen abermals reiche Beute brachten. Von demselben Tage wurde aus Kairo ein Bombenangriff türkischer Flieger auf Port Said gemeldet, dessen Erfolg der englische Bericht möglichst abzuschwächen suchte. Unverkennbar aber wurde die ägyptische Bevölkerung gerade durch die türkischen Leistungen mit den neuzeitlichen Waffen der Flugzeuge wie auch der Panzerautomobile in ihrer Hoffnung bestärkt, daß die Tage der englischen Herrschaft gezählt seien. Den türkischen Maßnahmen leisteten sie deshalb, soviel sie nur irgend konnten, bereitwilligst Vorschub.

Die Engländer anderseits hatten mit den größten Schwierigkeiten in ihren eigenen Reihen zu kämpfen. Die Mehrzahl der Truppen bestand aus Indern, unter dem Befehl australischer Offiziere, und tat nur widerwillig Dienst; ja es war in der Berichtszeit zu neuen blutigen Meutereien gekommen, die nur mit Mühe unterdrückt werden konnten.

Am 6. Mai wurde aus Konstantinopel gemeldet, daß den Engländern ein neuer Feind erwachsen war. Ali Dinar, der Imam von Darfur, trat in den Heiligen Krieg ein und marschierte mit seinen Truppen sowie 8000 Kamelen, die englischen Streitkräfte vor sich hertreibend, gegen den nördlichen Sudan, um sich mit den Senussi, deren die Engländer sich nur mit großer Mühe zu erwehren vermochten, zu verbinden. Letztere wollten diesen neuen Gegner zwar geschlagen haben, konnten aber nicht in Abrede stellen, daß Ali Dinar mit seiner stattlichen Streitmacht weiter nach Norden vorrückte und die englischen Truppen zum Rückzug nach dem Nil zwang. Am 17. Mai wurde bekannt, daß die Engländer zu Schiff Verstärkungen nach Port Sudan



General Bronsart v. Schellendorf, Chef des Generalstabs des türkischen Heeres.

geschafft hatten, die aber ebenfalls unglücklich kämpften, so daß der Imam einige wichtige Ortschaften besetzen konnte, die ihm eine günstige Stellung boten.

Nach einer Meldung vom 9. Mai waren die Engländer auch an der Front von Aden mehrfach geschlagen worden. Am 10. April hatte eine aus Reiterei und Infanterie zusammengesetzte englische Truppe die Türken nördlich Scheich-Osmani durch eine Flankenbewegung zu überraschen versucht, mußte sich aber unter Verlusten zurückziehen. Wenige Tage später, am 16. April, gingen die Türken ihrerseits zum Angriff über, den sie überraschend gegen Amad, nordöstlich Scheich-Osmani ansetzten. Nach zweistündigem hartnäckigen Widerstand mußten die Engländer den Ort aufgeben und nach Süden zurückgehen, obwohl sie mit schwerer Artillerie reichlich versehen waren und obendrein von den Geschützen eines östlich Amad haltenden Kreuzers unterstützt wurden.

Zu kleineren Ereignissen kam es auch immer wieder an den Küsten Kleinasien und an den Dardanellen. So schossen Anfang Mai ein englisches Torpedoboot und zwei Wachtschiffe gegen hundert Granaten auf die Umgebung von Mekri bei Smyrna ab, ohne indessen eine größere Wirkung erzielen zu können. In der Nacht zum 13. Mai überflog ein türkisches Flugzeug die Insel Imbros und warf mit gutem Erfolge auf zwei große in der Bucht von Reptelos vor Anker liegende englische Schiffe Bomben ab; ihrem Abwehrfeuer vermochte es sich glücklich zu entziehen. Ein feindlicher Monitor, der um dieselbe Zeit in einen Hafen an der Nordwestküste der Insel Keusten einlaufen wollte, geriet in das Feuer der türkischen Artillerie. Es entstand auf dem angegriffenen Fahrzeug eine mehrstündige Feuersbrunst, in deren Verlauf einigemal heftige Explosionen anzeigten, daß eine der Munitionskammern von dem Feuer ergriffen worden war. Ein unterdes auftretendes englisches Flugzeug tötete zwar durch Bombenwürfe auf das Gestade von Durla einige Leute, konnte aber natürlich das Verhängnis von dem brennenden Monitor nicht abwenden.

Auch im Kampf gegen die Russen im Kaukasus wie in Persien (siehe die Bilder Seite 458 und 459) waren die Türken glücklich. An der Kaukasusfront vermochten jene trotz starker unter dem Befehl des Generals Baratoff stehender Kräfte nicht zu verhindern, daß die türkischen Truppen auch im Mai weiter vordrangen und dem Gegner starke Verluste beibrachten. So bei Kirvaq, etwa 40 Kilometer nordwestlich Mouche, wo die Türken den Feind überraschend schlugen. Dieser richtete sich in Erkenntnis der schwierigen Lage mehr und mehr zum Stellungskriege ein und verlegte sich besonders in der Küstengegend auf die Verstärkung seiner Befestigungen.

Im Abschnitt des häufig genannten Kopeberges entspann sich am 3. Mai vormittags ein schweres Gefecht; als am Abend noch keine Entscheidung gefallen war, gingen die

Türken zum Bajonettangriff über, schlugen die Russen auf einer Breite von nahezu 15 Kilometern zurück, machten an Gefangenen und Material beträchtliche Beute und blieben trotz starker Schneestürme in Fühlung mit dem weichenden Feinde. — In der Nacht zum 9. Mai erfolgte ein überraschender Angriff auf das russische Lager bei Baschtdö, 15 Kilometer südöstlich Mahamatum, südlich Tusla Dere. Nach kurzem Kampf war das gesamte russische Lager zerstört und seine Besatzung bis auf wenige Leute, die fliehen konnten oder sich gefangennehmen ließen, niedergemacht.

Im südlichen Abschnitt des Tschorok hatten die Russen ebenfalls fluchtartig zurückgehen müssen. Erst am 11. Mai kamen sie wieder zum Stehen und versuchten sogar einen Gegenangriff, der ihnen jedoch nur abermalige Verluste brachte. Selbst englische Berichterstatter gaben zu, daß weder auf dem rechten russischen Flügel noch im Zentrum von irgendwelchen Fortschritten mehr die Rede sein könne und daß die gegen Diarbek gerichteten Vorstoßversuche der Russen, die von ihnen als Siege hingestellt wurden, auf bedeutende türkische Verstärkungen getroffen seien, unter denen auch Flugmaschinen, Kraftwagen und schwere Artillerie nicht fehlten.

Am späten Abend des 15. Mai griffen die Russen in Stärke eines Regiments zwischen Agnot und Hens an. Nachdem der Kampf um Mitternacht ohne Entscheidung abgebrochen worden war, stürmten die Russen am nächsten Morgen nach dem Eintreffen von Verstärkungen von neuem, mußten aber gegen Mittag unter schwersten blutigen Verlusten und unter Zurücklassung von Gefangenen, Waffen und Munition das Feld räumen.

* * *

Im Kampf mit England stand die erfolgreiche Tätigkeit der deutschen U-Boote auch weiterhin im Vordergrund. Bis in wie entlegene Gebiete sie sich dabei vorwagten, zeigte eine Tat, die sich schon am 22. März ereignet hatte, aber erst Mitte Mai bekannt wurde. An dem genannten Tage war ein deutsches Unterseeboot 160 Meilen westlich der Hebriden auf die norwegische Bark „Pestalozzi“ getroffen, hatte sie angehalten und durchsucht. Dabei stellte sich heraus, daß das von Malmö nach Santa Fé bestimmte Schiff eine englische Präsenmannschaft an Bord hatte, von der es gerade nach einem englischen Hafen gebracht werden sollte. Die Präsenmannschaft trug zwar keine Uniform, war aber natürlich bewaffnet. Die Leute mußten ihre Waffen abgeben, ihr Führer wurde gefangen genommen und das Präsenkommando für aufgehoben erklärt, worauf die „Pestalozzi“ ihre Reise ungehindert fortsetzen konnte.

Während es den Engländern gelang, diese schöne Tat eines deutschen U-Bootes lange Zeit geheimzuhalten, mußten sie einen Mißerfolg an der flandrischen Küste, den die Deutschen am 7. Mai gemeldet hatten, schon Tags darauf



Türkisches Infanterieregiment in Paradeaufstellung.

1916, Leipziger Presse-Bureau

ziemlich offen zugeben. Hiernach waren zwei englische Seesflugzeuge in einem kurzen Gefecht abgeschossen worden, wobei mindestens einer der Flieger den Tod fand. Ein ähnliches Gefecht fand am 8. Mai statt zwischen zwei deutschen Torpedobooten, die sich auf einer Erkundungsfahrt nördlich Ostende befanden, und fünf englischen Hochseetorpedobooten. Eines von diesen erlitt hierbei schweren Schaden.

Wegen des deutschen Angriffs vom 25. April auf Lowestoft und Great Yarmouth an der englischen Ostküste (siehe Seite 419) konnte die Öffentlichkeit in England noch längere Zeit nicht zur Ruhe kommen. Zur Beschwichtigung der Gemüter richtete schließlich der englische Marineminister Balfour an die Bürgermeister der beiden Städte einen offenen Brief, in dem er ausführte, daß nunmehr die englischen Seestreitkräfte an der Ostküste in einer Weise verteilt seien, die den Deutschen die Wiederholung des Angriffs nicht ratsam erscheinen lassen werde. Die Wirkung des Briefes war aber insofern nicht die erwünschte, als nunmehr noch nachträglich gegen die Regierung der Vorwurf erhoben wurde, daß sie derartige Einrichtungen eben weit früher hätte treffen müssen.

Der Tätigkeit der deutschen und der österreichisch-ungarischen U-Boote sowie den weit und breit ausgelegten Minen waren in dem einzigen Monat April wenigstens 96 feindliche Handelsschiffe von zusammen rund 225 000 Tonnen zum Opfer gefallen, eine Einbuße an Schiffsraum, die dem aus der Wegnahme der deutschen Schiffe in Portugal erhofften Gewinn nicht allzuviel nachgab. Mit der Nugbarmachung dieses Gewinns schien es indessen noch gute Wege zu haben, obwohl die Portugiesen Mitte Mai behaupteten, daß sie in der nächsten Zeit sechs deutsche Dampfer flottzumachen hofften. — Einen weiteren sprechenden Beweis für den Umfang der U-Boot-Erfolge lieferte die Aufstellung einer großen Liverpooler Schiffsahrtsgesellschaft, wonach sie im April 1916 Verluste im Werte von über 118 Millionen Mark erlitt, während die entsprechenden Ziffern für April 1915 und 1914 nur 42 beziehungsweise 6½ Millionen Mark betragen hatten.

Als am 16. Mai wieder einmal englische Seestreitkräfte vor der flandrischen Küste erschienen, liefen deutsche Torpedoboot und Bewachungsfahrzeuge zur Abwehr aus und gerieten aus großer Entfernung in ein kurzes Artilleriegefecht mit dem Feinde (siehe Bild Seite 461). Auch deutsche Flugzeuge griffen in den Kampf ein und brachten einem der englischen Zerstörer einen Treffer bei. — In der Nacht vom 19. zum 20. Mai waren die Deutschen die Angreifer. Marineflugzeuge stießen von der flandrischen Küste aus gegen die Hafens- und Befestigungsanlagen von Dover, Deal, Ramsgate, Broadstairs, Margate vor und belegten sie ausgiebig mit Bomben, die an zahlreichen Stellen gute Brand- und Sprengwirkungen erzielten. Das Geschwader konnte trotz heftiger Beschießung durch die englischen Landbatterien und Bewachungsfahrzeuge unverfehrt wieder heimkehren.

In der zweiten Maihälfte fanden auch im westlichen Teil der Ostsee, in der Nähe der schwedischen und dänischen Küstengebiete, Kämpfe statt. So wurden drei kleinere deutsche Kohlendampfer versenkt; doch konnte nur für eines von ihnen, die „Trave“, die Ursache des Untergangs mit Sicherheit festgestellt werden. Das Schiff wurde am Abend des 18. Mai auf der Höhe von Rullen an der schwedischen Küste von einem englischen U-Boot beschossen und zum Sinken gebracht. Doch war auch dieser Erfolg gleich manchem früheren nur durch einen Flaggenbetrug möglich geworden. Und auch darin glich das Vorgehen der Engländer ihren sonstigen Kriegsgewohnheiten, daß die Beschießung selbst dann noch fortgesetzt wurde, als die kleine Besatzung des sinkenden deutschen Dampfers schon die Rettungsboote niedergelassen hatte.



Djemal Pascha und General Trommer im Wüstenlager am Suezkanal.

Phot. M. Greda, Berlin.

Ein anderer Fall von englischem Flaggenmißbrauch veranlaßte die deutsche Regierung zu einer längeren Auslassung, in der die Meldung des holländischen Dampfers „Soertarta“ richtiggestellt wurde, daß er auf der Fahrt zwischen Irland und den Shetlandsinseln Augenzeuge der Vernichtung eines deutschen U-Bootes durch einen englischen Fischdampfer gewesen sei. Nach der deutschen Erklärung wurde „Soertarta“ am Abend des 15. April westlich Irland von einem deutschen U-Boot durch Flaggsignal angehalten. In seiner Nähe befand sich ein Dampfer unter schwedischer Flagge, der das auch ihm gegebene Zeichen zum Halten nicht befolgte und in dem Augenblick, wo er durch einen Schuß vor den Bug zum Stoppen gebracht werden sollte, selbst Schnellfeuer eröffnete. Das U-Boot, das sofort tauchte, erhielt nur einen Streifschuß, der seine Gefechtsfähigkeit nicht beeinträchtigte. Noch nach dem Tauchen waren von dem U-Boot aus starke Explosionen vernehmbar, vermutlich von zwei ihm zugeordneten Bomben des unter schwedischer Flagge segelnden Engländers. — Kurz darauf erging es demselben deutschen Fahrzeug am Westeingang des Kanals ganz ähnlich. Ein 3000-Tonnen-Dampfer ohne Flagge und Abzeichen, der durch Warnungsschüsse zum Halten gebracht wurde, gab sich den Anschein, als wolle er seine Rettungsboote flottmachen, hißte dann aber plötzlich die englische Handelsflagge und eröffnete aus 4000 Meter Entfernung Feuer gegen das U-Boot. Doch wurde auch diesmal mit dem Verrat nichts erreicht.

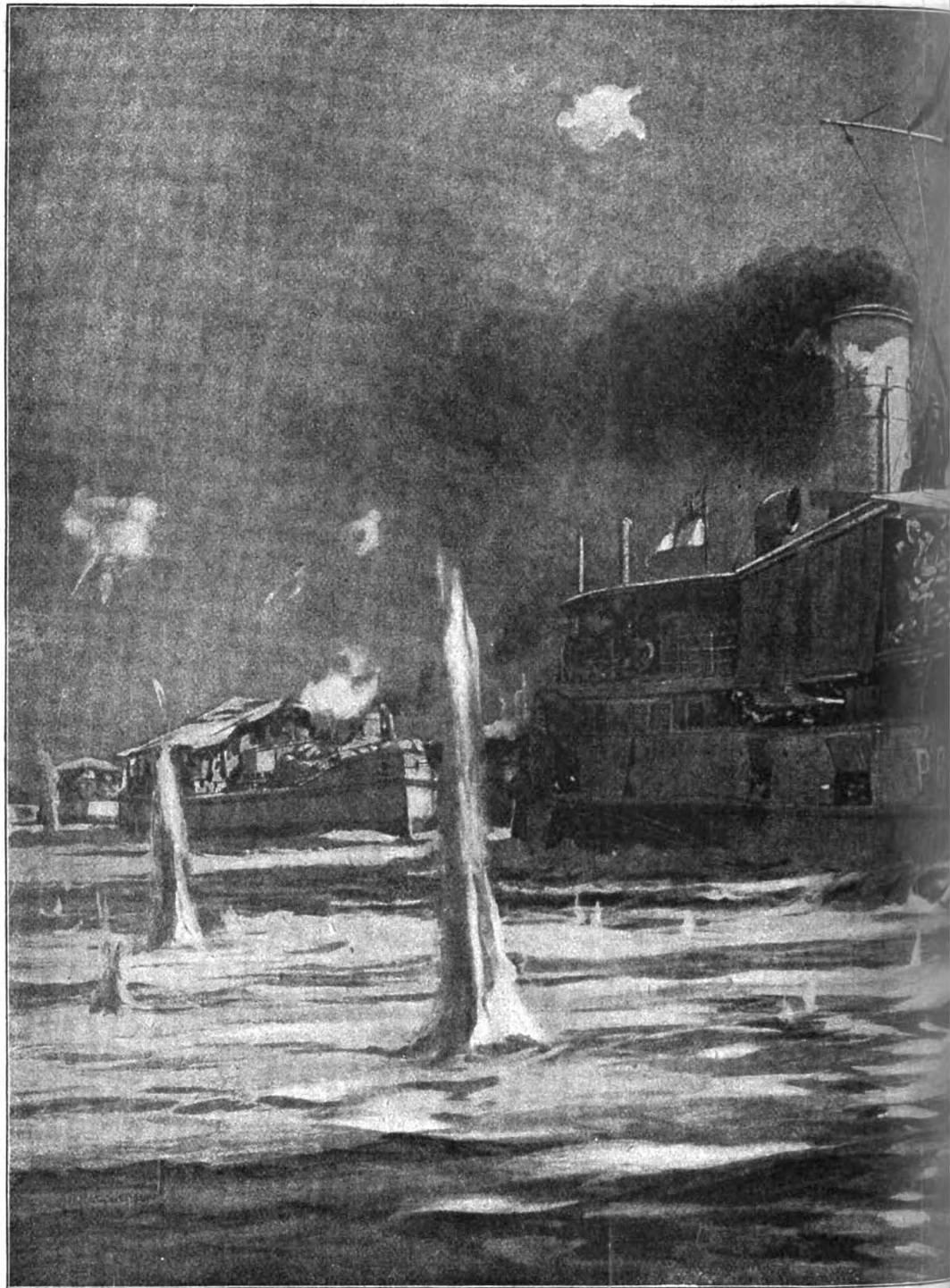
Die innerenglischen Schwierigkeiten nahmen inzwischen ihren Fortgang. Vor allem die irische Frage war immer noch so besorgniserregend, daß der englische Ministerpräsident Asquith selbst nach Irland reiste, um sich an Ort und Stelle ein Urteil zu bilden. General Maxwell hatte bis dahin schon 14 Todesurteile unter schärfstem Widerspruch aus dem eigenen Lager vollziehen lassen; außerdem waren zahlreiche Verurteilungen zu schweren Freiheitsstrafen, teilweise sogar über Frauen, verhängt worden. — In den Dubliner Straßentämpfen waren Hunderte von Männern und Frauen aus der Bevölkerung ums Leben gekommen. —

Auf dem Festlande entwickelte sich die englische Frühjahrsoffensive weiter, über die wir schon auf Seite 384 und 421 kurz berichteten. Bei dem Umfang, den diese Kämpfe annahmen, und bei der Erbitterung, mit der sie geführt wurden, wird unseren Lesern ein zusammenfassender kurzer Rückblick willkommen sein. Aus aufgefundenen Befehlen der Gegner wußte die deutsche Heeresleitung, daß Engländer wie Franzosen eine Frühjahrsoffensive in größerem Stil für den März und April 1916 planten. Der Angriff der Franzosen sollte aus dem Raume von Verdun, das den Gipfeler der starken französischen Ostfront darstellt, hervorbrechen und zwischen Metz und Straßburg auf deutsches Gebiet getragen werden. Der Angriff der Engländer konnte sich nur aus denjenigen Punkten ihrer Front hervorwagen, wo sie schon seit Jahresfrist versucht hatten, durchzubrechen, nämlich nördlich Arras und südlich Ypern. Es hatte den Anschein, als wenn die Engländer den Erfolg der Franzosen zunächst abwarten wollten; wenigstens zögerten sie mit ihren Vorbereitungen und waren noch lange nicht fertig, als der deutsche Angriff bei Verdun den Absichten der Gegner für den Frühjahrskampf im Westen

zuvoorkam. Das war am 21. Februar 1916, als das Feuer der schweren deutschen Artillerie auf dem rechten Ufer der Maas von Norden her gegen Verdun überraschend eröffnet wurde.

Die französische Politik ließ kein Mittel unversucht, das englische Kriegsamt zum sofortigen Vorstoß zu bewegen. Die Engländer aber zogen zunächst vor, eine erhöhte Tätigkeit im Minenkrieg zu zeigen. Sie suchten sich als Angriffsfeld die deutsche Stellung bei St. Eloi aus. Im mühsamen Minenverfahren gruben sie mehrere Stollen und Gänge bis unter die vorderste Schützengrabenslinie des Gegners und verbanden die Enden dieser Stollen untereinander durch einen Querstollen. Als die Erdarbeit beendet war, füllten sie die Stollen mit einer ungeheuren Sprengladung und entzündeten sie am 27. März kurz nach fünf Uhr morgens. Die Sprengung hatte eine furchtbare Wirkung. In einer Breite von 350 und in einer Tiefe von 200 Metern taten sich fünf gewaltige Trichter auf (siehe Kartenskizze Seite 460 unten links). Gleich nach der Sprengung setzte englisches Trommelfeuer ein, und dann stieß eine auserwählte Division des Gegners zum Angriff vor. Vier Trichter besetzten die Feinde und einen Teil der deutschen Gräben dazu. Aber noch im Verlauf desselben Tages griffen Holsteiner und Schlesier den Feind in den neuen Stellungen an und entriß ihm einen der Trichter (siehe Bild Seite 460). Zwei Tage später waren die verlorenen Schützengräben wieder in deutscher Hand. Eine volle Woche wütete der Handgranatenkampf, aber erst am 6. April gelang es einem deutschen Reservekorps am frühen Morgen, im Raume von St. Eloi drei der Trichter an sich zu reißen und die Gegner in die Flucht zu treiben. Nur der fünfte Trichter verblieb dem Feinde. Jetzt stellte sich heraus, daß die Engländer sich dem blutigen Kampf ferngehalten und die Kanadier ins vorderste Treffen geschickt hatten. Noch während des ganzen April wechselte Artilleriekampf mit Handgranatenkampf bei St. Eloi ab. Doch blieb die ganze Stellung fest in deutscher Hand, eine Entlastung der Franzosen bei Verdun wurde nicht bewirkt.

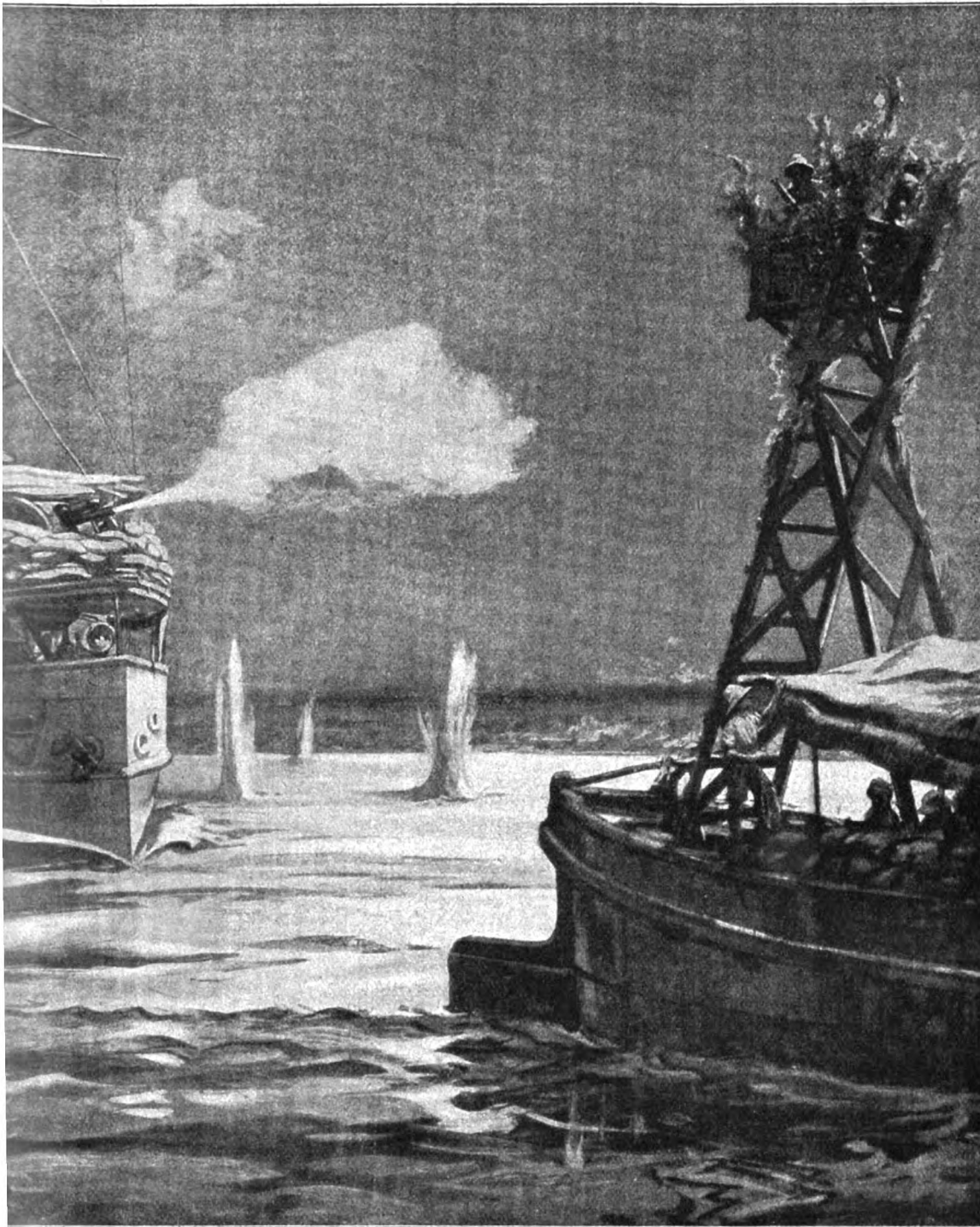
Ein anderer Angriffspunkt der englischen Entlastungs-offensive lag südlich Armentières, doch spielten sich hier meist nur Patrouillenkämpfe ab. Wichtiger war der dritte Angriffsraum, der bei Hulluch lag. Dort befindet sich das sogenannte Hohenzollernwerk, das einen Stützpunkt der deutschen Grabenfront darstellt. Aber den englischen Erkundungen, die den beabsichtigten Angriff voraus sagten, folgte im Mai die deutsche Offensive (siehe Kartenskizze Seite 460 unten rechts). Brave bayerische Bataillone aus der Pfalz, die gefährlichsten Gegner der Engländer, führten wieder einen ihrer furchtbaren Stürme durch, bei dem mehrere Linien des Gegners überrannt wurden. Erhebliche blutige Verluste hatte der Feind. Am 15. Mai versuchte er Gegenangriffe gegen die verlorene Stellung, die aber im



deutschen Artilleriefeuer oder im Nahkampf zusammenbrachen. Noch wiederholt versuchte der Gegner durch Minenangriffe, den Nachteil auszugleichen. Es ist ihm nicht gelungen.

Wieder eine andere Stelle der englischen Angriffe lag etwas südlicher bei Givenchy, gegenüber der Lorettöhöhe. Auch hier gingen sie zunächst mit Minensprengungen vor, und die Deutschen antworteten mit demselben Kampfmittel, schlossen aber erfolgreiche Kämpfe um Gräben und Trichter daran an. Ununterbrochen waren in diesem Kampfraum die Maitage unruhig, das Ringen unter und über der Erde riß niemals ab. Wenn die Engländer auch nicht anzugreifen wagten, so suchten sie den Gegner doch ausgiebig durch Handgranatenvorstöße zu beschäftigen und durch schweres Artilleriefeuer an den Raum Lens—Givenchy—Wimzy zu fesseln. Am 21. Mai überrannten die Deutschen den Feind durch einen kräftigen Vorstoß südwestlich Givenchy mit dem Erfolge, daß sie die englische Stellung in 2 Kilometer Breite an sich rissen und dabei 8 Offiziere, 220 Mann sowie mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer erbeuteten. Die Hauptsache aber war, daß der Feind wieder „ganz außerordentliche blutige Verluste“ erlitt. So hebt der Bericht des Großen Hauptquartiers ausdrücklich hervor, woraus man

Beton-
säulen
Dampf-
von ein-
nach



mit Sand-
e englische
f dem Tigris
Landtruppen
sen.
en Darstellung.

den Eindruck gewann, daß an der ganzen westlichen Front diese Kämpfe die erbittertesten waren und daß sich in der Kampfweise der deutschen Truppen der ganze Grimm über den niederträchtigen englischen Aushungerungsplan offenbarte.

Schon am nächsten Tage, dem 22. Mai, war die Absicht der Engländer zu erkennen, einen Gegenangriff ins Werk zu setzen. Die Ausführung wurde durch Sperrfeuer verhindert. Auch am 23. Mai gingen starke englische Kräfte gegen die neuen Stellungen südwestlich Givenchy vor. Es gelang aber nur schwachen Abteilungen, in die deutschen Gräben einzudringen, wo sie im Nahkampf getötet wurden. Wieder hatten die Feinde sehr große Verluste erlitten.

Eine Nebenhandlung des Feindes spielte sich bei Roclin-court nördlich Arras und südlich Neuville ab. Der dortige kleinere englische Vorstoß vom 22. Mai suchte das deutsche Kampfgebiet bei Givenchy in der linken Flanke zu fassen. Es gelang dem Feinde aber nicht; sein Vorstoß brach im gegnerischen Feuer zusammen. Auch seine am 23. Mai erneut unternommenen Versuche, bei Hulluch und Blainsville vorzustoßen und die deutsche Kampfhandlung bei Givenchy zu beeinflussen, blieben erfolglos.

Begleitet und unterstützt wurden die Kämpfe zu Lande durch zahlreiche Fliegerunternehmungen (siehe Bild Seite 462) auf der ganzen Front, vorzugsweise aber an der flandrischen Küste, wo mehrfach feindliche Flugzeuge unfreiwillig aufs Meer niedergehen mußten und ihren Untergang fanden.

Was die Engländer bis zum letzten Drittel des Mai zur Entlastung der um die Entscheidung bei Verdun ringenden französischen Armee erreicht hatten, war gleich Null oder richtiger weniger als Null, denn die Briten verloren einen Teil ihrer bisher gehaltenen Stellungen und erlitten schwere Verluste, so daß ihre Unternehmungslust gedämpft wurde. Die Mauer, die die deutschen Streitkräfte der englischen Front von der Nordsee bis Soissons entgegenstellten, hatte sich als äußerst widerstandsfähig erwiesen und zugleich als von jener Kraft beseelt, die den Verteidiger treibt, im gegebenen Augenblick zum Angriff überzugehen.

* * *

So sah sich also Frankreich in seinem schweren Ringen um Verdun noch ebenso wie im Anfang fast gänzlich auf sich allein angewiesen. Ununterbrochen tobten die Kämpfe auch in der Berichtszeit. Am 16. Mai steigerte sich besonders die Artillerietätigkeit auf beiden Maassufern zu äußerster Heftigkeit. Die Franzosen nahmen ihre Angriffe gegen die von den Deutschen gewonnene Höhe 304 wieder auf, kamen aber nicht einmal mehr durch das deutsche Sperrfeuer. Drei erneute Angriffe, die sie am Morgen des 18. Mai gegen dieselbe Stelle ansetzten, wurden völlig abgeschlagen und dem weichen den Feind bei der Übersichtlichkeit des Geländes während seines Rückzugs über Esnes äußerst

schwere blutige Verluste zugefügt. Diese drei Vorstöße waren mit einer ganz frischen, aus weißen und farbigen Franzosen zusammengesetzten afrikanischen Division (siehe Bild Seite 463) unternommen worden, und man hatte offenbar gehofft, der europäische Bestandteil dieser Truppe werde auf die Kampftüchtigkeit der aus der Ferne herangeführten Kameraden den günstigsten Einfluß üben. Doch auch dieser Versuch war, wie gesagt, fehlgeschlagen. — Die Deutschen dagegen vermochten die französischen Gräben beiderseits der Straße Haucourt—Esnes bis zur Südspitze des Camardwaldes zu nehmen (siehe Bild Seite 465). Noch ein viertes Mal stießen die Franzosen am 18. gegen die Höhe 304 vor; doch abermals brach ihr Angriff verlustreich zusammen. — Am 19. Mai erneuerten die Franzosen in großen Massen und mit äußerster Erbitterung ihre Gegenstöße, erzielten aber kein besseres Ergebnis als Tags zuvor.

Am 20. und 21. Mai konnten die Deutschen auf den Süd- und Südwestabhängen des Toten Manns nach geschickter Artillerievorbereitung ihre Stellungen in einem umfassenden Angriff beträchtlich vorschieben, große Beute an Gefangenen und Material machen und das Errungene auch gegen feindliche Rückeroberungsversuche behaupten.

Auf den östlichen Ausläufern der Höhe 304 gingen die deutschen Truppen am 21. gleichfalls mit bestem Erfolge vor. Dabei waren auf französischer Seite namentlich die blutigen Verluste ungewöhnlich groß. Alle mühseligen Gegenunternehmungen des Feindes führten zu nichts weiterem, als zu seiner Festsetzung in den Steinbrüchen von Haudromont.

Durch die Kämpfe der dritten Maiwoche war den Franzosen ihre Tote-Mann-Stellung tatsächlich schon so gut wie entwunden, so daß sie ihren Besitz nicht einmal mehr selbst in ihren Berichten vortäuschen konnten, was sie bis dahin immer noch versucht hatten, sei es auch durch Herausgabe gefälschter Karten. Wie wertvoll ihnen die Stellung erschienen war, ging beispielsweise auch daraus hervor, daß sie dort sogar eine ganze Anzahl Geschütze zu ständiger Verteidigung eingebaut hatten. Nun besaßen die Deutschen mit der Höhe 285,9 den letzten wichtigen Punkt vor Châtancourt und eine lückenlose Verbindung zwischen dem Toten Mann und Höhe 304 als Basis ihres weiteren Vorgehens.

Wie an der ganzen Westfront so ergab sich auch im Abschnitt von Verdun für die deutschen Luftstreitkräfte vielfach

die Möglichkeit zu wirksamem Eingreifen. Unter anderem holte am 21. Mai der erfolgreichste deutsche Fliegeroffizier, Oberleutnant Böcke, bei Avocourt und am Toten Mann das siebzehnte und achtzehnte Flugzeug nieder, was ihm die Beförderung zum Hauptmann eintrug.

Traurig sah es auch in Verdun selbst aus (siehe Bild Seite 464). Die Stadt sei, wie die „Times“ berichteten, verödet, denn niemand habe wagen können, dort zu bleiben, weil die Deutschen ohne Unterlaß einen Hagel von Bomben niedersausen ließen. Etwa 450 sei der tägliche Durchschnitt gewesen, doch habe man auch Tage mit fast 1000 Bomben gezählt. Die höchsten Gebäude seien wie Kartenhäuser zusammengestürzt, so daß das Generalkommando sich schließlich in einen Felsen habe eingraben müssen.

Gelegentlich kam es auch an anderen Stellen der französischen Front zu ernsteren Unternehmungen. So versuchten die Franzosen am 17. Mai südwestlich des Reichsackerhofes einen Vorstoß, der aber vollkommen scheiterte, und am 19. drangen ebendort deutsche Streiftruppen nach umfangreichen Sprengungen bis in die zweite feindliche Linie vor.

(Fortsetzung folgt.)



Der Stab der vierten kaukasischen Jägerdivision auf dem Gipfel der Hochfläche von Kargabazar. Rechts neben der Wagenspur die beiden Empfangsmasten für drahtlose Telegraphie. — Nach einer französischen Darstellung.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Fürsorge für die Kriegsverletzten.

Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann, Berlin.

(Fortsetzung.)

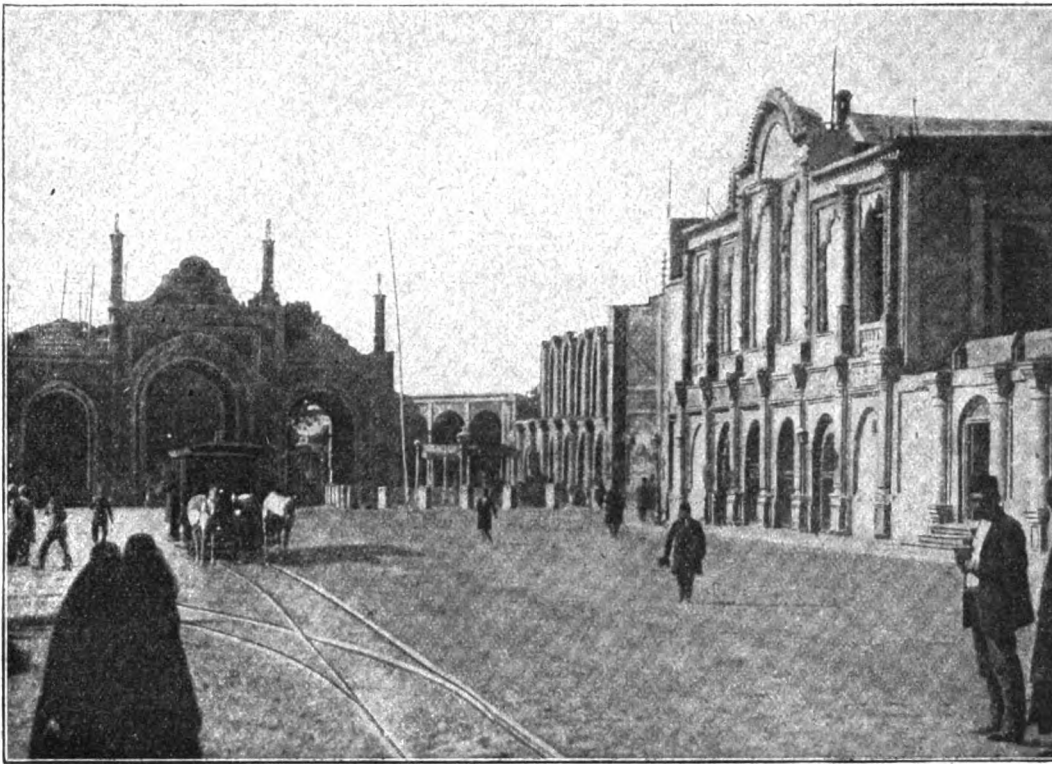
2.

Obenan unter den Fürsorgemaßnahmen steht die Heilbehandlung der verletzten Krieger. Was heute das Sanitätswesen und die Chirurgie samt Röntgenkunde, Serumtherapie, Heilstättenbehandlung, Orthopädie und so weiter leistet, damit sind die Verhältnisse von 1870 gar nicht mehr zu vergleichen. Eine amtliche Verwundetenstatistik im Herbst 1915 ergab, daß an 90 Prozent aller Verwundeten vollkommen geheilt und wieder dienstfähig wurden und nur 8,8 Prozent als dienstunbrauchbar entlassen wurden. Während noch im Kriege von 1870/71 70 bis 80 Prozent der schweren Knochen- und Gelenkverletzungen zum Tode führten, beträgt die Todeswahrscheinlichkeit in solchen Fällen heute nur noch 1 bis 2 Prozent. Einen verletzten Arm oder Fuß amputiert man heute nicht mehr ohne weiteres wie damals, wo zudem die Amputation meist schwere Lebensgefahr in

sich schloß, sondern sucht von Knochen und Gliedern so viel wie möglich zu retten, weil auch ein Viertelglied, ein Stumpf, bei der heutigen medikomechanischen Kunst noch einen Wert behält. Es ist ja nicht mehr so, wie es der Wachtmeister in „Wallensteins Lager“ behauptet:

„Zum Exempel! da had' mir einer
Von den fünf Fingern, die ich hab',
Hier an der Rechten den kleinen ab.
Habt Ihr mir den Finger bloß genommen?
Nein, beim Rudud! ich bin um die Hand gekommen!
's ist nur ein Stumpf und nichts mehr wert.“

Wir halten es heute vielmehr mit unseren erprobten Krüppelfachleuten und Orthopäden, die durch eindringlichste Behandlung verletzter Glieder, durch Anbringung von „Behelfen“ (Prothesen) und Ersatzgliedern, durch zäheste Übung, Anpassung und eiserne Willenszucht auch aus dem schlimmsten mitgenommenen Krüppel wieder einen Menschen herrichten wollen und können, der sich selbst ohne fremden Beistand weiterzuhelfen weiß. Der Hoeftmannsche Mensch, der trotz des Verlustes von Armen und Beinen



Teheran, die Hauptstadt Persiens. Rechts die Kaiserliche Bank. Phot. Rudolf Habel, Berlin.

legten an eine neue Lebenszukunft gestärkt werden und allerlei Kunstfertigkeiten und Bildungsmöglichkeiten ihn zu nützlicher Betätigung wieder anregen, schließen sich in der Genesungskompanie fachärztliche Untersuchungen, Nachoperationen, Massagen, Bädereien, der Aufenthalt in Erholungsheimen, der Besuch von körperlichen und geistigen Übungstufen in gewerblichen Bildungsanstalten oder in besonderen Verwundeten Schulen und Invalidenwerkstätten an. Vielfach werden die Kriegsbeschädigten, sobald es ihr Zustand erlaubt, in Sammelstellen verlegt, in denen eine planmäßige beratende und schulende Fürsorge von kundigen Fachleuten bereits frühe, unter Aufbarmachung der militärischen Autorität da, wo ein gelinder Zwang notwendig, einsetzen kann, und

wieder zu einem selbständigen Handwerker zurechtgezimmert und geschult worden ist, wird zwar ein seltenes Meisterstück der ärztlichen Kunst und sittlichen Kraft bleiben, aber der Erziehungsdirektor des Zehlendorfer Oskar-Helene-Heims für Krüppel, Hans Würk, hat mit seiner tröstlichen Lösung in Tausenden und aber Tausenden von Fällen recht: „Der Wille siegt!“

Was der sieghafte Wille allein nicht vermag, das ergänzt eben die verbündete Technik der Ärzte und Mechaniker, von deren erstaunlichen Leistungen uns die Prüfungstelle in der „Ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt“ in Charlottenburg, das Sammelergebnis des großen Preiswettstreits des „Vereins deutscher Ingenieure“ für Ersatzglieder und die zahlreichen Einzelschöpfungen verschiedener Firmen, wie zum Beispiel der Rota-Arm, der Carnes-Arm und dergleichen, Zeugnis geben. Neben der Kunst der Gliederbehandlung spielen die verschiedenartigen Verfahren zum Ausgleich der Leistungseinbuße anderer Organe und Sinneskräfte eine ebenfalls hervorragende Rolle, so die Behandlung von Erblindungen, Taubheit, Lähmung, Sprachstörung und so weiter, die teilweise in besonderen Blindenschulen und sonstigen Fachheilanstalten erfolgt.

3.

Natürlich ist von der ersten Wundbehandlung des Kriegsbeschädigten an bis zur Wiedererlangung eines Teils der Arbeitsfähigkeit der verletzten Glieder und bis zum sicheren Gebrauch der Behelfe und des „Sinnesersatzes“ vielfach ein recht weiter und mühsamer Weg. An die Pflege im Lazarett, wo bereits durch geeignete seelische und erzieherische Beeinflussung neben der medizinischen Behandlung der Wille und der Glaube des Ver-

zwar wird möglichst ein Lazarett in der Heimatprovinz des Kriegsbeschädigten gewählt, wo ihn die alten Beziehungen zu seiner früheren Umgebung und Berufswelt allmählich mit dem schaffenden bürgerlichen Leben wieder verknüpfen.

In den Verwundeten Schulen, wie solche sich zum Beispiel in Bochum, Düsseldorf, Koblenz, Nürnberg, Stuttgart in besonders vorbildlicher Form entwickelt haben, schreitet man von der mehr unterhaltenden Beschäftigung zur planmäßigen fachlichen Schulung für einen bestimmten Beruf fort. Dieser Beruf soll möglichst immer im Rahmen der früheren Erwerbstätigkeit des Verletzten liegen, nur in den durch die Art der Verletzung gebotenen Notfällen, in denen der alte Beruf nicht mehr zweckmäßig ausgeübt werden kann, oder wo ausnahmsweise besondere Anlagen in dem „Schüler“ entdeckt werden, erfolgt ein Umlernen, eine fachliche Neuschulung für einen anderen ausichtsreichen Beruf unter strenger Vermeidung aller sogenannten „Verlegenheitsberufe“, wie



General Baratoff (X), der Oberbefehlshaber der russischen Streitkräfte in Persien, bei einer Truppenbesichtigung in Teheran.

Schreiber- und Bürobeamtenposten, oder der bereits über-
setzten unregelmäßigen Berufe, in die alle „Umsattler“ mit
Vorliebe hineindrängen. In manchen Verwundeten- und
Ersatzlagern für sich und andere selber herstellen; das ist für
ihre Zukunft doppelt wertvoll, weil sie sich dann bei Be-
schädigung ihrer Anfertigungs- und „Arbeitsstätten“ sofort selber
helfen können und überdies die Anwartschaft auf eine gute
Anstellung in einer neuen großartigen Industrie erwerben,
die vor dem Kriege in dem Umfange nicht geahnt wurde
und sich zum Segen nicht nur der Kriegsinvaliden, sondern
auch der Arbeitsinvaliden der
Friedenszeit, der Unfallverlehten
im In- und Auslande,
außerordentlich zu vervoll-
kommenen verspricht.

Nach welchen Gesichtspun-
ten die besondere Schulung des
einzelnen erfolgt, welche be-
rufliche Anstellung er in Zu-
kunft anstreben soll, das wird
mit jedem Kriegsverletzten schon
frühzeitig besprochen. In dem
pädagogisch vorzüglich gelei-
teten Lübecker Reservelazarett
werden die Verletzten durch
eine bildgeschmückte Lazarett-
zeitung, an der sie mitarbeiten,
und durch kleine Preisausschrei-
ben zum eigenen Nachdenken
über die verständigste Verwer-
tung ihrer Kräfte in der Zu-
kunft angeregt. Zahlreiche Ärzte
in den Reservelazaretten, die
den Einfluß der Verletzung des
Kriegers und seine persönliche
Eigenart oft am nächsten be-
urteilen lernen, reden mit ihm
auch bei passendem Anlaß über
die künftige Lebensgestaltung.
Darauf nehmen sich be-
sondere Berufsberater, die seine heimlichen und ver-
wandtschaftlichen Verhältnisse im Hinblick auf künftige
Erwerbs- und Unterbringungsmöglichkeiten prüfen, des
Verletzten an. Sie suchen ihn auf den nach ihrer Meinung
richtigen Weg zu bringen, wo er sich in Anbetracht seiner
Beschädigung, seiner sonstigen Gaben und gestützt auf seine
Rente das Leben am nützlichsten einrichten kann. Eine
geeignete Stellenvermittlung weist die passenden Anstel-
lungsgelegenheiten nach, und Auskunfts- und Beratungsstellen
aller Art unterstützen ihn bei dem Gange in die neue Zukunft.

4.

Wir haben etwas vorgegriffen, indem wir an die me-
dizinische Kriegsbeschädigtenfürsorge alsbald einen Ausblick
auf die soziale

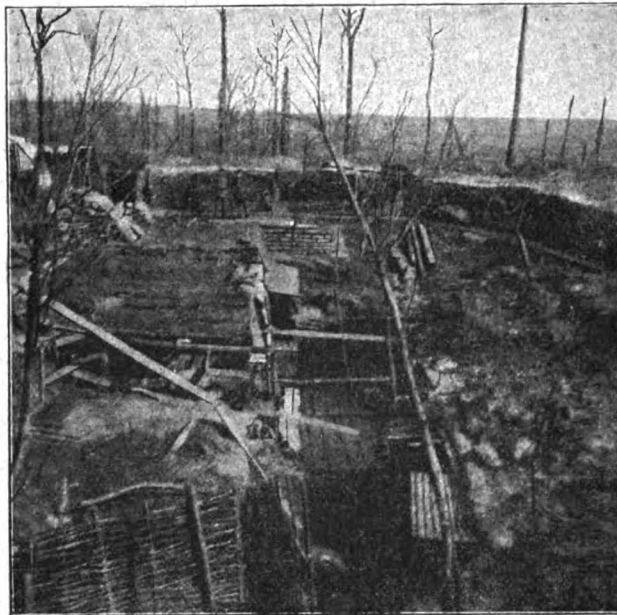
Kriegsinvalidenfürsorge anschlossen. Innerlich gehören diese
beiden Aufgabenfelder allerdings auch eng zusammen.
Schon die vom Kriegsministerium angeordnete frühzeitige
Überführung der Verletzten in ein Lazarett des Heimat-
gebietes erfolgt im Hinblick auf die wirtschaftliche Zukunft
des Invaliden, und die berufliche Ausbildung und Be-
tätigung des Verletzten in den Schulwerkstätten wird von
den Ärzten geradezu als ein wesentlicher Teil des Heilver-
fahrens, als ein wichtiges Stück „Beschäftigungstherapie“
angesehen. Stellenweise arbeiten besondere militärische Be-
rufsberatungsstellen im Lazarett oder in den Genesungs-
kompanien den bürgerlichen Be-
raterstellen vor, so beispiels-
weise im VIII. Armeekorps.

In der äußeren Organi-
sation der Kriegsbeschädigten-
fürsorge ist jedoch im allgemei-
nen die Berufsberatung, die
Berufsschulung und die Stellen-
vermittlung getrennt von der
militärärztlichen Behandlung
und Beobachtung des Ver-
letzten auf nichtmilitärischer,
gemeinnütziger Grundlage ge-
ordnet, die sich aus öffentlichen
behördlichen Organen und pri-
vaten Personen und Vereini-
gungen zusammensetzt.

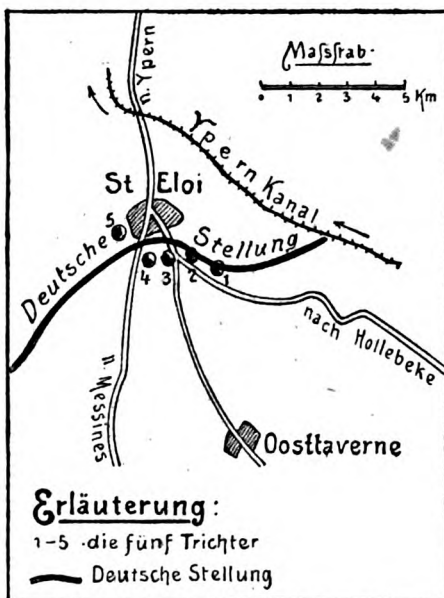
Nach einem anfänglichen
bunten Durcheinander aller
möglichen Vereine und Aus-
schüsse zur Beglückung der
Kriegsinvaliden, wobei das gute
Herz, aber auch persönlicher
Ehrgeiz und unlautere Ge-
schäftsbetrieblichkeit mitunter
den besonnenen Vorstand und
die Erfahrung im Fürsorge- und
Berufsberatungswesen in den

Schatten drängten, hat sich seit einiger Zeit das Chaos ge-
klärt und unter Führung eines „Reichsausschusses“ (in Ber-
lin, Landeshaus der Provinz Brandenburg) für die meisten
Bundesstaaten ein einheitlicher Organisationsgerüst der
Kriegsbeschädigtenfürsorge entwickelt. In den preussischen
Provinzen ist es zumeist der Provinzialverband und sein
Landeshauptmann, um den herum die Fürsorge sich grup-
piert; in einzelnen Provinzen besteht ein besonderer „Aus-
schuß“ oder „Versorgungsausschuß“, der die beteiligten Be-
hörden, die Landesversicherungsanstalten, das Rote Kreuz,
die vaterländischen Frauen- und Veteranenvereine, die
Wohlfahrtsgesellschaften, die Blinden- und Krüppelfürsorge-
vereine, die Vertretungen der Industrie, der Handels- und
Handwerkskammern, der Arbeiterverbände und so weiter zu
der provinziellen Kriegsbeschädigtenfürsorge zusammen-
schließt; in Berlin ist es eine „Magistratskommission“. In

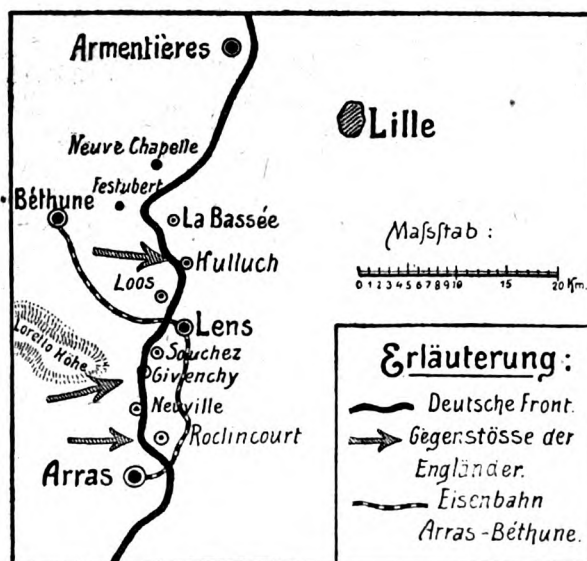
den außerpreussischen
Bundesstaaten sind es
„Landesausschüsse“.
Nur Bayern, Sachsen
und die thüringischen
Staaten haben einen
anderen Organisations-
mittelpunkt. In letzteren
ist es die Landesversiche-
rungsanstalt zu Wei-
mar, in Bayern hat das
Rgl. Staatsministerium
des Innern samt den
Regierungspräsidenten
die Leitung in der Hand,
im Königreich Sachsen
ist die Kriegsbeschä-
digtenfürsorge in dem
„Heimatkant“ vereinigt,
der für Sachsen zugleich
die ergänzende Fürsorge
für Witwen und Waisen
pflegt, die sonst der
„Nationalstiftung“ für
die Hinterbliebenen der



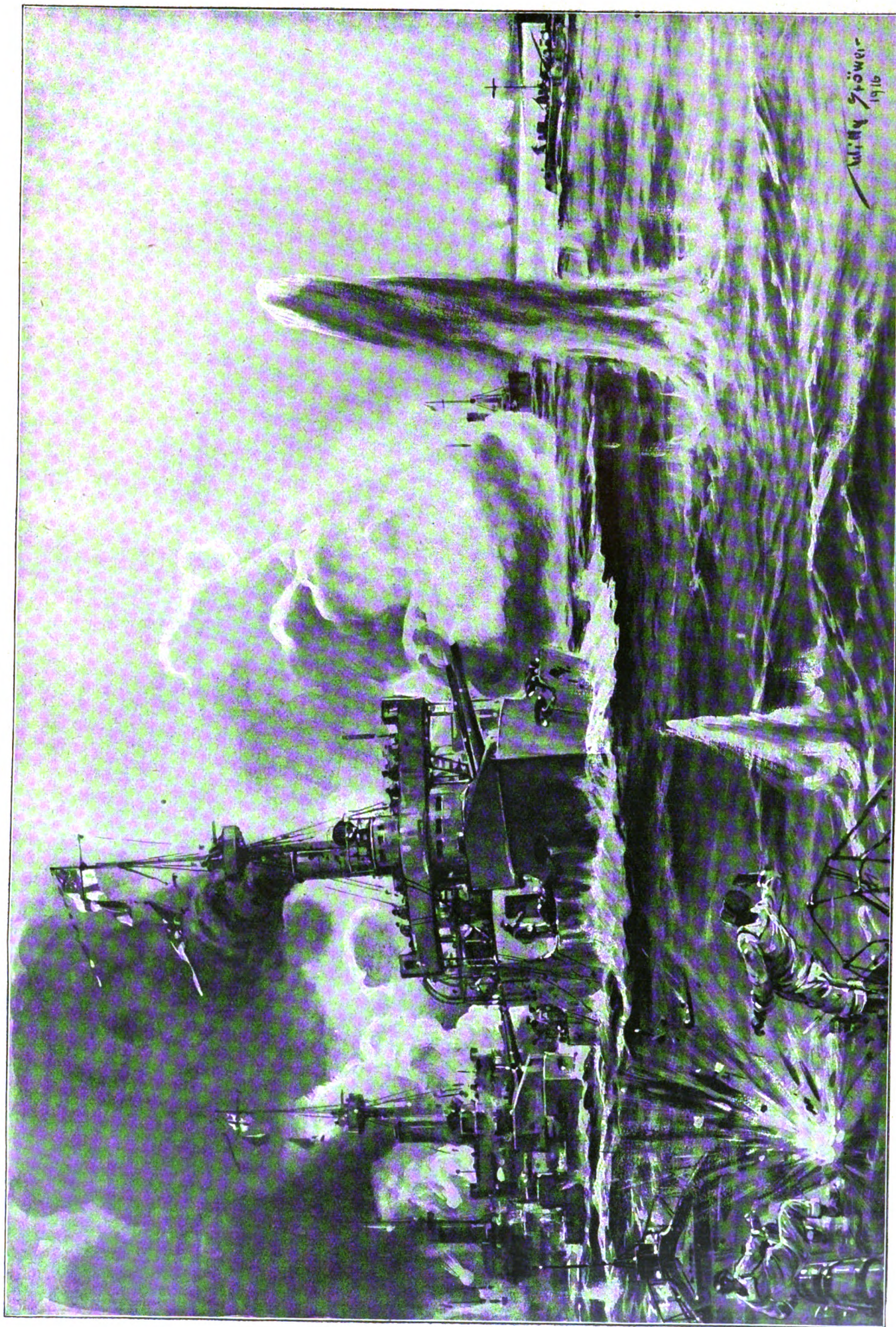
Mit Unterständen ausgebauter deutscher Sprengtrichter
in Flandern.



Skizze der Sprengungen bei St. Eloi
am 27. März 1916.



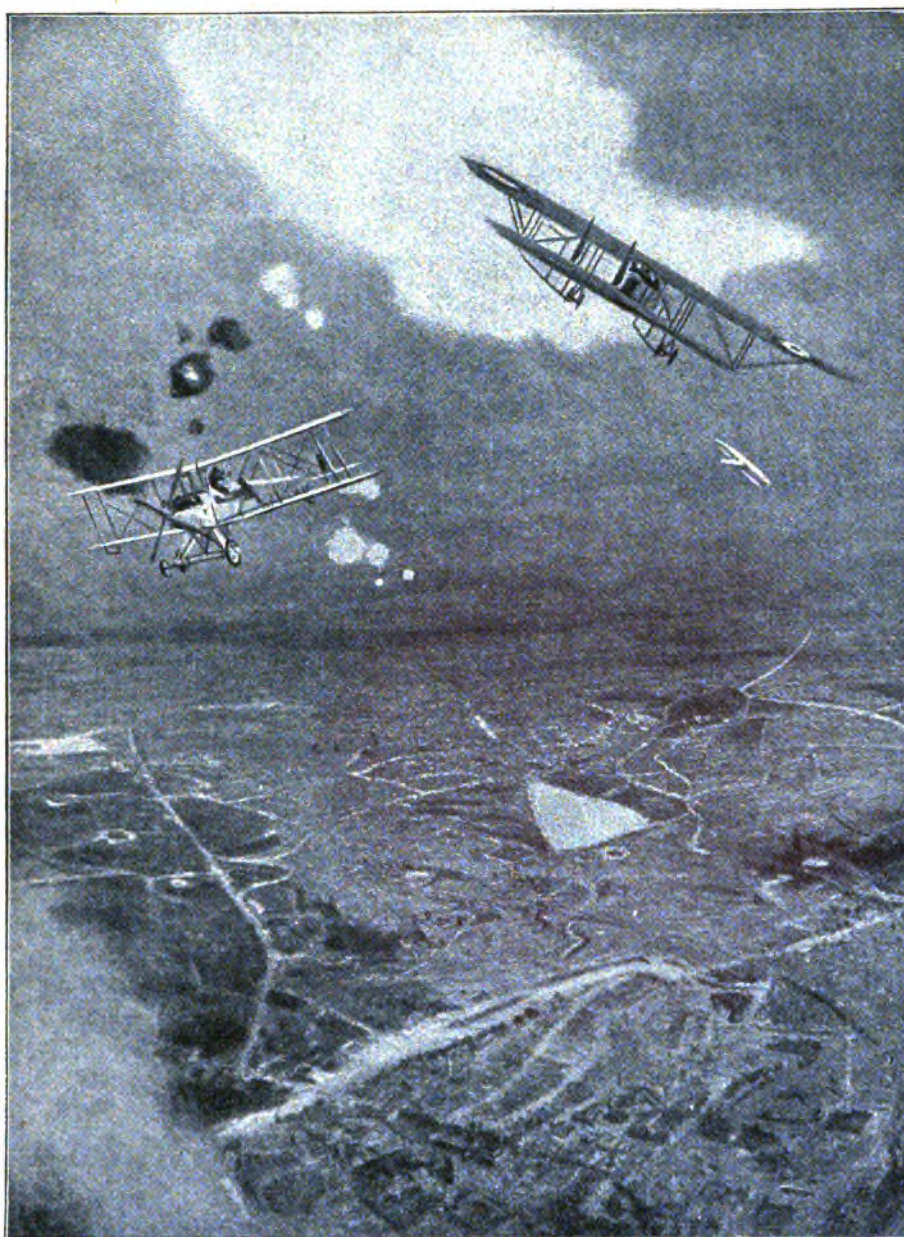
Skizze des Kampfraumes von Armentières
bis Givency.



Vorstoß englischer Geesireitkräfte an die flandrische Küste am 16. Mai 1916, wobei auf englischer Seite besonders Panzerkanonenboote (Monitore) verwendet wurden, die wegen ihres geringen Tiefgangs näher an die Küste herankommen können.

Der Angriff wurde von den deutschen Torpedobooten und Beobachtungsfahrzeugen abgewiesen.

Nach einer Originalzeichnung von Marinekamer Professor Willy Stöwer.



Englische Flugzeuge über dem Hoogeabschnitt bei Ypern.
Verkleinerte Wiedergabe eines in England verbreiteten farbigen Kunstblattes.

im Kriege Gefallenen" obliegt. — Was diese Provinzorganisationen für Kriegsbeschädigtenfürsorge, wenn sie gut arbeiten, zu leisten haben, ersieht man vielleicht am besten aus einem „Lehrgang der Kriegsbeschädigtenfürsorge“, wie er zum Beispiel in Halle bereits mehrfach abgehalten worden ist. Er umfaßt folgende Punkte: 1. Prüfungnahme der Helfer mit den Kriegsbeschädigten in den Lazaretten, soweit angängig, oder in den Genesungskompanien oder auf dem Wege über das Bezirkskommando, wo alle mit Rente entlassenen Kriegsbeschädigten in eine Personalliste eingetragen und dadurch der Fürsorgeorganisation bekannt gemacht werden können; 2. Berufsberatung und Werkstat-, Landwirtschafts-, Kontorunterricht; 3. Heilverfahren und orthopädische Nachbehandlung (die sozialen Versicherungsanstalten gewähren neuerdings denjenigen Versicherten, die infolge ihrer Kriegsverletzung die Erwerbsfähigkeit im alten Beruf größtenteils eingebüßt haben, die Mittel zur Wiedererlangung der Arbeitsfähigkeit für einen neuen Beruf unter dem Titel eines „Heilverfahrens“); 4. Ansiedlung von Kriegsbeschädigten; 5. Stellenvermittlung.

Die schwierigste Aufgabe einer also organisierten und vielseitig wirkenden Kriegsbeschädigtenfürsorgestelle ist die beratende und erzieherische Einwirkung auf den Beschädigten zur Wiederaufnahme eines Erwerbsberufs, der ihm neben der Rente einen Eigenverdienst ermöglicht. Hier sind oft starke seelische Hemmungen zu überwinden, da der Kriegsbeschädigte vielfach zu einseitig an die Erlangung einer auskömmlichen Rente denkt, die ihm bis ans Lebensende

eine Staatsversorgung unabhängig von seinem eigenen Mühen und Schaffen sichern soll. Die Vorstellungen von der Ausgiebigkeit der etwa zu erlangenden Rente, die sich der Beschädigte durch Befundung frühzeitiger Wiedererwerbsfähigkeit zu verschmerzen fürchtet, sind bei manchen Kriegern sehr übertrieben. (Schluß folgt.)

Die Vergewaltigung neutraler Staaten durch Großbritannien und Frankreich.

Von Geheimem Regierungsrat
Dr. jur. Seidel

(Hierzu die Kartenflüge Seite 466 und die Bilder Seite 467.)

Die Politik Großbritanniens und Frankreichs gegenüber den neutralen Staaten im Weltkriege spricht nicht allein dem geschriebenen, auf internationalen Abmachungen beruhenden Völkerrecht Hohn, sondern verletzt auch jegliches Rechtsgefühl.

Im großen Stile wurden diese Völkerrechtsverletzungen planmäßig durchgeführt, als Bulgarien sich den Mittelmächten als Bundesgenosse angeschlossen hatte und die verbündeten Heere, von Sieg zu Sieg eilend, Serbien und Montenegro niederwarfen. Der Vierverband besetzte trotz der Verwahrungen Griechenlands die griechische Stadt Saloniki und verstärkte gleichzeitig die italienische Besatzung in Valona, um so Griechenland zu zwingen, sich ihm anzuschließen; freilich ohne Erfolg: Griechenlands König, seine Regierung und das Volk blieben trotz gegenteiliger Strömungen neutral. Die griechische Regierung erhob Einspruch gegen die Verletzung der griechischen Neutralität, die um so schwerer sei, als sie von zwei kriegführenden Mächten erfolge, sie erachtete es als ihre Pflicht, gegen den Durchzug fremder Truppen durch griechisches Gebiet Einspruch zu erheben. Der Umstand, daß diese Truppen lediglich be-

stimmt seien, Serbien, dem Verbündeten Griechenlands, zu Hilfe zu eilen, ändere in keiner Weise die rechtliche Stellung der griechischen Regierung, denn selbst vom balkanischen Standpunkte aus werde die Neutralität Griechenlands, bevor der Bündnisfall eintrete, nicht von der gegenwärtigen, Serbien berührenden Gefahr betroffen, und die Ausfendung internationaler Truppen sei daher nicht nötig.

Freilich war dieser Einspruch das einzige, was die griechische Regierung unternehmen konnte. Sich mit Gewalt zu widersetzen, dazu war Griechenland zu schwach; es hätte höchstens bewirkt, daß englische Kriegsschiffe Saloniki beschossen und vernichtet hätten. Die Rache Englands und Frankreichs bestand nun darin, daß sie Griechenland, das in der Ernährung hauptsächlich auf den Seeweg angewiesen ist, von der Zufuhr abschnitten, indem sie durch ihre Flotten einen vollständigen Blockadierung um die griechischen Küsten legten. Diese völkerrechtswidrige Blockade ging von Saloniki und Valona aus; ersteres wurde von einem gemischten Vierverbandsheer, letzteres von einem italienischen Landungsforps besetzt. Von Saloniki wurde die Kette über die den Dardanellen vorgelagerten Inseln Thasos, Samothrake, Imbros, Lemnos, Tenedos und Mytilene gezogen, die bereits längst, trotz der griechischen Neutralität, als Stützpunkte für die Unternehmungen der Verbandsflotte gegen Konstantinopel gedient hatten. An der kleinasiatischen Küste bildeten die seit dem türkisch-italienischen Kriege von 1911/12 von den Italienern besetzten zwölf Inseln der südlichen Sporaden, der sogenannte Dodekanes, mit Rhodus als Hauptstützpunkt, das weitere Glied nach Süden.

Ebenso dicht wie hier im Ägäischen Meer wurde die Kette im Westen Griechenlands, im Ionischen Meer, angelegt. Von Valona zog sie sich nach Korfu, das gleich nach dem serbisch-montenegrinischen Zusammenbruch besetzt wurde, um die Reste der geschlagenen Balkanheere dort zu sammeln. Später wurde auch auf Kephallonia, der größten der Inseln, die sich westlich vor den Golf von Patras und damit vor die Einfahrt zum Isthmus von Korinth legen, der Haupthafenplatz Argostolion vom Vierverband besetzt („durch Drahtneße abgesperrt“). Dasselbe geschah mit der Sudabucht auf Kreta, womit der Ring südlich geschlossen und die Absperrung Griechenlands vollendet war. Außerdem wurde noch eine Reihe kleinerer Inseln im Ägäischen Meer unter englische Zwangsverwaltung gestellt.

Man hat daher mit Recht gesagt, daß Griechenland tatsächlich Vierverbandsland geworden sei, an dessen Festlandbasis die beiden Brückenköpfe Saloniki und Valona liegen, deren Verbindung durch den Blockaderring der Flotte gesichert war, so daß der Verband es wagen konnte, Truppenverschiebungen so vorzunehmen, als ob er im eigenen Operationsgebiete stände. Ursprünglich hatte man daran gedacht, die Serben zu Schiff nach Patras und von dort auf der griechischen Eisenbahn, die längs der peloponnesischen Küste über Korinth nach Athen, von dort über Larissa nach Saloniki führt, nach dem neuen Standort zu schaffen. Die entschiedene Weigerung der griechischen Regierung hat dann dazu geführt, daß der Vierverband vorläufig diesen Plan aufgab und beschloß, den Transport auf dem Seeweg auszuführen; dazu erfolgte die Besetzung der Sudabucht. (Siehe Frankfurter Zeitung vom 23. April 1916 sowie die ihr entnommene Kartenskizze Seite 466.)

Dagegen haben die Franzosen und Engländer bei dem Abtransport von annähernd 25 000 serbischen Soldaten, der ungefähr Ende April 1916 stattfand, in schändlicher Weise die Genfer Rote-Kreuz-Flagge mißbraucht, indem sie diesen auf Lazaretttschiffen vornahmen, was bei der Bevölkerung in Korfu Ekel und Verachtung für das Vierverbandsmilitär hervorgerufen hat.

Insbesondere gegen die Sperrung der Sudabai hatte Griechenland noch sehr bestimmt Einspruch bei den Vertretern des Vierverbandes erhoben und dabei die schwierige Lage betont, in die sich Griechenland durch die fortwährenden Herausforderungen und Kränkungen der Verbandsmächte verfezt sah. Doch unbekümmert um solche Verwahrungen fuhrten diese mit ihren Gewalttaten fort. In Chios besetzten die Engländer das griechische Telegraphenamt. Der Präfekt leistete anfänglich Widerstand, wurde aber von der Regierung angewiesen, sich auf einen Einspruch zu beschränken. Vor allem aber wandte der Vierverband fortgesetzt die Hungerstrafe für Griechenland an. Anfang Mai wurden abermals vier oder fünf Schiffe mit Getreide für Griechenland von

den Engländern angehalten und nach Malta geschafft. Die strenge Zumeßung nur des Allernotwendigsten durch England schuf in den griechischen Provinzen allmählich eine unhaltbare Lage. In Epirus, wo man auf eine Maisladung wartete und sie zuletzt in Korfu löschen lassen mußte, häuften sich die Fälle von Hungertod. Trotz gegenteiliger Versprechungen des Vierverbandes verboten seine Schiffe die Landung jeglicher Ware in den Häfen und Buchten von Epirus, wenn nicht Zertifikate englischer Behörden vorlagen. So waren die Schiffsführer meistens genötigt, die Waren nach Korfu zurückzubefördern. Die Verbündeten führten zu ihrer Rechtfertigung an, daß die nach dem Epirus geschafften Waren wahrscheinlich für österreichisch-ungarische Truppen in Albanien bestimmt seien, was aber durchaus unbegründet war. (Privattelegramm aus Athen vom 17. Mai 1916, Frankfurter Zeitung vom 22. Mai 1916.)

In Mazedonien, wo das Vierverbandsheer rücksichtslos beschlagnahmte, kam es infolge der Hungersnot in manchen Ortschaften zu Ausschreitungen.

Weiterhin nahm der Vierverband in Aussicht, die Brotversorgung ganz Griechenlands selbst in die Hand zu nehmen, was, wie der Sonderberichterstatter der „Bosnischen Zeitung“ aus Athen meldete, „natürlich nicht allein des Hungers der lieben Griechen wegen geschehen sollte, sondern namentlich zu Propagandazwecken für den Verband“. Hiermit schien die Absicht des französisch-englischen Hauptquartiers, in den betreffenden Gebieten eine Volkszählung vorzunehmen, in Zusammenhang zu stehen. (Bosnische Zeitung v. 7. Mai 1916.)

In Larissa und auf Korfu traten infolge der nahen Berührung der Bevölkerung mit den serbischen Soldaten mehrere Fälle von Flecktyphus auf, was die griechischen Regierungsblätter unerhört fanden, nachdem doch Venizelos bei Verteidigung der Vierverbandsforderungen so feierlich erklärt hatte, daß das serbische Heer durchaus seuchenrein sei.

Empörend war das Verfahren der englischen Behörden gegen die Einwohner der Insel Zypern, die bei Vermeidung von Gefängnisstrafe für die Unterlassung aufgefördert wurden, bis spätestens Anfang Juli 1916 bekannt zu geben, ob sie noch irgendwelche finanzielle Verpflichtungen den feindlichen Staaten gegenüber hätten, an deren Erfüllung sie durch den Krieg verhindert worden seien. Die dem Feinde geschuldeten Summen sollten innerhalb einer bestimmten Zeit dem englischen Staate ausbezahlt werden, der so die Gelder, die für Deutschland oder Österreich-Ungarn bestimmt waren, einziehen wollte, nicht etwa, um sie an die geschehlichen Besitzer abzuführen, sondern um sie als Kriegsbeute selber einzustechen. Viele, denen von deutscher Seite die Schuldbeträge wegen Zahlungsschwierigkeiten zuvorkommend gestundet worden waren, wurden nun unnachlässig gezwungen, ihre Zahlungen innerhalb einer be-



Frankreichs algerische Truppen. Eine Abteilung Turkos auf dem Wege zur Front im Gebiete der Diaas.

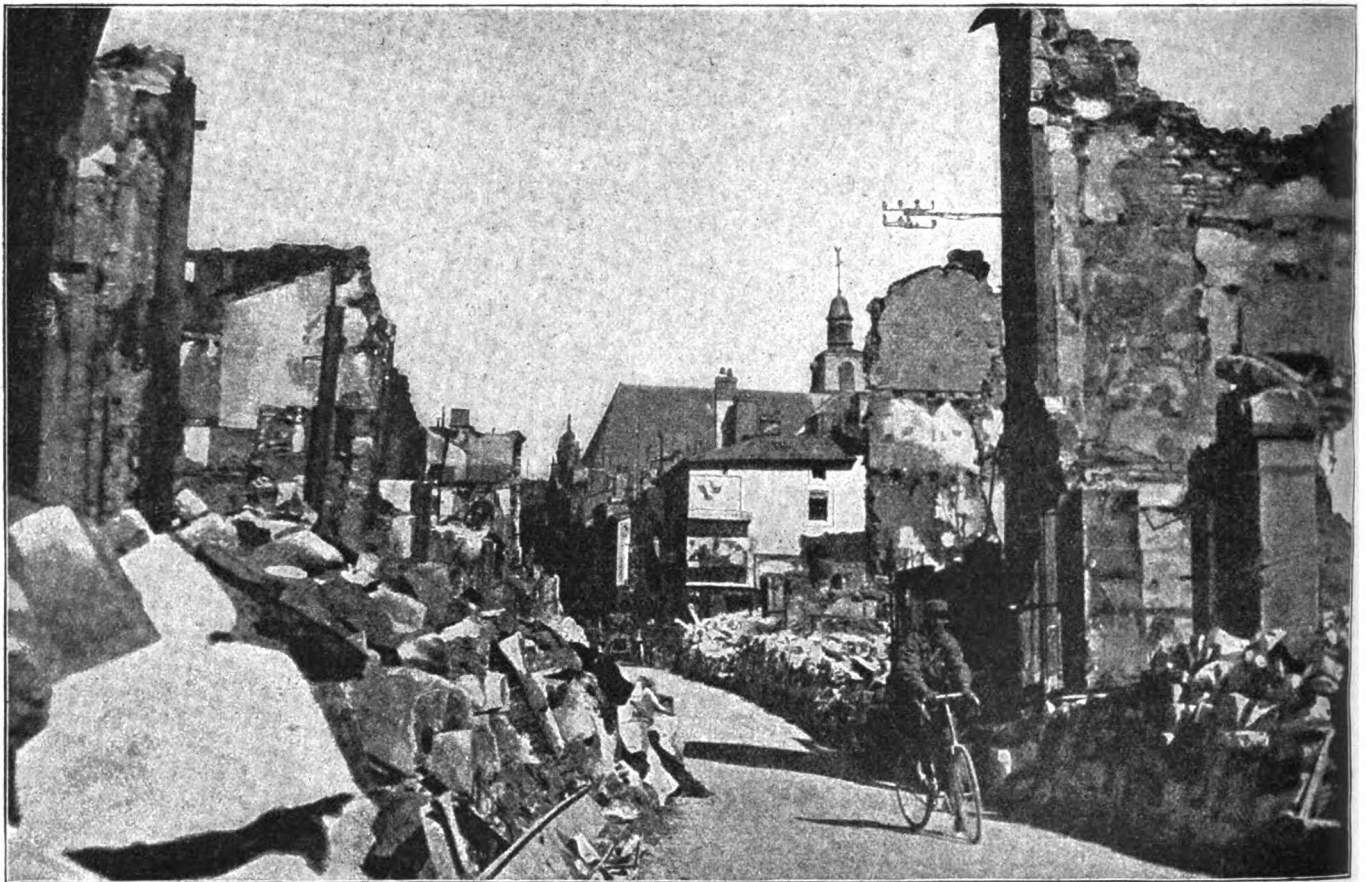
Phot. H. Sennede, Berlin.

stimmten Zeit an die englischen Behörden zu leisten, widrigenfalls sie die Beschlagnahme ihrer Güter zu gewärtigen hatten. (Wossische Zeitung vom 22. Mai 1916.)

So sah es infolge der Knebelung Griechenlands durch den Bierverband in diesem Lande recht traurig aus. Gleichwohl hat Griechenland trotz aller Vergewaltigungen standhaft an seiner Neutralität festgehalten. Am 19. Mai 1916 benutzte der Minister Rhallis die Erörterung der wirtschaftlichen Verlegenheiten des Landes und der mangelnden Zufuhr verschiedener Bedarfsartikel zu einer längeren Auseinandersetzung über die auswärtige Politik des Landes und zu der Erklärung, daß das derzeitige Kabinett nicht gesonnen sei, die vom Beginn des Weltkrieges an befolgte Politik der Neutralität Griechenlands aufzugeben, trotz der fortwährenden Reibungen mit dem Bierverband und der Bedrückungen, die sich in der Beschränkung der Lebensmittelfuhr, der Festhaltung von Dampfern, der Beschlagnahme der Post, der Hemmung des Telegraphenverkehrs und anderen Maßregeln zeigten. Griechenland müsse sich in Geduld fassen, denn im Falle des Heraustretens aus der Neutralität

mußten sich schwere Verletzungen ihrer Rechte gefallen lassen. Nach Zürcher Berichten vom 7. April 1915, die aus Genua kamen, wurden 2300 Postsäcke der deutschen Reichspost von englischen und französischen Kriegsschiffen als Ergebnis der Durchsuchung der italienischen Postdampfer in der ersten Aprilwoche 1915, also als Italien noch neutral war, dem in Toulon eingerichteten englisch-französischen Zensuramt eingeliefert. Alle aus überseeischen Ländern nach Deutschland abgegangenen Briefe und Postkarten, Gelder und Päckereien wurden ebenso beschlagnahmt wie die Postsendungen aus Deutschland. Die englische Kreuzerflotte in der Nordsee und im Atlantischen Ozean übermittelte alle Postsendungen dem Londoner Zensor. Auch der Mitte April 1916 aus Südamerika in Amsterdam angekommene niederländische Dampfer „Hollandia“ mußte die Post in Falmouth zurücklassen.

Ebenso beschlagnahmten die englischen Behörden in Kopenhagen die ganze Brief- und Paketpost des dänisch-isländischen Dampfers „Botnia“, der am 11. April 1916 von Kopenhagen nach den Färöer-Inseln und Island abge-



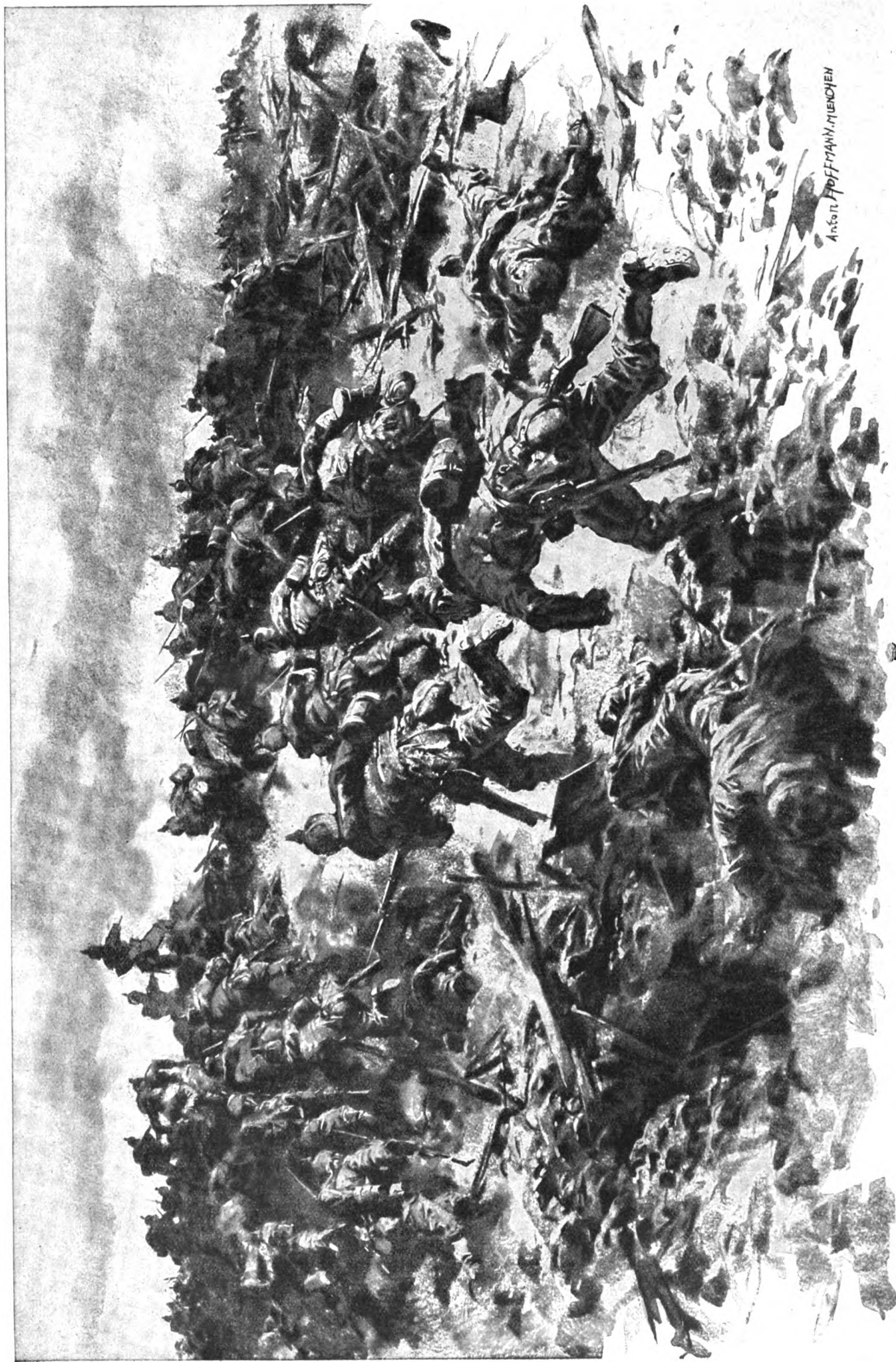
Durch deutsche Geschosse zerstörte Straße in Verdun. Nach einer englischen Darstellung.

würde das über Griechenland kommende Übel noch viel größer sein als die jetzigen Entbehrungen und Verlegenheiten. Griechenland könne nicht dem Bierverband zuliebe seine selbständige Politik aufgeben. — Die Kammer bezeugte ihre Zustimmung zu den Darlegungen des Ministers durch anhaltenden Beifall (Privattelegramm aus Athen vom 20. Mai 1916, Frankfurter Zeitung vom 22. Mai 1916), und auch in den weitesten Volksteilen fanden diese Ausführungen lebhaften Beifall. Der Umstand, daß Rhallis, den man durchaus nicht als deutschfreundlich bezeichnen kann, dessen verbandsfreundliche Gesinnung vielmehr nicht erst seit dem Anfang des Krieges bekannt ist, sich zu solchen freimütigen Erklärungen verstand, bewies, daß auch die Geduld der Bierverbandsfreunde, soweit sie noch griechische Patrioten und nicht blinde Werkzeuge fremder Mächte gegen ihr eigenes Vaterland waren, infolge der unaufhörlichen Willkürhandlungen der Verbündeten schließlich erschöpft war. (Wossische Zeitung vom 23. Mai 1916.) —

Griechenland war infolge seiner geographischen Lage und der Kriegsverhältnisse auf dem Balkan den völkerrechtswidrigen Gewalttaten des Bierverbandes in besonderem Maße ausgesetzt. Aber auch die anderen neutralen Staaten

wurden in Kopenhagen rief diese Nachricht lebhaftest Verstimmlung hervor, da die Engländer mit diesem Verhalten einen doppelten Völkerrechtsbruch begangen hatten. Sie vergriffen sich nicht nur wieder an der unverletzlichen Briefpost, sondern beschlagnahmten diese Post auch auf einem Schiff, das sich auf der Fahrt zwischen zwei verschiedenen Teilen Dänemarks befand. Das dänische Regierungsblatt „Politiken“ bezeichnete dies Verhalten als eine unerhörte Verletzung der einfachsten Regeln des internationalen Völkerrechts. — Die Vereinigten Staaten sahen sich gleichzeitig zu einer neuen Protestnote an England veranlaßt über die Beschlagnahme amerikanischer Postsendungen.

Mit der äußersten Rücksichtslosigkeit hat England besonders die Vergewaltigung Hollands betrieben, wiewohl diesem Staate feierlich erklärt worden war, daß auf der Pariser Konferenz von Ende März 1916 nichts besprochen und kein Beschluß gefaßt worden sei, der das ausgezeichnete Verhältnis zwischen den Regierungen von England und den Niederlanden schädigen könnte. Aber gerade seit diesem Zeitpunkt hat England eine Reihe von Maßnahmen ergriffen, die unmittelbar niederländische Lebensinteressen



Erfürmung der französischen Gräben westlich der Maas, beiderseits der Straße Saucourt—Esnes, bis auf die Höhe der Südspitze des Camardwaldes.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

schädigten und mit dem Kriege gegen Deutschland in keinem Zusammenhange standen. Mit Recht wurde von holländischer Seite (Frankfurter Zeitung vom 21. April 1916) darauf hingewiesen, daß, wenn durch die Verhinderung der Zufuhr von Chilisalpeter nach Holland dessen nächste Roggenernte schwer geschädigt werde, dies für Deutschland gleichgültig sei. Ebenso hatte an der Zufuhr der meisten Rohstoffe, deren verarbeitetes Produkt doch unter Überseetrust-Bedingungen blieb und nicht nach Deutschland weitergehen konnte, nur Holland ein Interesse; die Unterbindung der Zufuhr von Wolle und Kakaos schädigte nur niederländische Unternehmer und Arbeiter.

Unnötig benachteiligt wurde auch schon früher der noch junge und empfindliche, aber emporstrebende Amsterdamer Kautschukmarkt, diese junge Konkurrenz von London für Plantagenkautschuk. In Holland sagte man ferner, daß London sich Mühe gebe, seinen Kaffeemarkt mit Hilfe der Blockade und der Handelsespionage auf Kosten der Neutralen, besonders des holländischen Marktes, zu neuem Leben zu bringen. Die weitere Entwicklung war aber insofern ganz merkwürdig, als sie dahin ging, daß die neutrale Handelsflotte, besonders die holländische, Englands Schutz bilden sollte gegen die deutsche Tauchbootblockade. Sie sollte die Nahrungsmittel und Rohstoffe nach England bringen, deren freie Zufuhr nach Holland selbst von England behindert wurde! Dies sollte dadurch erreicht werden, daß neutrale Schiffe nur unter der Bedingung englische Steinkohle bekommen konnten, daß sie dreißig vom Hundert ihres Laderaumes für Frachtnach England zur Verfügung stellten. Die holländische Flotte hätte sich diesem

Zwang entziehen können, wenn sie sich, wie schon ganz vorwiegend vor dem Kriege, deutscher Steinkohle bediente. Dies hat aber England dadurch verhindert, daß es die deutsche Steinkohle, die für den eigenen Bedarf des Schiffes notwendig ist, für Bannware erklärte, selbstverständlich unter Bruch des Völkerrechts, und daraufhin den neutralen Schiffen diese deutsche Bunkerkohle wegzunehmen sich anschickte. Einige Probefälle der Erpressung von Laderaum sind alsbald vorgekommen, und ein niederländisches Schiff, die „Duiveland“, soll als Opfer dieses Zwangs infolge eines Zusammenstoßes mit einer Mine untergegangen sein. Der niederländische Dampfer „Jttersum“ wurde in Sunderland zurückgehalten, wo ihm die notwendigen englischen Kohlen verweigert wurden, wenn die Eigentümer sich nicht verpflichten wollten, den Dampfer auf der nächsten Reise mit einer Fracht von La Plata nach England fahren zu lassen. Dabei hatte das Schiff Weizen für die niederländische Regierung an Bord, den man in Holland dringend benötigte, so daß die ganze Weizenzufuhr nach Holland gefährdet würde. (Frankfurter Zeitung vom 21. April 1916.)

Erklärlicherweise hat Englands Vorgehen auch in der schwedischen Presse eine starke Aufregung hervorgerufen.

„Nya Dagligt Allehanda“ findet, daß die Beschlagnahme der deutschen Kohlen auf neutralen Schiffen von ungewöhnlicher Rücksichtslosigkeit zeuge, und „Svenska Dagbladet“ meint, die Maßregel richte sich nur scheinbar gegen Deutschland, gegen dessen Widerstandskraft sie nur wenig ausrichten könne. In Wirklichkeit sei sie nur eine neue Erweiterung der englischen Zwangsherrschaft über die neutralen Staaten.

Während Griechenland auf dem Balkan den Gewalttaten des Vierverbandes machtlos gegenüberstand, war die Haltung der anderen neutralen Staaten, vor allem der Vereinigten Staaten von Amerika, jenem gegenüber eine schwächliche; bei gemeinsamem Vorgehen hätten sie sicherlich einen Erfolg erzielen und dem mißhandelten Völkerrecht wieder Geltung verschaffen können. Statt dessen ließen es sich diese neutralen Staaten sogar gefallen, daß englische Schiffe ihre Flaggen mißbrauchten, um die deutschen Unterseeboote zu bekämpfen.

Aus den Tagen von Postawny.

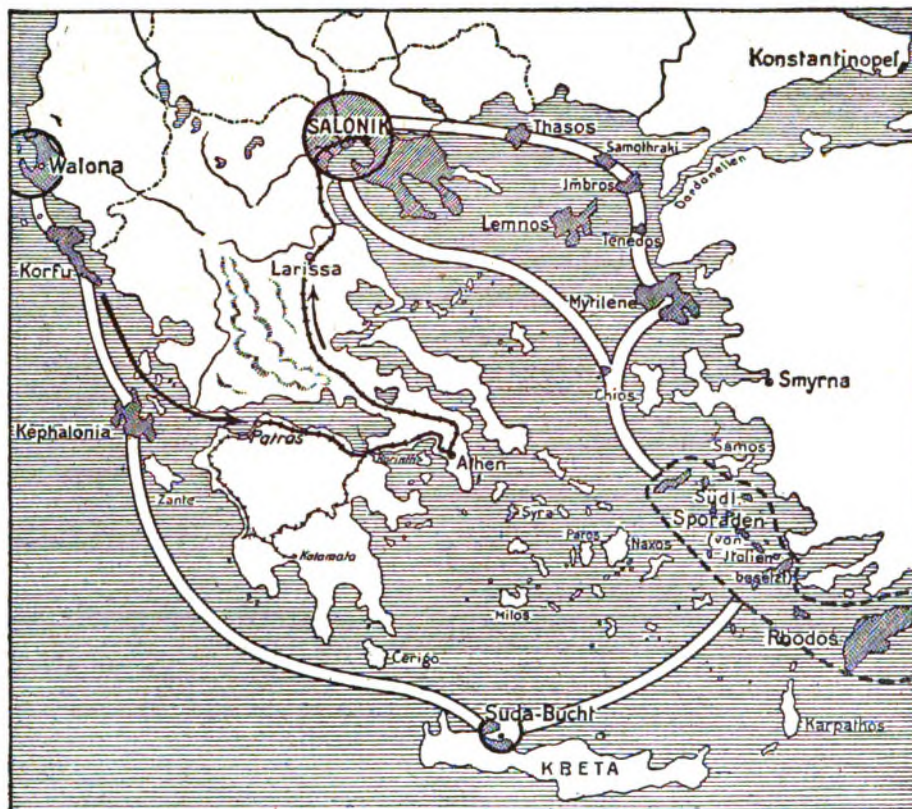
Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

(Hierzu die Kartenstille Seite 468 und das Bild Seite 469.)

Hier fährt in den ersten Tagen des März 1916 ein schwerer Brummer der Russen tausend ins Baumgeäst, und dort ein zweiter, und drüben der nächste. Andere folgen, es wird eine ganze Kette, und wenn sie auch scheinbar planlos zu streuen scheinen, bald hier, bald dort beunruhigen wollen, der Fachmann merkt doch gar bald, daß es keine Planlosigkeit, sondern ein Einschließen ist. Die Batterien tasten sich an die Hindernisse an, die Gräben heran, suchen sich ihre Angriffstreifen, hauen leichte Wunden,

wo sie wenige Tage darauf sich mit aller Zähigkeit und Mut festbeißen wollen. Die Truppen und die höhere Führung wissen, daß die große Entlastungsoffensive für die „notleidenden Verbündeten“ bevorsteht, beide wissen, daß sie sich aufeinander verlassen können. Es wird fieberhaft auf allen Seiten gearbeitet. Die Russen und die Deutschen schaffen auf Bahnen und mit Kolonnen an Munition heran, was nur eben geleistet werden kann, die Deutschen verstärken ihre Hindernisse, die Russen gehen des Nachts vor, um die ihren wegzuräumen und offene Bahn für das Vorbrechen zu schaffen. Man steht Sprung- und abwehrbereit.

Es war kalt in den ersten Märztagen, und die Gegend von Postawny lag im Frost. All die kumpfigen und morastigen Wälder zwischen der kleinen Ossiza und der Kamarka hatten eine feste, gut begehbare Erd- und Eiskruste. Die Kleinbahn führt mitten in die dichten russischen Wälder hinein bis nach Postawny, die Russen konnten Menschen, Geschütze und Geschosse fast bis in die vordersten Linien mit ihr verfrachten. Auch uns leistete diese Kleinbahn vortreffliche Dienste, nur daß an Stelle der von den Russen abgeschobenen kleinen Wagen und Lokomotiven biedere sächsischen Eisenbahnwagen den Dienst versahen. Das gewerbsmäßige Müßiggieren sei darin verboten, so stand noch angeschlagen. Aber

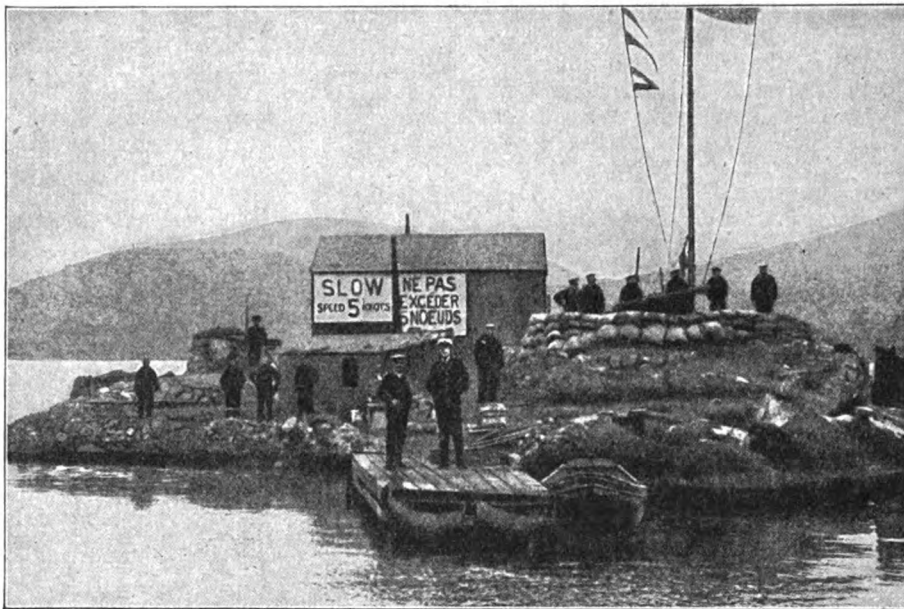


Karte zur Vergeßlichkeit Griechenlands durch England und Frankreich.

Der Blockadering der Entente-Mächte, der von Saloniki ausgehend über die griechischen Inseln zu den von Italien seit 1911/12 besetzten südlichen Sporaden und von da über Aegina, Kephallonia und Korfu nach dem von den Italienern besetzten Patras führt. Von Korfu aus sollten die Reste des serbischen und des montenegrinischen Heeres über die griechische Eisenbahn Patras—Korinth—Athen—Patras nach Saloniki geschafft werden, ein Plan, dem von der griechischen Regierung kraftvoller Widerstand entgegengesetzt wurde.

die Granaten und Schrapnelle liegen noch in tiefem Schlaf, wenn sie die Reise zur Front antreten. An das gewerbsmäßige Musizieren denken sie erst, wenn sie über Russenköpfe fliegen und die russische Luft durchschneiden! Auf den 18. März hatten die Russen den Beginn ihrer Offensive gleichzeitig in der Postawny-Gezgend wie oben bei Jakobstadt und unten in der Seenge zwischen Narotsch und Wischniewsee angesetzt. Am 17. trat plötzlich Tauwetter und

Regen ein, in leichter Abwechslung mit Nachfrösten und plötzlicher Kälte, mit Schnee und Hagel. Das, was man etwas derb in Süddeutschland mit „Sauwetter“ bezeichnen mag: der Boden weicht, undurchlässige Tonschichten unter der Erdoberfläche verhindern das Abströmen des Wassers, es bilden sich Pfützen und Teiche, aus jedem Granattrichter wird ein See, jede Radspur wird zu einem kleinen Bach. Den dichten Massen der Russen, die sich im gefrorenen Sumpfwald zur Offensive angesammelt hatten, war dieses Tauwetter nicht gerade angenehm. Die Parole „Heraus aus dieser Nässe und auf die Höhe hinter der feindlichen Stellung“ fand verständnisvolle Aufnahme bei ihnen. Aber die Höhe lag weit hinter den deutschen Stellungen, und diese deutschen Gräben selbst durchschnitten auch den Sumpf. Was es heißt, im nassen Sumpf, in Kälte und Regen, in Schnee und Wetter, Tage und Nächte das Trommelfeuer und die Russenangriffe auszuhalten — jeder, der die Tage von Postawny erlebte, wird es sein Leben lang fühlen und in Erinnerung behalten. Von den



Eine englische Signalstation auf der griechischen Insel Mytilene.

Abnehmer. Es gibt da viel Wald in dem Abschnitt von Postawny, so viel, daß die beiden Gegner dicht bei Wileity einen freien Raum zwischen den Fronten abholzten, um Schußfeld zu gewinnen, die von uns so genannte Hindenburgschneise, und dicht bei Mosheiti ein gleiches tun mußten: die Mulischneise. Die Mehrzahl der russischen Batterien brüllt namentlich auf dem Raum an den beiden Schneisen los, andere halten die ganze Front in Atem, wieder andere springen weit nach rückwärts hinter unsere Front, um Reserven am Vorkommen zu verhindern und die rückwärtigen Verbindungen zu stören. Aber so gewaltig das Rollen und dumpfe Stöhnen des Donners ist, so unheimlich das Zischen und Brausen, das Heulen und Säusen in der Luft flirrt und flimmert — unsere Verluste sind ganz leicht, wie durch ein Wunder leicht. Als die Russen an Sturmreise glauben, brechen sie des Morgens um elf Uhr in dichten Wellen zum Sturm vor. Sie sind verduht und stuken, wie da plötzlich ein Wall von Schrapnellen und Eisenhagel vor unserer Front liegt, wie das Sperrfeuer der Artillerie ihre Reihen nieder-

Russen drüben können nur wenige mehr der Nachwelt darüber berichten. Tausende fraß das glühende Blei, tausende ertranken in Tümpeln und wassergefüllten Trichtern, wenn sie sich verwundet dahin retteten, um dem Tode zu entgehen.

Am 18. März in der Morgenfrühe trommelt der Russe. Zum erstenmal in dieser Weise an der ganzen Ostfront. Französische Lehrer haben verständige Schüler gefunden, amerikanische und japanische Munitionslieferanten gierige



Blick auf die Insel Samos mit dem Hafen Vathy, dem Hauptort der Insel, die von den Engländern unter dem Vorwande, die türkische Bevölkerung unterstützte deutsche Unterseeboote mit Bannware, trotz Einspruchs des Präfekten beschossen wurde.

mäht, gleich als ob die Sichel des Landmanns die reifen Ähren ertete. Tapfer sind sie, die Soldaten des Zaren, das muß man anerkennen; mag es auch nur die Tapferkeit der Verzweiflung sein, denn hinter ihnen liegt das Sperrfeuer ihrer eigenen Artillerie, um sie am Rückfluten zu verhindern, hinter ihnen droht die Nagaika der Rosatenbrigade, die zwar eigentlich zur Verfolgung der geschlagenen deutschen Heere hier zusammengezogen ist, aber auch gegen die eigenen Landesfinder nützliche Dienste leistet. Wie ein Mann springt bei uns die Besatzung aus dem schützenden Graben auf die Brustwehr. Stehend gibt sie freihändig Schnellfeuer in die Russenmassen. Blutig bricht der erste Angriff zusammen.

Wütend setzt wieder die russische Artillerie ein, um das Werk der Sturmreifgestaltung unserer Front zu vollenden. Wiederum prasselt und hagelt es aus Hunderten von Schländen Tod und Verderben. Drei Stunden später brechen abermals die dichten Wellen der Angreifer vor, während an vielen Stellen der übrigen Front kleinere Angriffe den Hauptstoß zu verschleiern suchen, während man dort die Unseren festhalten und täuschen will, damit die eigentliche Einbruchsstelle um so sicherer gefaßt werden könne. Aber nichts kann unsere Tapferen täuschen, sie stehen für sich und fragen gar nicht nach rechts und links. Der neue Angriff ist ebenso abgeschmettert wie der alte. Ein einziges lothringisches Regiment steht da in ziemlich breitem Frontabschnitt, und zwei Divisionen haben sich am ersten Sturmtage blutig die Köpfe an ihm eingerannt.

Die ganze Nacht bricht das Russenfeuer nicht ab und hört der Regen nicht auf, ohne Unterlaß herabzuströmen. Es wird höchst ungemütlich in den Gräben, die sich mit Wasser füllen, in den Unterständen, wo schon Stühle und Tische zu schwimmen beginnen. Wer denkt an Feldküchen, wer denkt an Ablösung? Die Essenträger und Patronenträger kommen in unermüdlichem Eifernach vorn, man rüstet sich zu neuem Kampfe. Man schießt die Drahthindernisse und die Brüstungen, man harret des neuen Kampftages.

Wiederum beginnen die Russen den Tanz. Ihr Feuer wird genauer und dichter. Der Wald verändert gar bald sein Aussehen. Die ganze Laubdecke bröckelt langsam ab, es splittert und kracht unheimlich im Geäst, der Waldboden bedeckt sich viele Meter hoch allüberall mit Zweigen und Tannennadeln, alte knorrige Gesellen stürzen herunter und versperren die Wege, ein toller Wirrwarr entsteht. Den ganzen Tag über dauert das an, leichtere Angriffe der Russen hält das deutsche Maschinengewehr in Schach. Abermals naht die Nacht, aber keine Nacht der Stille und der Erholung, sondern eine Nacht der Leuchtraketen und der Scheinwerfer, der Geschützblitze und der Flammen berstender Granaten und Schrapnelle. Das brave lothringische Regiment hat inzwischen Verstärkung erhalten und trotz allen kommenden Unbilden mit ungebrochenem Mute.

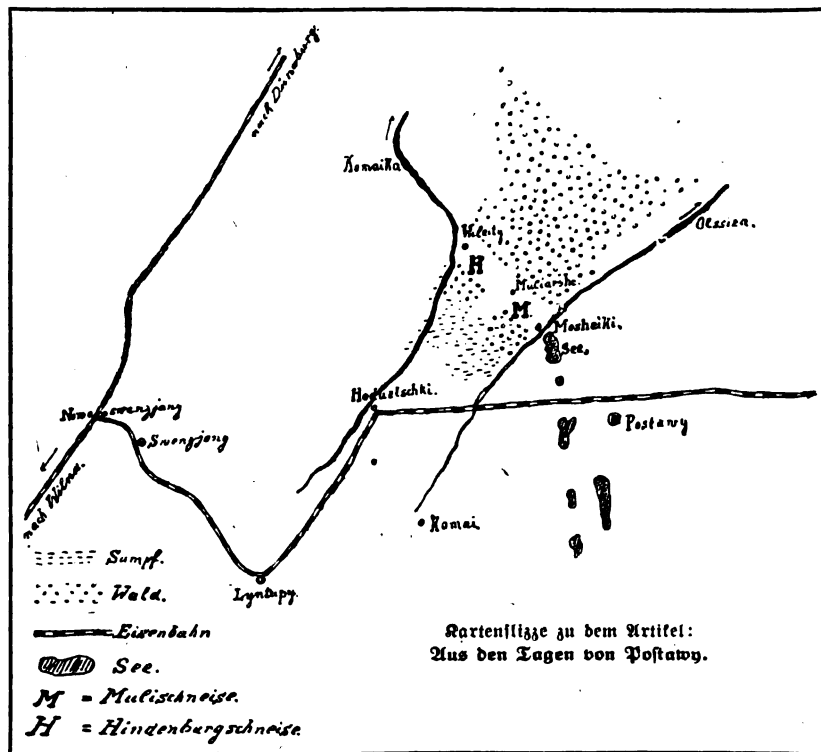
Die Russen mögen hier und dort einmal in die Drahthindernisse kommen, ja auch einmal in die Gräben hereinbringen, stets wirft sie ein unmittelbar angelegter Gegenstoß wieder glänzend hinaus, und gerade bei diesem dann folgenden Zurückfluten sind ihre Verluste besonders schwer. Die Luft ist erfüllt vom Stöhnen und Schreien der hunderte russischer Verwundeter, die in unseren Drahthindernissen hängen, die vor unseren Gräben liegen, so nahe,

daß man sie greifen und hereinholen könnte, wenn nicht der Eisenhagel so dicht wäre wie anflatschender Regen und jedes Rettungswerk hinderte. Am dritten Sturmtage kommen die Russen auf kurze Zeit in die Gräben herein und halten sich da auf. Ein junger Pionierfähnrich hemmt ihren Lauf mit einem Häuflein Getreuer, ein schlesischer Landwehrmann wirft seine vierzig Handgranaten in ihr Grabenstück, dann kommen die Reserven unter der persönlichen Führung des Regimentskommandeurs der Lothringer, und schon sind die Russen wieder vertrieben, ist die deutsche Stellung fest in deutscher Hand.

Am 21. März in der Morgenfrühe haben die Russen neue Divisionen herangebracht, für jeden Toten scheinen zwei neue Stürmer aus dem Waldboden aufzustehen, so viele kann man gar nicht zusammenschießen, als da immer wieder anrennen und lostoben. Wieder dringt der Stoß in unsere Gräben und durch bis zu den Blockhütten im Walde, wo unsere Reserven liegen. Wieder wirft ein Gegenstoß die Eindringlinge mit Wucht hinaus und vertreibt sie bis hinter die Drahthindernisse. Wundervoll ist das Zusammenarbeiten von Infanterie und Artillerie auch dort, wo die Fernspreckleitungen durch das Geschütz- und Gewehrfeuer unterbrochen sind, wo es auf Signale und Meldungen

übermittlung durch Boten, aber noch mehr auf das Gefühl und den Instinkt ankommt, um sich gegenseitig zu verstehen und sich gegenseitig zu unterstützen.

Erst in der Nacht zum 22. März werden die braven Lothringer mit ihrem westfälischen Ersatz abgelöst und ziehen in die wohlverdiente Ruhestellung. Ich sehe sie einen Tag später. Nicht so parademäßig schauen sie aus, nicht übermäßig gestriegelt und gebügelt. Aber feierlich und treu blide wie blühende Stahl, braune, harte Gesichter, eingefallene Wangen vielleicht, aber leuchtende Augen der Stolz und der Pflichterfüllung. Fünf Divisionen abgewehrt zu haben, das ist ein Ruhmestat für das Regiment des Saar-



brüder Korps, von der die Geschichte des deutschen Volks und des großen Krieges erzählen wird. Und jeder, der dabei war, fühlt es, daß er in diesen Tagen des Ansturms gegen die Hindenburgmauer Geschichte miterlebt und mitgeschaffen hat.

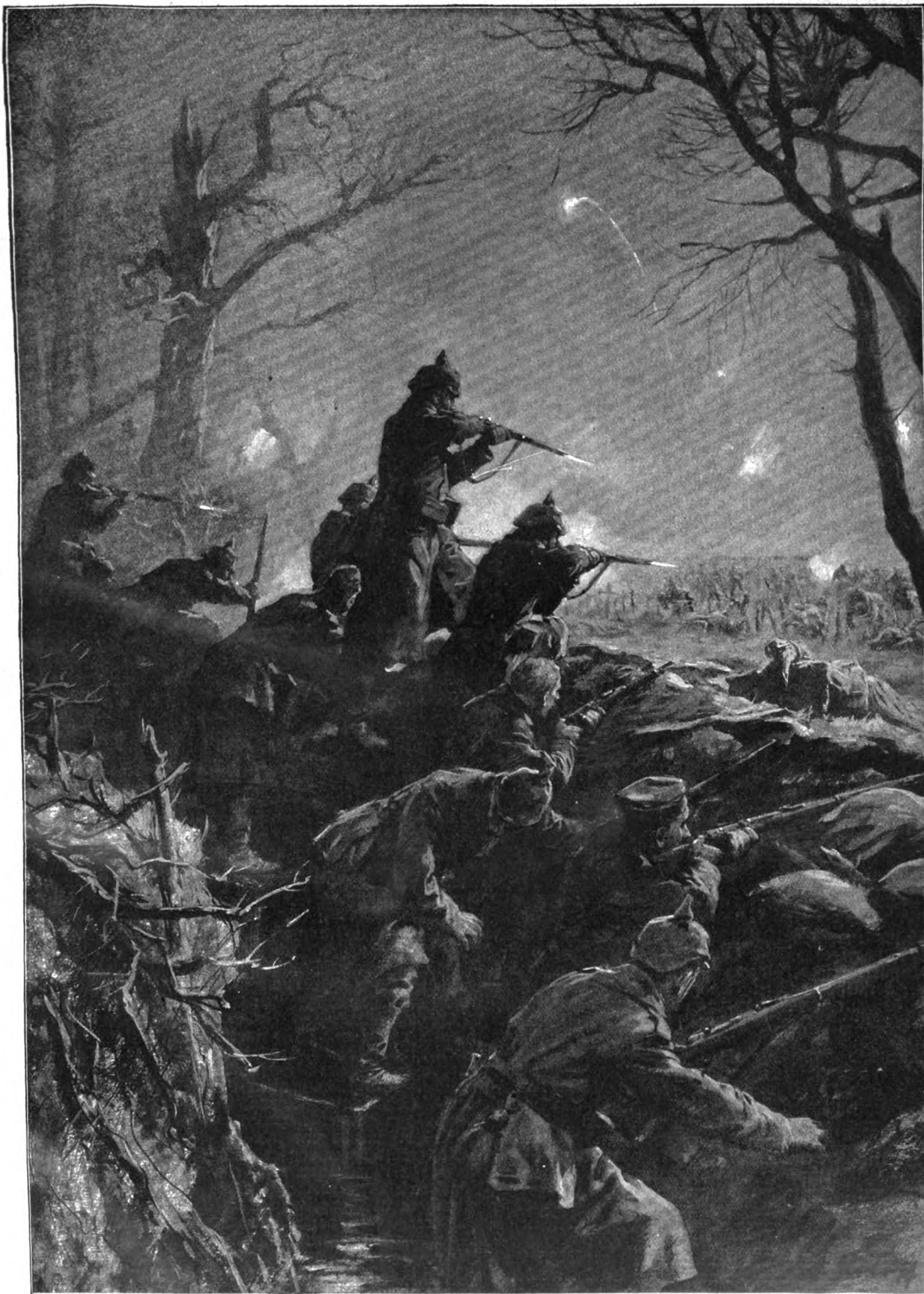
Am 24. März halten die Russen Ruhe und frischen ihre zersplitterten und zerschmetterten Verbände wieder auf, am 25. laufen sie abermals an, und eine neue Schlacht tobt zwei Tage lang in dem Gelände, in das inzwischen die beiden Flügel verschwenderisch ihre Überschwemmungsgewässer ergossen haben. Pferde sinken bis an den Bauch ins Wasser, Wagen ächzen bis tief über die Nase in Schlamm und Schlamm, Feldküchen fahren sechsspännig und Progen achtpännig. Aber der Menschenwall ist undurchdringlich, die Front von Postaw steht unerschütterlich. Stellenweise kommen die Russen in die Gräben, nur um alsbald wieder hinausgedrängt zu werden. Es ist das alte Lied mit neuen Strophen, das Hohelied vom Heldenmut der Truppen.

Gegen Tirol und Kärnten.

Von Walter Dertel, Kriegsberichterstatter.

(Hierzu die Bilder Seite 470 und 471.)

Italien marschierte. Während sich eine Heeresäule gegen die Isonzofront in Bewegung setzte, zogen sich bei



Standhaftes Ausharren eines lothringischen Regiments gegen russische Massenangriffe.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff zu dem Artikel „Aus den Tagen von Postawy“.

Verona starke Truppenmassen zusammen, die von hier aus die Farben Italiens nach Tirol und Kärnten tragen sollten. Mit fieberhafter Eile wurden schwere Batterien in Stellung gebracht, um zunächst einmal die Grenzforts, die wie treue Wachhunde vor den Eingangspforten lagen, niederzukämpfen. Eine gewaltige Kanonade bildete die Einleitung zu den folgenden Kämpfen. Aber die Werke antworteten brav, und sehr bald erkannten die Italiener, daß es doch wesentlich schwieriger werden würde, als sie es sich gedacht hatten, diese Sperrforts niederzuringen.

Ihre Gebirgstruppen klärten auf, wobei die treffsicheren Büchsen der Tiroler Standschützen tiefe Lücken in ihre Reihen rissen. Nach der prahlerischen Besetzung der Grenzstadt Ma wurde dann der Angriff gegen die Hochfläche von Folgaria angelegt, die sich die Italiener als erstes Ziel ausersahen hatten. Als aber nach heftigster Artillerievorbereitung ein Alpiniregiment zum Sturm antrat, sprühte ihm ein derartiger Feuerregen entgegen, daß selbst diese Kerntruppe arg gelichtet den Rückzug antrat.

Während die italienische Artillerie nach wie vor die Hochfläche von Folgaria mit Granaten bearbeitete, setzte die

nommener Vorstoß der Italiener, die gegnerischen Stellungen am Kreuzbergfattel zu durchbrechen, wurde rasch zum Stehen gebracht.

Hier abgewiesen, richteten die Italiener abermals einen heftigen Angriff gegen den Col di Lana und versuchten gleichzeitig, sich der Grenzbrücke bei Schluderbach zu bemächtigen. Beide Angriffe brachen im feindlichen Feuer zusammen. Der nächste Tag brachte dann einen von mehreren Bataillonen geführten Angriff gegen den Seiföfel am Kreuzbergfattel. Dieser Offensive kam aber ein so heftiger Gegenstoß entgegen, daß die Italiener, überrannt und geworfen, fluchtartig in die Wälder südlich des Grenzbadches zurückgingen.

Ein übles Ende nahm auch der Vorstoß einer starken italienischen Kolonne, der man zwei Gebirgsbatterien beigegeben und den Befehl erteilt hatte, über die Focellina di Montorzo südwestlich Pesò zum Angriff vorzugehen. Schon sehr frühzeitig entdeckt, wurde diese Kolonne derartig beschossen, daß sie schleunigst den Rückzug antrat.

Einige Tage später erfolgte ein Vorstoß der Italiener auf Schluderbach, der leicht abgewiesen wurde.

Diesen Einzelstößen folgten dann zwei große Angriffe, von denen sich der eine gegen die Fedaiafestung nordwestlich Capriale, der andere gegen die Popenalinie südlich Schluderbach richtete, ohne daß es jedoch den Italienern gelungen wäre, hier an irgend einem Punkte in die f. u. i. Stellungen einzudringen. Nun leiteten sie Vorbewegungen in breiter Front an der Tonalestraße, im Gebiete der Rotwandspitze, im Dreizinnengebiet, im Bacher Tal, am Kreuzbergfattel und an der Popenalinie ein, in der Hoffnung, eine schwache Stelle zum Durchbruch zu finden. Doch als nach ausgiebiger Artillerievorbereitung der Sturm begann, wurden die Angreifer derartig mit Feuer zugebedeckt, daß der Angriff auf der ganzen Linie zum Stehen kam. Ebenso wurde eine italienische Kolonne, die im Val Sugana auf Carzano



Blick auf eine von den Italienern zerstörte Ortschaft in Tirol. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Infanterie zu einem Vorstoß gegen den Tonalepaß an, der jedoch scharf abgewiesen wurde. Ebenso holte sich eine italienische Brigade, die von Cortina d'Ampezzo auf Pustelstein vorstieß, vor den dortigen österreichisch-ungarischen Stellungen eine empfindliche Niederlage, während gleichzeitig andere italienische Heeresteile, die einen Vorstoß in der allgemeinen Richtung auf Landro in Szene setzten, mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden.

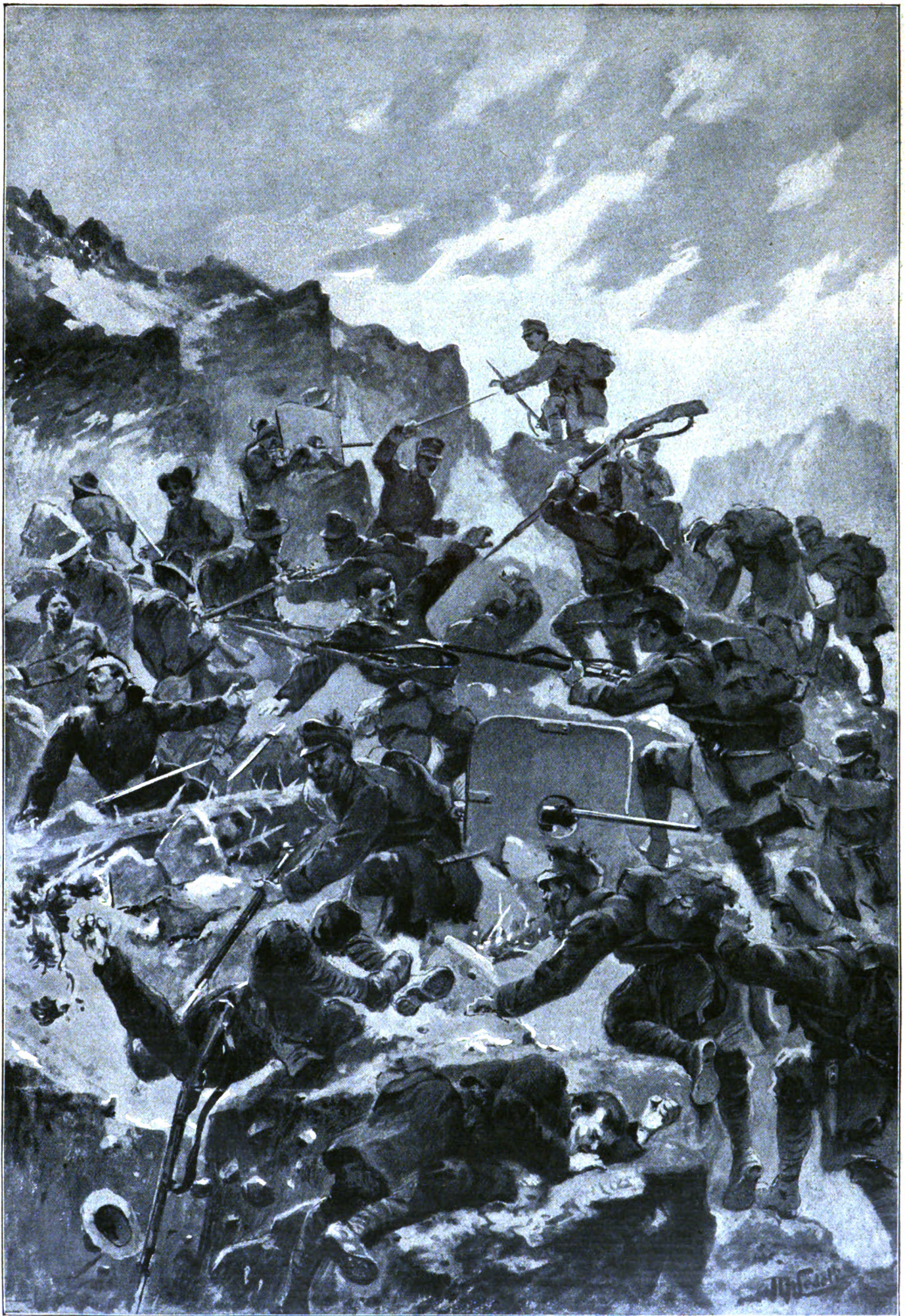
Nach Abweisung dieser Einzelstöße setzten die Italiener einen Angriff auf der ganzen Front an und brachen gleichzeitig gegen unsere Linien am Tiliacher Joch, Buchenstein, im Tofaner Gebiet und am Monte Coston vor. Sämtliche Angriffe scheiterten unter schweren Verlusten. Das gleiche Schicksal erlebte eine Kolonne, die, über eine Brigade stark, gegen die Gebirgsübergänge östlich des Fassatales anging und deren Angriff an den dortigen starken Befestigungen so völlig zusammenbrach, daß vor einem einzigen dieser Stützpunkte nicht weniger als 175 italienische Leichen gezählt wurden.

Der nächste Stoß der Italiener galt dem Col di Lana im Ampezzaner Gebiet, der nach starker Artillerievorbereitung von mehreren Bataillonen angegriffen wurde. Zurückgeschlagen, wiederholte der Gegner seinen Ansturm mit frischen Truppen, ohne jedoch auch dieses Mal ein besseres Ergebnis erzielen zu können. Ein am gleichen Tage unter-

nordöstlich Borgo vorstieß, unter schweren Verlusten über den Masobach zurückgeworfen.

Nach der gründlichen Abfuhr, die sie hier erlitten hatten, wandten sich die Italiener erneut ihrem alten Angriffsziel, der Hochfläche von Folgaria, zu, deren Vorfeldstellungen kräftig berannt wurden. Nachdem sie 200 Mann eingebüßt hatten, wurde auch dieser Angriff eingestellt und ein Bersaglieriregiment herangeholt, das sehr brav gegen den Monte Coston anließ, unter schwersten Verlusten aber abgeschlagen wurde. Auch einer zweiten Sturmstaffel gelang es hier nicht, Gelände zu gewinnen, sie mußte unter erheblicher Einbuße auf die alten Linien zurückgehen. Um das Unglück der Italiener zu vervollständigen, wurde auch an den Gebirgsübergängen von Tre Cassi eine italienische Kolonne derartig übel mitgenommen, daß sie außer 300 Toten auch noch viele Verwundete liegen ließ. Der Versuch einer italienischen Abteilung, im Gebiete von Schluderbach gegen die Toramescharte vorzukommen, wurde mühelos abgewiesen.

Nunmehr verlegten die Italiener das Hauptgewicht ihrer Angriffe gegen unseren vorgeschobenen Stützpunkt auf dem Gipfel des Col di Lana, der nach wochenlangem erbitterten Ringen in ihre Hände fiel, ein Erfolg, der mit Rücksicht auf die Plankierung dieses Berges von der Fedaiafestung aus und die Überhöhung von der Hauptlinie mit den italienischen Riesenverlusten keineswegs im Einklang stand. Alle Ver-



Erfürmung des Freikofels durch österreichisch-ungarische Truppen.
Nach einer Originalzeichnung von M. Sedell.

suche des linken Flügels der Italiener, durch das Ledrotal vorwärts zu kommen oder gegen den Tonalepaß Gelände zu gewinnen, scheiterten. —

Und nicht besser erging es den Italienern in Kärnten, wo sie nach heftiger Beschießung Gebirgstruppen gegen unsere Stellungen am Plöckenpaß vortrieben und sich auch tatsächlich des Freitofels bemächtigten. Ihres Bleibens dort war aber nicht von Dauer, denn bereits am nächsten Tage wurde der Berg von den österreichisch-ungarischen Truppen gestürmt (siehe Bild Seite 471) und alle Gegenstöße der Italiener blutig abgewiesen.

Abermals setzten die Italiener zwei Angriffe an, von denen der eine erneut dem Freitofel galt, während sich der andere gegen die Stellungen am Wolaner See richtete. An beiden Punkten abgewiesen, versuchten sie die Übergänge am Monte Paralba zu erzwingen, wurden jedoch zurückgeworfen und dieser Berg dann von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzt. Zu diesen gründlichen Niederlagen

in ihre alte Stellung zurückkamen. Ebenso wurde ein Vorstoß italienischer Truppen beim Passe Lodinut nördlich Paularo auf nächste Entfernung durch Feuerüberfall mit Handgranaten unter empfindlichen Verlusten für den Angreifer abgewiesen.

Die Italiener stießen hierauf mit mehreren Bataillonen gegen den Hohen Trieb, eine Grenzhöhe östlich des Plöckenpases, vor, drangen bis in die Gräben der Borderlinie, wurden jedoch nach erbittertem Nahkampfe wieder hinausgeworfen, wobei sie noch auf dem Rückwege von Artillerie gefaßt und arg zerhauen wurden.

Im Schutze dichten Nebels versuchten nun die Italiener einen Handstreich gegen den Cellonkofel östlich des Plöckenpases. Der Überfall mißglückte gänzlich. Ein Vorstoß in breiter Front, den nunmehr die über das Mißlingen aller ihrer Unternehmungen wütenden Italiener an mehreren Punkten der Kärnter Front gleichzeitig versuchten, brach im Feuer zusammen, wobei die Italiener allein am Bladner



Ankunft und Empfang der aus französischer Gefangenschaft entlassenen deutschen Austauschinvaliden auf dem Bahnhof in Davos (Schweiz), woselbst sie zur Erholung Aufenthalt nahmen.

Es kam dann noch die unangenehme Überraschung für die Italiener, daß die wichtige Höhe des Kleinen Pal im Gebiete des Plöckenpases unter brausendem Jubel von steirischer Landwehr erstürmt und gegen alle verzweifelten Bemühungen der Italiener, diese wichtige Höhe zurückzuerobern, behauptet wurde. Mehrere Tage lang beschossen die italienischen Batterien den Kleinen Pal auf das heftigste. Sturm folgte auf Sturm, aber die Höhe blieb in den Händen der tapferen Steirer.

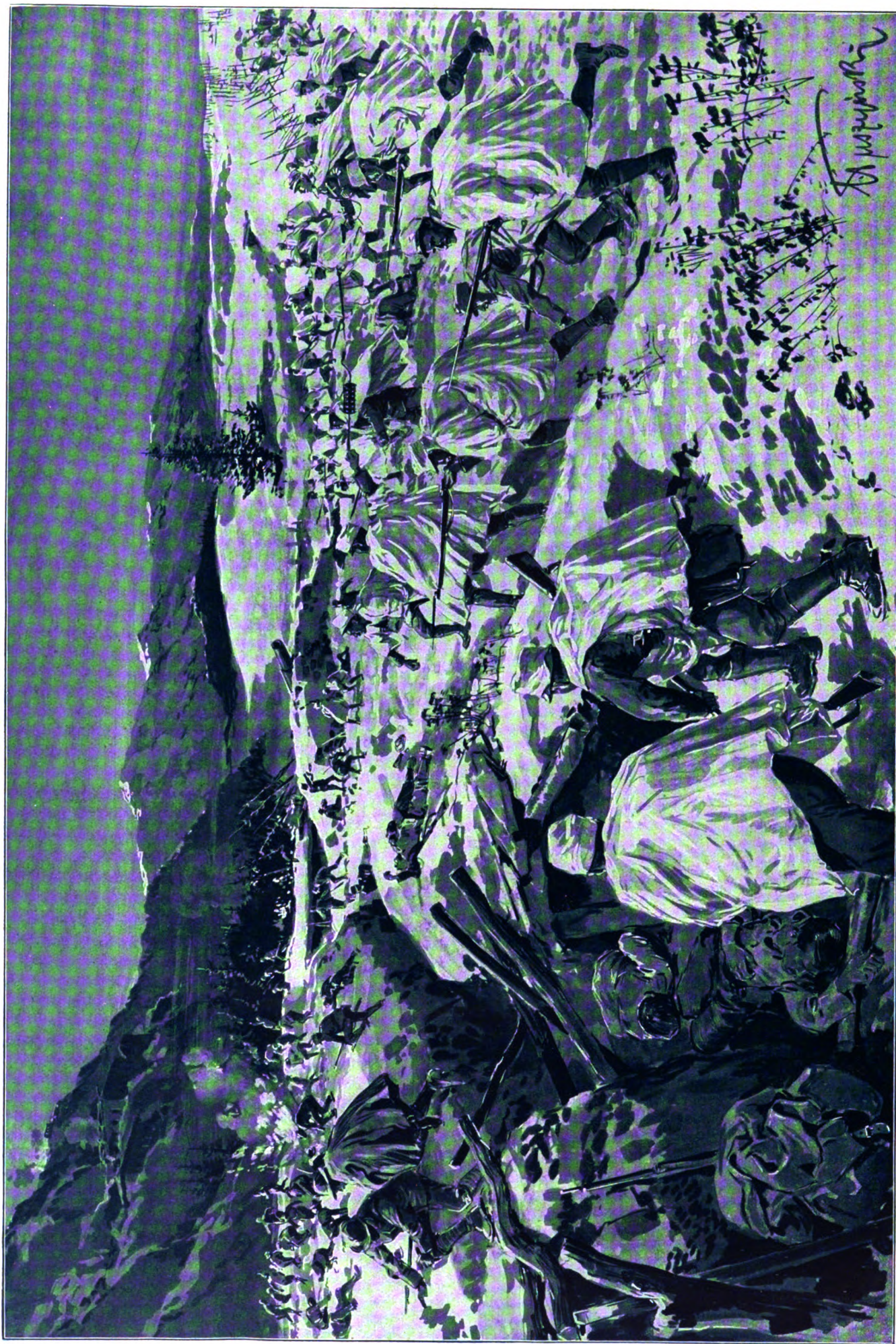
Da versuchten die Italiener ihr Heil am Großen Pal. Es kam zu einem sehr heftigen Kampfe, der aber damit endete, daß die k. u. k. Truppen ihre Stellungen auch auf dieser beherrschenden Höhe behaupteten.

Nun erfahen sich die Italiener abermals den Kleinen Pal als Angriffsziel und setzten nach heftiger Beschießung drei Bataillone zum Sturme an. Dieser aus erlesenen Truppen bestehenden Stoßgruppe gelang es auch, tatsächlich bis in unsere vordersten Linien einzudringen. Es kam zu einem wütenden Handgemenge, das mit der völligen Niederlage der Italiener endete, von denen nur Trümmer

Joch über hundert Tote liegen ließen. — Auch die folgenden Kämpfe hatten ihren Brennpunkt im Gebiete des Plöckenpases, wo die Italiener immer und immer wieder, bald bei Tag, bald bei Nacht, ihre Angriffe gegen den Kleinen Pal und seine Ausflußlinien richteten. Diese mit außerordentlicher Erbitterung geführten Kämpfe kosteten den Italienern sehr harte Opfer, denen als Gewinn auch nicht ein Fußbreit Bodens gegenüberstand.

So sehen wir denn sowohl an der Tiroler wie an der Kärnter Front das gleiche Bild. Bald hier, bald dort faßten die Italiener an, in der Hoffnung, doch endlich einmal eine Durchbruchstelle zu finden. Ihre Verluste waren schwer, die besten Alpini- und Bersaglieregimenter wie Schlade ausgebrannt, aber erreicht wurde nichts.

Die Reihen der Männer, die dort oben im Hochgebirge für ihr Vaterland einen treuen und gerechten Kampf führten, hatten sich stets als undurchdringlich erwiesen. Nicht lange mehr sollte es währen, bis sie in kräftigem Vorstoß die Italiener aus den Räumen, die diese auf Tiroler Boden noch in Händen hatten, vertrieben.



Nächtlicher Kampf bei den italienischen Werken von Campomolon auf ausgedehnten Schneefeldern in Höhe von 1500—2000 Metern. Nach den feindlichen Berichten stürmten die österreichisch-ungarischen Truppen in Schneemänteln und weißen Rappenüberzügen.

Nach einer Originalzeichnung von P. Tuschinski.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/16.

(Fortsetzung.)

Die für die Österreicher und Ungarn günstige Artillerieschlacht vom 15. Mai hatte einen neuen bedeutungsvollen Abschnitt des Krieges gegen Italien eröffnet. Wohin sich der Hauptstoß richten würde, blieb den Italienern zunächst noch unklar, da die Feuertätigkeit vom 15. und ebenso die am 16. sich anschließenden Infanterievorstöße fast an allen Punkten der ausgedehnten Front erfolgten. In den nächsten Tagen stellte sich aber zur Überraschung des Feindes heraus, daß der erste umfassende Stoß gegen die italienischen Linien aus dem Abschnitt von Trient geplant war. Es war dies eine wegen ihres Hochgebirgscharakters überaus schwierige Stelle, die aber doch gute Aussichten bot, weil die Italiener hier nicht allzu stark waren. Gelang der Durchstoß, so eröffnete sich dem Angreifer der Weg nach der oberitalienischen Tiefebene und dem Meere, während der Feind Gefahr lief, flankiert und abgeschnitten zu werden.

Schon in Friedenszeiten hatte man diesem Teil des Grenzgebiets auf beiden Seiten hohe militärische Bedeutung beigemessen. Die k. u. k. Heeresleitung hatte die jährlichen Manöver wiederholt in dieser Gegend abhalten lassen, und italienischerseits war die Grenze durch Anlegung einer starken Sperrfortlinie gesichert worden. Gleich zu Beginn des Krieges hatten dann die Italiener alles aufgeboten, um einen Teil des feindlichen Bodens in ihren Besitz zu bringen; ein Durchbruch hatte sich allerdings als unausführbar erwiesen, wohl aber waren die italienischen Gebirgsstellungen im Laufe

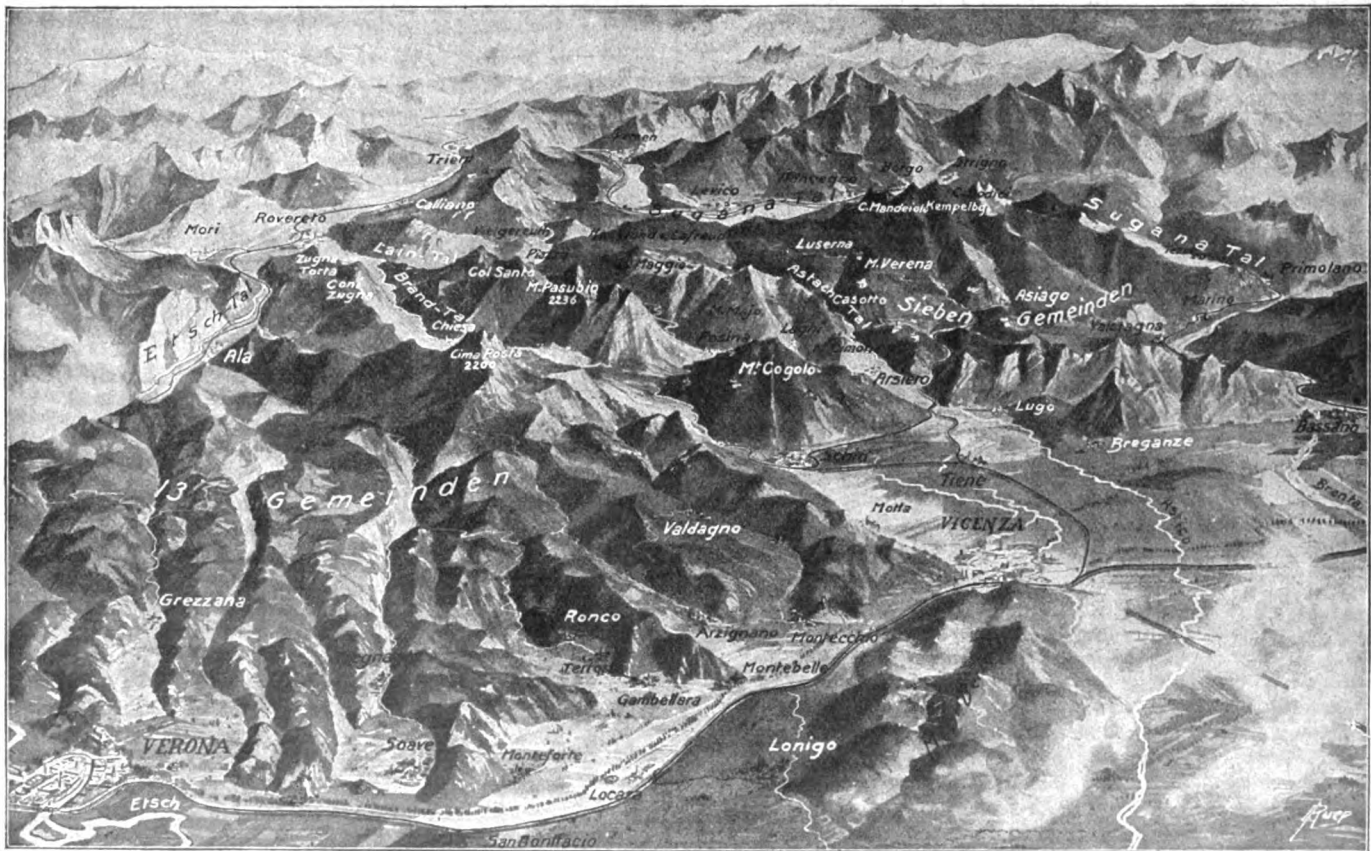


Der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Karl Franz Joseph, Führer der siegreichen Truppen in Südtirol, im Gespräch mit Offizieren einer Minenwerferkompanie.

der Zeit nach Möglichkeit ausgebaut worden. Die Fortschritte waren gegenüber der zähen Verteidigung in sehr mäßigen Grenzen geblieben und hatten unverhältnismäßige Opfer erfordert; so auch die Zerstörung einiger österreichisch-ungarischer Sperrforts.

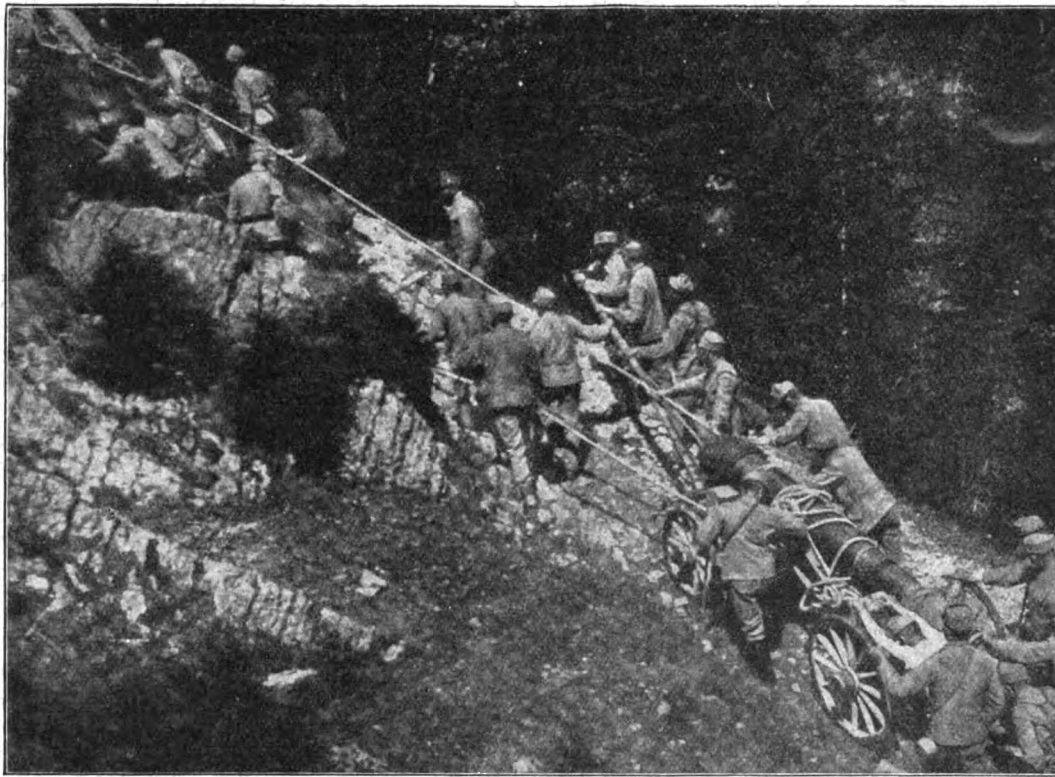
Netzt also erschien der k. u. k. Heeresleitung der Zeitpunkt zu eigenem Vorgehen gekommen. Zunächst mußte der Tiroler Boden vom Feinde gesäubert werden; dann galt es, dessen weitest vorgeschobene Sperrforts zu überwinden, und endlich mußte man den Zugang zu der inneren und stärksten Sperrfortlinie um Arsiere und Asiago zu gewinnen suchen, um der schweren Artillerie die Möglichkeit zu geben, durch Niederlegung der Panzertürme und Betonwände dieser Befestigungen den Weg in die italienische Ebene zu erschließen.

Der Schauplatz (siehe untenstehende Karte) der Kämpfe, die sich zur Erfüllung dieser Aufgaben in der zweiten Maihälfte entwickelten, ist altes deutsches Sprachgebiet, das aber im Laufe der Zeit bis auf wenige Sprachinseln verwandelt wurde. Die k. u. k. Tagesberichte brachten nun in Folge einer Verfügung von höchster Stelle die geschichtliche Überlieferung dadurch zur Geltung, daß sie für die in Frage kommenden Orte vielfach die alten deutschen Benennungen anwandten. Wir lassen zu leichtem Verständnis für die meistgenannten Ortschaften eine Verdeutschung der von den üblichen Kartenwerken fast ausschließlich gegebenen italienischen Namen folgen: Val di Ladro = Ledertal,



Vogelschaukarte zu dem österreichisch-ungarischen Vordringen in Südtirol.

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
IV. Band.



Osterreichisch-ungarische Gebirgsartillerie bei der Beförderung eines Geschützes schweren Kalibers.
Hunderte solcher Geschütze wurden bei der Offensive in Südtirol mit der größtmöglichen Beschleunigung nach vorn geworfen, eine in den hohen Bergen geradezu ungeheuerliche Aufgabe.

Trento = Trient, Rovereto = Roverit, Caldonazzo = Kalmeisch, Monte Rovere = Michberg, Val Sugana = Suganer Tal, Pergine = Persen, Fervina = Fersen, Calceranica = Kalkrain, Pauli = Gereuth, Roncigno = Rundschein, Borgo = Burgen, Cima Undici = Elfertogel, Cima Dodici = Zwölfertogel, Lavarone = Lafraun, Folgaria = Bielereth, Monte Scanupia = Knappenberg, Luserna = Lusern, Ballarsa = Brandtal, Anghebeni = Langeben, Lenotal = Laintal, Astico = Aftach, Bezzena = Wiesenalpe, Asiago = Schleggen, Sette Comuni = Sieben Gemeinden, Schio = Schleit, Strigno = Striegen.

Am 17. Mai konnten die k. u. k. Truppen nicht nur alle Anstrengungen der Italiener zur Zurückeroberung ihrer festungsartigen Bergstellung auf der Zugna Torta südlich des Dorfes Moscheri zwischen Etsch- und Brandtal vereiteln, sondern auch oberhalb des Laintals am Terragnolrücken und südlich Piazza di Costabella Raum gewinnen. Auf dem Gebirgstoß zwischen Ein- und oberem Aftachtal bemächtigten sie sich nach dem Monte Maronia auch des 1857 Meter hohen Monte Maggio, der bereits über die Landesgrenze läuft. Die Erfolge dieses Tages waren so unbestreitbar, daß die üblichen Verschleierungsversuche des Cadornaschen Berichtes, wonach die Österreicher und Ungarn „schreckliche und ungeheure Verluste“ gehabt haben sollten, durch die k. u. k. Meldung mit dem Hinweis zurückgewiesen werden konnten, daß Verluste nur der Herr des Schlachtfeldes abschätzen könne und daß die Einbußen auf österreichisch-ungarischer Seite nur sehr gering seien.

Schon am folgenden Tage, dem 18. Mai, steigerte sich der italienische Mißerfolg derart, daß die Verbreitung des k. u. k. Tagesberichts in Italien verboten wurde, um dem Volke nicht alle Hoffnung zu rauben. Betrug doch die Verluste jetzt bereits rund 10 000 Mann, 169 Offiziere, 51 Maschinengewehre, 61 Geschütze, und immer noch blieben die Österreicher und Ungarn mit ihrem unter dem Befehl des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Joseph stehenden Angriff im Fluß. Das permanente italienische Sperrfort Campomolon (siehe Kunstbeilage) und das Torarofort, beide fast 1900 Meter hoch gelegen, wurden erstürmt. Ferner arbeiteten sich die unermüdlichen Angreifer im Laufe der Nacht vom Terragnolo aus an den Nordrand des 2114 Meter hohen Col Santo vor; die dort aufgestellten schweren Batterien der Italiener konnten durch flankierendes Geschützfeuer von den neuerobernten Stellungen auf der Zugna Torta (siehe Bild Seite 481) und dem Monte

Maggio aus niedergehalten werden. Erstere überhöhte auch die italienischerseits befestigten Ortschaften Mori und Marco im Etschtale, die sonach ebenfalls nicht länger zu halten waren.

Dieser unwiderstehlichen Vorwärtsbewegung gegenüber ließ sich die von Cadorna versuchte Täuschung, als handle es sich nur um unwichtige Vorstellungen, unmöglich länger festhalten. Die italienische Heeresleitung wußte sehr wohl, wieviel auf dem Spiele stand, und leistete stärksten Widerstand, vor allem auf dem Armenterrarücken. Doch vergeblich. — Gleichfalls am 18. Mai wurden die Italiener auch zwischen den tiefeingeschnittenen Tälern des Einbaches, des Terragnolo und der Aftach unaufhaltsam zurückgedrängt.

Mehrfach betätigten sich auch die österreichisch-ungarischen Luftstreitkräfte mit der Absicht,

dem Feinde den Nachschub zu erschweren. Zum Beispiel suchten sie San Giorgio di Nogaro, Grado, Vicensa, Castelfranco, Per-la-Carnia und andere Plätze an den italienischen Anmarschbahnen heim, während die Italiener am 25. Mai einen nächtlichen Luftvorstoß gegen Triest unternahmen, der ohne Ergebnis blieb. — Den Jahrestag der italienischen Kriegserklärung (24. Mai) begingen österreichisch-ungarische Seeflugzeuge durch einen abermaligen erfolgreichen Angriff auf Bari.

Der 19. Mai brachte die Vertreibung der Italiener vom Col Santo. Diese ihrerseits unternahmen gleichzeitig auf dem Armenterrarücken mit eiligst zusammengegrafften Kräften einen nochmaligen Gegenstoß, verloren aber östlich des obersten Werkes Campomolon die Tonessospitze, den Passo della Vena und den Monte Melignane. — Im Suganer Tal rückten die k. u. k. Truppen in Rundschein (= Roncigno, siehe Bild Seite 475) ein.

Tags darauf vermochten die Österreicher und Ungarn auch auf der Hochfläche von Lafraun (siehe Bild Seite 479 oben) Raum zu gewinnen. — Die Tiroler Kaiserjäger und die Linzer Infanteriedivision nahmen die Berggipfel Cima dei Laghi und Cima di Mesole und verjagten den Gegner auch vom Borcolapaf. Vom Col Santo drangen sie gegen den 2236 Meter hohen Pasubio vor. In diesem unwirtlichen Gelände, dessen gefährliche Mulden und Spalten noch trügerischer Neuschnee deckte, war nur schrittweise und in gefährlichem Klettern vorwärts zu kommen. Als nach größten Anstrengungen und Entbehrungen das Angriffsziel endlich erreicht war, sahen sich die waghalsigen Gebirgstruppen heftigem Widerstand gegenüber; trotzdem gelang es ihnen, an dieser wichtigen Stelle, dem Schlüssel zur Straße nach Schio (Schleit), am 20. Mai und den nächsten Tagen im Vorrücken gegen Ramm und Gipfel zu bleiben.

Der äußere italienische Sperrfortgürtel war nunmehr an wichtigen Punkten bereits überwunden. Die vorgeschobenen Bergstellungen der Österreicher und Ungarn waren so gar der inneren Befestigungslinie bis auf 8 Kilometer Luftlinie nahegerückt, so daß Arsihero schon im Schutzbereich der k. u. k. schweren Artillerie lag. Die Pafßstraßen nach Arsihero, Hochastach, Vena und Borcola waren dem Vormarsch der siegreichen Armee des Erzherzogs Karl Franz Joseph (siehe Bild Seite 473) geöffnet, und auf der Brandtalstraße, die westlich der genannten Pafßübergänge von Roverit nach Schleit führt, war mit Langeben schon der Feuerbereich der Sperrforts des Passo dell' Fugazz gewonnen.

Hatten bisher die französische und die englische Presse Cadornas Bemühungen, die österreichisch-ungarischen Erfolge wegzuleugnen, nach Kräften unterstützt, so waren die Fortschritte der k. u. k. Truppen in den letzten Tagen doch so außerordentlich gewesen, daß Italiens Freunde bedenklich wurden und Cadorna vorwarfen, die gegnerischen Pläne viel zu spät bemerkt zu haben, um ihnen von vornherein wirksam zu begegnen oder doch wenigstens nach der ersten Überraschung die Lage wiederherzustellen. In diese Vorwürfe stimmte sogar ein Teil der italienischen Presse mit ein, während andere Zeitungen über die österreichisch-ungarische „Verzweislungsoffensive“ zu spotten wagten.

Inzwischen ging der Siegeszug der Österreicher und Ungarn unaufhaltsam weiter. Das Grazer Korps warf den Feind am 21. Mai auf der Hochfläche von Lastra aus seiner ganzen Stellung und dehnte die eigene Front bis auf den Gipfel des Mandriolo und die Höhen aus, die sich unmittelbar westlich der Grenze vom Mandriolo bis zum Aistal erstrecken. Der Erzherzog-Thronfolger gewann die Linie Monte Tormeno—Monte Majo. Die italienischen Verluste waren jetzt auf über 24 000 Gefangene und 170 Geschütze angeschwollen. Die ganze 50 Kilometer lange Front zwischen Etsch und Brenta war ins Vorrücken gekommen; teilweise standen die Truppen schon 8 Kilometer weit auf italienischem Boden, von dem bereits rund 50 Quadratkilometer besetzt waren. Von dem 1500 Meter hohen Monte Majo aus beherrschten die k. u. k. Truppen die Borcolastrasse bis vor Arsiere. Auch der Besitz des Monte Tormeno (1360 m) war wertvoll, weil er die Heranführung der schweren Artillerie bis auf 4 Kilometer Entfernung von dem um 800 Meter tiefer liegenden Arsiere ermöglichte.

Die Lage war allmählich für das italienische Heer so bedrohlich geworden, daß die amtliche Agenzia Stefani es an der Zeit fand, die öffentliche Meinung durch das Eingeständnis einer „provisorischen Räumung der italienischen Stellungen“ vorzubereiten.

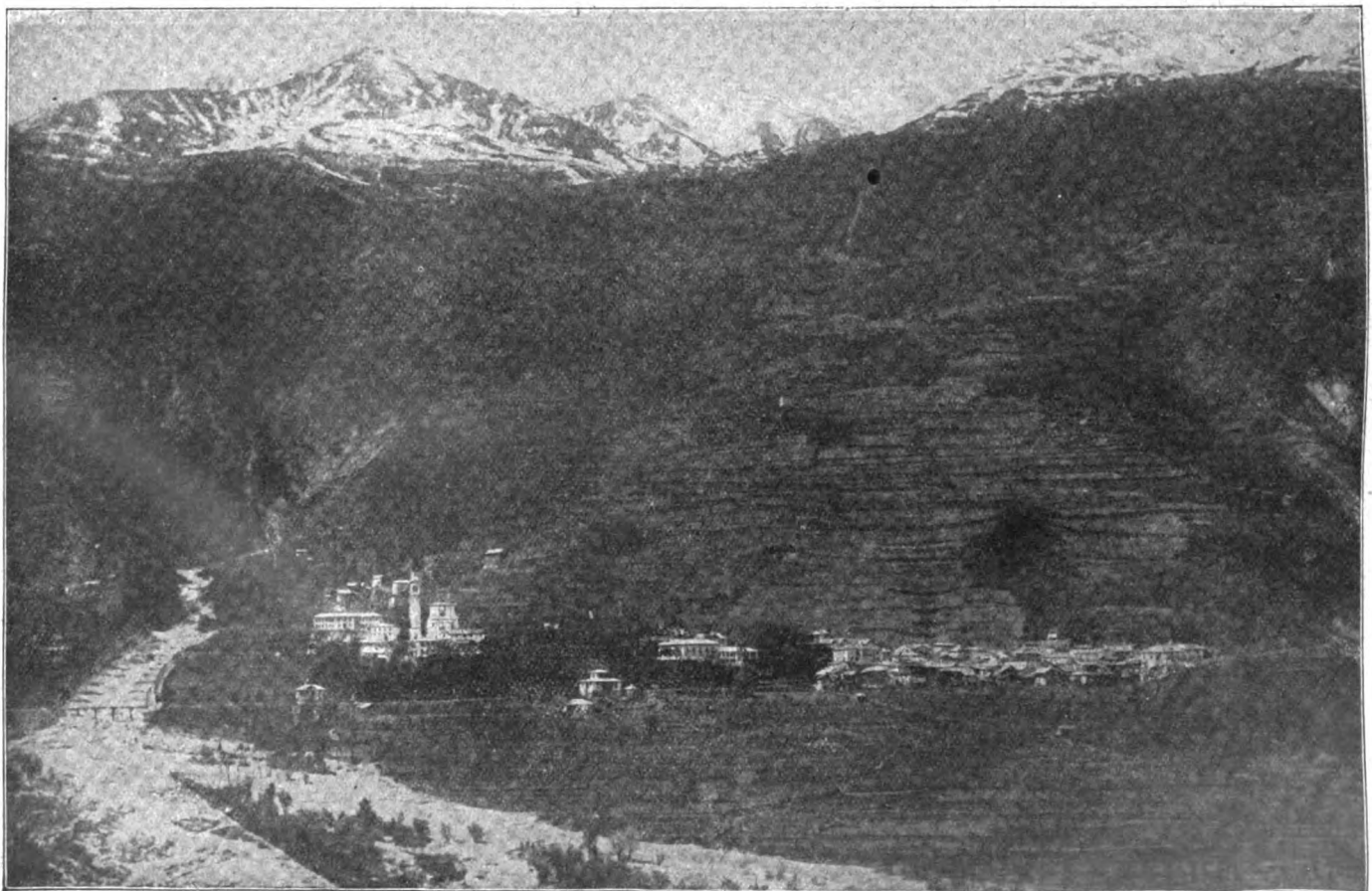
Gleichzeitig erließ Erzherzog Friedrich folgenden Armeekommandobefehl: „Soldaten der Südwestfront! Vergeßt nicht im Kampfe, daß Italien an der Verlängerung dieses Krieges schuldig ist. Vergeßt nicht die Blutopfer, die er gekostet hat. Befreit eure Heimat von den Eindringlingen. Schafft der Monarchie auch im Südwesten die Grenze, deren sie für ihre künftige Sicherheit bedarf!“

Schon in seinem nächsten Tagesbericht konnte der österreichisch-ungarische Generalstab von einem „fluchtartigen Rückzug“ der Italiener sprechen. Am 22. Mai eroberte das Grazer Korps nach Überschreitung der Grenze das an dem 2000 Meter hohen Monte Berona eingebaute gleichnamige italienische Sperrfort, das die Asstraß nach Miago (= Schleggen) beherrscht. Damit war der ganze Abschnitt nördlich und südlich des Brentaflusses zwischen Monte Collo und Armenterrücken vom Feinde geräumt, der zudem Burgen (siehe Bild Seite 476/477) unter Verlust riesiger Mengen an Kriegsmaterial preisgeben mußte. — Auch zwischen dem Gipfel des Mezzano am Süden des Jugnarückens und dem Pasubio, dem südlichen Ausläufer des Col Santo, drangen die k. u. k. Truppen vor; sie erreichten den Anfang des Brandtals, griffen Chiesà, den letzten Ort vor dem Passo delle Fugazze an und drückten bereits auf den inneren Fortgürtel von Arsiere.

Mindestens sechs italienische Divisionen waren jetzt schon an den Kämpfen beteiligt und hatten ein Viertel ihres Bestandes als Gefangene abgeben müssen. Die von den Italienern eingebauten Geschütze wurden alsbald gegen sie in Dienst gestellt. Sehr zustratten kam den Siegern der vom Feinde in monatelanger mühevoller Arbeit herbeigeführte vortreffliche Zustand der Bergstraßen, der die Beförderung der schweren Artillerie an ihre Standorte wesentlich erleichterte.

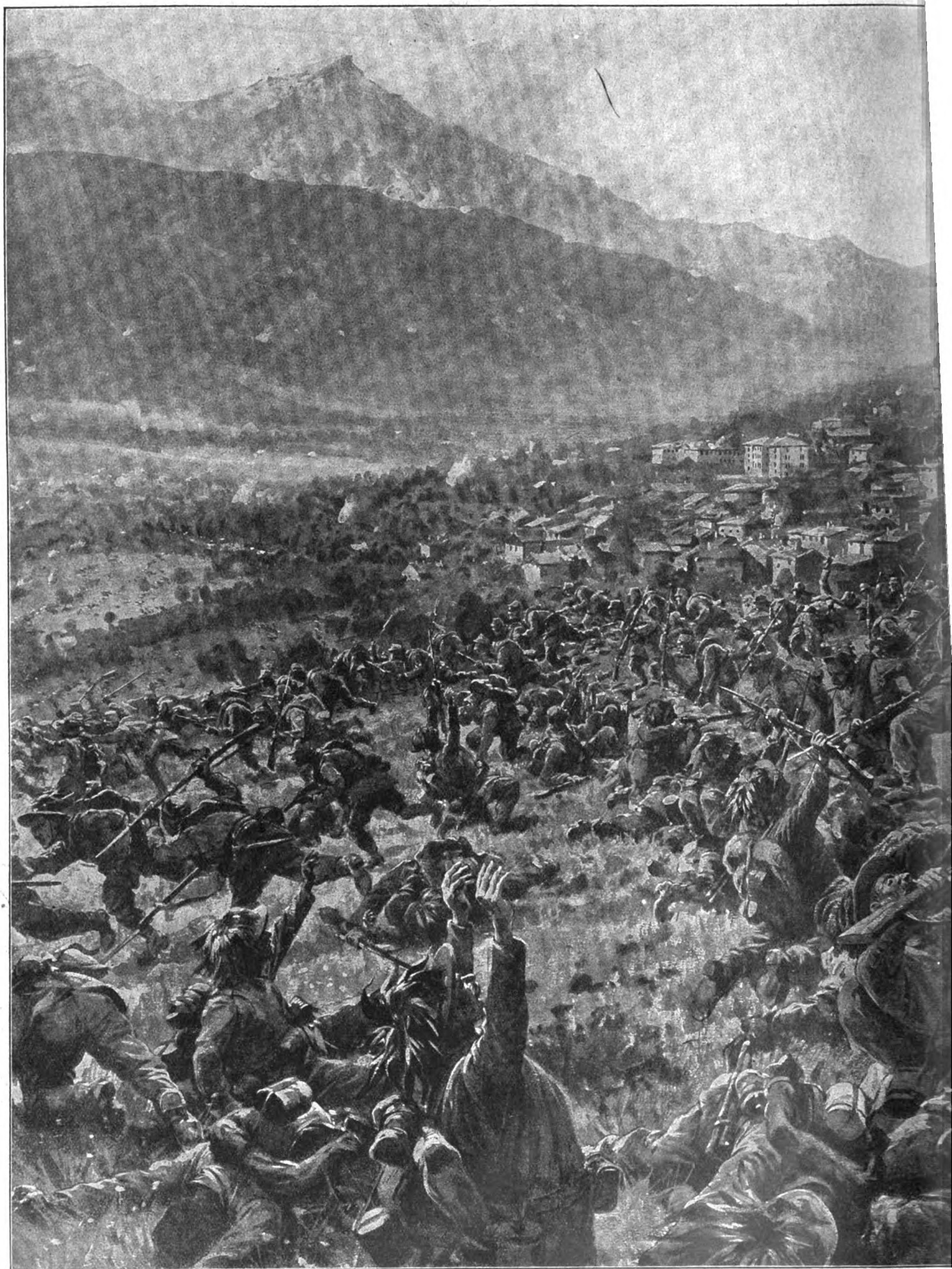
Der 23. Mai brachte den Angreifern einen abermaligen großen Erfolg mit der Eroberung des mächtigen italienischen Panzerwerkes Campolongo zwischen Arsiere und Miago und der anschließenden schweren Batterien. Den beiden italienischen Hauptsperrpunkten war man damit abermals ein Stück näher gekommen. — Das Grazer Korps gewann die Höhenrücken nördlich des Suganer Tales von Salubio bis Burgen und vertrieb den Feind vom Kempelberge.

Zur Bewältigung des Nachschubes, der in rasch wachsendem Umfang nötig wurde, mußten bereits zahlreiche Züge auf den wichtigsten Bahnlinien, wie Mailand—Verona—Venedig, dem regelmäßigen Verkehr entzogen und für militärische Zwecke beschlagnahmt werden. Auffallend groß und besonders empfindlich war namentlich der Verlust der Italiener an Geschützen, der sich daraus erklärte, daß sie diese auf den höchstgelegenen Bergpunkten zum großen Teil fest eingebaut hatten und nun bei dem unwiderstehlichen An-

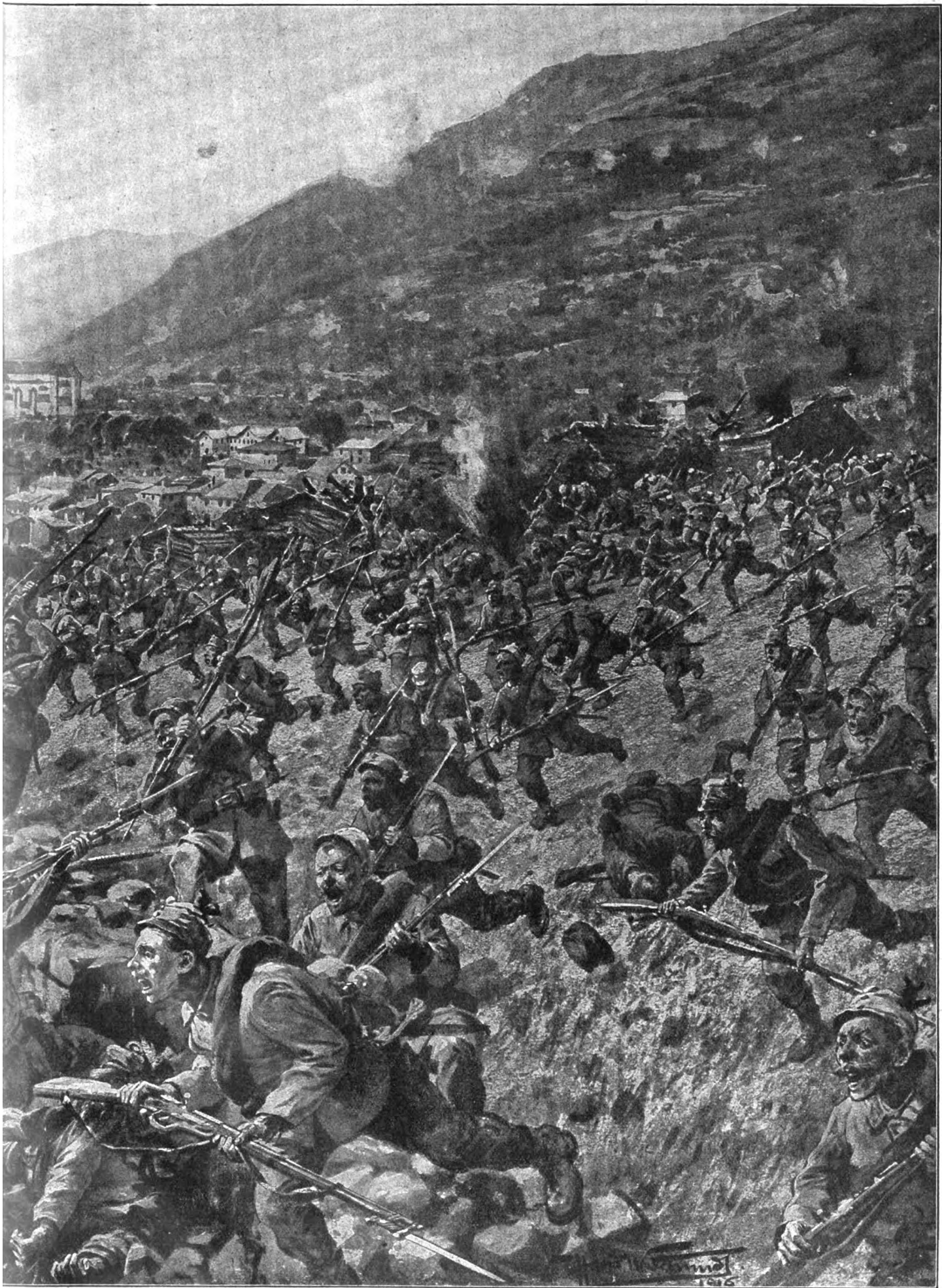


Blick auf Rundschin (Roncegno) im Suganer Tal, das am 19. Mai 1916 von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzt wurde.

Phot. Leipziger Presse-Büro.



Die österreichisch-ungarischen Truppen besetzen bei ihrem Vordringen in
Im Hintergrunde das bereits am 19. O.
Nach einer Originalzeichnung



Südtirol die Stadt Burgen (Borgo) im Suganer Tal am 22. Mai 1916.
ist genomene Rundschein (Roncegno).
i Professor Hans W. Schmidt.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die Hochfläche von Vielgereuth, auf der die österreichisch-ungarischen Truppen am 16. Mai 1916 die feindlichen Stellungen Soglio d'Aspio-Coston-Costa d'Agro-Maronia erstürmten, und von der aus sie nach Überschreitung der italienischen Grenze die feindlichen Werke Campomolon und Toraro eroberten.

sturm der Österreicher und Ungarn meist nicht mehr die Möglichkeit fanden, die Geschütze mitzuführen oder auch nur unbrauchbar zu machen.

Auch italienische Versuche, durch Vorstöße an anderen Stellen, wie bei Doberdo, bei Glitsch, am Pflöden und am Peutellstein, den Gegner von seiner Hauptfront abzulenken, vermochten die dortigen Fortschritte nicht aufzuhalten. Zunächst wurde trotz aller hartnäckigen Gegenwehr Chiesia genommen. Die Italiener versuchten im Schutze der Nacht einen Entlastungstoß gegen Roana über die Affaschlucht; die Truppen des Grazer Korps, die ihnen hier gegenüberstanden, bemerkten die Absicht aber zeitig genug, um sie vollständig vereiteln zu können. Südlich des Suganer Tals wurden im Gebiete des Zwölferkogels ebenfalls Fortschritte gemacht, und nördlich des genannten Tales überquerten k. u. k. Truppen trotz hartnäckiger feindlicher Abwehr das Masotal, wobei die Ortschaft Striegen genommen wurde. Auch die vom Kempelberge niedersteigenden Streitkräfte gewannen nach Süden durch Befekung des Corno di Campoverde Raum. — Im Quellgebiet der Ceggia besetzten die Österreicher und Ungarn den 2185 Meter hohen Gipfel des das Masotal beherrschenden Cista.

Das Zentrum der österreichisch-ungarischen Armee stand jetzt unmittelbar vor der stärksten Sperrlinie auf ihrem Wege nach der Ebene von Arsiero und Asiago. Ein Teil der schweren Geschütze wurde schon gegen die mächtigen Befestigungen gerichtet; doch hatte die Hauptmasse der Artillerie dem eiligen Vorrücken der Infanterie noch nicht folgen können und mußte herangeholt werden (siehe Bild Seite 474). Während

dies geschah und die angekommenen Geschütze mit Hilfe der Flieger sogleich eingeschossen wurden, schloß sich der Ring um Arsiero immer enger. Am 25. Mai wurden die Italiener zuerst aus ihren Stellungen westlich Barcarola vertrieben, sodann in siebenstündigem schweren Kampfe die Waldungen des Monte Cimone von ihnen gesäubert und ihnen der Gipfel entzogen. Damit hatten sich die österreichisch-ungarischen Spitzen bis auf zwei Kilometer an Arsiero herangearbeitet. Auch die beiden Flügel, der rechte am Etschtal und der linke im Suganer Tal, blieben in flottem Fortschreiten. Südöstlich Burgen wurden der Civaron und der Elferkogel genommen. Ferner gelang einem Teil des Grazer Korps die Erstürmung des gesamten Höhenrückens Campoverde bis Meata östlich des Affatals, gegenüber dem Monte Berena. Mit solcher Gewalt gingen hierbei die stürmenden Truppen trotz schwierigsten Geländes vor, daß die Italiener ihre seit langem vorbereitete feste Stellung in regelloser Flucht preisgeben mußten; sie gerieten dabei mitten in das Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie und trugen die schwersten blutigen Verluste davon. An Gefangenen büßten sie 2500 Mann, darunter einen Oberst und mehrere Stabs-offiziere, ein und mußten außerdem 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre, 300 Fahrräder und viel anderes Kriegsgerät in der Hand des Siegers lassen. Dieser war damit zugleich von Norden her noch näher an Asiago herangerückt.

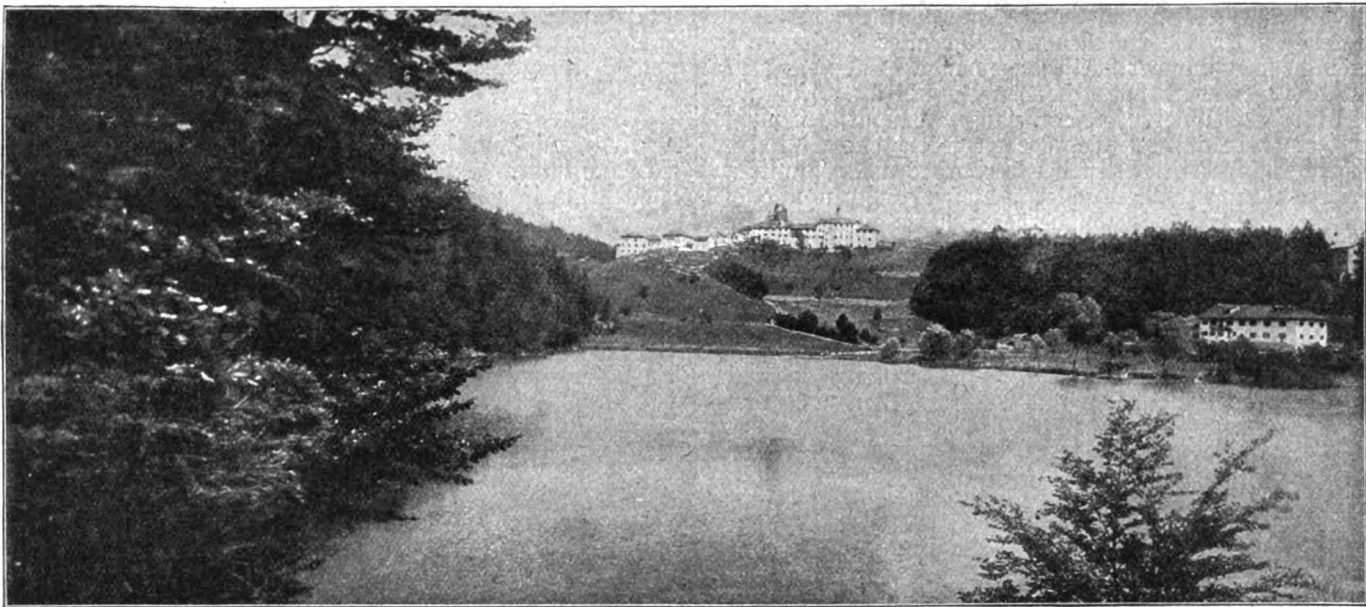
Am 26. Mai folgten Hauptschläge gegen Arsiero wie gegen Asiago. Fünf Kilometer nördlich des letzteren wurde der wichtige Monte Moschice genommen, der den Berg Asiago um mehrere hundert Meter überhöht.

Ebenso drangen die Österreicher und Ungarn auf dem das Suganer Tal auf seiner südlichen Seite begleitenden Höhenrückens weiter vor und setzten sich in Besitz der Cima Maora. Bei der gegen Arsiero an diesem Tage gerichteten Unternehmung zeichnete sich Oberleutnant Albin Mlatar vom 14. Sappeurbataillon rühmlich aus. Mit wenigen Leuten stürmte er das wichtige Panzerwerk Casarati, das bereits zu der inneren Befestigungsgruppe von Arsiero gehört und südwestlich Barcarola die Straße durchs Aftachtal sperrt. Die Tat wurde ausgeführt, während von beiden Seiten die Artillerie noch tätig war. Aber ungeachtet des schweren Feuers drang Mlatar mit seiner tapferen kleinen Schar ein. Dabei wurden italienische Sappeure überrascht, wie sie eben im Begriff waren, das Werk zu sprengen; sie wurden hieran verhindert und gefangen abgeführt.



Phot. Welt-Press-Photo, Wien.

Zum Vorbringen des österreichisch-ungarischen Heeres an der italienischen Grenze. Siegesfrohe Truppen rücken in ihren Kampfstand.



Blick auf Lafraun auf der gleichnamigen Hochfläche in Südtirol.

Phot. Leipziger Presse-Bur.

Der folgende Tag, der 27., brachte neue Erfolge: westlich Arsiero wurde das Panzerwerk Cornolo und im befestigten Raum von Asiago südwestlich des Monte Interrotto die permanente Talsperre Val d'Alsa erstürmt. Das Panzerwerk Cornolo liegt, nur noch wenig über einen Kilometer von Arsiero entfernt, westlich der Mündung des Torrente Freddo in den Torrente Posina und sollte das Vorrücken des Feindes in die Täler dieser beiden Flüsse verhindern. Nicht minder wichtig war die Talsperre Val d'Alsa. Ihr Besitz ermöglichte den Angreifern die letzten Schritte gegen Asiago, das hiernach fast schon als sturmreif gelten konnte.

Dies sollte sich bereits am 28. Mai zeigen. An diesem Tage erstürmten die Truppen des Grazer Korps, die schon gewaltige Strapazen hinter sich hatten, bergauf, bergab in schwierigstem Gelände den Feind immer aufs neue angreifend und vor sich hertreibend, auf drei Seiten Asiagos die italienischen Stellungen. Südwestlich bei Roana, einer fast rein deutschen Sprachinsel an der Straße Asiago—Pedersale, überschritt eine Gruppe das Asfital, eroberte die Talhöhen östlich und südlich des Talsknees und griff den Feind auch bei Canova an der Bahnlinie Asiago—Schio an; hier wurde er nach hartem Ringen aus seinen Stellungen geworfen. Die Österreicher und Ungarn waren damit Herren der von Asiago nach Westen führenden Verbindungen. Westlich Asiago wurde das starke Panzerwerk auf dem 1400 Meter hohen Berg Interrotto von Infanterie im Zusammenwirken mit schwerer Belagerungsartillerie erstürmt und die neue Stellung auch auf die südlich des Interrotto gelegenen Höhen ausgedehnt. Nördlich Asiago endlich wurden von der schon früher erreichten Gipfelinie Maora—Campoverde—Moschice aus die Bergspitzen Campo Bianco—Zingarella—Zebio gewonnen. — Ferner wurden im oberen Posinatal die Italiener in ihren Verschanzungen beim Monte Corte Bettale angegriffen und geworfen, wobei die österreichisch-ungarische Artillerie von dem wenige Tage zuvor erstürmten Berg Majo bereits wirksam mit eingriff. Der 29. brachte den k. u. k. Truppen weitere bedeutende Erfolge bei Arsiero.

Nach glücklichem Überschreiten des Posinabaches erstürmten sie die südlichen Talhänge. Im oberen Teil dieses Tales rafften sich unter dem Schutz der mächtigen Festungswerke Monte Cogolo und Monte Novegno auch die Italiener zu mehrfachen heftigen Angriffen auf, die sich gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen südlich und westlich des Ortes Bettale richteten, aber an allen Punkten mit völligem Mißlingen endeten. — Die an diesem Tage von den k. u. k. Truppen

errungenen Erfolge wurden gekrönt durch die Eroberung des fast 1000 Meter hoch gelegenen starken Panzerwerkes Punta Corbin östlich Arsiero, eines der letzten Bollwerke um die Feste, das die Eisenbahnlinie Asiago—Schio beherrschte.

Die letzten vierzehn Tage waren für die Österreicher und Ungarn ein ununterbrochener Siegeslauf gewesen, der nicht allein zur Säuberung Tirols vom Feinde geführt, sondern ein gutes Stück italienischen Bodens in den Besitz der k. u. k. Truppen gebracht hatte. Die starken Festungen Arsiero und Asiago waren nunmehr, nach Niederlegung des äußeren Sperrgürtels, unmittelbar bedroht, ihr Fall, mit dem sich der Zugang nach der oberitalienischen Tiefebene öffnen mußte, nur noch eine Frage der Zeit. Schon ließ Cadorna Städte und Dörfer Oberitaliens von der Zivilbevölkerung räumen, und sogar das feste Verona erschien nicht mehr sicher. —

Mit welcher Umsicht und Überlegenheit der große erfolgreiche Vorstoß der österreichisch-ungarischen Streitkräfte vorbereitet und durchgeführt wurde und wie gewaltig der Eindruck in Italien war, zeigen deutlicher als vieles andere folgende von der Turiner „Stampa“ gebrachten Ausführungen Luigi Ambrosinis, dem die Leistungen des Feindes wider seinen Willen Bewunderung abnötigten:

So gewaltig die österreichisch-ungarische Offensive vorbereitet war, so geschickt wurde sie ausgeführt. Man spricht von einer unheimlich hohen Zahl von Geschützen aller Kaliber, und man behauptet, daß, obwohl ein ganz ungeheurer Artilleriepark bereits angesammelt sei, zu größerer Sicherheit, und um den Erfolg zu gewährleisten, noch immer weitere Kanonen herangebracht werden. Selbst den Mond stellte der Feind in seine Berechnungen ein, suchte er sich doch für den Beginn seines am 15. Mai einsetzenden Vorstoßes die günstigste Mondphase aus. Es war schon bekannt,



Phot. Welt-Press-Photo, Wien.

Gefangene Alpini aus den Kämpfen bei dem österreichisch-ungarischen Vorgehen in Südtirol.

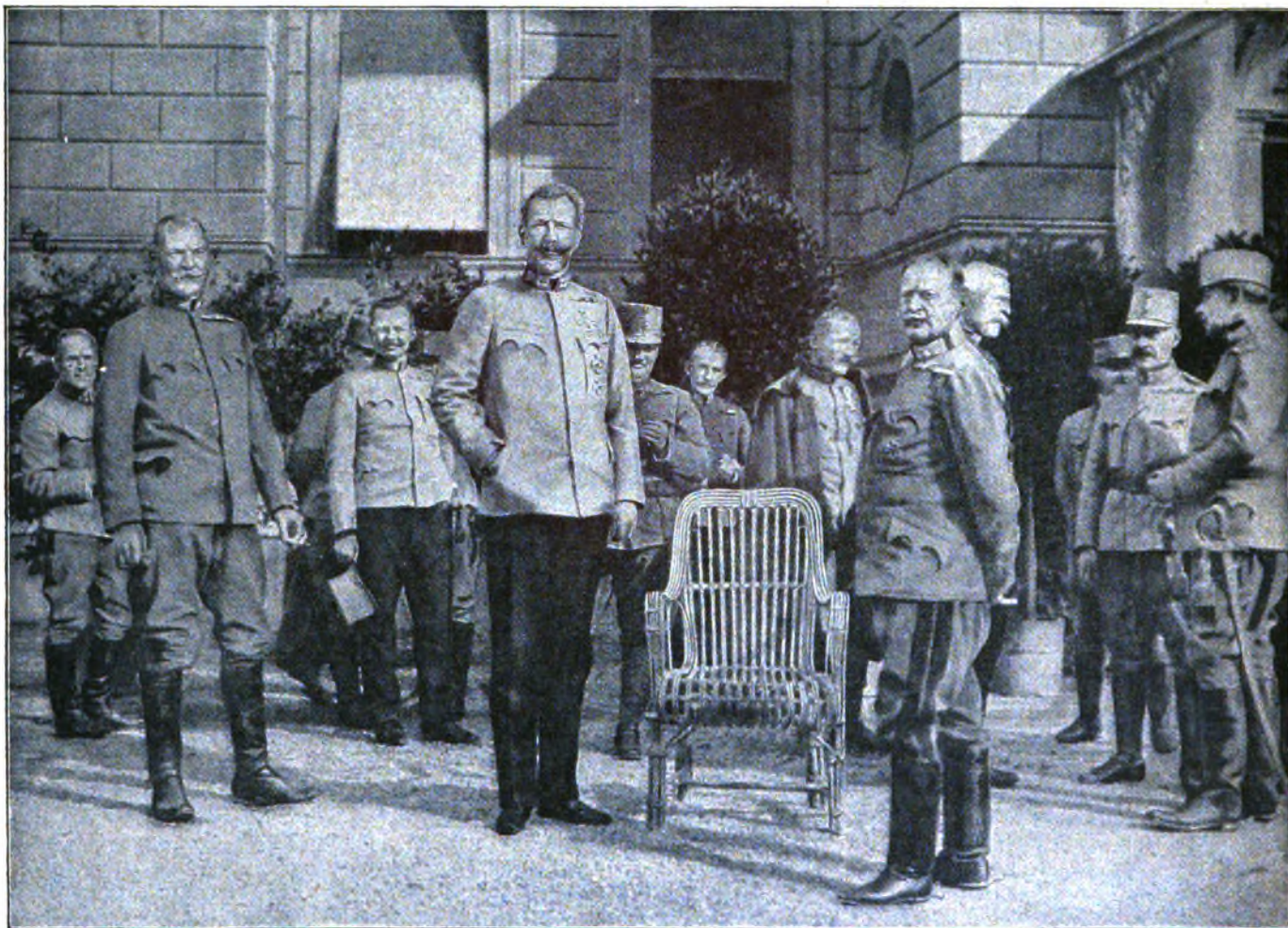
daß die Österreicher und Ungarn mit Vorliebe bei Nacht angreifen, aber diesmal haben sie ihr altes Verfahren in geradezu scharfsinniger Weise angewandt. Alles das zeugt von der bis ins kleinste gehenden Umsicht ihrer Führung.

Um ein Beispiel zu geben: ganzen Landstrichen wühlte der Feind ein anderes Gepräge zu geben, das Bild einer Gegend durch kluges Verstellen hervorstechender Punkte zu verwirren, unsere Beobachterposten zu täuschen und die eigenen Stellungen in wunderbarer Weise zu verschleiern. So waren eines Nachts unverhofft zwei große Tannen gewachsen, während ein kleines weißes Häuschen wie vom Winde fortgeblasen erschien. Im einzelnen waren es nur kleine Schliche, die aber in ihrer irreführenden Gesamtheit die großartige Vorwärtsbewegung erleichtert und ihren Zweck erfüllt haben, nämlich dem Feinde Opfer zu ersparen, uns aber Fallen zu stellen und Verlegenheiten zu bereiten.

licher in Erscheinung, als wir uns vielleicht schon einer Kriegsführung nähern, die mit dem berühmten Laufgraben- und Stellungskrieg nichts mehr gemein hat.

* * *

Auch auf dem seit Monaten verhältnismäßig ruhigen **Balkan** wurde es nach Mitte Mai lebhafter. Namentlich ist von einigen größeren Luftvorstößen zu berichten. So bewarf am 18. Mai ein Flugzeuggeschwader der Mittelmächte die feindlichen Lager bei Rufus, Caufica, Mihailva und Saloniki wirkungsvoll mit Bomben; die Antwort war ein Luftangriff auf Aftüb und Gergeli. — Vom 26. meldeten die Österreicher und Ungarn, daß die Italiener die am Nordufer der Vojusa liegenden Ortschaften zu brandschlagen suchten, dabei aber von den t. u. t. Truppen gestört und verjagt wurden.



3. 1. 2. 4.
Im Hauptquartier des Kommandanten der österreichisch-ungarischen Südwestfront, Generaloberst Erzherzog Eugen.

1. Generaloberst Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Eugen; 2. t. u. t. Kriegsminister Generaloberst Alexander Freiherr v. Krobatin; 3. Vorstand der Präsidialkanzlei im t. u. t. Kriegsministerium Generalmajor Karl Edler v. Bellmond; 4. Generalstabschef Feldmarschallleutnant Krauß.

Die fortwährende Tätigkeit ihrer Flieger brachte ihnen außerdem eine bis ins kleinste gehende Kenntnis der Front, einen genauen Überblick über unsere Zufahrtstraßen, diente ihnen zur Auffindung unserer Geschützstellungen und zur sicheren Einstellung der eigenen Feuermündungen. Und als ob das alles noch nicht genug gewesen wäre, widmeten sie sich neben der Aufklärung auch noch dem ergiebigen Abwerfen von Bomben.

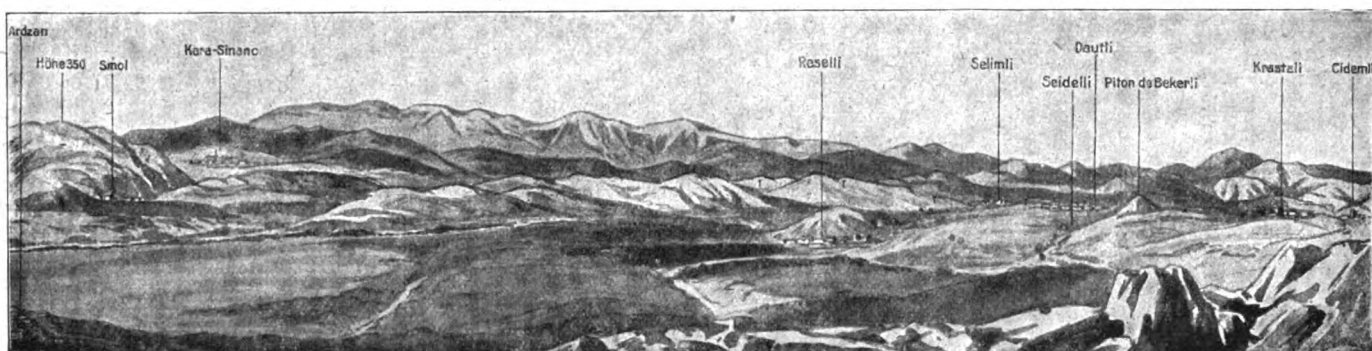
Gerade zur Jahresfeier unserer Kriegserklärung müssen uns die Worte wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werden, mit denen Italiens König seinerzeit der Macht der feindlichen Heere gedachte: Es ist kein Kennzeichen der Stärke, den Feind zu verachten und herabzusehen, wie wir denn auch niemals die militärischen Tugenden des Feindes verkannt haben. Österreich-Ungarn ist eine Militärmacht, und schon allein seine geschichtliche Überlieferung gibt ihm nicht wenig Gewicht und Kraft. — Auf dieser seiner neuen Front spielt Österreich-Ungarn um den Frieden für 1916. Italien aber kämpft um seine Zukunft, und das tritt um so deut-

An der Front um Saloniki (siehe Bild Seite 485 oben) hatte General Sarrail neuerdings großen Eifer in dem Ausbau seines linken Flügels gezeigt. Nach Sicherung des Wardartales hatte er sich gegen Monastir vorgeschoben, um dort dem Gegner in die rechte Flanke zu kommen. Bei diesen Truppenverschiebungen waren die beiderseitigen vorderen Linien in immer engere Berührung gekommen und hatten sich schon kleinere örtliche Gefechte geliefert, die sich am 23. und 24. Mai in der Gegend von Doiran zu ernstlichen Zusammenstößen erweiterten und in einer großen Artillerieschlacht gegen das südwestlich Gergeli gelegene Dorf Majadag gipfelten. Bulgarische Artillerie verteidigte das Wardartal (siehe Bild Seite 484) gegen Sarrail, der bemüht war, die Randhöhen gegen Gergeli zu besetzen, wobei er zur Verbesserung seiner Stellung einige griechische Forts rücksichtslos von ihren Besatzungen säuberte (siehe die beiden Geländeansichten Seite 482).

Auch die Mittelmächte konnten nicht immer vermeiden, griechischen Boden zu betreten. Unter anderem besetzten



Erkürmung der Zugua Forta, südlich von Noveret (Novereto), durch österreichisch-ungarische Truppen in der Nacht vom 16. zum 17. Mai 1916.
Nach einer Originalzeichnung von Hans Treiber.



Das Gebiet der Scharmügel zwischen den deutsch-bulgarischen und den Vierverbandsstruppen an der griechisch-bulgarischen Grenze. Die T-Beichen bedeuten die Grenzpfähle. Nach einer französischen Darstellung.

deutsche (siehe Bild Seite 485 unten) und bulgarische Truppen am 29. Mai die wichtige Enge von Rupel an der Struma. Es gelang, die griechische Regierung davon zu überzeugen, daß dies lediglich zur Sicherung gegen die Vierverbandsstruppen geschehen war, die durch die Wegnahme des griechischen Forts Dowatepe den Zugang zum unteren Strumatal in Besitz genommen hatten. Demgegenüber war die Festsetzung in Rupel unvermeidlich gewesen. Weiterhin gingen Deutsche und Bulgaren gegen Demirhisar und Serres vor, und es hieß ferner, daß sie auch Kavalla (siehe

Bild Seite 483) zu erreichen suchten. Diese Bewegungen waren für den rechten Flügel Sarrails bedrohlich, und da er sich vorzugsweise auf dem linken Flügel verstärkt hatte, so geriet er nun in große Ungelegenheit. In Paris und London entlud sich der Zorn über diese unerwünschte Wendung in einer womöglich noch gesteigerten Schroffheit gegenüber dem unglücklichen Griechenland, dem man einen Vorwurf daraus machte, daß es den deutschen und bulgarischen Truppen nicht bewaffnet entgegengetreten sei.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Auf Patrouille*).

Von Dr. Reinhold Eichacker, Hauptmann d. L.

1.

Nach Anbruch der Dunkelheit ist vom Infanterieregiment Nr. X durch eine Offizierspatrouille die Stellung des Feindes im Monstrewäldchen erkundet zu lassen. Es kommt darauf an, Ausbau der Stellung, Lage und Art der Hindernisse, Stärke der Besatzung und annähernde Entfernung der Reserven möglichst zweifelsfrei festzustellen.

So lautete der Befehl. Ich übernahm die Führung der Patrouille. Der Auftrag war ebenso wichtig, wie schwer zu erfüllen. Das Monstrewäldchen war vor einigen Tagen nach erbitterten Kämpfen dem Feind in die Hände gefallen und hatte uns seitdem recht unangenehme Stunden bereitet. Durch seine vorspringende Lage bohrte es sich wie ein Dorn in unsere vorderste Front und flankierte einen Teil unserer Gräben durch Maschinengewehrfeuer. Das Wäld-

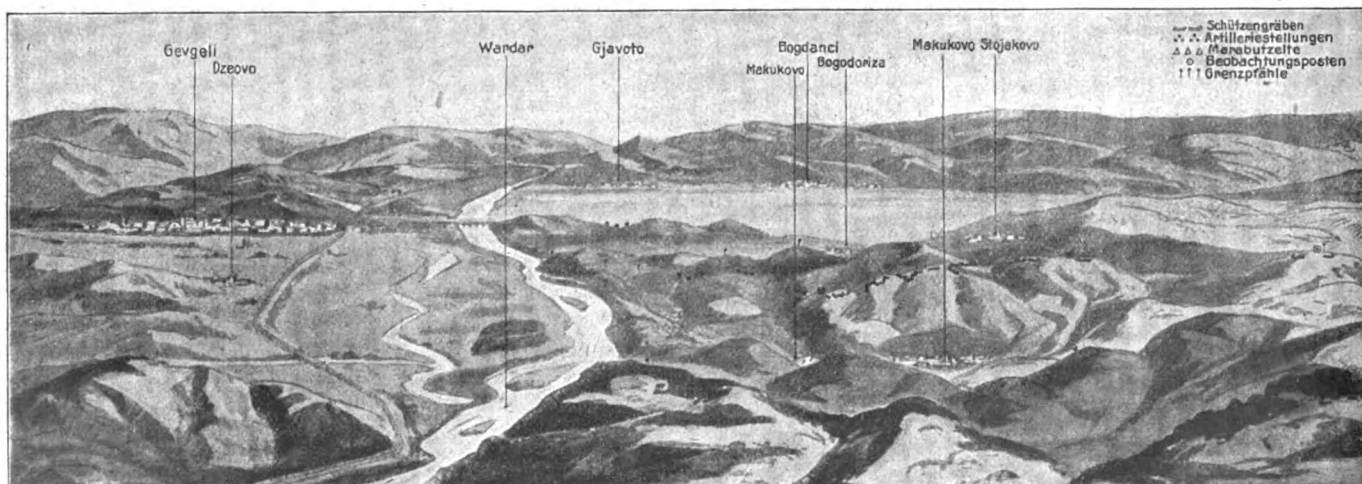
*) Wir entnehmen die nachfolgende Schilderung dem im Verlag der Union in Stuttgart erschienenen Buch eines Mitkämpfers, wie es in diesem Krieg noch nicht geschrieben wurde: „Eichacker, Briefe an das Leben. Von der Seele des Schützengrabens und von den Schützengräben der Seele.“ (Preis geheftet 1 Mk.) Wie hier so kommt auch in den übrigen Schilderungen von ergreifender Wahrheit und packender Darstellungskraft das innerste Wesen dieses völkervernichtenden Ringens in seiner ganzen Furchtbarkeit und Größe zum Ausdruck. Es sind Kriegswahrheiten, keine Kriegsmärchen, von erschütternder Echtheit und Tiefe.

chen mußte wiedergewonnen werden um jeden Preis. — Das wußte der Feind, und er mußte sich danach eingerichtet haben. Ich war mir der Schwierigkeit meiner Aufgabe voll bewußt. Unsere Erkundung mußte uns nicht nur in das jedenfalls stark besetzte Wäldchen, sondern noch hinter die vordersten feindlichen Gräben führen. Mein Plan war sorgfältig überdacht, jedes Hindernis im voraus erwogen. Die Nacht konnte kommen. Ich war bereit.

Um sechs Uhr abends war es schon stockdunkel. Der Himmel hing dicht bewölkt. Freund und Feind lagen scharf auf der Lauer. Vereinzelt Schüsse flackerten schläfrig von hüben und drüben, schlugen gegen die Schutzschilde, bohrten sich in die Sandsäcke oder sangen über die Köpfe weg. Schrapnelle und Granaten röhren und heulten unablässig heran, schlugen krachend vorn vor die Brustwehr, rissen dem Dunkel flammende Wunden, wirbelten Steine und Schlamm zur Höhe. Es war eine „stille Nacht“ — für den Westen.

Das Schwierigste war, erst einmal herauszukommen aus unserem Graben, unbemerkt. — Unermüdlich stiegen die Leuchtraketen und warfen ihren blendenden Kranz über Graben und Brustwehr. Das ganze Gelände war taghell erleuchtet, sekundenlang. Dann doppeltes Dunkel.

Ich wartete, bis das Tempo etwas ruhiger wurde. Vorläufig war an ein Verlassen der Deckung gar nicht zu denken. Jeder Stein, jede Kante war haarförmig beleuchtet. Leise unterrichtete ich nochmals meine Begleiter. Ein Unteroffizier und zwei Leute, die sich freiwillig gemeldet hatten. Sie verstanden und wiederholten meine Befehle. Der



Das Wardartal bei Geygeli. Nach einer französischen Darstellung.

fl.inste Fehler konnte die schlimmsten Folgen haben. Es ging um das Leben. Wir wußten es alle und fühlten das wohlige Prickeln der Gefahr in unserem Blute. Und wir warteten.

Für den Ausstieg kam nur der rechte Teil unseres Grabens in Frage. Der linke lag im Flankenfeuer des Wäldchens. Es traf sich günstig, daß gerade vor diesem Abschnitt eine kleine Mulde lag, ein winziger Bach, der jetzt ausgetrocknet war. Die Mulde mußten wir im ersten Anlauf erreichen.

Noch immer stiegen und fielen die Leuchtkugeln, wie das Spiel eines gewandten Jongleurs, unermüdlich. Und doch schienen mir die Pausen allmählich etwas länger zu werden. Um Atemlänge. Ich verglich die Sekunden mit der Uhr. Acht Uhr war es geworden. Es wurde Zeit, zu beginnen.

Ich schob meine Revolvertasche nach rückwärts, nahm den Dolch zwischen die Zähne, um beide Hände frei zu bekommen, und gab meinen Leuten das Zeichen, sich bereit zu halten. — Wir mußten alle zur gleichen Zeit über die Brustwehr, in einem einzigen Sprunge.

Zusammengedrückt lauerten wir auf einem Trittbrett, zum Absprung bereit. Hinter jedem von uns stand ein Hilfs-

langsam, mühsam und anstrengend war dieses Kriechen. Nach einer Stunde hatten wir drei Viertel des Weges zurückgelegt. Dann begannen die Sträucher.

Nun galt es Vorsicht! Jeden Augenblick konnten wir auf einen feindlichen Posten stoßen oder auf eine Patrouille.

Mit angehaltenem Atem zog ich mich weiter, schneckenähnlich, schlangengleich. Wie in Karl Mays Indianergeschichten. Ich mußte lächeln bei dem Gedanken. Unmittelbar hinter mir folgte mein Unteroffizier Lorenz, ein blutjunger Bursche. Ihm machte die Sache einen riesigen Spaß. Von Zeit zu Zeit fühlte ich seine Hand suchend auf meinem Stiefel. So hielten wir uns in der Richtung. Die niedrigen Sträucher gaben uns willkommenen Schutz. Vor allem auch gegen das blendende Licht. Streckenweise lagen wir tief im Schatten. Die Augen gewöhnten sich langsam an das Dunkel. Unhörbar kamen wir vorwärts. Wir mußten jetzt etwa auf hundert Schritte ans Wäldchen heran sein. Da fühlte ich plötzlich ein kurzes, heftiges Ziehen an meinem Fuße. Regungslos blieb ich liegen. Lorenz schien etwas bemerkt zu haben. Ich wartete. Lautlos schob er sich neben mich, dicht an mein Ohr: „Herr Leutnant — dort — rechts —!“ Ich nickte und bohrte die Blicke ins Dunkel. — Nichts —! Keine Bewegung —



Die auf steilem Felsstrand gelegene Altstadt des griechischen Hafenortes Kavalla, in dem von den Engländern Truppen gelandet wurden.

mann. Ganz wie beim Start auf der Rennbahn. Eben stieg wieder eine Leuchtkugel, gerade uns gegenüber. In zehn Sekunden etwa mußte sie erlöschen, dann war es Zeit für uns.

Langsam schwebte sie nieder zur Erde, ganz allmählich, — immer tiefer — berührte den Boden — und erlosch.

„Los!“ zischte ich heiser, und wie von Federn geschleht, schossen wir über die Brustwehr, stolperten, fielen auf die Knie, rissen uns aufwärts, warfen uns fünf, sechs Sprünge vorwärts und fielen platt auf den Bauch in den Graben. Keine Sekunde zu früh. — Eine neue Rakete piff in die Höhe und warf ihren Regel weit über die Felder. Wir rührten uns nicht. Wie die Steine lagen wir still, mit gepreßtem, keuchendem Atem. Gott sei Dank, der erste Sprung war gelungen. Wir mußten, um uns näher ans Wäldchen zu arbeiten, im Graben etwa 200 Meter zur Seite kriechen, zwischen unseren Gräben und dem lauernden Feinde, um von rückwärts an das Wäldchen heranzukommen. Dort standen niedrige Sträucher, die das Heranschleichen erleichterten. Nur der feindliche Horchposten war uns gefährlich.

Das Licht der Raketen blendete unser Auge. Das unmittelbar folgende Dunkel war undurchdringlich. Auf dem Bauche kriechend, rutschten wir hintereinander im Graben seitwärts, bei jedem Lichtschein zu Stein erstarrend. Endlos

kein Laut. Vor mir ein Strauch — dann ein Stein — dann wieder ein Strauch — dann — halt! — der Strauch lebte! Jetzt drehten sich langsam die Zweige nach oben, eine kleine, hellere Stelle erschien mitten im Grünen. Da sah er — der feindliche Posten — in einem Erdloch, mit Zweigen umwickelt — einem Strauch zum Verwechseln ähnlich — und horchte.

Es galt, ihn von hinten zu fassen. Ohne ein Geräusch mußte er verschwinden. Ich mußte es selbst versuchen. — Ich wollte Lorenz benachrichtigen und suchte nach ihm mit dem Fuße. Doch ich tastete vergebens. Nochmals suchte ich, indem ich etwas zurücktrah, und — stieß gegen einen Stein. Ein leises Knirschen ließ mich zusammenfahren und den Dolch fester fassen. Ob er es gehört hatte, da drüben? Wirklich hob er den Kopf, die Zweige drehten sich wieder nach oben, die kleine, hellere Stelle erschien — er horchte!

Langsam, zentimeterweise zog ich meine Knie dicht an den Leib, um für alle Fälle gerüstet zu sein. — Er lauschte noch immer — jetzt wogten die Zweige heftiger hin und her — Himmel! er mußte uns bemerkt haben —! Mit einem Satz fuhr er in die Höhe — ein kurzes, klatschendes Geräusch klang herüber, ein ersticktes Röcheln, ein dumpfer Fall — dann zischte die Stimme meines Lorenz gedämpft von drüben: „Herr Leutnant, er ist schon erledigt!“

Ein verteufler Bursche, der Lorenz! War mir also

richtig davongeschlichen, ohne zu fragen, auf seine Verantwortung. Sollte ich ihn nun loben oder tadeln? Seine Unvorsichtigkeit war gefährlich, und unsere Aufgabe lag noch vor uns.

(Fortsetzung folgt.)

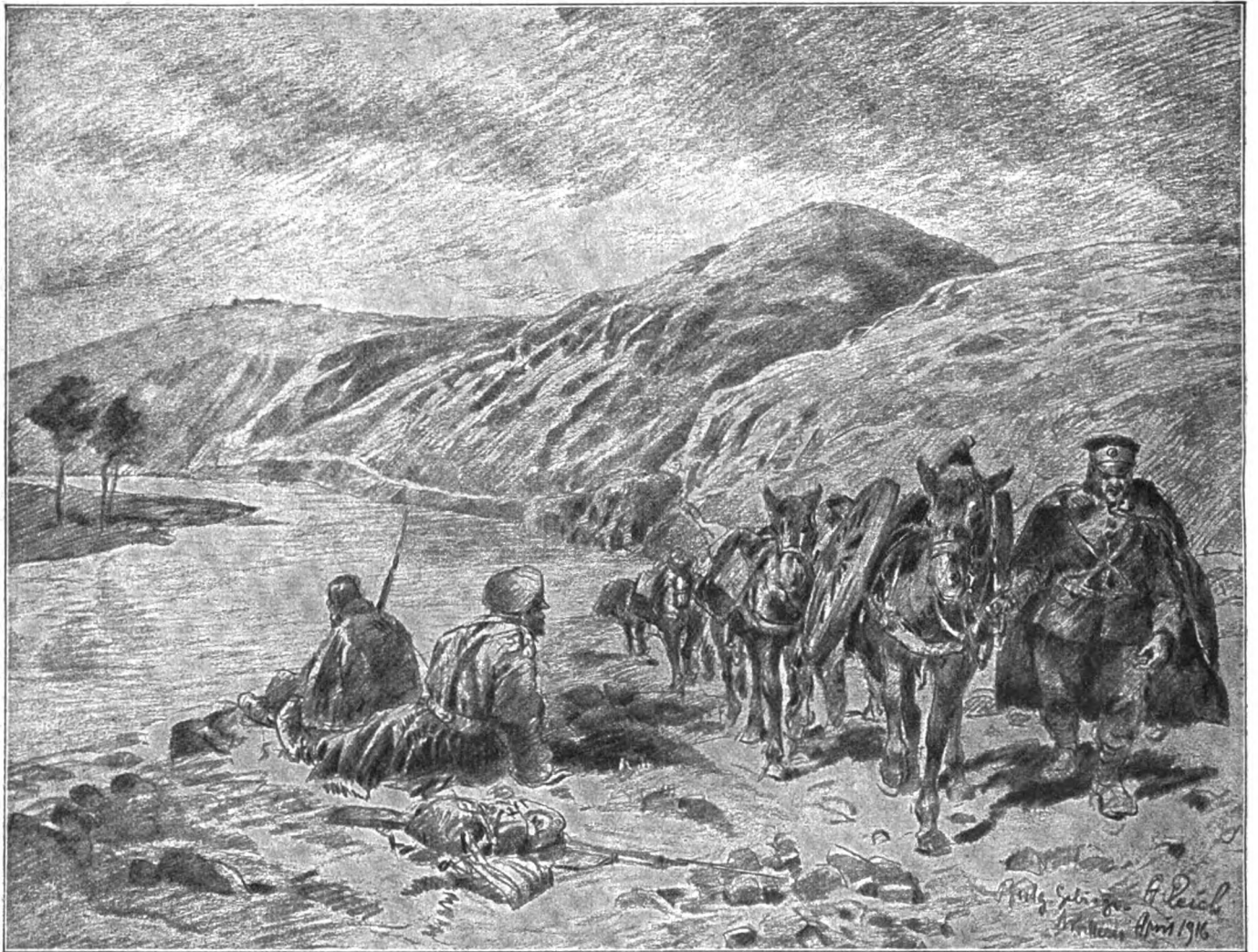
Feldherr und Chef des Generalstabs.

Von Baron v. Ardenne, Generalleutnant z. D.

In der Laienwelt sind über die gegenseitigen geistigen Beziehungen und hauptsächlich über die Arbeitsteilung dieser beiden militärischen Typen noch vielfach ganz unzutreffende Ansichten im Schwange. Oft wird angenommen, daß der Chef des Generalstabs (und jedes Armeekorps hat einen solchen) eine geistig so überragende Persönlichkeit sein müsse, daß sie den Feldherrn, Korpskommandeur und andere Führer gewissermaßen in den Schatten stelle. Nichts

Friedrich der Große war ganz auf sich allein gestellt und verlangte diese Selbstständigkeit auch von seinen Generalen. Dem General v. Wedell, dem preußischen Leonidas, schrieb er 1759: „Bei dem Heere stellt Er nunmehr meine Person vor; was Er befiehlt, geschieht in meinem Namen, als wäre ich selbst gegenwärtig. Ich habe Ihn bei Leuten kennen gelernt und setze in Ihn das unbegrenzte Vertrauen.“

Napoleon I., der grand capitaine, wie er sich selbst zu nennen beliebte, hatte trotz der gewaltigen Ausdehnung seiner Heere doch keinen Generalstab nach unserer heutigen Auffassung um sich. General Berthier, der den Namen eines Chefs des Generalstabs übrigens nicht getragen hat, war nur ein Rabinettchef, kein beratendes, sondern nur ein ausführendes Organ. Napoleon gab an seine Marschälle selbst und oft so eilig seine Anweisungen, daß Irrtümer unterliefen. Weder der Gehorsam noch die ergänzende



Bulgarische Gebirgsartillerie am Wardar. Nach einer Originalskizze des Kriegsmalers A. Reith, München

ist irriger als diese Annahme. Die Funktionen eines Generalstabschefs haben sich erst im Laufe des letzten Jahrhunderts entwickelt. Friedrich der Große hatte überhaupt keinen Generalstab. Bei Beginn des Siebenjährigen Krieges hatte er nur sieben Adjutanten zum Abstecken der Lager, zum Führen der Kolonnen durch schwieriges Gelände und dergleichen. Es ist in hohem Grade bezeichnend, daß die Zahl dieser Hilfskräfte im Lauf des Krieges auf zwei herabsank. Friedrich hat nur mit einem seiner Generale, dem bei Mions 1757 gefallenen v. Winterfeld, über die großen Operationen sich unterhalten. Einen Rat hat er nie erbeten, er würde ihn auch nicht gestattet haben. Er haßte geradezu das Geschwätz, das bei jedem „Kriegsrat“ sich einzustellen pflegt. Dem Herzog v. Bevern schrieb er vor der Schlacht von Breslau (22. November 1757) folgende erfrischende Zeilen: „Ich verbiete Ihm, daß er conseils de guerre abhält, denn da sieht man immer nur die Difficultäten. Wenn Er die tramontane (Entschlußkraft) nicht halten kann, so spreche Er unter vier Augen mit dem Obersten W. (Wobernow?), der Kerl hat Haare auf den Zähnen.“

intelligente Ausführung lüdenhafter Befehle war den Napoleonischen Unterführern eigen. Einmal brach er in die Worte aus: „Was glaubt ihr, was ich zu bedenken habe, der ich mit drei Männern wie Soult, Ney und Davoust rechnen muß?“ Die Folgen der Irrtümer waren Teilniederlagen überall da, wo der Kaiser nicht war — so bei Pulstus, Kulm, Großbeeren. Von Baugen sagte Napoleon, daß Ney ihm den Sieg durch Nichtbefolgung des gegebenen Befehls (auf den Kirchturm von Hochkirch zu marschieren) habe entslüpfen lassen. Napoleon ließ sich auch durch die Vielseitigkeit seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit vielfach von seinen rein militärischen Pflichten als oberster Heerführer abbringen. In hohem Grade bezeichnend ist, daß er beim Brand des Kreml in Moskau 1812 selbst eine Verordnung für das Ballett der Großen Oper in Paris verfaßte.

Napoleon war wie Friedrich der Große sein eigener Generalstabschef. Unter der Zahl seiner Gegner wuchs aber einer heran, der diese Bezeichnung auch im neuzeitlichen Sinne in vollem Maße verdiente: Gneisenau. Dem

preußischen Nationalhelden Blücher, dem Marschall „Vorwärts“, beigegeben, erkannte er bald, daß dessen Bedeutung im Wagemut, dem Erkennen der militärischen Lage (Friedrich der Große sagte im „coup d'oeil“) beruhe, ferner in dem gewaltigen Einfluß auf die Truppen und nicht zum wenigsten in der gänzlichen Furchtlosigkeit vor Napoleon. In letzterer Eigenschaft stand Blücher vielleicht einzig da. Gneisenau wußte nun diesem Charakter allen Schreibekram fernzuhalten und auf eigene Schultern zu übernehmen, selbst den Wortlaut der wichtigen Armeebefehle, deren Sinn Blücher aber nicht nur begriff, sondern den er selbst beeinflusste, ja die er selber schuf. Die große Waffentat der schlesischen Armee, den Übergang bei Wartenburg über die Elbe, hat Blücher mit eisernem Willen gewollt, vorbereitet und gegen die „Federfuchser“ im Großen Hauptquartier durchgefochten. Eine naive Unbesorgtheit hielt ihn von jeder nervösen Aufregung fern. Während Gneisenau bei dem folgenden gefährlichen Flankenmarsch nach der Saale „meditierte“, hegte der „alle Blücher“ Hasen.

Auch in allen Organisationsfragen ließ Blücher seinen Gneisenau allein wirtschaften. Während des achtwöchigen Waffenstillstandes 1813, den Gneisenau zur Aufstellung der schlesischen Landwehr benutzte, schrieb ihm Blücher:



Abladen eines schweren Geschützes von einem Transportdampfer im Hafen von Saloniki, dem „zweiten Gibraltar“. Nach einer englischen Darstellung.

„Landwehren sie man immer feste druff.“ Diese beiden Männer ergänzten sich aber wunderbar. Es war ein geheimnisvolles Band, das sie vereinigte. Es ließ sich weniger mit dem Verstand als mit dem Gemüt erfassen. Gneisenau hatte ja ganz das Zeug dazu, selbständig eine Armee zu führen. Es war eine Betätigung höchster Selbsterleugnung, daß er sich 1815 wieder Blücher unterordnete. Von seiner hohen Feldherrnbefähigung legte er die Probe nach der Schlacht von Vigny ab. Blücher war gestürzt und auf Stunden verschwunden. Gneisenau übernahm die ungeheure Verantwortung, den Rückzug der Armee auf Waivre zur Vereinigung mit Wellington zu leiten unter Preisgebung der Operationsbasis, die am Rhein lag.

Die Verförperung aber der Tätigkeit eines Generalstabschefs ist bei Generalfeldmarschall Graf Moltke zu finden, besonders auch deshalb, weil er „Schule“ gemacht, viele Hunderte von begabten Offizieren angelernt und damit eine Art wohlthätigen Sauerteigs in das Heer gebracht hat. Friedrich der Große und Napoleon waren nicht allein Feldherren, sondern absolute Monarchen gewesen. Sie hatten keine andere Verantwortung zu tragen als die gegen sich selbst. Gneisenau und Moltke trugen aber zu dieser Bürde noch die Verantwortung gegen ihren obersten Kriegsherrn. Es war selbst für Moltke nicht immer ganz



Deutsche Verpflegungskolonnen beim Verlassen eines Lagers auf dem Wege zur Front in Mazedonien.

Phot. A. Grob, Berlin.

Die Pflege der Waffe im Felde wird kaum weniger genau überwacht als die Gesundheitspflege des Soldaten selber. Es ist immer wieder eine Freude, zu sehen, wie blühsauer die Gewehre alsbald erglänzen, dieselben Gewehre, die vielleicht vor wenig Stunden noch im vordersten Graben bei Regen und tiefem, unergründlich tiefem Schmutz ihren Dienst getan haben. Trotzdem gibt es natürlich Ladehemmungen, besonders leicht bei den Maschinengewehren, denn wenn die Gräben unter Trommelfeuer liegen, so werden mit den Menschen auch die Waffen getroffen oder verschüttet oder zu Boden geschleudert. Wie manche Patrone fällt beim raschen Laden aus dem Rahmen, wie mancher gefüllte Rahmen hüpfte beim raschen Sprunglauf übers Feld aus der Tasche. Die Toten und Verwundeten werden von ihrer Ausrüstung befreit, man läßt ihnen das Nötige, mehr nicht. Tornister, Seitengewehre, Leibriemen werden, sofern das Bataillon die Sachen nicht an sich nehmen kann, der Gütersammelstelle zugeleitet, gesäubert, hergerichtet und rasch wieder in den Dienst der Truppe gestellt, die beständig Ersatz braucht. Vor Verdun waren es natürlich ganz überwiegend französische Infanteriewaffen und -munition, die bei dem siegreichen Vorstürmen der Deutschen massenhaft eingebracht wurden.

Ein französischer Helm oder ein Seitengewehr, eine Feldflasche oder ein Mantel ist natürlich schon ein fertiges Arbeitserzeugnis, kommt aber für die deutsche Truppe als solches nicht in Betracht. Es muß aufs neue in das große Sammelbecken der Kriegsfabrikation. Zu Bergen gehäuft lagen besonders die blaugrauen Helme der Franzosen da, und die wenigsten unter ihnen waren unbeschädigt, fast alle wiesen sie Kugellöcher auf, oft zwei oder drei, manchen sah man die Granatsplitter an und manchen den deutschen Beil- oder Spatenhieb. In welch erbittertem Nahkampf mochten diese Hiebe gefallen sein! Da lagen ferner gepackte Tornister, nagelneu, Wolljacken und Schützengrabentiefel mit Gummisohlen, zierliche Degen und schwere Korbsäbel, die Reste eines abgeschossenen, halbverbrannten Flugzeugs, ein paar Scheinwerfer und jene wunderlichen Gasabwehrapparate, die die Franzosen, ähnlich wie unsere Gärtner ihre Baumsprizen, mit Druckluft füllen und benutzen. Leere

Sandsäcke, Korbflaschen, Häute, Knochen, Hörner und Klauen, Kartuschen — das sind die Messinghüllen der abgefeuerten Granaten — Patronenhüllen überhaupt, dazu Kessel, Zintrohre und Blech, aus dem Brandschutt der zerstörten Dörfer mühsam hervorgeholt, Gummireste und Papier — alles, alles kommt hier zusammen.

In der Sammelstelle bringt der Vorstand, ein Hauptmann, mit seinen Landsturmeuten Ordnung in dieses Chaos. Was wieder verwendungsfähig ist, geht an das Ausrüstungsdepot der Armee, alles übrige wird in die Werkstätten der Heimat abgeliefert. Wagonweise verladen, nach Sorten getrennt, gehen die Güter des Schlachtfeldes ab, jede Art an ihren eigenen Bestimmungsort. Die Züge kommen und gehen in steter Folge, und es gibt Zeiten bei dieser Sammelstelle, wo durchschnittlich für eine halbe Million Mark Werte täglich fortgeschafft werden.

Wir fügen hier noch einige Zahlen an, die durch die Tageszeitungen bekannt wurden und auch für unsere Leser von Bedeutung sein dürften: Von den deutschen Heeren allein sind in den ersten 18 Kriegsmontaten auf den verschiedenen Kriegstheatern 1 429 971 Gefangene gemacht worden. Dazu ist zu bemerken, daß in dieser Zahl längst noch nicht alle Gefangene inbegriffen sind, Tausende und aber Tausende sind, weil die Überführung zu weitläufig gewesen wäre, in Österreich, vor allem in Galizien gelassen worden. Auch in Polen und Kurland findet man allorts russische Gefangene, die unter Aufsicht unserer Truppen dort zu Arbeiten herangezogen werden. Hierzu kommen noch an Material 9700 Geschütze, 7700 Munitions- und sonstige Wagen, ferner 1 300 000 Gewehre und 3000 Maschinengewehre. (Nachsch. d. Red.)

Am Narotschsee.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

(Hierzu die Bilder Seite 488 und 489 sowie die Kartenstizze Seite 486.)

Die große russische Offensive vom 18. März an hatte sich den Abschnitt südlich des Narotschsees als zweite Ein-



Fotobot. C. Ebert, Cassel.

Sammelstelle für Ausrüstungsgegenstände aus der Kriegsbeute, die hier berlesen und ausgesondert werden, um zur Umarbeitung und Wiederbenutzung in die Heimat gefandt zu werden.

bruchstelle erwählt, weil man auch durch ein Durchdringen der deutschen Front dort über die Kleinbahn weg nach Wilna gelangen konnte, und weil ja Wilna das erhoffte Ziel aller russischen Durchbruchversuche ist. Am Narotschsee hatten die Russen auch einen kleinen Erfolg zu verzeichnen, den einzigen, den sie überhaupt in der ganzen Zeit der Entlastungsoffensive aufweisen konnten. Auch hier arbeiteten sie mit einem Trommelfeuer, das den französischen Lehrmeistern alle Ehre machte, auch hier lagen hinter dem Berestuschnisumpf Anmengen von Menschen und Geschützen wie Munition. Die Russen brauchen ja mit französischen und englischen Geldern nicht zu sparen. Tagelang brüllte

dort der Sturm gegen uns an. Er vereinigte sich immer mehr auf eine vorspringende „Frontnase“ zwischen den Dörfern Motynza und Blisniki, die sich auf einem Höhenrücken hinzog. Sie ragte über den Sumpf empor und bot so treffliche Artilleriebeobachtung bis weit ins russische Gelände hinein. Bald wurde es klar, daß die Russen gegen diese Frontspitze flankierende Geschützwirkung erzielten, so daß man, um unnötige Verluste und Schwächung der ganzen Front zu vermeiden, die erste Stellung aufgab und sich in die zweite Stellung hinter Blisniki zurückziehen mußte. Das geschah am Morgen des 21. März. Die Russen drückten mit

Abermacht nach, aber sie steigerten nur ihre blutigen Verluste, die hier am Narotschsee, wie auch unten am Wischniewsee außerordentlich stark wurden. Den Granatenhügel, eine der letzten Höhen unserer vorspringenden Stellung, nahmen sie zwei Tage später, aber schon am 26. März brachte der glänzende Stoß tapferer westpreussischer Regimenter diesen Hügel und die anschließende Höhe wieder in unseren festen Besitz zurück und dazu gute Beute an Maschinengewehren und 1300 Gefangene.

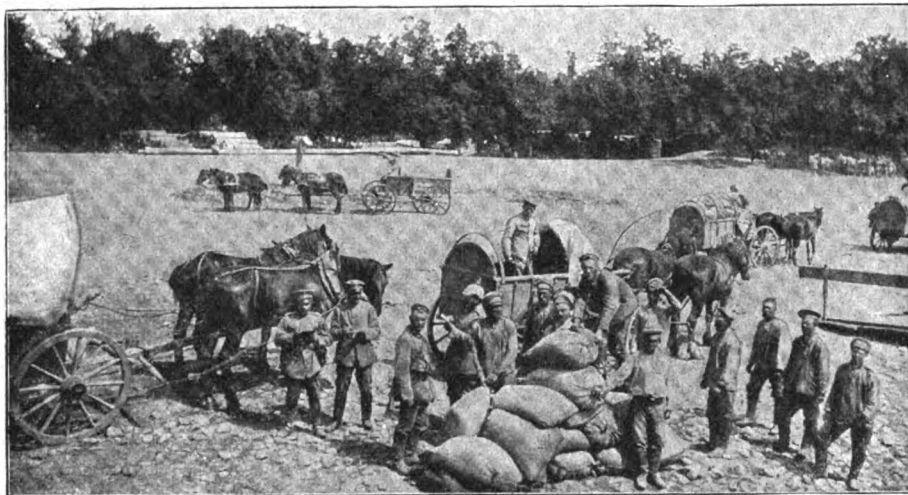
Nun lag unsere Front wieder vor dem Granatenhügel, sie bog aber hinter Blisniki immer noch ein Stückchen hinter unsere alte Stellung zurück. Ihr Eckpfeiler war dort die Friemelhöhe, die so genannt ist nach einem Pioniermajor, der sie zum erstenmal ausgebaut hat. Auf diese Höhe prasselte der wütende Regen der Geschosse Tage und Nächte. Die Erde ist dort rein umgepflügt von Trichtern und Löchern. Auf eine halbe Stunde kam einmal ein russischer Stoß herein. Der Unterstand des dort kommandierenden Bataillonskommandeurs war völlig zugeschüttet, und die Kompanien waren einen Augenblick ohne Führung. Aber alsbald drückte ein Gegenstoß die Eindringenden wieder hinaus, und die erfreuten Verteidiger gruben ihren totgeglaubten Bataillonsführer wieder aus. Drei Korps der Russen liefen sich hier zuschanden, um den geplanten Durchbruch unter allen Umständen, mit allen Opfern zu erzwingen. Noch am 7. April stürmten neue Divisionen an und ließen ein dichtes Leichenfeld vor unseren Gräben liegen.

Da beschloß unsere Führung, auch den letzten Schönheitsfehler aus den Tagen der russischen Entlastungsoffensive zu tilgen und die Russen auch aus ihren wenigen uns abgewonnenen Gräben zu vertreiben. Als am 28. April morgens um vier Uhr nun das deutsche Trommelfeuer losbrach, da waren die Russen vollkommen überrascht. Sie hatten weder von der Heranführung von Truppen, noch von der Anfuhr von Munition irgend etwas merken können, denn unsere Glieder hatten die ihren so gründlich niedergehalten, daß trotz der schönen Frühlingstage kaum einer sich aufzuheben getraute. Das deutsche Trommelfeuer brauchte nur sechs Stunden lang zu wirken. Es war so gründlich berechnet, so mathematisch für jeden Abschnitt und jede Batterie ausgeklügelt, daß wirklich „kein Auge trocken blieb“.

Schon während des Artilleriefeuers schlich sich am Narotschsee eine kleine Patrouille durch den Sumpf und die niederen Sträucher und Bäume des



Quartier deutscher Soldaten in einem litauischen Dorfe.

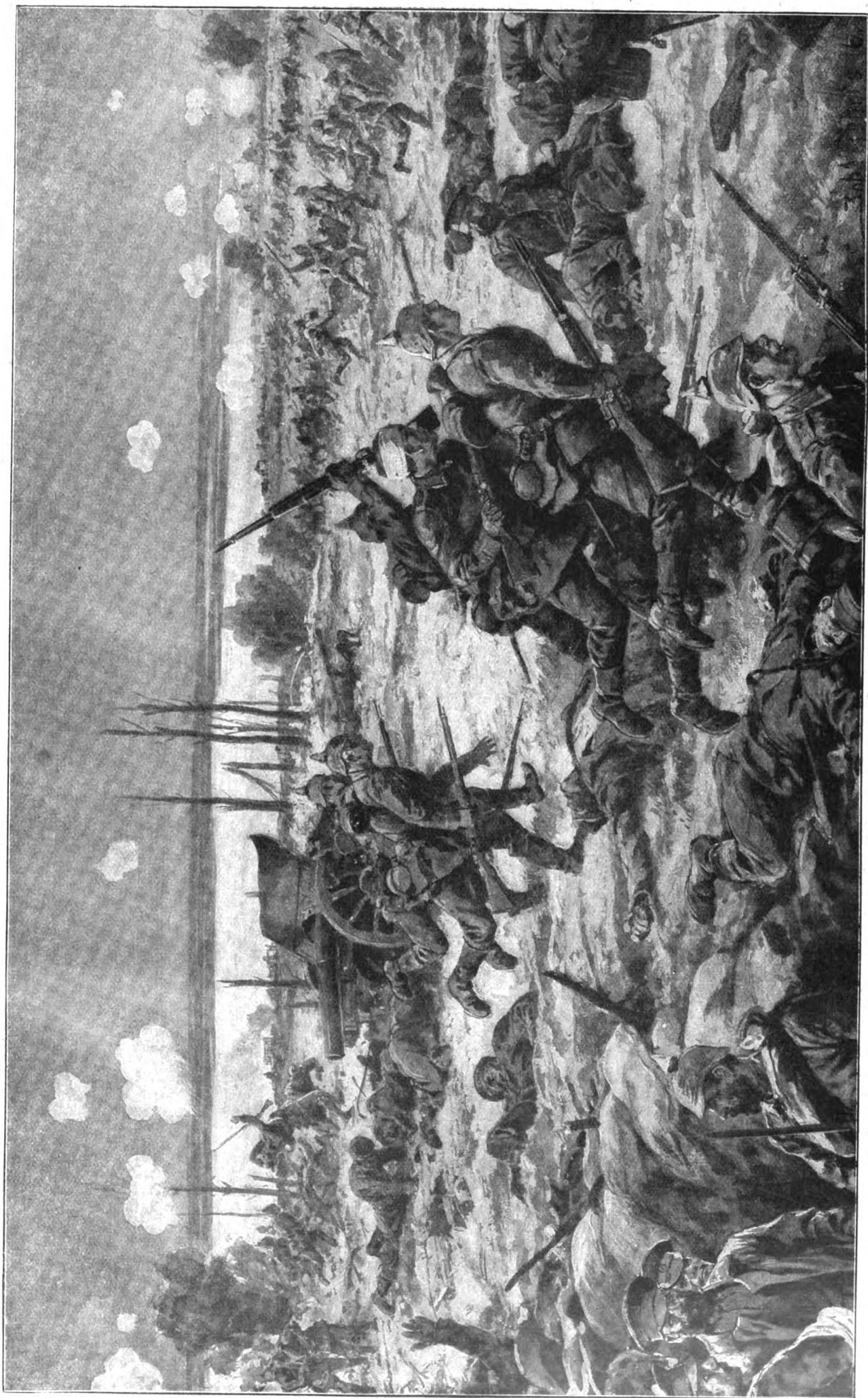


Trainkolonne beim Sackerladen am Niemen.



Litauisches Gespann.

Aus dem litauischen Seengebiet.



Deutsche Infanterie stürmt die russischen Stellungen im Sumpfgebiet des Narowschjees.
Nach einer Originalzeichnung von Johannes Gehrts.



Unschädlichmachung eines französischen Blindgängers.
Die Sprengkapseln werden aufgelegt.

Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.

morastigen Waldes vor und brach dann mit der übrigen Front pünktlich zur Sekunde um zehn Uhr zum Sturm los. Die Russen waren so überrascht und entsetzt, daß sie sich in Massen hier gefangen gaben. Es war kein Vordringen der Deutschen, sondern ein wilder Wettlauf (siehe Bild Seite 489). Vier Minuten nach zehn Uhr war der erste Russengraben genommen, wenige Minuten später der zweite. Die Russen hatten in dem wenigen von uns gewonnenen Gelände vier neue eigene Verteidigungslinien eingerichtet und mit Sandsäcken stark ausgebaut. Alle vier waren binnen einer Stunde in unserer Hand, wir hatten unsere alte Stellung vor dem 21. März wieder, ja, wir drangen in die alte russische Hauptstellung ein und stießen bis nach Kolodon vor, von woher man unsere so weit vorgelaufenen Truppen zurückholen mußte, weil es gar nicht in der Absicht der Führung lag, so weit vorzustoßen. Nur in der ersten russischen Linie setzte man sich fest, die auf dem Ostrand des Dorfes Sanarotscha beginnt und bis über Gut Stachowze führt. Ein ganz hübscher Bodengewinn war erzielt, und den Russen war ihre ehemals gute Artilleriebeobachtung genommen. Was hinter der neuen deutschen Front lag, das war ein wüstes Bild der Vernichtung und des Sterbens. Ein eigentlich heftiger Kampf fand dabei nur um eine Höhe 200,9 statt, die die Russen besonders zäh hielten, weil hier ihre Hauptbeobachtung war, und weil ihnen diese Höhe immer noch einen Einblick in unser Gelände gestatten konnte. In den Abendstunden war auch sie unser, und wir konnten über 5600 Gefangene nebst 28 Maschinengewehren als Beute melden. Später erhöhten sich die Zahlen noch etwas, und es kamen noch 5 Geschütze dazu, die man nächtlicherweile aus dem Zwischenraum zwischen den neuen Fronten herausholte. Das war gar kein leichtes Stück Arbeit, denn sie steckten bis über die Achse im Schlamm und mußten an langen Seilen erst herausgearbeitet werden.

Thüringer, Elßasser, Frankfurter Landstürmer und Badener, Brandenburger und

Pommern haben mit diesem Sturm ein schönes Heldentückchen deutschen Angriffsgeistes vollbracht. Sie haben es geleistet dank einer vortrefflichen Unterstützung durch eine glänzend geleitete und musterhaft schießende deutsche Artillerie, dank einer Vorbereitung, die bis ins Kleinste genau war und alles vorher berechnete und vorausah.

Die Russen hatten einst die Absicht, mit ihrer Entlastungsoffensive Wilna zu erreichen. Sie erreichten es auch. 5600 Gefangene zogen an einem schönen strahlenden Frühlingstage durch und besahen sich neugierig die Straßen ihrer Stadt, die man ihnen in so glühenden Farben als das Ziel der Offensive geschildert hatte. Und die Einwohner Wilnas schauten nicht minder neugierig auf das seltene Schauspiel dieses Durchzuges, das ihnen mehr von der Wirklichkeit erzählen konnte, als alle Zeitungsberichte und Telegramme.

Blindgänger.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 490 und 491.)

Man hört unsere Feldgrauen bei ihren Berichten oft von Ausbläsern und Blindgängern reden. Sie verstehen darunter meist feindliche Artilleriegeschosse, die nicht richtig geplatzt sind.

Während nun der Ausbläser ein Artilleriegeschosß ist, das infolge schlechter Bauart, manchmal allerdings auch infolge der Konstruktion, nicht ganz zerspringt, sondern nur seinen Inhalt aus der Geschosshülle hinaus schleudert, sind Blindgänger solche Geschosse, die trotz des Aufschlagens überhaupt nicht geplatzt sind, als Vollgeschosß auf der Erde liegen bleiben oder sich in Bäume, Häuser sowie in den Boden einwühlen.

Es ist natürlich, daß beide Arten von Geschossen nicht derartig wirken wie richtig plagende. Die Ausbläser haben wohl eine größere Tiefenwirkung ihres Inhalts, was man besonders auszunutzen sucht, wenn man absichtlich derartige Geschosse verfeuert. Doch kommt die Geschosswandung dabei nicht zum Plagen, sie kann also höchstens als ein Ganzes wirken, während sie andernfalls in unzählige winzige Teilchen zersprungen wäre, die ihrerseits

in weitem Umkreise Wunden und Tod gesät hätten. Die Gefährlichkeit der Blindgänger, denen wir uns nachfolgend besonders zuwenden wollen, geht zur Zeit ihres Aufschlagens schlafen, wenn man sie richtig weiter behandelt.

Der Blindgänger bleibt als vollkommenes Geschosß liegen und hat äußerlich dieselbe Form beibehalten, in der er seinerzeit von der feindlichen Batterie in das Geschütz geladen wurde und seinen kilometerweiten Luftweg nach dem Knall des Abschusses antrat. Pfeifend oder rauschend, je nachdem, ob es ein leichteres oder schwereres Kaliber war, bahnte es sich seinen Weg. Vielleicht brannte in seinem Innern der Zeitzünder, der ihn später zum Plagen bringen sollte, gar nicht an; vielleicht erlosch er, ohne das Zerspringen verursacht zu haben. So schlug das Geschosß also auf, aber es zerbarst nicht. Möglicherweise war der Aufschlagzünder auch schlecht gearbeitet. Schaden hat das Geschosß bisher verhältnismäßig wenig anrichten können. Ist doch der ganze Inhalt noch beisammen geblieben und in der Geschosshülle geborgen. Es ist nun noch nötig, daß man den Blindgänger unter sach-



Phot. A. Grohs, Berlin.

Von der Beschießung von Mittelkerle-Weftende durch die Engländer.

Deutscher Matrose neben einer nicht explodierten englischen Schiffsgrenate. Kaliber 38,5 Zentimeter, Gewicht 14 Zentner, Länge 1,48 Meter.

verständiger Leitung seiner böswilligen Eigenschaften beraubt. Bei jeder geringen Erschütterung durch Berühren sowie durch den Einschlag einer Granate, die in der Nähe zerspringt, kann das schlummernde Geschloß erwachen. Sein Lebensfaden glimmt wieder auf und entzündet die Sprengpulver im Inneren. Mit gewaltigem Krachen plätscht dann der Blindgänger, wie jedes andere Artilleriegeschloß, das der Feind frisch herübersendet.

Aus dem Erwähnten ist verständlich, daß ein Blindgänger, wenn er auch nicht ganz so gefährlich zu sein scheint wie ein zerplatzendes Geschloß, durchaus nicht ungefährlich ist. Seine Unschädlichmachung geschieht zumeist durch den Feuerwerker der Artilleriebrigade in jeder Division. Bisweilen werden dabei mehrere Blindgänger zusammen eingegraben und an einer Stelle, die abseits gelegen ist und in weitem Umfange abgesperrt wird, zusammen zur Entzündung gebracht. Unser Bild Seite 490 oben zeigt das Anbringen von Sprengkapseln an einem einzelnen französischen Blindgänger. Eine lange Zündschnur sorgt dafür, daß die Leute noch Zeit genug haben, sich aus dem Gefahrenbereich zu entfernen. Ist die Schnur abgebrannt, so werden dadurch zunächst die Sprengkapseln entzündet, deren Explosion auch den Blindgänger zum Zerplatzen bringt.

Unsere Feldgrauen werden von den Vorgesetzten immer wieder darüber belehrt, daß die Blindgänger durchaus kein harmloses Spielzeug sind. Um jeden Blindgänger soll möglichst ein Holzgitterchen angelegt werden, mit entsprechender Tafel, die auf die Gefahr aufmerksam macht, bis der Feuerwerker den Findling „springen“ läßt.

Man kann eine Betrachtung über Blindgänger, so kurz sie auch sein mag, nicht schließen, ohne an einige der vielen Blindgängeranekdoten zu denken. Soll es doch beispielsweise vorgekommen sein, daß der biedere Mustetier, der den Auftrag bekam, um den Blindgänger das erwähnte Geländer zu bauen, in Ermangelung eines Hammers oder eines Pfloches den Blindgänger selbst nahm und mit diesem die Pfosten einrammte!

Kein Feldgrauer konnte sich in F... eines Lächelns erwehren, wenn Kriegsberichterstatter oder Uneingeweihte eine Zeitlang einen großen Bogen machten vor einem Geländer mit einer Blindgängertafel. Die Gefahr, die von dieser Stelle her drohte, war durchaus nicht übermäßig groß. An die Tafel hatte ein wichtiger Feldgrauer nämlich geschrieben: Achtung! Junger Blindgänger! und am Boden lag — eine französische Infanteriepatrone.

Die Fürsorge für die Kriegsverletzten.

Von Professor Dr. Waldemar Zimmermann, Berlin.

(Schluß.)

5.

Zur Klarstellung seien die Hauptmaßstäbe für den Kriegsrentenbezug hier kurz wiederholt. Jeder Soldat hat Anspruch auf eine Militärrente, wenn er infolge einer „Dienstbeschädigung“, das heißt eines Anfalls oder einer Gesundheitstörung in seiner zivilberuflichen Erwerbsfähigkeit um mindestens 10 Prozent beschränkt ist; erfolgte die Beschädigung im Kriege, das heißt an der Front oder im Etappengebiet, so wird eine besondere Kriegszulage gewährt. Die Monatsrente beträgt bei voller Erwerbs-



Entladen einer angeschwemmten englischen Mine an der flandrischen Küste unter Aufsicht eines deutschen Offiziers.



Von der Beschießung von Mittelkerle-Weftende durch die Engländer. Nicht explodierende Seemine und französischer Lufttorpedo.

unfähigkeit für einen Gemeinen 45 Mark, für einen Unteroffizier 50 Mark und so weiter; die Teilrenten bei geringeren Graden von Erwerbsunfähigkeit gehen bis zu 10 Prozent dieser Beträge herunter. Die Kriegszulage beträgt 15 Mark monatlich. Bei Verlust einer Hand oder eines Fußes oder der Sprache oder des Gehörs tritt eine Verstümmlungszulage von monatlich 27 Mark hinzu, die bei völliger Erblindung oder andauerndem Siechtum zu verdoppeln ist. Für die Beurteilung der Erwerbsfähigkeits-einbuße beim glatten Verlust einzelner Gliedmaßen hat sich ein ziemlich fester Satz entwickelt, der zum Beispiel den Verlust einzelner Finger mit Teilrenten von 10 bis 15 Prozent, eines Auges mit 33 1/2 Prozent, einer Arbeitshand mit 70 Prozent bedeckt. Der Rentenanspruch bei Kriegsdienstbeschädigungen oder die Erhöhung früherer Teilrenten kann noch zehn Jahre nach der Entlassung geltend gemacht werden. Wird durch Nachuntersuchungen umgekehrt eine wesentliche Besserung der Erwerbsfähigkeit infolge von Gewöhnung und Einarbeitung bei gleichzeitig hohem Arbeitsverdienste des Kriegsbeschädigten festgestellt, so können auch die dauernd zuerkannten Versorgungs-

gebührrnisse gekürzt werden. Neben diesen gesetzlichen Renten und Zulagen können Kriegsbeschädigte, die trotz aller Bemühungen nicht in absehbarer Zeit ihr früheres Arbeits-einkommen annähernd wieder zu erreichen vermögen, auf Antrag beim Bezirkskommando Sonderzuwendungen aus hierzu schon während des Krieges bereitgestellten Mitteln erhalten. Wenn auch für manchen kleinen Mann die Erlangung eines festen Monatsgeldes von zum Beispiel 40 bis 60 Mark ohne eigenes Mühen und Sorgen zunächst

etwas Verlockendes haben mag, das ihn unter Umständen zu dem törichtesten Gerede gegenüber dem Berufsberater verführt: „Ich will gar nicht arbeiten, ich habe ja meine Rente“ — so ist doch diese Art von sogenannter „Rentenpsychose“ ein verhältnismäßig seltener Fall, denn nur ausnahmsweise reicht die Rente an das frühere Arbeitseinkommen des Kriegsbeschädigten heran und deckt seinen Lebensbedarf. Weit mehr Schwierigkeiten bereitet den Berufsberatern die Besorgnis des Beschädigten, daß er mit seinen halben Gliedern oder Sinnen sich in seinem alten oder neuen Berufe keine einigermaßen gesicherte, andauernde und ausreichende Erwerbstätigkeit schaffen könne. Er hat kein Vertrauen zu sich selber und befürchtet obendrein, falls er durch sein zunächst infolge Entgegenkommens des Arbeitgebers und der Arbeitskameraden vielleicht erfolgreiches Arbeitstreben einen leidlichen Verdienst erringt, daß er sich damit nur um die Gewährung einer angemessenen Rente bringt, die er in späteren ungünstigen Zeiten, wenn man ihn nicht mehr brauchen oder so freundlich entlohnen mag, als Einkommensergänzung bitter nötig haben könnte.

6.

Hier setzt nun die große Kunst des Berufsberaters ein, dem Beschädigten das Vertrauen zu sich selber, zu der militärischen Rentenbehörde und zu seiner künftigen Arbeitswelt zu stärken. Das Wort des beredten Vorkämpfers der Krüppelfürsorge, Prof. Dr. Biesalski: „Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus gibt es kein Krüppeltum mehr“, was etwa besagen will, daß jeder körperlich Beschädigte es wieder zu ausreichender Erwerbsfähigkeit bringen kann, geht zwar zu weit, aber dennoch muß der Geist und Wille dieses Wortes Berufsberatern und Kriegsverletzten jederzeit vorstehen und sie mit jener Zuversicht erfüllen, die über alle Bedenkllichkeiten hinweg zum frischen Wagen treibt. Der Verletzte ist ferner immer wieder auf die militärischen Erlasse hinzuweisen, daß die Heeresbehörde bei der Rentenbemessung in erster Linie nur die ärztlich erkundete Arbeitsfähigkeit berücksichtigt und sich durch die mehr oder minder hohe Entlohnung des Erwerbstrebens, das den Verletzten bei der wiederaufgenommenen Berufsarbeit auszeichnet, nicht zur „Rentenquetscherei“ bestimmen läßt. Der Berufsberater vermag den Verletzten auch von der Hilfsbereitschaft der Arbeitgeber und der Arbeiter, ihn gern wieder als Voll- oder Teilarbeiter in ihre Mitte aufzunehmen, zu überzeugen, wenn er ihm von den zahlreichen Rundgebungen der Berufsverbände der Unternehmer und der Gewerkschaften erzählt, wie sie es für ihre Ehrenpflicht erachten, dem Kriegsbeschädigten eine passende Arbeitsunterkunft bei normaler Entlohnung zu verschaffen und ihm bei der Einarbeitung beizustehen. Sein Lohn soll sich nach seiner Leistung richten und nicht etwa im Hinblick auf seinen nebenherlaufenden Kriegsrentenbezug gedrückt werden. In zahlreichen Gewerben befassen sich sogar besondere „Arbeitsgemeinschaften“ der Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen in vorbildlicher sozialer Eintracht mit der Frage, wie die

Kriegsbeschädigten am besten wieder in das Gewerbe einzuordnen seien und wie es mit der Lohnordnung für sie gehalten werden solle. Die Arbeitsnachweise der Gewerbe sind besonders mit der zweckmäßigsten Unterbringung der Kriegsbeschädigten beauftragt. Für kriegsbeschädigte Offiziere und Mademiker sorgen besondere Hilfsbünde und Beratungsstellen. Eigene „Anstellungsnachrichten“ für Kriegsbeschädigte geben das preussische Kriegsministerium, der Heimatdank in Sachsen und andere gemeinnützige Stellen heraus.

Bisher hat es auch gar keine Schwierigkeiten gemacht, die Kriegsbeschädigten rasch wieder in geeignete Arbeit zu bringen, da eben die Nachfrage nach männlichen Arbeitskräften, die für ein bestimmtes Fach angelernt und vorgebildet sind, auch bei beschränkter Verwendungsfähigkeit der Anwärter, während des Krieges größer als das Angebot ist.

Wie es nach dem Kriege werden wird, ist eine Frage für sich, deren Lösung aber ebenfalls schon frühzeitig durchdacht und vielseitig vorbereitet wurde.

7.

Ein besonderes Kapitel der Kriegsbeschädigtenfürsorge bildet schließlich die Rückleitung der Verletzten aufs Land

und ihre Ansiedlung in Rentengütern oder Kriegerheimstätten. Dieser Gedanke, der mit der großen nationalen Aufgabe der inneren sozialen Kolonisation Deutschlands eng zusammenhängt, beschäftigt schon lange die weitesten Kreise des Volkes, seine besten Köpfe und seine wärmsten Herzen. Der Hauptausschuß für Kriegerheimstätten hat unter Führung der Bodenreformer eine große Bewegung zur gelehreberischen Verwirklichung des Gedankens entfaltet; in Preußen ist auch bereits ein Zwischenschritt von 100 Millionen Mark zur Förderung der Rentengutsansied-



Phot. H. Hofe, Chemnitz.

Ein Denkmal für gestorbene Kriegsgefangene Franzosen und Russen in Deutschland.

Auf dem Friedhof zu Ebersdorf bei Chemnitz wurde im April 1916 in Gegenwart einer Abordnung von 250 kriegsgefangenen Franzosen und Russen ein Denkmal für deren im Gefangenelager in Ebersdorf gestorbene Kameraden errichtet. Nach den Worten des französischen und des russischen Geistlichen erkannte ein französischer Offizier in einer Ansprache dankbar die Förderung des Denkmals durch die Kommandantur des Gefangenelagers an. Das Denkmal, ein Werk des kriegsgefangenen Bildhauers David Debord aus Düren, stellt das um seine gefallenen Söhne trauernde Frankreich dar, gestützt auf die umflorte Tritonore. Eine Weinblume verfinstlicht den Todeschlaß, den Sockel schmückt ein Vorbeerzweig.

lung insbesondere von Kriegsbeschädigten bewilligt worden, und das im Reichstag beratene Kapitalabfindungsgezet soll es den Kriegsrentenbeziehern oder ihren Hinterbliebenen ermöglichen, einen Teil der jährlich sich wiederholenden Rente in einen einmaligen größeren Kapitalempfang umzuwandeln, um damit eine Heimstätte zu erwerben oder eine Anzahlung auf ein Stück eigenes Land zu leisten. So schön und gesund der Ansiedlungsgedanke ist, der sich vielfach auch mit genossenschaftlichen Bestrebungen verknüpft, so mannigfache praktische Schwierigkeiten und Bedenken stellen sich seiner tatsächlichen Durchführung in größerem Umfange entgegen. Diese Seite der Kriegsbeschädigtenzukunft mit ihren Nebenfragen erheischt eine besondere Erörterung. Aber niemand zweifelt, daß sie eine Lösung finden wird, die sich den auf allen anderen Gebieten erzielten großen Leistungen der allgemeinen beruflichen Kriegsbeschädigtenfürsorge ebenbürtig erweisen wird.

Auch hier gilt das Wort, dem man in der Gesamtarbeit zur Wiedertauglichmachung der Kriegsverletzten immer wieder begegnet: „Hoffnung ist ein starker Mut und neuer Wille.“



